Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Hundertzweiunddreißigster Band
34. Jahrgang: 1910: Januar – März

Verlag Nord und Süd G.m.b.H. Berlin.
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender Schles. Verlagsanstalt

Inhalt des 132. Bandes: Januar / Februar / März 1910

Politik und Geschichte:

Romane, Novellen, Skizzen:

Wissenschaft und Technik:

Theater und Literatur:

Gedichte:

Bildende Kunst:

Verschiedenes:

Kunstbeigaben:

Illustrierte Bibliographie:

Musikbeigaben:

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

34. Jahrgang 1909/10

~Erstes Januar-Heft~

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

34. Jahrg. Bd. 132 Heft 397 Erstes Januarheft 1910

M
S
NR

Ernst Müller:
Wilhelm Raabe
(Text von Heinrich Spiero)

Albrecht Wirth:
Die Lage in Südwestasien

Iran ist nur eine Figur im großen Brettspiel Englands. Stillstand ist Rückgang. Jedes Weltreich muß wachsen, oder es verliert an Prestige. Während wir einige Flecken Landes in Afrika, Schantung, und Neu-Guinea errafften, die uns bisher eine runde Milliarde gekostet und wenig eingebracht haben, hat sich Englands Besitz im letzten Menschenalter verdoppelt. Und Rußland hat seit vierzig Jahren einen täglichen Landzuwachs von 87 Geviert-Kilometern zu verzeichnen gehabt. Weltbritannien beherrscht jetzt $^{4}/_{20}$ der festen Erde, $^{1}/_{20}$ der gesamten Erde, dazu den ganzen Ozean, der $^{14}/_{20}$ der Globusoberfläche ausmacht, zusammen also $^{15}/_{20}$ der Oberfläche unseres Planeten. Selbst wenn man davon die ostasiatischen Gewässer, die Ostsee, und das Schwarze Meer, sowie vielleicht die arktischen Ozeane ausnähme, so gelangten wir doch zu dem erstaunlichen Ergebnis, daß die englische Macht $^{10}/_{20}$ oder $^{1}/_{2}$ der Gesamt-Erdoberfläche „kontrolliert". Nun sind da aber auch in dem weitmaschigen, wenn auch festgefügten Gewebe des britischen Weltreiches noch einige bedeutsame Lücken: in Mittelafrika, wo die Kap-Kairo-Bahn noch immer verzweifelt nach einem „Pachtgebiet" sucht, um das fehlende Mittelstück zu ergänzen; zwischen den Malaienstaaten auf Malakka und Birma; endlich zwischen Belutschistan und Indien. Grade in den letzten Jahren arbeitet man jedoch von Kelat und Ketta sowohl wie von Suez und Akaba aus daran, die Lücke im westlichen Süd-Asien zu schließen. Eine militärische Expedition ging vor drei Jahren von Gwadar in Belutschistan nach Mekran zu, um die dortigen, halbwilden Stämme zu besuchen. Im Anschluß daran ist auf den englischen Karten eine Grenzregulation vorgenommen worden, durch die sich der britische Einflußkreis um reichlich 120 Kilometer in der Richtung des Kusch-Naudar zu (eines 4000 Meter hoch aufragenden Vulkankegels) nach Westen verschieben würde. Die Küsten Süd-Irans und des ganzen persischen Golfs sind ohnehin schon seit lange vom britischen Handel und von britischen Kriegsschiffen abhängig gewesen. In der Tür-

kei arbeitet man hauptsächlich mit Konzessionen. Sir William Willcox, dessen Ruhm bei uns in Deutschland Rohrbach verbreitet hat, der bedeutendste Wassertechniker der Gegenwart, hat seinen Plan, das seit dem Niedergang der Sassaniden stark vernachlässigte und verkümmerte Mesopotamien künstlich zu bewässern, ähnlich wie es schon unter den Babyloniern und Sassaniden gewesen ist, wieder aufgenommen und die Erlaubnis, ihn durchzuführen, in Konstantinopel mit Eifer betrieben. Seltsam nur, wie die Angaben über das Kapital der Mesopotamia Irrigation Co., Limited, schwanken. Die einen sprechen von nur 6 Millionen Mark, die anderen von 200 Millionen; und dritte, die es ganz genau wissen wollen, versteigen sich sogar zu 600 Millionen. Jedenfalls kann man mit 300 000 £, wie die letzte Nachricht lautete, keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken. Am Tigris und in Nordarabien schließen sich daran Petroleum-Konzessionen; ein australischer Kapitalist, Herr Deakin, hat schon mit Bohrungen zwischen Schuster und Ahwas begonnen, und hat damit schöne Erfolge erzielt; um Nordarabien bemüht sich eine englische Gruppe, die mit dem Kreise von Piermont Morgan in Verbindung steht. Weiters ist die britische Schiffahrtsgesellschaft, die schon seit 1876 auf dem Schatt-el-arab und dem Tigris arbeitet, um eine Erweiterung ihrer Konzession in Konstantinopel eingekommen. Am wichtigsten aber ist ein Eisenbahnprojekt. Es handelt sich darum, Suez durch den Nordsaum des Nedschd mit Basra zu verbinden und von da weiter eine Linie durch Südpersien nach Ketta zu legen, wodurch denn der Anschluß an das indische System erreicht wäre. Die Transkontinentalbahn Suez-Bhamo (in Birma), eine allbritische, südasiatische Linie, böte ein Gegenstück zu der nordasiatischen Überlandbahn, der sibirischen. Wenn das gedachte Projekt ausgeführt ist, so wird ganz Arabien auf allen Seiten von britischem Einfluß eingeschnürt. Ob ein anderer Plan, der Aleppo über Palmyra mit Basra verknüpfen will, ebenfalls mit britischem Geld ausgeführt werden soll, habe ich leider nicht erfahren können.

Aus dieser Übersicht erhellt dreierlei: ganz Südwestasien soll von der britischen Macht überschattet werden; man sucht dies zunächst weniger durch Anwendung von Gewalt, als durch wirtschaftliche Beherrschung zu verrichten; die Geschicke Persiens werden ebensogut wie die der Türkei von britischer Hand manipuliert und sind daher nur in engster Verbindung mit den türkischen Vorgängen zu verstehen. Beide Länder, Türkei und Persien, sind ungefähr in demselben Stadium der inneren Entwicklung. Auf eine Revolution ist beiderseits eine Reaktion, und

dann neuerdings eine Wiederherstellung der liberalen Regierung gefolgt. Augenblicklich hat sich das Pendel abermals gedreht; untrügliche Merkmale zeigen eine zweite Restauration an. In Persien ist der neue Schah, Achmed, ohnehin nur gegen seinen Willen auf den Thron gestiegen; er hängt mit Zärtlichkeit an seinem abgesetzten Vater und verabscheut seine Umgebung. Die Geistlichkeit, die ursprünglich freiheitlich gesinnt war, jedoch sich in ihren Hoffnungen, die ausschlaggebende Macht bei der neuen Lage der Dinge zu gewinnen, getäuscht sah, ist wieder schahfreundlicher geworden. Nicht minder neigen sich die Bauern den alten Zuständen zu. Dort nun, von wo die Umwälzung ausging, im äußersten Nordwesten des Reiches, hat auch die jüngste Reaktion wieder eingesetzt. Ardebil war in die Hände der Schah-Partei gefallen. Der halbwilde Gebirgsstamm der Schasewanen und der Rahib-Khan hat dabei das Beste getan. Der ehemalige Flibustierführer, Sepahdar, nach seiner Heimat in Mazenderan auch Tunekabuni genannt, jetzt Kriegsminister, hat aber die drohende Gefahr sofort scharf erkannt und einen dreifach geteilten konzentrischen Angriff aus ganz Adherbaitschan befohlen. Ein deutscher Militärinstrukteur mit Maschinengewehren begleitet das Expeditionskorps. Wiedergewonnen wurde aber Ardebil seltsamerweise von den Russen, die sich doch immer als Freunde des Schah aufspielen. In der Türkei zeigt sich die Widerstandskraft der Reaktion ebenfalls in blutigen Aufständen. Eigentlich ist das ganze osmanische Reich ein einziges Aufstandsgebiet. In Arabien werden fortwährend große Schlachten gegen die Araber geliefert. In Mesopotamien und Syrien sind die Beduinenstämme noch auffässiger denn gewöhnlich. Am Tigris beschießen sie sogar die englischen Schiffe. In Kurdistan mußten vor Jahresfrist zwölf Regimenter gegen den einheimischen Fürsten Ibrahim Pascha aufgeboten werden. Allein die Aktion hatte wenig Erfolg. Ibrahim fiel zwar durch Gift, aber die Kurden denken nicht an Unterwerfung. Am bedenklichsten sieht es in Armenien aus; dort werden die Unruhen aus zwei Nachbarreichen her genährt, und wird beständig die russische und persische Grenze verletzt. Scharen armenischer, und letzthin auch georgischer Revolutionäre ziehen über Choi nach Van, sowie nach dem persischen Salmas, um ihren Glaubensgenossen, den dortigen Armeniern, gegen die Hamidiehmiliz beizustehen. Der Traum eines geeinten armenischen Reiches tut sich wieder auf. Man denke sich einfach das preußische, österreichische und russische Polen in Aufruhr, und man hat ein genaues Bild von der Lage am Vansee, Urmiasee und Ararat. Selbst

die harmlosen und gar nicht beherzten Nestorianer helfen den Armeniern. Ich möchte hier eine Bemerkung über die deutschen Waisenhäuser in dortiger Gegend einschalten. Ich kam nach Choi und Urmia, als jene Häuser gerade gegründet waren, und persönlich kann ich nur mit Freude und Dankbarkeit an die so anregenden Tage mit Johannes Lepsius, dem leider verstorbenen v. Bergmann (einem feinen, weltmännischen Balten) und dem Hans in allen Gassen, Avetaranian, der aus den Makamen des Hariri emporgetaucht zu sein schien, erinnern. Ich konnte mich jedoch schon damals kaum davon überzeugen, daß das deutsche Geld nutzbringend angewandt war. Ein älteres Beispiel dafür drängte sich in einem uralten Flecken zwei Stunden südlich von Urmia gradezu auf. Da war ein Syrier vor Jahren durch die deutschen Gauen gewalzt und hatte tüchtig Geld für eine nestorianische Kirche zusammengebettelt. Zunächst konnte es billig auffallen, daß zwar eine recht hübsche Kirche von dem Geld erstand, aber daß auch der Einsammler, der blutarm von dannen gezogen, sich ein schmuckes geräumiges Haus baute. Aber es kam noch besser. An 15 000 Syrer wurden durch die Bemühungen der Russen zur griechisch-unierten Kirche bekehrt. Diese behaupteten, dem Glauben, zu dem die Mehrzahl der ansässigen Bevölkerung gehöre, müßte auch die Kirche zufallen. Man verweigerte die Schlüssel zum Gotteshaus. Das half jedoch nichts. Die Anhänger der Popen drangen einfach durch die Fenster hinein und behielten seitdem die Kirche. So haben also die gutmütigen Deutschen für eine Ausbeutung russisch-pravoslaver Macht Geld gegeben. Ich hoffe nur, daß jetzt die Waisenhäuser nicht ähnliche bittere Erfahrungen machen werden.

Zu den Unruhen in Arabien, Mesopotamien und Hocharmenien kommen weitere in Anatolien, wo das alttürkische Element sich noch keineswegs mit der jungtürkischen Regierung ausgesöhnt hat, kommen Bandenkämpfe in Mazedonien und Bürgerkriege in Albanien. All das scheint indes den drahtziehenden Engländern nur höchst erwünscht zu sein. Kürzlich hat sich herausgestellt, daß der britische Gesandte in Athen, Sir Edward Elliot, dafür eintrat, Kreta den Griechen zu geben. Ein Gesandter derselben Macht, die doch fortwährend die beste Freundin der Türkei zu sein behauptet. Wie soll man das zusammenreimen?

Felix Braun:
Der Schatten des Todes — Roman

Erstes Kapitel.

Wie süß und sonderbar doch der Beginn ist: sein eigenes Leben für sich aufzuschreiben. Ich weiß nicht, wie es kam, aber eine Ahnung ist in mir, als müßte ich durch diese Worte langsam erlöst werden, als müßte, Teil für Teil, die große Last von mir weichen, die viele traurige, in dumpfem Dahinbrüten verbrachte Jahre lang meine Seele beschwert hatte, so daß ihr Leben anders und strenger ward als das aller übrigen leidvollen Seelen. Und es ist etwas Gutes daran, die toten Stunden so heraufzubeschwören, — Lichtes und Finsteres träumend und ohne tiefere Erregung, gleichsam selbst als Schatten wieder zu erleben, denn es mag dann manches erst voll verstanden werden, worauf wir in den raschen Tagen einen Fluch oder einen Segen legten. Darum meine ich auch, erst jetzt geworden zu sein, was die anderen mit dem großen Wort „weise" auszudrücken glauben, und das wohl dasselbe bedeutet wie: „reif" oder „bereit" oder „besonnen". Dies ist ja das Ganze: in welchem Spiegel wir die Dinge betrachten und ob auch die anderen in den gleichen Spiegel blicken können, ohne ihren Augen wehe zu tun. Aber ich will lieber erzählen, und es ist so innig und schön, daß ich mir das alles selber sage, gleichsam als hätte ich mich losgelöst von meiner Seele und spräche nun mit ihr wie mit einem einsamen Freund, dem es genug Liebe ist: zuzuhören. — —

Solange ich zurückdenken kann, immer haben mich die Menschen seltsam gefunden. Nicht, daß ich durch besondere Gaben irgendwie meine Geschwister überragt hätte —: meine Kindheit glich in ihrem Grunde nur zu sehr der Kindheit der vielen, die später auch im Leben ruhig und unbemerkt dahingehen. Aber ich gehörte zu jenen, mit denen das Schicksal gleich zu Beginn das Spiel der Gefahr versucht. Man hat mir später oft erzählt, es wäre ein Wunder gewesen, wie ich, dem alle Ärzte mit Sicherheit das Leben abgesprochen haben, dennoch hätte gerettet werden können, und meine Mutter, die oft und oft davon sprach,

pflegte jedesmal zu sagen: „Gott muß dich sehr lieb haben, Clemens, gib acht: er wird dich zu großen Dingen führen." Ich lachte darüber, wie einer, der in sicherster Höhe ist; heute aber, da ich mein Leben ruhig überschaue, will mir jenes frühe Zusammentreffen mit dem Tode nicht aus dem Sinn, und nun ist es mir, als hätte er sich gerächt an mir, dafür, daß ich ihm damals entrissen wurde.

Langsam floß die frühe Zeit dahin. Jeder Tag brachte neue Ereignisse, manche Nacht war schwer von Träumen. Und das war das Besondere an mir: daß mich alle Dinge, selbst die geringsten, gleich stark ergreifen konnten. Das Mitleid war mein tiefstes Gefühl. Man durfte mir keine Märchen vorlesen und keine Kindergeschichten erzählen; denn sobald ich spürte, daß einem Helden, den ich bereits liebgewonnen hatte, Unheil bevorstünde, begann ich bitterlich zu weinen und zu flehen, nicht fortzufahren. Ich fürchtete mich, das Ende zu hören, und war doch voll Spannung. Dann geschah es wohl, daß ich den Weitergang der Geschichte träumte und, schweißbedeckt, mitten in der Nacht erwachte. Meine Eltern schliefen im selben Zimmer, und ihre Atemzüge flüsterten in der großen Stille. Ich lag und wagte kein Glied zu rühren. Aber in den mondhellen Nächten lag ein so weißer Schein auf den Dingen, daß mir bange wurde, und je länger ich in das Licht starrte, um so abenteuerlichere Formen nahmen die Dinge an, und bald war ich von feindseligen und drohenden Gestalten umgeben. Die Säulen an den Sessellehnen streckten sich und wurden zu Armen, die nach mir zu greifen schienen; die Löwenköpfe an den Kästen begannen die Mähnen zu schütteln, und die weißen Tücher, die an einem Ständer hingen, wurden zu Tieren und bekamen glühende Augen. Manchmal neigte sich etwas sehr Schweres über mich, und ich fühlte Finger an meinem Körper. Dann begann ich zu schreien, bis meine Stimme umschlug, und meine erschreckten Eltern hatten viele Mühe, mich zu beruhigen. Sie nahmen mich und legten mich in ihr Bett zwischen sich, und da war es auf einmal ganz sicher, daß ich lachen mußte und alle Ungeheuer zum Kampf herausforderte. In der Früh — wenn ich erwachte — fand ich das ganze Zimmer höchst friedlich und dachte kaum an die schreckliche Nacht. Ich trieb allerlei Unfug, lärmte und tollte den ganzen Tag lang, erst gegen Abend ward ich still, und oft trat ich ans Fenster, um die Wolken zu betrachten, denen ich allerlei Gestalten andichtete. Dann sah ich immer, bevor es Nacht ward, den lieben Gott aus einer großen weißen Wolke emportauchen und seine Hand gegen mich ausstrecken. Gleich darauf sprühte es in allen Farben

über den Himmel, und ich war sehr gerührt und erfreut darüber, daß Gott sich mir offenbart hatte.

Ich erinnere mich einer Nacht, da ich beschloß, einmal nicht zu beten. Ich wollte sehen, wie Gott sich dazu stellte. Ich war sehr tapfer und legte mich nieder, ohne das gewohnte: „Müde bin ich, geh' zur Ruh'" auch nur zu beginnen. Mit offenen Augen lag ich und wartete auf Gott. Ich dachte daran, daß er mich strafen würde, und nun geriet ich ins Zittern, daß mir die Zähne aufeinander schlugen. Zum Glück kam meine Mutter und fragte mich, ob ich gebetet hätte. Da stellte ich mich, als hätte ich es vergessen, und sagte das Gebet nun zweimal her. Aber die Reue half nichts, ich konnte nicht schlafen, von dunklen Gedanken hin und hergeworfen. Von da an getraute ich mich nicht mehr, Gott um ein Zeichen zu bitten, und wagte es auch nicht wieder, des Abends am Fenster zu stehen.

Hierauf begann die Zeit der Furcht, der unerklärlichen Angst vor finstern Ereignissen und finstern Menschen, denn nun hatte ich mein gutes Gewissen verloren. Wenn es draußen Gewitter oder große Stürme gab und ich mich in einem entlegenen Winkel verkroch, sprachen die Großen leise mit einander, aber doch so, daß ich es hören konnte, denn darauf war es eigentlich abgesehen, was ein gutes Gewissen wert sei, und wie man sich nicht zu fürchten brauche, wenn man nichts Schlechtes angestellt habe und Gott liebe. Ich hörte das alles aus meiner Ecke und befragte mich unaufhörlich, ob ich noch auf Gott zählen dürfe und ob mein Gewissen noch ein gutes genannt werden könne. Aber ich kam nicht lange zum Nachdenken: im nächsten Augenblick hatte ich alles vergessen und war nur der einen ungeheuren Angst wehrlos preisgegeben: wenn der Blitz nur nicht zündet! „Lieber guter Gott, wenn es nur nicht einschlägt! wenn nur kein Unglück geschieht! Lieber guter Gott, laß es vorübergehen, diesmal noch, dieses einzige Mal noch, lieber, lieber guter Gott!" . . . So kauerte ich in meinem Winkel und betete und sprach die verworrensten Reden, bis mein Vater aufstand und mich anherrschte, ich solle schweigen und mich schämen; ich wolle ein Junge sein und benehme mich feiger als meine Schwestern. Dann bezwang ich mich wohl und ward still, aber die Angst tobte heimlich in mir weiter, bis sie auf einmal durch einen Weinkrampf erlöst wurde. Doch dann war das Gewitter schon längst vorüber.

Diese Furcht vor den geheimnisvollen und großen Dingen erreichte endlich ihre Höhe, als ich im Menschen ein Gefährliches erkennen lernte.

Meine Mutter nahm mich jeden Donnerstag zum Besuch der Großmutter mit, und ich freute mich schon die ganze Woche darauf, denn die Großmutter sorgte gut dafür, daß ich über Hunger nicht zu klagen brauchte. Freilich: womit anders sollte sie mich entschädigen, der ich in einem großen Kreis von Frauen sitzen mußte, die über alle möglichen fremden Dinge sprachen. Da geschah es nun einmal, daß es plötzlich stille ward, und die Großmutter aus der Zeitung vorzulesen begann. Solches hatte sich — soweit ich mich erinnern konnte — früher nie zugetragen, und da ich ohnehin allen Vorrat bereits verzehrt hatte, so beschloß ich, zuzuhören. Und je mehr ich zuhörte, um so erregter ward ich, und schließlich stand ich leise auf und trat näher an die Lesende heran. Der Inhalt des Vorgelesenen war, daß ein großer Raubmord in einem der äußersten Bezirke — in Ottakring oder Hernals, glaube ich — begangen worden war (wenn ich mich recht erinnere, war es ein Advokat, den sein Schreiber erstochen hatte). Ich hatte früher Ähnliches nie gehört und stand nun, ganz rot vor Aufregung, hinter Großmutters Stuhllehne. Als sie geendet hatte und unter den Frauen ein schweres Schweigen Platz griff, sagte ich plötzlich sehr laut: „Und was ist mit dem Mann geschehen, Großmutter?" Da sich hierauf aller Gesichter mir zuwandten — ein wenig angstvoll, wie es mir schien — und meine Großmutter, sprachlos vor Staunen, die Brille abnahm und die Lippen öffnete, ohne daß ihr eine Antwort gelingen wollte, rief ich aus: „Wer weiß, ob er nicht jetzt bei uns versteckt ist?" Da begannen alle zu lachen, und eine schöne junge Frau, die mich oft emporhob und küßte, sagte: „Aber Clemens, wer wird denn so ein dummer Bub sein? . . . Der ist ja schon längst eingesperrt und wird niemandem mehr etwas anhaben können." Und eine ältere Dame, die ich nicht recht leiden konnte, weil sie eine große Warze auf der Nase hatte und beim Sprechen mit der Zunge anstieß, sagte halblaut: „Der wird ohnehin aufgehängt werden; den begnadigt der Kaiser keinesfalls." Immer mehr schien sich mir eine verborgene Welt zu öffnen, und ich blickte ratlos zu meiner Mutter hinüber, die lächelte und aufstand, mich bei der Hand nahm und mit mir, nachdem wir uns empfohlen hatten, nach Hause ging.

Auf dem Wege fragte ich meine Mutter vieles, aber sie antwortete ausweichend und scherzte über alles, was ich sagte. Beim Abendessen wandte ich mich an den Vater, aber auch der wollte nichts hören und begann mich zu necken, und als mich dies nicht befriedigen konnte, mochte er sogar mit mir spielen. Ich ließ mich von ihm herumtragen und auf

seine Schultern setzen, so daß ich mit dem Mittelfinger zur Not die große Wanduhr ganz oben berühren konnte. Allein diesmal lachte ich nicht. Sonst pflegte ich es so arg zu treiben, daß die Eltern zum Schluß böse wurden, ja sogar mich manchmal ohne Gutenachtkuß schlafen schickten. Als endlich meine Zeit gekommen war und ich zu Bett ging, kam die Mutter und sagte, daß ich nicht weiter über das nachdenken solle, was ich heute gehört habe. Man könne nie wissen, ob alles wahr sei, was in der Zeitung stünde. Es gäbe allerdings schlechte Menschen, aber in unserer Gegend kämen solche nicht vor. Auch sei das Haustor doppelt versperrt und die Türe desgleichen, ja sogar die Sicherheitskette hänge vor; es werde kein Mensch so dumm sein und sich in ein Haus wagen, in dem so viele Parteien wohnten, er hätte erstens gar nichts davon und würde zweitens jämmerlich aufgehängt werden. Ich solle mir also keine Gedanken machen und schauen, von etwas recht Schönem zu träumen. Damit beugte sie sich zu mir nieder und gab mir einen langen Kuß, ich schlang die Hände um ihren Hals und wollte ihren Kopf nicht loslassen, bis sie mir endlich über die Wangen strich und mir Gutenacht sagte. Dann seufzte ich auf und schloß die Augen.

Diese Nacht zu beschreiben, bin ich auch heute nur schwer imstande, denn noch immer wird die Erinnerung an sie lebendig und fast tönend. Ich verstellte mich lange gut, um meine Eltern nicht zu stören, aber damals hörte ich die geheimen Stimmen des Dunkels und der Möbel, die mit einander über die Menschen und über einander sprachen. Immer glaubte ich, Schritte zu hören, und oft wähnte ich, ein heißer fremder Atem schlüge mir entgegen. Es trieb mich an, aus dem Bett zu steigen und Licht anzuzünden, denn es konnte wohl als sicher gelten, daß einer unter dem Bett der Eltern versteckt lag. Ein Jäger mußte es sein; ich hatte sein Gewehr gesehen, und auch den Dolch hatte ich bemerkt, den er halb verhüllt in der Hand hielt. Als aber, schon gegen die Morgenstunde zu, einer der beiden dunklen Vorhänge — ich weiß nicht wodurch — eine leise wellende Bewegung machte, schrie ich gellend auf, als suchte ich all meine niedergepreßte Angst durch diesen Schrei freizumachen. Ich schrie und schrie und wollte nicht innehalten, selbst dann nicht, als die ganze Wohnung erhellt war, die Lampen angezündet waren und Eltern und Dienstboten um mein Bett standen. Mein Vater trug mich in sein Bett, aber ich hielt mich an ihm fest und schrie — bis ich ermattet ins Kissen sank. Tags darauf lag ich in hitzigem Fieber, und nun kamen entsetzliche Träume, deren ich mich heute nur noch dunkel entsinne.

Nicht lange darauf muß sich zugetragen haben, was ich wohl mein erstes Erlebnis nennen kann, wofern man mit diesem Ausdruck etwas bezeichnen will, das plötzlich gebieterisch vor uns steht und uns zwingt, einen anderen und vielleicht auch gefährlicheren Weg zu suchen, als wir bis jetzt gegangen sind. Aber ehe ich berichte, muß ich doch ein wenig Gericht über mich selbst halten. Ich war nämlich, so seltsam dies auch nach dem vorher Erzählten scheinen mag, überaus heftig, leicht aufflammbar, manchmal sogar jähzornig. Ich ließ mich oft zu Worten und Gebärden hinreißen, die ich an andern verabscheute, ja die sogar mich selbst in die größte Aufregung versetzen konnten, und ich erinnere mich noch sehr gut, wie sehr erregt ich darüber war, daß einer meiner Mitschüler die Faust gegen den Lehrer ballte und ihm freche Worte ins Gesicht rief. Dennoch konnte es nicht selten geschehen, daß ich, wenn mich die Mutter zurecht wies, zu schreien begann, aufstampfte und zum Schluß aus dem Zimmer stürzte, die Tür krachend ins Schloß schlagend. Dann war meine Mutter den ganzen Tag sehr still und sprach nur wenige Worte, die aber so leise, daß ich vor Rührung und Reue hätte aufschluchzen mögen; doch bezwang ich mich und ward nur noch trotziger. Ich sah weg, wenn sie an mir vorüberkam, und blickte zu Boden, wenn sie Fragen an mich stellte, als wäre nichts geschehen. Meine Schwestern aber sahen mich groß an und wichen scheu vor mir zurück, oder sie sprachen heimlich miteinander und zeigten dann wohl auch ab und zu auf mich hin. Das brachte mich oft in so sinnlose Wut, daß alles wieder von vorn begann, bis endlich der Vater energisch einschritt und ich in meinem Zimmer mit unaufhörlichen Tränen büßen mußte.

Eines Sommertags nun — wir wohnten damals auf dem Lande — geschah das Besondere, von dem ich erzählen will. Meine Schwestern Angelika und Renate waren mir im Garten atemlos entgegengelaufen und gaben mir ein Rätsel auf. Ich merkte nicht, daß sie untereinander abgemacht hatten, mich zum besten zu haben, und setzte nun meinen Stolz darein, es zu erraten. Ich riet und riet, aber es half nichts, und jedesmal, wenn ich etwas gesagt hatte, blickten sich Angelika und Renate an und begannen dann laut herauszulachen. Ich muß mich nicht sehr gescheit dazu gestellt haben, denn sie gaben mir nicht gerade schmeichelhafte Namen. „Dummer Clemens, dummer Clemens" sangen sie und erfanden dazu einen eigenen Rhythmus, der ihnen so gefiel, daß sie gar nicht aufhören wollten, „dummer Clemens!" zu rufen. Da schoß mir das Blut ins Gesicht, ich sprang auf Angelika zu, ergriff sie beim Zopf und riß sie

so heftig herum, daß sie schmerzlich aufschrie. Wie heute erinnere ich mich daran, wie heute sehe ich das blasse Gesicht des kleinen Mädchens, dem die Tränen groß über die Wangen liefen. Noch fühle ich in der Hand den Zug, mit dem sie sich losriß, noch gellt mir der lange Schrei in den Ohren, den sie ausstieß, als sie gehetzt vor mir floh, der hinter ihr her gelaufen kam, die Hände weit vorgestreckt, um sie zu fassen. . . . Schon hatte ich sie, schon berührten meine Finger ihr Kleid, als die Mutter die Atemlose in die Arme schloß . . .

„Was hast du, warum läufst du so?" fragte sie, aber Angelika vermochte nicht zu sprechen. „Er . . . er . . .er" stammelte sie und barg den Kopf in den Schoß der Mutter.

„Er will uns hauen, Mama!" sagte nun Renate, die auf einmal dastand, und die ich vorhin in meinem blinden Zorn nicht bemerkt hatte.

Ich wollte mich auf sie stürzen, aber Mutters Hand umspannte ungewöhnlich hart die meine: „Was haben sie dir getan, Clemens?"

„Ausgelacht haben sie mich, beide . . .! Die ganze Zeit lachen sie mich aus! Die Elenden . . . die . . . die . . . — Aber ich werde es ihnen schon zeigen! Morgen! Wartet nur: morgen! Da könnt ihr versichert sein! Wartet nur! . . . Da gebe ich euch mein Ehrenwort . . .!"

„Was wirst du denn morgen tun?"

„Hauen!"

„Da fürchte ich mich aber sehr!", sagte Renate, die Mut bekam, weil sie bei der Mutter sicher war. „Da fürchte ich mich ganz entsetzlich! Nicht wahr, Angelika . . . du! Hauen will er uns . . . hörst du, Angelika?"

Die Angeredete hob den Kopf: „Er soll nur! . . . Der Kerl! Der rohe Kerl! . . . Er soll sich nur trauen!"

Ich trat auf Angelika zu. „Hast du noch nicht genug?" schrie ich, vor Erregung am ganzen Leib zitternd.

Statt aller Antwort hob Angelika die Hand gegen mich, und nun brach mein ganzer Schmerz und mein ganzer geknickter Stolz aus mir hervor. Ehe die Mutter es sich versah, war ich auf Angelika zugesprungen, hatte sie von Mutters Kleide losgerissen und hieb nun mit den Fäusten blind auf sie ein. Dazwischen schluchzte und weinte ich und spürte die warmen Tränen auf Wangen und Händen. Sinnlos schlug ich um mich, und ich glaube, als die Mutter dazwischentrat, traf ich wohl auch sie mit meinen Schlägen. Ich muß damals häßliche und freche Worte gespro-

chen haben, denn ich sah deutlich, wie das Gesicht meiner Mutter plötzlich wie im Schatten war. Dann begann sie mir friedlich und liebevoll zuzusprechen, aber ich war außer mir geraten und verstand in jedem Wort eine neue Kränkung. Immer unverschämter ward ich und getraute mich, Dinge zu sagen, die mir, wenn ich daran denke, noch heute das Blut in die Wangen treiben. Doch ist mir die Erinnerung schon stark verdunkelt, nur das Ende des Streites steht mir noch klar im Gedächtnis: Ich lief fort. Ohne aufzuhören, lief ich, bis ich an ein Feld kam, auf dem die Garben lagen. Auf eine setzte ich mich und weinte . . . weinte und trug Leid und Schuld so mühsam, daß ich mich am liebsten hingeworfen hätte. Lange saß ich so und wartete, ob man mich holen würde, denn ich hatte beschlossen, keinesfalls nach Hause zu gehen, selbst wenn die Nacht kommen sollte, vor der ich eine dumpfe Furcht empfand. Ich dachte an die Tiere, die im Dunkel aus ihren Höhlen schleichen, und schon sah ich ein paar glühende Augen in Wolfsköpfen, die aus Finsternis waren. Einige Sterne standen am Himmel, und der Abend hüllte sich tiefer in die Schatten.

Da kam mein Vater ruhig die Straße her. Ich rührte mich nicht. Ich konnte auch nicht fortlaufen, obwohl ich voll Scham war. Den Kopf gesenkt, wartete ich auf meinen Vater, der langsam auf mich zuschritt und endlich vor mir stehen blieb. Ich sagte „Guten Abend", aber sehr leise, und starrte noch immer zu Boden, bis mein Vater meine Schulter berührte. Dann erhob ich mich. „Komm!" sagte er und nahm mich bei der Hand. „Wir wollen nach Hause gehen. Obwohl es sehr schön im Feld ist." Ich ließ mich willenlos von ihm führen und sprach kein Wort, auch er sagte nichts und blickte frei und anscheinend gleichgültig in die Ferne, wo die Nacht stand und wartete.

Als wir zu Hause waren, sagte mir der Vater, ich brauche heute nicht zum Abendessen zu kommen; es wäre besser, wenn ich auf die Mansarde ginge und dort allein nachtmahlte; ich sei wohl zu aufgeregt. Auch möge ich diese Nacht im Nebenzimmer schlafen, da ja ohnehin keine Fremden daseien. Damit ließ er mich stehen und ging ins Zimmer. Ich stieg mit verhaltenem Schluchzen zur Mansardenstube hinauf, und nun ist es mir, als könnte ich mein eigenes Bild sehen, wie ich verstört und mit Tränen in den Augen oben am Fenster stand und die Nacht ansah, der nun alles Land gehörte. Das Essen, das mir unsere Marie brachte, berührte ich nicht, und erst später ging ich in mein Zimmer. Dort stand ein Licht und warf blassen Schein an die Wände, die voll Heiligenbilder

Selbstporträt (Ölbild) von Arthur Junghanns
(Hafenarbeiter, Hamburg; 24 Jahre alt; durchschnittl. Wochenverdienst 32 Mark)

Werkstattbild (Pastell) von Karl Rother
(Tischler, Dresden; 28 Jahre alt; durchschnittlicher Wochenverdienst 28 Mark)

Zum Aufsatz „Arbeiterkunst“

waren, mit denen ich des öftern vertrauliche Zwiesprache hielt. Heute aber sahen sie an mir vorbei, ja, die heilige Veronika warf mir sogar einen bösen Blick zu, und als ich sie länger ansah, schien es mir, als wollte sie sich abwenden. Ich kleidete mich lautlos aus, löschte das Licht und legte mich nieder.

Ich mochte wohl eine halbe Stunde gelegen haben, da tat sich die Tür leise auf, und es trat jemand ein. Ich merkte bald, daß es mein Vater war. Er ging auf den Fußspitzen, und als er an mein Bett gelangt war, beugte er sich vor und fragte, ob ich schliefe. Ich hatte mich zur Wand gekehrt; nun drehte ich mich um und sah ihn an. Hierauf sagte er, er sei eigentlich gekommen, mir Gutenacht zu wünschen, da er aber schon hier sei, möchte er einiges mit mir sprechen. Nach diesen Worten trug er einen Sessel an mein Bett, setzte sich und begann.

Nie in meinem Leben habe ich einen Menschen so Liebes sagen gehört, wie damals meinen Vater; nie war eine Stimme so klar durch das Dunkel geschritten. Ich lag und lauschte atemlos den stillen Worten, die langsam und traurig wie ein Zug von Pilgern zu meiner Seele gewallfahrtet kamen. Tief und bitter empfand ich es in mir, wie sehr ich mich gegen meine Mutter versündigt hatte, und jedes Wort, dessen ich mich plötzlich entsann, stach mich mit einem spitzen Stachel, daß es wehe tat. Nie hätte sich mein Vater solches von mir gedacht. Daß es soweit mit mir kommen konnte, daß die Mutter über mich weinen müßte. Sie könne nicht schlafen, sie müsse immerfort weinen. Sie hätte dem Vater auf seine Bitten alles erzählt und nun schluchzte sie und ihr Polster sei ganz feucht von Tränen. Wie ich nur meiner Mutter, die so gut und lieb zu mir sei, solches hätte antun können. Er wisse sich das nicht anders zu deuten, als dadurch, daß er meine, ich hätte mich selbst vergessen und zu wem ich spräche. Denn er könne sich nimmer von mir denken, daß ich zu denen gehöre, die das Zeichen der Undankbarkeit auf der Stirn trügen. Gäbe es ein häßlicheres Laster als dieses? gäbe es etwas Schlimmeres, als seinem Zorn die Zügel schießen zu lassen? Er hätte mich früher für gut und brav gehalten und nun müsse er an mir zweifeln. Aber er wolle nichts weiter sagen, er hoffe, daß ich noch alles zur rechten Zeit gut machen würde.

Mein Vater stand auf, beugte sich zu mir nieder und küßte mich auf die Stirn. Ich regte mich nicht: ich hielt den Herzschlag an und ließ die Tränen über mein Gesicht rinnen. Am liebsten hätte ich mich ihm an die Brust geworfen, aber mein Wille war eisern, und ich blieb wie ver-

stockt reglos liegen. Als er aber gegangen war, stand ich auf, machte Licht und kleidete mich an. Dann öffnete ich die Türe und trat in das Schlafzimmer der Eltern. Mein Vater las noch die Zeitung und blickte überrascht auf, meine Mutter aber rief mich zu sich heran, und als ich vor ihr stand, umschlang sie mich lebhaft und küßte mich. Ich stand verwirrt und wagte nicht, sie zu berühren, meine Arme hingen herab, mein Blick war gesenkt, meine Lippen murmelten halblaute Worte ohne Sinn. Wie viele Blumen schüttete meine Mutter damals ihre Liebe über mich aus, nie in meinem Leben hat mich jemand so mit Liebe überschüttet. Damals war es, als rührte ein Engel an meine Schultern, und ich trug ihm auf, eine Botschaft zu Gott zu bringen. Ich gelobte etwas Großes und Feierliches tief in mir und beschloß, mein Gelübde wie ein Licht sorgsam durch mein Leben zu tragen. Damals ahnte ich noch nichts von dem großen Sturm, dessen Sendung es war, das Licht zu löschen . . .

Langsam glitten nun meine Tage dahin, und ich konnte mir lange den Grund nicht deuten, warum ihr Gang so leise war. Heute weiß ich es. Die Last der unendlich vielen schlichten Geschenke, die ich nur zu oft verschmähte oder verächtlich beiseite schob, war zu schwer für sie; alle sahen einander gleich und sie neigten sich vor mir gleich den Königen aus dem Morgenlande. Manchmal griff ich auch nach ihren Gaben, und es war oft eine reine Freude in mir, alle Dinge zu berühren und zu fühlen. Ich spielte in den lichten Tagen des Frühlings in den Gärten mit meinen Mitschülern wilde, leidenschaftliche, aufregende Spiele, die einen erschöpfen und stolz machen können, in denen man sich verlieren kann, daß man selbst, wenn man müde wird, nur schwer wieder zu sich zurückfindet; oder ich schaute den Mädchen zu, die ihre Ringeltänze in den Rondeaus zu spielen pflegten und dabei wunderliche Lieder sangen. Einmal kränkte ich mich über eine, die größer und schöner war als die andern und immer Befehle gab und sich im Kreise drehte, daß der Zopf Mühe hatte, dem Kopf nachzukommen. Ich wollte mitspielen, aber sie sah mich spöttisch an und sagte: „Du bist uns zu klein. — Und überhaupt —: wir spielen nicht mit Buben." Damals ging etwas Heißes durch mein Herz, und ich hätte weinen mögen, ich glaube sogar: meine Augen standen voll Tränen. Ich lief aber nicht fort, sondern blieb und sah zu, und erst als die Mädchen sich zerstreuten, um nach Hause zu gehen, und die Große, ohne mich anzusehen, an mir vorbeiging, durchzuckte mich mein Leid so sehr, daß ich laut aufschluchzte. Dann schämte ich mich, lief zu meiner Mutter und verbarg mein Gesicht in ihrem Kleid. Auf dem

Heimweg war ich still, und auch beim Abendessen schwieg ich beharrlich. Als meine Mutter, die vom Tisch aufgestanden war, um etwas zu besorgen, zurückkam, ging sie an meinem Platz vorbei und strich mir liebevoll, ohne ein Wort dabei zu sagen, übers Haar; das rührte mich so sehr, daß ich, um nicht in helles Schluchzen auszubrechen, aufstand und mich ins Vorzimmer schlich, wo ich mich in eine Ecke schmiegte und, die Wange an die kühle Mauer gelehnt, meinen Tränen freien Lauf ließ. Aber bald kam Angelika und legte den Arm um mich, und Renate zog mir leise die Hand von den Augen. Da schämte ich mich und ließ mich von ihnen wieder ins Zimmer führen.

So leise, ruhige Tage habe ich seither nie erlebt, so sicher und so voll Vertrauen habe ich nie in die Zukunft geschaut wie damals, als zwischen Wunsch und Erfüllung noch keine so breite Kluft gähnte; ja, es schien keine zu geben, über die man nicht bequem hätte springen können, und es waren ohnedies über viele Brücken gespannt. Dann aber kam das Große, plötzlich, ungeheuer, überwältigend. Wem soll ich's vergleichen? Dem Nahen des Herbstes, der über die Wiesen des Sommers schreitet oder dem plötzlichen Verlöschen aller Lichter in einem festlichen Saal? Oder dem Emporschlagen einer Flamme, die den Himmel berühren möchte? Ich weiß es nicht. Ich fühle nur dunkel die Dinge, die ich sagen will. Eine unsagbar drückende Last lag seit jenem Abend über meinem Denken und gab meinen Träumen jene Schwermut, die sie immer niederzuziehen weiß, wenn sie einmal zur Sonne auffliegen wollen. Denn damals fiel der schwere Schatten des Todes in mein Leben. Dunkel verworrene Töne erwachten in meiner Seele, und eine unsagbar müde Traurigkeit neigte sich tiefer über sie. Der Tod ging durch unser Haus und spielte zum Tanz auf; ich habe ihm ins Gesicht gesehen, wie er im Zimmer stand, und sein Schatten legte sich breit auf meinen und deckte ihn zu.

Es mußte schon spät gegen Mitternacht zu gewesen sein. Ich lag im Bette und konnte nicht schlafen. Die Tür zum Wohnzimmer stand offen, und das Geplauder der Gäste, die diesmal besonders zahlreich versammelt waren, drang in wirren Lauten zu mir herein. Die Mutter wollte die Türe schließen, aber ich bat und bettelte, denn ich fürchtete mich allein im Dunkeln. So lag ich und starrte, ohne schlafen zu können, in das blasse Licht, das sich vom Zimmer hereinschlich und, gleichsam um auszuruhen, an die Möbel schmiegte. Wohl mußten es wunderliche Dinge sein, die mich wach erhielten, oder war es vielleicht der Stolz, mit den

Großen das Glück der späten Stunde genießen zu dürfen? Ich weiß es nicht — ich weiß nur, daß plötzlich ein Aufschrei irgendwo erscholl und daß eine Sekunde lang ein Schweigen herrschte, wie ich es nie zuvor erlebt hatte. Dann wurden Sessel gerückt und ein Hasten und Eilen, ein Sprechen, Stocken, Atmen kam in gebrochenen, verworrenen Geräuschen zu mir herüber, daß ich staunte und selber den Atem anhielt. Darauf schrien ein paar schrille Frauenstimmen auf, und ich hörte, wie viele Schritte zusammenklangen, zugleich fiel etwas Schweres mit dumpfem Aufschlag auf den Tisch, und nun vernahm ich die Stimme meiner Mutter: laute, seltsame Worte, die von der Angst gepeitscht schienen und endlich in den Abschrei zusammenströmten: „Um Gottes willen, Armand!" — „Armand! Armand!" Sie wollte gar nicht ablassen, den Namen meines Onkels zu rufen, der vor einigen Wochen aus Berlin gekommen war und bei uns seinen Urlaub verbrachte. Dann stürzte jemand zur Tür hinaus, und Rufe und Schritte klangen durcheinander, immer aber hob sich die Stimme meiner Mutter über den vielen verworrenen Stimmen empor, und mich überlief es kalt vor Grauen, denn ich hatte noch nie daran gedacht, daß meinen Eltern auch etwas Böses begegnen konnte, vor dem sie Furcht empfänden wie ich, wenn die Schatten der Nacht drohend durch mein Zimmer schwebten. Ich erhob mich im Bett, um zu spähen, da schlug jemand die Türe hastig zu, und nun drang in abgerissenen Lauten das Sprechen und Weinen der vielen Menschen an mein Ohr, bis endlich eine große Stille kam und die Stimmen der Frauen mühsam aufschluchzten.

Ich erfuhr es früh genug: Onkel Armand war gestorben. „Ein Gehirnschlag", sagten die Leute, und sie sagten es mit sehr bedeutender Miene. Ich hatte den Onkel nicht sonderlich lieb gehabt, aber ich war bis ins Tiefste erschüttert. Ich ging den ganzen Tag wie im Traum, grübelte und grübelte, aber ich vermochte die Brücke nicht zu finden, die von dem Leben in den Tod führt. Ich konnte mir das Erlöschen nicht vorstellen und marterte mich, darüber nachzudenken. Aber alles erschien mir dunkel und ungewiß. „Er ist bei dem lieben Gott", sagte die Mutter und küßte mich. „Der liebe Gott hat ihn geholt, weil er so gut und brav im Leben gewesen ist." Ich fragte: „Dann ist es ja ein großes Glück für ihn, wenn ihn der liebe Gott zu sich in den Himmel genommen hat?" — „Freilich", sagte sie, „es muß wohl ein Glück sein." — „Aber warum weinst du dann, Mama, warum weinen dann alle, wenn ihm der liebe Gott ein so großes Glück gegeben hat?" Die Mutter lächelte mich

an: „Ich hätte ihn aber doch lieber bei uns gehabt — er war so jung, er war viel zu jung, um zu sterben . . ." Da schmiegte ich mich an sie und flüsterte: „Mama, ich fürchte mich so . . . ich fürchte mich so . . ." — „Wovor denn, Clemens?" — „Daß dich der liebe Gott auch einmal holt, Mama. Du mußt immer bei uns bleiben . . . Versprich mir das, Mama!" — „Wir wollen immer beisammen bleiben," sagte sie und strich mir über die Wange. — „Ja Mama . . . ich glaube: uns kann der liebe Gott gar nicht sterben lassen. Müssen denn alle Menschen sterben? Dann bleiben ja gar keine mehr übrig . . . und glaubst du, daß im Himmel so viel Platz ist? — Was ist eigentlich im Himmel, Mama?" — „Die Seele". — „Was ist das: Seele?" — „Das ist das Unsichtbare am Menschen." — „Und was geschieht mit dem andern: mit dem, das man sieht? Kommt das auch in den Himmel? Fliegt der ganze Mensch in den Himmel, Mama, so: mit den Kleidern? mit allem? So wie Jesus Christus?" — „Nein: der Körper kommt ins Grab, oft mit Blumen. Onkel Armand kommt auch mit Blumen ins Grab. Viel Kränze und Blumen liegen im Zimmer, wo er schläft." — „Schläft er wirklich?" — „Er sieht so aus: ganz so, als ob er schliefe." — „Darf ich hinein, ihn ansehn?" — „Was fällt dir ein, Clemens, das ist nichts für Kinder. Spiele doch lieber! Wo sind denn Angelika und Renate? Spiele mit ihnen! Aber leise, hörst du?" — „Ich werde nicht spielen, Mama," sagte ich, und trat ans Fenster. Die Mutter blieb stehen, schüttelte den Kopf und ging endlich aus dem Zimmer.

Dunkle Gedanken rauschten und brausten in mir empor, und eine süße fremde Stimme raunte mir zu: „Gehe!" „Gehe, wenn es Abend ist und alle zusammen sind und sprechen. Gehe! Du mußt wissen, wie er jetzt aussieht. Vielleicht, daß man noch den Abdruck von der Hand Gottes auf seiner Stirn sieht, vielleicht, daß man seine Seele sehen kann!" Aber zugleich hielt mich eine so schwere Angst zurück, daß mir die Knie zitterten, sobald ich nur daran dachte, meinen Entschluß zur Tat werden zu lassen. Ein düsteres Grauen hüllte mich ein, und doch stieß mich die Neugier an und flüsterte: „Tu's! Tu's doch! Was kann denn dabei sein? Was kann denn passieren? Tu's! Du wirst etwas Wunderbares erblicken, vielleicht sind Sterne in seinem Haar, vielleicht hält er die Sonne in der Hand."

Ich weiß nicht mehr, wie es kam: ich tat es, und ich erstaune noch heute darüber, wie ich den Mut gewann, die Angst in mir niederzuringen. Genug: ich tat es, und als der Abend sich in die Nacht verlor,

öffnete ich die Tür zum Sterbezimmer. In dem großen Spiegel sah ich mein Gesicht; es war weiß, und ich sah, wie die Schimmer der Girandolenflammen darüber hinhuschten. Der Weihrauchduft betäubte mich halb und zog mich näher . . . wie im Traum trat ich ein und schloß die Türe. Da lag mein Onkel aufgebahrt, blaß, die Hände über der Brust gefaltet, im schwarzen Rock, von einer schwarzen Decke die Füße bedeckt. Die Flammen zuckten, und ihr Schein irrte über das Gesicht des Toten, das zu lächeln schien. Ich dachte: Es ist doch nicht so grauenhaft; wunderbar still ist es hier, und ich fürchte mich fast gar nicht. Aber ich fühlte dennoch, wie meine Finger zitterten. Ich stand sehr nahe zur Tür, und oft wollte ich zur Klinke greifen, aber ich schalt mich feige und blieb. Die Düfte der Blumen und des Weihrauchs wehten auf mich zu und fingen mich in einem Netz, das mich festhielt. Ich starrte immer erregter und gespannter auf das Gesicht des Onkels und wagte es schließlich, ein paar Schritte nach vorn zu machen. Endlich trat ich ganz nahe an den Katafalk heran, und nun schlugen die Flammen der Girandolen — wie es mir schien — höher empor. Zarte Flammenfäden hoben sich aus ihnen und schienen die Decke zu berühren, von der jetzt viel Licht herabhing, das nach allen Seiten hin ausstrahlte. Ich blieb wie festgebannt stehen, und die Angst umschloß hart meine Kehle, daß kein Ruf sich hervorwagte. Im kalten Schweiß stand ich vor der Bahre meines Onkels, die Augen — weit aufgerissen — auf sein Gesicht gerichtet. Und plötzlich, als sich die weißen Kerzen zu Fackeln verwandelten und rote Gluten aus ihnen zur Decke schwebten, geschah das Entsetzliche: Der Leib des Toten richtete sich empor, und seine Hände streckten sich halb flehend, halb drohend nach mir hin. Ich sah etwas Weißes vor mir und einen Ring von einem knochigen Finger fallen. — Da schrie ich gellend auf und stürzte zusammen. In eine unermeßliche Dunkelheit stürzte ich hinein, in der kein Grund war, und in die ich mich langsam verwandelte.

Zweites Kapitel.

O Tage der großen, tiefen Traurigkeit — wie wunderbar wandelte sich mein Leben unter euren Händen! O Abende voll köstlicher entgleitender Phantasien, o Nächte der seltsamen, schwermütigen und schmerzlichen Träume, wer kann euch vergessen, ihr Lieben, Guten? Was spracht ihr doch für seltsame Dinge zu meiner Seele, in der der Schatten des Todes lag: breit, hingestreckt und so kühl, daß ich oft bange erschauerte und mich

zu fremden, leeren Spielen flüchtete, deren Licht viel zu schwach war, um die Schatten zu scheuchen. Ihr leisen, einsamen Abende, euch liebte ich: ihr lehrtet mich Märchen und Geschichten verstehen, ihr lehrtet mich Bücher lesen und das Grausige und Furchtbare, das darin stand, als etwas Großes und Gefahrvolles mitempfinden. Früher fürchtete ich wohl die Sagen und Erzählungen, die traurig enden, und lief aus dem Zimmer, wenn meine Geschwister von Siegfried oder Hektor sprachen, die von finsteren und blutgierigen Feinden jäh erschlagen worden waren —; jetzt ward mir das Heimliche und Erregende, die dunkle Lust am Mitleid offenbar, und ich las viele, viele Bücher, wahllos, in bunter Reihenfolge: Abenteuerliche, großartige Fahrten und Kriegszüge auserlesener Helden, Kämpfe und Schlachten und die Taten weltberühmter Zauberer und Kalifen. Ferne märchenhafte Inseln taten sich auf, und bald war ich mit allen Wegen auf dem Eiland Robinson Crusoes aufs beste vertraut und fuhr in einem leichten schwankenden Kahn um Mitternacht und bei Sturm und Gewitter über das tosende Meer. Allein fuhr ich, einer vergessenen Küste zu, Menschen entgegen, deren Leben ewig und voll Sonne war. Hinter mir aber jagte auf schwarzem Boot pfeilschnell der Tod dahin, und nun begann eine rasende Wettfahrt zwischen uns beiden. Das stand nun freilich nicht in den Büchern — das stand in den Stunden, die für das Lesen zu dunkel waren, in denen man, das Buch in der Hand, wortlos und ohne Sinn vor sich hinträumt. Das konnte ich gut und tat es gern. Ich war sehr häufig allein, einen Freund hatte ich nicht und auch mit meinen Schwestern stand ich nicht zum Besten. Darüber war ich eigentlich froh, denn ich mochte sie nicht recht leiden, weil sie so viel und so grundlos lachten.

Auch als ich ins Gymnasium kam, ward ich nicht anders: träumend und in mich versponnen, saß ich am Eck der vorletzten Bank und ließ den Vortrag der Lehrer an mir vorüberziehen; oder ich sah zum Fenster hinaus und machte mir Gedanken über Menschen und Wolken. Wurde ich plötzlich aufgerufen, so schnellte ich von meinem Sitz empor und starrte fassungslos in das Gesicht des Professors, gleichsam als fürchtete ich irgend eine Gefahr und wüßte bei mir, daß ich ihr nicht entrinnen könnte. Doch sobald mich ein Wort des Lehrers auf die richtige Fährte brachte, sagte ich meine Lektion fließend her, aber mit dem Gefühl, als spräche das ein zweiter in mir, von dessen Erkenntnissen ich im tiefsten Grunde nichts wußte, weil ich an den Himmel dachte oder an Onkel Armand oder an Liese Fellner, die bei Angelika zum Besuch gewesen war, und der

ich mich nicht getraut hatte, die Hand zu reichen. Dann konnte es oft geschehen, daß ich etwas ganz Fremdes und Dummes sagte, so daß die Klasse laut auflachte und selbst der Professor den Mund verzog. Es ging damals das Gerücht um, daß ich Verse schriebe, und man neckte mich deshalb, wo man konnte. Da ich mich ganz unschuldig fühlte, so ward ich immer sehr rot und beteuerte mit aller Kraft des Überzeugens, daß ich noch nie ein Gedicht gemacht hätte. Man glaubte mir aber nicht, und es muß wohl deshalb gewesen sein, daß ich beschloß, wirklich zu dichten. Das wenige, das ich mühselig zusammenbrachte, zerriß ich und streute die Stücke in alle Winde. So kam es, daß ich früh begann, Gedichte zu lesen, aber es wollte mir lange nicht gelingen, Gefühle und Träume in Rhythmus und klingende Worte zu bringen.

Mit meinen Mitschülern verkehrte ich nicht, und ich muß sagen: ich war auch nicht sonderlich beliebt, denn mir ging alles ab, was man mit den Worten „Kollegialität" oder „Gemeinsinn" zu bezeichnen pflegt. Ich ließ mich nie in ihre Spiele und Gespräche ein, ja ich duldete auch nicht, daß sie bei den Schularbeiten von mir abschrieben, und zog mir so einen ziemlich schlechten Ruf zu, der mir auf dem Nachhauseweg keineswegs freundliche Worte eintrug. Ich suchte auch niemanden; es schienen mir alle fremd und fern zu sein, der Schatten des Todes lag zwischen mir und ihnen, und ich wußte: wer es wagt, über ihn zu schreiten, muß ewig wandern, denn der Schatten wächst mit seinen Schritten. Ich faßte die Fröhlichkeit nicht, und das ausgelassene Lachen, das Sonnige, das Frühlingshafte war mir verhaßt; vielleicht affektierte ich wohl auch den Schmerz und die große reife Erkenntnis, die mir seit jenem Tage geworden war, da ich zum ersten Male einen Toten gesehen. Manchmal kam es mich an, über den Schatten zu springen und *ihre* Spiele zu spielen, *ihr* Lachen zu lachen, einer von den vielen zu sein, die über dem Leben stehen, — aber mein Lachen klang gepreßt, meine Spiele waren ungeschickt und unklug. Wir verstanden uns nicht, ich und sie, und so oft einer von beiden Teilen den Versuch machte, den andern zu sich herüberzuziehen, entstand zum Schluß Streit, Heftigkeit und das unvermeidliche Bössein. Freilich dauerte das nicht lange: nach zwei Wochen kam die feierliche Versöhnung zustande, aber ich kümmerte mich dann lang nicht mehr um das Treiben meiner Kameraden.

Dieses änderte sich jedoch in der dritten Klasse, als ein neuer Lehrer kam, der den seltsamen Namen Pius Fasching führte, und dessen groteske Erscheinung im Nu aus der friedlichen und furchtsamen ehemaligen

IIb ein wahres Hottentottenlager machte. Man erkannte die IIIb nicht mehr, sagte der Direktor; nicht nur die diligentia, auch die mores seien ganz beträchtlich gesunken. Wie konnte es aber auch bei Herrn Pius Fasching anders sein? Nie noch hat es einen unerfahreneren Lehrer gegeben. Schon seine äußere Erscheinung wirkte aufreizend auf das in jeder Schülerseele schlummernde Böse: er war lang und schmal und schien an beiden Seiten gepreßt zu sein, ja, wenn man das Gesicht genau betrachtete, so mußte man sich sagen, daß hier ein unzweifelhafter Übergang vom Pückling zum Menschen vorlag. Seine Nase war sehr kurz, die Oberlippe entsprechend breit, so daß alle seine Worte merkwürdig hohl klangen, gleichsam als wären ihre Laute ohne Obertöne geblieben. Alle Vokale, auch die hellen, schienen beschattet zu sein und klangen wie ein englisches å, das ihnen als Grundton blieb. Seine Hände waren lang, schmal und sehnig und befanden sich in ständiger Ratlosigkeit, wohin sie sich wenden sollten. Der ganze Mann wirkte wie eine Allegorie der Ungeschicklichkeit, und obwohl man sich in der Schule auf Allegorien und Symbole gewöhnlich nicht besonders versteht, so hat man doch einen äußerst klaren Blick dafür, wenn ein Lehrer selbst die Güte hat, ein Abstractum irgendwo ergötzlich zu personifizieren. Diese Erkenntnis: daß Pius Fasching mehr als Mathematik dazu geeignet wäre, Witz und Scharfsinn zu fordern und zu betätigen, war unserer Klasse rasch gekommen, und so wie viele damals den Beruf in sich entdeckt haben, mit gutem Beispiel voranzugehen, geschah es auch mir; eines Tages lachte ich herzlich über die Streiche meiner Mitschüler und beschloß, mich mit nächster Gelegenheit selbst zu beteiligen.

Freilich — ich beteiligte mich vorläufig nicht. Ich sah zu und lachte viel. Auch über die dümmsten und billigsten Witze lachte ich, oft sogar sehr laut, so daß Pius Fasching es hören mußte. Wenn er dann selbst etwas sagte, wobei es meistens vorkam, daß er sich in drolligen Redewendungen erging oder einen Satz nicht vollenden konnte, weil er den Ausweg aus dem Labyrinth der Schachtelsätze und Perioden nicht fand, brüllte die ganze Klasse vor Lachen, und auch ich lachte mit. Oft sogar sehr frech und ohne mich zu genieren, wenn mich sein Blick traf, in dem immer etwas Schmerzliches war, was mich aber damals nicht im mindesten rührte. Es schien, als wollte sich all das Lachen, das ich in den vielen Jahren zurückgehalten und das sich im stillen wie ein unterirdisches Gewässer gesammelt hatte, aus mir befreien und aus mir in nicht enden wollender Fülle herausströmen. Und Professor Pius Fasching

spielte den Moses und schlug an den Felsen — und wie das Wasser stürzte mein totgeglaubter Frohsinn aus meiner Seele. Was kümmerte mich, ob er darunter litt oder nicht? Fragte ich das? Es kümmerte mich wohl, aber leise, fast im Unbewußten klang es in mir nach, wenn ich ein freches Wort gebrauchte oder mit den Füßen trampelte oder laut auflachte. Eine Stimme war es und — ich glaube —: es war die Stimme des Mitleids. Endlich tat er mir leid, wie er so dastand: hilflos einer schreienden, lachenden, lärmenden Schar halbwüchsiger Knaben gegenüber, die alles mögliche ersannen, ihn zu quälen. Schrie er dann plötzlich mit gewaltiger Stimme irgend ein Schimpfwort in die Klasse, dann ward es auf einmal still, und alle senkten, sehr ernst, die Köpfe, um auf die — längst zugeschlagenen Bücher zu blicken. Aber er ertrug seine eigene Strenge nicht; er gab die plötzlich eroberte Position augenblicklich verloren, nicht aus Zartgefühl, sondern aus Schwäche, nicht aus Mitleid, sondern aus Angst. In solchen Momenten haßte und verachtete ich ihn, und dann war ich imstande, selbst den Führer zu spielen: Papierkugeln zu schleudern, die mit irgend einem Klebstoff bestrichen waren, so daß sie ihm an Bart und Kleidern haften blieben, oder unter der Bank Stimmgabeln anzuschlagen oder ein lang verborgen gehaltenes, für einen besseren Zweck in einer Schachtel aufbewahrtes Insekt, das über eine kräftige Stimme verfügte, in die Freiheit des Schulzimmers zu entlassen. An solchen Dingen hob sich in der Regel der Lebensmut der kurz vorher noch sehr niedergeschlagenen Genossen, und bald hatte ein ohrenbetäubender Lärm die frühere Kirchenstille erschlagen.

Fortsetzung im nächsten Heft

Friedrich Niebergall: Sexualpädagogik

Man hört und liest überall von der sexuellen Frage: Was ist damit gemeint? Was ist überhaupt eine solche „Frage“? Alle Verhältnisse des Lebens und der Welt sind fortwährend einer Veränderung unterworfen, die sich darin zeigt, daß sich die Lage einzelner Faktoren verschiebt. Wird diese Verschiebung unter irgend welchen Umständen sehr stark im Vergleich mit der früheren Art, wie sie zu einander geordnet waren, oder kommt sie einer Zeit auf einmal zum Bewußtsein, so spricht man von einer „Frage“. So besteht die soziale Frage darin, daß die Teile des Volksganzen ein neues Verhältnis zu einander suchen, nachdem die Unhaltbarkeit des alten plötzlich hervorgebrochen ist. So bricht sich gegenwärtig das Gefühl Bahn, daß die alte Ordnung der Beziehungen der Geschlechter zu einander einer Nachprüfung bedarf: Das ist die sexuelle Frage. Sie ist ewig da, wie die soziale; nur ist sie jetzt stark zum Bewußtsein gelangt — vielfach ist sie an die Stelle dieser getreten. Sie ist von großem Interesse, weniger für die Lüsternheit als für den Blick, der gern Großes und Vieles in Einem sieht. Ganz verschiedene Lebens- und Weltanschauungen bauen sich hinter den verschiedenen Antworten auf. Das wollen wir nur einmal streifen. Unsere Hauptaufgabe ist, zu fragen, wie wir *unsere Kinder* zu führen haben, um sie vor Gefahren zu bewahren. Auf diesem Gebiet ist alles fraglich geworden. Wir geben eine Übersicht über die angeratenen Heilmittel. Sie heißen: Aufklärung und Erziehung. Wir besprechen sie und fügen unsere Gedanken hinzu.

I.

Als wichtigstes Heilmittel galt lange und gilt noch jetzt die *Aufklärung*. Damit beabsichtigt man sozusagen eine homöopathische Kur. Denn es tritt das ganze Gebiet an die Jugend in der Regel als eine Aufklärung heran über Dinge, die die Großen ihr vorenthalten. Und das reizt immer. Daneben nimmt leider die Phantasie schon das Interesse und die Lust an diesem interessanten Gebiet voraus, lange ehe die körperliche

Entwicklung des Kindes es erforderte. Und dann gibt es das bekannte Raunen und Tuscheln, Winken und Zeigen, das man sehr gut die Aufklärung der Gosse genannt hat. Und wenn dann in der Schulklasse alte sitzengebliebene Flegel sind, die die Kleinen als unreif für solche Sachen ausschließen, so verstärkt das nur den Reiz. Das setzt dann das ganze Gebiet in das unheimliche Licht des lockenden Rätsels. Der ganze Stolz, zu wissen, was die Großen wissen, läßt dann die Ohren spitzen und die Augen aufmachen. So gewinnt das Gebiet schon von vornherein seine dämonische Gewalt über die Phantasie und den Willen. Diese Naivität bricht und es geschieht, was die alte Geschichte vom Sündenfall sagt, deren Tiefe und Größe man leider verkannte, als man sie als ein einmaliges Ereignis faßte: sie *sahen*, daß sie nackend waren. Noch immer ist der Weg zur Erkenntnis mit viel Schuld verknüpft, und ein Ergebnis ist Scham und Furcht — das naive vertraute Verhältnis zu den Eltern ist dahin. Das ist bitter für jeden Vater und jede Mutter. Wie reizend war's, als das kleine Plappermäulchen nur wiedergab, was es von uns gehört hat, als sein ganzer Gedankenvorrat von uns lebte. Aber nun sind ganz andere Geister von Einfluß auf unser Kind gewesen. Diese Lippen, die uns den Abschiedskuß vor dem Schulgang gaben, haben sie nicht schon Häßliches gesagt? Was haben diese Ohren und Augen schon wahrgenommen? Wir lassen uns nicht täuschen durch die noch so kindlich reine Stirn: als wir so alt waren, wie hat uns da schon die Gemeinheit umwogt — und heute sollte es besser sein, weil es unsere Kinder sind?

Es wird allgemein zugegeben, daß die Gewohnheit des Schweigens über diese Dinge zu bösen Folgen geführt hat. Zwar sie läßt sich ja verstehn: es ist der Glaube und der Wunsch, daß die Unwissenheit den zarten Schleier süßer Kindlichkeit über dem lieben Mädchen und dem wackeren Buben erhalten möge. Und es gibt sicher solche unberührten reizenden Kinderherzen, auch Buben. Aber es fragt sich, ob die bösen Keime nicht auf dem Schulweg, oder wohin sonst Elterntreue nicht nachfolgen kann, willige Aufnahme finden. Und dann betont zumal die Frauenbewegung die oft bösen Folgen, mit denen die süße Unschuld bezahlt werden muß. Und das mit Recht. Der andere Beweggrund zum Schweigen ist der Glaube, daß das ganze Gebiet nun doch einmal so von Gemeinheit und Widerlichem durchzogen sei, daß man mit Kindern nicht darüber reden könnte. Hier liegen nun tiefgreifende Unterschiede in der sittlichen Gesamtbeurteilung des Gebiets und in der erziehlichen Behandlung der Jugend zugrunde, die wir noch bei Gelegenheit zu erwähnen haben.

Dieser Gewohnheit des Schweigens tritt nun um jener Schäden willen die Forderung der Aufklärung entgegen. Und zwar handelt es sich um eine andere Art der Aufklärung, als sie die Gosse bietet, denn der Ton macht die Musik. Man will den Geist der Gemeinheit schlagen, indem man einen andern Geist aufbietet, nämlich entweder den Geist des bloß sachlich-gegenständlichen Wissens um diese Dinge oder gar den Geist ehrfürchtigen Staunens gegenüber der Weisheit und Liebe, die auch auf dem Gebiete walten. Und das ist durchaus nichts Neues. Es kommt ja in der geschichtlichen Entwicklung alles wieder. Wir haben gegenwärtig eine solche Fülle von Ähnlichkeiten mit der sog. Aufklärungszeit, wie sie vor etwa 150 Jahren herrschte, daß es uns gar nicht überrascht, wenn wir auch in unserm Punkte uns auf ihrem Pfade finden. Wissen und Erkenntnis soll Aufklärung schaffen und Aufklärung soll bessern — so hat man damals gedacht und denkt man heute wieder. Nur daß die spätere entsprechende Periode allerlei Übertreibungen beseitigte, wie die, daß etwa der Vorgang der Geburt den Kindern im Bild oder gar in natura gezeigt werden sollte (!). Dafür verlangt man heute allgemein Aufklärung durch das Wort. Und zwar soll Haus und Schule sich dieser Gegenwirkung gegen die Gosse gemeinsam annehmen.

Auf jeden Fall ist es nötig, nicht mehr das Märchen vom Storch zu verbreiten. Es gibt noch manchen erlaubten Pfad zwischen Lügen und rücksichtsloser Offenheit; und der beste Pfad heißt: die Wahrheit sagen in dem Verhältnis, wie sie begehrt und verstanden wird. Es ist meist das steife Unvermögen, dieser Forderung gerecht zu werden, das die einen für die Lüge, die andern für die brutale Aufdeckung der Wirklichkeit sich entscheiden läßt — — auch auf ganz anderen Gebieten. Nun will ich sagen, wie es mir bekannte Eltern mit ihren Buben gemacht haben. Als sie etwa 11 und 12 Jahre alt waren, quälten sie — es war gerade ein Schwesterchen angekommen — ihre Mutter, woher die kleinen Kinder kämen. Da war die Stunde da. Die Mutter nahm die beiden Blondköpfe, einen unter ihren rechten und einen unter ihren linken Arm und erzählte ihnen, woher die Kinder kommen — sie hatte nie das Storchmärchen aufgetischt. — Und da lauschten sie denn voll Andacht, als die Mutter ihnen schilderte, wie auch sie in ihrem Leib gewachsen waren und wie sie sich gegenseitig alle drei so lieb hatten. Das war eine große Stunde. Und die Burschen waren zufrieden. Ihr Forschungstrieb war mit dem erreichten Ausgangspunkt, der mit Recht im ersten Vers von „Nun danket alle Gott" der Prüderie noch nicht anheimgefallen ist, völlig beruhigt. Sie fragten nicht, wie denn

nun die kleinen Kinder dort entstehen. Unter dem Druck der auf solche Aufklärung drängenden Literatur hatte ich mir diesen Teil der Sache meinen Jungens zu entdecken vorgenommen. Wenn wir abends Arm in Arm zu Dritt ums Haus gingen, setzte ich oft an, aber es ging nicht — es wollte durchaus nicht heraus. Da ließ ich es, der inneren Stimme vertrauend, bleiben. Jetzt weiß ich, warum. Die Geburt ist als eine Sache des Opfers und der Schmerzen der Poesie und der Verklärung fähig; aber ihre erste Ursache ist das nicht. Ich denke sonst sehr frei, aber in diesem Punkte hat mich die ganze neuere Dichtung und Literatur nur noch in meinem Abscheu bestärkt. Es ist eine Roheit, wenn Vater und Sohn von diesen Dingen sprechen. Und in diesem Abscheu liegt, mag er auch folgewidrig und altmodisch scheinen, mehr Vernunft und Kraft als in der ganzen Aufklärerei: es geht nun einmal nicht. Die Scham ist eine zu große Macht. Und sie umhegt alles, was die Menschen vom Tier unterscheidet. Sie ist der Ausdruck für den Wunsch und das Gefühl, mehr als das Tier, nämlich eine Person zu sein und eine Persönlichkeit zu werden. Das Tierische ist nun niemals Sünde — ich bin kein Dualist; aber es ist auch nicht „heilig", wie die Modernen schreien, denen sonst nichts heilig ist als diese Auffrischung der alten Naturkulte, mit ihrem Opfer der Keuschheit. So können wir also nicht verfahren. — Das sei zur Warnung oder zur Beruhigung gesagt.

Aber soll man denn nun gar nichts tun, um diesen Ursprung des Menschen ins rechte Licht zu setzen? Durchaus nicht. Aber es gibt noch andere Wege. Nämlich die rein objektive naturwissenschaftliche Aufklärung über die entsprechenden Vorgänge nicht nur im Pflanzen-, sondern auch im Tierreich. Von da aus mag sich das Kind zu seiner Zeit für sich selbst die nötigen Schlüsse auf den Menschen ziehen; aber man schone doch sein Heiligstes, die Ehrfurcht, die durch unmittelbare Aufklärung beeinträchtigt wird.

Natürlich ruft man hier gleich nach dem Mädchen für alles, der Schule. Und mit Recht. Denn sie hat die Pflicht und Fähigkeit, hier den sachlichen Ton zu treffen, der allein geeignet ist, jenen bösen dämonischen Geist zu bannen. Dieser kühle Ton ist besser als die sentimentale Weihestimmung. In einer vortrefflichen Schrift „Die sexuelle Frage und die Schule" (Leipzig, Erwin Nägele 1907) macht der Hamburger Lehrer Konrad Höller Vorschläge, die vor allem den Fachmann beschäftigen. Sie kommen darauf hinaus, durch rein wissens- und unterrichtsmäßige Behandlung des Gebiets im biologischen Unterricht ihm nicht nur seine verführerische Einzelstellung zu nehmen, sondern es auch dem Wissensdrang sachlich interessant zu machen.

Je mehr dies im Ton des ganzen Unterrichts geschieht, um so mehr weicht jener Dämon von dem Ganzen, und bessere Geister können einziehen. Aber nicht nur die arme Schule, sondern auch das Haus hat hier seine Aufgaben. Nun will ich wieder erzählen. Mein Ältester hat Fische, chinesische Makropoden, ein Männchen und ein Weibchen. Das wurde alles bei Tische ausführlich und streng naturwissenschaftlich erörtert. Auch die Umstände, wie die Eier zutage treten. Endlich kam diese Stunde. Ich wurde gerufen. Und was sah ich! Um das Aquarium standen etwa 10 Gespielen, darunter einige Freundinnen. Und der glückliche Züchter erläuterte ganz ausführlich die Vorgänge, die richtige und die Scheinbefruchtung, die Eier und die Sorge des Männchens für sie. Er sperrte das Weibchen von dem Männchen ab, weil jenes die Eier frißt. Aber das Weibchen schnellte sich über den Rand des Glases hinaus, „weil es zum Männchen will". Es war reizend. Über dem Ganzen lag die Spannung, wie sie vor interessanten Vorgängen herrscht, vielleicht auch etwas Weihe.

So sind — das möchte ich sagen — die Haustiere ein Mittel, um durch Interesse und Liebe jenem bösen Geist ein Gegengewicht zu bieten und um eine Ahnung zu erwecken, wie diese Dinge vor sich gehen. Diese Erkenntnis aber sollte jedem einzelnen Kinde aufgehen, wenn es dafür reif ist. Das ist das Bedenkliche an aller umfassenden Aufklärung, daß man nie den rechten Zeitpunkt für sie weiß. Der ist nur dann klar, wenn geradezu von dem Kinde gefragt wird; in dem Fall würde ich an alle jene Vorgänge im Pflanzen- und Tierleben erinnern und sagen: So geht's auch bei den Menschen zu, das Nähere kannst du dir denken. Aber in andern Fällen ist's bös: unbegehrtes Wissen zu geben ist ebenso mißlich wie mit seinem Wissen zu spät zu kommen — oder, nein, das erstere ist doch noch viel besser.

II.

Bis vor einigen Jahren glaubte man mit solcher Aufklärung seine Pflicht getan zu haben. Und gewiß, wenn die Aufklärung der Gosse alles böse machte, so muß die von reinen Lippen alles gut machen? Nein, nur das Schlimmste kann sie vermeiden helfen. Aber einmal macht sie noch lange nicht alles gut, und dann rottet sie die Macht des Bösen im Menschen selbst leider nicht aus. Wir überschätzen wie die Zeit des Rationalismus die Macht des Wissens und die des Wortes. Unsere tiefere psychologische Erkenntnis hat uns eine Einsicht dafür gebracht, wie kraftlos ein Wissen, das bloß Wissen ist, in dem Getriebe unseres Innern bleibt. Es ist, als ob

man in das Getriebe einer Riesenmaschine einen Spazierstock steckte, um sie aufzuhalten, als ob man die Naturgewalt eines brausenden Bergbaches aufhalten wollte mit einem Brett. Es geht nie bei andern so zu, daß ein weises Wort von uns die Naturgewalt bändigt, von der wir reden, — so wenig wie bei uns selbst. Und sie braust und wütet und stürmt in anderen geradeso wie in uns selbst, auch in unseren so ruhig und rein dreinschauenden Kindern. Wir müssen uns nur einmal diese Gewalt etwas klar machen. — Indem wir sie uns besehen und überlegen, haben wir ja freilich schon einen gewissen Standpunkt über ihr gewonnen. Aber vielleicht ist diese Erkenntnis ihrer Macht mehr eine Folge der Herrschaft über sie als ihre Ursache. — Die Natur ist im ganzen stumm. Nur ein doppeltes merken wir ihr ab: sie will mit aller Macht das Einzelwesen und sie will die Gattung erhalten. Dazu brachte sie in die Lebewesen den Hunger und — nein, nicht die Liebe, wie Schiller es ausdrückt, das Wort ist nur eine freundliche Umschreibung für die Wirklichkeit und muß für höhere Dinge aufbewahrt bleiben — aber den Geschlechtstrieb. Eigensinnig setzt die Natur ihre Zwecke durch, indem sie die Lebewesen mit der Kette der Qual an sich kettet, die sie erfüllt, bis sie der Natur den Gefallen getan haben. Dafür zahlt sie dann mit der Münze einer Befriedigung, bis sie, ängstlich vor der Trägheit und dem Idealismus ihrer Sklaven, aufs neue mit der Qual an ihre unveräußerlichen Rechte erinnert. Sieht die Sache so biologisch aus, was niemand eindrucksvoller als Schopenhauer in „Welt als Wille und Vorstellung" geschildert hat, so gewinnt dieselbe Sache psychologisch den Grundzug der Zwangsidee. Ja, so herrisch ist diese Zwangsidee, daß man sie mit dem Bild eines richtigen Dämons am besten malt. Dieser hockt im verborgenen Dunkel des Geistes; er hat seine Verbindungen nach den Augen, nach den Ohren hin, daß sie alles sofort erspähen und wahrnehmen, was ihm, dem unheimlichen Kobold, zusagt. Er stellt die Weichen in dem großen Rangierbahnhof der Gedankenverbindungen so, daß die Gedankenzüge immer in seine Halle einlaufen. Gemein und schadenfroh dreht er alles Ideale und Hohe um, daß doch eine Seite daran irgend eine Beziehung zu seiner einzigen Aufgabe ergibt. Das ist die unheimliche Gewalt des Triebs, mit dem sich die Gattung ihre Glieder unterjocht. Unvernünftig und blöde ist die Natur: sie hat noch nicht das Problem begriffen, das im Verhältnis von Allgemeinem und Besonderem liegt: sie will stets neue Einzelwesen schaffen, die nur Gattung erhalten sollen. Hier merken wir sofort einmal an, daß es ein Unsinn ist, wenn man die rückhaltlose Unterwerfung unter die listige Natur mit dem Namen „Ausleben der Persönlichkeit" schmückt. Dabei ist man ja keine

Person, sondern Natur, ist man nicht frei, sondern Knecht. . Der Mensch beginnt erst in seiner Kulturhöhe da, wo eigenes und geistig-persönliches Wesen ihm einen festen Stand gibt über jenen dummen Kreislauf der blöden Natur. Aber davon später mehr. Wir wollten ja nur die Gewalt des Triebes schildern, gegen den alle Aufklärung, auch die über die bösen Folgen seiner falschen Betätigung ohnmächtig ist. Darum muß ihr zur Seite eine Bändigung treten, die Sache der Erziehung ist. Diese wird zuerst glauben, mit „du sollst und du sollst nicht" auszukommen. Ja, das ist schon etwas, wenn dem „Ich will" oder gar dem „Ich muß" ein „Du darfst nicht" entgegentritt. Da stoßen zwei Welten wider einander: die der Natur und die der Pflicht. Aber jener Dämon ist listiger als alle Gedanken der Pflicht. Er saugt nämlich sogar aus seinem Feinde Säfte der eignen Stärkung und wirft den Kraftlosen über den Haufen. Die Phantasie nämlich, jenes Dämons unheimlichstes Organ, heftet sich plump an die Bilder, die das Verbot hinmalt, und schaut sie an voll Lust und macht sie sich riesengroß, so daß alle wohlgemeinten Ausmalungen der Folgen vor ihrem lockenden Kitzel verschwinden. Niemand anders als der Apostel Paulus hat mit ewig bewundernswertem Scharfblick empfunden und beschrieben, wie die satanische Macht der Tiefe darin besteht, daß sie sogar das Verbot des Gesetzes zum Bösen kehrt. Darum muß der Unwille gegen jene Unterjochung durch den Trieb vorsichtig sein; er muß mehr in der ganzen ernsten Haltung liegen als in beständigem Reden über die Sünde. Er darf nur einmal vorsichtig und leise antippen. So mache ich es, ich lasse mitunter einmal bei meinen Buben ein Wort fallen wie: Wenn in eurer Klasse oder auf der Straße Sachen besprochen werden, die ihr mir nicht wiedersagen könnt, dann hört nicht zu. Oder: Man darf seinen Leib nur berühren, wenn es ganz unumgänglich nötig ist. —

Wenn jenes Ungeheuer durch eine solche Befehdung nur noch stärker wird, dann muß man es anders anzupacken versuchen. Man muß ihm unmittelbar ans Leder gehen und das gewaltige wilde Roß soweit bändigen, daß es als unser Diener den Wagen der menschlichen Gattung weiterzieht. Und dazu dient — man erschrecke nicht — eine richtige Askese. Kein Theologe, am wenigsten ein katholischer, sondern ein Philosoph, Fr. W. Förster in Zürich, predigt es seit einigen Jahren. Zuvor will ich noch sagen, daß man das „Tier" ärgern kann, wenn man es auf ganz knappe Hungerkost setzt, ihm also vor allem üppige Speisen und Alkohol besonders entzieht. Zum Turnen ist's zu faul und eine große Wasserscheu ist ihm eigen, darum soll man es mit Turnen und Wasser plagen. Aber dann muß

man ihm mit seelischer Arbeit, mit allgemeiner Willenspflege, zu Leibe gehen. Man muß sich und seine Kinder erziehen zu dem, was man Selbstverleugnung nennt. Man darf nicht gewöhnt werden, ein „jedes Gelüst bei den Haaren zu greifen", sondern man muß es lernen, es am Schopf zu fassen, um es hinaus zu werfen. Man muß seine Kinder anleiten, auf anderen Gebieten ihren Willen fahren zu lassen und den der Autoritäten zu tun; und wenn das auch mitunter einmal schier zwecklos und bloß eine Willensturnübung ist, so ist das auch gut.

Das ist doch das Ziel jedes Menschenlebens, nicht sich auszuleben, wenn das „sich" dem Tierisch-gattungsmäßigen gleichgesetzt ist, sondern dieses „sich" erst zu überwinden und sich dann ein höheres geistiges „Ich" anzulegen, das man dann nach Herzenslust „sich ausleben" lassen kann.

So kann man den Willen stark machen, daß er nicht sofort der Gewalt des Dämons unterliegt. Das sind die sog. schwachen Stunden, die die Stunden der starken Leidenschaft sind. Ihr selbst in diesem Augenblick entgegenzutreten, ist meist aussichtslos; das gilt nicht nur für den warnenden Erzieher, sondern oft auch für den Menschen selbst, der so überfallen wurde. Sie ist eine wirkliche Elementarkraft, wie der Wildbach. Und wie man diesen unschädlich zu machen sucht, indem man zeitig dafür sorgt, daß er abgelenkt werden kann, so tritt auch zu den schon genannten Schutzmitteln diätetischer Art die wichtige Aufgabe der Ablenkung des Interesses. Diese richtet sich nach einem einfachen psychologischen Gesetz: der Wille folgt dem stärkeren Motiv und versagt dann dem schwächeren den Gehorsam. Nun ist freilich in der Regel der Trieb, den wir zu bändigen suchen, das stärkste Motiv selber. Darum müssen wir eine Reihe von minder starken Motiven in Kraft setzen. Damit können wir hoffen, den Willen in Anspruch zu nehmen und zu beschäftigen, um sein Interesse zu teilen, daß es nicht vollständig und rettungslos dem Dämon entgegenfliegt. So ist es die Aufgabe eines klugen Erziehers, alle Neigungen der Buben zu nähren, die in andere Richtungen weisen. Wie gut, wenn Vierzehn- bis Fünfzehnjährige noch Indianer spielen, wie die meinigen! Und dann ist schon das Interesse an anderen Dingen da, die halb Ernst, halb Spiel sind: elektrische Maschinen, Züchtungen von Seidenraupen, Fischen und wer weiß was sonst. Dazu müssen die Burschen Zeit, Geld und Raum bekommen. Ich sorge, daß die Meinen das alles für solche Sachen haben. Jede Liebhaberei sollte man so fleißig unterstützen, das ist gescheiter, als für dumme Gesellschaften seine Zimmer, sein Geld und seine Zeit zu verschwenden, während das eigene Fleisch und Blut dabei leidet, weil sich die eigenen Kinder irgend-

wo herumdrücken und beschäftigen müssen. Und wenn die alten Interessen abflauen, es kommen immer neue, literarische, ästhetische und sportliche: sie soll man immer pflegen, denn was man ihnen zulieb tut, tut man dem „Tier" zuleid. Und dabei kommt die Hauptsache zustande: nämlich die langsame Gewöhnung an bessere, edlere Dinge. Diese ist natürlich leicht da zu erreichen, wo im Grunde der Seele solche höhere Interessen ihre Anknüpfung haben. Manchmal ist Stumpfsinn und Gemeinheit so groß, daß die Sinnlichkeit keine Dämme findet und alles überflutet. Aber in der Regel sind doch solche Interessen vorhanden, die als Hemmungen für die Macht des Triebes herangebildet werden können.

Eins wollen wir noch hier zuletzt nennen, obwohl es nicht das Unwichtigste ist. Und das ist die Gesellschaft. So weit ich beobachten kann, hört da die Macht der Eltern und Erzieher, je älter die Kinder werden, immer mehr auf. Zunächst sieht man nicht hinein. Man kennt die Kameraden kaum; sie sehen, wenn sie in unser Haus zu unsern Kindern kommen, gerade so aus wie diese selbst. Und wenn sie uns einen schlechten Eindruck machen, wer wagt darum schon den Verkehr zu verbieten? Und sind nicht am Ende unsere selbst die Übeltäter und Anführer? Und in solch eine Klasse sieht man gar nicht hinein. Damit steht es aber, glaube ich, nicht immer ganz gleich: manche Jahrgänge sind durch ältere und verwahrloste Lümmel ganz besonders verunreinigt. Dagegen kann man gar nichts machen. Viel weniger unwirksam ist man natürlich kraft seines Hausrechts gegenüber dem Verkehr seiner Kinder außerhalb der Schule. Natürlich ist dieser Einfluß sehr wenig vollständig: denn den Dämon zieht es zu seinen schlimmen Brüdern, und listig weiß er alle Verbote und Vorsichtsmaßregeln zu umgehen. Aber man hat doch, wenn man schärfer und mit klarem Auge darauf achtet, eine gewisse Macht über den Verkehr. Ich habe gefunden, daß der Verkehr mit gleichaltrigen Mädchen ein gutes Mittel darstellt, um Anstand und Idealismus zu wahren. Und wenn eine gründliche Verliebtheit mit allem jugendlichen Idealismus eintritt, so halte man doch ja die Hand des Verbotes und des Spottes fern; denn es ist wirklich eine in ihrer Weise heilige Sache.

Schluß folgt

Arthur Eloesser:
Aus Ibsens Werkstatt

„Meister jeglichen Geschickes schloß gelassen er das Haus." Das schöne Wort, mit dem Gottfried Keller von dem toten Boecklin Abschied nahm, darf Ibsens Sein und Schaffen mit noch vollerem Tone nachklingen. Kein Künstler unserer Tage ist so fertig, in sich vollendet und abgeschlossen von uns gegangen, keiner hat das eigene Geschick mit solcher Strenge und Unerbittlichkeit gemeistert. Selten erschöpft sich die Persönlichkeit in dem vom Leben abgeläuterten Werk. Die meisten lassen noch ein Stück Chaos zurück, einen unbearbeiteten Lebensstoff, der sich nicht in Form kristallisiert hat. Ibsens Leben ist von seiner Kunst rein aufgezehrt worden; das Chaos ordnete sich zum Kosmos. Namentlich deutsche Naturen leiden an einem Überfluß ohne zweckmäßige Ökonomie, an dem Widerstande gegen die erwählte Gattung, die das unendlich Gefühlte nur in der begrenzenden Form darstellen kann. Ihre Werke haben häufig etwas von glücklichen Rettungen, von einzelnen Siegen zwischen vielen Niederlagen und Kapitulationen. Wenn sie ihr Haus schließen, scheinen sich noch alle Geister zu regen, die nach Gestaltung verlangen. Es war vorauszusehen, daß sich in Ibsens Werkstatt, die uns nun von berufenen Händen[1]) aufgeschlossen worden ist, auch nicht ein einziger angehauener Block finden würde, den der Meister im Stiche ließ. Man wußte, daß er den „Brand" erst episch versucht hatte, bevor er ihn dramatisierte; man fand auch den Torso einer Novelle als jugendlichen Versuch, aber auf ein dramatisches Fragment hat niemand gerechnet. Die Reihe der Dramen hat sich so fest zu einem Ganzen geschlossen, daß man sich ein fehlendes Glied überhaupt nicht vorstellen konnte. Als Ganzes sollte dieses Lebenswerk immer betrachtet werden: das war die einzige Forderung, die Ibsen an sein Publikum stellte. Wie man in keinem Stück auch nur die kleinste Szene umsetzen kann, ohne seinen Organismus zu zerstören, so sollte jedes genau an dem Platze gelten, den er ihm angewiesen hat mit seiner individuellen und relativen Wahrheit unter der höheren Wahrheit des Gesamtwerkes. Es war eine Forderung im Namen seiner Kunst u n d seines

[1]) Henrik Ibsens Nachgelassene Schriften in vier Bänden. Herausgegeben von Julius Elias und Halvdan Koht. Berlin, S. Fischer.

Lebens. Ibsen wollte die Zustimmung, daß seine dichterische Existenz, wenn auch gegen die Außenwelt egoistisch abgeschlossen, sich aus den tiefsten Wurzeln des Lebens genährt habe, daß jedes neue Werk einen Jahresring des Wachstums an dem festen Stamme der Persönlichkeit bedeutete. Wenn wir nun in seine Werkstatt eintreten dürfen, wenn wir die fertigsten, klarsten Gebilde, die ein moderner Schöpfer hervorgebracht, entstehen und wachsen sehen, so gewinnen wir noch einmal die Sicherheit, daß auch unter der Disziplin und dem Bewußtsein des schärfsten dialektischen Geistes nichts bloß erfunden oder erdacht, daß alles natürlich geworden ist. Alle Glieder dieses Gesamtkunstwerks, auf einander angewiesen zu gegenseitigem Dienst, gehören nicht nur demselben Gehirn, sondern auch dem Kreislauf desselben Blutes.

Darauf kam es ihm, darauf kommt es uns an. Ibsens Menschen rechnen mit ihrem hellen Bewußtsein, wägen mit ihrem peinlichen Verantwortungsgefühl. Seine Dramen denken, sie sind Gedanken, die sich durch den dialektischen Prozeß formen, die feinsten Rechnungen, die ein Künstler je angestellt hat. Aber der größte Rechenmeister des Theaters besteht darauf, daß er in seine Exempel nur Posten eingestellt hat, die ihm vom Leben selbst geliefert wurden. Gewiß ist die Empfindung durch den Kühlraum der Reflexion geführt worden, aber das Elementare, das Zeugende, Handelnde war Leidenschaft. Wenn wir Ibsens Nachlaß ansehen, seine Pläne, Studien, Skizzen, dann gelangen wir in dieses warme Erdinnere seiner Menschlichkeit, dann treten wir auf den heißen schwankenden Boden, unter dem die Lavaströme noch zucken. Der Mann, der auf seiner Stirn eine eherne Impassibilität zu tragen scheint, der seine private Existenz hinter einer glatten Front der Korrektheit schützte, hat die Geschicke des Menschen seiner Zeit mit leidenschaftlicher Hingebung durchlebt. Wie der Skalde in den „Kronprätendenten", empfing er die Gabe des Leids, des Leids, das der ganzen Menschheit zugeteilt ist, der alten Menschheit, die wieder jung werden möchte. Seine Leute, die nicht vergessen können, schleppen sich mit ihrer Seelenlast von Jahrtausenden auf den Berg der Erkenntnis, um das verheißene Land der neuen Jugend und Unschuld zu schauen, das dritte Reich des Kaisers und des Galiläers, in dem die Wahrheit zur Schönheit wird.

Ibsen war kein Kämpfer gegen seine Zeit, kein Unzeitgemäßer; er glaubte, daß es vorwärts ginge, und er schritt dem langsamen schweren Zuge der von Irrwahn Beladenen als Aufklärer und Wegweiser voran. Sein Zukunftsglaube war einfach und fest trotz der unerbittlichen Zer-

störungsarbeit, die erst den Weg frei legen mußte. Der scheinbar Einsame ging nie für sich; er blieb der Menschheit durch das, was er Solidaritätsgefühl nennt, untrennbar verbunden und zwar der Menschheit von heute, die, wie jedes Heute, klein, nüchtern, häßlich aussieht. In seiner romantischen Jugend trug auch er einen Kranz auf dem Haupte und träumte sich fort nach Dichterländern. Später hat er keine poetische Flucht und Rettung mehr gesucht; er wurde ein Bürger unserer Zeit, ganz in ihren Dienst gestellt, eine der unhistorischsten, gegenwärtigsten Naturen. Vor keinem Altar der Vergangenheit hat er mehr gekniet, die Bundeslade mit den neuen Gesetzen sollte dem Volke vorangehen, der Zukunft entgegen. So sehr er die Menschen verachten konnte, er glaubte an die Möglichkeit ihrer Selbsterziehung, ihrer Charakterbildung. Ibsen war Moralist, war es viel offener als der Übermensch; dieser Zertrümmerer von Götzenbildern war ein Erbauer, häufig sogar erbaulich; dieser skeptisch bohrende Verstand gehörte einer positiven praktischen Natur, die trotz aller kritischen Opposition mit der Zeit, an der Zeit arbeiten mußte.

Die in seinem Nachlaß veröffentlichten Entwürfe, Studien, Skizzen beweisen uns diesen Positivismus. Sie nehmen bestimmte Anregungen der Zeit auf, füllen sich mit Aktualität, nur daß der Künstler streng darauf bedacht bleibt, das Vergängliche an Stoff und Tendenz in das veredelte und haltbare Material der Kunst umzuschmelzen. Wir haben die ergiebigsten Vorbereitungen zur „Nora", zu den „Gespenstern", zu „Rosmersholm" und der „Frau vom Meere". Diese vier Stücke gelten der Frauenfrage, aber keins davon, etwa das erste ausgenommen, läuft Gefahr, in die böse Rubrik der Tendenzstückes zu fallen. Die zusammenhängenden und verwandten Ideen, die diese Werke hervorbrachten, haben sich durch so stark individualisierende Gestaltung differenziert, daß von einer abstrakten Existenz des bewegenden und zielgebenden Gedankens keine Rede sein kann. Es steckt in Ibsen ein Polemiker, ein Redner und Advokat, ein Mann, der fortwährend debattiert, aber auf diesen paßt der Künstler auf, und er verwischt ihm alles, was nach Partei und Plattform aussieht. Ibsen, der ein großer Zeitungsleser war, empfängt seine Anregungen vom Tage, aber er bemüht sich zugleich, sein Werk vom Tage wieder unabhängig zu machen, ihm Vornehmheit und Dauer, eine Haltung für die Ewigkeit zu geben. Dazu übt er ein doppeltes System. Während er seine Figuren immer schärfer und bestimmter ausprägt, gibt er das Momentane und Aktuelle der besonderen oder fremden Anregung

einer anonymen Unbestimmtheit preis. Keiner hat Einflüsse der öffentlichen Meinung und ihrer führenden Geister so rein aufgezehrt bis zur Verleugnung. Es gibt in den vollendeten Arbeiten kein Wort, das nicht Ibsensch klingt, keinen Gedanken, der nicht Ibsensche Farbe trägt, aber die Vorarbeiten, wenn wir die sicheren biographischen Ergänzungen der Herausgeber zu Hilfe nehmen, geben uns die interessante Möglichkeit, die Umsicht und Konsequenz dieses Assimilisationsverfahrens zu bewundern. In der ersten Fassung der „Nora", die als Tragödie der Gegenwart bezeichnet wird, steht noch eine vollständige, recht nach Lektüre schmeckende Diskussion zwischen Nora und Christine über die Frauenfrage, über Ehe und Ehescheidung, die später auf einige abgeblaßte Anspielungen zusammenschrumpfte. Doktor Rank hält nach Darwin und Spencer einen akademischen Vortrag über Anpassung, Zuchtwahl, Veredlung der Rasse, und er ist indiskret genug, die Helmersche Ehe als Beispiel zu zitieren. Ibsen hat ihn dann ganz um seine wissenschaftlichen Raisonnements gebracht, hat den Arzt und Biologen hinter dem Freunde, besonders dem der Nora zurückgezogen. Gegen Rank bleiben ja immer noch Bedenken übrig, weil er als lebendiges Beweisstück der gerade aktuellen Vererbungstheorie durch das Stück geht. Aber jetzt muß er in seinem Organismus dienen, und wie fein hat Ibsen ihn durch die spätere Fassung zu einem Faktor der Handlung befördert, indem er ihn durch seinen Flirt mehr auf die Seite Noras brachte. Nun gewinnt er die ebenso graziöse wie charakteristische Szene, da sie kokettierend nicht nur ihre rosaseidenen Strümpfe, sondern auch ihre reinliche Frauenart zeigt durch die Ablehnung seiner Erklärung und seiner Hilfe.

Wir wissen, daß alle Figuren Ibsens unter einander verwandt sind, daß sie sich gegenseitig fortsetzen, steigern oder auch widerlegen. Der Photograph Hjalmar Ekdal ist noch mit dem komödiantischen Kaiser Julian verwandt, Eilert Lövborg, ein Bruder von Ulrik Brendel, und John Gabriel Borkmann steht zwischen zwei Vettern, dem Baumeister Solneß und dem Konsul Bernick. Die leichte graziöse Nora und die imposante Frau Alving haben gewiß keine Ähnlichkeit an Temperament, Blut und Nerven, aber die Skizzen zu den beiden Dramen lassen bereitwillig erkennen, wie die kleinere Figur des erwachenden Weibchens zu der mächtigeren der gereiften Frau gesteigert wird. Das Schicksal der Kinder blieb in der Nora noch unerledigt; nun verlangt die Frau, auch als Mutter gehört zu werden. „Diese Frauen der Gegenwart", heißt es im Plan der Gespenster, „mißhandelt als Töchter, als Schwester, als Gattin-

nen, nicht ihrer Begabung entsprechend erzogen, fern gehalten ihrem Beruf, um ihr Erbe betrogen, verbitterten Gemütes, — diese sind es, die der neuen Generation die Mütter stellen. Was ist die Folge?" Nun setzt Ibsen theoretisierend seinen Doktor Rank fort, und zwar auf Grund wissenschaftlicher Anregungen, ganz bestimmter Reminiszenzen. Der fertige Mensch ist nicht mehr ein Naturprodukt, er ist ein Kunstprodukt, so wie das Korn es ist und die Obstbäume und die kreolische Rasse und die edlen Pferde- und Hunderassen und der Weinstock u. s. w. Die Grundstimmung des neuen Werkes soll sein das stark aufblühende Geistesleben in Literatur und Kunst und dann als Gegensatz die ganze Menschheit auf Irrwegen. — Solche Bücher lesen Sie? sagte Pastor Manders. Nomina sunt odiosa, wie Ibsen mit der einzigen Ausnahme von Paris auch nie einen Städtenamen, fast nie ein Land nennt. Aber mit Hilfe dieser Skizzen und der trefflichen biographischen Erläuterung können wir sehr leicht feststellen, welche Bücher bei Frau Alving und bei Ibsen damals auf dem Tisch gelegen haben. Was seine Studie an Aktualität enthielt, hat er wieder ausgewischt. Da ist einfach alt und neu, ein Zeitbewußtsein, das rückwärts, und ein entgegengesetztes, das vorwärts sieht. Das Jahr oder das Jahrzehnt hat seinen materiellen Inhalt verloren; die Zeit mußte sich entmaterialisieren und idealisieren lassen. In dieser rein ideellen Steigerung setzt Frau Alving die Nora fort; sie weiß alles, was das erwachende Weibchen erst lernen wollte. Und doch keine Spur von einer bloß gedanklichen Fortsetzung. Da sind andere Menschen, andere Stimmungen, und die Seelenwanderung hat sich mit solcher Vollkommenheit der Neuschöpfung vollzogen, daß eine bewußte Erinnerung an literarische Präexistenz nicht mehr stattfinden kann. Gewiß geht Ibsen von der Idee aus, er weiß ganz genau, worauf es ihm mit einem neuen Stück ankommt, aber das Stück selbst denkt nie allein theoretisch, und bevor er an die erste Niederschrift geht, hat er die Figuren im Kopfe fertig bis zum letzten Gamaschenknopf. Mit ihrer ganzen Individualität gerüstet steigen sie aus dunkel zeugender Nacht in sein Bewußtsein herauf. Kein Lied wird beim Licht des Tages geboren; man kann es wohl aufzeichnen im Sonnenschein; aber gedichtet wird es in einer stillen nächtlichen Stunde. So sagt für ihn Jatgejr der Skalde. Die Idee ist vorhanden, sie kennt ihr Ziel, aber sie darf über den Köpfen der Individuen keine abstrakte Existenz führen. Natürlich macht Ibsen seine Verbesserungen, Verkürzungen, er verfeinert stetig den Organismus der Handlung, bis alle Rädchen leicht in einander greifen, wie er über-

haupt der einzige Dramatiker ist, dessen Gebilde aus dem Zeitalter der Technik zu stammen scheinen. Ibsen bewährt sich immer als das unfehlbare dramatische Organisationstalent. Sie wollen ein Drama schreiben und haben keine Disposition? Mit diesen Worten setzte er einen jungen Dichterling vor die Tür.

Wie die „Gespenster" sich in „Rosmersholm" fortsetzen, das zeigen wieder die Pläne und ersten Fassungen, die im Nachlaß veröffentlicht werden. Ibsen hat das neue Werk sofort bis zur Katastrophe gesehen, bis zum Opfertode Rosmers und Rebekkas. In ihren Grundlinien stehen die beiden Hauptcharaktere fest, aber den zweckmäßigsten Weg, den sie gehen müssen, schlägt er erst nach einigen Schwankungen ein. Merkwürdig berühren die fortwährenden Umbenennungen der Personen. Rosmer heißt erst Boldt-Römer, dann Rosenhjelm, gibt diesen Namen an Ulrik Brendel ab, der vorher noch einige andere angenommen hatte, bevor er den definitiven behielt. Rebekka West, die auch verschiedene Male umgetauft wurde, tritt in einem Entwurf bereits als Frau Rosmer auf. Zwei Töchter hat ihre Vorgängerin hinterlassen, die die Skizze schon im wesentlichen individualisiert. Sie werden gestrichen und für spätere Verwendung aufgespart. Wir erkennen sie als Bolette und Hilde Wangel in der „Frau vom Meere" wieder, wie Ibsens Figuren häufig eine lange Existenz in seiner Phantasie führen, bevor sie ins Dasein entlassen werden. Seine Erfindung ist so reich wie sparsam; nichts geht verloren. „Rosmersholm" hieß ursprünglich „Weiße Rosse". „Alle mir bekannten Menschen," sagt Rebekka in der älteren Fassung, „die sich frei gemacht haben, — alle, die sich für frei halten, — alle haben irgendwo solch' ein weißes Roß, an das sie nie aufhören werden zu glauben." Diese weißen Rosse unterscheiden sich in gar nichts von den Gespenstern. Ibsen strich sie aus dem Titel, ließ sie im Stück nur noch beiläufig gelten, hauptsächlich durch die naive Vorstellung der Haushälterin Helset, um eine Wiederholung des Motivs zu vermeiden. Rebekka geht durch das Stück wie ein schönes Raubtier auf weichen Sohlen, sie stammt aus dem wilderen Norden, die Frau von den Bergen da oben, die der Frau vom Meere voran geht. In der ursprünglichen Fassung hat sie noch mehr Literatur als Natur, eine Belesene, Aufgeklärte und Emanzipierte, die dem zögernden Rosmer den Weg zur Befreiung weist. Wir wissen nun, was die beiden unter anderem gelesen haben. Die Herausgeber des Nachlasses raten nicht, sondern sie beweisen, daß es sich um des Bodenreformers Henry Georges Werk „Armut und Fortschritt" handelt, das damals im Norden

großes Aufsehen machte. Auch Ulrik Brendel versichert es recht deutlich. Die Ideen, die er persiflierend vorträgt, stehen schon in dem Buche, von dem die beiden aufgestanden sind, und er ist wie immer zu spät gekommen. In der älteren Fassung des Stückes hat diese Figur noch nicht den vollen Zauber. Sie gewinnt in bewunderungswürdiger Weise dadurch, daß Ibsens eigentümliche Methode den aus fremder Anregung empfangenen Inhalt seines Denkens unkenntlich macht, daß wieder die Aktualität verwischt wird. Was Ulriks Ideen sind, wissen wir nun nicht mehr genau, aber wir glauben ihm um so lieber, daß er welche hat, und von allem Wissensqualm entladen, steht er nun als der geniale Landstreicher da, von der Freiluft umflossen, die ihn unter Ibsens bürgerlichen Stubenmenschen auszeichnet. Er ist es, der in dem vollendeten Stück die Idee der Sühne bei Rebekka anregt durch die folgenschwere Anspielung seines Humors auf den kleinen Finger der schönen Gnädigen, den sie sich abhacken soll. In der älteren Fassung sprach er mit weniger Laune, bewußter, theoretischer, anspruchsvoller. Die ganze Menschheit ist verpfuscht von ihrem Schöpfer, weil er ihr Schwingen zu geben vergaß. Die tote Frau Rosmer, die sich zu opfern wußte, hatte solche Schwingen, und aus dieser deutlichen Anspielung, die ihm gar nicht zukommt, empfängt Rebekka ihre Lehre.

Aber wir danken es gerade diesem Brendel in seiner unvollkommeneren Gestalt, daß er uns den unterirdischen Gedankengang zum nächsten Werke weist. In der „Frau vom Meere" nimmt Ibsen die unerledigte und aufgesparte Idee vom verpfuschten Schöpfungswerk wieder auf. Ist der Entwickelungsgang des Menschen verfehlt? So überlegt er in dem ausführlichen Plan, den wir von ihm besitzen. Warum mußten wir der trockenen Erde angehören? Warum nicht der Luft? Warum nicht dem Meer? Die Sehnsucht, Schwingen zu haben. Die seltsamen Träume, daß man fliegen könne, ohne sich darüber zu wundern, — wie läßt sich dies alles deuten? — — Merkwürdig mischen sich hier Überlegung und Schwärmerei vor diesem geraden Zukunftswillen, besonders imposant durch die Einwände, die von Ibsen gegen die eigene Gutgläubigkeit erhoben werden. Sind das Ideale, sind das Schrullen, ist das Weisheit oder Narrentum? Beides zugleich für den Mann, der seine Gedanken immer dramatisch erlebt, der sie zugleich groß und klein sehen wird, in Ellida noch unter einem Schein mystischen Zaubers, in dem Maler nach der skurrilen Seite gezerrt mit seinem Accla-cli-cla. Kein Werk von Ibsen sehen wir so deutlich, so notwendig entstehen wie die Frau vom Meere. Die Ringe

äußerer und innerer Erlebnisse schließen sich dicht zusammen, um der neuen Inkubation seiner Phantasie Gestalt und Form zu geben. Ibsen beschäftigt sich mit der Evolutionstheorie. Aus Haeckels Schöpfungsgeschichte interessiert ihn als Übergangsform eine Fischart, die zugleich zu den niederen Ahnen der Wirbeltiere rechnet. Sind wir auch Übergangswesen, sitzen Rudimente früherer Zustände in unserem Inneren? Die Frau vom Meere hat ihren seelischen Fischschwanz. Das Meer verfügt über eine Macht von Stimmungen, heißt es weiter in dem Plan, die wie ein Wille wirkt. Das Meer kann hypnotisieren. Die Natur überhaupt kann es. Das große Geheimnis ist die Abhängigkeit des Menschenwillen vom „Willenlosen". Das war persönliches Erlebnis. Ein Augenzeuge berichtet, wie Ibsen in dem Sommer, der dieses Stück hervorbrachte, während eines Badeaufenthalts an der jütischen Küste häufig stundenlang auf demselben Flecke stand mit gekreuzten Armen und traumversunken in die blauen Wogen starrte. Böcklinsche Wunder muß er da gesehen haben, von Meerweibern und Meermännern. Wo finde ich das Land meiner Heimat? schrieb er später an Brandes. Was mich am meisten anzieht, ist das Meer. Aber aus der schweifenden Empfindung kehrt Ibsen immer wieder zum Menschen zurück, der keine Schwingen hat und am trockenen Lande klebt. Die märchenhafte Vorstellung von der Meerfrau verschwistert sich mit bestimmten menschlichen Beobachtungen und Erfahrungen. Er denkt an Frauen, die wie sie im Exil lebten, die die Rechte ihrer Persönlichkeit aufgeben sollten, um in einen engen Pflichtenkreis verpflanzt zu werden. So wurde dieses Drama wieder zu einem Frauenstück, auf das Problem der Freiheit gerichtet, ohne die keine Liebe ist. Der Entwurf ist größer, weiter gezogen als das Stück, das sich dadurch gestaltete, daß die phantastische Pracht des Motivs auf die mögliche Wirklichkeit zusammenschrumpfte. Von einem melancholisch verträumten Reisesommer erhielt das Werk ursprünglich Licht und Farbe. „So wird der kurze helle Sommer dahin gelebt. Und hernach — ins Dunkel hinein. Dann erwacht die Sehnsucht nach dem Leben der großen Welt da draußen. Aber was ist wohl damit gewonnen? Mit den Verhältnissen, mit der geistigen Entwicklung wachsen die Ansprüche und die Sehnsüchte und die Wünsche. — — Überall Begrenzung. Daher die Schwermut wie ein gedämpft klagender Gesang über dem ganzen Menschendasein und dem Tun der Menschen. Ein lichter Sommertag mit dem großen Dunkel hinterher, — das ist das Ganze." — —

Im Plane spielt das Stück zwischen Himmel und Erde; in der Voll-

endung hat es ein bürgerliches Ansehen bekommen. Der mysteriöse Steuermann kann uns die dämonische Macht des Meeres nicht recht repräsentieren. Die atavistischen Rudimente in Ellidas Konstitution äußern sich wie pathologische Störungen, was ja die Wissenschaft billigen wird. Schließlich experimentiert Wangel als Arzt und Gatte mit Ellida nicht anders als mit einem kleinen Kinde, dem die verbotene Frucht erlaubt wird. Die Natur spielt nicht die ergreifende Rolle, die ihr ursprünglich zugedacht war; sie tritt nur in symbolischer Bedeutsamkeit auf, stimmberechtigt zur Debatte, aber in ihrer blinden Größe spielt sie nicht mit. Der Sommernachtstraum ist verflogen. Ibsens Menschen leben weniger von der Landschaft, als es sonst in der Freiluft des germanischen Dramas geschieht; sie halten sich in der Sphäre der Gesellschaft und der Bürgerlichkeit. Dieses dramatische Experiment als das reinste Beispiel der Ibsenschen Methode beleuchtet den Experimentalcharakter seiner ganzen Dramatik. Ibsen geht von der Natur aus, aber wie ein Naturforscher, wie der Meister im Laboratorium, der seine Stoffe auszieht und auf den Zustand von Reinkulturen bringt. Er kann der Natur nicht vorschreiben, was die vorauseilende Erwartung ahnt und wünscht, aber er kann sich einen abgegrenzten Kreis der Prämissen sichern, den seine geduldige Beobachtung überwacht. Ibsens Werke stammen aus dem Zeitalter der Technik und der Naturwissenschaft, tief von ihrer Zeit durchtränkt, die er mit völliger Hingebung erlebt hat. Sie lieferten ihm die Ideen, die Stoffe und die Methode. Ihre Erlebnisse hat seine Dichtung aufgetan, ihre Sehnsucht aus vieltausendjähriger ungesunder Plage des Alten nach einem jungen Menschheitstag. Aber die Sehnsucht selbst ist ungesund, ist nur Romantik, wenn sie nicht zum Willen wird. Das ist der Sinn, die Gesinnung seiner Kunst; wir empfanden sie aus seinem Werke, und wir erkennen sie noch einmal mit ihrer großen Strenge in der nun geöffneten Werkstatt.

Tabakgenuß und geistige Arbeit

Eine Umfrage von Dr. C. F. van Vleuten*)

Fortsetzung

Hans Benzmann:

Auf Ihre gefällige Anfrage bezüglich der Wirkungen des Tabaks antworte ich mit Vergnügen; denn ich bin ein passionierter Raucher. Freilich rauche ich nur leichte Zigarren — 4—5 den Tag über —, gelegentlich eine Zigarette. Ich rauche ebenso gern bei berufsmäßiger Arbeit wie „im Zustande der Ruhe", besonders gern bei guter Lektüre und bei künstlerischem Schaffen. Allerdings ist es mir oft passiert, daß ich beim Versemachen sogar das Rauchen vergessen habe. Anregend wirkt die Zigarre gewiß; aber ich muß gestehen, daß sie bisweilen auch — am Vormittage — beunruhigend wirkt, je nach dem Zustande der Nerven. Übrigens, ich müßte lügen, wollte ich der geliebten Zigarre zuliebe behaupten, daß sie eine besondere förderliche Wirkung auf künstlerische Produktion ausübt, daß sie die Intensität einer dichterischen Stimmung erhöht.

Walter Bloem:

Ich kann mit absoluter Bestimmtheit behaupten, daß das Rauchen für mich beim Schaffen unentbehrlich ist. Ich rauche im Stadium der Konzeption und der Entwürfe Zigaretten, in denen ich Kenner und Verschwender bin, bei der Ausarbeitung aber eine leichte und qualitätslose Zigarre, bei der nur der blaue Dunst vonnöten ist. Pfeife habe ich als Student auf der Kneipe mit Wonne geraucht. Später konnte ich sie nicht mehr vertragen, heute ist mir der Geruch des Pfeifentabaks direkt widerlich.

---

*) Vergleiche „Nord und Süd" Band 131, Seite 135 ff., 232 ff., 360 ff.

Ich glaube bestimmt an einen Zusammenhang zwischen Tabakgenuß und produktiver Phantasietätigkeit. Ich habe die Gegenprobe gemacht. Vor einigen Jahren war ich ein Rauchabstinent: in dieser Zeit habe ich nur eine kleine Novelle zustande gebracht, und die war miserabel.

Victor Blüthgen:

Sehr geehrte Herren! Vor mir liegt ein hübsches kleines Bändchen, in Zigarrenkistenholz gebunden, mit eingebranntem Titel, Zigarrenbänder als Verschluß — das Ergebnis einer Umfrage über das Tabakrauchen von seiten der Deutschen Tabakzeitung als Inhalt. Scherzhafte und ernsthafte Äußerungen zu Ihrem Thema von Geistesarbeitern, darunter in Frage kommende ärztliche Autoritäten ersten Ranges. Daraus ergibt sich im allgemeinen nun erstlich, daß die Nichtraucher das Rauchen für ungünstig oder schädlich halten, die Raucher für etwas Erfreuliches und mäßig genossen Unschädliches, zweitens daß „mäßig genossen" ein ganz relativer Begriff ist, der sich für den Einzelnen verschieden bemißt, drittens, daß noch nicht ausgemacht ist, was beim Rauchen das hauptsächlich Schädigende ist, ob das Nikotin oder die brenzligen Bestandteile des Rauchs, die bei Importen eine besondere Rolle spielen, da man diese frisch raucht; während ihr Nikotingehalt verhältnismäßig ein geringer ist.

Ach dieses verwünschte Rauchen — was danke ich ihm alles an Genüssen und Leiden! Wenn ich mit irgend etwas in der Welt zu bestechen wäre, so wäre es eine Kiste Importen von besonderer Güte. Ich habe nämlich, was man „Zunge" nennt, und zähle eine bessere Importe zu den Dingen, um deretwillen „sich's allein schon lohnt, zu leben". Im übrigen tue ich es auch billiger, rauche seit meinem fünfzehnten Jahre, wenn irgend angängig, anfangs meist Pfeife, seit der Hauslehrerzeit Zigarren — damals sogar in meinen Unterrichtsstunden —, aber nicht Zigaretten, die mir fatal sind; für gewöhnlich andauernd eine bestimmte Sorte, die mir zusagt. Von Diners oder Soupers ist mir neben einem sehr guten Tropfen immer das Liebste die Zigarre hinterher gewesen. In der Tat: ich bin zeit meines Lebens in meiner Bekanntschaft als leidenschaftlicher Raucher berüchtigt gewesen, und ich betrachte es als höchst erstaunlich, daß ich trotzdem mit dem weiblichen Geschlecht leidlich ausgekommen bin. Allerdings — und hier will ich ein intimes Geständnis machen — hat's mir meine Erste nie ganz verziehen, daß ich, um ihr den ersten Kuß zu geben,

Oskar Zwintscher:
Selbstporträt
(Bremen, Kunsthalle)
Text von Lothar Brieger-Wasservogel

die brennende Zigarre weglegte und sie alsdann — sie brannte noch — sofort weiter rauchte, und meine Jetzige kämpft mit allen weiblichen Waffen Tag für Tag gegen meine Lasterhaftigkeit, deren Betätigung ihre gute Nase freilich durch Wände und Zimmerdecken hindurch riecht, und durch welche sie fürchtet vorzeitig zur Witwe zu werden, abgerechnet, daß ihr Tabaksgeruch übel macht. Unsere Ehe wäre wahrscheinlich längst geschieden, hätte nicht eine zeitweilige Distanz zwischen Eheleuten auch ihr Gutes und hätte sie nicht zur Entschädigung das Privileg, beständig alle Fenster aufzureißen.

Denn in Wahrheit: ich habe mich bisher mehrfach, allein stets vergebens bemüht, mir das Rauchen abzugewöhnen. Am besten geht's noch, so lange ich faulenze und alle meine Kraft darauf verwende, mir gut zuzureden. Sobald ich anfange, geistig zu arbeiten, bin ich verloren. Ich rauche — rauche — je intensiver ich arbeite, desto intensiver rauche ich. Als ob ich meinen Körper dadurch entschädigte, indem ich den Mund beschäftigte, für die Bevorzugung des Geistes; ohne dies ist er eifersüchtig und beunruhigt mich. Dabei weiß ich erfahrungsgemäß, daß ich geistig klarer und kräftiger bin, wenn ich nicht rauche, ja daß meine Sinne dann unvergleichlich reiner und schärfer empfinden.

Vielleicht, daß der „Nikotindusel", den mein Freund Lohmeyer mir vorzuwerfen liebte, den einen Vorteil bietet, daß sich der geniale Impuls, Pegasus oder Genie genannt, leichter vom Talent zügeln läßt. Denn das Dampfen dämpft — es steigert nicht!

Es ist mein Verhängnis, daß ich Raucher bin. Ich danke diesen verwünschten wundervollen „Giftnudeln", wie die Rosenlippen meiner Teuren sie nennen, alle Krankheiten meines Lebens: ein paar Jahre fast hoffnungslosen Siechtums, ein paar Blinddarmentzündungen und Anläufe dazu, Magen- und Leberkatarrhe mit ihren Folgen; ich zweifle nicht daran! Vor elf Jahren hatte ich Typhus, natürlich nicht vom Tabak — seitdem bin ich als Raucher nur halb noch, was ich war.

Ich fürchte, ich werde bis zu meinem Tode nicht weniger als dies werden.

Eugen Bracht:

Das Rauchen? Darüber etwas Schriftliches abgeben, etwas Neues — Persönliches — ad hoc Ausgedachtes? — Eigentlich fatal!

Meine Gesinnung wäre: „Am Kranksein ist das Ärgerlichste, daß man nicht rauchen kann!" Im Luftbad bei Lahmann auf dem „Weißen Hirsch" hörte ich als einziger Raucher: „Was! Ihnen ist das Rauchen gestattet?" — „Ja — er hat, Gottseidank, nichts davon gesprochen!"

Punkto Aberglauben — wenn die bei Gerold bestellte Sendung unterwegs ist — pflegt regelmäßig eine leichte Halsschwellung einzusetzen — schändlich! Aber die Wirkung bei der Arbeit:

Es wird gesagt: die Nervosität wird geglättet — ärgerliche Stimmung besänftigt — die Denkarbeit gefördert! Wieso?

Gesetzt den Fall einer renitenten Stelle an einem Bilde; die gegebenen Versuche scheiterten — Pause! Wo steckt das Hindernis?

Im Gefühl der Unzulänglichkeit sitzt man vor dem Elend und starrt!

Mit der nun einsetzenden verstärkten geistigen Gymnastik steht indessen eine völlige körperliche Untätigkeit im Widerspruch — sie ist geradezu unerträglich!

Bei frisch angezündeter Zigarre dagegen ist unser physischer Mensch gerade hinreichend untätig beschäftigt, sozusagen behaglich ausgeschaltet — um das Spiel der Phantasie, mittelst dessen die Lösungsmöglichkeiten eine nach der andern am Objekt ausprobiert werden müssen, mit minderer Erdenschwere sich vollziehen zu lassen, das heißt, beim kräuselnden Rauche denkt es sich besser!

Carl Busse:

Ich bin seit meiner Schulzeit ein leidenschaftlicher Raucher. Und da in meiner halbpolnischen Heimat die Zigarette durchaus dominiert, habe ich mich so früh und so vollständig daran gewöhnt, daß jeder spätere Versuch, mich zur Zigarre zu bekehren, fehlschlug. Das erste und einzige Gedicht, das ich jemals aus einer fremden Sprache in deutsche Verse übertrug, war das Gedicht eines polnischen Poeten an die Zigarette. Die mir selbst abhanden gekommene Übertragung muß sich noch in einem der früheren Jahrgänge von „Aus fremden Zungen" oder dem Vorläufer dieses Blattes finden.

Auf der Schule waren wir natürlich insgesamt „Lungenraucher", und dieser nie ganz gelassenen Angewohnheit schreibe ich es mit zu, daß

ich zur Zigarre kein Verhältnis fand. Früher pflegte ich mir wohl den täglichen Vorrat selber zu drehen oder zu stopfen; seit vielen Jahren kauf' ich ihn aber fertig, und zwar bin ich seit einem Jahrzehnt von den „Russen" zu den „Türken" übergegangen. Ich habe mich da an eine bestimmte Marke einer Dresdener Fabrik gewöhnt, die ich nicht nur ihres Geschmackes wegen schätze, sondern auch deshalb, weil sie sich immer gleich bleibt. Jeder Zigarettenraucher weiß, wie eine bald zu fest, bald zu locker gestopfte Zigarette einen zur Verzweiflung bringen kann, und besonders die „Russen" mit ihrem kurz geschnittenen, jeden Augenblick ausgehenden Tabak leisten darin Erkleckliches.

Mein Tagesbedarf beziffert sich etwa auf 30—40 Zigaretten, so daß ich in meinem bisherigen Leben eine Viertelmillion Stück konsumiert haben dürfte. Vor dem ersten Frühstück, auf nüchternen Magen, rauche ich selten. Sonst aber den ganzen Tag hindurch bis zum Schlafengehen. Im Zimmer und bei der Arbeit mehr als im Freien und beim Wandern. Nach dem sommerlichen Bade in Fluß oder See, nach einem guten Essen und während eines fröhlichen Trunkes dünkt mich die Zigarette als einer der herrlichsten Lebensgenüsse. Ich könnte den Alkohol in jeder Form viel eher entbehren als sie. Schmeckt mir die Zigarette nicht mehr, so ist das ein untrügliches Zeichen, daß ich krank bin.

Was den Einfluß des Rauchens auf die Produktion und überhaupt auf die ganze Gemütsverfassung anbelangt, so kann ich nur folgendes sagen: Mich beruhigt die Zigarette ganz außerordentlich. Je heftiger ich erregt bin, um so stärker und anhaltender rauche ich. Schwere Lebensstunden half mir die Zigarette treulich durchhalten. Ich öffne keinen Brief, in dem ich entscheidende Nachrichten vermute, ohne mir vorher eine Zigarette angezündet zu haben. Liliencron erzählt irgendwo von einem alten dänischen General, der ganz gebrochen hinter dem Sarge seiner treuen Lebensgefährtin die Treppen hinunterschwankt, aber plötzlich umkehrt und mit tränenerstickter Stimme sagt: „O, ich hab' meine Zigarren vergessen!"

Das Beruhigende, Lindernde, Dämpfende des Tabaks fühle ich auch bei der Arbeit. Die Gedanken ordnen sich leichter, die Form rundet sich rascher. Rauche ich nicht, so fehlt mir etwas, und schon das lenkt mich ab, so daß ich weniger schreibe. Ob der Tabaksgenuß im übrigen schuld ist an den periodisch auftretenden schweren Magenverstimmungen, an denen ich leide, sei dahingestellt. Es wäre ja möglich . . .

Ludwig Dettmann:

Hochgeehrter Herr!

Über mein Rauchen? Nichtraucher fast bis zum vierzigsten Jahr. — Abgerechnet die verschiedenen Perioden heftiger Rauchentwicklung während meiner Lehrzeit und später ab und zu das Verqualmen einer Zigarette — überredete mich mein Freund, der Maler Otto H. Engel, während einer Studienfahrt auf unserem geliebten Föhr zu einer Zigarre. Sie schmeckte gut, und seitdem rauche ich täglich zwei Zigarren; bei besonderer Gelegenheit wird's wohl auch eine mehr.

Welche Sorte? Am liebsten alle Sorten meiner tabakkundigen Freunde; sonst halte ich zum täglichen Gebrauch eine 12-Pfennig-Holländer (bessere Freunde bekommen bei mir übrigens auch eine Upmann.)

Im Freien rauche ich nicht gern, denn der ringelnde Rauch ist mir der halbe Spaß an der Zigarre. Wenn ich müde und abgespannt bin, beruhigt und erfrischt mich das Rauchen ungemein. Dies erwirkt wohl zunächst die Ausübung einer gleichmäßigen Tätigkeit, das „Verdösen" aller Gedanken und Grübeleien mit dem verschiedenen Rauch, dann aber sicher die Einwirkung des Tabaks selbst auf Lunge und Zunge. Beim Malen rauche ich nie: die Hände brauche ich zum Handwerkszeug, den Mund zum Pfeifen. Wenn ich rauche, fühle ich mich behaglich und bin immer friedlich. Deshalb bedauern meine Frau und Freunde, daß ich durch sehr spätes Beginnen ein schwacher Raucher bin. Augenblicklich rauche ich eine sehr gute Zigarre, die mir mein Freund Heinrich Wolff dedizierte, und bin deshalb in vorzüglicher Stimmung. Daher schrieb ich Ihnen auch endlich.

Albert Geiger:

Ich esse, wenn ich Lust habe, ich trinke, wenn ich Lust habe. Ich rauche, wenn ich Lust habe: Zigarren, Zigaretten, ich schnupfe sogar zuweilen. Das Schnupfen macht das Hirn klar, und man sollte wieder s c h n u p f e n. Im übrigen ist das Werden einer künstlerischen Arbeit von derlei Sachen unabhängig; wenigstens bei mir.

Rudolf Huch:

Ich habe vom sechzehnten Lebensjahre an geraucht, in früheren Jahren viel, allmählich weniger und jetzt ganz wenig. Nur Zigarren, Zigaret-

ten kann ich nicht vertragen. Produktiv zu arbeiten und dabei zu rauchen, wäre mir unmöglich.

Wilhelm Kotzde:

In meiner Jungenzeit habe ich natürlich Rauchversuche angestellt, mit einem Spielfreunde in der Popillone draußen vor dem Dorf. Hernach rauchte ich halb gezwungen hin und wieder eine Zigarre. Freude hatte ich nie daran. Das mag von meinem Vater vererbt sein, der nie rauchte. Seit acht Jahren habe ich die Sache ganz eingestellt und bin sehr froh, daß ich's getan habe. Ich kann also nicht sagen, daß mich der Tabakgenuß je angeregt oder gefördert habe. Wenn ich geistig zu arbeiten habe, ist mir Tabaksqualm im Zimmer äußerst unangenehm, und ich glaube, daß er mich schneller erlahmen läßt. In Vereinssitzungen, die häufig angestrengte Arbeit von mir fordern, habe ich das oft bemerkt.

Franz Servaes:

Ich schätze den Tabak als Genußmittel anderer Leute — soweit sie mir gegenüber die gebührende Distanz halten — ferner auch als legales Kokettiermittel sehr graziöser Damen.

Mir selbst verursacht das Rauchen Bauchgrimmen und Denkdefekte. Ich rauche deshalb höchstens in lustiger Gesellschaft — um die mich umgähnende Langeweile zu übertäuben.

Heinz Tovote:

Ich rauche ganz gern mal eine Zigarette — aber nie ist es mir eingefallen, dieses Vorkommnis mit dem, was ich gelegentlich schreibe, in irgend eine Verbindung zu bringen.

Ich rauche n i e, wenn ich a r b e i t e. Denn zum Schreiben habe ich nicht nur meinen Kopf, sondern auch meine beiden Hände nötig.

Johannnes Trojan:

Als junger Mann und auch später habe ich stark geraucht, Pfeifen, Zigarren und Zigaretten durcheinander, seit vielen Jahren aber schon bin ich ein mäßiger Raucher. In meinem Arbeitszimmer rauche ich nie, weil

ich besorgt bin, der Tabaksgeruch könnte sich den Büchern anheften. Kalter Tabaksgeruch aber ist mir sehr zuwider. Bei meiner starken Korrespondenz bekomme ich öfters Briefe, denen Tabaksgeruch anhaftet. Diese verbrenne ich, wenn ich sie gelesen habe, nach Patschuli riechende Briefe aber — auch solche laufen mitunter ein — werden ungeöffnet von mir verbrannt.

Ich rauche zu Hause nur am Feierabend nach dem Abendbrot im Eßzimmer eine Zigarre. Sonst rauche ich außerhalb des Hauses gern nach einem Diner, oder wenn ich mit Freunden und Bekannten abends beim Glase Wein oder Bier zusammen bin. Auch auf Fußwanderungen rauche ich gern im Freien.

Auf den Gedanken, mich durch Rauchen zu schaffender Arbeit anzuregen, bin ich nie gekommen. Doch kann ich nicht sagen, daß ich nicht auch beim Rauchen einmal arbeite. Bei meiner Art des Schaffens kommt es vor, daß mir, während ich auf der Straße oder in Gesellschaft bin und rauche, plötzlich etwas einfällt, das ich sogleich in Gedanken verarbeite.

Ich sehe darauf, daß ich nur etwas Gutes zu rauchen habe, und kann das tun, weil ich nur wenig rauche. Zweimal war ich ein Vierteljahr in Amerika und machte dort die Erfahrung, daß ich auch für hohen Preis keine Zigarre bekam, die mir rauchbar erschien. Da gab ich das Zigarrenrauchen auf und kaufte mir, dem Beispiel der Eingeborenen folgend, ein kurzes Pfeifchen, aus dem ich „Morningdew" rauchte, eine Tabaksart, die gut gegen die Mücken war.

Einmal vor Jahren gab ich auf hundert Tage das Rauchen auf, um zu erproben, ob ich mich ohne Rauchen wohler befände. Als die hundert Tage vorbei waren, gab ich noch zehn Tage zu, habe dann nach den hundertzehn Tagen wieder sehr gern meine Zigarre geraucht. Im vorigen Jahr lag ich neunzehn Wochen in der Charité auf dem Krankenbett und hätte dort, als es mir besser ging, gern einmal eine Zigarre geraucht, tat es aber doch nicht, um die Kammer, in der ich lag, von Tabaksgeruch frei zu halten. Nachher aber, als ich wieder zu Hause war, erschien es mir wie ein kleines Fest, als ich eines Tages mir nach dem Abendbrot die erste Zigarre wieder anzündete.

Und so denke ich, als ein mäßiger Raucher, wenn ich von Krankheit und Unglück verschont bleibe, noch manches Kistchen Zigarren, die aber angenehm schmecken, nicht zu schwer sein und gut brennen müssen, leer zu machen.

Heinrich Vierordt:

Ich bin Nichtraucher, keineswegs aus Grundsatz oder weil ich den Tabak für gesundheitsschädlich halte; aber Tabak und meine Natur scheinen einander völlig auszuschließen. Die einzige Zigarre, die ich — damals bereits im 24. Lebensjahre stehend — rauchte, hat mich zu keiner seelischen, wohl aber zu einer überaus leiblichen Produktion inspiriert, deren nähere Schilderung mir in Gnaden erlassen sei. Jedenfalls hat das Erlebnis solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich mich niemals zu einer zweiten Zigarre aufgeschwungen habe. Zigaretten habe ich Scherzes halber später ab und zu einmal geraucht, ohne irgendwelche Genußempfindung oder Anregung davon zu haben.

Tabaks**rauch** ist mir unangenehm, wenn auch keineswegs unerträglich. Hat einer meiner Besucher den unglücklichen Einfall, zu rauchen, so werden nach seinem Weggang Fenster und Türen aufgerissen, als sei der Gottseibeiuns selber mit seinem Höllengestank zu Gaste gewesen. — —

Das arme Mittelalter, das sich ohne jenes indianische Überkömmsel behelfen mußte! Was hätten Dante, Petrarka, Wolfram von Eschenbach mit einer Tabakspfeife zwischen den Zähnen erst für Meisterwerke zustande gebracht! Auch bei Walther von der Vogelweide, als er „bein mit beine“ auf jenem bekannten Stein denkend saß, wäre eine Zigarre zur Gedankenkonzentration gewiß sehr angebracht gewesen! — — —

Da jedoch so viele moderne deutsche Dichter, Denker, Schriftsteller etc. den Tabak zum künstlerischen Schaffen, ja zum **Leben** für unentbehrlich erklären, so wollen auch wir Nichtraucher ihn aus der Ferne gläubig verehren, da wir ja sonst ohne ihn einer Fülle von Genie verlustig gegangen wären oder gehen würden.

Hans von Volkmann:

Ich rauche gern und bin ein wohl mittelstarker Raucher; meist Zigarre, sporadisch mal eine Zigarette; wenn ich auf dem Lande bin, besonders bei rauhem Wetter, draußen auch Pfeife, ebenso hie und da im Atelier. Ich rauche regelmäßig, vor- und nachmittags, wie auch abends, und komme dabei durchschnittlich täglich auf etwa 5 Zigarren. Für gewöhnlich begnüge ich mich mit einem einfachen, leichten oder wenigstens leichteren Kraut, obgeich ich gern auch einmal eine volle Importe rauche.

Auch bei der Arbeit, wenigstens beim Malen, fehlt mir selten die Zigarre, während ich beim Zeichnen und Radieren mich ihrer aus praktischen Gründen in der Regel enthalte.

Mit Vorliebe stecke ich mir im Atelier, wenn es dunkeln will, noch eine Zigarre an und lasse ausruhend die Tagesarbeit Revue passieren. Da ist mir die Zigarre ein lieber Gefährte: sie unterstützt, ebenso wie auch das Dämmerlicht, die Neigung zu kontemplativer Betrachtung, zur Nachprüfung des Geschaffenen und zu seiner inneren Weiterbildung, zum Weiterspinnen der Gedanken für künftige Gestaltungen.

Doch kann ich das Rauchen für mich nicht als Mittel zur Inspiration schlechthin betrachten; jedenfalls habe ich, als ich zeitweise aus Gesundheitsrücksichten (doch nicht infolge des Tabakgenusses) das Rauchen sehr einschränken mußte, durch den Verzicht keinerlei Wirkungen auf meine schaffende Tätigkeit entdecken können.

Adolf Wilbrandt:

Ich habe viele Jahre geraucht (Zigarren), rauche aber nun schon jahrelang nicht mehr; nicht durch einen irgendwie begründeten Entschluß, sondern weil mein Verhältnis zur Zigarre nach und nach von selber erlosch.

Es gab einmal Zeiten, wo ich auch beim *Schaffen* rauchte, und wohl auch zur stärkeren *Anregung*; das verbot ich mir aber bald und habe seit Jahrzehnten *nie* mehr während des Produzierens geraucht, es auch nie vermißt. Ich kann nicht versichern, daß die Zigarre meinem Schaffen förderlich (oder hinderlich) gewesen wäre; höchstens half sie wohl einmal — *in minder gesunden Zeiten* — wenn die Nerven einen *ersten Anstoß* wünschten.

(Fortsetzung folgt)

Richard Hamann:
Austausch von Professoren

Es soll hier nicht die Rede sein von dem Austausch der Professoren, der zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika stattfindet. Einsichtige Leute sind sich darüber einig, daß er in der beschränkten Form, in der er jetzt geschieht, nur einen Akt internationaler Höflichkeit darstellt, ohne erhebliche wissenschaftliche Bedeutung. Über die politische Bedeutung einer solchen Einrichtung haben wir kein Urteil. Jedenfalls wird diese Austauschprofessur mehr ein Symptom als ein Agens der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden beteiligten Nationen sein. Einem tief- und über das Wissenschaftliche hinausgehenden Einfluß der amerikanischen Austauschprofessur auf das deutsche Geistesleben könnte man auch nicht anders als verdrossen gegenüberstehen. Eine Übertragung amerikanischen Geistes und amerikanischer Methoden auf die deutsche Wissenschaft und Kultur würde einen weiteren Schritt in der unleugbaren Amerikanisierung des modernen Lebens bedeuten, unter der an und für sich schon nichts so zu leiden hat, als die — deutsche K u l t u r.

Hier soll vielmehr von einem ganz anderen Austausch von Professoren die Rede sein, dem Austausch der Professoren unter den deutschen Universitäten selbst. Natürlich wäre es ein undurchführbarer Gedanke, daß die Professoren von Jahr zu Jahr ihre Lehrstühle wechseln sollten, daß sie den Sophisten ähnlich mit ihrem geistigen Vorrat durch die Lande ziehen, und daß eine ungeheuerliche Unrast und Unstetigkeit in das Leben derjenigen Personen eindränge, die zu ihrer Arbeit der Seßhaftigkeit und Ruhe am stärksten bedürfen. So ist es also nicht gemeint.

Etwas Ähnliches wie einen Austausch von Professoren haben wir aber bereits, wenn eine betriebsame Konzertdirektion Gelehrte von Weltruf unter ungeheurem Andrang des Publikums in ihren Konzertsälen reden läßt. An diesem Austausch profitiert aber nur die Großstadt, wo allein solche Veranstaltungen im großen Stil möglich sind, die Großstadt,

die sowieso schon mit Bildungsstoff überhäuft, mit Anregungen aller Art überladen ist. Auch kommt es weniger den Studenten als dem großen sensationslüsternen Publikum zugute, und ein Anstrich von Geschäft und Reklame ist notwendig mit diesem Verfahren verbunden.

Es würde nun sowohl für die betreffenden Professoren eine würdigere Form sein, wie den Studenten ganz anders entgegenkommen, wenn die Universitäten selber ihre Pforten den auswärtigen Dozenten öffneten, aber nicht nur zu einem kurzen Gastspiel, sondern einem wirklichen Kolleg, und dadurch diesem Auftreten in fremden Städten jede Form der Konzertvorlesung nähmen. Daß sowohl die Professoren geneigt sein werden, sich anderswo hören zu lassen, als auch die Studenten, die auswärtigen Berühmtheiten im Hörsaal kennen zu lernen, zweifle ich nicht. Diese Idee der n a t i o n a l e n Austauschprofessoren ließe sich aber nur durch Neuordnung des ganzen Studienplanes an den Universitäten, vor allem durch eine neue Semestereinteilung verwirklichen. Für eine solche Neuordnung Freunde zu gewinnen, dürfte weniger schwer halten, als es zunächst scheint, da die bisherige Einteilung in ein Wintersemester von wenig mehr als vier Monaten, ein Sommersemester von drei Monaten Nachteile genug mit sich bringt.

Rein äußerlich sind Sommer- und Wintersemester vollkommen gleichgestellt. Tatsächlich aber ist das Sommersemester für ernsthaftes Studium dem Wintersemester weit unterlegen. Die kurze Zeit von drei Monaten erfordert: entweder überhaupt andere Stoffe im Kolleg zu behandeln als im Winter, oder dieselben Themata flüchtiger durchzunehmen. Die Folge wird also das Überwiegen allgemeiner Überblicke sein (Einführungen, Grundzüge, allgemeine Wissenschaften) oder eine mehr anregende als ausführende Behandlung eines speziellen Vorlesungsstoffes. Dazu kommt bei Dozenten und Hörern in der heißen Jahreszeit die Ermüdung und Schlaffheit, die den Juli oft ganz für die Arbeit verloren gehen lassen, in den kleineren, schön gelegenen Universitäten noch die Reize der Landschaft, so daß hier der Sommer sowieso dazu dient, mehr das Studenten l e b e n als das Studium zu genießen. Ein ernsthaftes Arbeitssemester kann das Sommersemester nicht sein. Also sei es ein Anregungssemester.

Die eigentliche Arbeit findet im Wintersemester statt. Aber auch dieses ist für viele Vorlesungen noch zu kurz. Vorlesungen wie die über Weltgeschichte oder Geschichte der Philosophie, Volkswirtschaft oder Physik, Chemie, kurz, die sogenannten Pflichtkollegs der ordentlichen Pro-

fessoren sind selbst in diesen Monaten kaum mit der erwünschten Gründlichkeit zu erledigen. Vielfach wird schon zu dem Ausweg gegriffen, die Vorlesung in zwei Abschnitte zu zerlegen und diese auf zwei Semester zu verteilen, und zwar wird sich die Reihenfolge Winter — Sommer wegen der kürzeren Ferien dazwischen empfehlen. Dabei muß aber im Grunde auf dieselbe Zuhörerschaft gerechnet werden. Es geschieht dann sofort den Studenten Unrecht, die im zweiten Semester erst in das Kolleg eintreten, ein Zuzug, der im Sommer besonders stark sein wird. Ist aber der Dozent genötigt, für diese das Pensum des vorangegangenen Semesters zu rekapitulieren, so geht wieder Zeit verloren, und ein Ersatz für das Vorausgegangene ist doch nicht vollgültig geschaffen. Bei Seminarübungen steigeren sich diese Bedenken, obwohl auf ein beständigeres Stammpublikum bei ihnen zu rechnen ist; denn die Neueintretenden müssen sich hier sowohl im Hinblick auf den Stoff wie auf die Methode ganz verlassen vorkommen.

So liegt es eigentlich nahe genug, das intensive Studium ganz auf den Winter zu verlegen und den Ausfall des Sommersemesters dadurch auszugleichen, daß es um fast zwei Monate verlängert wird, indem die Vorlesungen nicht Ende, sondern Anfang Oktober beginnen und nicht Anfang, sondern Ende März schließen. Also ein sechsmonatliches statt viermonatliches Semester einzuführen, so daß es fast zwei Semestern entspricht. Durch vermehrte wöchentliche Stundenzahl können die Vorlesungen ganz auf den Stand von zwei Semestern gebracht werden. Diese übrige Stunde könnte durch Ausfall von öffentlichen Vorlesungen gewonnen werden, für die wir — es vorwegzunehmen — das Sommersemester allein noch übrig lassen. Durch Beschränkung aller bloß einführenden und Ausfall der öffentlichen Vorlesungen fände eine Entlastung der Studenten statt, eine Verhinderung weitgehender Zersplitterung, die der Überarbeit in einem so langen Semester ein Gegengewicht hielte. Dies geschieht weiter durch stärkeres Ineinanderarbeiten von Professoren und Privatdozenten, indem erstere die großen, das ganze Gebiet umfassenden Vorlesungen halten, letztere kleinere Kapitel ausbauen und stärker zu den seminaristischen Übungen assistierend herangezogen werden, ähnlich wie es jetzt in Kliniken und technischen Hochschulen der Fall ist. Übungen der von Hörern überlaufenen ordentlichen Professoren, besonders an den großen Universitäten, pflegen jetzt schon mehr ein öffentliches Kolleg als eine Anleitung zum methodischen Arbeiten zu sein. Jede Systematisierung des Studienstoffes, jedes In-

einandergreifen der Vorlesungen ist aber eine Erleichterung. Zugleich ersparen sorgfältig, speziell angelegte Vorlesungen und erschöpfende Seminarübungen einen Teil der Selbstarbeit des Studenten, auf die er bei dem jetzigen Betrieb angewiesen ist, und zu der er doch nie recht kommt. Bleibt ihm aber der ganze Sommer zu eigener Arbeit, in der ihn das Anhören allgemeiner anregender Vorlesungen mehr erfrischen als belasten wird, so gewinnt er auch dadurch eine Gelegenheit, die ihm jetzt ganz fehlt. Denn die Ferien sind jetzt in ihrer Kürze oder dadurch, daß sie in die heißen Monate fallen, wirklich Ferien, und man wird es niemandem verdenken, wenn er das Bedürfnis fühlt, sich auszuruhen, und seine Heimreise in erster Linie eine Besuchsreise wird. Daß für die Professoren der Ausfall auch nur eines und nur einstündigen öffentlichen Kollegs und die Möglichkeit, sich für jede Stunde seiner großen Vorlesung auf einen kleineren Abschnitt des ungeheuren Stoffes einzustellen, eine Erleichterung bedeutet, die der Ermüdung durch das lange Semester entgegenwirkt, scheint mir außer Frage.

Für das Sommersemester würden wir zunächst nur zwei Monate übrig lassen, Mai, Juni. Denn geistige Arbeit und Betätigung im Juli würde erst zuträglich sein, wenn die Vorlesungen im Hochgebirge abgehalten würden. Auf dieses Semester würden wir nun alle Anregungsvorlesungen verlegen, die öffentlichen des Wintersemesters, die jetzt ebenso lang oder länger sein könnten als früher, da kein Grund besteht, sie nur einstündig zu halten. Pflichtkollegs müßten auf ein Minimum beschränkt werden, für ältere Semester, die sich bereits für eine Arbeit entschieden haben, ganz wegfallen, damit der Sommer für sie frei wird. Auch für die Dozenten müßte im Hinblick auf wissenschaftliche Arbeiten die Möglichkeit des Dispenses erleichtert sein und könnte es sein. Die Privatvorlesungen könnten dann durchaus jenen Einführungen, Grundzügen entsprechen, und für erste Semester in der Weise verpflichtend sein, daß etwa für Nichtphilosophen das innerhalb der geistesphilosophischen Wissenschaften geforderte philosophische Studium jetzt absolviert würde, oder für die Studenten der nichtphilosophischen Fakultäten ein Kursus der allgemeinen Bildung, oder für Mediziner die naturwissenschaftlichen Fächer des Physikums auf den Sommer verlegt würden. Es würde zugleich eine Art sozialer Gerechtigkeit darstellen, wenn außerordentliche Professoren und Privatdozenten hierzu in erster Linie herangezogen würden, und es würde eine große Erleichterung für die Studenten bedeuten, wenn die Prüfungen in den geforderten Fächern gleich nach jedem

Semester in der Art, wie jetzt die Dekanatsexamina, vorgenommen würden. Auch so bliebe also das Studium in dieser kurzen Zeit mehr Genuß, Anregung als Arbeit selbst bei den zum Hören der Vorlesungen Verpflichteten. Für die späteren Semester aber bliebe die Wahl, sich ganz von der Universität zu emanzipieren und auf eigene Arbeit zu konzentrieren, oder aber die Zeit, mit der man nichts anzufangen weiß, mit Kolleghören auszufüllen, oder, wenn das Verlangen danach steht zu bummeln, es ohne große Gewissensbisse zu tun. Auch das eigentliche Studentenleben im Sommer stärker zu pflegen, würde nur gesund sein.

Für dieses Sommersemester scheint uns ein Austausch von Professoren nicht nur möglich, sondern wünschenswert. Die Anregungen, die die öffentlichen Sommervorlesungen bieten sollen, würden für die Studenten, die aus dem Winter her Art und Methode ihres Professors kennen, durch solche Gastvorlesungen einer auswärtigen Größe gesteigert werden. Das lebhafte Interesse daran, in der anregenden Form der Vorlesung einen bekannten auswärtigen Professor kennen zu lernen, würde von selber gegen den Dispens von Sommervorlesungen ein Gegengewicht sein. Nun würde es nicht so sein, daß jeder Dozent jedes Jahr von Hause wegziehen müßte, sondern so, daß immer nur unter mehreren Jahren ein Sommer dafür in Betracht käme, und daß durch ein Statut der Austausch so geregelt würde, daß an derselben Universität die Austauschdozenten möglichst wechseln, daß ferner Großstadtprofessoren in kleine, die von kleineren Universitäten in die größeren gingen, norddeutsche nach Süddeutschland usw. Der Wunsch, fremde Dozenten in der eigenen Stadt vortragen zu hören, wird sich in erster Linie auf die Professoren mit Namen richten. Aber ein Grund, Privatdozenten auszuschließen, besteht nicht, um so weniger, als künftige Berufungen dadurch erleichtert, vorbereitet und auch von dem Protektionswesen mehr befreit werden.

Die Zumutung an die Dozenten, innerhalb mehrerer Jahre auf zwei Monate in eine fremde Stadt zu einer Gastvorstellung überzusiedeln, wird heutzutage kaum etwas Erschreckendes haben. Mehrmonatliche Sommerreisen gehören ja heute zu den Regeln, nicht zu den Ausnahmen. Dazu kommen die positiv verlockenden Momente, daß für den Großstadtprofessor der Aufenthalt in einer kleinen Universitätsstadt mit schöner Umgebung schon eine Sommerreise ersetzen kann oder für Arbeiten an einem „kühlen" Ort im Sommer frisch erhält. Für die Dozenten der kleineren Universitäten kommt dagegen in der Großstadt der

ungeheure Apparat in Frage, Kliniken, physiologische, psychologische Institute, Bibliotheken, Museen aller Art, selbst Theater und Oper, die ja in der Großstadt nicht so zeitig wie anderswo zu schließen pflegen. Diese Vorteile werden gewiß manchen bestimmen, den Aufenthalt über die zwei Monate noch auszudehnen.

Für viele wird dieser unschätzbare Vorteil bereits ein Äquivalent sein für etwaige Mehrkosten des Aufenthaltes in der fremden Stadt. Aber auch für die finanzielle Entschädigung ist ein Ausgleichsmodus leicht zu finden. Das Wintersemester müßte natürlich in allen das Honorar betreffenden Dingen als zwei Semester gerechnet werden. Da die Sommervorlesungen an auswärtigen Universitäten den Gratisvorlesungen entsprechen, so ist ein Ausfall an Kolleggeldern nicht zu befürchten. Die Entschädigung für die Mehrkosten des Aufenthaltes in der Fremde würde aber leicht aufgebracht, wenn zu diesen Gastvorlesungen oder allen öffentlichen Sommervorlesungen Hospitanten in viel allgemeinerem Maße zugelassen würden, als es jetzt der Fall ist, diese aber für die Vorlesungen Honorar zu zahlen hätten. Es würde dadurch sogar die Möglichkeit gewonnen, die Zulassung von Nichtstudenten zu den privaten Vorlesungen im Winter durch strengere Bestimmungen zu beschränken, da ja überhaupt durch den ernsthafteren Betrieb im Winter dem Zulauf unberechtigter Hörer, besonders zu den geisteswissenschaftlichen, ästhetischen Vorlesungen, ein Riegel vorgeschoben würde. Fragt man, wohin sich denn alle die wenden sollen, die kein Fachstudium im strengen Sinne treiben, aber Anregungen aus Vorlesungen suchen und nötig haben, so kann man sie im Winter auf die Volkshochschulkurse verweisen, im Sommer steht ihnen die Universität offen, so aber, daß weder bei diesen Hörern ein angemaßtes wissenschaftliches Bewußtsein noch bei den Dozenten im Winter eine Verfälschung des reinen wissenschaftlichen Studienbetriebes zugunsten populärer Wirkung zu entstehen braucht.

An sich ist die Teilnahme weiterer Kreise an den Ergebnissen wissenschaftlicher Arbeit und das Lesen der Hochschuldozenten vor einem nicht fachmännisch, aber allgemein gebildeten und ernsthaft interessierten Publikum durchaus als segensreich zu betrachten. Die geistigen und abstrakten Güter schützen das Volk vor Überwucherung der materiellen Interessen. Die Dozenten andererseits werden gezwungen, auf Klarheit, Allgemeinverständlichkeit und auf Form der Rede etwas zu geben und sich darauf zu besinnen, daß alles Erkennen und Forschen zunächst

einem menschlichen Erkenntnistrieb Genüge tun soll, einen geistigen Hunger stillen, und nicht nur dazu da ist, in einer großen unübersehbaren Organisation irgendwo eine kleine Lücke auszufüllen. Dadurch werden sie am ehesten vor Verknöcherung geschützt und behalten den Zusammenhang mit dem Leben und mit den Menschen. Für eine philosophisch gestimmte Epoche, der wir — wenn nicht alle Anzeichen trügen — entgegengehen, würde es von größter Bedeutung sein, wenn ein Professor sich verpflichtet fühlen müßte, sich zusammenzufassen, sein Eigenstes und Charakteristisches und dies möglichst ganz, erschöpfend zu geben, weil er nur einmal an einem Orte sich hören läßt. Er müßte sich selber als Einheit betrachten, sich philosophisch nehmen. Dem geisttötenden Kleinbetrieb, der sich uferlos verlierenden Einzelforschung würde der Anspruch genommen, allein Zweck und Ziel aller Wissenschaft zu sein, ohne daß die Wissenschaft dadurch der Spekulation ausgeliefert würde. Es mag komisch klingen, hat aber sehr viel für sich: Philosophie für den Sommer, Forschung, Spezialarbeit für den Winter; hier arbeitsames, dort anregendes, genußreiches Denken.

Ohne diese sorgfältige Trennung der allgemeinverständlichen, publizistischen Vorlesungen und der strengen Fachkollegs liegt — vielleicht weniger in kleinen als großen Universitäten — die Gefahr nahe, daß infolge des übermäßigen Zudrangs zu den Universitäten der Ton der Vorlesungen immer mehr herabgestimmt wird auf den einer Volksversammlung. Rein physiologisch schon möchte man es begründen, daß, je mehr auf die Kraft der Stimme, das Pathos Wert gelegt werden muß, um so mehr Kraft den Gedanken entzogen wird. Ein zahlreiches, stark gemischtes Publikum muß aber auch den abgehärtetsten Dozenten dazu bringen, schließlich für alle oder viele zu sprechen und dadurch immer populärer und unwissenschaftlicher zu werden, soll ihm nicht das Bewußtsein, gegen die Wand zu sprechen, die Vorlesung überhaupt verleiden. Oder es verdirbt innerhalb desselben Universitätsbetriebes die große Zuhörerschaft in öffentlichen Vorlesungen auch den Ton der privaten Kollegs. Das Katheder wird zur Tribüne, zum Podium. Eher aber darf man dem Pfarrer als dem Professor erlauben, den Komödianten zu spielen. Die schärferen Zulassungsbestimmungen, der ernsthaftere interne Winterbetrieb sind der beste Schutz dagegen.

Für die Studenten besteht der Vorteil, daß diejenigen, die an derselben Universität verbleiben möchten oder durch die Verhältnisse dazu gezwungen sind, es jetzt tun können, ohne der Einseitigkeit zu verfallen,

immer dieselben Dozenten zu hören. Die aber, die gerne wechseln, können es nach wie vor tun und ohne den Schaden der beständigen Unterbrechung, da ja ein Wintersemester immer zwei Semestern des jetzigen Betriebes gleichkommen würde. Ja, es ist möglich, daß die kleinen Universitäten noch mehr als jetzt frequentiert, auch wohl rein zur Erholung aufgesucht werden, da ein Sommersemester in einer kleineren Universität das eigentliche Studium gar nicht unterbricht.

Durch diesen Austausch wird sich aber überhaupt ein Ausgleich zwischen den größeren und den kleineren Universitäten vollziehen, eine Professur in der Hauptstadt wird sich nicht mehr in demselben Maße wie jetzt zu einer solchen in kleinen Universitäten verhalten wie eine Offiziersstelle bei einem Garderegiment zu der eines Linienregiments. Professoren von Universitäten, deren Ruf im wesentlichen auf erleichterten Examensbedingungen beruht, unterliegen einer gewissen Kontrolle, wenn sie vor ein anderes Publikum und unter die Kollegen einer Universität von besserem Rufe treten. Die Vertreter der ersten deutschen Professuren werden von einem oft nicht berechtigten Standesdünkel etwas verlieren, wenn sie an der Stelle zu reden haben, wo vorher bereits eine bedeutende Persönlichkeit gewirkt hat und es nicht möglich ist, deren Eindruck einfach durch die Herkunft wettzumachen. Auch das wäre Gewinn, wenn in Städten mit kleinem engherzigem Geiste etwas von dem liberalen, weitsichtigeren Geiste der Großstadtprofessoren hineingetragen würde, diese selber aber den fröhlicheren und gemütlicheren Ton in diesen kleinen Städten als Erholung von Skepsis, Superklugheit und Blasiertheit in der Großstadt empfänden, in der Großstadt andererseits den Leuten einmal etwas mehr Pathos als Geist vorgesetzt würde, und wiederum manche durch Lokalgötzenanbetung auch zur Selbstvergötterung gebrachten Größen vor der intellektuelleren und kritischeren Zuhörerschaft wieder etwas zur Besinnung kämen. Also ein Ausgleich sowohl in sachlicher wie persönlicher Beziehung. Ein Abschleifen der Individualität der bedeutenderen Persönlichkeiten ist dabei nicht zu befürchten, höchstens der durch ein allzu gefüge gewordenes Milieu anerzogenen schlechten Gewohnheiten. Die wechselnde Zuhörerschaft, die geistige Konkurrenz mit den Vorgängern zwingt gerade dazu, das Eigene, Besondere immer mehr zu durchdenken, zu kräftigen und kritisch zu läutern, bis es auf jedem Boden gedeihen kann. Es wäre geradezu eine Erhöhung des Niveaus der Universitätsprofessoren zu erwarten, eine Erhöhung, die viele heute nicht nur für möglich, sondern auch für wünschenswert halten. Durch dieses Wirken

am anderen Orte muß sich ein gegenseitiges Verständnis anbahnen, eine viel größere Gemeinschaft der Interessen, ein Kennen- und Verstehenlernen, daß der Begriff Deutschland eine ganz andere konkrete Bedeutung bekommen muß als vorher. Städte und Staaten müssen sich in Kulturfragen begegnen, eine Einigung wird zustande kommen, die auch nicht ohne Einfluß auf die politische Verständigung zwischen Klein- und Großstaaten, zwischen Nord- und Süddeutschland bleiben kann. Kleinere Universitäten, die einst als spezifische Landesuniversitäten ihren Zweck erfüllten, jetzt aber im Reiche nur noch ein kümmerliches Ansehen fristen, können so wieder zu Ehren kommen, aus Landes- Reichsuniversitäten werden.

Denn das halten wir schließlich für den größten Gewinn aus diesem Austausch von Professoren, daß der auch in geistigen Dingen sich immer mehr vollziehenden Zentralisierung des Lebens in Deutschland dadurch ein starkes Gegengewicht geboten wird, daß eine Dezentralisierung stattfindet, die mit einer Zentralisierung in allen technischen, die Hilfsmittel betreffenden Dingen zusammengehen kann. Indem durch diesen Austausch die Dozenten alle an die Quellen herangeführt, die Hilfsmittel allen leicht zugänglich werden, auch wenn sie in der Reichshauptstadt zentralisiert sind, werden andererseits die Resultate überallhin verbreitet. Ein frischerer Zug kann durch das Geistesleben Deutschlands wehen und eine Wirkung ausüben wie die Reinigung eines stagnierenden Wassers durch Ebbe und Flut, indem Verbreitung und Verallgemeinerung der Ideen neben gründlicher Konzentrierung und Ernsthaftigkeit des Wissenschaftstriebes einen Platz hat, der Ortswechsel und die Kenntnis der Fremden neben prinzipieller Seßhaftigkeit, die Dezentralisierung der geistigen Kultur neben überwiegender Zentralisierung der technischen. Die beiden Gefahren, die dem Universitätsbetrieb drohen, eine von alters her bestehende: Verknöcherung, Abschließung vom Leben, mangelndes politisches Bewußtsein, und eine moderne: Literatentum und Journalismus, können so am leichtesten vermieden werden, indem die dazu tendierenden Kräfte in das richtige Bett gelenkt werden.

Deutschland wird eine geistige Gemeinschaft. Schließlich muß dieser Austausch von Professoren auch ein Austausch von Meinungen und Interessen zwischen den Professoren selbst werden, ein persönlicheres Sichbegegnen und Verstehenlernen, als es jetzt in Zeitschriften und auf Kongressen mit Repliken und Gegenrepliken der Fall ist. Der Wechsel in den Professuren, der Zuzug von außen wird das Interesse der breiteren

Menge an Universitätslehrern und Wissenschaften wach erhalten, die Lehrer selber, indem sie örtlich zusammentreffen, müssen sich auch innerlich solidarisch fühlen. So wäre es gerade für einen Verein von Hochschullehrern eine der gewiesensten Aufgaben, sich dieses Gedankens zu bemächtigen, seine Durchführbarkeit zu prüfen und ihn ins Werk zu setzen, obwohl oder gerade weil seine Durchführung vielleicht geeignet sein wird, einen solchen Verein überflüssig zu machen.

Gründe für diesen Austausch von Professoren und eine damit verbundene Neuordnung der Universitäten haben wir genug aufgeführt. Vielleicht genügt aber schon die gerade an der Universität herrschende Tradition, diesen Gedanken als umstürzlerisch, verwegen, absurd von vornherein abzulehnen. Vielleicht sprechen auch technische Umstände, Hindernisse genug dagegen, ein gutes Prinzip durchzuführen. Immerhin verdiente aber dieser Punkt, bei den einschlägigen Instanzen genauer erwogen zu werden. Da wir noch immer überzeugt sind, daß Deutschlands Bedeutung nicht auf seinem Reichtum, auf Handel und Wandel, Industrie und Arbeiterfürsorge in erster Linie beruht, sondern auf allem, was mit geistigem Leben, mit Wissenschaft und Universität zusammenhängt, so schien es uns Pflicht, eine Idee, deren Durchführung eine Auffrischung dieses Universitätslebens mit größerer Vertiefung verbinden könnte, nicht unausgesprochen zu lassen.

Kurt Bieling:
Der Wintersport in Deutschland

Ein frischer Zug weht durch unsere Lande: der alte Typus des Deutschen, die behäbige Bierbankfigur des satten Philisters, die runde Gestalt der würdigen Matrone, das alkoholgedunsene, von Schmissen durchfurchte Antlitz des Couleurstudenten, das blasse, verträumte Etwas von höherer Tochter, und was es sonst für Typen gab — sie verschwinden mehr und mehr.

Wieder besinnt sich der Deutsche darauf, daß er seiner Weltmission nicht genügen kann, wenn er nicht das sich wieder zu erringen trachtet, womit er dereinst die Welt erobert hatte: seinen eisenfesten Körper.

Turnen, Spiel und Sport, sie haben sich allen Anfeindungen zum Trotz das Volk gewonnen und ihm damit ein neues und altes Ideal wieder nähergerückt; die Kalokagathia der Griechen, die harmonische Ausbildung von Körper und Geist, die Vereinigung von Tüchtigkeit und Schönheit.

Und so klopft mit eherner Faust heute der Geist des Sports an alle Türen und ruft die Deutschen hinaus aus der verdorbenen Luft und der geistigen Öde der Schulstube, aus dem täglichen Einerlei der Werkstatt, des Kontors, der Moderluft des amtlichen Bureaus, aus dem von kleinlichen Sorgen erfüllten Heim der Hausfrau, dem staub- und geruch-erfüllten Fabriksaal — uns alle ruft er in die Natur, der wir allzu lange untreu geworden waren.

Doch aller Sport lebte im Sommer, im Winter ward er zu Grabe getragen, und nun wurde der arme Leib erst recht mit all den schönen Schädlichkeiten gemartert, die die sogenannte Kultur uns unglücklichen Menschenkindern gebracht hat. Denn da draußen herrschte ja der Winter: ein alter griesgrämiger Gesell, mit dem man nicht verkehren konnte, der Eis und Schnee mit sich bringt, Eis und Schnee — gleichbedeutend mit Erstarrung und Tod. Und so fiel das Dornröschen des Sports in den Schlaf, und eine Mauer wob sich darum, aber nicht aus Dornen und Rosen des Märchens, sondern aus dem Eis und Schnee des Winters.

Nun ist auch diese Mauer geborsten, und der Weg ist frei. Das Zauberwort „Wintersport“ öffnete ihn. Aus unseren deutschen Bergen und Wäldern ließ es eine neue Quelle der Freude und des Lebensgenusses entspringen, die zugleich Kranken und Leidenden ein Gesundheitsborn ward. Schnee und Eis — vordem Erstarrung und Tod — jetzt bringen sie Leben und Frohsinn.

Mit Ski und Stab steigen wir hinauf in die Welt der alten germanischen Reifriesen. Ruhe und Frieden finden wir heute, Sturm und Empörung morgen. Mutig der Gefahr ins Auge blickend sausen wir mit Rodel und Bob in rasender Fahrt zu Tal, und mit munterem Peitschenschall und Schellengeläut treiben wir auf gleitendem Ski das flinke Pferd zu munterem Trabe.

Und da weicht alles, was Unnatur, was Krankheit ist, Menschen — ja Kinder werden wir, und neue Kräfte, neue Gesundheit wecken und bringen wir für kommende Geschlechter.

Wer je im Winter den Weg zu einem unserer Wintersportplätze fand, ward er nicht mächtig gepackt! Die wunderbare Winterluft, klar und durchsichtig wie Kristall, prickelt wie kühler, perlender Sekt, so frei und rein, daß man die Brust nicht weit genug öffnen kann, um all den Staub und die Bazillen der Großstadtluft los zu werden, um den armen kohlensäureschwangeren Blutkörperchen frischen Sauerstoff zu bringen! Und um uns her schimmernd und funkelnd die weiße, reine Weite; Schnee so weit das Auge reicht, die Matten und Felder deckt er und macht sie endlos weit. Und die Stille redet zu uns, erzählt uns von der Unendlichkeit und eint uns im großen Schweigen mit der ewigen Natur!

Wieder ein anderes Mal — da fährt sausend der Schneesturm über die Bäume, alles ist in Bewegung, die Luft ist lebendig vom Flockengewimmel, es saust und braust in den Ästen, und nur im Kampfe ringen wir uns Fuß für Fuß vorwärts.

Und endlich, wie bezaubert uns die geheimnisvolle Schönheit der weißen Nacht, wenn der bleiche Schimmer des Mondes auf Feld und Wald liegt! Wann wir auch kommen mögen, immer gibt es neue Schönheiten zu finden, und zugleich damit im Überwinden der Schwierigkeiten und Gefahren Selbstvertrauen und Mut, und in der Einsamkeit des Winterwaldes geht uns die Gewißheit dafür auf, daß das kleine Ich schwinden muß vor der Majestät der Natur...

Jünger als der Eislauf sind die anderen Arten unseres schönen Sportes in Deutschland: das Rodeln, das Bobfahren und der Skilauf.

Was ein Rodel ist, weiß heutzutage wohl ein Jeder. Ein kleiner Schlitten aus Holz oder Stahl für ein bis drei Personen, gelenkt und gebremst zumeist durch die Füße des vorn sitzenden Steuermanns, hie und da auch durch besondere Lenk- und Bremsvorrichtungen.

Der Rodelsport ist so recht der Wintersport für alle. Eine mehr oder weniger lange Straße mit größerer oder geringerer Neigung, ein kleiner Schlitten, und das Rodeln kann losgehen. Der Vorteil des Rodels ist, daß der Lenker ihn, namentlich beim Alleinfahren, vollkommen in der Hand behält. Es liegt nur an ihm, ob er langsam mit aufgesetzten Füßen die Bahn heruntergleiten will, jeden Augenblick gewärtig, das Fahrzeug durch leichtes Bremsen anzuhalten, oder ob er als Meister des Faches seinem Rodel freien Lauf lassen und nun dahinbrausen will, alle Muskeln gespannt, durch eine Bewegung des Körpers, gewissermaßen instinktiv, wie ein mutiger Reiter sein Pferd, lenkend, daß der Schnee und die Funken um ihn herumfliegen. Hierbei heißt es dann wohl aufpassen, und wir sehen in dieser Art des Rodelsports eine gewaltige Übung für Mut und Energie, wenngleich ernste Unfälle unter normalen Bahn- und Schneeverhältnissen selten sind. Liegen doch im allgemeinen rechts und links von der Bahn große Schneehügel, die bei unfreiwilligen Strandungen mit weichen Armen den Rodler liebevoll in sich aufnehmen. Etwas anderes ist es, wenn, wie im Winter 1907/08, bei verhältnismäßigem Mangel an Schnee und vielen Niederschlägen die Bahnen vereisen. Hierbei sind schwere Unfälle durch Herunterfahren von der Bahn und Umschlagen der Schlitten beinahe unausbleiblich, und es ist Sache der Wintersportvereine, wie wir dies beispielsweise in Friedrichroda strengstens gehandhabt haben, dafür zu sorgen, daß unter derartigen Verhältnissen die Bahnen lieber gesperrt werden, ehe man dem Wintersport an sich die Schuld für derartige Unfälle in die Schuhe schiebt und ihn dadurch in Mißkredit kommen läßt.

Als besondere Abart des Rodelsports können wir das Kjaelkefahren auf den langen norwegischen Schlitten erwähnen, die wegen ihrer Bauart über die Unebenheiten der Bahn leichter hinweggleiten. Sie werden mit einer nachschleifenden, fünf Meter langen Stange, die jedem Druck gehorcht, ohne Aufsetzen der Füße gesteuert, lassen ein Fahren auf verhältnismäßig wenig geneigter Bahn noch zu, setzen aber wegen der rasenden Geschwindigkeiten, die erreicht werden, eine ganz besondere Schulung des Führers voraus. Eine Fahrt auf dem Kjaelke über eine Strecke von 4 bis 5 km ist ein Hochgenuß, den man durchgekostet haben

muß, um ihn ganz zu verstehen, und der einem bei der Überwindung der Schwierigkeiten durch die Energie ein gesteigertes Kraftgefühl gibt, das gerade unserem neurasthenischen Zeitalter recht wohl tut.

Eine weitere Abart des Rodels ist der Skeleton, ein niedriger Schlitten, dessen Seitenteile annähernd elliptisch sind und ziemlich stark federn. Der Führer liegt, den Kopf nach vorn, auf dem Schlitten und lenkt ihn durch die auf dem Schnee leicht nachschleifenden stachelbewehrten Füße. Für den Skeleton ist eigentlich eine besonders angelegte Bahn notwendig, die natürlich in erster Linie darauf berechnet sein muß, daß dem Führer nicht unvorhergesehene größere Hindernisse in den Weg kommen dürfen; auch muß die Fläche der Bahn ziemlich hart sein. Der Skeleton feiert seine Triumphe vorläufig in St. Moritz auf der berühmten Crestabahn und ist in Deutschland bisher wohl nur wenig benutzt worden.

War das Rodeln der Wintersport für alle, so ist das Bobfahren gewissermaßen der feudale Zweig des Wintersports, der schon etwas schwierigere Vorbedingungen und größere Vorbereitungen voraussetzt.

Unter einem Bobsleigh versteht man ein Gefährt, das aus zwei Schlitten besteht, die durch ein festes Brett mit einander verbunden sind, und von denen der vordere um eine Achse drehbar ist, wodurch er die Lenkung des Bobs ermöglicht. Die Drehung selbst geschieht durch eine Steuerung, von der wesentlich zwei Formen gebaut werden, die sog. Seilsteuerung, wie sie hauptsächlich in St. Moritz Verwendung findet, und die Automobilsteuerung durch ein Lenkrad, das mit dem Schlitten durch ein Drahtseil verbunden ist. Am hinteren Ende des Bobsleigh befindet sich eine Bremse, damit man an gefährlichen Stellen und am Ende der Fahrt bremsen kann. Bobsleighs werden sowohl aus Holz wie aus Metall hergestellt. Die letzteren sind der Gefahr des Umschlagens weniger ausgesetzt, aber sehr schwer, bis zu 4 und 5 Zentner wiegend und daher natürlich bei etwaigen Unglücksfällen die Gefahr vergrößernd. Der Bob wird bemannt mit 5 bis 6 Personen, denen die Aufgabe zufällt, bei Kurven durch Hineinlegen des Oberkörpers in das Innere der Bahn den Schwerpunkt des Fahrzeuges möglichst nach innen zu verlegen, um so die Gefahr des Umschlagens zu verringern und des weiteren auf ebeneren Strecken der Bahn durch taktmäßiges Vorwärtsschnellen des Oberkörpers die Geschwindigkeit des Schlittens zu erhöhen. Das Fahren mit Bobsleighs ist natürlich nur auf besonders vorbereiteten Bahnen möglich, bei denen die Kurven auf der Außenseite erhöht sind, um ein Hinausfahren des Schlittens aus der Bahn und ein Umschlagen durch die Zentrifugalkraft

unmöglich zu machen. Der Reiz dieses Fahrens liegt darin, daß durch ein geschicktes Zusammenarbeiten der Mannschaft und durch ruhige Besonnenheit des Lenkers und Steuermanns eine ungeheure Geschwindigkeit erreicht werden kann, die sich auf guten Bahnen bis zu 60 und 80 km, d. h. der Geschwindigkeit eines Schnellzuges steigern kann. Allerdings liegt hierin zugleich die Gefahr des Sportes; denn Unfälle sind bei derartigen Geschwindigkeiten schwer völlig zu vermeiden und leicht von ernsteren Folgen begleitet. Und so verlangt denn der Bobsport in erster Linie eine sachgemäße Ausbildung und ein regelrechtes Training der Mannschaft, bevor sie sich an große Geschwindigkeiten heranwagen darf.

Doch die Krone des Wintersportes ist und bleibt der Skilauf. „Überall", so hören wir einen Norweger seinen Sport preisen, „wo der Skilauf erst Eingang gefunden hat, wird er mehr dauernde Anhänger finden und behalten und wird unbedingt einen Triumphzug durch alle diese Länder machen, und mit Recht. Ob man in sausender Fahrt, in blitzschnellen Windungen durch Waldschneisen hinuntergleitet, alle Hindernisse spielend überwindend, sich auf der nur leicht aufliegenden elastischen Skispitze wiegt, oder ob man bei starker, stets zunehmender Geschwindigkeit leicht vornübergebeugt sich dem elektrisierenden Rande des Sprungabsatzes nähert, jeden Nerv, jede Muskel aufs äußerste gespannt, und sich in nächster Sekunde in schneller Fahrt heruntergleiten läßt in das unbeschreiblich schöne Luftgewebe, oder man macht einen Dauerlauf in Gebirgsöden hinein, fern vom Tummel und Streben der Stadt, das ganze Ich im Kontakt mit Sonne, Himmel und der weißschimmernden, reinen Weite, — ich wette zehn gegen eins, niemand pflegt einen stolzeren, edleren und freieren Sport als der Skiläufer, und niemand liebt ihn so sehr wie er."

Ich wüßte dem kaum schönere Worte hinzuzufügen, die besser den ungeheuren Reiz des Skilaufes schildern. Wenige Jahre sind es her, daß zum ersten Male Norweger uns in Deutschland die Geheimnisse ihres heimatlichen Sportes lehrten, und in dieser kurzen Zeit hat sich die Zahl der Skiläufer in geradezu staunenswerter Weise vermehrt. Wer je ein Wintersportfest besucht hat, wird seine helle Freude an dem Laufen und Springen von Jung und Alt gehabt haben und wird besonders darüber herzlich sich gefreut haben, daß allerorten eine so große Anzahl unserer Jungen mit Eifer und Geschick dem edlen Sport sich widmet. Wenn wir die Jugend haben, haben wir auch das kommende

Geschlecht, und so sind die Aussichten für die Zukunft unseres Sportes die allerbesten. Zur Anregung des Wetteifers der Jugend sind auch bereits besondere Preise ausgesetzt worden, wie beispielsweise in Thüringen von dem Leiter des Landerziehungsheimes Wickersdorf ein Wanderpreis für diejenige Schule, die die drei besten Springer beim Sportfest des Thüringer Wintersportverbandes aufzuweisen hat, und zweitens ein Wanderpreis für akademische Skiläufer, den Herr Kommerzienrat Zorn, Friedrichroda, seinem heimischen Wintersportverein übergeben hat.

Wer zum ersten Male in seinem Leben die ca. 2¼ Meter langen Hölzer sieht, wird kaum glauben können, daß man sich auf ihnen so vollkommen heimisch fühlen und mit ihnen so leichte und elegante Bewegungen ausführen kann. Aber unter der Voraussetzung, daß eine richtige Anleitung und ein gutes Vorbild vorhanden sind, ist der Skilauf keineswegs so schwer, wie man annimmt. Schon in wenigen Stunden gelangt man dahin, daß man mit Freude an der Bewegung selbst Touren unternehmen kann, wenngleich natürlich länger dauernde Fahrten mit schwierigem Terrain eine gute und lange Schule voraussetzen. Die Vorbedingung für das Erlernen des Skilaufs sehen wir am besten in den Skikursen, die allenthalben während des Winters unter der Leitung von norwegischen Herren gegeben werden, die in selbstloser Weise ohne jeden pekuniären Vorteil diesen Unterricht übernehmen, lediglich um den Sport in Deutschland zu fördern.

Der Skisprung ist ein Tief-weit-Sprung, der auf stark abfallendem Gelände geübt wird. In der Mitte des Sprunghügels befindet sich ein horizontaler, sprungbrettartiger Absatz, von dessen Vorderkante, die sich ungefähr ein Meter erhebt, der Springer in rasender Fahrt abspringt, um mehr oder weniger weit und tief wieder zu landen und — das ist die Hauptkunst — ebenso elegant weiter abzufahren und dann endlich unten mit kühnem Schwunge seine Fahrt aufzuhalten.

Eine ebenso interessante Variation des Skisportes ist das sog. Skikjöring oder Skifahren, bei dem der Skiläufer sich durch ein Pferd ziehen läßt. Der beste Übungsplatz hierfür sind leicht festgefahrene Straßen. Bedingung ist natürlich, daß der Läufer selbst auf seinem Ski vollkommen zu Hause ist, jeder Unebenheit der Straße nachgibt und nebenher sein Pferd gut lenken kann. Wenn es dann in schlankem Trabe oder vollem Galopp mit Schellenklang und Peitschenknall in die Lande hinausgeht, dann kommt hier auch jenes wunderbar erhebende Kraftgefühl, das der Sport uns Menschen gibt, das uns über die Alltäglichkeiten hinaushebt

und uns innerlich frei macht und somit uns gleichzeitig Erholung und eine Kraftquelle für den Kampf ums Dasein ist.

Unsere moderne Frauenbewegung, soweit sie auf gesunder Basis ruht, kann nicht genug gerade dem Wintersport ihr Interesse zuwenden. Denn dieser gesunde, an Körper und Geist Anforderungen stellende Wintersport macht aus zarten, zaghaften, verträumten Mädchenblumen freie frische Gefährtinnen des Mannes, denen Mut und Entschlossenheit aus dem Auge blitzt, und die imstande sind, auch Gefahren und Schwierigkeiten durch festen Willen und tatkräftiges Handeln zu überwinden. Nimmt es uns jetzt noch wunder, daß nachdem im Schwarzwald zu Todtmoos der erste deutsche Skiklub im Jahre 1891 gegründet wurde, in kaum 20 Jahren der Sport sich ganz Deutschland erobert hat. Im Harz sind es die Orte Andreasberg, Clausthal, Zellerfeld, Braunlage und Schierke unter der Ägide des Oberharzer Skiklubs. Im Riesengebirge ist es der Wintersportverein Schreiberhau, im Erzgebirge der Skiverband Sachsen, in Thüringen unter der Führung des Thüringer Wintersportverbandes die beiden Orte Oberhof und Friedrichroda, die die Pflege des Wintersports in die Hand genommen haben. Im Taunus ist es an verschiedenen Orten das Rodeln, das in erster Linie gepflegt wird, während nach alter Tradition der Schwarzwald die Heimstätte des Skilaufes und Skisprunges ist, vor allem auf den weit und breit berühmten Feldbergrennen, die der Skiklub veranstaltet. Nennen wir auch noch das bayrische Hochland, in erster Linie Bad Kohlgrub in Bayern, so haben wir wenigstens die Hauptstätten wirklich systematischer Betätigung des Wintersports genannt, die in ihrer Gesamtheit aufzuführen natürlich über den Rahmen dieses Aufsatzes weit hinausgehen würde.

Kommen dann für alle größeren Sportorte die hohen Tage des Sportfestes, dann ist es, als wenn ein Fieber alle packt! Um einen Begriff zu geben von dem Riesenverkehr eines solchen Tages möchte ich nur erzählen, daß im Februar 1909 am Haupttage des Wintersportfestes in Friedrichroda, obwohl dort die Bewegung noch jung ist, allein mit der Bahn ca. 3700 Personen befördert wurden, so daß wohl mit Einschluß aller der zu Fuß und zu Schlitten Gekommenen ein Fremdenbesuch von ziemlich 6000 Menschen angenommen werden kann. An der Hand solcher Zahlen können wir uns dann wohl schon einen kleinen Begriff von dem Verkehr überhaupt machen, den der Winter in unsere deutschen Winterkur- und -Sportplätze bringen kann und gewiß mehr oder weniger bringen wird.

Damit streifen wir dann auch kurz die volkswirtschaftliche Seite der Bewegung. In den wenigen Jahren seines Aufblühens und gerade in der allerjüngsten Zeit hat der Winterverkehr bereits eine große Bedeutung für viele Orte erlangt, denen er für den Winter Leben und damit Erwerb gebracht hat. Wer über die Verhältnisse der Kurorte unterrichtet ist, weiß ja, welch ungeheures Kapital darin angelegt ist, und wie schwierig seine rationelle Verzinsung in den kurzen Sommermonaten häufig wird.

Und nun zum Schluß möchte ich auch als Arzt noch speziell der Bedeutung des Wintersportes als Heilmittel für unsere Kranken gedenken. Krankheiten kommen, wie wir wissen, nicht von ungefähr; zumeist sind sie die Folgezustände einer falschen Lebensweise, die von den Forderungen der Natur allzuweit entfernt ist. Ganz logisch tritt eine Naturheilung in vielen Fällen lediglich dadurch ein, daß wir den Körper wieder unter natürliche Lebensbedingungen bringen.

Überall da, wo wir durch konsequente Bewegung, durch Übung von Herz und Lunge, durch Trainierung der Muskulatur eine Steigerung der körperlichen Funktionen herbeiführen wollen, finden wir im Wintersport ein hervorragendes Mittel, überall auch da, wo wir den Kranken möglichst bald von seinen Krankheitsgefühlen befreien, seine Gedanken von seinem Ich ablenken, ihn vor allzu ängstlicher Selbstbeobachtung behüten wollen, ihn abhärten gegen die Unbilden der Witterung wie gegen seine eigene Überempfindlichkeit.

Es nimmt daher nicht wunder, daß eine Reihe von Sanatorien dem Wintersport einen großen Raum bei der Behandlung vieler Kranker einräumen. Die Erfolge treten schneller ein und sind nachhaltiger als im Sommer.

So sehen wir, wie das, was manchen wohl vor noch nicht allzu langer Zeit „ein kindisches Spiel" war, zu einer großen, immer weitere Kreise ziehenden Bewegung geworden ist, hygienisch, medizinisch, volkswirtschaftlich bedeutsam, und damit eine Mahnung auch an unsere Behörden, in jeder Weise fördernd einzuwirken.

Allen aber, die den deutschen Winter noch nicht kennen, möchte ich zurufen: hinaus aus dumpfer Stadtatmosphäre, aus der Enge des Krankenzimmers, aus dem leeren Treiben der Geselligkeit in die glitzernde Herrlichkeit der beschneiten Berge!

Max Osborn:
Arbeiterkunst

Stolz sitzen wir auf unserm bourgeoisen Kulturberge und haben keine Ahnung von dem, was da unten in der Ebene gärt und brodelt. Seien wir doch ehrlich: keine Ahnung! Wir reden wohl gescheit über Sozialpolitik und Arbeiterfrage, über Kapitalismus und Marxismus, über das Emanzipationsstreben des vierten Standes und die Theorie von der Verstaatlichung der Produktionsmittel und dergleichen, und sind schiere Analphabeten in der Wissenschaft vom Leben der Millionen, die da unten ans Licht drängen. Nicht ein anderer Volksteil ists, mit dem wir hunderte von Berührungspunkten haben, und von dem uns nur ein paar Anschauungsnuancen trennen; sondern ein anderes Volk, ein fremder Stamm, eine fremde Rasse, mit anderer Sprache, mit völlig anderen Lebensformen, völlig anderen Hoffnungen. Es gab eine Zeit, da die beiden Mächte sich näher zu kommen schienen. Nicht eine Verschmelzung bereitete sich vor, aber es war, als sollte ein neutrales Terrain frei gemacht werden, auf dem man sich hie und da traf; als wollte man ein soziales Esperanto erfinden, mit dessen Hilfe man sich wenigstens verständigen könnte. Wenn nicht alles täuscht, ist die Zeit dieser beginnenden Annäherung schon wieder vorüber. Es zeigt sich, daß das „soziale Interesse" der achtziger und neunziger Jahre eine Art Mode war und bereits einer andern Mode gewichen ist. Die Fäden sind wieder zerrissen. Und die Entfremdung wächst aufs neue.

Da kam kürzlich ein Warnungsruf. So laut und schrill, daß niemand ihn überhören konnte. In Berlin, in einer freien Etage der Potsdamerstraße, lockte eine merkwürdige Veranstaltung: eine Ausstellung von dilettantischer Arbeiterkunst. Man bekam die Einladung und fragte verblüfft: was ist das? Man ging hin und sah, grenzenlos überrascht, eine Welt sich öffnen, von der man nichts gewußt hatte. Eine Welt von einem unerhörten Reichtum, einer seltsamen Kraft und einer ergreifenden Schönheit. Eine Welt der stürmischen, gierigen, leidenschaftlichen Sehnsucht. Davon war nichts zu uns gedrungen, daß im Proletariertum, das so viele ungenutzte Gaben und Energien birgt, auch eine solche Fülle künstlerischen Wollens und Könnens der Erlösung harrt. Es war wohl bekannt, daß die Arbeiterschaft seit langem schon neben dem Wissen auch den Genuß

der Kunst auf ihr Programm gesetzt. Wenn ich von persönlichen Erfahrungen sprechen darf: bei zahlreichen Vorträgen vor einem Publikum von Arbeitern (nicht nur in Berlin) habe ich das deutlich genug gespürt. Längst ist dem Proletarier die Erkenntnis aufgegangen, daß ihn die mangelnde Bildung und Verfeinerung der geistigen und seelischen Elemente mindestens in gleichem Grade vom Bürgertum trennt wie die Verschiedenheit der materiellen Lage. Aber ein anderes ist dieser Durst nach solcher Erweiterung der Lebensinteressen; ein anderes der produktive Kunsttrieb, dessen lebendiges Wirken wir nun spürten.

Wir verdanken den Einblick in dies unentdeckte Land einem Arzt, der in jahrelangem Sammeleifer die Proben zusammengebracht hat. Herr Dr. Adolf Levenstein, seines Zeichen Psychiater, stieß bei der Arbeit an einer weitumfassenden wissenschaftlichen Enquete über die sozialpsychologische Seite des modernen Großbetriebes auf diese Zeugnisse künstlerischer Bemühungen in der deutschen Arbeiterschaft. Er hat Tausende von Nummern notiert und in seinen Besitz gebracht, von denen er nur das Wesentlichste ausstellte. Levenstein hat auch von einem anderen Zweige seiner forschenden Tätigkeit schon öffentlich Kunde gegeben. Unter dem Titel „Aus der Tiefe" hat er eine ausgewählte Sammlung von Arbeiterbriefen herausgegeben (Morgen-Verlag, Berlin, 1909), die jeder lesen sollte. Hier wie dort der gleiche sehnsüchtige, glühende Schrei nach Licht und Luft. Hier wie dort der gleiche Reichtum an unterdrückten, unter Zentnerlasten seufzenden Begabungen, an ursprünglichen, unverbrauchten Kräften. Aufrüttelnd, hinreißend, erschütternd sind diese Stimmen einer vorwärts, aufwärts stürmenden Armee von Millionen. Und neben dem Wahn der sozialdemokratischen Dogmen sehen wir ihren Segen ruhen: daß eine ganze riesenhafte Kaste deutscher Menschen durch sie in der Finsternis oder dem Halbdunkel, in dem sie hinlebt, ein Zukunftslicht aufglimmen sieht, das sie aufrecht erhält. Der Glaube an den nebelhaften Zukunftsstaat ist die Religion des erwachten Proletariats. Das materielle Ideal hat die Stelle des metaphysischen Ideals eingenommen. Es ist ebenso unerreichbar wie dieses und findet, ebenso wie dieses, eben in der Unerreichbarkeit seine unvergängliche Gewalt, seine erzieherische, ethische Macht.

Ohne dies dem begrifflichen Denken sich entziehende Ideal — auch hier gilt das Credo quia absurdum — wäre den Verfertigern dieser Gemälde und Zeichnungen vielleicht niemals der Mut und die Initiative gekommen, Pinsel und Bleistift zur Hand zu nehmen. Levenstein berichtet, daß er die Exempel künstlerischer Betätigung lediglich in den Kreisen der

sozialdemokratisch organisierten Arbeiterschaft angetroffen habe, daß die sogenannten christlichen Verbände seinen Forschungen in diesem Punkte stumm blieben. Man sieht, wie die politische Aufpeitschung, der predigende, anstachelnde, gewiß auch reichlich wühlende und hetzende Fanatismus die Individuen von Grund aus ummodelte, Gebundenes in ihnen freimachte, woran zunächst niemand dachte. In diesen Bildern, Skizzen, Karikaturen, Phantasien brechen die Knospen naiver Talente auf, die ohne die Befruchtung durch den Sturm und das Gewitter der Arbeiterbewegung wohl verkümmert wären. Freilich, es fehlt nicht an Beweisen der Verbildung, der Ernährung mit allzu schwer verdaulicher (und auch unverdaut gebliebener) geistiger Speise, der Frühreife und übergroßen Schnelligkeit der Entwickelung. Viele machen hastend nach, was sie etwa auf Ausstellungen, vielleicht auch nur in Schaufenstern, gesehen haben. Einer tüpfelte sogar neoimpressionistisch drauf los, daß es nur so eine Art hatte; nicht unbegabt, aber doch so, daß man fühlte: hier steht es wie mit einem frühreifen Talent, das nicht weiterkommen wird. Aber andere wissen, wie man Anregungen in sich verarbeiten kann, daß sie mit dem Persönlichen zusammenwirken. Wieder andere stürmen ganz primitiv vor, völlig ohne Einflüsse und ohne Vorbilder, rein dem Drängen ihrer natürlichen Begabung folgend. Das ergiebt dann Blätter und Bilder, die sich fast mit prähistorischen Stücken oder mit Gebilden der Naturvölker vergleichen lassen. Ebenso fern von allem Wissen, aber auch von aller Routine. Ebenso kindlich-groß. Ebenso lediglich auf das Entscheidende, Maßgebende in den Erscheinungen bedacht. So malt ein Schuster aus dem Magdeburgischen seine Sehnsucht nach Gebirge und Meer, die er nie gesehen, auf Leinwandfetzen — und seine ungeübte Hand wagt Farben, wie Gauguin sie auf Tahiti suchte. So wühlt ein Bergarbeiter mit dem schwarzen Kohlenstaub seiner Hände auf den Rand von Zeitungsblättern ein phantastisches Chaos, aus dem er primitive Visionen, bleiche Frauen- und Kindergesichter, oder ein gräßliches Skelett, mit dem Nagel herausschabt. Andere wieder steigen ruhig und sicher zu so reifen künstlerischen Leistungen auf, wie unsere Abbildungen sie vorführen. Nirgends aber eine Schule, ein Unterricht, eine direkte Anleitung. Alles in kurzer Mittagsrast oder an Feierabendstunden oder des Sonntags hingesetzt. Ein Trost aus der Enge und dem Druck des Daseins, wie andere ihn im Alkohol finden, blüht hier aus der Kunst auf.

Wochenlang kümmerte sich kein Mensch um diese Ausstellung. Nach einem Monat zählte man 180 Besucher, das macht gerade sechs auf

den Tag! Und ich hätte geglaubt, die Räume müßten gestürmt werden; kein Künstler vor allem auch hätte es versäumt, sich hier darüber zu informieren, wie unverbildete Augen die Welt betrachten. Erst zum Schluß erwachte das Interesse, als die — bekanntlich so sinnlose, bekanntlich so entbehrliche — Presse der Bourgeoisie und den Maßgebenden die Augen geöffnet hatte. Nun gabs einen Strom von Neugierigen, die verblüfft umherwanderten und nachdenklich das Haus verließen.

Nachdenklich und wehmütig. Wie? sagte man sich, so viel feiner Sinn, so viel tiefe Wünsche, so viel Zartheit und Andacht vor den höchsten Dingen ist in diesem fremden Volke, das sich uns so finster verschließt? Sollten wir nicht heißer begehren, es uns und uns ihm zu nähern? Daß wir uns besser verstehen? Daß wir zusammenmarschieren? Solche Fragen sind das wesentlichste Ergebnis der Ausstellung. Nicht darauf kommt es an, daß „einzelnen Talenten die Möglichkeit künstlerischer Ausbildung geboten wird". Ach du lieber Gott, der Kunstberuf ist durchaus nicht ohne Weiteres ein Glück und oft nur ein anderes, schlimmeres Proletariertum! Aber das ist wichtig: daß der Schlagbaum fortgeräumt wird. Daß ein Hinüber und Herüber möglich wird. Daß eine Leiter ins Unterland gesenkt wird, auf der die Kräftigen emporklettern können. Im vergangenen Semester hatte die Berliner Universität unter ihren akademischen Bürgern einen Arbeitersohn. In diesem Semester — keinen! Also spricht die Statistik . . . Der Schlagbaum muß fort!

Märkischer See (Ölbild) von Heinr[illegible] [illegible] (Buchbinder, Friedrichshagen; 30 Jahre alt, durchschnittl[illegible] Wochenverdienst 30 Mark)

Kaffeegarten. Zeichnung von Max Emil M[illegible] (Lithograph, Dresden; 20 Jahre alt, durchschnittlicher Wochenverdienst 18 Mark)

Zum Aufsatz „Arbeiterkunst“

Rundschau

König Leopold und seine Sittenrichter

Wie tief stecken uns noch immer hündische Instinkte im Blut! Noch immer kennen wir nichts Unterhaltsameres, als — mag man uns auch die Türe hundertmal vor der Nase zugeschlagen haben — in die Mysterien fürstlicher Schlafzimmer uns einzuschleichen und königliche Unterwäsche zu beschnuppern. Das war wieder einmal eine erbauliche Hetzjagd im alten Schloßpark zu Laeken! Wenn Leopold II., dieser unbeirrbare Skeptiker, sein innerstes Wesen mit Menschenverachtung gewappnet hat, so gab ihm die Schamlosigkeit recht, die Tag und Nacht den einsamen Palmenpavillon umlauerte, in dem der Vierundsiebzigjährige kaltblütig und zäh, wie er sein Leben lang jeden Strauß bestanden hat, mit dem häßlichsten Tode rang. Und wir haben mit Behagen all das Appetitliche geschlürft, das die würdigen Späher bei den Treibhäusern erlauscht hatten. Wie im grauen Vormärz, so gilt auch heute noch, was Hoffmann von Fallersleben zum Ruhm der Zeitung sang, die so interessant ist für unser liebes Vaterland:

> Was haben wir heute nicht alles vernommen!
> Die Fürstin ist gestern niedergekommen,
> Und morgen wird der Herzog kommen . . .
> Die Lakaien erhielten silberne Borden,
> Die hohen Herrschaften gehen nach Norden . . .
> Wie interessant! wie interessant!
> Gott segne das liebe Vaterland!

Man hat uns auch in diesem Falle über alles Wissenswerte belehrt. Wir sollten nicht im unklaren darüber bleiben, ob Fräulein Karoline Lacroix, ehe sie zur Baronin Vaughan erhoben wurde, ein makelloses oder ein bemakeltes Vorleben geführt hat, ob sie eine Portierstochter aus Paris war oder aus Locwen stammte und in einer Singspielhalle sich produziert hat. Die Historiker stritten darüber, ob der König sich mit ihr auch wirklich von einem Priester habe trauen lassen und wieviel Millionen ihr zufallen werden. Man hat der Prinzessin Luise durch die von Gläubigern belagerte Tür Reporter ins Haus geschossen und mit anmutigen Ausschmückungen verkündet, was Herr Leutnant a. D. Matassich huldvoll mitzuteilen geruhte. Das Krankenzimmer dieses Königs, der immer sein *eigenes* Leben gehabt hat und selbst vor seinen Vertrauten fast nie von seinen persönlichsten Angelegenheiten sprach, war umstellt von einer ganzen Horde von Zeitungsspionen, die sich mit den amtlichen Nachrichten nicht begnügen konnten und um des Lesepöbels willen nicht begnügen durften. Als man ihre Zudringlichkeit von der Schwelle wies, machten sie nicht etwa kehrt, sondern bettelten, man möge ihnen doch in einer Scheune oder in einem Stalle Schirm vor der Winterkälte gewähren, und als

sie abermals hinausgeworfen wurden, telegraphierten sie noch ihre Schmach in alle Winde.

Und nun erzählten sie munter drauf los, was sie weder sehen noch hören konnten. Der Arzt habe gesagt, er könne nicht operieren, das Messer werde ihm vor Aufregung aus den Händen fallen, der König habe geseufzt: „Ich glaube, das Ende naht", dann habe er plötzlich Lust nach einer Kalbskotelette verspürt. Sie ersparten uns weder die Morphiumeinspritzungen noch die Klystiere mit Eiswasser und keine der erquicklichen Einzelheiten einer Darmoperation, die sie mit dem ganzen Aufwand ihrer medizinischen Kenntnisse zusammenphantasiert hatten. Besonders aber apportierten sie allen Kehricht aus den verstecktesten Lebenswinkeln des Kranken und hefteten sich seiner morganatischen Gemahlin und seinen unstäten Kindern an die Fersen. Und das alles wurde von den Zeitungslesern verschlungen, als wären wir ein Volk von Domestiken und Schlüssellochguckern.

Es ist ein geringer Trost, daß wir dabei nicht allein blieben und auch die anderen Kulturnationen in dieser Entwürdigung mit uns wetteiferten. Wie wenige Blätter hatten den Stolz und die Kraft, dieser Schmutzflut einen Deich entgegenzusetzen? Wo merkte man in den Tagen der Krankheit ein Bedürfnis, die Lebensarbeit dieses Königs zu verstehen, die Weite und die schroffen Grenzen dieses Herrschergenies mit ernster Mühe abzumessen? Die Kraft dieses Willensriesen, die in vierundvierzig Regierungsjahren ungebeugt geblieben ist? Eines ungewöhnlichen Vaters ungewöhnlicher Sohn, ein Vollblut-Koburger, immer auf seinen Vorteil bedacht und selbst die Verfassung zum Hebel des Erfolges kiesend. Allein auch das Volk ist über Kultur- und Wahlrechtskämpfe, über nationale Rivalität, über soziale Putsche, über liberale und klerikale Ministerien hinweg zu immer größerer Macht und — dem Evangelium des Königs getreu — zu immer üppigerem Reichtum emporgeklommen.

Er aber hielt die goldbeschlagenen Zügel fest in der Hand, bis zuletzt, und alle Gerüchte von Abdankungszwang waren papiernes Geschwätz von Leuten, die nicht ahnten, wie viel selbst die Tadler im Lande von seiner überlegenen Klugheit noch immer erwarteten. Lohnt es nun nicht, dem unermüdlichen Sinnen und Planen dieser Regenten- und Kaufmannsphantasie, den diplomatischen Meisterstreichen dieses thronenden Spekulanten, der aus dem Nichts ein neues Kolonialreich schuf, bis ins Einzelne nachzugehen und dann erst aus seinen großen und in ihrem Wuchs beinahe pittoresken Fehlern die Tragik seines Lebens aufzubauen, anstatt mit dem wohlfeilen Witzblatt-König sich zu begnügen? Freilich ist es bequemer, verstaubten erotischen Legenden als den blanken geschichtlichen Notwendigkeiten nachzuspüren, bequemer, die überall klebende Etikette „Cleopold" abzulesen als innere Zusammenhänge eines ideenreichen Lebens aufzudecken und die ganze Arbeit dieses leidenschaftlichen Führers zu überschauen, der immer sein eigener Minister-

präsident und, wie die Belgier wissen, der baulustigste Unternehmer und der eigentliche Bürgermeister von Brüssel war, auch noch als ihn Unrast von Schloß zu Schloß, von Land zu Land jagte.

Die Sentimentalität der Schnüffler und Sittenrichter zu Laeken greinte in diesen Tagen beweglich über die Grausamkeit seines Vaterherzens. Niemand aber kennt alle Erlebnisse, die es bis zu diesem Grade verhärtet haben. Gewiß, es war kein anmutiges Bild aus dem Familienleben, und man erinnerte sich wieder der Simplizissimus-Karikatur: die Töchter bitten die Geliebte des Vaters um abgelegte Kleider. Es war der letzte, grimmigste seiner Gewaltstreiche, als er aus den Schlössern Möbel und Bilder reißen ließ und den Meistbietenden nachwarf, so daß er zuletzt zwischen nackten und wunden Wänden sein Lager aufschlagen mußte. Unerwünschte Erben, dem Vater an Starrsinn nur zu sehr verwandt, sollten nach seinem Tode nicht um jedes Stück raufen und lachend die Schätze heimtragen. Zwei verhaßten Töchtern sollte das Vierteil, das ihnen nach belgischem Recht als Erbe zufallen müßte, entgleiten. Diesem Zwecke diente auch die Quasi-Schenkung fast seines ganzen belgischen Immobilienbesitzes an die Nation, eine Umgehung des Erbgesetzes ebenso wie die im Moniteur bereits veröffentlichte und dadurch rechtsgültig gewordene Gründung dreier Gesellschaften, bei denen er den Rest seines Besitzes gerichtlich hinterlegt hat.

So ward im Amtsblatt seine bewegliche und unbewegliche Habe Stück für Stück in schier endloser Reihe in denselben Tagen aufgezählt, in denen die Ärzte an seinem welken Leib herumschnitten. Ein Haß, der aus Abgründen der Seele stieg. Und daß er seine Überlebensgröße selbst in den Stunden des Todesgrauens nicht einbüßte, hat bei aller Ungeheuerlichkeit etwas Imposantes. Noch imposanter war die Arbeitszähigkeit dieses greisen Hirns. Von seinem Schmerzenspfühl noch diktierte der von den Ärzten Aufgegebene Briefe und Staatsurkunden, und in Not und Gefahr kannte er keinen sehnlicheren Wunsch als die Annahme der solange erstrebten Heeresreform, und als der Senat ihm schnell willfahrt hatte, setzte er mit fester Hand triumphierend seinen Namenszug unter das Gesetz, das wie die von ihm gegen eine Welt von Widerspruch ersiegte Befestigung Antwerpens Belgien die getreue Erfüllung seiner Neutralitätspflichten im Falle eines deutsch-französischen oder deutsch-englischen Krieges sichern soll. Deutschland, dem Leopold II., als er noch „Souverän des Kongostaates“ war, die Unterstützung Bismarcks bei dieser grandiosen Kolonialgründung und das auch sonst mit Selbstverleugnung erwiesene Wohlwollen übel gedankt hat, hatte keinen Grund zu besonderer Sympathie. Aber die Kleinlichkeit der meisten seiner Sittenrichter ließ seine Bedeutung nur um so deutlicher empfinden. Seine unersättliche Machtgier, seinen Goldhunger, alles Wilde und Häßliche mag man bedenken. Aber ehe ihn jemand zu

höhnen und zu verurteilen wagt, soll er erst versuchen, seinem ragenden Lebenswerk genug zu tun. Erst dem Toten hat man bei uns zögernd Achtung gegönnt. Wie man von dem Kranken und allen seinen Menschlichkeiten sprach, das war wieder einmal eine beschämende Probe dafür, welche Kost der „politische" Lenz in Deutschland duldet und wünscht. J. A. B.

Pfitzners „Armer Heinrich" in Leipzig

Als Vierundzwanzigjähriger schrieb Hans Pfitzner seinen „Armen Heinrich". 1895 wurde das Werk zum erstenmal in Mainz aufgeführt; weder hier noch später an andern Bühnen (so am Berliner Opernhause) vermochte es sich zu halten, obwohl gleich anfangs Einsichtige die überragende Bedeutung dieser Musik erkannten. Seit 1900 erklang nur in Konzertsälen von Zeit zu Zeit die große Erzählung Dietrichs aus dem ersten Akt; kein Theater mochte mehr die Arbeit auf sich nehmen. Endlich am 5. Dezember 1909 ging das Werk am Stadttheater in Leipzig in Szene. Der Erfolg war ein ungeheurer. Kein Mensch, auch nicht Pfitzners nächste Freunde, hatten einen solchen Jubel erwartet. Der Komponist und die Ausführenden wurden am Schluß an die zwanzigmal gerufen — und zwar nicht etwa von der Minderheit der Kenner oder der Freunde, die aus allen Teilen Deutschlands gekommen waren: die Gesamtheit des Theaterpublikums applaudierte, ausdauernd und unermüdlich. Und so groß die Verdienste der Aufführung (unter Kapellmeister Hegel, mit Urlus in der Titelrolle und Fräulein Sanden als Agnes) gewertet werden müssen — der Applaus galt doch ebenso dem Werke. Und daß nicht nur ein beifallsfreudiges Premierenpublikum den Erfolg gemacht hat, beweist die Tatsache, daß auch die erste Wiederholung mit dem gleichen Enthusiasmus aufgenommen wurde.

Man wird sich den Tag merken müssen: Pfitzners Stunde ist gekommen! Seine Musik, die zarteste, innerlichste, keuscheste, die heute geschaffen wird, beginnt zu wirken.

Der „Arme Heinrich" hat nichts an sich, wodurch sich der Erfolg auf das heutige Publikum äußerlich erklären ließe. Die Handlung, poetisch sehr schön, ist ungemein einfach und ermangelt fast gänzlich der wirksamen Momente. Das Stück hat auch keine Glanzrolle. Die Stimmung ist äußerst düster, fast ohne Gegensätze. Was jeden, der den Text schon kannte, am meisten bedenklich machen mußte, ist die äußerliche Ähnlichkeit vieler Situationen mit denen der Wagnerschen Werke. Nicht nur die Krankheit des armen Heinrich gemahnt an Tristans dritten Akt: die Erzählung Dietrichs ist der Romfahrt Tannhäusers fast direkt nachgebildet — nur daß überall die dramatische Straffheit, der blendend klare Glanz der Empfindungen fehlt, der bei Wagner stets herrscht. Im „Armen Heinrich" ist alles stiller, innerlicher.

Und das, was wirkt, ist eben nichts als diese Innerlichkeit. Pfitzner hat seine Musik geschrieben, ohne einmal an die Wirkung

zu denken. Er ist darin der wahre Romantiker, daß bei ihm die Empfindung an sich seine ganze Welt ist. Und er ist darin ganz genial, daß sich ihm diese Empfindung unmittelbar in Töne umsetzt, ohne Konvention, ohne äußerliche „Form". Innerlich gesehen, ist diese Musik voll von Form (abgesehen vom rein musikalischen Standpunkt, von dem aus man die konzentrisch thematische Arbeit aufs höchste bewundern muß): die verschiedenen Empfindungskomplexe sind so klar gegen einander abgesetzt, daß man in dem reinsten Element schwebt, und die Übergänge von einer Empfindung in die andere vollziehen sich mühelos, wie Wolkengebilde sich voneinander lösen, übereinander schieben.

Welches Wagnis, nach dem Tristan noch einmal das Leiden eines Todkranken zu schildern: kaum bei einer Wendung denkt man an Tristan! Pfitzners Musik erschließt ganze Empfindungswelten; ein Naturgefühl, wie es sich beim Öffnen der Vorhänge im ersten Akt äußert, da, wo die Frühlingslüfte bis zu Heinrichs Schmerzenslager dringen, oder wie es aus Dietrichs Erzählung vom Übergang über die Alpen und vom „Land der Wonne" spricht, hat es in der Musik vor Pfitzner nicht gegeben.

Der Erfolg von Leipzig kann nicht vereinzelt bleiben: nunmehr kann keine Bühne sich mehr dem „Armen Heinrich" verschließen, und es ist kaum anzunehmen, daß die Wirkung irgendwo ausbleiben wird — vorausgesetzt, daß für die Aufführung die nötigen Kräfte zur Verfügung stehen. Die Oper wird aber wahrscheinlich dem Publikum auch die Augen für die übrigen Werke Pfitzners öffnen, vor allem für die gewiß schwer zugängliche „Rose vom Liebesgarten".

Pfitzner hat länger als irgend ein anderer Musiker unserer Tage auf den großen Erfolg warten müssen. Es wäre unrecht, darüber zu klagen: denn wer neue Empfindungswelten erschließt, dessen Sprache klingt zuerst sinnlos und verwirrt. **Wilhelm Riezler**

Unsere handelspolitischen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten

Am 7. Februar 1910 läuft das Handelsabkommen ab, welches z. Zt. zwischen dem Deutschen Reiche und den Vereinigten Staaten von Amerika besteht. Zu demselben Zeitpunkt endigt auch das britisch-amerikanische Handelsabkommen, während diejenigen mit Frankreich, Bulgarien und der Schweiz bereits am 31. Oktober abgelaufen waren. Günstiger gestellt sind nur Portugal, Italien, Spanien und die Niederlande, deren Handelsabkommen noch bis zum 7. August 1910 reichen. Alle diese Handelsabkommen waren von den Vereinigten Staaten abgeschlossen auf Grund von Sektion 3 des Dingley-Tarif-Gesetzes, und ihre Kündigung erfolgte auf Grund von Sektion 4 des Payne-Tarif-Gesetzes vom 5. August 1909. Es herrschte im Anfang Unklarheit darüber, ob der Payne-Tarif wirklich eine Verschärfung des Schutzzollsystems gegenüber dem Dingley-Tarif bedeute. Nach den Voranschlägen über die Zolleinkünfte sollen im neuen Fiskaljahr

die Zölle auf Luxusartikel 171 Millionen Dollar ergeben, während sie nach dem Dingley-Tarif nur 162 Millionen Dollar erbracht hätten. Dagegen sollen die Zölle auf notwendige Artikel nur 162 Millionen Dollar ergeben, während sie nach dem alten Gesetz sich auf 167 Millionen Dollar gestellt hätten. Da aber die Gesamtzolleinnahme nach den Schätzungen der Regierung nach dem neuen Tarif höher als nach dem alten Tarif sein wird, so läßt sich wohl nicht bestreiten, daß die Schutzzollmauer der Vereinigten Staaten wiederum verstärkt ist.

Das Payne-Tarif-Gesetz erhält einen Minimaltarif und einen aus diesem durch einen Zollzuschlag von 25 % ad valorem gebildeten Maximaltarif. Dieser soll vom 1. April 1910 ab gegen jeden Staat so lange angewendet werden, bis der Präsident der Vereinigten Staaten eine Proklamation erläßt, die nach dem Wortlaut des Gesetzes nicht eher möglich sein soll, als bis „the President shall be satisfied in view of the character of the concession granted by the minimum tariff of the U. S., that the government of any foreign country imposes no terms or restrictions, either in the way of tariff rates or provisions, trade or other regulations, charges, exactions, or in any other manner, directly or indirectly, upon the importation into or the sale in such foreign country of any agricultural, manufactured or other product of the U. S., which unduly discriminate against the U. S. or the products thereof, and that such foreign country pays no export bounty or imposes no export duty or prohibition upon the exportation of any article to the U. S. which unduly discriminates against the U. S. or the products thereof, and that such foreign country accords to the agricultural, manufactured or other products of the U. S. treatment which is reciprocal and equivalent, thereupon and thereafter upon proclamation to this effect by the President of the U. S."

Der Präsident der Vereinigten Staaten hat also eine außerordentlich große Machtbefugnis hiermit erhalten, zumal die schwierige Interpretation des Begriffes „unduly" ganz in sein Ermessen gestellt ist. Diese Proklamation kann sich auf das gesamte Territorium des fremden Staates erstrecken oder nur auf Teile von ihm, auf das Mutterland selbst oder auf Kolonien oder andere politische Gebietsteile. Sobald aber der Präsident zu der Überzeugung gelangt, daß die Bedingungen, welche zu der Proklamation führten, nicht länger existieren, kann er mit einer neuen Proklamation die gewährte Anwendung des Minimaltarifes mit einer Frist von 90 Tagen kündigen, so daß dann der Maximaltarif gegenüber dem betr. Staate in Anwendung kommt.

Der Präsident hat außerdem das Recht, zu seiner Information

einen Tariff Board zu bilden, der indessen lediglich beratende Stimme hat, und es sind ihm zu diesem Zweck 75 000 Dollar jährlich zur Verfügung gestellt. Der Präsident hat von dieser Befugnis schon Gebrauch gemacht und hat in den Tariff Board berufen: den Professor Henry C. Emery, Mr. James B. Reynolds, Mr. Alvin C. Sanders. Der Erstgenannte gilt als free-trader, der Zweite als reciprocity man und der Dritte als milk and water protectionist, mit welchem schönen Ausdruck gesagt werden soll, daß er ein gemäßigter Protektionist ist. Da also alle drei keine ausgesprochenen Schutzzöllner sind, so ist die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der Maximaltarif gegenüber den Staaten, die bisher Handelsabkommen mit den Vereinigten Staaten hatten, nicht in Anwendung kommen, sondern daß diesen der Minimaltarif zugebilligt werden wird.

Eine wichtige Frage wird aber immer die Anwendung des Tarifs durch die Zollbehörde sein. Die amerikanischen Zollbeamten haben sich als sophistische Meister in der Kunst des „carrying out the tariff" gezeigt, und da die meisten Zölle nicht nach dem Gewichte der Waren, sondern nach ihrem Wert erhoben werden, ist natürlich ihrer Willkür Tür und Tor geöffnet, wenn nicht irgend welche amtlichen Wertbestimmungen, wie beispielsweise diejenigen der deutschen Handelskammern, den amerikanischen Zollbehörden gegenüber rechtliche Gültigkeit haben. Es wird der ganzen Aufmerksamkeit der maßgebenden amtlichen Stellen in Deutschland bedürfen, um gerade in dieser Frage feste Abmachungen mit der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika zu treffen, denn unser bedeutender Handel mit ihnen kann sich nur dann gleichmäßig und günstig entwickeln, wenn er mit stabilen Zollverhältnissen zu rechnen in die Lage gesetzt wird.

Adolph von Flöckher

Anatole France in Argentinien

Unter den lebenden französischen Schriftstellern ist Anatole France nicht nur deshalb der größten einer, weil er der beste Stilist Frankreichs und der liebenswürdigste Ironist seiner Zeit ist, sondern vor allen Dingen deshalb, weil er in der allgemeinen intellektuellen Augendienerei unserer Literaturepoche nicht mittut. So meisterhaft einfach, so ideenschwer, so originell, das heißt so ehrlich wie France schreiben wenige. Er besitzt jene Ehrlichkeit des echten Genies, die die Wahrheit um jeden Preis reden muß und sich wenig darum kümmert, wie sie aufgenommen wird. Der Künstler, der diese Kinderehrlichkeit nicht besitzt, ist wie ein geschorener Samson, ohne Kraft, ohne Originalität, ohne Mitteilsamkeit. Und wieviele unserer Zeitgenossen haben sich nicht von der Schere unserer Salonmeinung ihrer schönsten Kraftlocken berauben lassen?

Ich lobe mir France. Er hat sich seinen intellektuellen Lockenschmuck zu bewahren gewußt. Und die Argentinier, die ihn eingeladen hatten, ihnen eine Reihe von Vorträgen zu halten, haben von dieser höchsten Künstlertugend

einen nachhaltigen Eindruck bekommen. France sprach ihnen zunächst über Rabelais und dessen Einfluß auf die Literatur. Bis dahin war seine Wanderfahrt nach Argentinien eine rein intellektuelle und literarische Aufgabe. Der Vortragende erntete mit seinen ironisch-ernsthaften Ausführungen stürmischen Beifall. In spaltenlangen Berichten feierten die Zeitungen den Meister nicht nur als den höchsten Ausdruck des französischen Genies, sondern des neolateinischen Genies überhaupt.

Bevor France jedoch Argentinien wieder verließ, hat er seinen Gastgebern einen Abschiedsvortrag gehalten. Und dieses Dessert seines intellektuellen Festmahls trug die Überschrift: Meine Eindrücke von der Republik Argentinien. Alles was Buenos-Aires an Intellektualität besitzt, alles was in dieser Stadt einen Titel oder einen Namen trägt und Anspruch erhebt mitzureden im Reiche der Ideen, der Kunst, der Politik und Wissenschaft, hatte sich zu diesem letzten Vortrag des Meisters eingefunden.

Gliche France den vielen anderen Literaturlöwen unserer Zeit, dann wäre über diesen Vortrag nichts zu berichten, denn dann hätte er als geschickter Ideenjongleur dieser aristokratischen Elite just die Ideen vorgetragen, die sie zu hören liebt. Aber darin eben steht France in lebhaftem Widerspruch mit seinen Zeitgenossen, daß er immer und überall er selbst bleibt und seinem jeweiligen Publikum nicht einen Zollbreit seiner Idee opfert. Und darum war sein Vortrag eine mutige intellektuelle Tat. Jemand, der von einer ganzen Nation im Triumph getragen wird, dessen Bild in allen Zeitungen prangt, dessen Bücher und gedruckte Vorträge überall an erster Stelle ausliegen, der mit einem Wort den literarischen Ruhm bis zur Neige auskosten darf und — — dennoch Worte des scharfen Tadels findet und seinen begeisterten Verehrern unliebsame Wahrheiten sagt? . . . Hut ab! Denn was wenige am Genie am meisten verehren, das ist seine unbedingte Ideengeradheit, und was die meisten am Manne gleich nach dem Genie am meisten hassen, das ist seine Wahrheitsliebe. Und France besitzt die unzeitgemäß gewordene Eigenschaft, den Aristokraten seine Wahrheiten mit demselben ruhigen Lächeln zu sagen wie den Arbeitern.

Während der spanische Schriftsteller Ibanez, der bald darauf ebenfalls Vorträge in Argentinien hielt, kürzlich schmeichlerisch behauptete (so wie sich das vor der kaufkräftigen Kundschaft gehört), in Argentinien gäbe es keine soziale Klassen, sondern alle seien gleich, hat France vor seinem ausgewählten Publikum festgestellt, daß das ökonomische Problem nicht nur überall in der Welt, sondern namentlich auch in Argentinien vorhanden ist, daß es sich auf einen unleugbaren Klassenantagonismus baue, und daß es eine Dummheit sei, darüber willentlich die Augen zu schließen.

Alle argentinischen Zeitungen haben Francens Rede in extenso wiedergegeben. Die Kammer hat sogar beschlossen, sie in mehrere Sprachen übersetzen und in ganz

Oskar Zwintscher:
Bildnis mit weißen Astern
Text von Lothar Brieger-Wasservogel

Europa verbreiten zu lassen. Die Zeitung „Diario democrate“ sagte unter anderem, daß dieses das erste Mal sei, daß jemand aufrichtig zu den Argentiniern gesprochen habe.

Hier einige Zitate aus diesem Vortrage:

„Heute ganz ebenso wie vor 2000 Jahren muß man, um die Zukunft vorauszusehen, nicht die Unternehmungen der Mächtigen dieser Erde betrachten, sondern die untergeordneten Bestrebungen der arbeitenden Klassen.“

„Ich werde Ihnen ein großes Geheimnis verraten: In unserem alten Europa, wenn das Volk sich nicht mehr mit der genügenden Sanftmut regieren läßt, das heißt, wenn es nicht mehr ohne Murren und Klagen die Ungerechtigkeit, die Willkürlichkeit, die Ungleichheit der Steuern usw. erträgt, dann — — machen ihm die Regierenden mit dem Nachbar Angst. Hier haben Sie die Hauptursache der Kriegslärme, von denen Europa von Zeit zu Zeit durchzittert wird.“

„Sie sind intelligent, Sie sind glücklich. Wohl, seien Sie gut, seien Sie gerecht, seien sie edelmütig. Vor allen Dingen aber: Verschließen Sie Ihre Herzen der Güte nicht. Sie haben große ökonomische Probleme zu lösen. Der Belagerungszustand (dies ist eine Anspielung auf den 1. Mai dieses Jahres, wo es in Buenos-Aires bekanntlich Hinrichtungen gab) ist ein grausamer Ausweg, aber keine Lösung. In Ihren Städten, in allen Städten des Weltalls taucht die Frage der Löhne, der Steuern, der Arbeits- und Kapital-Konflikte auf. Und es wird nicht länger möglich sein, sie wie bisher mit der rohen Kraft zu lösen.“

Seine letzten Worte über das soziale Problem waren die folgenden: „Es ist ein trauriges Geschick für ein Volk, wenn eine arbeitsame Demokratie von einer finanziellen Oligarchie verdrängt wird. Ich wünsche aufrichtig, daß in Zukunft auf der ganzen Erde die Reichtümer eines Volkes aufhören mögen, die Reichtümer einer Klasse zu sein.“

Also sprach der Verfasser der „Thaïs“, des „Jardin d'Epicure“ und vieler anderer unvergleichlicher Kunstwerke zu den Argentiniern.

Kommentare sind hier überflüssig. Nur das eine muß immer wieder hervorgehoben werden: daß es nämlich Tausende bei uns gibt, die so oder so ähnlich denken und sich wohl hüten, es unter allen Umständen offen herauszusagen. Für unsere Schriftsteller und Redner gehört die Zungen-, die Federn- und die Gedanken-Verkrümmung zum guten Ton. Jeder hat seine Partei, seine Kundschaft und — seine Rücksichten. Nur ja nicht subjektiv werden, nur keinen Anstoß erregen. Das Urwüchsige, Einfache und Ehrliche ist nicht fein. Stil ist Trumpf, Lobhudelei Bedingung des Erfolges, die Länge einer Idee wird mit ängstlicher Elle zugemessen; im übrigen riechen ungewohnte Ideen nach Wahnsinn. Schriftsteller, Künstler sein heißt in unserer Zeit: Hübsch auf das Publikum hören, ja nicht auf sich selbst, Formen anbeten, Oberflächen kräuseln, Weihrauch streuen

und mit vielen eleganten Worten möglichst nichts sagen. In unserer schönsten aller Literaturperioden schwimmen die Allerweltsplattheiten „berufener Federn" obenauf, schillernd, glänzend, widerwärtig wie übelriechendes Öl auf klarem Wasser. Sintemalen unseren Ästheten drei Dinge abhanden gekommen sind, die sie von Anatole France lernen könnten: Mut, Ehrlichkeit, Einfachheit.

Hermann Fernau

Finanzpolitisches

Das alte Jahr geht zu Ende, und daher wartete man mit neuen Engagements. Indem aber neue Engagements die um diese Zeit übliche Scheu erfahren, dehnt sich die letztere unwillkürlich auch auf die — bestehenden Positionen aus. Es läßt sich ja mit Gewinn verkaufen, also warum noch länger zaudern? Kein Wunder, daß sich aus einem solchen Verkaufsandrang, dem nur wenig Meinungskäufe gegenüberstehen, jene Lustlosigkeit entwickeln mußte, die in den Tagesberichten ebenso geistreich, wie weit hergeholt begründet wurde. Gibt es doch eine Art von psychologischem Gesetz, wonach der Kapitalismus, er sei nun reich, oder nur wohlhabend, gegen Jahresschluß gerne seine Bilanz zieht. Und gleichwie in der Industrie bei einer Inventur die Werke möglichst ruhen, so pausieren alsdann auch die Rentner und die Spekulanten. Mit der Herabsetzung des englischen Bankdiskonto hat diese unsere Allgemeintendenz kaum etwas zu tun! Das ist eine für den letzten Monat überaus seltene Maßnahme gewesen, die aber doch nur aus den erleichterten Goldverhältnissen hervorgehen kann. Indessen jene Berliner, welche unsere Börsenstille gerne düsterer ausmalen möchten, wollen wissen, daß man in London den Diskonto lediglich aus parlamentarischen Ursachen reduziert habe. Das heißt doch nichts anders, als daß jene Bankdirektoren die öffentliche Meinung beruhigen wollten. Ganz abgesehen aber von der Tatsache, daß jetzt beide Parteien, Tories wie Whigs, gerade ein umgekehrtes Interesse haben, nämlich das Land ordentlich aufzuregen, so konnte auch die Bank von England unmöglich ihr Steuer derart aus der Hand geben, daß sie in einer fundamentalen Geschäftsfrage politische Schleppenträgerin wird.

* * *

Juristen oder Kaufleute? Nach der Kieler Werftaffäre, die jedenfalls noch weit schlimmer ist, als sie festgestellt werden konnte, klagte man zunächst über die Verwaltung durch Offiziere, anstatt durch Kaufleute. Allmählich aber, indem die allgemeinen Besprechungen vom Verkaufe der Altmaterialien zum Einkaufe des Neumaterials übergingen, bemängelt man auch die Juristen, denen u. A. das Submissionswesen untersteht. Dabei trat die Ungeheuerlichkeit zutage, wie deutsche Kaufleute, die der englischen Marine seit langem liefern, unsern eigenen Behörden aus dem Wege gehen. Dies, weil den Einkaufskontrakten Bedingungen beigedruckt sind, die zwar dem Scharfsinn der betreffenden Assessoren

alle Ehre machen, jedoch von Kaufleuten und Fabrikanten ehrlicherweise gar nicht unterschrieben werden können. Bisher hat diese Kritik nur hohe Preise als Folge eines solchen Systems hingestellt; Preise, die gegen jedes Risiko bei späteren Beanstandungen, oder Auslegungen der jeweiligen Kontrakte, zu schützen vermögen. Wir möchten hier aber noch weiter gehen und auch auf solche Submittenten hinweisen, die nur deshalb unterbieten, weil sie sicher sind, umfangreiche Nachrechnungen machen zu können. Zu derartigen nachträglichen und auch einträglichen Schlußforderungen gehört natürlich das Sicherheitsgefühl bezüglich der Gutwilligkeit einzelner Beamtenabteilungen. Eine intime Personalkenntnis braucht noch durchaus nicht zu bedeuten, daß irgend eine Lieferungsfirma dort „Füße unterm Tische“ habe. Jedenfalls kann sie orientiert sein und darnach ihre Gebote genau einrichten. Man kontrolliere in Kiel und Wilhelmshaven jetzt nur einmal eine große Anzahl von Nachrechnungen, und es dürften fast immer dabei auffallend niedrige Preise zutage treten.

* * *

Die Anleihewut nimmt zu! Bulgarien, das, weil es kreditwürdiger als Serbien ist, damit noch keineswegs einen ersten Emissionskredit verdient, erscheint plötzlich als ein in dieser Beziehung stark umworbenes Land. Immer spielt aber dabei die außerordentliche Abundanz der Franzosen mit, welche geldsuchende Völker noch hochmütiger machen würde, ohne die Nebenpolitik des Handelsministers. Dieser Herr bleibt natürlich auch anderen Pariser Elementen zugänglich und sucht deshalb noch immer Vorteile für den französischen Export herauszuschlagen. Mißlingen aber solche geheimen Schachzüge, so stocken unversehens die Anleiheverhandlungen, wofür dann finanzielle Gründe angegeben werden. Zu welchen Zugeständnissen übrigens die französischen Banken inmitten ihrer Barfülle bereit sind, erhellt aus der neuen eidgenössischen Anleihe. Seit Jahren wollen sich dabei die Franzosen nicht zur Schweizer, sondern nur zur französischen Valuta verstehen, nunmehr ist der Schweizer Frank von ihnen bewilligt worden. — Reichtum lehrt beten!

* * *

Unser Bankgewerbe klagt. Wenigstens in seinem neuesten Jahresberichte, wo sich vollauf Gelegenheit findet, die sattsam bekannte Finanzreform als ein unvernünftiges Attentat auf den öffentlichen Verkehr zu behandeln. Immerhin hat das Jahr 1909 fast allen unsern Bankinstituten recht günstig gelächelt, vorausgesetzt, daß nicht etwa eine böse Defraudation die Dividende verringern mußte, anstatt lediglich die betreffenden Aufsichtsräte zu treffen. Das weitaus beste Moment betrifft aber das Depositenwesen, dem, wie es nunmehr als sicher erscheint, kein Gesetz aufgehalst werden soll. Damit werden unsere Großinstitute und auch unsere leitenden Provinzinstitute (mit leider nicht unter M. 50 Millionen) von einer un-

bequemen Sorge befreit. Denn die Zwischenzinsen gerade dieses Gebietes haben stets die Erträgnisse ganz außerordentlich alimentiert, da doch abnorm billiges Geld nur sehr selten am deutschen Markt länger vorhält. Würden unsere ersten Banken mit diesen Gewinnen nicht mehr wie sonst rechnen dürfen, so wäre das doppelt peinlich, angesichts der veränderten englischen Verhältnisse. Hatten doch unsere Filialen in London als einen der Hauptzwecke, sich die dortigen reichlichen Barmittel zu Nutze zu machen, was wohl von nun an, ganz gleich, ob die englische Steuerreform gelingt oder scheitert, auf lange, lange hinaus unwahrscheinlich bleibt. Freilich konnte damals die deutsche Hochfinanz eine derartige Umwälzung des Weltmarktes unmöglich voraussehen. Denn, als Doktor Siemens mit seiner Londoner Filiale der Deutschen Bank den Anfang machte, in logischer Folge einer Niederlassung auch in unsern eigenen ersten Seehandelsstädten, war an eine ernstere Spannung zwischen England und Deutschland gar nicht zu denken. Wer weiß, ob wir nicht jetzt bald zu Filialen in Paris, dem gegenwärtig und für lange Zeit reichsten Geldplatz, gelangen? Wollen doch französische Banken in Berlin Geschäfte eröffnen, so daß ähnliche Ausdehnungen unsererseits dann weniger auffallen würden.

* * *

U n s e r H a n d e l i m A u s l a n d e hat seit kurzem zu höchst lebhaften Besprechungen im Reichstage geführt. Zunächst war es der Vertrag mit Portugal, der einer so allseitigen und streng sachlichen Kritik unterlag, daß Herr Minister Delbrück daraufhin eigentlich eine eingehende Untersuchung der Fähigkeiten seiner Mitarbeiter überhaupt hätte versprechen müssen. Statt dessen schien der Genannte bis zu dem Augenblick jener Debatte von all den so äußerst gravierenden Bedenken kaum etwas gewußt zu haben. Er überschlug sich denn auch bekanntlich vollständig, indem er: der Handelsminister, als Wichtigstes unseren Absatz im Inlande und nicht unsern Export hinstellte. Noch hartnäckigere Auseinandersetzungen entfesselte die Abweisung der Mannesmannschen Ansprüche in Marokko. Hier ist es wohl unser auswärtiges Amt gewesen, das die deutschen Interessen genug vertreten glaubte, wenn Krupp dort durchdringen würde. Letzterer war freilich so klug, seine Konzessionen mit denen eines französischen Rivalen zu verbinden, der noch dazu auch bei Lieferungen in Europa sein schärfster Konkurrent bleibt. Augenscheinlich hat auch unsere Diplomatie gegen die Brüder Mannesmann weniger kommerzielle, als politische Gesichtspunkte innegehalten, ohne ihnen aber dabei kluger Weise den Rat zu erteilen, sich nun ebenfalls in ein internationales Syndikat zu begeben. Und gerade die Mannesmann-Konzessionen wollte das Ausland als eine heimliche Mine unserer Reichsregierung ansehen! Die Deutsche Bank ist übrigens mit den Genannten nicht mehr liiert.

Pluto

Zu unseren Bildern

Wilhelm Raabe

Ein breites und tiefes Zimmer mit altem, schlichtem Hausrat, Bücher über Bücher an den Wänden, darunter die seltenen ersten Drucke der „Chronik der Sperlingsgasse" und des „Hungerpastors", die leider noch ziemlich häufigen des „Schüdderump". Aus den Fenstern der Blick über einen weiten Platz, der an guten Nachmittagen voll spielender Kinder ist; und dahinter die Wipfel hoher, alter Bäume, der Bäume vom Magnikirchhof, auf dem Lessings Sterbliches ruht. Am Fenster oder an dem großen runden Mitteltisch, auf dem so viele Bände geschrieben wurden, der Mann, dessen Bild dieses Heft eröffnet: Wilhelm Raabe. Immer noch ist die Gestalt ungebeugt, obwohl achtundsiebzig Jahre über sie dahingegangen sind — und was für Jahre! Schon lange hatte Raabe die größten und schönsten Romane geschrieben, die unsere neuere Dichtung hervorgebracht hat, den „Schüdderump" und den „Abu Telfan", und immer noch war er dem Publikum nur der Dichter der „Sperlingsgasse", immer noch galt dieses hübsche, aber leichte Erzeugnis der Berliner Semester in der Spreegasse als Raabes eigentliches Hauptwerk. Erst als das Meisterbuch der „Akten des Vogelsangs" erschienen war, ja als Raabe mit ruhiger Energie einen Strich unter sein Schaffen gemacht und sich den Titel „Schriftsteller a. D." gegeben hatte, erst da kam dem fast Siebzigjährigen der weithin und weither hallende Ruhm. Weithin — überall in deutschen Häusern und deutschen Herzen wohnt er nun; und weither — denn von allen Seiten flattern jetzt in das stille Zimmer der Leonhardstraße zu Braunschweig die Zeichen einer Liebe, die ihren Gegenstand nicht mehr läßt. Das wies sich laut am siebzigsten Geburtstagsfest: da ward Wilhelm Raabe feierlich eingeholt ins Altstadtrathaus, den wundervollen Bau feinster mittelalterlicher Stadtarchitektur, und tief bewegte Huldigung sprach zu dem Meister, der wie kein anderer Lebender ein praeceptor Germaniae ist, ohne Lehrdünkel und Pedanterie, aber voll tiefglühender Leidenschaft und jenes Humors, der in der Überwindung der Welt zum Welthumor wird. Und leise erweist diese Liebe sich immer wieder in guten Stunden und sucht den auf, der so vielen Vieles gegeben hat. Er aber, Raabe, behält auch dann den still versonnenen, aber immer ein wenig listigen Blick, wie ihn die Büste des Künstlers aufweist. Lange schweigt er wohl und scheint, ganz in sich versenkt, kaum zuzuhören: „Verkniffenheit vor lauter, lauter Seele" hat Peter Hille das genannt. Dann aber fällt ein Wort, ein Satz — und wir merken, wie feinhörig dieser wundervolle Mensch ist für alles, wie er menschlicher Größe und menschlicher Kleinheit, Liebe und Haß und — Torheit ganz die Sinne offen gehalten hat, die Künstlersinne. In seinen Schriften sieht's oft genug zuerst kraus und seltsam aus, und am Ende offenbart sich doch die feine Künstlerhand, die mit höchster Einheitlichkeit und Klarheit durch des Erlebens Dumpfheit und Wirrnis,

durch das „Verworrene Leben" uns zur Vollendung führt. Und wie der Künstler, so auch — wie bei jedem Großen — der Mensch: unpathetisch, scheinbar nüchtern und dann voll blitzenden Geistes, der kein Feuerwerk witziger Wortspiele bringt, sondern selbst in tiefer Ironie immer noch eine in Schmerzen und Kampf festgehaltene Liebe zur Menschheit und, ohne Phrase und Pose, zu seinem deutschen Volk. „Unsere tägliche Selbsttäuschung gib uns heute" — das ist ein Raabesches Wort der Bitte an die Gottheit über uns.

Er, den sie einst, da er schon Vieles geschaffen hatte, kaum kannten, ist heute den Braunschweigern ein stolz gehegtes Wahrzeichen ihrer Stadt und ihres Landes. Auch die Geschichte der hier abgebildeten Büste weiß davon. Ernst Müller — er lebt jetzt in Charlottenburg — hatte sie ohne jeden Auftrag vor dem siebzigsten Geburtstag Raabes geschaffen, aber er fand für das Marmorwerk keinen Käufer. Da trat der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin die Regentschaft über das Herzogtum an. Und das erste fast, was er tat, war: Raabe auszeichnen. Er bat ihn zu sich und der inzwischen verstorbenen Herzogin ins Schloß. Und eines Tages ließ er ihn ins Museum laden und führte ihn die Treppe hinauf: da stand oben Müllers Meisterstük individueller Charakteristik, der Regent hatte es aus eigenen Mitteln angekauft und der Sammlung geschenkt. Und die Braunschweiger freuten sich des Feingefühls, das der neue Herr bewiesen hatte, indem er durch seinen großen Dichter zugleich das Land ehrte.

Wilhelm Raabe, Ehrendoktor zweier Fakultäten, Ritter hoher Orden, Ehrenbürger Braunschweigs und seiner Geburtsstadt Eschershausen, Pate der Raabestraße Berlins, Magdeburgs, Kassels, Ehrenmitglied zahlreicher Vereine und so weiter — er muß es sich schon, mag er listig lächeln, gefallen lassen, daß wir ihn wieder und wieder einen großen Dichter nennen. Nicht um all der Ehren willen, so reich verdient sie sind — sondern um der Unvergänglichkeit seiner Gestalten willen, um seines tiefen Humors willen, um seiner großen Persönlichkeit willen. Er schuf, ein treuer Sohn seines engen niedersächsischen Bezirks, weltweite und weltweise Dinge. Und wir lieben ihn, wir alle, und grüßen ihn aus Nord und Süd in „Nord und Süd" zum neuen Jahre. Dank und aber Dank und mitten im Winter ein herzhaftes: Sursum corda!

Heinrich Spiero

Oskar Zwintscher

Oskar Zwintscher, ein noch nicht Vierzigjähriger und geborener Sachse, der in Klopsche bei Dresden sitzt, ist genau das, was man im alten Sprachgebrauch einen deutschen Maler zu nennen pflegte. Das Wort ist ein bißchen in Mißkredit gekommen heutigen Tages, wo uns jeder Laie mit den Namen der großen Franzosen nur so um die Ohren schlägt, daß uns angst und bange wird, aber es hat eine so unzerstörbare Frische wie ein Lied des Freiherrn Josef von Eichendorff oder ein Bild des Herrn Moritz von Schwind (erinnere mich übrigens noch ganz gut — es ist erst ein

Dutzend Jahre her — der Zeit, da Schwinds Bilder in der Nationalgalerie in der gefürchteten „Rumpelkammer" hingen). Gerade in Berlin haben wir ja an solch kunstgeschichtlich feingebildeten Laien keinen Mangel, und es mag wohl sein, daß mancher von ihnen bis jetzt gar nicht gewußt hat, wer der Maler Oskar Zwintscher in Dresden ist, ja dafür auch vielleicht kein Interesse besitzt. Denn besagter Malprofessor ist so recht seine eigenen Wege gegangen bis zum endlich errungenen Erfolge und Kaufinteresse, in allen Ehren, mit dem rechten, schlichten, dazu gehörigen deutschen Künstlerhunger. Für diese Leser sei hier darum zunächst festgestellt, daß sich der Maltrieb in dem einer Künstlerfamilie Entstammenden schon früh regte und ihn bereits die Untersekunda des berühmten Thomasgymnasiums zu Leipzig, wo er geboren ward, mit der Dresdener Kunstschule vertauschen ließ. Da hat er denn auch bei Pauwels gemalt, der schon früher Max Liebermanns Lehrer gewesen war, und schließlich den rokokoeleganten und herzlich süßlichen Künstler mit einigem ehrlichen Unwillen verlassen. Sich selbst und ein ihm die Sorgen der nächsten Jahre erleichterndes Stipendium fand er im malerischen Meißen, faßte eine gewisse Vorliebe für München, die Böcklins der dortigen Schackgalerie, einige Münchener Freunde wie Slevogt, Eichler, und kämpfte sich alles in allem redlich durch die ersten Ausstellungserfolge und die ersten Bilderverkäufe hindurch. Trotz lohnenden karikaturistischen Nebenerwerbes bei den „Meggendorfer Blättern" — welcher an sich harmlosen Zeitschrift hier als fruchtbarer Mäzenatin ehrend gedacht werden soll — waren die materiellen Sorgen keine geringen, und Zwintscher tat in dieser prekären Lage das, was jeder rechte Deutsche seit Urvätertagen in ihr traditionell zu tun pflegt: er nahm ein Weib und zeugte Kinder. Schließlich wäre dann noch zu berichten, was den versöhnenden Schluß eines Romanes ausmacht: von endlichem Durchringen zu Ruhm und Erfolg, guten Bilderpreisen und reichlichen Käufern, und davon, daß Zwintscher heute überall da, wo man ernsthaft über deutsche Kunst diskutiert, auch ernsthaft in erster Reihe mitzählt. Auch daß er heute als Malprofessor an der Dresdener Kunstakademie sorgenlos lebt, darf nicht unerwähnt bleiben.

Was die Gemälde Oskar Zwintschers betrifft, so ist von ihnen zu sagen, daß sie die Eingebungen eines reinen deutschen und adligen Gemütes sind, welches die Schönheit heimatlicher Landschaft tief und dichterisch empfindet und zugleich modern-nervös genug ist, um dem Psychologischen im menschlichen Porträt einen bleibenden und endgültigen Ausgang zu geben. Wie die Töne einer edlen Amatigeige sind diese scheinbar so ruhigen und dabei so tiefgefühlten Porträts; sie geben die ganze zauberreiche Impression, welche die Persönlichkeit des Dargestellten einem unendlich fein empfindenden Künstler gab. Mit zunehmendem Alter wird diese süße Reife eine immer wohllautendere, und das schöne Porträt Rainer Maria Rilkes etwa läßt gar keinen Zwie-

spalt mehr zwischen den Künsten erscheinen: es deckt sich seelisch völlig gleichklingend mit einem schönen Gedichte Rilkes.

Zum Technischen wäre zu bemerken, daß eiserne Arbeit in der ganzen Komposition — wie kann man eigentlich immer von „Zeichnung" und von „Farbe" reden, anstatt von der Hauptsache: dem Bilde! — zu entschiedener harmonischer Vollendung führte. Außer den alten deutschen Malern und dem Böcklinkreise haben wohl auch die englischen Präraffaeliten — nicht immer vorteilhaft — ihren Anteil daran. Aber das Ganze ist doch eben unverkennbar nie etwas Anderes als Oskar Zwintscher, ein Gefühlvoller und höchst intelligenter Sachse deutscher Kunst, der sich zum Meister erzog.

Lothar Brieger-Wasservogel

Zwei Bilder aus den sechziger Jahren

Die beiden Dreifarbendrucke, die diesem Hefte beigegeben sind, stellen zwei hübsche Repräsentanten deutscher und französischer Malerei vor einem halben Jahrhundert dar. Schwinds Gemälde (auf Seite 33) zeigt, wie der Romantiker sich bei derartigen Szenen aus dem Leben auch noch in späteren Jahren zu dem guten Farbengeschmack und soliden Handwerk zurückfand, das er in der Jugend besessen, dann aber unter dem Einfluß Schnorrs und Cornelius' meist allzu sehr seiner fröhlich-phantastischen Fabulierlust geopfert hatte. Aber es zeigt zugleich, wie der koloristische Vortrag auch dann etwas Gebundenes behielt, wie das Auge im wesentlichen durch die muntere Buntheit des Spiels der Lokalfarben erfreut wird und erst die liebenswürdig-behagliche Erzählerkunst Schwinds dem reizenden Bildchen seine Wirkung sichert. Renoirs Studie aber (auf Seite 65) gibt Kunde von den neuen Gedanken, die in demselben Jahrzehnt in Frankreich auftauchten, wo damals die um Manet ihre ersten Programmwerke schufen. Hier ist alles auf malerische Qualität gestellt, auf den sinnlichen Reiz und Zauber der Farbenvaleurs und des Gesamttons, auf die Weichheit und Delikatesse der Pinselführung, auf die feinfühlige Wiedergabe der Licht- und Luftwerte. Wer will sagen, das Heil und das Ziel der Kunst lägen hier oder lägen dort? Mich dünkt, wenn man nur hier *wie* dort sich vom Künstler selbst leiten läßt, kann man an beiden gleiche Freude haben. O.

Redaktionelle Notiz

Die Übersetzung der „Briefe aus Belgien" von Charles Baudelaire, die wir im zweiten Dezemberheft veröffentlichten, stammt von *Auguste Förster*, der Herausgeberin des von Bruns in Minden vorbereiteten Briefbandes.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Max Osborn in Berlin. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Fliegel, Berlin. — Verlag „Nord und Süd", G. m. b. H., Berlin W. 9, Linkstraße 17. — Auslieferungsstelle für Österreich-Ungarn: Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Zuschriften und Einsendungen werden ohne Angabe eines Personennamens erbeten. — Druck: Schlesische Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III, Siebenhufenerstraße 11—15.

Velazquez:
Porträt der Infantin
Margareta Teresia
(Wien, Gemäldegalerie)
Text auf Seite 176

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender Schles. Verlagsanstalt

4. Jahrg. Bd. 132 Heft 398 Zweites Januarheft 1910

Velazquez:
Porträt der Infantin
Margareta Teresa
(Wien, Gemäldegalerie)
Text auf Seite 1[illegible]

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Verlag „Nord und Süd“ G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

34. Jahrg. Bd. 132 Heft 398 Zweites Januarheft 1910

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Julius von Pflugk-Harttung: Land und Volk der Neugriechen

Seit Wochen ziehen die Vorgänge in Griechenland die Augen auf sich. Es dürfte deshalb nicht unwillkommen sein, Land und Leute näher kennen zu lernen.

Einst bildeten Hellas und Kleinasien ein gemeinsames Bergland. Dann kamen gewaltige Erschütterungen: das ganze Mittelgebiet begann sich zu senken und wurde vom Meer überflutet, bis schließlich die Höhenrücken und -spitzen nur noch als Inseln aus der feuchten Umarmung hervorragten. Griechenland selbst ist ein Alpenland von wunderbarer Schönheit und Großartigkeit. Kühn und formengewaltig streben schroffe Gebirgszüge empor, teilweise oben mit Schnee, wie mit weißen Hauben bedeckt, darüber wölbt sich der tiefblaue Himmel, und unten rauscht unermüdlich das tiefblaue Meer. Die Küsten laden ein zu Fischfang und Handel, die Ebenen zum Ackerbau, die Hänge zu Waldwirtschaft und die Höhen zur Viehzucht. Freilich der Wald ist größtenteils durch unvernünftige Abholzung und den Zahn der Ziegen verschwunden, so daß nur kahle graue Felsen übrig blieben. Dadurch versiegten die Flüsse oder blieben nur als schmale Rinnsale übrig, die sich bei starkem Gewitterregen rasch in braune Gewaltbäche verwandeln. Auch Luft und Gefilde wurden trockener, so daß der Kulturboden verdorrte und nur gewissermaßen oasenhaft übrig blieb.

Das Klima Griechenlands hält sich zwischen dem fast regenlosen der Wüste mit geringem Pflanzenwuchs und dem stets Regen zulassenden von Mittel- und Nordeuropa. Es zeigt eine ausgeprägte Trockenzeit, die, mit dem Hochsommer zusammenfallend, in Athen vier Monate, von Mitte Mai bis Mitte September dauert. Die Hitze ist dann groß, grauer Staub bedeckt weithin die Gefilde. Anders der Winter: er bringt Niederschläge, selbst Frost und Schneefall, die aber nur von kurzer Dauer sind. Im ganzen ist die Luft gesund, durch Berg und See kräftig und bewegt. Die Mannigfaltigkeit der Landschaft bewirkt solche des Klimas,

des Pflanzenwuchses, der wirtschaftlichen Verhältnisse und selbst der Bewohner.

Letztere bestehen aus Griechen, Albanesen und Slaven, mehr oder weniger vermischt, wobei das Griechentum überlegen durchschlug, so daß dessen Sprache und Anschauung zur Herrschaft gelangte. Die Bevölkerung der Inseln blieb unvermischter, teilweise ganz rein.

Die Griechen sind kein schönes, kein Rassevolk. In manchen Städten trifft man Menschen, die den Stempel eines entarteten Geschlechtes tragen. Die Männer pflegen mittelgroß zu sein, mager, schmalschultrig, flachbrustig und zartknochig, mit schwarzem Haar, seltener braunem oder gar blondem. Das Gesicht ist ohne Farbe, gelblich oder bräunlich, oft etwas eingefallen, selbst verfallen, das Auge bisweilen matt, ausdruckslos oder stier. Gang, Haltung und Benehmen zeigen wenig Frische und Strammheit. Natürlich gibt es auch tadellos gewachsene Männer mit vornehmen, edlen oder doch mit kräftigen, ausdrucksvollen Zügen. Aber sie sind auf dem Lande mehr als in den Städten, und wenn sie alt werden und der struppige Bart ergraut, so verwittern auch sie und können wahre Galgenphysiognomien erhalten mit dunkelbrauner Lederhaut. Auf den jonischen Inseln ist der Schlag derber und kräftiger, auf den Kykladen und auf Kreta schöner, man möchte sagen eleganter. Hier gibt es wahre althellenische Prachterscheinungen: geschmeidig, wohlgebildet, mit zierlichen Händen und Füßen.

Den Männern entspricht der weibliche Teil der Bevölkerung. In den Städten sieht man auffallend selten hübsche oder gar schöne Mädchen und Frauen. Sie sind zierlich gebaut und haben schmale, gelbliche, farblose Gesichter mit ausdruckslosen Augen; der Busen pflegt schwach entwickelt zu sein, Gang und Haltung sind wenig elastisch; werden sie älter, neigen sie zur Korpulenz. Vereinzelte Griechinnen sind berückend, mit vornehmen, regelmäßigen Zügen und breiten Mandelaugen; sie ähneln dann der Französin, sind aber gemessener im Wesen. Auf dem Lande finden sich mehr runde Gesichter und derbere Körper, selbst dralle frische Bäuerinnen mit roten Backen und feinen Zügen. Mit den Jahren verblühen sie schnell und können dann abschreckend häßlich werden. Dies liegt in der Rasse, beruht aber nicht minder darauf, daß das Weib auf dem Lande zu viel und schwer arbeiten muß. Auch bei den Frauen ist der jonische Schlag derber, der der östlichen Inseln klassischer geformt; zumal die kleine Insel Mykonos steht in dem Rufe besonderer Frauenschönheit.

Der Grieche ist heiter, harmlos, gesellig und bedürfnislos. Im Benehmen erweist er sich ruhiger und würdiger als der gewöhnliche Italiener, dem er an Lebhaftigkeit, Leidenschaft und Sinnlichkeit nachsteht. Man möchte sagen, der Durchschnittsgrieche hat wenig Rasse. Ungemein stark ist der Hang zu Äußerlichkeiten ausgeprägt, Gemüts- und Innenleben sind dagegen weit schwächer entwickelt. Äußerlichkeit und Genügsamkeit bestimmen geradezu das Leben. Der höchste Ehrgeiz des Mannes ist, vor seinen Mitbürgern zu glänzen, womöglich als Abgeordneter, oder doch als Parteiführer eines Abgeordneten. Er strebt deshalb auch nach Titeln, Würden und Auszeichnungen. Das Studium von Jurisprudenz und Medizin gewährt ihm dafür die beste Gelegenheit. So gibt es denn massenhaft Ärzte und Advokaten. In dem kleinen Nauplia sollen mehr als siebzig Advokaten und fünfundzwanzig Ärzte wohnen. Höchstens ein Drittel ist von ihnen tätig; die übrigen wollen nur eine bürgerlich angesehene Stellung haben. Man kann fast sagen, auf zwei Kranke kommt ein Arzt. Ununterbrochen rastloses Arbeiten ist ebensowenig Sache des Griechen wie wirkliche Gestaltungskraft.

In allem ist er genügsam: im Essen, Trinken, Vergnügen und in der Liebe. Eine Tasse Kaffee, ein Glas Rezinatwein, ein Lukumi (fade schmeckender, zäher Zuckersaftwürfel), ein Mastirschnaps, eine dürftige Musik und ein Kirchenfest mit viel Weihrauch und Lichtern sind so ziemlich seine höchsten Genüsse. Stundenlang sitzt er auf dem Bürgersteige vor dem Kaffeehause bei einer kleinen Tasse satzvollen türkischen Kaffees, zu der er mehrere Gläser Wasser trinkt und eine Zigarette nach der anderen raucht, halb gedankenlos auf die Umgebung blickend oder sich ruhig mit seinem Nachbar unterhaltend. Ebenso unverdrossen kann er jeden Nachmittag dieselben Straßen plan- und ziellos auf und ab flanieren, jahraus, jahrein. Die Vornehmen machen viele Besuche; der Ärmere lädt einige Freunde zu einem Krämer und bezahlt eine Runde geharzten Weines. Bei diesem einen Glase pflegt es zu bleiben. Vom Werte der Zeit hat man erst mangelhafte Begriffe.

Mit der Bedürfnislosigkeit hängt eine starke Selbstüberschätzung zusammen. Seinen geharzten Wein und seine fremdartige Musik findet der Grieche herrlich; mit sich und den Seinen ist er höchlich zufrieden, sein Volk erscheint ihm als das der Zukunft. Da entschuldigt er gern und übersieht noch lieber das Mangelhafte, fast in einer naiven, kindlichen Art. Alles, was starke Handlung, was moralische und physische Kraft und Ausdauer erfordert, entspricht wenig seinem Wesen, deshalb

auch nicht Verbrechen, wie Raub und Diebstahl. Strafsachen sind auffallend selten in Griechenland; man reist dort durchaus sicher. Da aber Armut und der Sinn für Äußerlichkeiten habsüchtig machen, so neigt der Hellene zu Übervorteilung und Betrug. Den Diebstahl verbietet seine Religion, aber nicht Wahrnehmung des persönlichen Nutzens. Nirgends wird mehr von Geld gesprochen als in Athen und Patras. Wo er kann, nutzt der Grieche die mangelnde Sprach-, Orts- und Sachkenntnis des Fremden aus. Er berechnet Dinge übertrieben hoch oder setzt solche auf die Rechnung, die der Fremde gar nicht gehabt hat. Dieser tut gut, sich sogar auf der Post und am Eisenbahnschalter beim Herausgeben von Geld in acht zu nehmen. Schlauheit und Gewinnsucht machen den Griechen zum geborenen Händler, aber nicht zum wirklichen Kaufmanne. Daheim leidet seine Geschäftsführung meistens an Kleinlichkeit, erst im Auslande entwickelt er sich mehr im größeren und großen Zuschnitt. Seine nüchterne Denkweise kommt ihm dort zu statten. Ritterlichkeit im germanischen Sinne liegt ihm fern; er erachtet es als einzig richtig, den Verletzer seiner Ehre meuchlings niederzuschießen.

Weil der Erwerbssinn in dem armen Lande nicht Genüge findet, verlassen viele jüngere Leute die Heimat, um auswärts ihr Glück zu suchen. Über die ganze Welt sind sie verstreut, am meisten in den Städten Kleinasiens und auch sonst im türkischen Reiche. Sie erweisen sich als geriebene Geschäftsleute und gute Seefahrer; die türkischen Schiffe werden großenteils von Griechen gesteuert. Manche erwerben ein bedeutendes Vermögen, das sie dann gern daheim, in Athen, verzehren

So ist das Volk geartet, welches neuerdings durch die Macht des Soldatentums eine Neugestaltung seiner Zustände erstrebt.

John Keats:
La belle dame sans merci

Übertragen von Mario Spiro.

Ach, ärmster Knecht, was ist das Weh,
Das einsam dich zu irren zwingt? —
Das Schilf am See ist längst verdorrt,
Kein Vogel singt . .

Ach, ärmster Knecht, was ist das Weh,
Das scheu und bitter dich bedroht? . . .
Des Eichhorns Speicher ist gefüllt,
Und der Herbst ist tot. —

Und deiner Stirne Lilien sind
Von Angst und Fiebertau so feucht,
Auf deinen Wangen bleicht das Rot —
Vom Gram verscheucht.

Im Walde eine Dame trat
Zu mir, o wunderbares Bild! —
Ihr Haar war lang, ihr Fuß war leicht,
Und ihr Blick war wild.

Ich hob sie auf mein schnelles Roß
Und sah sonst nichts den Tag, so lang; —
Denn seitwärts lehnte sie, ihr Lied
Verzaubert klang.

Ihr schweres Haar bekränzte ich
Und schmückte Gürtel ihr und Arm;
Sie sah mich an, als liebte sie
In süßem Harm.

Sie bot mir süßer Wurzeln Duft
Und Mannatau und Honig schier
Und sprach — wie klang ihr Wort so fern! —:
Ich bin bei dir!

Nahm in ihre Elfengrotte mich
Und blickte schwer und seufzte tief,
Ich küßt ihr wehes wildes Aug,
Bis daß sie schlief . . .

Und schlummerten dann in dem Moos,
Dort träumte ich — o welches Weh! —
Den letzten Traum, den ich geträumt
An dem kühlen See.

Sah bleiche Kön'ge, Prinzen zumal
Und Krieger mit todesbleicher Mien'; —
Sie schrien: La belle dame sans merci
Läßt nie dich ziehn!

Sah fahle Lippen voller Qual —
Sie klafften weit und warnten weh,
Und ich erwacht und fand mich hier
An dem kühlen See . .

Das ist's, darob ich harre hier,
Was einsam mich zu irren zwingt,
Wenn gleich das Schilf schon lang verdorrt,
Kein Vogel singt . . .

Felix Braun:
Der Schatten des Todes

Roman

Fortsetzung.

Den größten und gefährlichsten Streich taten wir aber doch an jenem Aschermittwoch, den ich nie vergessen kann, weil ich da mein reinstes und kindlichstes Lachen gelacht habe. Wir kamen alle lang vor acht Uhr und jeder hatte eine Larve mitgebracht. Scheußlichere Gesichter hatten selbst die alten deutschen Maler für ihre Teufel und Ungeheuer nicht ersinnen können als diese Larven, die wir nach vielem Wählen um schweres Geld beim Trödler erstanden hatten. Ich glaube: es ward das aus einer gemeinsamen Kneipkasse bezahlt, die für die Maturakneipe gegründet wurde, obwohl es bis dahin noch fünf Jahre Zeit hatte. Um acht Uhr wurde das Zeichen gegeben, die Larven umzubinden, und bald waren aus den vierzig Schülern abschreckende Unholde geworden, die sich gegenseitig zu schrecken suchten und ihre Larvengesichter aneinander heranrückten, so daß sich die langen roten Nasen nicht selten — unter ungeheurem Halloh der Zusehenden — berühren oder freundlich nach Indianersitte reiben konnten. Plötzlich öffnete sich die Türe und Pius Fasching trat ein. Wir sprangen mit großem Gepolter auf, richteten uns kerzengerade empor und standen vor dem verdutzten Professor fast lautlos; mühsam klang in die Stille das unterdrückte Lachen einiger, die sich nie zurückhalten konnten, und zu denen wohl auch ich gehörte. Wer kann den Anblick beschreiben, der sich Pius Fasching darbot? Vom Katheder aus muß sich das Heer der abscheulichen Fratzengesichter viel wirkungsvoller angesehen haben. Weiß und zitternd stand Pius Fasching, keines Wortes mächtig. Seine Finger schlugen aneinander, seine Lippen standen offen, seine Augen waren weit aufgerissen. Er machte einige Schritte vor, wollte etwas sagen, vermochte es nicht, wollte sich setzen, fand seinen Stuhl nicht und hielt sich an der Kante des Tisches fest. Da brach das Lachen der Klasse jäh, ungestüm hervor, schwoll auf, wurde tosend und schien nicht enden zu können. Wie ein Beifalls-

klatschen immer stärker und stärker werdend, immer sich erneuernd, prasselte das unermeßliche Gelächter auf den hilflosen Mann nieder, in dessen Augen jetzt etwas Glühendes und Verstohlenes war, an dem ich den heimlichen Haß erkannte, den er gegen uns trug. Noch standen wir, die Larven umgebunden, aus vollem Halse lachend und johlend, als der Direktor erregt eintrat und die Tür mit aller Kraft ins Schloß fallen ließ. Wir fuhren zusammen, und es ward mäuschenstill. Sprachlos stand der Direktor, sprachlos Pius Fasching, der vor Scham und Verlegenheit sich wand und krümmte. Endlich eilte der Direktor in großen Schritten aufs Katheder, ließ die geballte Faust auf die Tischplatte fallen und schrie mit wutverzerrtem, rotem Gesicht in die Klasse hinein, unsinnige Sätze, die halb Latein und Griechisch, halb ein fehlerhaftes Deutsch waren. Ich habe mir diese Rede nicht gemerkt, gemerkt habe ich mir nur, daß ich mit Mühe das Lachen verbiß, und daß mein Nachbar auflachte, worauf der Direktor auf ihn zustürzte und ihn so heftig schüttelte, daß ihm die Larve hin- und herbaumelte. Dann stieß er ihn aus der Bank und trieb ihn vor sich her, zur Tür hinaus. Da fiel die Larve herab und rollte zu Boden . . . Ich glaube, damals lachten alle bis zu Tränen hinter ihren Larven.

Das Resultat des Ganzen aber war: Professor Pius Fasching wurde auf unbestimmte Zeit beurlaubt.

Seinem Nachfolger gelang es bald, der Klasse den Ernst des Lebens begreiflich zu machen, und so wurden die Schultage wieder von jener Angst schwer, über die man später leichthin spottet, und in der so viel Lustigkeit gewesen sein soll, daß man vieles darum gäbe, sie wieder zu erleben. Wir hatten uns eben ausgetollt und fielen nun in den gleichen dumpfen Mißmut zurück, den man schweigend als etwas Unabänderliches trägt, von dessen Erlösung man nur schüchteen zu träumen wagt. Gegen Professor Weberleins kaudinisches Joch half nichts, als wortlos hindurchzugehen, in möglichst langen Reihen, so daß man sich fest aneinanderschließen konnte, um in grimmigen, von tiefer Bitterkeit erfüllten Gesprächen die gemeinsame Schmach zu heben, zu erklären und im Grunde als etwas Nebensächliches abzutun. Auch ich schloß mich damals an eine Gruppe Kameraden an, und wir erörterten auf dem Heimweg mit großer Leidenschaftlichkeit und jenem wundervollen Ernst der frühen Tage alle Ereignisse und Gefahren, die aus der Schule hervorwuchsen, und deren Schatten manchmal so groß ward, daß er selbst die freien Stunden überdunkelte. Wer weiß nicht von jenen furchtbaren quälenden Tagen, da man im leeren Zimmer immer wieder auf- und abgeht, immer wieder den einen bleiernen Gedanken

im Sinn, der eine schlechte Note oder eine Rüge oder ein Hohnwort lauernd umkreist? Wer kennt nicht die Stunden, da man bemüht ist, irgend ein tiefes Leid in sich zu verbergen, indes einen die eigenen brennenden Wangen und die verweinten Augen Lügen strafen? Da man seinen Eltern etwas Schlimmes verheimlichen muß und doch den heißen, unbezähmbaren Drang in sich fühlt, sich anzuvertrauen und die drückende Last auf fremden Schultern für Augenblicke ruhen zu lassen? Zu viel Finsternis ist über die Tage gebreitet, die am schönsten und klarsten zu leuchten vermögen.

Die Knaben, denen ich mich anschloß, waren nicht meine Freunde. Freunde besaß ich nicht, und ich hatte auch keine Sehnsucht darnach. Aber wir sprachen über viele Dinge, die auch mich zu tiefst angingen, so daß ich sie gern aufsuchte und oft mit ihnen beisammen war. Von mir selbst verriet ich nicht viel: unser Gesprächsstoff war die Schule. „Was, glaubst du, hab' ich heute in Latein bekommen?" — „Befriedigend." — „Meinst du? Ich wäre schon zufrieden damit, denn ich hab' wirklich keinen Tau gehabt. Alles hab' ich herunter gelesen, und er hat nichts gemerkt." — „Beim König Alfred hat er's aber doch gemerkt." — „Freilich! Wenn der es so dumm anstellt, geschieht ihm schon recht." — „Ist morgen viel in Mathematik auf?" — „Bitt' dich, wer lernt denn etwas in Mathematik?" — „Na, na, tu nicht so! Wir wissen ganz gut, daß du ein Stucker bist." — „Ich ein Stucker?! Da schneidest du dich gewaltig, mein Lieber! Ich hab' schon einen Monat — seitdem ich dran war — kein Buch angeschaut." — „Ich auch nicht. In Religion." — „Heldentat, was? Bei einem so blöden Menschen!" — „Hahaha! Da muß ich euch was erzählen, was ich aus sicherer Quelle weiß?" — „Was denn?" — „Euer Ehrenwort?" — „Ja, ja! Aber los!" Und dann folgte irgend eine haarsträubende Geschichte aus dem intimsten Leben des Religionsprofessors, die natürlich verbürgt wahr und so komisch war, daß wir uns ausschütten wollten vor Lachen, glaubten es auch aufs Wort, erzählten es unter größter Diskretion weiter und ärgerten uns sehr, wenn uns die Eltern nicht glauben wollten und sich über uns und unser apodiktisches Wissen auf sehr überlegene Weise lustig machten.

Eines Nachmittags schlenderte ich mit zwei Kollegen — eigentlich sollten wir dieses Wort nicht gebrauchen, weil es „Amtsgenosse" bedeutet, wie Professor Bierwaldner öfters hervorhob — an der Elisabeth-Promenade und bewarfen uns von Zeit zu Zeit mit kleinen Bällen aus Märzenschnee, der für diese Zwecke besonders geeignet ist, weil er sofort an Gesicht oder Gewand des Getroffenen zu Wasser gerinnt. Plötzlich schrie einer:

„Aufgepaßt! Ich glaube, da kommt Prinz Karneval.“ (Dies war der Spitzname für den „verflossenen“ Pius Fasching.) Wir erkannten ihn bald am Gang und beratschlagten in aller Eile, was wir ihm antun sollten. Schaden konnte er uns nicht mehr, das stand fest, und sonach hatten wir wenig zu fürchten. Es mußte unbedingt etwas geschehen, irgend eine hohe und kühne Tat, die unseren Ruhm und den der Klasse für ewige Zeiten begründen sollte. Von diesem großen Gesichtspunkt ausgehend, begannen wir bald, den Prinzen Karneval mit Schneebällen zu bewerfen, und freuten uns königlich, so oft einer traf. Pius Fasching war ein Stoiker, er schüttelte das Wasser ab und ging fürbaß, weder rechts noch links blickend. Diese Ruhe empörte uns, wir verdoppelten Quantität und Qualität unserer Geschosse, und eines traf den bedauernswerten Menschen mitten ins Gesicht, so daß er erschrocken zurücktrat und — wohl infolge des Schmerzes — eine komische Grimasse schnitt. Darauf stimmten wir drei ein wahres Indianergeheul an, und ich lief vor, ganz an Pius Fasching heran und warf ihm durch einen „Schuß“ aus nächster Nähe — fast mit der Hand — den Zylinder in den Schnee. Er stand einen Augenblick wie hilflos da, sah mich voll Schmerz an und sagte sehr langsam, mit eigentümlich wehmütiger Stimme: „Fortis, ich habe Sie für einen anständigen Knaben gehalten. Sie sind wie die andern.“ Damit drehte er mir den Rücken, bückte sich nach seinem Zylinder, setzte ihn, ohne ihn abzuwischen, auf, so daß der Schnee in sein Gesicht tropfte, und ging fort, als wäre nichts geschehen. Ich aber stand mit flammenden Wangen regungslos und blickte ihm nach, von einer heißen Wallung von Scham und Mitleid überwältigt, meiner selbst kaum mächtig, von den wenigen Worten des früheren Lehrers wunderlich ergriffen . . . stand und wußte nicht, was ich sann und tat, wie gebannt von etwas Entsetzlichem, dem man nicht entrinnen kann. Dieses Entsetzliche war in mir; ich fühlte es und es schien mir, als würde ich langsam an seinem Anblick zu Stein. — Da schlugen Hände schwer auf meine Schultern nieder und zwei laut lachende Stimmen gellten mir ein „Bravo!“ in die Ohren. Ich drehte mich um, warf meinen Begleitern einen wilden Blick zu, wandte mich und lief in einer fremden, wilden Hast nach Hause, wo ich die Bücher in eine Ecke schleuderte, mich ins Sofa warf und mir selber mit lauter Stimme alle erdenklichen Schimpfworte sagte, so daß Angelika lachend aus dem Nebenzimmer kam und fragte, ob ich verrückt geworden sei.

Ich benahm mich den ganzen Tag wunderlich und blieb auch bei Tisch still und verschlossen, so daß es meinen Eltern auffiel und sie mich fragten, was mir geschehen sei. Darauf antwortete ich ausweichend und benützte

die erste Gelegenheit, um aus dem Zimmer zu gehen. Ich konnte niemand recht ins Gesicht sehen und schämte mich meiner und meines niedrigen Betragens. Immer und immer wieder rief ich mir die Szene ins Gedächtnis zurück, und so sehr mich die Lust ankam, mir selber einiges zu entschuldigen, so mußte ich mir dennoch bekennen, daß ich da Dinge getan hatte, die meiner unwürdig waren, und die ich selbst nie von wir erwartet hätte. So oft ich die Gestalt des Professors vor mir sah: hilflos, komisch, zum Lachen nur so herausfordernd, aber dann doch von einem großen, mühsam verborgenen Schmerz niedergedrückt, — stieg mir das Blut in die Wangen, und Worte traten auf meine Lippen, die mich selber schonungslos zu treffen suchten. Ich hatte etwas von mir entweiht, zu Boden geschleift und mit Schmach bedeckt: das kränkte mich bitter und gab mir die grenzenlose Unrast, wie sie mich manchmal des Nachts befällt, wenn ich ein Buch gelesen habe und es zu vergessen trachte, um schlafen zu können. Wie hatte er doch zu mir gesagt? Ich hörte die Worte immer wieder, in einer wunderbar klaren und scharfen Betonung, wie er sie vielleicht selbst gar nicht gesprochen hatte. „Fortis, ich habe Sie für einen anständigen Knaben gehalten . . . Sie sind wie die andern." Sie sind wie die andern! Tiefer hätte man mich nicht treffen, bitterer nicht verletzen können. Ich marterte mich, zu ergründen, wie er es wohl gemeint hatte. Ob er wirklich daran glaubte? Ob er es nur gesagt hatte, um mich zu strafen? Ob er sich nur rächen wollte? Ob er nur so gesprochen hatte, ohne sich etwas Bestimmtes dabei zu denken? — Ich sann und dachte und konnte zu keinem Ende kommen. Das einzige, das feststand, war, daß ich meiner selbst vergessen hatte und nun nicht besser war als die übrigen.

Wie aber das andere gekommen ist, weiß ich nicht mehr zu sagen. In meiner Erinnerung ist eine dunkle Strecke; es ist, als ob alle Kerzen erloschen wären und nun ein langer Korridor ganz im Finstern stünde. Nun, da ich ihn durchschreite, dringt leise Angst in mich und läßt mich zittern. Wie kam es nur? Ich vermag es nicht zu schreiben. So unbedeutend es ist —: heute scheint es mir dennoch eine große und reife Tat gewesen zu sein, als ich den Glockenstrang an der Wohnung Pius Faschings zog. Ich war verwirrt, und meine Stimme klang heiser, als man mich fragte, wen ich zu sprechen wünsche, und ich kann mich nicht mehr entsinnen, wie ich in das Zimmer des Professors gekommen bin. Daß ich auf ihn warten mußte, machte mich ruhiger. Ich besah die Öldrucke an den Wänden, die Albums mit den Ansichten von Venedig und der italienischen Schweiz und schlug hastig eines oder das andere der dicken Bücher auf, die in großer

Unordnung auf dem Tisch und selbst auf den Sesseln herumlagen. Schillers „Abfall der Niederlande" war darunter — das weiß ich noch ganz genau, und ich glaube: es lag auch ein französisches Buch auf seinem Schreibtisch, das auch meine Mutter besaß und darin ich nicht einmal blättern durfte, weil Bilder von nackten Frauen darin waren. Endlich trat Pius Fasching ein und blieb, als er mich erblickte, staunend stehen. „Sie wünschen?!", fragte er dann und runzelte die Stirn, gleichsam als wollte er sich gegen einen neuen Streich wappnen; er lehnte sich mit dem Rücken an die Türe und blickte mich forschend an, anscheinend ruhig und abwartend, allein ich konnte doch gut merken, daß es um seine Lippen zuckte und daß er seine Furcht vor mir durch eine unbefangene Haltung zu verbergen strebte. Dadurch ermutigt, begann ich meine Entschuldigungsrede aufzusagen, die ich mir vielleicht hundertmal vorgesprochen hatte und die jetzt ganz anders und — wie es mir schien — bedeutend besser ausfiel. Ich sprach, ohne zu stocken, fast fließend, aber doch mit leiser Stimme, die Augen beharrlich gesenkt, auf die verblichenen Muster des dünnen Teppichs gerichtet, der die ganze Fläche des Bodens bedeckte. Auch als ich geschlossen hatte, hob ich den Blick nicht; es widerstrebte mir, einem Menschen ins Gesicht zu sehen, dem ich ein Leid zugefügt hatte.

Ich hatte mir in meinen Träumen vorgestellt, wie Pius Fasching ganz gerührt und unter Tränen mir die Hand reichen würde, mich einladen würde, bei ihm zu bleiben, seine Sammlungen zu besichtigen und mit ihm zu plaudern, und wie wir nachher, trotz des großen Altersunterschiedes, die besten Freunde werden würden, unzertrennlich, ewig, fürs Leben verbunden. Von all dem traf nichts ein, sondern es geschah etwas, das mich aufs tiefste verletzte, meinen jungen Glauben an Großes und Edles zu schwer erschütterte. Sobald nämlich Pius Fasching bemerkt hatte, daß meine Reue so groß war, daß sie fast nach einer harten Sühne begehrte, änderte er plötzlich den Ton und spielte den Überlegenen, indem er mich anherrschte, zu sagen, was ich wolle. Er verstehe von alledem kein Wort; ich rede etwas her und erzähle Geschichten, die ihm völlig fremd seien. Wenn ich glaube, mir eine Hetz machen zu können, so befinde ich mich sehr im Irrtum; er wisse schon, worauf ich hinauswolle, er kenne die Sorte und habe sie bis an den Hals satt! Wenn ich also nicht verstünde, deutlich zu reden, so möge ich mich packen und schleunigst verschwinden . . .

Ich wollte auffahren, aber ich zwang mich nieder. Er ist mißtrauisch, dachte ich mir, und er hat ein Recht dazu, denn ihm ist übel von uns mitgespielt worden. Deshalb begann ich diesmal ihm voll ins Gesicht sehend

Vincent van Gogh: Säemann. [illegible]

Von der Winterausstellung der Berliner Sezession
Zum Aufsatz von Max Osborn

[illegible] auf den Sesseln herumlagen. Schillers [illegible] unter — das weiß ich noch ganz genau, [illegible] französisches Buch auf seinem Schreibtisch, [illegible] und darin ich nicht einmal blättern durfte, [illegible] darin waren. Endlich trat Pius Fasching ein und blieb, als er mich erblickte, staunend stehen. „Sie wünschen?!", fragte er dann und [illegible] die Stirn, gleichsam als wollte er sich gegen einen neuen Streich [illegible]: er lehnte sich mit dem Rücken an die Türe und blickte mich forschend an, anscheinend ruhig und abwartend, allein ich konnte doch gut merken, daß es um seine Lippen zuckte und daß er seine Furcht vor mir durch eine unbefangene Haltung zu verbergen strebte. Dadurch ermutigt, begann ich meine Entschuldigungsrede aufzusagen, die ich mir vielleicht hundertmal vorgesprochen hatte und die jetzt ganz anders und — wie es mir schien — bedeutend besser ausfiel. Ich sprach, ohne zu stocken, fast fließend, aber doch mit leiser Stimme, die Augen beharrlich gesenkt, auf die [illegible] Muster des dünnen Teppichs gerichtet, der die ganze Fläche des [illegible] bedeckte. Auch als ich geschlossen hatte, hob ich den Blick nicht; es widerstrebte mir, einem Menschen ins Gesicht zu sehen, dem ich ein Leid zugefügt hatte.

Ich hatte mir in meinen Träumen vorgestellt, wie Pius Fasching ganz gerührt und [illegible] mir die Hand reichen würde, mich [illegible], seine Sammlungen zu besichtigen und [illegible] nachher, trotz des großen Altersunterschiedes, [illegible] werden würden, unzertrennlich, ewig, fürs Leben verbunden. [illegible] traf nichts ein, sondern es geschah etwas, das mich [illegible] meinen jungen Glauben an Großes und [illegible]. [illegible] nämlich Pius Fasching bemerkt hatte, daß [illegible] groß war, daß sie fast nach einer harten Sühne begehrte, [illegible] den Ton und spielte den Überlegenen, indem er mich [illegible] legen, was ich [illegible]. Er verstehe von alledem kein Wort, [illegible] und erzähle Geschichten, die ihm völlig fremd seien. [illegible] mir einen [illegible] zu können, so befinde ich mich sehr im Irrtum; er wisse schon, wor[illegible] hinauswolle, er kenne die Sorte und habe sie bis an den Hals satt! Wenn ich also nicht verstünde, deutsch zu reden, so möge ich mich packen und schleunigst verschwinden . . .

Ich wollte auffahren, aber [illegible] zwang mich nieder. Er ist mißtrauisch, dachte ich mir, und er hat ein Recht dazu, denn ihm ist übel von uns mitgespielt worden. Deshalb begann ich diesmal ihm voll ins Gesicht sehend

Anders Zorn: Wasserringe. Radierung

Vincent van Gogh: Säemann. Zeichnung

Von der Winterausstellung der Berliner Sezession
Zum Aufsatz von Max Osborn

— die Schneeballszene zu schildern, wie sie sich zugetragen hatte, ohne aber die Namen meiner Kameraden zu nennen. Pius Fasching unterbrach mich jedoch und schrie mich, ganz rot im Gesicht, an, er könne sich nicht daran erinnern, und es sei ihm ganz gleichgültig, was solche Buben trieben. Übrigens interessiere er sich gar nicht für meine Darlegungen, und seine Zeit sei gemessen. Ich erwiderte, ein wenig gereizt, daß ich bloß deshalb gekommen sei, um mich zu entschuldigen, und näherte mich der Türe. Darauf sagte er höhnisch und verbissen, er könne sich beiläufig denken, was mich hergeführt habe; ich möge denen, die mich geschickt haben, ausrichten, daß ihm solche Besuche, wie der meine, keineswegs willkommen seien. Womit er die Ehre habe, sich zu empfehlen! Mit diesen Worten ging er aus dem Zimmer und ließ mich stehen; ich nahm, ganz rot vor Zorn und Verachtung, meinen Hut, schlug die Türe hastig zu und stürmte die Stiegen hinab, mich und meinen unseligen Plan immer wieder zu allen Teufeln wünschend. Dennoch aber war ich zu zerknirscht, um mir über sein elendes Benehmen klar zu sein, und immer noch schob ich mir die Hauptschuld daran zu und suchte sein Mißtrauen zu rechtfertigen, in dem ich heute doch nur jämmerliche Feigheit erkenne. Und wenn mir meine Tat einst leid getan hat, so freue ich mich ihrer heute und lache noch oft darüber mit dem Lachen einer richtigen Schadenfreude.

Nun war es wieder aus zwischen mir und meinen Kameraden und ich ging meine Wege wieder allein. Ich las viel und rezitierte — wenn niemand zu Hause war — mit großem Pathos Schiller und Shakespeare, und ich ward immer ganz berauscht von den vorgetragenen Versen, so daß ich ernstlich daran glaubte, Schauspieler zu werden. Ich lernte vieles auswendig und beschloß, mich in aller Stille auf meinen künftigen Beruf vorzubereiten, der mir als der höchste erschien und für den ich mich ganz besonders geeignet hielt. Meine Eltern erlaubten mir, Ausflüge zu machen, und so fuhr ich jeden Sonntag in den Wiener Wald: ins Kahlenbergerdörfl, nach Grinzing, Heiligenstadt oder Hüttelsdorf und wanderte in den Wäldern, da und dort rastend, auf den Abend wartend, dessen Schönheit ich damals begriff. In der Dämmerung schlug ich mich tiefer ins Gehölz; wo es ganz dicht und dunkel war, blieb ich stehen und hielt den Atem an, gleichsam, als wollte ich in das Schweigen aufgehen, das feierlich und bebend rings um mich her war. Oft umschlang ich einen Baum, und nun schien mir, als berührte die Seele des Baumes die meine —: so wunderlich fein löste sich ein Gefühl von mir wie etwas Aufschwebendes. So stand ich und begann erst leise, dann immer lauter werdend, etwas aus einem Gelesenen

zu sprechen, und endlich sagte ich ganze Stellen aus Don Carlos oder Hamlet her und bildete mir ein, ich stünde in einem großen Saal und die Bäume wären die Zuhörer, die atemlos und hingegeben meinen Worten lauschten. Hatte ich geendigt, so klang das Rauschen ganz anders und feierlicher: gleichsam ergriffen. Dann sprach ich leise ein paar Waldlieder wie einen Gruß vor mich hin und freute mich, wie die Eichendorffschen Verse im Abend klangen und in das Waldgeflüster träumerisch hinüberspielten. An solchen Tagen war alles in mir gehoben und fast schwebend; mein Heimweg glich einer romantischen Fahrt. Sobald ich aber im Kupee saß und die hohen Häuser das Nahen der Stadt ankündigten, beschlich mich ein seltsam weher, beklemmender Schmerz, den ich mir lange nicht zu deuten vermochte.

Als ich in der vierten Klasse war, trat mitten im Schuljahre ein neuer Schüler ein, der Camillo Kristeller hieß. Dieser ward mein Freund. Wie das geschah und was ich seiner Freundschaft danke, will ich jetzt erzählen.

Eigentlich begann es in der Mathematikstunde. Ich war in diesem Fach einer der besten, aber es geschah trotzdem nicht selten, daß ich versagte, vor der Lösung selbst einer leichten Aufgabe ratlos, wie blind stand, als wäre eine hohe Mauer zwischen mir und ihr, die zu überspringen sinnlos wäre. An einem solchen Tage tat sich einmal Camillo Kristeller besonders hervor, und je dunkler meine Kenntnisse waren, um so heller schienen die seinen zu strahlen. Dies zog mich auf eine unbegreifliche Weise zu ihm hin; ich bewunderte ihn, und darum liebte ich ihn und seine Art, die etwas Stolzes und doch Bescheidenes an sich hatte. Er war sehr still, schweigsam und träumerisch, aber er konnte manchmal auffahren, und dann brannten Flammen in seinen Blicken, vor denen man unwillkürlich die Augen senkt und begütigende Worte stammelt. Ich fühlte oft, daß ich ihm vieles sagen könnte, was ich noch zu keinem Menschen gesprochen hatte, und da ich oft an ihn dachte und mir überlegte, wie ich wohl am besten mit ihm zusammenkommen könnte, wuchs meine heimliche Sehnsucht nach ihm und ward bald so tief und groß, daß ich verlegen ward, wenn er an mir vorüber kam oder ein flüchtiges Wort an mich richtete. Darüber ward ich ärgerlich und schalt meine mädchenhafte törichte Scheu, allein ich konnte sie nicht besiegen, und so geschah es, daß ich heimlich um ihn warb und in erdichteten Gesprächen seine Freundschaft begehrte, ja ich brachte ganze Abende damit zu, mit ihm zu sprechen und ihn mir antworten zu lassen, was manchmal wunderbar ward, so daß mir das Gesicht zu glühen begann. Einmal aber faßte ich mir ein Herz und lud ihn ein, mich zu besuchen. Er kam nach-

mittags und war sehr freundlich, aber kühl. Es wollte kein Gespräch gelingen, und wir wußten keine Spiele; er lud mich aber für den nächsten Sonntag zu sich ein: an diesem Abend sind wir Freunde geworden.

Wir saßen allein in seinem Zimmer und sprachen allerlei. Schulsachen, natürlich. Wir entdeckten viel Gemeinsames und freuten uns darüber, daß wir viele Gewohnheiten gleich hatten, die unsere Eltern nicht leiden mochten. So zum Beispiel pflegte auch er zum Frühstück keine Semmel zu nehmen; man könne ja sonst die Schule versäumen und wegen einer Semmel wird man doch nicht früher aufstehen! Auch er führte die Gabel nicht mit der linken Hand, auch er hatte einen Widerwillen gegen jedes Gemüse. Er haßte Tulpen und ich auch; seine Lieblingsblumen waren die meinen: Nelke und Vergißmeinnicht. Von den wilden Tieren liebte er am meisten den Panther und ich gleichfalls, von den Vokalen das i, von den Tagen den Montag, von den Farben grün. Nur in einem gingen unsere Ansichten auseinander: er liebte Goethe, während ich für Schiller war. Doch einigten wir uns schließlich zu einer großmütigen und entgegenkommenden Anerkennung beider. Ibsen haßten wir tödlich; wir hatten allerdings nicht viel von ihm gelesen, aber Rosmersholm, darin die Stelle vorkam von den „abgelegten Idealen". Das war empörend, ja herausfordernd! Wir waren beide ausgemachte Idealisten.

In solchen Gesprächen ging der Abend hin, und es war dunkel im Zimmer geworden. „Soll ich anzünden?" fragte Camillo, aber ich erwiderte lebhaft: „Nein. Es ist viel schöner im Finstern. Ich habe das Licht nicht gern." — „Es plaudert sich hübscher, das ist richtig," entgegnete er, „aber man darf nicht so über das Licht sprechen." — „Ja, weißt du?", sagte ich, „ich bin einmal geblendet worden und seitdem — . . ." — „Was? Geblendet?!" — „Na, ich meine nur so. Bildlich gesprochen! Aber reden wir lieber nicht davon!" — „Warum? Ist es ein Geheimnis?" — „Geheimnis? — Nicht einmal! . . . Nein, Geheimnis ist es nicht! . . . — Übrigens finde ich, wir zwei sollten gar keine Geheimnisse voreinander haben!" — „Hast du schon jemandem alles gesagt?" — „Niemandem. Hast du schon einen Freund gehabt?" — „Nein, du ja?" — „Ich auch nicht?" — „Dann könnten wir eigentlich —" — „Was eigentlich?" — „Dann könnten wir uns eigentlich alles erzählen, nicht? und Freunde sein . . ." — „Ja. Jetzt im Finstern!" — „Oder sollen wir nicht lieber zwei Kerzen anzünden, uns mit einem Messer in die Haut ritzen und schwören?" — „Nein, ich kann kein Blut sehen." — „Also dann im Finstern!" — Wir

reichten uns die Hände und sagten lange kein Wort; ich spürte meinen Pulsschlag im Takt der Uhr, und wie meine Wangen und Ohren glühten.

Endlich begann Camillo: „Also sag! Was ist das mit der Blendung?" — „Ah", erwiderte ich wegwerfend, „das ist eine alte Geschichte. Übrigens: hast du schon einmal einen Toten gesehen?" — „Nein. Du ja?" — „Ja." (Ich hauchte das Ja nur so hin) — „Wirklich? einen Toten?" — „Ja." — „Wie hat er ausgesehn?" — „Wie ein Schlafender." — „Also nicht verwest? Erzähle doch!" — „Nein, nein. Verwest nicht. Es war ein Tag, nachdem er gestorben war . . . . Große Girandolen brannten und viel Weihrauch, furchtbar viel Weihrauch ist im Zimmer gewesen." — „Wozu Weihrauch?" — „Ich weiß nicht. Ich weiß überhaupt nichts mehr davon, als daß viele Flammen waren und daß es eigentümlich gerochen hat . . . und daß der Tote . . . "— „Was? Was war mit dem Toten?!" — „— daß er auf mich zukommen wollte . . ." — Camillo schrie auf: „Auf dich zukommen?! — Und du hast dich nicht gefürchtet?" — „Ich fiel in etwas Dunkles hinein, und es schien mir, als würde ich darin aufgelöst." — „Das verstehe ich nicht." — „Ich auch nicht. Glaubst du an Gott?" — „Warum fragst du?" — „Es ist so sonderbar: manchmal glaube ich an ihn und manchmal nicht." — „Mir geht es gerade so. Betest du in der Nacht?" — „Nicht immer" — „Ich immer, ich fürchte mich." — „Ich fürchte mich auch, aber eben deswegen bete ich oft nicht." — „Warum?" — „Weil ich sehen will, wer stärker ist, Gott oder ich." — „Das ist merkwürdig; siehst du, mit mir ist es ganz so. Wenn ich Fieber habe, kommt etwas Schreckliches. Da liege ich in einem Schnellen. Ich kann es nicht so ausdrücken, wie ich es meine. Es ist eine Bewegung, vor der ich Angst habe und die schnell ist. Aber, wenn sie aufhört, dann — —" — „Was dann?" — „Dann sitzt Gott an meinem Bett und schaut mich an." — „Was hat er für Augen?" — „Dunkle. Aber hör zu! — Es ist eigentlich zum Lachen. Du lachst — ich sehe es . . ." „Aber nein, warum sollte ich denn lachen?" — „Weißt du: es ist eigentlich sehr dumm. Gott schaut mich an und sagt: „Wer eher lacht, du oder ich?" und dann wird sein Blick so starr, daß ich wie zu Eis werde." — „Seltsam ist das, Camillo." — „Ja, das ist seltsam, und ich könnte noch vieles ähnliches erzählen — aber einen Toten habe ich noch nicht gesehen." — „Möchtest du das so gerne?" — „Ja." — Da trat seine Mutter ein und schalt, daß er noch nicht Licht gemacht hätte. So zerriß die Stimmung. Nach einigen Worten empfahl ich mich und ging, von einer reichen Last dunkler und seliger Gefühle schwer, nach Hause.

Nun kamen wir öfter zusammen und wurden immer vertrauter;

unsere Geheimnisse hatten wir alle erzählt, aber wir hatten uns doch soviel zu sagen, daß wir uns während der Unterrichtsstunden Briefe schrieben. Nicht selten geschah es auch, daß ein solcher Zettel einem Professor in die Hände fiel, und wenn es nicht so aufregend gewesen wäre, hätte man viel lachen können über die Gier, mit der er das Papier auseinanderfaltete, und über das verdutzte Gesicht, das er machte, wenn er die Geheimschrift bemerkte, die wir vorsichtshalber anwandten und die äußerst kompliziert war. Oft lachte ich heimlich über die Ratlosigkeit eines solchen Unglücksmenschen, über den in dem Brief selbst schwer gravierende Dinge standen, die er nicht ahnen konnte. Meistens pflegte man uns die Briefe mit einem strengen Verweis zurückzugeben, nur einmal kam es zu einem größeren Auftritt, der aber auch keine bedeutenden Folgen hatte. Darüber lachten wir viel, wenn wir zusammen nach Hause gingen, und auch auf unseren gemeinsamen Spaziergängen und Ausflügen ward über die Schule sehr gescherzt, die wir damals leicht nahmen, weil uns keinerlei Gefahr drohte. Nur Montag fürchteten wir uns sehr, denn da waren wir immer unvorbereitet, da der Sonntag viel zu schön gewesen war, als daß man ihn zum Lernen hätte benützen dürfen. Nun war ich nicht mehr allein: Camillo Kristeller und ich durchstreiften gemeinsam Wald, Weinberge und Wiesenland, und bald hatten wir unsere Lieblingsplätze, an denen gelesen oder rezitiert wurde. Immer kam ein anderer Dichter an die Reihe; Schiller, Goethe, Shakespeare, Lessing, Körner und Lenau waren unser Repertoire. Wir hielten uns beide für bedeutende Schauspieler und Redner und beschlossen, einen Verein zu gründen, den wir den „Freiheitsbund" nannten und in dessen Namen wir eine Wochenschrift mit dem Titel „In tyrannos" herausgaben. Ich schrieb Artikel und er Gedichte. Jeden Sonntag wurde das Blatt dem Walde vorgelesen, dessen Rauschen wir in Begeisterung für göttliche Zustimmung ansahen. Was hielten wir nicht für flammende Reden, die das schlafende Echo aufschreckten und hinter sich herschleiften! „Meine Herren, die große Stunde ist gekommen! Es ist ein Klirren von leuchtenden Waffen in den dunkelsten Städten. Es erheben sich die Völker, das schmachvolle Joch empörender Knechtschaft in den Staub zu schleudern. Dinge geschehen in diesen Tagen, von denen unsere Enkel als Geschichte, ja als Zeitalter der Heroen bewundernd und voll Sehnsucht sprechen werden. Die Flamme der Revolution ist in Rußland entzündet und schnellt empor und jagt ihren Widerschein über den Himmel. Alles ist rot und wie tief in dunkelndes Blut getaucht. Bis in unsere Lande leuchtet das Licht und ruft und lockt zu gleichen Taten. Meine Herren! Die Stunde der Empörung

ist nah, und wir warten nur mehr auf den Sturm, der das große Feuer herüberträgt. Unter seinem Rauschen bricht der Staat und seine Tyrannei ohnmächtig zu blinder Asche zusammen!"

So ungefähr sprachen wir, der eine dem andern ähnlich, und das Feuer, von dem wir so Begeisterten zu künden wußten, warf seinen Schein auf unsere Wangen. „Heute hast du herrlich gesprochen", sagte ich. — „Auch du", erwiderte er, „es war sehr schön." — „Ja", entgegnete ich aufatmend, „es sind wundervolle Tage und es ist gut, sich das zu sagen, Camillo." Aber es gab auch Stunden, da wir still waren und schweigsam neben einander gingen oder von den dunklen Dingen sprachen und vom Tod und seinen Schrecknissen wirre Worte redeten. „Fürchtest du dich vor dem Sterben?" fragte ich oft. — „Nein", erwiderte er, „ich glaube nicht daran. Wie stellst du es dir denn vor?" — „Wie einen Schlaf, in dem man träumt." — „Also werden wir dann ewig träumen? Das glaube ich nicht. Ich meine etwas ganz anderes." — „Was?" — „Ich glaube —; hast du schon von der Seelenwanderung gehört?" — „Ja, das ist Unsinn." — „Nein. Das ist kein Unsinn: Darin steckt sehr viel. Kannst du dir denn den Moment vorstellen, wo du aufhörst, zu denken?" — „Eigentlich nicht. Es ist wunderbar, was du sagst. Daran habe ich nie gedacht." — „Siehst du? Also, ich meine, wenn ich sterbe, werde ich zu einer ganz anderen Gestalt und mit einem ganz anderen Charakter neu geboren." — „Auf einer ganz anderen Welt?" — „Möglich." — „Als Tier vielleicht." Wir mußten beide lachen. „Vielleicht als Tier. Es ist aber gar nicht zum Lachen . . . Kannst du dir etwas Schrecklicheres denken, als zum Tier verurteilt zu sein?" — „Vielleicht waren wir schon einmal in einer anderen Welt beisammen. Oder gar in dieser?" — „Wer kann's wissen?" — „Vielleicht warst du Orestes und ich Pylades." — „Möglich." — „Aber daß man sich gar nicht daran erinnern kann!" — „Das ist eben das Furchtbare." — „Das ist eben das Sterben, das Auslöschen der Erinnerung: die Seele scheidet vom Leib und vergißt ihn." — „Ja, er ist ganz Nebensache." — „Wer weiß also, Camillo, was für herrliche Dinge wir nicht schon geschaut haben!" — „In einem früheren Leben . . ." „Und ob wir nicht bei vielen Taten dabei gewesen sind, von denen wir heute erst lernen müssen." — „Das wäre prachtvoll sich auszudenken." — „Das wäre wundervoll." — „Darüber könnte man ein Stück schreiben" . . . „Und uns so hineinleben, bis wir selbst die Zusammenhänge erkennen . . ." — „Ja, du — das wäre eine unendlich große Idee." — „Also gut — verschieben wir das weitere auf den Sonntag."

So gingen unsere Gespräche ruhig hin, von einer leisen Erregung geführt, wie Boote, die sich von sanfter Strömung treiben lassen. Aber einmal kam Camillo sehr aufgeregt zu mir und flüsterte mir zu, er müsse mir etwas Wichtiges mitteilen, ich dürfe es aber ja nicht weitersagen. Wir zogen uns in ein leeres Zimmer zurück, wo wir vor Störung sicher waren, und als ich ungestüm fragte, was geschehen sei, lächelte er seltsam und erwiderte, er könne es doch nicht sagen. Ich drang in ihn, aber vergebens: er hatte es sich überlegt und könne es nun nicht erzählen. Erst als ich ihm drohte, in Hinkunft auch schweigen zu wollen, und heftig zu werden begann, sagte er zögernd, ohne mir ins Gesicht zu sehen, die Wangen von flammender Röte übergossen: „Es ist nichts, Clemens, . . . ich wollte nur . . . ich habe heute . . . ein — nacktes Mädchen gesehen."

Drittes Kapitel.

Eine Flöte tönt im Wald, lockt: rate doch, wo meine Heimat ist! Es ist ein ferner leiser Klang, und die Seele ahnt einen Engel, der hinter einer Fichte steht und auf silberner Schalmeie bläst. Nah und näher kommt der süße Laut, wachsend an der Sehnsucht des Wandernden, und ehe der es sich versieht, steht er erschrocken in der Lichtung und sieht die Wiese weit im Abend liegen und die Herde und den Hirten: lässig hingestreckt, die Flöte an den Lippen. Da lauscht der Staunende tief in sich und fragt sich lächelnd, wie es kam. —

Ach: wie es kam, wohin der Ton mich führte: ich will es erzählen. Ich will denken: es hätte mir einer dies vertraut, den der Klang wie mich gelockt hat: bis zum Hirten hin. Kein Engel blies es auf silberner Schalmei —: es war nur das erste Lied des Lebens. Ich sehe das Bild wie damals und das Feine der Melodie ist mir tief im Gehör geblieben. Durch alle großen Gesänge, die über diese Seele hinschollen, zog sich der erste Ton, und wenn ich ihm, allzu hingegeben, lausche, kann es geschehen, daß er mich Ruhigen wieder ins Wandern schickt.

* * *

Da war einer meiner Mitschüler, der Herbert Ludwig hieß. Der war immer sehr fein gekleidet und hatte einen goldenen Ring am rechten Mittelfinger. Das fiel auf. Er war nicht sonderlich hübsch, aber er hatte schönes braunes Haar, das in Locken gebrannt war. Um dessentwillen bewunderten ihn die meisten mit Ausnahme der Sozialdemokraten und Anarchisten in der Klasse. Aber ihn focht das nicht an: er hatte einen großen Kreis von

Anhängern um sich geschart, die ihn vergötterten und alle seine Aussprüche weiter trugen. Mit ihrer Hilfe gelang es ihm, sich am Schlusse des Jahres durchzudrücken, obwohl er nie etwas Rechtes arbeitete und lieber in den Gärten spazierenging oder auf dem Korso in der Kärtnerstraße auf- und abpromenierte. Mit diesem in seiner Art merkwürdigen Knaben traf ich nun eines Sonntags ganz unerwartet auf der Hohen Warte zusammen, wohin ich mit meinen Eltern und Schwestern einen Ausflug gemacht hatte. Er kam auf mich zu und begrüßte mich herzlich wie einen Freund, und so wurden unsere Familien miteinander bekannt. Er sprach viel und lebhaft mit meinen Schwestern und bemühte sich, Fremdwörter anzubringen, auch streute er allerhand galante Redensarten ein und machte so den Eindruck von Wohlerzogenheit und Weltgewandtheit, was mir sehr imponierte und auch meinen Schwestern so gefiel, daß sie noch viele Tage von ihm sprachen. Da aber auf dem Heimweg Freundinnen Angelikas unvermutet zu unserer Gesellschaft stießen, so schloß sich Ludwig an mich an, und wir kamen in ein Gespräch, in dem ich viel neue und aufregende Dinge erfuhr. Er sagte mir manches, was ich früher zwar schon geahnt hatte, aber doch ohne es klar erfassen zu können; auch löste er mir gewisse Rätsel, über die ich oft nachgedacht hatte und worüber die Erwachsenen lächelnd zu sprechen pflegten. Ich war allerdings schon früher — wie man so sagt, aufgeklärt worden, aber ich wußte doch nur das Wesentliche der Dinge und war in vielem noch ein Kind. Dieses Gespräch mit Herbert Ludwig nun zerriß in mir etwas und ließ mich in ein weites halbhelles Land schaun. Ich ging stumm neben ihm und verriet durch nichts, wie tief mich seine Worte erregten. Meine Sinne waren angespannt, und ich hatte Mühe, sie zum Ausruhen zu bringen. Unter vielen anderen Geschichten erzählte mir Herbert Ludwig auch eigene Abenteuer, die höchst verwegen klangen und mir viel Achtung vor ihm einflößten. Er sah allerdings größer und männlicher aus als ich (man mochte ihn vielleicht für sechzehn Jahre halten), aber so Großes hatte ich noch nicht erlebt. Er hatte einmal ein Mädchen angesprochen und begleitet und wäre fast in ihr Zimmer gekommen — aber zum Unglück sei die Mutter plötzlich vor ihnen gestanden, und dann sei er gelaufen, soweit ihn seine Füße trugen. Er wundere sich über mein Staunen. Ob ich denn noch mit keinem Mädchen gesprochen hätte? Ich schämte mich und senkte den Kopf. Darauf gab er mir, meine Armut an Erlebnissen bedauernd, etliche Ratschläge, erzählte einige Einzelheiten, legte seine Ansichten über Frauen und Mädchen dar und versprach mir, wenn ich zu ihm käme, viele interessante Artikel aus dem Konversationslexikon vorzulesen. Auch wolle

er mich einem wunderschönen Mädchen vorstellen, das mich von der Straße her kenne. Sie heiße Leonore Alberti und wohne am Schottenring. Ob das nicht ein schöner Name sei? Sie wäre oft im Volksgarten, und alle bewunderten sie. Man sagte, sie hätte schon ein Verhältnis, mit einem Doktor, einem Schriftsteller, Axel Jungental. Ob ich den Namen schon gehört habe? Herbert Ludwig hatte sie einmal des Abends nach Hause begleitet und sie hätte ihm erlaubt, ihre Hand zu küssen. Wenn ich einverstanden sei, könne er sie mir vorstellen; ich würde mich sicher in sie verlieben.

Ich sprach auf dem ganzen Weg nur wenig; ab und zu warf ich ein Wort hin, das mein Verständnis für seine Erzählungen bezeugen sollte und worauf ich ein bißchen stolz war, so daß ich mir auf einmal wie erwachsen vorkam. Trotzdem ward ich ein leises Gefühl der Abneigung gegen Herbert Ludwig nicht los, ja er schien mir manchmal geradezu widerwärtig. Seine fast an Frivolität grenzende Sicherheit stieß mich ab, der überlegene Ton und die glatte Art des Dozierens, darin er sich gefiel, empörten mich beinahe, und oft war ich nahe daran, ihm ein höhnisches Wort entgegenzuschleudern. Allein: was er sagte, rührte etwas in mir an: ein Schlafendes, das langsam ins Erwachen kam. Ich wußte dafür keinen Namen — aber ich vermochte es dunkel zu deuten. Ich dachte an mein eigenes großes Erlebnis und verglich es im stillen mit dem seinen, und je mehr ich mich mühte, die Gegensätze zu erkennen, um so tiefer ward mir klar, was mich von den übrigen trennte, und ich sah staunend und schmerzlich zugleich, wie viel Licht auf das Leben Herbert Ludwigs und der anderen schon ausgegossen war, während ich im Schatten stand und die sonderbaren Träume des Todes träumte. Während ich die Kraft meiner Jugend nutzlos in trüben Grübeleien vergeudete, tauchten die anderen tief in die Fluten der Lust und des Lebens, die zu meinen Füßen hinflossen — ich aber mußte am Ufer stehen und warten . . . —

Nun hatte ich eine köstliche Nacht zum Denken. Ich lag im Bette und sah auf den schmalen Streifen Mondlicht, der das Zimmer fast in zwei gleiche Teile teilte, an der einen Wand emporstieg und sich oben in den nebligen Schatten auflöste, der ihm wie ein breiter, unregelmäßiger Fluß entgegenkam. Ich horchte um mich: es war alles still. Nur manchmal kam aus einem der Nebenzimmer ein leises Geräusch herüber, als ob sich jemand im Bette umdrehte oder sich fester in die Decke hüllte. Viele Gedanken flatterten mir zu Häupten und erschreckten den Schlaf, der es nicht erwarten konnte, seine Hände auf meine Lider zu legen. Doch es war

seltsam: ich hörte die Reden Herbert Ludwigs, und sie klangen an mir vorbei, nur etwas blieb in mir, und es war wie eine singende Stimme, die sich ins Schweigen verlieren will. Das war: ich dachte an Leonore Alberti. Ich hatte sie nie gesehen, aber ich dachte an sie und stellte mir vor, wie sie aussah. So kamen meine Gedanken langsam an allen Mädchen vorbei, die ich kannte, und ich sagte ihre Namen her und fragte mich, ob sie schön seien. Ich sah, wie ich mit Lise Fellner über eine Wiese ging, die ganz tief in der Sonne lag. Wir gingen weit voneinander, denn es war ein Schatten zwischen uns, den ich mir nicht erklären konnte. Ich sah ihre Hände und dachte daran, was Herbert Ludwig zu Leonore Alberti gesagt hatte . . . und es kam mich eine Lust an, um das gleiche zu bitten und meinen Mund an die kühle schmale Hand zu schmiegen. Das war dumm, fühlte ich, und da ich nach den Worten suchte, überflutete mich eine heiße Welle, gleichsam, als wäre mein Wagnis Wirklichkeit geworden. Da ward es mir klar, daß ich nie und nimmer das Herz haben würde, Lise Fellner zu berühren, und ich erschauerte in einem eigentümlich süßen und bangen Gefühl bei dem Gedanken, ich könnte so nahe neben ihr hergehen, daß mein Arm den ihren streifen mußte. Zugleich gingen heißere Bilder durch meine Träume, und ich mußte an ein Erlebnis meines Kameraden denken, das mein Blut dunkel erbrausen ließ. Ich sah mich in einem tiefen Wald, in dem ein klarer Weiher lag. Wenn man hinter dem Stamm einer großen Eiche kauerte, konnte man sehen, wer im Weiher badete. Und ich sah viele schlanke Mädchenleiber aus der Tiefe emportauchen, indes andere vom Waldufer geschmeidig in das Wasser glitten. Und es war ein unaufhörliches Spiel der weißen Körper: immer stiegen neue empor, immer tauchten neue hinein. Als ich zuletzt alle erkannte und mit Staunen und einem traumhaften Gefühl die Gesichter der Badenden betrachtete, da bemerkte mich Agathe Marhold und zeigte mit dem Finger auf mich, und nun lief ich, soweit mich meine Füße trugen. Obwohl ich fast im Halbschlummer war, merkte ich doch, daß ich diesen Ausdruck erst vor kurzem gehört hatte, und nun erinnerte ich mich, daß es Ludwig war, der ihn gebrauchte. Dann kam eine leise wallende Sehnsucht, und ich entsann mich eines wohligen Gefühls, nach dem ich plötzlich ein ungestümes Begehren empfand: ich hatte einst mit Angelika zusammen in einem Märchenbuch gelesen, und da wir beide die Köpfe tief in das Buch gesenkt hatten, so waren Angelikas Haare oft an meine Stirn oder an meine Wange gekommen. Ich spürte den seltsamen Duft, und ein geheimer Schauer rann durch mein Blut. Ich sah Lise Fellners langes Haar und fühlte es seidenweich an meinen

Wangen, ich sah — aber hier schlief ich schon — wie sie mit ihrer weißen kleinen Hand die meine ergriff und in ihren Locken wühlen ließ, so daß alle meine Worte sich überschlugen und in die verworrene Sprache des Glückes verirrten . . . .

Hierauf träumte ich: ich war ein Ritter und ritt durch einen dunkelgrünen Wald zu einem Schloß. Das stand auf einem Berg im Mond und war in allen Fenstern erleuchtet. Ich stieg vom Pferd und trat in den Hof; von ihm führten hundert Stiegen zu unzähligen kleinen Gemächern. Auf einer stieg ich empor, und ein Diener öffnete mir eine Tür, die ganz aus Amethyst war. Das Zimmer war klein und fensterlos, eine goldene Lampe brannte auf dem Tisch, und das Licht sammelte sich auf dem Boden wie zu einem See. Plötzlich kam eine Frau in losen Gewändern von einer geheimen Tür; sie ergriff meine Hand und sagte: „Lös mir die Spange an der Brust." Aber ich getraute mich nicht, und wie ich mich verwirrt umsah, stand eine andere vor mir und sprach: „Nimm mir die goldene Nadel aus dem Haar." Da hob ich meine Hand und griff nach dem Kopf der Nadel — aber da löste sich das Haar wie von selbst und fiel herab und überschüttete meine Hand und verdeckte sie ganz mit dunkler Fülle, und alles glitt und begann sich irgendwie zu senken, und es glitten die Kleider beider Frauen langsam wie im Takt einer verzauberten Melodie. Ich aber wagte nicht hinzuschauen und wandte mich ab, das Gesicht vor Scham im Mantel verbergend. Da stiegen Frauenbilder aus dem Rahmen und sangen und lächelten und griffen nach mir, und auch ihre Kleider begannen zu gleiten, bis das ganze Zimmer sank und in Finsternis verschwand. Und in dem großen Dunkel, das mich kühn machte, so daß ich nach den Frauen zu tasten begann, blitzte etwas auf. Ich fühlte einen Stich in der Brust wie von einer Nadel oder einem Stilet. Da schrie ich auf und erwachte mitten in der Nacht. Die Sterne standen hoch, und kühles Licht kam vom Himmel. Ich schlief nicht mehr ein und lag wach bis zum Morgen — da fühlte ich den Klang der Flöte wunderbar . . .

Fortsetzung im nächsten Heft

Wilhelm Münch: Ein Leben in Briefen

Fast immer heißt man Briefe willkommen, aus denen sich uns das Bild eines bedeutenden Lebens ergänzt, das aus großen Leistungen zunächst gewonnen wurde. Man sieht sehr gerne die schlichte Innenseite zu der glanzvollen Außenseite. Man blickt auch wohl mit einer Art von Neugier in das intimere Leben der vor der Öffentlichkeit stehenden Menschen hinein, oder mit Wißbegier auf das Werden ihrer Persönlichkeit und ihres Werkes, und mit Sympathie auf das Mühen, Sorgen und Ringen, das fast niemals gefehlt hat, wo ein großes Ergebnis uns vor Augen steht.

Einige unter den Berühmten aber haben just durch ihre Briefkunst ihre geistige Bedeutung dargetan und ihren Ruhm erworben. Es ist nicht Zufall, wenn uns hier sogleich eine Französin, Madame de Sévigné, in den Sinn kommt. Die Kunst des Briefschreibens hat doch offenbar mit dem französischen Genius viel zu tun: alle besten Seiten der französischen Geistesanlage kommen dabei ins Spiel; und wenn diese Kunst, wie es gegenwärtig den Anschein hat, aus der Welt verschwinden wollte, in Frankreich müßte sie doch am längsten sich behaupten.

In diesem Jahre nun ist zu Paris die sehr umfassende Sammlung von Briefen eines Mannes erschienen[1]), der — das möge sogleich gesagt werden — durch diese Briefe Anspruch gewinnt, von Gebildeten auch außerhalb der französischen Welt gekannt zu werden, der von nun an als geistvoller und fesselnder Schriftsteller in die Reihe der guten literarischen Namen eingeschlossen werden muß, der aber auch durch den Inhalt seiner Briefe allen denen interessant wird, die an der inneren Geschichte Frankreichs während des so bewegten mittleren Teils des neunzehnten Jahrhunderts Anteil nehmen. Niemand wird bestreiten dürfen, daß hier eine

---

[1]) Edmond Rousse: „Lettres à un ami." Tome I. II. Paris, Hachette. Herausgegeben von G. Picot, G. Bellet und E. Haguenin. (Letzterer der bei uns wohlbekannte Professor der französischen Literatur an der Universität Berlin).

kulturgeschichtliche und nationalpsychologische Quelle von hoher Schätzbarkeit vorliegt.

Der Name Edmond Rousse klingt bis jetzt schwerlich vielen Deutschen oder überhaupt vielen Nichtfranzosen bekannt ins Ohr. Er ist allerdings fünfundzwanzig Jahre lang einer der vierzig Unsterblichen gewesen, aber diese Würde war ihm nicht etwa zugefallen, nachdem er als Schriftsteller sich einen Weltruf gesichert hatte. Die Mitglieder der französischen Akademie setzen sich ja herkömmlich aus verschiedenen Gruppen zusammen; grundsätzlich kommen sozusagen verschiedene geistige Provinzen darin zur Vertretung. Rousse hat zwar im Laufe seines Lebens etliches Literarische veröffentlicht, aber er ist in die Akademie aufgenommen worden wesentlich als ausgezeichneter Vertreter der gerichtlichen Beredsamkeit; und daß mit dieser Beredsamkeit die Sprache, ja die spezifische nationale Geisteskultur ebenso würdig und verdienstlich gepflegt werden kann, wie durch schöngeistige oder auch formstrenge wissenschaftliche Schriftstellerei, diese Anschauung wird man billigen können, namentlich wenn eine solche Pflege der Beredsamkeit vorauszusetzen ist, wie sie bekanntlich innerhalb des französischen Barreau tatsächlich zu Hause ist. Es liegen denn auch im Druck vor: „Discours, plaidoyers et oeuvres diverses“ von E. R., neben einer größeren Arbeit über Mirabeau und noch etlichem andern. Aber welches auch der Wert dieser Arbeiten sein mag, so viel Interesse wie die Sammlung seiner Briefe können sie schwerlich erwecken.

Und zwar sind alle diese Briefe an einen und denselben Empfänger gerichtet. Fünfunddreißig Jahre lang (von 1845 bis 1880) schreibt der junge und dann allmählich alternde Pariser Advokat Edmond Rousse an den ihm während der Studien- und Vorbereitungszeit nahe gekommenen, dann aber als Advokat in seine kleine Provinzialstadt (Sedan) übergesiedelten Henri Vesseron Brief auf Brief, selten mit langen Unterbrechungen, und zwar meist ausführliche, inhaltreiche Briefe, nicht bloß um in die Provinz hinaus zu berichten, was in der Zentrale des Weltlebens vorgeht in Literatur, in Politik, in der Gesellschaft, auf der Straße, im Justizpalast: sondern offenbar noch weit mehr, um sich irgendwohin auszusprechen, um die Unruhe seines empfänglichen Innern, um die Bewegung seiner überaus sensitiven Seele durch Einkleidung in Worte zu bannen, und offenbar ist ein echtes schriftstellerisches Bedürfnis dabei im Spiele. Diese Briefe sind geschrieben mit all der Lebendigkeit, der sprachlichen Feinheit, der stilistischen Ruhe und Sicherheit, wie sie nur den berufensten Autor zieren: dabei gibt ihnen ihre intime Bestimmung und

die Echtheit des Empfindens ein erhöhtes Leben. Rousse erholte sich offenbar in diesen Ergießungen von der Trockenheit seiner Berufsgeschäfte, von Ermüdung wie auch von Leid und Sorge: denn daran hat es ihm während eines großen Teils seines Lebens nicht gefehlt. Er fühlte auch von Hause aus in sich etwas vom Dichter, er hat diesem Drang in jungen Jahren wenigstens in der Stille und ohne Selbstüberschätzung nachgegeben, und diese Neigung war es, die ihn mit dem ähnlich gestimmten späteren Empfänger seiner Briefe überhaupt zusammenführte. Schon die Dichterlektüre seiner Schuljahre hat auf ihn sichtlich in ungewöhnlicher Weise gewirkt, und er wird nicht müde, lateinische oder auch griechische Verse in seinen Briefen zu zitieren, ja seinen tiefsten Empfindungen gibt er gern Ausdruck mit solchen Zitaten.

Aber er hat dann anstatt Poet Advokat werden müssen, und nach sehr bescheidenen (in Rücksicht auf materiellen Erfolg bescheidenen) Anfängen ist ihm nur ein allmählicher Aufstieg möglich geworden. Da wandeln sie mit oder durch einander in den Vorräumen des Gerichtssaals, in der gleichen Robe und mit dem gleichen Barett und reden von einander als confrères. Aber der eine hat eine Jahreseinnahme von 100 000 Franken, und der andere ist überglücklich, diesem als eine Art von Sekretär zu dienen, einen großen Teil der Arbeit abzunehmen und dafür 1200 Franken im Jahre einstreichen zu dürfen. Denn der Sprößling einer alten Pariser Familie aus dem gebildetsten Bürgerstande, der Sohn eines einst vielbeschäftigten Notars, in den freundlichsten Familienverhältnissen aufgewachsen, er erlebt den finanziellen Zusammenbruch des Vaters und muß eine Reihe peinlicher Sorgen und bedrückender Schwierigkeiten durchmachen, die er, ungleich empfindlicher als robustere Naturen und weich gemacht durch die Zartheit und Innigkeit der die Familienglieder umschließenden Bande, auch verwöhnt durch die angesehene Stellung von ehedem, doppelt und dreifach schmerzlich empfindet. Nur ganz allmählich also, im Laufe mancher Jahre, arbeitet er sich empor, erringt rednerische Erfolge, wird 1870 zum Vorsteher (bâtonnier) der Advokatenschaft gewählt und darf zehn Jahre später daran denken, sich um einen Sitz in der Académie Française zu bewerben (ohne persönliche und ausdauernde Bewerbung, ohne demütiges Stimmensammeln geht das bekanntlich nicht ab), der ihm denn auch zuteil wird und ihn selbst nebst allen, die zu ihm gehören und halten, mit einem Jubel erfüllt, wie er nach der nationalen Schätzung dieses Erfolges selbstverständlich ist.

Aber zwischendurch denn auch alle die großen nationalen Erlebnisse,

die Februarrevolution von 1848 und der blutige Juniaufstand desselben Jahres (wobei er zusammen mit seinem Bruder als Nationalgardist sehr ernstlich ins Feuer kommt), der Übergang zur Präsidentschaft Louis Napoleons, das Kaisertum, der deutsch-französische Krieg, die Kommune von 1871: das alles erlebt dieser sensitive Kulturmensch mit so viel Unmut, Entrüstung, Schmerz, daß er aus tief melancholischer Lebensstimmung nicht herauskommt — oder vielmehr nicht herauskäme, wenn er nicht vermöchte, sich immer wieder zu sich selbst zu flüchten und in hinreißenden Ergießungen seines Inneren sich selbst zu befreien. Dem Freunde „fern in den Ardennen" wird alles übermittelt, und mit viel Äußerungen der Herzlichkeit und treuen Anhänglichkeit ist es durchwoben. Und als während des großen Krieges die Verbindung unterbrochen ist, wird in ein Tagebuch alles eingetragen, was der Freund in der Provinz nachher von den Erlebnissen und Empfindungen des Freundes in der Hauptstadt erfahren soll.

Dieses Kriegstagebuch, dem sich das über die Zeit der Kommune anschließt, füllt die erste Hälfte des zweiten der beiden mächtigen Bände. Begreiflicherweise ist diesem eingefleischten Pariser, der in der ganzen Welt eigentlich nur von seiner Stadt etwas wissen will und nach jeder nötig werdenden Fahrt hinaus ins Land mit einer Art von Wonne in sie zurückkehrt, der mit der überkommenen französischen Kultur so im Tiefsten verwachsen ist, begreiflicherweise ist ihm, wie so vielen seiner Landsleute, der Eroberezug der Deutschen nach Frankreich herein wesentlich eine unerlaubte Brutalität; es schaudert ihn bei dem Gedanken, daß Deutsche als Sieger über die geheiligten Boulevards schreiten könnten, er glaubt an alle Unmenschlichkeit der deutschen Truppen, an allen edlen Heroismus der französischen Soldaten, an die grandiose Hinterlist des Ungeheuers Bismarck und auch an die ganz unedle Seele König Wilhelms. Wir deutschen Leser können durch dergleichen nicht mehr überrascht werden. Und wie hier der Verfasser nicht über den Gesichtskreis des Durchschnitts seiner Landsleute hinausblickt, so hat dieses ganze Kriegstagebuch naturgemäß auch nicht an dem stilistischen Wert der Briefe teil. Aber gerade das Tagebuch hat man zunächst (um 1882) veröffentlicht, und später, längst nach dem Tode des Empfängers, sind denn auch größtenteils die Briefe der französischen Leserwelt (im Correspondant) zugänglich gemacht worden. Die gegenwärtige Buchausgabe konnte nur gewisse Ergänzungen hinzufügen, nachdem der Autor seinen Freund noch um 25 Jahre überlebt hat und erst 1905 im Alter von 88 Jahren gestorben ist. Ist es also doch nicht eigentlich sein Leben, was in den Briefen sich spiegelt, so sind

es 35 Jahre aus diesem Leben, die Lebensjahre von 28 bis 63, von der beginnenden Selbständigkeit bis auf die Höhe der Anerkennung und der Ehren, also doch der Kernteil dieses Lebens. Und wenn uns deutschen Empfängern des Buches etwa zunächst gegenüber dem Namen Edmond Rousse eine Frage kommen möchte wie: was ist uns Hekuba?, so vermag die Lektüre selbst uns doch leicht in ihren Bann zu schlagen. Um des echt Menschlichen willen, und um der schönen Lebendigkeit willen, um des Reichtums der inneren wie äußeren Erlebnisse willen, doch der inneren weit mehr als der äußeren.

Aber man wird damit zugleich in ein wichtiges Stück Kulturgeschichte hineingeführt. Denn von dem, was zur Kultur gehört oder gerechnet werden kann, ist dem Verfasser wirklich nichts fremd und fern. Und wenn er die politischen Vorgänge von der Höhe verfeinerten Menschentums aus betrachtet, so ist das für den Leser ein Gewinn mehr. Für Nichtfranzosen freilich wäre die Beigabe von allerlei erläuternden Noten wünschenswert gewesen, aber selbst manchem unter den eigenen Landsleuten dürfte der Verzicht auf solche doch unerwünscht sein. Das Verdienst der Herausgeber würde sich erhöhen, und daß sie — wie es in der Vorrede heißt — fürchten müßten, den gebildeten Leser zu beleidigen, wenn sie ihm nicht die Kenntnis dieses Stückes französischer Vergangenheit zutrauten, war doch vielleicht eine Täuschung. Es wäre ja wesentlich auf Art und Ton der Kommentierung angekommen. Manche Gestalten, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Lichte des Tages standen, sind doch inzwischen weit in den Schatten entwichen, manche literarische und sonstige Tagesfragen sind den Neueren dunkel geworden. Das Interessanteste bleibt freilich das seelische Erleben des Briefschreibers; man liest oder rät sich auch in das zunächst nicht ganz Aufgehellte hinein, man lernt einen M e n s c h e n kennen, was auch heute bei aller zeitlichen und sonstigen Entfernung von der Ära des Diogenes nichts so Geringwertiges ist, man lernt ihn von innen kennen, nicht durch irgend welche Laternenbeleuchtung von außen her, den Typus eines feinen Kulturmenschen, der doch zugleich — neben innerer Unabhängigkeit — die Natürlichkeit und Unmittelbarkeit sich bewahrt hat.

Es ist offenbar nicht Ziererei, wenn er in diesen vertrauten Briefen viel über einen Zustand geistiger Dumpfheit, über Versagen seines Könnens klagt: die Dummen sind es eben nicht, denen der Unterschied von Licht und Trübe zum Bewußtsein kommt; wie es den Weisen vorbehalten ist, zu wissen, wieviel sie nicht wissen, so fühlen die wirklich Begabten am schmerz-

[illegible]achten, was sie nicht vermögen. Aber hübsch ist es, wenn der Briefschreiber z. B. über eine neue und allgemein begrüßte literarische Erscheinung ein abweichendes Urteil fällt und alsbald doch in seine geringfügige [illegible] sich versetzt fühlt und um seiner pessimistischen Stimmung willen sich selbst als befangenen Richter feierlich ablehnt. (Je me récuse de toutes [illegible].) Denn die Schriftsteller und Künstler, die hier mit ihrem Neuesten die Welt in Aufregung versetzen und den Briefschreiber einigermaßen mit [illegible] stehen sie nun in historischer Ferne und längst fertig [illegible]. [illegible] als Autor der Histoire du Consulat, Lamartine wie [illegible] späteren Sachen, Musset, Ponsard, Augier, Horace Vernet [illegible] gelegentlichen Zweifel und Vorbehalte unseres Autors [illegible] der allgemeinen Begeisterung sind inzwischen persönlich sanktioniert [illegible] [illegible] ist es doch eine Ehre, zur rechten Zeit innerlich [illegible] standen zu haben. Ähnlich steht es übrigens [illegible] politischen Vorgänge, Gestalten, Stimmungen [illegible] [illegible] ganz anders, insofern hier die Urteile [illegible] unendlich viel Hohlheit, Sieg der Phrase, innere [illegible] und Wertlosigkeit bei Führern und Geführten [illegible] der Umwälzungen des Jahres 1848, dann des Übergangs zum Kaisertum und in dessen weiteren Stadien.

Eigentlich ist es immer der [illegible] Wertvolle, den der Verfasser [illegible] (und in der breiten Schicht [illegible] den sich Vordrängenden [illegible] würde vermissen müssen). Denn: [illegible] avez, mon ami, j'ai [illegible] d'un poète plus que la tête d'un [illegible] er immer [illegible] sicheren Werten einer alten [illegible] seinen [illegible] Sympathien für die [illegible] nicht [illegible], versteht die Sprache der neuen [illegible] der erst Dreißigjährige!). „Les mots ont perdu leur sens [illegible] dictionnaires sont à refaire.“ Was bedeuten jetzt Worte wie Religion, [illegible] es scheint, daß dem [illegible] das man die Menschheit [illegible] neues Sprachbuch geschrieben werden soll. Zu den besten Worten ist [illegible] Gegenwart der wahre Inhalt geschwunden. „Qu'ont-ils [illegible] la haine? [illegible] ils de grand, sinon l'orgueil!“ Und [illegible] Wandelbarkeit bei den Zeitgenossen! „Immer müssen sie vor [illegible] Menschen platt auf dem Bauche liegen! Nachdem sie noch gestern [illegible] republikanisch-demokratischer Verfassung haben ins Werk setzen [illegible] küssen sie heute die Stiefel eines ebenso fragwürdigen wie [illegible] Thronprätendenten, der zweimal ein Affenspiel um die Kaiser-

[illegible] aus diesem Leben, die Lebensjahre von 28 bis 63 [illegible] Selbständigkeit bis auf die Höhe der Anerkennung und der [illegible] doch der Herrteil dieses Lebens. Und wenn uns [illegible] des Buches etwa zunächst gegenüber dem Namen [illegible] eine Frage kommen möchte wie: was ist uns Hekuba?, so [illegible] selbst uns doch leicht in ihren Bann zu schlagen. Um des [illegible] willen, und um der schönen Lebendigkeit willen, um des Reichtums der inneren wie äußeren Erlebnisse willen, doch der inneren weit mehr als der äußeren.

Aber man wird damit zugleich in ein wichtiges Stück Kulturgeschichte hineingeführt. Denn von dem, was zur Kultur gehört oder gerechnet werden kann, ist dem Verfasser wirklich nichts fremd und fern. Und [illegible] er die politischen Vorgänge von der Höhe verfeinerten Menschentums [illegible] betrachtet [illegible] ist das für den Leser ein Gewinn mehr. Für [illegible] freilich wäre die Beigabe von allerlei erläuternden Noten wünschenswert gewesen, aber selbst manchem unter den eigenen Landsleuten dürfte [illegible] Verzicht auf solche doch [illegible] sein. Das Verdienst der Herausgeber [illegible] erhoben, und daß sie — wie es in der Vorrede heißt — [illegible] den gebildeten Leser zu beleidigen, wenn sie ihm nicht die [illegible] Vergangenheit zutrauten, war doch [illegible] [illegible] auf Art und Ton der [illegible] Gestalten, die um die Mitte des [illegible] des [illegible] standen, sind doch inzwischen [illegible] sonstige [illegible] Das Interessanteste bleibt [illegible] man liest oder rät sich [illegible] hinein, man lernt einen Menschen [illegible] und sonstigen Entfernung [illegible] jenes nichts so [illegible] ist, man lernt [illegible] durch irgend welche [illegible]beleuchtung von [illegible] eines feinen [illegible] der doch zugleich — [illegible] Unabhängigkeit — die Natürlichkeit [illegible] sich bewahrt hat.

Es ist offenbar nicht Zierer ei, wenn er in diesen vertrauten Briefen viel über einen Zustand geistiger Dumpfheit, über [illegible] seines Könnens klagt: die Dummen sind es eben nicht, denen der Unterschied von [illegible] zum Bewußtsein kommt; wie es den Weisen [illegible] wieviel sie nicht wissen, so fühlen die wirklich Begabten [illegible]

lichsten, was sie nicht vermögen. Aber hübsch ist es, wenn der Briefschreiber z. B. über eine neue und allgemein begrüßte literarische Erscheinung ein abweichendes Urteil fällt und alsbald doch in seine gerichtliche Praxis sich versetzt fühlt und um seiner pessimistischen Stimmung willen sich selbst als befangenen Richter feierlich ablehnt. (Je me recuse de toutes façons.) Denn die Schriftsteller und Künstler, die hier mit ihrem Neuesten die Welt in Aufregung versetzen und den Briefschreiber einigermaßen mit, für uns stehen sie nun in historischer Ferne und längst fertig etikettiert da, Thiers als Autor der Histoire du Consulat, Lamartine wie Guizot mit ihren späteren Sachen, Musset, Ponsard, Augier, Horace Vernet usw., und die gelegentlichen Zweifel und Vorbehalte unseres Autors gegenüber der allgemeinen Begeisterung sind inzwischen persönlich sanktioniert worden. Hinterher ist es doch eine Ehre, zur rechten Zeit innerlich zur Seite gestanden zu haben. Ähnlich steht es übrigens auch mit der Beurteilung der politischen Vorgänge, Gestalten, Stimmungen: ähnlich, oder vielmehr doch ganz anders, insofern hier die Urteile schroff und bitter erklingen, unendlich viel Hohlheit, Sieg der Phrase, innere Unselbständigkeit, Eitelkeit und Wertlosigkeit bei Führern und Geführten gefunden wird. So während der Umwälzungen des Jahres 1848, dann des Übergangs zum Kaisertum und in dessen weiteren Stadien.

Eigentlich ist es immer der höhere Menschenwert, den der Verfasser vermißt (und in der breiten Schicht wie unter den sich Vordrängenden ewig würde vermissen müssen). Denn: „Vous le savez, mon ami, j'ai le coeur d'un poète plus que la tête d'un politique.“ Auch hängt er immer an den ihm sicheren Werten einer alten Zivilisation, kann sich von seinen rein menschlichen Sympathien für die jungen Prinzen von Orleans nicht frei machen, versteht die Sprache der neuen Zeit nicht mehr (er, der erst Dreißigjährige!). „Les mots ont perdu leur sens et les dictionnaires sont à refaire.“ Was bedeuten jetzt Worte wie Religion, Gott, Eigentum? Es scheint, daß dem großen Kind, das man die Menschheit nennt, ein neues Sprachbuch geschrieben werden soll. Zu den besten Worten ist den Menschen der Gegenwart der wahre Inhalt geschwunden. „Qu'ont-ils de fort, sinon la haine? Qu'ont-ils de grand, sinon l'orgueil!“ Und welche schimpfliche Wandelbarkeit bei den Zeitgenossen! „Immer müssen sie vor irgend einem Menschen platt auf dem Bauche liegen! Nachdem sie noch gestern eine Art republikanisch-demokratischer Verfassung haben ins Werk setzen wollen, küssen sie heute die Stiefel eines ebenso fragwürdigen wie hartnäckigen Thronprätendenten, der zweimal ein Affenspiel um die Kaiser-

würde versucht hat, und der nun einstweilen auf die Präsidentschaft losarbeitet, bis er höher reichen kann." Und manche Jahre nachher erklärt der Briefschreiber die gegenwärtige (kaiserliche) Regierung Frankreichs für „eine der schimpflichsten, die je auf einem zivilisierten Lande gelastet haben". Aber er weiß auch andern Ländern schlimme Worte zu sagen, nicht bloß den bösen Deutschen 1870, sondern z. B. auch dem neutralen England, das „nun seit zwanzig Jahren überall in Europa das Feuer der Revolution anbläst zu Nutzen seiner eigenen Bedeutung und seines Gedeihens."

Wie man auch zu diesen Urteilen stehen mag, sympathischer muß uns der Verfasser jedenfalls durch seine rein menschlichen Wesensäußerungen sein. Er ist überhaupt zu fein geartet für die Gemeinschaft mit den Vielen, den Gewöhnlichen. Ihm ist von je laut lärmende Freude zuwider gewesen und ausgelassene Vergnügtheit (la joie qui hurle et le plaisir qui trépigne). Er ist keines leichtherzigen Vergessens der Gegenwart oder Zukunft fähig. Er findet, wenn er eine neue Enttäuschung mit Menschen erlebt hat, Trost darin, sich — übrigens nicht ganz ernstlich — der Misanthropie zu ergeben. Aber seinen Kummer deutet er doch auch dem Freunde gegenüber nur an, um das Gute, das ihm widerfahren ist, ausführlicher zu erzählen. „Je suis de ceux qui ont la joie communicative et non pas le chagrin." Er hätte sich eines Tages gern ein hübsches Kunstwerk für 2000 Franken gekauft, aber er hat seinen Monat trotz mancher durchgearbeiteten Nächte mit einem Kassenbestand von 7,50 Franken abgeschlossen. Er sieht nicht ohne Bitterkeit, daß die Leute auf der Höhe des Erfolges es verlernt haben, sich die Lebensnöte der Anfänger vorzustellen. Er weist mit Resignation seines Freundes Ansicht zurück, daß man als Redner zugleich ein Stück Dichter sein könne oder müsse. Dieselbe Intelligenz könne sich nicht auf so ungleichen Wegen manifestieren. Freilich etwas vom Dichter müsse jeder haben, der nicht ein inkompletter Mensch sein wolle. Und er selbst besitzt dieses Etwas unverkennbar: viele Stellen seiner Briefe bezeugen es. Man nehme nur die folgende, von der ewigen Wiederkehr des Leides unter den Menschen: „Nos plaintes n'ont-elles pas déjà retenti bien des fois? N'est-ce pas l'histoire éternelle de ce vieux monde que ballotte la main de Dieu? Ce que nous souffrons, on l'a souffert avant nous; ce que nous disons, on l'a dit; ce que nous pleurons, on l'a pleuré; ce que nous crions, on l'a crié. Le monde est si vieux et a toujours été si plein de misères, qu'il n'y a pas ici bas une douleur neuve. Nos larmes sont les larmes de nos pères, et quelque grand cri que nous poussions dans nos

angoisses, ce cri a déjà été entendu avant nous; notre voix n'est qu'un écho."

Doch mit solchen Stellen wechseln dann die witzigen Einfälle, die anmutigsten Scherzwendungen. „Combien d'excuses je vous devrais si l'on était tenu d'être poli envers les gens qu'on aime!" (Hier kommt er dem gehaßten Bismarck nahe, der es gelegentlich für selbstverständlich erklärte, daß man sich's nicht übel nehme, gegen seine liebe Frau grob zu sein.) Übrigens tröstet es unsern feinsinnigen Briefschreiber immer wieder trotz allem, daß es ihm beschieden ist, sein Leben in der interessantesten der Städte hinzubringen. „Avec l'amour de l'art, je crois qu'il est difficile d'être absolument malheureux dans une ville comme celle-ci." Der Mitbesitz der französischen Kultur — neben Familienliebe und Freundschaft und den sich allmählich einstellenden schönen persönlichen Erfolgen — ist es, worin er die Befriedigung seines Lebens findet. Und in der Zeit, wo die Deutschen Paris aufs schwerste bedrängen und Frankreich in tausendfache Not versetzen, sieht oder liest er ein Molièresches Stück und sagt sich zum Troste, daß die von draußen her doch nimmermehr einen Molière würden hervorbringen können. Wir wollen unsrerseits möglichst höflich sein und den französischen Lesern die Herzensergießungen eines feinen Geistesmenschen gönnen, die sie in diesem Briefwerk besitzen, wollen sie auch als literarisches Erzeugnis ganz so hoch einschätzen, wie sie es ohne Zweifel verdienen. —

Arthur Dix:
Ostafrikanische Streitfragen

Über die Zukunft von Deutsch-Ostafrika im ganzen und in seinen einzelnen Teilen gehen die Meinungen der Kolonialpolitiker weit auseinander. Daß große Zukunftswerte in der Kolonie stecken, darüber freilich ist man allgemein einig; aber die beste Art, sie zu erschließen, ist noch heute im Grunde genommen ebenso strittig, wie sie es seit dem Fußfassen des Deutschen Reiches auf jenen Teilen afrikanischer Erde dauernd gewesen ist. Es braucht nur daran erinnert zu werden, ein wie heftiger Kampf jahrelang um die Eisenbahnfrage, insbesondere um die jetzt sogenannte „Ostafrikanische Mittellandbahn", geführt worden ist. Auch über die am vorteilhaftesten zu ziehenden Landesprodukte ist man in der Praxis oft genug im unklaren gewesen; das beweisen u. a. die Lehrgelder, die man in Zuckerfabriken und Tabakplantagen hat zahlen müssen.

Wie ungeklärt auch heute noch die Grundfragen deutsch-ostafrikanischer Kolonialpolitik sind, das ist selbst weiteren Kreisen, die ihr Interesse höchstens einmal so nebenher den kolonialen Dingen zuwenden, zum Bewußtsein gekommen seit der Erkundungsreise Dernburgs nach Deutsch-Ostafrika. Seit jener Zeit weiß auch der letzte Zeitungsleser etwas von dem Kampfe um das „System Rechenberg", etwas von den Gegensätzen zwischen weißen Pflanzern und Beamten und etwas von der Existenz einer „Inderfrage" in Deutsch-Ostafrika. Wer etwas genauer beobachtet, kennt noch eine viel größere Kompliziertheit der Probleme.

Noch immer steht die Frage obenan, welche Kulturen sich am besten für Deutsch-Ostafrika eignen — eine Frage, die in sich mannigfache Einzelprobleme birgt. Welche Kulturen, das heißt: — um nur die wichtigste Unterfrage herauszugreifen — die Kultivierung welcher Nutzpflanzen? Es heißt aber auch: die Kultivierung durch welche Hände? Es ist also sowohl eine Frage nach dem Objekt wie nach dem Subjekt der Wirtschaft. Vom letzteren Gesichtspunkte aus betrachtet, ergeben sich die Unterfragen: ob die Kleinsiedlung oder die

Großsiedlung, ob die europäische Plantagenkultur oder die Eingeborenenkultur den Vorzug verdient. Die einen betrachten mit Dernburg den Neger als das wertvollste Aktivum unseres kolonialen Besitzes und beobachten die Ansiedlung der Europäer in größerem Umfange nur mit gemischten Gefühlen; die andern halten die Kolonien für wertvoll nur insoweit sie europäischer Siedlung Raum geben, und empfinden es besonders unliebsam, daß dem indischen Element im ostafrikanischen Handelsverkehr ein bevorzugter Platz eingeräumt ist. Unter sich aber sind die Freunde europäischer Siedlung uneins, wenn die Frage des Groß- und Kleinbetriebes, die Heranziehung von Buren oder von Deutsch-Russen zur Erörterung und praktischen Lösung kommt; und nichts weniger als einig auch, wenn die Stellung der Regierung zur Nutzung des schwarzen Eingeborenen durch den weißen Ansiedler erörtert wird.

Vergegenwärtigen wir uns nur diese Auswahl aus den zahlreichen Streitpunkten ostafrikanischer Kolonialpolitik, so können wir nicht im Zweifel sein, daß das Problem der Besiedelung Deutsch-Ostafrikas ein ebenso vielseitiges wie bedeutsames ist und man jeden Versuch dankbar begrüßen muß, der darauf hinausläuft, in emsigem und möglichst objektivem Studium an Ort und Stelle an einer Klärung der Frage mitzuwirken. Einen solchen Versuch hat kürzlich auf längerer Studienreise Paul Samassa unternommen, und das Ergebnis liegt in einem umfangreichen Werke vor[1]).

Samassa geht davon aus, daß die Besiedlungsfrage mit am Ausgangspunkte unserer ganzen, jetzt ein Vierteljahrhundert alten Kolonialpolitik steht, daß aber inzwischen die Erkenntnis der Unmöglichkeit reifen mußte, auf dem Boden, der für koloniale Erwerbungen Deutschlands bei dem damaligen Stande der Verteilung der Erde noch in Betracht kam, auch nur annähernd so starke Bevölkerungsteile unterzubringen, wie sie in den Zeiten der maximalen Auswanderung Deutschland verlassen haben. Heute freilich ist unsere deutsche Auswanderung nur sehr gering. Aus dem ganzen europäischen Osten ziehen wir heute das versprengte Deutschtum in unsere Ostmarken, weil wir in der Heimat nicht genügend Ansiedler für das national so bedeutsame Werk der Ansiedelungskommission finden. Hand in Hand damit geht aber eine allmähliche

[1]) Paul Samassa: Die Besiedelung Deutsch-Ostafrikas. Leipzig, Verlag Deutsche Zukunft.

Aufteilung des Großgrundbesitzes; eine kleinbäuerliche, zur Auswanderung geneigte Bevölkerung werden wir vielleicht auf Jahrzehnte hinaus nicht haben. Man täusche sich darüber nicht, daß, wenn einmal die Frage der Auswanderung wieder an uns herantritt, es nicht ein so einfaches Problem sein wird, daß es selbst mit geeigneteren Kolonien, als wir sie besitzen, zu lösen wäre. Die Vereinigten Staaten werden uns dann verschlossen sein, denn schon heute zeigt sich, daß wir die wirtschaftlichen Krisen gemeinsam durchmachen. Die Zukunftsziele unserer Auswanderung liegen, so meint Samassa, dicht bei unserer Grenze und weisen nach dem europäischen Südosten. „Dort werden dereinst die Schlachten um die Eroberung deutschen Landes geschlagen werden — sei es nun, daß es sich um ein nationales Vordringen ohne politische Verschiebungen handelt, oder daß die politische Landkarte eine Veränderung erfährt."

Was speziell die Besiedlung Deutsch-Ostafrikas anbetrifft, so steht Samassa durchaus auf dem Standpunkt, daß die volle Erschließung der kolonialen Werte erst möglich sein werde, wenn in allgemeinem Umfange die Europäer die Wirtschaftsleitung in die Hand nehmen werden. Im Hinblick auf die für diese volle Werterschließung so entscheidende Tätigkeit des europäischen Wirtschaftsleiters hält Samassa nicht viel von der Bewertung des Eingeborenen als „wichtigstes Aktivum" unseres kolonialen Besitzes:

„Beweisen läßt sich die Sache natürlich leicht; etwa nach folgendem Muster: Fünf Leute streiten sich darüber, was das Wichtigste an einer Fabrik sei; der eine meint, der Besitzer, aus dessen Initiative und mit dessen Kapital sie entstanden ist; der zweite sagt: die Beamten; der dritte, die Arbeiter; der vierte, die Maschinen; da führt der fünfte alle ad absurdum, indem er einer bestimmten Schraube an der Dampfmaschine diese Rolle zuweist, die man blos herauszunehmen brauche, um die ganze Fabrik mit einem Schlage zum Stillstand zu bringen. Probatum est. Daß wir den Neger zur Erzeugung von Werten in der Kolonie nötig haben, ist noch nie von einem Menschen bestritten worden, der seiner fünf Sinne mächtig war; wenn man aber fragt, was der wertvollste Bestandteil der Bevölkerung des Schutzgebietes ist, so braucht man sich doch nur anzusehen, was es denn hervorgebracht hat, bevor der Weiße da die Herrschaft übernahm, und was überhaupt die Leistungen der schwarzen Rasse sind. Ich meine, es kann wirklich nicht zweifelhaft sein, zu welchem Resultat man dann kommt. An sich würde ja ein Streit kaum lohnen; wenn aber diese übertriebene Wertung der

Eingeborenen zu einer Politik führt, die die Eingeborenenkulturen weit überschätzt und sie zum Rückgrat der Wirtschaft unserer Kolonie machen will, dann wird dies eine sehr ernste Sache, man kann sagen: die brennendste Frage unserer ostafrikanischen Kolonialpolitik."

Samassa sucht aus allen gemachten Erfahrungen nachzuweisen, daß die Kultur unter europäischer Leitung viel rationeller und insgesamt viel ergiebiger ist als die von manchen Kreisen jetzt weit in den Vordergrund gerückte Eingeborenenkultur. Dabei flicht er bemerkenswerte Beobachtungen über die Behandlung des Eingeborenen durch den europäischen Unternehmer ein. Er weist auf einen Umstand hin, der die Hygiene des Eingeborenenlebens nicht minder berührt, wie die ethische Auffassung unserer Pflichten den Eingeborenen gegenüber. Jene sogenannte humane Politik dem männlichen Neger gegenüber, die möglichst wenig in seine Lebensgewohnheiten eingreifen will, ist im Grunde eine brutale Politik gegenüber der Frau. Denn nur die männliche Hälfte der Negerbevölkerung ist an die Arbeit nicht gewöhnt und unterliegt keinem Zwange; der weibliche kann sich weder der Arbeit noch dem Zwange entziehen.

Es ist ziemlich einleuchtend, daß die Eingeborenenkulturen dieses Verhältnis zu ungunsten der Weiber verschieben. Denn natürlich wird auch der Anbau der zum Verkauf bestimmten Produkte die Arbeit der Weiber noch vermehren, auch für den Fall, daß sich nun der Mann etwas mehr anstrengen sollte. Anders liegt es aber, wenn der Mann in die Plantage des Europäers arbeiten geht und den Barlohn nach Hause bringt. Man hört über Roheit des Negers gegenüber seiner Familie selten klagen; daß die Frau das Arbeitstier ist, ist ihm etwas Selbstverständliches, worüber er kaum je nachgedacht hat. Darum wird er aber seinen Lohn auch seiner Familie zugute kommen lassen, und das, was er dafür an Nahrungsmitteln beschafft, entlastet die Frau und verbessert die Ernährung der ganzen Familie. Endlich ist vielleicht auch zu erwarten, daß die dauernde Gewöhnung an die Arbeit in der Plantage den Neger auch geeigneter machen wird, auf seinem eigenen Felde tätig zu sein und die Arbeit der Frau dadurch zu vermindern. Die Rückwirkung von all dem auf eine erhöhte Zahl von Kindern, vor allem aber auf deren bessere Pflege und verminderte Sterblichkeit, läßt sich leicht ausdenken. Hier liegen die praktischen Grundlagen einer vernünftigen Bevölkerungspolitik, die in dieser Weise scharf ausgedrückt zu haben, Samassa als Verdienst angerechnet werden muß.

Für die kleinen Siedlungen vermag Samassa sich wenig zu erwärmen; er hält sie nur in sehr begrenztem Umfange für aussichtsvoll und trägt mit Recht auch der Psychologie des europäischen Afrikaners Rechnung, der im Gegensatz zur europäischen Enge eben das weite, freie Herrschaftsgebiet liebt und sich bedrückt fühlt, wenn in seinem Horizont der Rauch einer Nachbarhütte sichtbar ist.

Besonderes Gewicht wird man auf die Kritik legen müssen, die ein Mann wie Samassa an dem Wert der Burensiedlung in Deutsch-Ostafrika übt. Denn wer wie er seinerzeit, als die Burenbegeisterung in Deutschland die höchsten Wellen schlug, mit unter den Führern dieser Bewegung gestanden, wird als besonders objektiver Beobachter angesprochen werden können, wenn er jetzt nur in bedingtem Umfange die Buren als Pionierelement für gänzlich unerschlossene Teile der Kolonie bezeichnet, mit dem Hinzufügen, daß bei weiterer Entwickelung der Zeitpunkt kommt, wo sie für eine bestimmte Gegend ihre Schuldigkeit getan haben und man nur eine Auslese der besten unter ihnen als dauernde Ansiedler brauchen kann. Dieser Zeitpunkt wird am Kilimandjaro und Meru spätestens gekommen sein, wenn die Bahn Aruscha erreicht; dann mögen sie in einer andern Gegend dieselbe Pioniertätigkeit entfalten wie hier; die brauchbaren Elemente, die wirklich gut wirtschaften wollen, lösen sich dann von selbst von den minderwertigen Treckburen.

Auch die versuchsweise ins Land hineingezogenen Deutsch-Russen sind für Samassa von dem ostafrikanischen Siedlerideal weit entfernt. Sein Ideal ist vielmehr der in großem Stil kolonisierende „Gentleman", und sehr hübsch sind die Bemerkungen, die er in dieser Beziehung — vielfach an das englische Vorbild anknüpfend — macht. Er geht dabei aus von den sozialen Verhältnissen in der Heimat:

„Wenn es in den Schichten unseres Proletariates einen negativen Druck gibt, der uns polnische und russische Arbeiter aus dem Auslande hereinsaugt, so gibt es einen starken positiven Druck in den sozialen Schichten, die man als Mittelstand im weitesten Sinne bezeichnen kann. Hier gibt es wirklich eine Überfüllung, die nach neuen Feldern der Betätigung drängt. Ich meine nicht nur den Kampf um Beamtenstellungen, die Überfüllung akademischer Berufe, die Schwierigkeit für den Kaufmann, zu einer auskömmlichen selbständigen Stellung zu kommen — ich glaube, selbst dort, wo materielle Not nicht drückt, herrscht etwas wie Beschäftigungslosigkeit im Hinblick auf eine Betätigung, bei der auch

wirklich das Herz dabei ist. Da sind die jüngeren Söhne von Kaufleuten und Industriellen, die ohne innere Berufsfreudigkeit Assessoren oder Offiziere werden, bloß weil es nun einmal die sozial angesehensten Berufe in unserer Gesellschaft sind; an die Stelle der Berufsfreudigkeit tritt öde Streberei, materielle Lebensauffassung oder blasierte Gleichgültigkeit. Und dieses neidische Drängen um Futterplatz und Stellung gibt unserem öffentlichen Leben heute so oft einen kleinlichen und philiströsen Zug. Gerade das aber ist der große Segen des Kolonialbesitzes, wie wir ihn vor allem in England verkörpert sehen, daß dort der tatenfrohe junge Mann der besseren Gesellschaftsschichten ohne weiteres ein weites Feld der Betätigung in den Kolonien findet; fast jede Familie hat Angehörige draußen, nicht die Mißratenen, sondern die Unternehmendsten. Endlich unser Grundbesitzerstand, vor allem der preußische Kleinadel! Wer wollte die große Rolle leugnen, die er in der preußischen und damit auch in der deutschen Geschichte gespielt hat; aber nichts kann über die Tatsache wegtäuschen, daß sein Einfluß und seine Bedeutung heute in dem stark industrialisierten Deutschland im Schwinden sind; und was vergangen ist, kommt nicht wieder. Würde dieser Adel nicht zu seinen besten Traditionen zurückkehren, wenn er noch einmal eine große kolonisatorische Aufgabe löste, wie er seinerzeit an der Kolonisation des deutschen Ostens den Hauptanteil gehabt hat? In diesen Kreisen lebt noch die Liebe zur Unabhängigkeit auf eigener Scholle; wie mancher mag sie in seinem Herzen tragen, der bei „standesgemäßer" Beschäftigung in seinem Beruf doch verkümmert. Was der Vater dem Sohne als Zuschuß oft bis in ein recht spätes Lebensalter geben muß, würde kapitalisiert ein recht hübsches Sümmchen ausmachen und bei persönlicher Tätigkeit vollkommen ausreichen, um in den Kolonien eine gesicherte Existenz als Farmer oder Pflanzer zu begründen. Auch so mancher Rittergutsbesitzer befindet sich heute, trotzdem ja die Landwirtschaft in den letzten Jahren einen gewissen Aufschwung genommen hat, in wenig beneidenswerter Lage. Wenn jemand ein Gut hat, dessen Verkaufswert um 100 000 Mark die Höhe der darauf ruhenden Hypothekschulden übersteigt, wenn er dabei in seiner Lebensführung gewissen sozialen Anforderungen entsprechen und überdies seine Kinder standesgemäß erziehen soll, so wird das Wort vom freien Mann auf eigener Scholle fast zur Ironie. Was könnte er mit dem ihm zur Verfügung stehenden Kapital alles in der Kolonie schaffen, wenn er persönlich tüchtig ist! . . .

Das sind die Kreise, aus denen sich in Zukunft immer mehr der

Ansiedler für unsere Kolonien rekrutieren muß. Sie kommen bereits — zunächst in bescheidener Zahl; sie werden noch in großer Menge kommen. Wie war Südwest bei uns als unfruchtbare Wüste verschrieen! Es bedurfte nur des an sich ja wenig erfreulichen Anlasses, daß der Krieg Tausende von Deutschen mit dem Lande bekannt machte, und die Besiedlung kam auf einmal in Fluß; unter den Siedlern aber befindet sich eine ganze Anzahl von Offizieren in guten Verhältnissen. Es weht ja frischer Seewind seit einigen Jahren in unserem Vaterlande; aber es dauert natürlich einige Zeit, bis alle Fenster und Türen ihm geöffnet werden. Dann wird sich manches wandeln; gesellschaftliche Vorurteile werden fallen, und die Fähigkeiten eines Menschen werden nicht mehr danach beurteilt werden, durch wie viele Examina er sich glücklich durchgebracht — oder durchgeschwindelt hat. Unsere Jungens werden frischere, rötere Backen haben, und statt der unfruchtbaren philologischen Paukerei wird mehr Kenntnis des Lebens treten, wie es um uns flutet. Charakterbildung wird an die Stelle des Vollstopfens mit Wissen treten, das, halb verdaut, auch bald wieder vergessen ist, und dann wird auch ein tatendurstigeres Geschlecht unsere höheren Schulen verlassen, das bei der Wahl des Lebensberufes auch noch an andere Dinge denkt, als an die Auswahl zwischen den vier Fakultäten."

Anknüpfend an die Vorbilder des britischen Ostafrika, stellt Samassa schließlich sein Ideal des deutsch-ostafrikanischen Ansiedlers auf:

„Aus all den hier angeführten Elementen muß sich schließlich ein gemeinsamer Typ des ostafrikanischen Siedlers herausbilden, für den ich kein besseres Vorbild weiß, als den englischen „Gentleman". Ich muß mich rechtfertigen, wenn ich hier nach dem fremden Vorbild greife; es geschieht wahrhaftig nicht aus Auslandssucht oder Englandanbetung. Man hat es oft versucht, das Wort „Gentleman" zu übersetzen, und hat damit nie Glück gehabt; denn an das Wort knüpft sich auch ein Begriff, der bei uns bestenfalls erst in Entwicklung ist. Das Gentleman-Ideal des Engländers wurzelt in seinen besten germanischen Eigenschaften. Bei uns hat jede soziale Schicht, jede Kaste ihren eigenen Ehrbegriff und beinahe auch ihre eigenen Umgangsformen; in England ist beides der ganzen Oberschicht der Nation gemeinsam. Und wenn der sozial Niedererstehende mit dem Höherstehenden verkehrt, so braucht der erstere den Männerstolz nicht durch Rauhbeinigkeit zu markieren; er behandelt den andern mit ruhiger Selbstverständlichkeit als seinesgleichen. In Britisch-Ostafrika bestehen zwischen den Ansiedlern und der Beamtenschaft scharfe

Gegensätze; aber der gesellschaftliche Verkehr wird davon gar nicht berührt. Wenn irgendwo bei uns, so kann sich in einer Kolonie solch eine einheitliche Gesellschaft von „Herren“ bilden, wenn mit diesem Wort vielleicht doch eine, wie mir wohl bewußt ist, anfechtbare Übersetzung des englischen „Gentleman“ gewagt werden darf.“

Mit dieser „Zukunftsrasse“ als Sieger im ostafrikanischen Rassenkampfe könnten wir wohl zufrieden sein.

Friedrich Niebergall: Sexualpädagogik

III.

(Schluß)

Alle die zuletzt genannten Maßregeln beruhen auf der Voraussetzung, daß unmittelbar der Wille nur wenig zu beeinflussen ist. Man muß ihn „hinten herum kriegen". Wir stellen uns alle die Vorgänge des Handelns und der Betätigung noch viel zu einfach vor, einerlei ob man nun an die Freiheit oder an die Gebundenheit des Willens glaubt. Denn meist meint man im ersten Fall, es werde zu dem Gebote entweder Ja oder Nein gesagt, je nach Laune und Überzeugung; und im andern Fall setze sich ein Trieb der Seele oder eine Gewohnheit oder ein Anstoß der Außenwelt im Willen des Menschen durch. Wie verwickelt das ganze Getriebe ist, darauf ist hier nicht der Ort näher einzugehen. Nur wollen wir dies betonen: die Eindrücke der Außenwelt arbeiten sich in der allerentschiedensten Weise mit angeborenen Neigungen zusammen, daß daraus Beweggründe der verschiedensten Grade werden, die unmittelbar oder in einer sehr entfernten Vermittlung unser Leben bestimmen helfen. Eben darum erfordert es unsere Aufgabe, nicht nur den Menschen selbst zu bearbeiten, daß er, also sein geistig persönlicher Teil, fest werde gegen sich selbst, nämlich seinen sinnlich unpersönlichen Teil. Sondern wir müssen auch, so weit das irgend angeht, die Außenwelt oder wenigstens seine Außenwelt zu beeinflussen und unseren Absichten zu unterwerfen suchen. Mit anderen Worten: wir wissen, wie geladen diese Außenwelt mit dämonischer Verführungskraft ist; wir wissen, wie ihren Reizen in den uns zur Pflege anvertrauten Menschen, wozu wir ja auch selbst gehören, eine übergroße Empfänglichkeit lauernd entgegenkommt. Stößt der starke Reiz auf einen Willen, der sinnlich stark und geistig schwach ist, dann gibt's ein Unglück. Darum suchen wir den guten Willen durch Askese zu stärken und die Gewalt

des bösen durch Ablenkung und Hemmungen zu schwächen. Aber damit ist's noch nicht genug. Wir müssen auch die Macht der äußeren Reize zu mindern suchen, denn der gestärkte Wille hat oft wieder seine schwache Stunde, und das halb gebändigte „Tier" bricht plötzlich wieder mit Macht hervor. Soweit unsere Kraft reicht, sollten wir wenigstens die Umwelt unserer Zöglinge von diesen dämonischen Kräften zu befreien suchen. Und reichen wir weiter in die allgemeine Umwelt hinein, so sollen wir das unsere tun, um sie zu entspannen. Man kann sogar noch weiter gehen. Die Regierung hat einmal erklärt, sie betrachte alle Ereignisse und Maßregeln unter dem Gesichtspunkte, wie sie auf die Sozialdemokratie wirken. Noch nötiger wäre es, daß man die Außenwelt unter dem Gesichtspunkt absuchte, wie alles auf diesen unsern Dämon wirkt, denn gegen seine Verheerung ist die Gefahr der Sozialdemokratie nichts. Dem widerspricht nicht, daß man den Dämon fett füttert, wenn man ihm eine solche Wichtigkeit beilegt: denn die Leute, die jenen Kampf zu besorgen haben, sollten schon über die Gefahr hinaus sein, und die Öffentlichkeit sollte von ihm weniger Worte machen als stumme Maßregeln oder nur das Wegfallen böser Dinge einleiten, was man ja, wie jedes Verschwinden und Fehlen, viel schwerer bemerkt. Davon wollen wir noch einiges anführen. Damit gehen wir über Försters Erziehung hinaus, wie er über die Aufklärung hinausgegangen ist. Wenn der Name nicht zu anspruchsvoll klingt, wollen wir für diese Aufgabe Erlösung sagen und meinen damit die Befreiung der Welt von den überstarken Kräften der Verführung; — der Welt — zunächst ist dabei immer an die Außenwelt unserer Kinder gedacht.

Bei allem, was darüber zu sagen ist, wird folgendes vorauszusetzen sein. Zwar haben wir noch keinen tiefen Einblick in die Art gewonnen, wie in Wirklichkeit unser Verhalten und Handeln zustande kommt. Aber das können wir doch sagen: es ist nicht so einfach, wie wir es uns denken, als ob auf einen Druck unsres Willens hin oder auch durch die äußern und innern Umstände allein etwas von uns getan würde. Die Sache ist viel verwickelter; auf einen äußern Reiz wirkt unser Wille zurück, wenn dieser Reiz genug Motivationskraft hat und keine Hemmungen dazwischen treten. Die Motivationskraft hängt nun von einer Reihe von Einflüssen ab, die mir wenigstens noch lange nicht durchsichtig sind; jedenfalls kommt dabei in Betracht, wie früher schon die ganze Außenwelt auf das Innere eingewirkt und es bestimmt hat. Die Hemmungen sind teils von früher Jugend an da, wie etwa die Scham, oder sie müssen erworben und befestigt werden. Jedenfalls aber spielen in den ganzen

Vorgang sehr wirksam die äußeren Reize herein, und das nicht nur auf einmal, sondern lange Zeit hindurch; und auch nicht nur in dem halbbewußten Zustand, in dem wir meist solche Einflüsse aufnehmen, sondern vor allem unterbewußt und unbewußt. Diese ganze Lage verlangt es nun, daß alles im Dienst der Jugend getan wird, um die Fülle und Kraft der Reize, die auf sie in dem bösen Sinn wirken können, umsichtig und kraftvoll zu beschränken.

Dabei kommen eine Menge von Dingen in Betracht. Mit scheinbar geringen Äußerlichkeiten fangen wir an, um dann zu den größten Angelegenheiten emporzusteigen. Zunächst handelt es sich um die äußere Umgebung unsrer Kinder. Sie muß möglichst solcher Reize entladen werden. Darum heißt es aller Sorglosigkeit und allem strafbaren Leichtsinn gegenüber: alles geschlossen, was geschlossen sein muß! Türen zu, Fenster und Läden zu, Kleider zu. Denn man kann nicht erwarten, daß sich immer von selbst die Augen schließen, wenn Gefahr im Verzug ist. Es liegt doch eine tiefe Vernunft in der Gewohnheit, alle jene Dinge zu schließen; aber die Gedankenlosigkeit ist oft zu groß, und sie wird zur strafbaren Unbarmherzigkeit. Jeder tadelt den König David; aber Bathseba, Urias Weib, hätte auch vorsichtiger sein können. — Bilder und Bücher spielen auf unserm Gebiet eine besonders verhängnisvolle Rolle. Es steht sich hierbei gegenüber der strenge asketische Standpunkt der Frömmigkeit beider Bekenntnisse und die freie Weitherzigkeit eines sorglosen oder auch leichtsinnigen Ästhetentums. Die eine Richtung ist pessimistisch und will vor der Gefahr bewahren, die andre ist idealistisch und will an das Natürliche gewöhnen. Gäbe es keine Vermittlung, so müßte man aus rechter Kenntnis unsrer Jugend heraus unbedingt für den ersten Standpunkt eintreten. Darum gehören Schriften und Bücher mit solchem Inhalt in einen Giftschrank und Bilder ins Feuer. Es ist nicht recht, daß man solche Bilder, die man sich nicht getraut öffentlich in seiner Wohnung aufzuhängen, an entlegenen Orten unterbringt. Natürlich wird geläuterter Geschmack immer unterscheiden. Es ist ja doch weniger das Was, das gefährlich ist, als das Wie. Vor idealisierten Darstellungen des menschlichen Körpers sollte man die Jugend gerade an den naiven Genuß solcher Schönheit gewöhnen. Jedenfalls ist die übliche Begeisterung für die „Freiheit der Kunst" vom Übel; denn die Freiheit ist überhaupt nur in solchen Zeiten ein höchster Grundsatz, wo gegen eine große Gebundenheit angegangen werden muß; sonst nimmt die kluge Fürsorge für die Menschen diese Stelle ein.

Max Liebermann:
Bildnis Friedrich Naumanns. Lithographie
Von der Winterausstellung der Berliner Sezession
Zum Aufsatz von Max Osborn

Auch die Ohren bedürfen des Schutzes. Das Alter, von dem wir handeln, spitzt sie viel mehr, als wir ahnen. Jede Andeutung wird begierig aufgenommen und arbeitet dann in dem Geist unter der scheinbar so ruhigen Stirn oft verhängnisvoll weiter. Man weiß gar nicht, durch welch kleines Steinchen oft die Lawine ins Rollen gekommen ist. Am sichersten ist darum der grundsätzliche Ausschluß solcher Gespräche von der Unterhaltung, die der Jugend zugänglich sein kann. Nebenbei wirkt der Anblick der Mienen, mit denen sie zu geschehen pflegt, einfach verwüstend auf alle Achtung vor der Autorität. Dann ist es aber das Beste, wenn man auch im engsten Kreise überhaupt diese Dinge nicht bespricht oder nur, wenn es ganz unvermeidlich ist. Denn abgesehen davon, daß man so seiner selber immer sichrer wird für gefährlichere Lagen, gewinnt dadurch die ganze Seele an Reinheit und sittlicher Kraft. Denn wir dürfen nicht meinen, daß unser Gedankenvolk so fest hinter den Mauern unsrer Stirn verschlossen bleibt; es dringt zum Auge, zum Mund und an allen Ecken hinaus, ohne daß wir es wissen. Und Gedanken sind Macht, sie bilden einen Luftkreis um uns her. Und der Luftkreis unsres Hauses bildet die geistige Nahrung unsrer Kinder zum guten Teile. In diesem Luftkreis äußert sich unser wahrstes Wesen; die Art, wie wir urteilen und die Dinge schätzen, drückt sich unwillkürlich in unsern Äußerungen aus, und unser ganzes Streben und Wesen äußert sich in Blicken und Bewegungen — das alles ist viel mächtiger als unsere Mahnungen und Strafen oder auch das sog. gute Vorbild. Denn diese unsere Auswirkungen atmen unsre Kinder von Jugend auf ein und bilden aus ihnen den Grund ihrer Seele.

Damit sind wir noch höher gekommen. Es handelt sich nämlich um unsere ganze Lebens- und Weltanschauung. Nur ein Idealismus, der völlig echt und wahr ist, kann zuletzt den Gefahren steuern. Denn der übliche Materialismus, beruhe er nun auf theoretischer Überzeugung oder auf einem trägen Sich-gehen-lassen, bildet vor allem jede bindende und spannende Macht, die unmerklich oder auch geradezu nachweisbar die Jugend verheerend beeinflußt. Davon kann nur ein Idealismus erlösen, der dem Geist und dem Guten den obersten Platz und auch die höchste Kraft in der Welt zutraut. Natürlich kann man sich einen solchen Idealismus nicht von heut auf morgen zulegen. Aber wenn man nicht langsam von selber darauf kommt, sollte man sich um der Jugend willen in ihn einmal einzuleben suchen; was tut Liebe denn nicht alles? Dann wird er sich vielleicht in seiner Wahrheit und Un-

entbehrlichkeit schon von selbst geltend machen; denn er ist doch die einzig wahre Auffassung vom Leben.

Und nun sollte noch von der Vollendung und von der stärksten Bürgschaft alles Idealismus, von der Religion die Rede sein. Und sie gehört unbedingt hierher; denn die geistige Welt, die sie in den Mittelpunkt stellt, ist das stärkste Gegengewicht gegen die sinnliche. Darum herrscht auch in der Welt der Menschen eine Todfeindschaft zwischen beiden Gebieten. Echte Frömmigkeit bleibt keusch, und Unkeuschheit haßt die Religion; nur selten verträgt sich in Heuchlern sinnlich-religiöses Getue mit der Sünde. Aber von dieser ganzen Sache wollen wir nicht ausführlich reden. Das hat der Philosoph, eben der schon genannte F. W. Förster in seiner „Sexualethik und Pädagogik" klar und gut genug getan. (Zweite vermehrte Auflage, München 1909, Josef Kösel.)

Das sind die erlösenden Mächte, die darum tiefer eingreifen als Aufklärung und Erziehung, weil sie langsam in die Tiefe der Seele hineinwirken, wo sie stark genug sind und die Seele empfänglich genug für sie ist.

Julius Elias: Spielzeitwende

(Von Berliner Bühnen).

Den Stern von Bethlehem suchen am grauen Winterhimmel die ungläubigen Berliner Theaterdirektoren mit ebenso heißen Blicken wie die gläubigen Kinder. Er bringt ihnen eine Art Entscheidungsstunde. Wird er ihnen ein Unstern oder ein Glückstern sein? Wird der notleidende Kunstagrarier, saniert, sich's auf trächtiger Scholle bequem machen können? Oder wird er weiter tappen müssen durch das Dunkel der Mißerfolge und durch das Gestrüpp entmutigender Kassenrapporte? Wir haben zu viele Bühnen, und dazu Betriebe, die von unberufenen und unbefähigten Köpfen aus dem Boden gestampft wurden, dank dem zeitweiligen Theaterdelirium begüterter Herrenleute. Ein gesunder Krach könnte nicht schaden: er würde die Luft reinigen. Er muß kommen, und er wird kommen. Von diesen faulen Stämmen wird das ganze Erdreich unseres Theaterlebens angesteckt: der forcierte Wettbewerb versprengt die schauspielerischen Kräfte, verführt künstlerische Menschen, Autoren wie Bühnenleiter, zu den sonderbarsten Purzelbäumen, macht das Publikum nervös und sensationslüstern und alte ehrliche Kritiker zu Kapuzinern.

Hätte Max Reinhardt mit der Don Carlos-Aufführung, die in der ersten Hälfte der Saison die wesentliche Leistung des „Deutschen Theaters" war, seine Direktoren-Laufbahn begonnen, — er wäre kaum so weit in der Gunst der großen Menge zwischen Rhein und Weichsel gelangt und hätte sehr wahrscheinlich am Schiffbauerdamm ein kläglich Künstlerleben fortfretten müssen: so schlicht war diese Carlosvorstellung, so ungepfeffert gut, so gerade losgehend auf den Kern der Sache, so ganz ohne den Selbstzweck der Regie, so unkokett und wenig tüftlerisch, — man sagte sich: da ist eine Handvoll guter Schauspieler, die machen mit dem Don Carlos das, was ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit ist: sie *spielen* ihn ganz einfach. Das sieht sehr selbstverständlich aus, ist's aber gar nicht, wenigstens für Reinhardts Suchergenius nicht. Ihm vollzieht sich nicht die Wiedergeburt der Klassiker auf dem Wege des modernen Schauspieltemperaments, sondern im Spiegel selbstherrlicher Regie; die alten Überraschungen, die in der Dichtung selbst liegen und der schöpferischen Kraft des Darstellers harren, genügen ihm nicht; die Phantasie des

Dichters — Kinderspiel; Mitdichten des Zuschauers — Unsinn! Ich stabiliere m e i n e Phantasie als rocher de bronze; den Nervenreiz der Überraschungen erwartet nur von m i r; schaut her: ward Shakespeare je in solcher Laun' gefreit?!

Die Freite war das letzte Mal ein bißchen arg. Das Kind Reinhardtscher Laune war eine Mißgeburt, die man in Spiritus setzen müßte, ein bedenkliches Experiment am völlig untauglichen Objekt. „D e r W i d e r s p e n s t i g e n Z ä h m u n g". Man deduziert: „Mit einem fremden Stück ist Shakespeare nach dem Belieben seiner Phantasie umgesprungen, warum sollte Reinhardt nicht mit diesem Stücke Shakespeares nach dem Belieben seines Witzes umspringen; auf den groben Klotz dieser shakespeareschen Lustspielmotive gehört ein grober Keil; siehe die englische Tradition." Aber weder die Philologie, bei der er Unterstützung suchte, gibt Reinhardt unbedingt recht, noch kann die englische „Tradition" ins Gewicht fallen. Über die ästhetische Qualität der Komödie sind die Philologen sehr verschiedener Ansicht — am weitesten in der poetischen Wertschätzung geht der Baron Hermann von Friesen (dessen demütiges Shakespeare-Werk, 1875, Reinhardt sich anschaffen sollte): doch nirgends ist zu lesen, daß diese Komödie als Sprungbrett für Clowns und Exzentriks angesehen werden könnte. Und die „englische Tradition"? Jahrhundertelang wurde das Stück nicht in den drei britischen Reichen gespielt; zwischendurch hat Garrick einmal eine dreiaktige Posse daraus gemacht, die bald wieder verschwand. Shakespeare teils als Ausstattungsstück, teils als stilisierte Farce, beides ziemlich nah an Gehirnerweichung streifend: das ist heute Londoner „Tradition", Betrieb Beerbohm-Trees und seiner Schule. Was bei Shakespeare Nebensache, Konzession an seine Zeit war: durch Spaß selbst derbster Art die Gründlinge zu kapern, wird zur Hauptsache erhoben. In der psychologischen Tiefe seiner Menschendarstellung, in seinen sozialen Vorahnungen war Shakespeare ein Bürger derer, die da kommen werden; er wartete auf die Zukunft; die Zukunft sollte ihn nicht enttäuschen. Reinhardt aber hat Shakespeares Schatten enttäuscht; es ist nicht das erste Mal. Diesmal freilich ist der Schaden irreparabel. Die Wahrheit wird wohl sein, daß „Philologie" und „Tradition" nur Vorwände waren, daß vielmehr das burleske Vorspiel, das Shakespeare zum Gaudium der Gründlinge wie der zuschauenden Lordschaften beigab, auf den Irrweg lockte: eine Shakespearesche Komödie sonderbarer Charaktere mittels einer Zirkusposse zu parodieren. Aus dem zufälligen Lügenspiel des zum Herrn

erhobenen armen Kesselflickers hat unser Shakespeare-Erneuerer den Strick gedreht, an dem der Dichter aufgeknüpft wurde. Die Leute strömen ins Theater, nicht um „der Widerspenstigen Zähmung", sondern um das zu sehen, was Reinhardt daraus gemacht hat. Wird durch die Zeitung ruchbar, daß Fräulein Höflich virtuos spuckt, daß Bassermann koboldschießend auf die Bühne trudelt, daß Unrat aus den Fenstern geworfen wird, daß es Ohrfeigen, Peitschenschläge, Stockhiebe nur so regnet, daß Petruchio zur Brautfahrt auf einem riesigen Holzpferd rollt, daß eine Rotte Harlekine, die sich gegenseitig mit Fußtritten in vordere wie hintere Körperteile regalieren, die Dienerschaft ersetzt, daß das wilde Käthchen hoch oben auf einer Pyramide zappelt — dann sind hundert Aufführungen gesichert. Mög' euer Lohn nicht eure Strafe werden. Wir aber wollen zur Tagesordnung übergehen und hoffen, das Haus sei von den Geschöpfen zirzensischen Wahnwitzes gereinigt, wenn Hofmannsthals neues Komödienspiel mit seinen feinen Geistern einzieht.

Auf andere Art kam das „Schauspielhaus" zu einem Weihnachtserfolg. Als bekannt wurde, das Königliche Theater führe einen neuen S u d e r m a n n im Schilde, da läuteten die Glocken im Lande: es ist doch Frühling worden hinter der chinesischen Mauer der Hofbühne, und unser rüstiger Lindau ist bei der Arbeit, ein gut Stück abzutragen von diesem künstlichen Schutzwall, der dem Ansturm der Zeit begegnen sollte. Was ist das aber für ein Gast, der durch das brüchige Mauerwerk guckt? Ein verkappter Wildenbruch, — oder eigentlich noch weniger. Man kann nicht einmal sagen, der moderne Geist sei in geschichtlichem Gewande eingeschlüpft. „S t r a n d k i n d e r" sind wirklich nur eine historisierende Tragödie älteren Opernstils; zumal in der höchst imposanten Gerichtsszene der Deutschorden-Komthurei (2. Akt) wurde ein Meyerbeer verlangt. Einige Ansätze lebhafter Wirklichkeitsschilderung im Vorspiel des verfemten, wilden, unglücklichen, tückischen Kinderbettelvolks und ihres armseligen Vogts — eine makabre Freiluftgesellschaft, mit Sturm, Meer, Himmel und Wolken vertraut, Geduckte und Rebellen, — dieses frühlingshafte Dünenleben mit dem Unterton sozialer Wehmut hat eine gewisse Stimmung. Dann aber beginnt eine traurige Komödie wilder Taten, Meinungen, Lebensläufte, eine bluträcherische, seeräuberwilde, familienkämpferische, vater- und brudermörderische, ehebrecherische Kostümsache, rosig eingerahmt von einem Käthchen von Heilbronn-Idyll; das Gute siegt, und das Laster geht unter. In den Tagen der norwegisch-dänischen Nationalromantik blühten diese Wikingerdramen; Adam Oehlenschläger brachte die

überlebensgroße, in unkomplizierten Gefühlen sich austobende Nordlands-tragik mit ihren wilden Parteiungen, den Duellen feindlicher Gesippen, mit Raub, Knechtung, schuldlosem Untergang, Entehrung und Wiedererhöhung auch den Deutschen nahe; ihre letzte, wahrhaft poetische Frucht waren Ibsens „Helden auf Helgeland". Durch gerade, straff zusammengefaßte Konflikte trieb eine einfache starke Leidenschaft, und helle oder düstere, doch immer schlanke Seelen triumphierten in Menschensieg oder Menschenfall. Wie kraftlos und unglaubwürdig wird diese Welt beim Spätling Sudermann. Den Trieb zum Übermaß des Theatralischen hätte man gern hingenommen — er umschreibt die eigentliche Domäne dieses glänzenden Technikers. Nur eine Häufung zugespitzter Romanmotive. Heimlicher Kampf zwischen zwei Seefahrerdörfern. Der Rynke von Hela wird durch den Falkner von Putzig erschlagen; die Rynkesöhne kapern nächtens das Schiff des Falkners und morden den Alten. Die Falknerstochter, die blonde Brigolla, schnaubt Rache . . . Nun eine Gruppe falscher Gefühlskontraste. Nämlich: ein weiser Daniel gewährt der rasenden Brigolla nicht Rache, sondern Ausgleich. Ausgleich mittels Ehe. Sie soll einen ihrer beiden Erbfeinde heuren. Trotz ihrer wütigen Vergeltungsgelüste hat sie bereits ein Auge auf den Rynkesohn Gregor geworfen, und dieser Rynkesohn hat seinerseits, in hassender Liebe, Leidenschaft empfunden; die Blonde bekommt natürlich nicht ihn, sondern den andern, Heimerinck, der eine andere liebt, das braune lyrische Strandkind Melide. Die Blonde steht dem Schwager gegenüber, nachdem eine rätselhafte Ladung des Danziger Komthurs den Ehemann schicklich von der Szene entfernt hat. Man will sich mit Peitsche und Dolch traktieren, doch die Leidenschaft treibt die Sündigen brunstvoll einander in die Arme. Der Bruder muß aus dem Wege; man zündet seinem nahenden Schiff Irrfeuer an, aber man hat ohne die Strandkinder gerechnet: Ritter Heimerinck steigt gesund ans Land und heiratet später sein „Braunkind", das eine heimliche Fürstentochter ist. Die Blonde und ihren Bösewicht hat das Meer geholt . . .

Hier hört sich das Stück auf und noch vieles andere. Sudermann hat sehr geringe Ansprüche an sich gestellt; er dämpfte seinen Elan zu äußerster Trivialität herab. Verkappter Wildenbruch, doch auch verschlechterter Wildenbruch. War er gut genug fürs „Schauspielhaus"? Die Antwort lautet: Nein! Lindau seinerseits hat die größten Ansprüche an seine ergänzende, ausfüllende, belebende Arbeit gestellt: und dadurch ist das größte Mal-

heur verhütet worden. Er war auf gutem Wege: die Aufführungen von „Puppenheim", der Glockengießer-Tragödie, des „Eingebildeten Kranken" waren Stationen eines Aufstiegs, wo man gern verweilte. Er paktierte mit Sudermann. Das war vielleicht diplomatisch, aber richtig ist's nicht. Auf die Dauer nicht. Er holte seinem Schmerzenskind (schließlich unser aller Schmerzenskind!) einen Arzt, der Symptome kuriert. Er sollte sich mit diesem Doktor nicht eher wieder einlassen, als bis der Doktor gelegentlich einmal größeren Mut aufgebracht hat und die Lust, fester zuzugreifen.

Sank hier ein schwereres Theatertalent, so stieg im „Lessing-Theater" eine leichtere Begabung mit einem Lustspiel von knapper Handlung, von klarer, gerader Linienfügung, von graziöser und geschmackvoller geistiger Struktur: Hermann Bahr. Diesem leichtherzigen und kühlen Virtuosen des Theaters, der in behender Produktion jeder Saison den Tribut eines neuen Spiels entrichtet, gelingt im Lauf der Jahre dann und wann ein großer, guter Wurf — ein Drama, in dem er Dichterähnliches vollbringt und mit Verzicht auf seine Beredsamkeit, die amüsant, reif und weltsicher, aber auch kokett ist und sich an sich selbst erfreut, ein Stück vom Leben lebendig gestaltet. Ein solcher Wurf war „Der Meister", ein Schauspiel bedeutenderen Stils, — ein solcher Wurf ist jetzt die flotte Komödie vom beliebten und geliebten Meister: „Das Konzert". Die lachende Kraft dieses Stückchens, die von Anfang bis Ende aushält, zwar schwankhafter Konstruktionen nicht enträt, doch durch eine kräftige Dosis Menschlichkeit, durch die ungezwungene Wahrscheinlichkeitsrechnung der Intrige und durch einen reichen Fonds beweglichen, durch Weltbeobachtung geschöpften Witzes sich abseiten aller Schablone durchsetzt, hat dem Publikum ein rechtes Vergnügen bereitet und dem Autor wie den Darstellern einen ganzen Erfolg eingetragen. Meister Heinks Musik berauscht Seelen und knickt Herzen; auch der Alternde noch kann dem Ansturm der Weibchen nicht widerstehen. Er bricht gern und oft die Ehe, die Ehe mit der gütigen Frau Marie, die den naiven Frühlings-, Johannis- und Herbsttrieben ihres Mannes zusah und zusieht in Liebe leidend, doch mit widerstandskräftiger Duldung. Sie hat sich schließlich in ihres schlimmen Eheherrn Lehre: „Liebhaben kann man nur eine, lieben viele" wie in ein tragikomisches Schicksal ergeben. Kinder blieben ihr versagt, und doch betätigt sie auf ihre Art Muttergefühle: sie betreut ihren Gustav, dieses große, ungezogene Kind, wie eine gute Mama und nimmt ihn immer wieder in ihre Arme, wenn er heiter lächelnd, als sei nichts ge-

schehen, von seinen Ausflügen ins Erotische an den häuslichen Herd zurückkehrt. Man muß an Geist und Herz begabt sein, um dies zu können. Humoristische Lebensüberwindung, an die wir glauben, um so mehr glauben, wenn Else Lehmanns seelenvolles Naturell in diese Gestalt hineinschlüpft. Meister Heink kämpft wieder einmal mit lieblichen Wallungen; diesmal soll es kein katzenjämmerlicher Sieg, sondern eine gesunde, drollige Niederlage werden. Er hat einem guten Menschen, dem Doktor Jura das Weib genommen. Da ist er nun an den Rechten gekommen: der Mann ist nämlich bereit, ihm die Frau zu lassen, für alle Tage zu lassen, nicht etwa, weil er ihrer überdrüssig ist, sondern weil er ihrem Glück nicht im Wege sein will. Ja, mehr noch: er eröffnet sich selbst die Perspektive einer zweiten Heirat und verbündet sich deshalb mit Frau Marie, um durch das fait accompli einer raschen Neuordnung der Dinge dem entlaufenen Paar alle Steine aus dem Weg zu räumen und ihm den Schritt ins Eheparadies zu erleichtern. Ihm ist's bitter ernst, für Frau Marie aber ist's nur Spiel und Strafgericht: sie kennt ihren Gustav, — ist die Frucht nicht verboten, so ist er desillusioniert. Der Doktor Jura ist ein Original: sein behagliches Lebensphlegma und seine vorwitzige Selbstverspottung erinnern im ersten Augenblick an gewisse Mustertypen Bernhard Shaws. Aber nein, dies ist's nicht. Die Figur trägt ein eigenes Antlitz, eine echte und rechte Bahrphysiognomie. Einer, der für verrückt gehalten wird, weil er anders denkt und handelt wie andere Menschen. Sein Lebensphlegma ist altruistische Weltweisheit; seine Selbstverspottung nicht kühler Autorenwitz, sondern des Menschen Klarheit über sich selbst. Jura wurde weltklug, weil er dem Übel des Lebens nicht widerstrebte, sich vielmehr gutherzig treiben ließ von den krausen Zufallswellen der Wirklichkeit. Er liebt weder sich, noch überhaupt einen einzelnen oder eine einzelne, sondern die Menschheit und möchte dem Glück des Nächsten nie im Wege stehen. Und weil er solchen Geistes Kind ist, gilt der unverbesserliche Idealist für einen überflüssigen Mitbürger. Im warmen Rhythmus der Verwicklungen, deren Lösung die unbewußt wie die bewußt Abirrenden einander wiederzuführt, ist natürlicher Fluß und glaubhafter Schluß, weil die Begründung aller Irrungen und Wirrungen in des Menschen Herz und Geist verlegt ist.

Max Hochdorf:
Aus dem Leben der Feuertänzerin

Eine Tänzerin ist ein hüpfendes Wesen, und darum soll auch ihre Seele leicht sein. Die Tänzerin lächelt nur; sie kennt nicht den Ernst; sie weiß nicht, was hohe Gedanken sind. Melancholie möge ihrem Gemüte fern bleiben; es wäre schade, wenn sich ein Schmerz oder eine Trauer auf ihrem Antlitz zeigten. — So meinen wir gewöhnlich, aber wir irren in solchem Glauben. Eine Meisterin des Tanzes, die Erfinderin der feurigen Serpentinen, die aus Amerika kommende Loie Fuller, belehrt uns, daß eine Frau der losesten Kunst dienen kann und dennoch nicht vergißt, sich zum klugen, weitschauenden Menschen zu bilden. Loie Fuller ist nur eine Tänzerin und wurde dennoch vertraut mit den Geschehnissen des menschlichen Herzens und hundert anderen bedeutenden Dingen dieser Erde. Über ihre Schicksale hat sie jüngst ein Buch geschrieben, das in französischer Sprache bei Felix Juven in Paris erschienen ist. („Quinze ans de ma vie.") Sie erzählt von fünfzehn Jahren ihres Lebens. Vielleicht ist die Zahl etwas ungenau, wie ja Frauen mit angeborener Unsicherheit und Flüchtigkeit rechnen, wenn es sich um Daten ihres eigenen Lebens handelt. Aber das tut gar nichts. Miß Fuller sieht die letzten fünfzehn Jahre als die entscheidende Zeit ihres künstlerischen Fortschritts an. Was davor lag, ist nur eine Vergangenheit der Prüfung, da aus dem amerikanischen Farmerkinde ein schön deklamierendes Fräulein wurde, aus dem schwärmenden Fräulein eine fahrende, oft sorgenvolle Komödiantin und endlich aus der wenig anerkannten Heroine wandernder Theatertruppen eine Reformatorin des Tanzes. —

Die Feuertänzerin wurde in einer Frostnacht geboren. Bei Chicago waren die Fullers ansässig, ein großes, weitverzweigtes Geschlecht, das in primitiven Landhäusern wohnte, das Feld anbaute und Kühe auf die Weide trieb. Aber von allen Seiten blies der Wintersturm in die luftigen Landbehausungen. Zum Aufstellen von massiven Öfen reichte es bei den meisten Fullers nicht. Da kamen sie auf eine vorzügliche Idee: die Familie baute sich einen Tanzsaal. Während man nun bei Tag von der

Arbeit heiß wurde, griff man sich zum Abend fest an, um den Frost aus den Gliedern zu tanzen. Der Ofen, der im einzelnen Heim zu teuer schien, wurde im gemeinsamen Tanzsaal für alle Fullers eingefeuert. Und wie sonst Verwandte zusammenkommen, um ein Schwätzerchen einzufädeln, so versammelten sich die Fullers allabendlich um das große Familienkohlenbecken zum Tanze. Natürlich fehlte Loies Mutter nicht. Da kam es plötzlich über sie, und im Tanzsaal wurde das Töchterlein geboren, während ein Onkel auf der Fiedel strich, während ein Vetter auf der Hirtenpfeife trällerte. Loies Wiege wurde ganz nahe zum glutroten Kohlenbecken des Tanzsaales gerückt. Draußen sauste der Orkan, flatterten die Schneeflocken über Waldbäume, schlummernde Beete der Gärten und einsame Halme, die am Wegrand froren.

Das Mägdelein Loie war drei Jahre alt, und eine seltene Musik sang in ihm. Es konnte sich hinstellen, auf die Zehen recken, die Arme heben, das Köpfchen reizend in den Nacken beugen und dann im wiegenden Schritte einherwandeln. So tat sie, wenn gute Laune und Sonnenschein in ihr herrschten. So trieb sie es, als schon milde, gute Frauen ihr das Alphabet und einiges mehr beibrachten. Und Loie hatte ein gutes Gedächtnis, ein angenehmes, schmiegsames Wesen, das ihr die Zuneigung der Lehrer gewann, das aber auch in ihre Stimme überging, wenn sie irgend etwas Schmelzendes vorzutragen hatte. Die Freunde ihrer Jugend sollen dann entzückt gewesen sein, sie sollen das Kleine an sich gezogen, einmal auf die rechte Wange, ein zweitesmal auf die linke und so der Reihe nach auf den Mund, auf den Scheitel der Haare, auf die Stirn und sogar aufs Nasenspitzlein geküßt haben. Glückliche Loie! Sie hatte über ihrer Jugend einen prächtigen, gnädigen Gott, der wohl wußte, was er dem künftigen Liebling der Welt schuldete; der das früheste Schicksal seines Töchterleins dermaßen lenkte, daß es harmonisch und süß den Anfang gab zu ihrem wertvollen weiteren Leben. Loie mischt dabei sicher nicht Wahrheit und Phantasie . . .

Sie hastet über die Jahre, die ihrer eigentlichen Kunst verloren gingen, da sie auf amerikanischen Sensationsbühnen die Soubrette für Kriminalstücke, Mordaktionen und ähnliche Pöbeleien machte. Sie ist wohl keine unbrauchbare Schauspielerin gewesen, und da war es kein Wunder, daß auch schwerere Rollen auf ihre schmalen Schultern gelegt wurden. Loie soll eine hypnotisierte Träumerin geben. Vor sie tritt der Mann mit dem bannenden Auge. Er reißt sie in seine Gewalt, er schläfert sie ein, und als sie, schlafwandelnd, über die Szene schreitet,

da erlaubt sie sich eine unerwartete Geste. Sie trägt ein loses, flatterndes Gewand, und als eingeschläferte Traumwandlerin raschelt sie von einer Bühnenseite zur anderen, läßt sie die Arme auf- und niederschweben, wie es etwa ein Vogel tut, der verschüchtert ist und sich dem Boden nähert. Natürlich läßt der Scheinwerfer auf die flatternde Traumwandlerin ein gespenstisches Licht fallen. Sie sinkt in die Knie; die Arme, die umhüllt sind von den zuckenden Falten ihres Gewandes, regen sich immer noch nervös. Da ruft jemand aus dem Publikum: Ein Schmetterling! Loie hört das. Ein Schmetterling! Der Beifall, der ihr gezollt wird, ist sehr laut und herzlich. Das Wort vom Schmetterling haftet ihr im Ohre, und eines Tages steht sie vor einem großen Spiegel, um künstlerisch umzuformen, mit Bewußtsein zu üben und zu pflegen, was sie instinktiv erfunden hatte.

Sie probt mit größeren Stoffmassen, sie ergänzt die beschränkte Beweglichkeit der Arme durch Stäbe von Geschmeidigkeit. Nicht nur der Schmetterling will sie sein, sondern vor ihrem Auge stehen die Bilder leuchtender Sterne, flammender Orchideen, schimmernder Blumenkelche. Im geschickten Schlendern kann sie all das bilden, für den Zuschauer hervorzaubern, und bald hat sie Sehnsucht, von der Bühne herab zu zeigen, was sie bisher selbst nur im Spiegel erblickt hat. Es war ein Rausch in der Loie, und es war auch eine Angst in ihr, da sie ganz alles verließ, was man bisher so Tanz genannt hatte. Sie hatte den Plan, den wahren Tanz aus ihrer engen Studierstube in die Welt hinauszutragen. Sie fühlte sich als eine Reformatorin und hatte wohl Grund zu solchem Stolz; denn aller Tanz war bisher nur eine Geschicklichkeit, ein körperliches Vermögen der Glieder gewesen. Die Fuller wollte den Tanz beseelen. Sie wollte alle menschlichen Sinne anspannen, daß sie beim Genießen des Tanzes aufblühten und erquickt würden. Wir staunen über die wundervolle Lebendigkeit tanagräischer oder tarentinischer Terrakotten. Unsere Augen sind entzückt, wenn wir die Anmut, die bunte Beweglichkeit dieser zarten Frauengestalten erblicken, die alle wie ruhende Tänzerinnen erscheinen. Und es scheint uns, diese Frauen müßten nur die Grazie, die schillernde Leichtigkeit ihres Körpers in Bewegung setzen, damit der Betrachter in Jubel ausbricht über so viel leichte Schönheit. Kleine Nippes der Antike, hinter den blanken Scheiben der Vitrinen grüßend.

Die Fuller hat diesen Formenreichtum aufgeweckt, ihn eine lebendige Wahrheit werden lassen, einen Augentrost und eine helle Überraschung. Ich dachte das schon lange, und nun begegne ich in ihrem Memoirenbuch

dem Satze, daß ihr Rodin von solchen Empfindungen gesprochen hat. Warum sollen nicht die geschürzten Frauen und Freundinnen der süditalischen Kleinmeister im Sonnenschein oder gar im Mondschein oder beim warmen Flimmern der Sterne ihre Vollendung gewiegt und im Reigen offenbart haben? Miß Loie ersetzt durch künstliche Lichtwirkungen die Pracht des Firmamentes, aber sie hat systematisch, von Feinfühligkeit unterstützt, die Phantasie und technische Gewandtheit der Elektriker gelenkt. Dies Finden der Einheit von Licht und Bewegung ist ihr großes Verdienst.

Es wurde nur langsam anerkannt. Loie Fuller hat ernst zu kämpfen, ehe sie ihrer neuen Kunst Ruhm und Reichtum schafft. Oft gerät sie in bittere Not. Oft muß sie die meisten ihrer Träume verjagen und sich mit einer niederdrückenden Wirklichkeit begnügen. So in Berlin, wo sie sich vor biertrinkenden, lauten Spießbürgern zeigt. So in Köln, wo sie auf dem Zirkussande die Gefährtin eines dressierten Elefanten und eines störrischen Esels ist. Der Esel schreit, der Elefant trompetet, und Loie Fuller, die klassische Schönheit erneuen möchte, findet weniger Beifall als die ihr gesellten Kumpane. Aber sie hat kein verzagendes Herz: „Oft hab' ich die Erfahrung gemacht, daß die Gesellschaft kluger Pferde und musikalischer Elefanten weniger demütigend ist als diejenige mittelmäßiger Menschen." So philosophiert sie aus der Menge.

In Paris fand sie, was sie lang, lang ersehnte, verständige Freunde ihres Willens und ihrer Kunst. Und sie spart nicht mit Lobsprüchen auf die Stadt des Lichtes und der Liebe, mit Enthusiasmus für die Menschen dieser Stadt, die weit ihre Arme öffnen, wenn ihnen ein feines Wunder neuer Kunst begegnet. Die Fuller hat recht mit solchem Preise. Sie hat Ritterlichkeit und Güte in Paris empfangen. Nur an der Seine war es möglich, daß ein graziler Schriftsteller, der Meister Anatole France, für die Lebensgeschichte einer Tänzerin, für flüchtige und unterhaltende Schnurren einer Tänzerin, die Einleitung schrieb, daß er sie schrieb mit galanter Anbetung und bewundernder Dankbarkeit. Männer von Ansehen und Pathetik unterhielten sich in Paris gern mit der lächelnden Tänzerin. Sie wurde sogar häufig vom jüngeren Dumas, von dem moralischen Kämpfer zu Tisch geladen. Da saß sie nun bei ihm. Da küßte die junge Frau den alten Herrn, der bald sterben sollte, auf die Stirn. Da pflückte er ihr Rosen in seinem Garten. Da lachte er, wie sie das Französische mit englischer Ungeschicklichkeit radebricht. Und nachträglich erzählt sie nun von seiner milden Fröhlichkeit, von seinen mit Koketterie

gepflegten Frauenhänden und von seiner chevaleresken Unterwürfigkeit damals, als er ihr sein Bild schenkte und darauf schrieb: „Von Deinem Freundlein Alexander“.

Er ist nicht mehr, und auch Mr. Curie ist schon dahin, der große Forscher und Entdecker des Radiums. Mit ihm und seiner Gattin ist die Fuller einmal nach Meudon hinausgefahren, und Rodin hat sie dort in seinem Kunsttempel empfangen. Der Meister übernahm die Führung, und die Gäste folgten ihm schweigend. Der Forscher hat dabei nicht zu seiner Gattin gesprochen, auch nicht zur Tänzerin, die an seiner Seite schritt. So hat kein Wort die Herzen gestört, die im Augenblick alle sehr hoch schlugen. (Während ich dieses Erlebnis im Buche der Loie Fuller lese, erinnere ich mich, daß ich die Witwe Curie einmal in ihrer Werkstatt wirken sah, wie sie Flüssigkeiten über dem Bunsenbrenner siedete, wie sie von irgendwelchem Instrument den schützenden Glasmantel hob, wie sie die Pole eines zarten Elektrisierapparates einer Magnetnadel näherte. Junge Männer und Mädchen standen rings herum und beobachteten und griffen diese und jene Belehrung auf. Da betrachtete ich genau die Züge der Witwe und war erstaunt: sie waren den Mienen ihres seligen Gatten ähnlich geworden. Und mir fiel die Geschichte von einem Naturwunder ein, die ich im Nachtigallenbuche des prächtigen Buffon las. Männchen und Weibchen der Nachtigallen lieben oft einander so innig, daß sich das Weibchen völlig nach dem Männchen verwandelt. Das Weibchen ist von Natur stumm, aber es fängt an zu schmettern, wenn das Männchen nicht mehr mag. Die Gefiederfedern des Weibchens werden vollkommen denjenigen des Geliebten gleich. Du wärest nicht imstande, eines vom anderen zu unterscheiden, an der Melodie der Kehle, am Rhythmus des Fluges, an der Farbe des Federleibes. Vielleicht ist das unwahr und ein Märchen. Mir aber schien damals, daß Mme. Curie ihrem seligen Gatten immer ähnlicher würde, wie das Nachtigallenweibchen dem Herrn seiner Treue . . .)

Loie Fuller, die Künstlerin für die Erde, ist auch eine Freundin des Sternenguckers Flammarion. Wir kennen diesen Astronomen und wissen, daß er gern von gewöhnlichen Ideen abschweift, um mit Geistern Zwiesprache zu halten, daß er ein großer Feind jener Alltäglichen ist, die nichts von einem spirituellen Jenseits wissen wollen und ahnen. Von ihm wurde Loie Fuller wohl angeregt, mystischen Regungen nachzugeben.

Aber auch ihr eignes Naturell neigte zu derartiger Versunkenheit. Auf offenem Meere versucht sie den Rythmus der Wellen nachzu-

ahmen. Das Versuchen, das ursprüngliche Erfinden und Empfinden ist überhaupt ein großer Zug in ihr. Sie folgt keinem Lehrer in ihrer Kunst, die sie aus sich selber gebar. Sie folgt auch keinem Lehrer in ihren Gedanken und ist kühn genug, herzusagen, was ihr auf dem Herzen liegt. Einmal wandert sie durch die dämmerigen Gänge von Notre Dame in Paris. In der Schatzkammer sieht sie die wundervollen, juwelenbestickten Stoffe, die zu großen Zeremonien dienen. Sie geht weiter, und sie sieht den Sonnenstrahl, der über die bunten Heiligenbilder spielt. Ihr scheint, daß die Gestalten der heiligen Maria und der fürsprechenden Apostel in der Sonne das Leben gewinnen. Sie glaubt zu sehen, daß die Himmlischen ihre Köpfe neigen, ihre Arme bewegen, zum Schreiten die Füße emporheben. Als sie noch genauer hinblickt, mit ihrer regen Phantasie, die erfüllt ist von üppigen Bildern des Tanzes, da ist ihr nicht anders, als wenn all die hohen und heiligen Heerscharen des Himmels auf den Bildern tanzen. Da nimmt sie ein weißes Taschentuch, läßt es auf- und niederschweben, ballt es zu Falten und bauschigen Figuren und vermeint, daß all die Heiligen im Serpentintanz schwanken. Nach ihrer Einbildung tanzen auch die Ikonen über den kleinen Altären; die marmornen Statuen und auch die winzigen Bilder hinter den schweren, schwarzen Eisengittern, all das gewinnt Leben für sie, rhythmisches, wiegendes, fließendes Leben des Tanzes. Sie verliert sich ganz in derartige Visionen. Sie bemüht sich zu verwegenen Stellungen, um die Himmelsschar zu wilderem Tanze anzufeuern. Sie schwenkt ihr Tüchlein, das einzige Gewand, das sie den steifen Heiligen zur Serpentine geben kann. Sie beugt sich, sie streckt sich, sie wird auffällig und vom Kustos als eine verrückte, Gott lästernde Frau aus der Kirche vertrieben.

Loie Fuller ist in einem Dorfe geboren und wurde zur weltläufigen Künstlerin. In zwei Erdteilen und noch weiter wird ihr Name genannt. Aber sie begnügt sich damit nicht und schaut nach erotischen Strichen. Wenn wir heute die Zartheit der Sada Jacco bewundern, das unerhört Feine ihres Reigens und gleichzeitig das Schreckliche, Erschütternde ihrer Kraft, den Todeskrampf auszumalen, dann sollen wir denken, daß Miß Fuller ihre japanische Freundin ermunterte, vor Europäern zu tanzen. Die Fuller hat auch das andere japanische Wesen, das unsere Augen entzückt, zum ersten Male auf die Bühne gebracht; das ist die Hanako. Ein Schicksal erzählt sie von dieser Frau, die heut' eine ehrsame Gattin wurde, das nah' verwandt ist jenen Märchen, die Lafcadio Hearn von japanischen Frauen erdichtet. Die Hanako war arm und wußte nicht, wie

im fremden Land Europa den Hunger zu stillen. Da hat sie in der holländischen Schifferkneipe getanzt, sie, das Gebrechlichste, Lieblichste, unter dem gröbsten und derbsten Gesindel. Sie hat getanzt, und sie hat gerührt, und obwohl sich manche Hand begehrend nach ihr ausreckte, wurde jede Hand immer scheu zurückgezogen, wenn die Hanako ihre Augen öffnete, Augen, die schwarz und langbewimpert sind, die damals voll waren von Schmerzenstränen, wie die guten Trauben voll sind von süßestem Safte. Heut spielt die Hanako ein Königsspiel mit einem Prinzen, und wenn sie auf dem Theater diese Prinzessinnenliebe zeigt, diese lächelnde Hingabe, diese lächelnde Fröhlichkeit, diese nicht minder angenehme Todesbereitschaft, dann verstehen wir die Innigkeit, mit der Miß Fuller ihren erotischen Schützling preist.

Sie hat noch für vieles ein lobendes Wort, und ihr Lob trifft nichts Schlechtes. Ganz zum Schlusse gilt es einem braven Manne, der jetzt auch schon tot ist, der ihre englisch geschriebenen Plaudereien ins Französische übertragen hat: es ist der Prinz Bojidor Karageorgiewitsch. Während er als friedlicher, bescheidener Künstler Schmuck und Geschmeide aus edlen Metallen formte, mordeten seine nächsten Verwandten ein schlafendes Paar, das noch nicht vom Tode träumte. Er ist gestorben, und seine Nächsten leben noch. Sie herrschen, und manchen von ihnen sah ich tanzen, wenn im Palais des französischen Präsidenten die Stadtgardisten zum Walzer aufspielten.

Max Osborn:
Moderne Zeichenkunst

(Zur Winterausstellung der Berliner Sezession)

„Moderne" Zeichenkunst — gibt es das? In demselben Sinne, wie man, mit Fug, gelegentlich von moderner Malerei und moderner Plastik reden kann? Wenn wir der Sache auf den Grund gehen, gibt es nur eine Antwort: Nein! Die Malerei unserer Tage und der letzten Jahrzehnte sucht tatsächlich Neuland; sinnt koloristischen und luministischen Problemen nach, die frühere Zeiten nicht kannten; setzt sich nach vielen Seiten hin in scharfen Gegensatz zu wichtigen und maßgebenden Kunsttendenzen langer Jahrhunderte. Die Bildnerei hat sich, wenigstens zum Teil, von den Malern ins Schlepptau nehmen lassen und fahndet gleichfalls gierig nach einer Erweiterung ihrer Ausdrucksmittel, nach einer neuen Auffassung der Form. Aber die Zeichenkunst? . . .

Gewiß, auch hier trat die jüngere Generation revolutionierend auf. Doch die Bewegung wandte sich durchaus nicht gegen den gesamten Heerbann der älteren Traditionen, sondern, wie eine richtige Revolte, lediglich gegen die „herrschenden Zustände". Ein Auflehnen gegen den Zwang der akademischen Regeln, die sich im neunzehnten Jahrhundert gebildet hatten, darf wohl konstatiert werden; doch bei Licht besehen handelte es sich eben darum, über diese verhältnismäßig jugendlichen Regeln und Gewohnheiten wieder auf das vordem Gültige zurückzugreifen. War es gerade ein Wiederanknüpfen an die großen Überlieferungen, die das neunzehnte Jahrhundert durchbrochen hatte. Ein Studienblatt von Marées oder eins von Liebermann — um zwei Extreme zu nennen — haben zwar mit Zeichnungen von Kaulbach und Piloty gar nichts, aber mit Zeichnungen von italienischen und holländischen Renaissancemeistern sehr viel gemein. In ganz anderem Sinne, wie die Farbenkunst der neueren Franzosen und ihrer internationalen Gefolgschaft ihren Stammbaum über Goya, Watteau, Velazquez, Rembrandt, den Delftschen van der Meer und Frans Hals bis auf den alternden Tizian und Piero della Francesca zurückführen darf, kann die Schwarz-Weiß-Kunst der Lebenden in den Bleistift- und Kohleblättern der alten Meister ihre Ahnherren verehren.

Lovis Corinth: Studienblatt (Wolf und Hyäne). Zeichnung

Walther Klemm: Brücke. Holzschnitt

Von der Winterausstellung der Berliner Sezession
Zum Aufsatz von Max Osborn

Ein Blick auf die Kunstgeschichte des letzten Zeitabschnitts erklärt das ohne Mühe. Der springende Punkt ist die doppelte Wandlung im Begriff der Zeichnung, die sich seit dem Einsetzen der klassizistischen Bewegung am Ende des achtzehnten Jahrhunderts verfolgen läßt. Damals erfolgte in Deutschland ein entschiedenes Abrücken von der Farbe. Zur Hälfte waren dabei die an der antiken Plastik geschulten gräzisierenden Doktrinen, zur Hälfte die ausgesprochen literarischen Tendenzen, die sich in der Provinz der bildenden Künste häuslich einrichteten, die treibenden Kräfte. Diese beiden Mächte wirkten zusammen, um die organische Fortbildung der Farbenlehren des ausklingenden Rokoko zu durchkreuzen. Das führte bis zu der offenen und entschiedenen Ablehnung der Farbe bei Peter Cornelius, der zuletzt in ihr etwas Rohes, äußerlich Effektvolles, Sinnliches, ja beinahe Sündhaftes sah, was die sublime Geistigkeit seines künstlerischen Ideals bedrohte. Und es führte zu einem Zustande, in dem das eigentliche Malerische durch das Zeichnerische schlechthin verdrängt wurde. Es gab eine Zeit, wo die besten deutschen Talente weit mehr im Karton als im Fresko oder gar im Ölbilde zu sagen hatten und zu sagen wußten. Man braucht auf diese Epoche durchaus nicht mit der souveränen Verachtung zu blicken, die heute üblich ist. Auch sie hatte ihren historischen Sinn und auch sie hatte ihre positiven Qualitäten. Aber darüber ist kein Zweifel, daß sie die logische Weiterentwicklung der Malerei, sofern man sie zunächst und vor allem als die Kunst des Farbenausdrucks begreift, unterbrach und erschwerte. Und wenn der koloristische Sinn auch bald rebellierte und sich sein altes Recht zurückerkämpfte, so blieb doch als dauernde Folge eine Verschiebung der Stellungen, die Malerei und Zeichenkunst bis dahin eingenommen hatten.

Die Zeichnung war früher ein Hilfsmittel gewesen, das den Maler bei seinen Studien und bei der Vorbereitung zu seinen Bildern stützte. Sie blieb etwas ganz Persönliches und dachte gar nicht an das abschließende Objektivieren, das im Gemälde gesucht wurde. Jetzt rückte sie auf einen weit anspruchsvolleren Platz vor, ward in zahlreichen Fällen aus einem Hilfsmittel zum Selbstzweck, und das Resultat war, daß sie auch da, wo sie gar nicht den Ehrgeiz hatte, Selbstzweck zu werden, im Hinblick auf Abgeschlossenheit, „Fertigkeit", Objektivierung getrieben wurde. Der akademische Unterricht wurde, bewußt oder unbewußt, von dieser Auffassung bestimmt. Die Zeichnung, früher nur für den Künstler selbst, höchstens noch für den kleinen Kreis der Kenner und Sammler vorhanden, die für die persönlichsten Äußerungen Verständnis besaßen, wandte sich an das

große Publikum. Das heißt: sie gab ihre einstige individuelle Freiheit und Selbstherrlichkeit auf und unterwarf sich den Ansprüchen, die (damals) an das Gemälde gestellt wurden.

Mit diesem Zustande räumte die moderne Zeit auf, indem sie die Zeichnung wieder in ihre ursprünglichen Ämter einsetzte. Man könnte sagen: zurückversetzte — denn sie wurde in engere Grenzen zurückverwiesen —, wenn man nicht den Anschein einer Degradation vermeiden müßte, von der niemals die Rede sein kann, wo es sich darum handelt, eine Sache ihrem natürlichen Beruf zuzuführen. So ward die Zeichnung also wieder eine persönlichste Angelegenheit des einzelnen Künstlers, und ihr gegebener Aufenthaltsort nicht die Öffentlichkeit, nicht die Ausstellung, sondern das Atelier, die Mappe, der Schrank des Sammlers, höchstens des Museums. Eine Ausstellung von Handzeichnungen wär in jenen Carton-Zeiten (nennen wir sie der Kürze halber einmal so) viel sinnvoller als vorher und nachher. Tatsächlich wäre man vorher niemals auf solche Gedanken gekommen; sie sind auch heute einigermaßen unlogisch, und man müßte sie ablehnen, wenn nicht der Reiz, den sie der Logik zum Trotz ausüben, ein so außerordentlicher wäre. Und wenn nicht das Verständnis und die Leidenschaft (auch die Neugierde) für die Intimitäten der künstlerischen Arbeit so ungeheuer zugenommen hätten. Wir treiben heute in der Kunst (auch auf anderem Gebiete) einen früher unerhörten Kultus des Persönlichen, der oft genug ins Maßlose umschlägt und zahllose böse Resultate zeitigt; der aber auch für geheime Züge, die früher verborgen blieben, und für viele Dinge, die unsere Fähigkeit des Begreifens in manche Urgründe leiten, die Augen von Tausenden geöffnet hat.

So wandern wir durch die Winterausstellungen der Berliner Sezession, und gierig blicken wir in die Werkstattgeheimnisse, die sich uns öffnen. Wir sehen Hunderte von Blättern, die uns sozusagen gar nichts angehen — und das ist einer der stärksten Reize. Sehen Dokumente der Arbeit, durch deren öffentliche Vorlegung sich die Künstler genau genommen prostituieren, oder doch in einer Toilette zeigen, die man zum Empfang von Gästen nicht wählt — und gerade das zieht uns an. Wir legen uns auf die Lauer und betrachten mit dürstenden Blicken die Augenblicksniederschriften, die aus plötzlicher Erregung geborenen Notizen, den Niederschlag von Impressionen der Umwelt, die darum so stark wirkten, weil sie mit einer ihnen günstigen Stimmung des Empfangenden zusammentrafen oder gar einem längst dunkel tastenden künstlerischen Willen greifbaren Halt gaben. Wir sehen mit Ergriffenheit, wie sich

hier die Temperamente der einzelnen mit fast erschreckender Unmittelbarkeit offenbaren: Liebermanns geistreich-nervöse Beweglichkeit; Corinths derb zupackender Realismus; van Goghs machtvolle Raumvorstellungen und (Millet überholende) Wirklichkeitsstilisierungen; die erwachende Linienkraft der Jüngeren, wie Waldemar Rösler, Theo Brockhusen; das delikate Formgefühl der römisch-parisenischen Jungdeutschen, wie Karl Hofer; und so fort. Man lernt bei dieser Schau mehr als aus dicken Handbüchern über das Wesen der modernen Kunst. Einzelne nehmen auch heute noch die Zeichnung um der Zeichnung willen, wie Jan Toorop, der katholisch gewordene Holländer, der in dem köstlichen kleinen Nordseenest Domburg das ehrsame Fischervolk zu schwärmerischen Mystizismen entbietet.

Dies aber führt uns schon zur Graphik hinüber. Denn der Bilddruck ist die Form, in der allein einstens die Zeichnung als Selbstzweck existierte. Auch hier hat die jüngste Zeit den status quo ante wiederhergestellt, nachdem das neunzehnte Jahrhundert die graphischen Künste auf der ganzen Linie zum Reproduktionsdienst abkommandiert hatte, den ihnen heute die photomechanischen Verfahren abgenommen haben. Namentlich die Lithographie und der Holzschnitt sind dadurch wieder zu ihrem Rechte gekommen. Mit wahrer Lust an der Geschmeidigkeit des Materials lassen Liebermann und Slevogt die Kreide über den Stein gleiten; mit Feuereifer versuchen sich die Jüngeren in der neu begriffenen dekorativen Strich- und Flächensprache der Xylographie.

Die diesjährige Winterausstellung der Berliner Sezession baut die Proben aller dieser Bemühungen mit vorbildlicher Übersichtlichkeit auf. Sie bringt auch einen Saal mit Aquarellen und andern Farbenstudien, die für sich das gleiche Recht der freien Subjektivität in Anspruch nehmen. Manche Eigenwilligkeiten, die bei der Handzeichnung selbstverständlich erscheinen, wirken hier trotzdem als einigermaßen aggressive Extravaganzen, weil wir daran denken, wie gering heute der Unterschied zwischen Studie, Skizze und Bild geworden ist, was uns ein bißchen melancholisch macht. Aber hier, wo diese Dinge anspruchsloser auftreten, eben nur als Dokumente erster Konzeptionsakte, entwaffnen sie und sind uns gleichfalls willkommen als Einführer in alle Sehnsüchte, Farbenphantasien, Grübeleien und mehr oder minder sympathische Verdrehtheiten der anrückenden Generation.

Rundschau

Die Liberalen

Deutschland bleibt nicht stehen. Seine wirtschaftliche Kraft, seine politische Macht, seine geistige Regsamkeit schreiten immer weiter. Der Liberalismus aber kommt seit Dezennien nicht vom Fleck. Die Zeitungen mit den höchsten Auflagen sind in seiner Gewalt, seine Agitation flattert täglich auf Millionen papierener Flügel in alle Winkel, und dennoch ist sein direkter Einfluß auf die Leitung der Staatsgeschäfte lächerlich gering. Soll er sich schmeicheln, daß das Fluidum seiner Ideen trotz alledem in jede Pore des öffentlichen Lebens dringt und daß ihm durch seine Unermüdlichkeit die Rolle des idealen konstitutionellen Königs zugefallen sei, der herrscht, aber nicht regiert? Es wäre doch ein heuchlerischer Trost. Soll sich namentlich der Freisinn ewig damit bescheiden, daß die wenigen Auserkorenen, denen seit Jahrhunderten die Kunst zu regieren und zu siegen vererbt ward, die Musik machen und er dafür stolz und alles besser wissend im Merkerstuhl zu sitzen habe.

Noch jeden Kritiker hat es in den Fingerspitzen gejuckt, auch einmal ein Bildner zu werden. Eine politische Partei kann am allerwenigsten nur das griesgrämige Rezensentenhandwerk üben, ohne endlich von der eigenen und ihrer Wähler Unzufriedenheit aufgefressen zu werden. Eine Minorität, die nicht in jedem Augenblick von dem leidenschaftlichen Wunsch beseelt ist, die Majorität zu sich herüberzuzwingen, ist überhaupt nicht wert, auf dem politischen Kampfplatz zu stehen. Ist es wirklich, wie alle ihre Gegner rechts und links behaupten, das Schicksal aller Vermittelnden, der Fluch der Zwitterhaftigkeit, der die Freisinnigen in die Sackgasse der Untätigkeit bannt, während der Radikalismus zu neuen Erfolgen ausholen kann?

Weder die geheimrätlichen noch die demokratischen Rezepte haben ihnen aus ihrer Erstarrung zu helfen vermocht. Die regierende Kaste hat sie, wie in der eben erst abgelaufenen Periode, gelegentlich zu kurzen Experimenten herangeholt und, wenn sie einmal ihren eigenen Willen haben wollten, rücksichtslos wieder beiseite gestoßen, in den Grollwinkel, der die Eigentümlichkeit hat, daß man viel schneller in ihn hinein als aus ihm herauskann. Und der Hinweis, daß der Liberalismus — wie Frankreich und jetzt wieder England mit seinem großen Wahlkampf beweisen — heute kaum mehr anders als in Gemeinschaft mit dem Sozialismus zu siegen vermöge, erscheint den meisten im Vaterlande Bebels wenig fruchtbar. Aber man begreift, daß auch der Führer des rechten liberalen Flügels, Herr Bassermann, in seiner letzten Reichstagsrede, in der er seine Bereitwilligkeit zu einem taktischen Zu-

sammenschluß mit dem Freisinn zu erkennen gab, seine schönsten Hoffnungen darauf gebaut hat, daß die Sozialdemokraten von ihrer weltfremden Staatsdoktrin zurückkommen werden. Aber was soll jetzt geschehen, wo es immer deutlicher wird und bei allen Ersatzwahlen für den Reichstag, bei den Landtags- und Kommunalwahlen zutage kommt, daß die einzigen, die einen Gewinn von dem wütenden Kampf um die Reichsfinanzreform haben, wiederum die Sozialdemokraten sind. Auch das jetzt zum Feldzeichen erhobene Cosinschwein wird nur ihr sprichwörtliches „Schweineglück" mehren.

Dennoch ist gerade jetzt für den gesamten Liberalismus in Deutschland der Augenblick gekommen, in dem er den Weg zu einer besseren Zukunft finden könnte. Er muß nur mit aufmerksamen Sinnen dem Zug derselben wirtschaftlichen Kräfte folgen, die zur Gründung des Hansabundes gedrängt haben, und dabei weder nach oben schielen noch nach wohlfeilem Beifall aufgeregter Meinungsmacher gieren. Diese Kräfte quellen aus heißen Gründen, aus tiefen Notwendigkeiten, aus Nöten des Bürgertums und werden, ob nun der Bund seiner Pflicht gewachsen ist oder nicht, sich freie Bahn reißen. Versteht es der Liberalismus, sich zu ihrem Pionier zu machen, dann werden sie ihn später selbst immer weiter tragen und höher heben. Die erste Voraussetzung aber ist, daß er aus der Vergangenheit lerne. Eine dicke Bibel, die jetzt in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen ist, Hermann Onckens Buch über Rudolf von Bennigsen, das dessen Laufbahn nach seinen Briefen und hinterlassenen Papieren schildert, kann ihnen dabei sehr behilflich sein. Sie können daraus wieder einmal erfahren, wie wenig der Liberalismus es bisher verstanden hat, Disziplin zu halten, die Massen zu organisieren und mit ihnen in Fühlung zu bleiben, und wie geschickt er immer die besten Gelegenheiten, die Macht an sich zu zwingen, verpaßt hat.

Der Liberalismus verfügt heute im Reichstage über 100 Stimmen. Das ist wenig und viel. Wenig, wenn sie in dem von 397 Boten besetzten Saal der Mehrheit führerlos und temperamentlos gegenüberstehen, viel angesichts der allgemeinen Parteizersplitterung, wenn sie sich nicht zur Unzeit wichtig machen, aber in entscheidenden Augenblicken geschickt ins Treffen geführt werden. Daß die Nationalliberalen gelobt haben, mit dem Freisinn so oft wie möglich eine taktische Einheit zu bilden, ist eine der erfreulichsten Folgen der erbitterten parlamentarischen Kämpfe des vorigen Jahres. Auch die Fusion der drei freisinnigen Parteien, die man jetzt, trotzdem die Parteitage noch das letzte Wort der Entscheidung zu sprechen haben, schon als vollzogene Tatsache ansehen kann, ist durch sie beschleunigt worden. Drei Jahre haben die Berge gekreißt. Nun ist endlich ein ellenlanges Programm der neuen „deutsch-freisinnigen Volkspartei" (schon der Name verrät mühsame Klitterung) geboren worden. Alle liberalen Perlen, die man seit 1848 ge-

sammelt hat, sind sorgfältig auf eine Schnur gezogen; der ganze Rosenkranz ist beisammen, den ein freisinniger Politiker vor einer jubelnden Wählerversammlung herunterbeten kann.

Merkwürdiger und bezeichnender Weise hat die Kritik im eigenen Lager an diesem Programm sonst nichts ausgesetzt, als daß es — zu kurz, noch nicht vollständig genug sei. Noch immer glauben diese Barrikadenkämpfer aus Zeitungspapier, Anfang und Ende aller Dinge sei das Programm. Noch immer wollen sie nicht begreifen, daß man mit allen Kräften zum Endziel streben, im Einzelnen aber Bewegungsfreiheit haben muß und sich nicht durch detaillierte Programmsätze noch mehr Fußangeln legen darf. Wer aber wird Generalfeldmarschall sein und werden alle dann Order parieren? An diese Kernfrage hat noch keiner gerührt. Wenn von den baren 50 Mann, die der Freisinn heute glücklich im Reichstage sitzen hat, alle wieder den Feldherrn spielen wollen, dann kann man das Ende der Einigungsherrlichkeit schon heute voraussehen. Ist es nicht wie ein parodistischer Scherz, ersonnen zum Gaudium der Gegner, wenn am Tage der Programm-Veröffentlichung die Herolde der Freisinnigen Volkspartei ins Land hinausschmettern: „Ja, aber Herr Weinhausen darf unter keinen Umständen Geschäftsführer werden." Soll die neue Ära so beginnen, dann wird es wieder so sein wie nach der schönen Fusion im März 1884, die 1893 wieder in die Brüche ging. Heute verlangt das gemeinsame Programm „Sicherung der vollen Wehrkraft des Reiches", und eine Partei, hinter der $1^1/_4$ Millionen Wähler stehen, könnte im Parlament und bei den nächsten Wahlen schon manches erreichen, wenn sie sich endlich zur Unterordnung unter einen gemeinsamen Plan verstehen wollte. Organisation ist alles. J. A. B.

Tschudi in München

Mit der Berufung Tschudis zum Direktor der staatlichen Gemäldegalerien in Bayern zog ein freies Aufatmen durch die Reihen der Münchner Künstler und auch durch die Gemüter der noch nicht ganz verhärteten Kunstfreunde in unserer bayerischen Kunstmetropole. Jetzt endlich dämmerte für unsere Museen, besonders aber für die Alte und die Neue Pinakothek, das Morgenrot einer neuen Zeit. Man wußte es von seiner Berliner direktorialen Tätigkeit her: jetzt kam der Mann, der Wandel schaffen konnte!

Tschudis erste Herkulestat vollzog sich auf dem Boden der Alten Pinakothek. Seit Jahr und Tag war hier alles beim alten geblieben. Das Beispiel des Berliner Kaiser Friedrich-Museums, die modernen Gesichtspunkte, nach denen eine Menge anderer Galerien reorganisiert worden waren, blieben in München unfruchtbar. Viele der bedeutendsten Schätze fand man früher unmöglich hoch gehängt, dem Gesichtsfeld entzogen. Die Überfüllung der Wände schmälerte allzuhäufig die genußreiche Betrachtung des Einzelwerkes.

Fehlte dem in seinem Amte grau gewordenen Geheimrat von Reber die Initiative, war es Tra-

dition, falsche Pietät, oder war er zu müde, den Kampf mit dem Bureaukratismus immer wieder aufs neue aufzunehmen, — gleichviel, kein Bild wurde vom alten Platz bewegt; es wurde nach gut münchnerischer Gewohnheit ewig „fortgewurstelt".

Nach einer sechswöchentlichen Arbeitsleistung hatte Tschudi das erste Großreinemachen beendet. Er hatte der Galerie ein total neues Ansehen verliehen!! — — —

Wer all die Grundsätze zu kontrollieren vermag, unter denen sich die Reorganisation der Galerie zu vollziehen hatte, wird von dem Resultat, das Tschudi keineswegs als ein Definitivum betrachtet haben will, hochbefriedigt sein. Freilich, an den Einzelheiten läßt sich mäkeln; hinter dem Ganzen aber steht eine Persönlichkeit, die sich des rechten Weges voll bewußt ist.

Folgende Programmpunkte leiteten den neuen Direktor: „Auflockerung der Masse und neue Zuführung von Licht"; „Ausschaltung des Entbehrlichen mit dem Ziel, der Galerie ein Qualitätsniveau zu geben"; „Auf dem Wege des Austausches — innerhalb des Bestandes der staatlichen Galerien — vorhandene Lücken auszufüllen, mit Rücksicht darauf, den kunstgeschichtlichen Zusammenhang möglichst ununterbrochen vorzuzeigen".

Nach Sichtung des Materials setzte sich die noch größere Arbeit der Neuordnung nach praktischen und ästhetischen Gesichtspunkten fort. Zuerst die gute Sehbarkeit und richtige Beleuchtung der Bilder. Das ist nahezu vollendet in Erfüllung gegangen. Jedes Bild kann ohne Beeinträchtigung des Nachbarn genossen werden, unbequeme Halsverrenkungen sind dazu nicht mehr vorzunehmen. Auf die dekorative Wirkungskraft einer ganzen Wand wurde mehr Bedacht gelegt als auf die erhoffte Isolierung einzelner Bilder, die ohne noch viel weitgehendere Aufräumungen nicht durchzusetzen war. In jedem der zwölf Säle und der dreiundzwanzig Kabinette ward der Versuch gemacht, durch zentrale Anordnungen den Hauptwerken eine kräftigere Akzentuierung zu verleihen. Das spärliche Oberlicht in den Hauptsälen wurde ehemals von den dunkelroten Wandbespannungen der Wände aufgezehrt. Ohne radikale bauliche Veränderungen war diesem Übelstande nur abzuhelfen, indem man die Wände hellgrün oder weiß überstrich oder in den Kabinetten eine lichtere Bespannung der Wände, oder auch einen hellbraunen oder olivgrünen Anstrich einführte.

Die permanente Verschwendung des Raumes wird sich immer fühlbar machen. Eine Nutzbarmachung der großen Loggiengalerie z. B. (von Klenze in der Parallele zu den Kabinetten angelegt) hat Tschudi noch nicht ergründet; aber durch Versperrung der Ausgänge nach diesen Loggien hat er vielfach Platz gewonnen.

Es würde zu weit führen, auf jede Einzelheit aufmerksam zu machen, den Leser vor alle Bilder zu führen, die sich jetzt in anderm Lichte zeigen als vordem, die jetzt wieder neu erkannt, ja entdeckt werden. Endlich kann man Bildern, wie der „Judenbraut" des Aart

de Gelder oder dem großen Höllensturz des Rubens, so nahe treten, daß auch die technischen Feinheiten einer unerhörten Farbenkühnheit zu genießen sind. Rubens' dominierende Stellung in der Pinakothek wird in der Neuanordnung noch stärker betont. In dem einen ungeheuren Raum verloren sich ehemals die kleineren Bilder, jetzt dehnen sich hier ausschließlich die Riesentafeln von Rubens und seiner Schule zu hinreißender Wirkung. Durch Einziehung mehrerer keilförmiger Scheidewände aus Holz gewann man in einem zweiten Rubenssaal neuen Platz, um die Fülle der kleineren Bilder des Meisters höchst geistreich auf Farbklänge und Farb-Akkorde hin zu ordnen. Es war das rechte Mittel, den Koloristen Rubens in seiner farbigen Differenziertheit wirken zu lassen. Über den etwas patzig grünen Anstrich läßt sich streiten! Im van Dyk-Saal wirkt er als Grund gut, er spielt hier nicht in die vornehme zusammengenommene Farbenhaltung der Bilder hinein, umgibt sie vielmehr wie grüne Wellen. Die farbig fein abgestimmten van Dyk-Wände beweisen hinlänglich den kultivierten Augensinn Tschudis. Nur im Reiche Tizians scheint sich sein Blick verwirrt zu haben. Hier spielt das Grün allerdings in die Farbhaltung der Tizian und Tintoretto hinein (zumal in den graugrünlichen Ton der aus Schleißheim neu gewonnenen Bilder des Gonzaga-Cyklus). Die außerdem noch vortretende Drapierung in Grün tut neben dem Rot des Teppichs im Bilde Karls des Fünften dem Auge geradezu weh, und auch das schönste Bild der Galerie: Tizians „Dornenkrönung", hat in seiner Farbenwirkung durch die gleiche grüne, etwas kitschige Drapierung verloren. Tintoretto ist nunmehr durch die Augsburger Tafel „Maria hat den besten Teil erwählt" (eines der vorzüglichsten Werke des Meisters) ganz hervorragend vertreten. Man kann es den Augsburgern nicht verübeln, daß sie der Entführung dieses Bildes Tränen nachweinen. Tschudi hat nach seinem guten Rechte der Staatsgalerie zu Augsburg sieben Bilder genommen; er will ihr dagegen neun andere zurückgeben. Darob eine große Revolution im Augsburger Gemeinderat, der sich auf einen Willensakt König Ludwigs I. berufen möchte. Die Mißstimmung wird hoffentlich von Tschudi durch weitere liberale Zugeständnisse beschwichtigt werden können. Im Magazin der Pinakothek finden sich ja auch noch manche Bilder aufgespeichert, die keineswegs zum Ballast der Galerie gehörten. Aus Augsburg kommt uns noch das seltene Stilleben von Jacopo de' Barbari, dessen malerische Feinheiten im Gefieder des Rebhuhns für das Entstehungsjahr 1504 ganz rätselhaft sind.

Aus Schleißheims bestem Bestand kommen die „Kreuzigung" von Lukas Cranach und der reitende Olivarez, zu dessen Autor neuerdings der Schwiegersohn des Velazquez: — *de Mazo* — erhoben worden ist.

Mit dem Umtaufen verschiedener deutscher Bilder hat man glücklich begonnen. Aber das Ecce homo von Hans Multscher (??) wäre besser in Schleißheim ge-

Richard Teschner:
Der Marktplatz von Eger. Radierung
(Aus dem Mappenwerke „Deutschböhmen im Bilde“. Herausgegeben vom Verein der deutschen Künstler in Böhmen. Verlag von A. Haase, Prag)
Text auf Seite 174

blieben — dagegen wird man bedauern, daß die großen Pseudo-Grünewalds ins Depot verschwunden sind. In Saal III hat der farbenprächtige Mauritius-Altar von Mathias Grünwald endlich die ihm zukommende Mittelstelle gefunden.

Die Dürer-Apostel sind leider durch einen grauen Vorhang zu weit von einander getrennt worden. An eine Ehrenstelle rückte dagegen die neuerworbene Tafel des Marx Reichlich aus der Pacherschule (aus dem Nachlaß des alten Prof. Sepp). Was weitere Neuerwerbungen anbelangt, so hat Tschudi die Konjunktur schnell und gut genützt. Auf das Hauptstück der Errungenschaften war man besonders gespannt. Es ist das — G r e c o s „Entkleidung Christi". Neben der ungemein geistvollen Komposition und der aufgewühlten Farbhaltung in diesem Bilde kommen die übrigen Spanier in seiner Umgebung nicht mehr recht zur Wirkung. Im Mittelgrund dominiert der Heiland im roten Mantel. Vorn rechts fällt der Kriegsknecht in Gelb auf. Im Hintergrunde dunkle Gestalten auf graublauer Luft. Dazu die merkwürdigen Lichter und scharfen Schlagschatten. Das Werk atmet keineswegs klassische Ruhe, man wird aber oft zu ihm zurückkehren müssen, um den geistigen und farbigen Gehalt ganz aufzunehmen.

Das „Konzert im Damenstift" von Guardi bedeutet beinahe eine noch verblüffendere Überraschung. Es vermittelt Impressionen im modernsten Sinne; man denkt etwa an Adolf Menzels friderizianische Gesellschaftsbilder. Die gerupfte Pute, das Stilleben von Goya, ein neuer Clouet, ein im Ton außergewöhnlich ernst gehaltener Gainsborough gehören zu den Neuerwerbungen, denen sich noch Schenkungen und Leihgaben zugesellen. Auch der frühe Rembrandt „David mit dem Haupte des Goliath vor Saul" ist als Leihgabe des Kunstsalons Heinemann von Tschudi dankbar akzeptiert worden. Einige der Kabinette, z. B. das in Gelb gehaltene der Engländer, repräsentieren in bezug auf Ruhe etwas geradezu Vorbildliches. —

Facit —: man spürt den Luftzug, der durch altverstaubte Räume fuhr! Vivat sequens!

Alfred Mayer

Neu-Konstantinopel

Über dem hamidischen Konstantinopel lag stets ein beängstigender Druck. Kein Fremder, den Beruf oder Neigung zu einem längeren Aufenthalt am Bosporus veranlaßte, blieb von diesem unheimlichen Gefühl verschont. Nur etwa der Tourist, der im engsten Cookschen Reisezirkel blieb. Wer tiefer hineinstapfte in das türkische Milieu, den faßte es. Die Scheu der Bevölkerung, vom Yildiz, vom Sultan, vom Brennpunkt des dortigen öffentlichen Lebens auch nur laut zu sprechen, die überall umher schleichende Gefahr der Spione und Denunzianten, noch vermehrt durch die anfängliche Besorgnis, irgend ein Wort oder eine Geste könnte die verborgene Empfindungswelt des Islams und dessen angeblichen Fanatismus reizen, erfüllte jedermann mit einer nervösen Unsicherheit, die erst besiegt wurde, als die unvermeidliche, fa-

talistische Lässigkeit des Orients, jene Denk- und Tatenfaulheit, die sich im Morgenlande in alles einschleicht, auch den zappligen Westeuropäer erfaßt hatte.

Das müßte heute nun alles anders geworden sein.

Seit die Saloniker unter jungtürkischen Fahnen, mit schmetternden Hörnern in die Hauptstadt eingerückt sind, der Reformensturm das dunkle Gewölk zerstreut hat, der Yildiz zum recht banalen Schaupavillon, der sogar ein wenig an einen erotischen Jahrmarkt erinnert, herabgesunken ist, die Worte „Sultan", „Thronfolger" folgenlos und frei gesprochen werden können, seitdem auch der Landsmann des Fremden, der sich ihm beim Bier oder Kaffee anbiedert und ein politisches Gespräch zu provozieren sucht, sich nicht mehr als bestallter oder freiwilliger Spion der Palastpolizei entpuppen kann, seitdem einzelne türkische Frauen die Emanzipation des Harems auf die Straße tragen — sollte man glauben, daß der sumpfige Nährboden für diese Bangigkeit zerstört sei.

Und doch bewegt sich auch jetzt kein Fremder frei, mit ungebundenem Sensorium, mit dem Gefühl sicheren Bodens unter den Füßen, im neuen Konstantinopel. Vergebens versichern ihm die fremdenfreundlichen Jungtürken, daß alles solid unterbaut sei, daß es keine Fallen und Hinterhalte mehr gebe, man wird die peinliche Empfindung nicht los, bis die Narkose des Orients endlich ihre Wirkung tut.

Von der Politik sei hier ganz abgesehn. Sie ist eher beunruhigend. Die Kämpfe um die Vorherrschaft zwischen den drei Gewalten, der Regierung, der Militärpartei und dem jungtürkischen Komitee, vollziehen sich im Geheimen, so daß die Öffentlichkeit niemals recht weiß, wer gerade am Zug ist. Die Statik ist zerstört und bisher nicht wieder hergestellt worden. Der Wechsel im Großvezirat beweist es von neuem. Im sozialen Leben ist es, glaube ich, die fehlende Einheitlichkeit der Tonart, in der das Tun und Treiben schwingt, die jene Unsicherheit erzeugt. Das *eine* Milieu, das europäisch durchsetzte, in dem sich die Reformbewegung abspielte, hat eine neue Stimmung angenommen. Auch die dortigen Türken sind mitgegangen. Aber es waren doch zumeist Leute, in denen der alte Ton nicht mehr sicher anschlug, die ihn vielleicht zum Teil ganz vergessen hatten. Da ging's natürlich leichter. Ein weniges half dann noch das Muß der Bajonette nach. Man nehme aber einmal, wie ich es tat, einen intelligenten, vorurteilslosen Neutürken unter den Arm, führe ihn direkt von den modernisierten, reformierten, europäischen Teilen Konstantinopels, aus dem Gewirr, Geschrei, aus der Hast, Eile, von Neu-Pera und Galata, die bald ganz westlich werden dürften, hinüber in die asiatischen Schwesterstädte von Konstantinopel und frage ihn auf sein Gewissen und auf seine Erinnerungen an andere, große Städtekomplexe der Kulturwelt hin, ob er — ganz abgesehn vom eigentlichen Straßenlärm und dem Äußern der Lokalität — nicht sofort empfinde, daß die eigentliche Türkenstadt, der Herd des Türkentums, auf einen ganz andern Ton

gestimmt blieb, als es jener Teil ist, den wir als Konstantinopel bezeichnen. Man verstehe mich recht — ich meine den Volkston, die Grundstimmung, die ein feines Ohr auch aus dem gröbsten Getöse heraushört und ein geschultes Auge hinter den Äußerlichkeiten eines noch so geordneten Straßenwesens sofort wahrnimmt. Gewiß ändert sich auch in Paris oder Berlin der äußere Aspekt wesentlich, wenn man die Verkehrszentren verläßt und sich in Vororte begibt. Aber der Grundton des Volksempfindens bleibt einheitlich. In Konstantinopel stoßen jetzt zwei einander gänzlich fremdgewordene Welten zusammen. Und der soziale, ethische Brückenschlag zwischen ihnen ist den Jungtürken bisher ganz und gar nicht gelungen. Daher wohl stockt alles — hüben, wie drüben. Hüben können jetzt alle früher hier verfemten Neuerungen der modernen Technik (elektrisches Licht, Telephon usw.) anstandslos eingeführt, das schreckliche Pflaster der Straßen gangbar gemacht, die Berge und Täler nivelliert, die berüchtigten Straßenhunde beseitigt werden — es klingt doch nichts „drüben" mit. Vorläufig stehn die Jungtürken ja noch immer hilflos vor dem Problem, wie eine gemeinsame Grundstimmung hergestellt werden könnte.

Die Rückwirkung dieser aus der Volkstiefe kommenden Spaltung bleibt nicht aus, obwohl die Reibungen bisher dem Fremden nur vereinzelt vor Augen treten. Es lebt sich jetzt ganz ruhig und relativ sicher in Konstantinopel. Ruhig — aber doch wird man die Empfindung nicht los, als schreite man auf unterhöhltem Boden. Und geschieht nichts — zu einer gegenseitigen Annäherung — so droht auch tatsächlich der Einsturz.

Er mag ja noch ferne sein — aber er liegt nun einmal im Bereich des logischen Schlusses aus den heute gegebenen Prämissen.

N. Freiherr von Stetten

Finanzpolitisches

Das Publikum gibt den Ton an! Noch war das alte Jahr nicht ganz ausgeläutet, und schon begannen die Kurse kräftig anzuziehen. Freilich so stark ist die Börse noch nicht, daß sie gleichzeitig alle Gebiete bearbeiten könnte. Sie mußte sich vielmehr damit begnügen, zuerst Bankwerte, sodann Industriepapiere und endlich Montanaktien hinaufzusetzen. Namentlich die letzteren würden ohne die Milderungen des Börsengesetzes so ungemein lebhaft gar nicht zu denken sein. Das Vertrauen zur Differenzzahlung ist eben zurückgekehrt, sobald die Haltung der Gerichte aufgehört hat, böswillige Schuldner unwillkürlich hervorzurufen. Indessen weder diese Bequemlichkeit noch die Aussichten von Stahl und Eisen an sich, werden den kühlen Rechner von der Legitimität so hoher Kurse überzeugen. Hatte doch nicht einmal das definitive Scheitern des Zusammenschlusses unserer Roheiseninteressenten die Notiz für Bochumer wesentlich zu beeinflussen vermocht. Gewonnen haben eigentlich jetzt nur die jüngeren Geschäftsleute, während die älteren als gebrannte Kinder

das Feuer scheuen und in diesem Sinne an eine gewisse Depesche erinnern: „Wegen Mangel an Unerfahrenheit völlig geschäftsunfähig." Solche Zweifler genieren sich daher auch keineswegs heute von einer „Commis-Hausse" zu sprechen, d. h. von Steigerungen, die im Grunde, anstatt durch das Publikum, durch die Kommis der Banken und Bankfirmen unterhalten werden. Als so ganz unabweisbar läßt sich diese Version, unter Umständen auch: Beschuldigung, kaum hinstellen. Wird doch die Börse täglich von jedem Bankhause mit einer Anzahl von Hilfskräften besucht, denen die Kauforders der Kundschaft bekannt sind, so daß ihnen Vorkäufe schon möglich wären. Angeblich soll diese Geheimtätigkeit aufs intensivste betrieben werden, und sicher gibt es auch gute Menschen, welche Angestellten mit M. 200 monatlich, noch nebenbei Jahresverdienste mit M. 20 000 gönnen. Nur fragt es sich, ob die solide Basis der Kurse dabei gewinnen kann, besonders, wo schon in den ersten Tagen des neuen Jahres die allgemeinen Engagements in immer schwächere Hände übergingen. Und die Banken? so wird man fragen. Ihre Macht über die Börse ist nicht mehr die alte. Bislang genügte wohl ein Wochenbericht der Deutschen Bank, um das Publikum zu ernüchtern, vorläufig verhallen aber diese Warnungsrufe. Denn es ist eine Spekulation erstarkt, die sich mittelst ihrer Gewinne im Jahre 1909 eine feste Stellung an der Börse erobert hat. Und von der Energie und Zähigkeit dieser neuen Faktoren wissen die eifrigen, manchmal auch übereifrigen Disponenten unserer Großinstitute manch Lied zu singen. Nach alledem mußte also die Hausse bei uns in drei Linien formiert sein: das Publikum, die Bankkommis, die Spekulation. Alle drei Linien würden sich natürlich auflösen, falls Geld teuer wird, was bei einem weiteren Aufschwunge der Industrie so ziemlich unvermeidlich erscheint.

* * *

Unsere Diplomatie bekommt zu tun! Denn an den verschiedensten Punkten wird ihre Geschicklichkeit jetzt auf die Probe gestellt. Da ist die Mannesmannaffäre, die sich immer mehr zu einer Verlegenheitssache des auswärtigen Amtes auswächst, nachdem der wichtigste Teil unserer Presse und fast der gesamte Reichstag für die Verfechtung jener Erzkonzessionen eintritt. Wahrscheinlich wird ein Rückzug des Staatssekretärs vor unserer öffentlichen Meinung notwendig sein, ganz gleich, ob die Mannesmann bei ihrem Vertrag mit dem Sultan von Marokko sich weniger auf Geschäftsklugheit, als auf die Rechtsgrundsätze einzelner Professoren verlassen haben. — Noch peinlicher mußte der Beschlagnahmeversuch russischer Guthaben bei Mendelssohn wirken, weil unter Umständen so ein geschädigter Lieferant seine Hand ja auch auf Gelder legen konnte, die mit für den Zinsendienst in Deutschland bestimmt waren. Im strengeren Sinne ist dies hier sogar der Fall gewesen, da alle russischen Guthaben, die Mendelssohn als tägliches Geld

auszuleihen pflegt, einen Teil der zukünftigen Kuponverpflichtungen bilden. Jener Beschlagnahmeversuch hätte also im Grunde ein Deposit angetastet, welches das Berliner Bankhaus für die Besitzer der russischen Staatsschuld lediglich verwaltet. Allerdings wurde dieser Standpunkt gar nicht geltend gemacht, gegenüber dem weittragenderen der Exterritorialität. Falls nun die Russen dem Hauptmann v. Hellweg keinen Vergleich anböten, würde unsere Reichsregierung sich entweder vor der eigenen Bevölkerung blamieren, die einen eifrigen Geschäftsmann dann Millionen einbüßen sieht, oder sie würde unfehlbar in Spannung mit dem Petersburger Kabinett geraten. Im letzteren Falle könnte sie sich mit den Franzosen trösten, die z. B. ohne jegliche Rücksicht auf Zaren-Empfindlichkeit politische Auslieferungen verweigern. Einen Gewissenskampf, den die Herren in Berlin niemals gekämpft haben. — Auch unser Handelsvertrag mit Portugal erhält noch eine schärfere Beleuchtung, nachdem der englisch-portugiesische Vertrag allmählich bekannt wird. Unglaublich, aber wahr und für den Handelsminister Delbrück besonders lehrreich: die Briten werden für ihre Spezialartikel besondere Zoll-Vergünstigungen erhalten und dagegen ihre Zölle auf Portwein und Madeira herabsetzen, d. h. sie werden diese ihre Lieblingsgetränke von nun an weit billiger trinken. Das nennt man in London ein Opfer!

* * *

Amerikanische Eisenbahngeschäfte werden fast täglich gemeldet, und man ersieht daraus die vorzügliche Konjunktur des Landes. Jedenfalls war es klug von Morgan, das Steel-Syndikat, in dem bekanntlich auch das so vielbegehrte Paris mitwirkte, bei einem Kursnutzen von 21 D. per Share aufzulösen. Wären Steels wirklich in Paris eingeführt worden, so hätten wir wohl schon bald einen Kurssturz erlebt, indessen bei jener Hausse die bloße Aussicht auf die Einführung am französischen Markt zu einer ziffernmäßigen Begeisterung genügte. Im übrigen prophezeien Erfahrene binnen zwei Jahren einen abermaligen Krach für die Union, dem ja aber dann wieder die außerordentliche Kraft jener unaufhörlich vordringenden Kultur ausgleichend zur Seite stände. Selbst schlechte Objekte kommen drüben schließlich in Ordnung, weil auch hieran Große beteiligt zu sein pflegen, die dann durch einen neuen Schwindel den alten gleichsam sanieren. Von einem entscheidenden Regierungskampfe gegen die Trusts wird es übrigens immer stiller, also ganz wie es u. A. auch die deutsche Hochfinanz vorausgesehen hatte.

* * *

Die Akkumulatoren Böse, eine Berliner Gesellschaft, die Jahre hindurch als höchst aussichtsvoll galt, wäre noch zu Ende 1909 fast konkurs erklärt worden. In den Tagen, da keine geringere Bank als die Bergisch-Märkische sich zu einem solchen Antrage bei Gericht gezwungen sah, konnten die Vorzugsaktien (die zuletzt im Jahre 1906 kaum 2 Proz. Dividende gezahlt hatten) noch 17 notieren. Die $4^1/_2$ % Obli-

gationen aber schienen noch zu 78 behauptet zu werden. Das bliebe sehr hoch, für den Fall, daß irgend eine Übernahme durch eine andere Firma noch im letzten Augenblick gescheitert wäre. Denn unhypothezierte Obligationen, wie sie heute leider die meisten Industriegesellschaften ausgeben, würden doch in die Masse als ganz unbevorzugt zu fallen haben. Im Grunde genommen sind daher alle derartigen Obligationen wenig mehr als Vorzugsaktien, indem sie lediglich zuerst aus dem Jahresgewinne verzinst werden müssen. Eine Reserve etwa, könnte ja bereits aufgebraucht sein, nach dem ebenfalls nicht gerade sehr soliden Grundsatze, die Reservefonds mit im Betrieb arbeiten zu lassen. Großkapitalisten sind denn auch von jeher politisch genug gewesen, eine Industrieaktie der betreffenden Obligation vorzuziehen. Die erstere ist billiger, eben je nach den Dividendenaussichten! Einst stand die Bösegesellschaft stark in der Gunst des Publikums, da besonders die enge Verbindung mit dem Reichspostamt aus höchst unklaren Gründen, an der Börse als eine Art von Axiom galt. Die rastlose Intelligenz, die Findigkeit und Zähigkeit der Leitung war ähnlich wie bei der verblichenen Elektrizitätsgesellschaft: Helios. Beide arbeiteten außerordentlich geschickt, aber zu ihrem Unglücke verstanden sie zu wenig von dem Allerwichtigsten — dem Finanziellen. Übrigens sind die Böse-Obligationen mit einer Art Sicherheit auf den verschiedenen elektrischen Blockstationen der Gesellschaft verknüpft. — Eine alte Methode, in den Prospekten von Industrie-Obligationen solche Niederlassungen ziffernmäßig zu bewerten! Zu derartigen Taxationen haben die Fachkreise fast stets gelächelt. Handelskammern, sowie die öffentliche Kritik glitten ahnungslos daran vorüber. Pluto

Zu unseren Bildern

Der Egerer Marktplatz von Richard Teschner

Man kennt die farbenmunteren, sonntäglich aufgeputzten „Bilder aus Auscha" des Deutschböhmen Emil Orlik. Sie lassen erraten, welch eine originelle und reiche Welt dort künstlerisch noch zu erschließen ist. Trotz kraftzehrender politischer Nöte hat der deutsche Stamm in Böhmen auch in unseren Tagen fruchtbare Künstlertalente — es sei nur der wuchtigste, selbstständigste Meister: Franz Metzner, genannt — hervorgebracht.

Es ist darum ein begreiflicher Ehrgeiz, wenn der Verein der deutschen Künstler in Böhmen nicht nur den Volksgenossen in der Heimat, sondern auch allen draußen im Reich zeigen will, was die Jungen vermögen, und was die Väter seit je in Böhmen an kultureller und künstlerischer Arbeit geleistet haben. Er hat beschlossen, ein großes Mappenwerk „Deutschböhmen im Bilde" herauszugeben und auf achtzig Kunstblättern die besonders charakteristischen Landschaften und Städtebilder Deutschböhmens vorzuführen. Die jungen Maler, unter denen Richard Teschner wohl der vielseitigste und geschmackvollste ist, haben mannigfache Techniken: Radierung, Steinzeichnung und Holz-

schnitt aufgeboten, um ihre Heimat zu verherrlichen. Das Prachtwerk, das mit seinen farbigen Blättern auch von einer außerordentlichen Leistungsfähigkeit auf reproduktionstechnischem Gebiete zeugt, erscheint im Verlage der deutschen Kunstanstalt von A. Haase in Prag. Soeben ist ein „Böhmerwaldheft" ausgegeben worden, das vier Blätter von Otto Schneider, Karl Kostial, Alois Wierer und Ferdinand Staeger enthält.

Um unseren Lesern eine Probe von der Schönheit und dem Wert dieser Kunstblätter zu geben, reproduzieren wir hier eine Radierung von Richard Teschner, die einer später erscheinenden Serie angehört. Sie stellt den alten Markt von Eger, der Wallensteinstadt dar, und zwar den ältesten Teil, „das Stöckl", mit dem im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erbauten Marktbrunnen, dem Wahrzeichen Egers. Als Schiller in Eger weilte, um für seine Trilogie Studien zu machen, fiel ihm der ernste, herbe Grundton der Stadt auf, und ein dumpfer Nachhall dieser Empfindungen ist in „Wallensteins Tod" zu vernehmen.

Diesen strengen, beinah düsteren Charakter der alten Stadt läßt uns nun Teschners Blatt empfinden, aber auch das Trauliche eines mittelalterlichen Marktplatzes mutet uns hier an. Mit gutem Takt hat der Radierer den bizarren Block besonnter, hellgetünchter Häuser, die in der Stadtchronik schon im vierzehnten Jahrhundert erwähnt werden, von dem schattenden Hintergrund abgehoben: Und die Turmspitzen, die über die schiefen, eigensinnig gegen- und übereinander der gegiebelten Dächer geistern, lassen die trotzige Kraft dieser in slawische Nähe vorgeschobenen germanischen Siedelung ahnen. Durch die seelenvolle Hervorhebung des Eigentümlichsten, durch die energische Kontrastierung von Einst und Jetzt in diesen altersstrengen und wieder auch gegenwartsfreundlichen, wohnlichen Bauten hat Teschner seine regsame Begabung bewiesen. In dieses grandiose architektonische Gefüge hat er allerlei (vielleicht ein wenig zu viel) Menschenbeiwerk hineinkomponiert; jedenfalls spricht das Leben dieser Stadt so eindringlich zu uns, daß wir es nicht so leicht vergessen werden. Wenn das auf allen Blättern dieser Sammlung gelingt, dann ist der Zweck, das deutschböhmische Kulturgut in seinen charakteristischsten Erscheinungen künstlerisch zu spiegeln, erreicht, und man wird diesem Unternehmen auch im deutschen Reich herzliche Sympathie nicht versagen. b.

*

Als Philipps IV. von Spanien erste Gemahlin Isabella von Bourbon, die Schwester Ludwigs XIII., die Tochter Heinrichs IV. und der Maria von Medici, gestorben war, mußte der schon alternde Fürst der Staatsraison zuliebe noch eine zweite Ehe schließen, und seine Nichte Marianne, die Tochter seiner Schwester Maria und des Kaisers Ferdinand, ward Königin. Es war ein ähnlicher Fall wie der des Schillerschen Don Carlos. Denn Marianne war ausersehen, die Gemahlin von Philipps Sohn Baltasar zu werden, der freilich als Knabe gestorben war, und statt dem Vetter mußte die sechzehnjährige

Wienerin nun dem Oheim die Hand reichen. Dieser ungleichen Ehe entsproß die Infantin Margareta Teresa, und der „Hofmaler" Velazquez, der zuvor den blassen Kronprinzen Baltasar als Baby, auf der Loggia, als kleinen Jäger, in der Manege, als Reiter und in Hoftracht konterfeit hatte, begleitete nun auch Mariannens Töchterchen mit seinen Bildnissen von den Kinderjahren bis zur Brautzeit. Am jüngsten und unschuldigsten erscheint sie auf dem Kniebild im Louvre zu Paris, wo sie das kokette blaue Bändchen seitlich im Blondhaar trägt. Dann folgt unser Wiener Bild (auf Seite 98), wo die Dreijährige schon in spanischer Grandezza repräsentativ vor uns steht. Auf einem dritten Kinderbilde trägt sie, fünf Jahre alt, bereits die entsetzliche Riesenkrinoline (jetzt im Städelschen Institut zu Frankfurt). Etwas später entstanden die Meniñas im Prado zu Madrid, wo Margareta Teresa gleichfalls im Mittelpunkt steht. Ebendort hängt das letzte Bild, das Velazquez von ihr gemalt hat, da sie schon als Braut des späteren Kaisers Leopold I. galt (der wiederum ihr Oheim war!). Des Meisters Hand schrieb hier die Geschichte einer Jugend, deren Holdheit und Anmut er in den Fesseln der spanischen Etikette nur um so himmlischer und rührender zu beschwören wußte.

Franz Krügers Berliner Paradebilder gehören zugleich zu den liebsten und wertvollsten Dokumenten vom Leben der Hauptstadt Friedrich Wilhelms III. Unser Dreifarbendruck (auf Seite 129) gibt als Ausschnitt aus der Darstellung des militärischen Schauspiels, das Anno 39 auf dem Opernplatz stattfand, die Gruppe dreier Frauen, denen damals die bewundernde Huldigung der Berliner galt. Auguste Crelinger, die mit dem Mädchennamen Düring 1795 in Berlin geboren war, 1812 in Ifflands „Hagestolzen" zuerst debütierte, bald darauf den Schauspieler Stich und nach dessen frühem Tode den Sohn des Bankiers Crelinger geheiratet hatte, war in den dreißiger Jahren die angebetete und gefeierte Maria Stuart und Lady Macbeth, Iphigenie und Sappho, Phädra und Gräfin Terzky des preußischen Hoftheaters. Auch ihre Töchter Berta Stich und Klara Stich (die spätere Gattin Franz Liedtkes), die schon als Kinder auf dem Königstädtischen Theater die Bühnentaufe empfangen hatten, gehörten, als Krügers Bild entstand, dem Schauspielhause an, und die spätromantisch-biedermeierischen Berliner mögen sich weidlich über die Preisfrage gestritten haben, wer schöner und bezaubernder sei: die Mutter oder die Töchter . . .

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Max Osborn in Berlin. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Fliegel, Berlin. — Verlag „Nord und Süd", G. m. b. H., Berlin W. 9, Linkstraße 17. — Auslieferungsstelle für Österreich-Ungarn: Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Zuschriften und Einsendungen werden ohne Angabe eines Personennamens erbeten. — Druck: Schlesische Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III, Siebenhufenerstraße 11—15.

Illustrierte Bibliographie

Richard Muthers Vermächtnis

Als Richard M u t h e r im vergangenen Sommer, von seinem fieberhaften Arbeitsfanatismus lange vor der Zeit zerrüttet und entkräftet, durch eine jähe Todeskrankheit grausam hingerafft wurde, erwachte in Deutschland, nach langen Jahren des skeptischen Abrückens, noch einmal die Dankbarkeit gegen den Frühvollendeten, der anderthalb Jahrzehnte so schwer unter pharisäischem Nasenrümpfen gelitten hatte. Kein Zweifel: Muther hatte allerlei kleine und auch große Sünden auf dem Kerbholz. Aber was bedeuteten diese Passiva gegenüber dem gewaltigen Reichtum an positiven Werten, die er uns gebracht hatte und nun hinterließ! Er war gewiß nicht der einzige, der zu Beginn der neunziger Jahre als ein Hecht im Karpfenteiche der deutschen Kunstschriftstellerei erschien. Andere, wie Heilbut-Helferich, Cornelius Gurlitt und Julius Elias, haben damals ebenso klug und energisch für die neuen Anschauungen und für eine moderne Form der kritischen und historischen Analyse gestritten. Aber Muther wagte den kühnen Schritt, das, was die jüngere Generation dachte und empfand, in einem dreibändigen Riesenwerk zusammenzufassen. Freilich, das ging reichlich schnell, und von der nötigen Sorgfalt der Arbeit konnte keine Rede sein.

A d o l p h M e n z e l : Die Potsdamer Bahn bei Berlin. 1847
(Aus: R i c h a r d M u t h e r : „Geschichte der Malerei". Leipzig, Konrad Grethleins Verlag)

Die souveräne Art des Verfassers, die Lücken durch Anleihen zu stopfen, führte gelegentlich sogar zu bösen Konsequenzen. Dennoch: das Gesamtresultat war ein glänzendes. Mochte an einzelnen Stellen noch so sehr mit fremden Kälbern gepflügt sein, das Werk als Ganzes war Muthers eigenstes Eigentum, und die höchst persönliche Wirkung, die davon ausging, eine ungeheure. Ganze Armeen von Kunstfreunden, Laien, Geschichtsschreibern, Schriftstellern haben sich davon ernährt. Es bedeutete die endgültige Besiegung der bis dahin immer noch herrschenden literarischen, vom Gegenständlichen ausgehenden Bilderbeschreibung, den Beginn einer vordem unbekannten Methode historischer Betrachtung, eine fabelhafte Erweiterung der Kenntnis von der modernen Entwicklung und von den Zusammenhängen ihrer Triebkräfte, und die Begründung einer völlig neuen Kunst der Charakterisierung künstlerischer Individualitäten und Strömungen.

Wie sich Muther diese Kunst durch Jahre einer rastlosen, überstürzten, wütenden Schaffensgier bewahrt hatte, zeigt jetzt sein nachgelassenes Werk, wieder ein Dreibänder: eine den Riesenstoff genial zusammenraffende „Geschichte der Malerei" (Leipzig, Konrad Grethleins Verlag), deren Abrundung und Drucklegung Hans Rosenhagen, dem Verstorbenen durch enge Freundschaft verbunden, pietätvoll besorgt hat. Natürlich wirkt Muthers Art jetzt nicht mehr so neu und revolutionierend wie damals. Die moderne Form und Methode der Kunstschilderung, die er einstens hereinbrachte, ist inzwischen nicht ... Allgemeingut geworden, ... hat auch eine Weiterentw... erfahren. Dennoch beste... eigentümlicher Zauber unv... dert fort. Das große Kompe... an dessen Niederschrift er eben... letzte Hand gelegt hatte, al... Tod ihn abberief, ist aber ... in anderer Hinsicht wichtig. ... naheliegenden Gründen ... Muther sich stets gescheut, von ... ersten, längst vergriffenen und ... in den Antiquariatskatalogen ... ansehnlichen Preisen aufgestiegene... Werke eine neue Auflage erscheinen zu lassen. Verschiedene Zwischenpublikationen lieferten dafür teilweise Ersatz. Aber erst jetzt wird ein Extrakt der ausführlichen älteren Darstellung der Malerei des neunzehnten Jahrhunderts — immerhin ein Extrakt von 600 Seiten — in völliger, ganz selbständiger Umarbeitung vorgelegt und als dritter Band zwei anderen angefügt, die das internationale Gesamtgebiet der Farbenkunst von der dekorativen Malerei des Mittelalters an behandeln. So haben wir im Vorliegenden Muthers letztes Wo... über alles, was er vorher durch... dacht und geschildert hat.

Der erste Band giebt Itali... bis zum Ausklang der Renaissance. Darunter einige Kapitel von besonderem Reiz, welche die Stil... wandlungen im Quattrocento, da... Zeitalter Lorenzo Magnificos, ... Venezianer, den „Schönheitsbeg... der Klassik" behandeln. Unt... den Abschnitten über die Größ... bewundere ich am meisten de... über Raffael mit seinen klug... Abwägungen. Der zweite Ban... umfaßt dann die Renaissance ...

Gustave Courbet: Der Bach
(Aus: Richard Muther: „Geschichte der Malerei".
Leipzig, Konrad Grethleins Verlag.)

Norden und die Barockzeit. Wiederum eine Fülle ausgezeichneter Einzelkapitel. Kostbar Dürer, Tintoretto, die Spanier (unter denen, der neuesten Mode entsprechend, Greco einen sehr stattlichen Raum zugewiesen erhält). Rembrandt hätte mehr durchgearbeitet werden können, um das Konstruierte zu verlieren, das schon in Muthers „Kunst"-Bändchen steckt und mit Recht scharf kritisiert worden ist. Aber prachtvoll sind wieder die summarischen Abhandlungen über die holländischen Genre- und Landschaftsmaler. Der dritte Band schließlich führt vom Rokokobeginn bis heute. Besonders gut sind Watteau und Goya fortgekommen. Den Abgesang des Ganzen bilden die modernen Wiener mit Gustav Klimt. Das wirkt nicht allzu harmonisch, aber es gibt Anlaß zur Anfügung einer Schlußpassage, die darauf hindeutet, wie in der Gegenwart und für die Zukunft der Begriff des Kunstpublikums sich gewandelt hat, da an die Stelle des Kultus die Kennerschaft getreten ist.

Eine besondere Reverenz gebührt den Illustrationen, die für die zwei letzten Bände Rosenhagen bedachte. Das ganze Werk ist durchstreut mit einer imponierenden Menge kleiner Reproduktionen, die durch ihre Winzigkeit wenig Raum einnehmen und so der Zahl nach anderen Geschichtswerken gegenüber bedeutend vermehrt werden konnten. Alles ist vorzüglich gewählt. Namentlich aber erfreut die Beifügung historischer Parallelen, die den Textausführungen ergänzend folgen. So findet man etwa bei Lionardo zum Vergleich auch die älteren Abendmahlsbilder von Fra Angelico und Ghirlandajo, bei Michelangelos sixtinischer

Max Liebermann: Reiter am Strande
(Aus: Richard Muther: „Geschichte der Malerei". Leipzig, Konrad Grethleins Verlag)

Decke auch die früheren Darstellungen Gottvaters (Vivarini, Masolino, Gerard David) oder der Erschaffung Evas, der Propheten, Sibyllen usw. Es ist gerade in dieser Wahl und Anordnung der Bilder eine außerordentlich gewissenhafte und kenntnisreiche Organisationsarbeit geleistet worden, die der schriftstellerischen Logik, Klarheit und Helläugigkeit Muthers entspricht.

M. D.

Clotilde Brettauer: Steffi Werland. Aus einem kleinen Alltagsleben. Roman. Berlin, S. Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt.

Das Buch, das die Verfasserin selbst als einen Roman der Alltäglichkeit bezeichnet, ist kein alltäglicher Roman. Man hat die Liebe verherrlicht und den Heldenmut, die Vaterlandstreue und den Freiheitsdrang — — aber an der Alltäglichkeit sind sie alle scheu und still vorübergegangen und haben ein Gruseln dabei verspürt. Nun hat auch sie einmal ihren liebevollen Verkünder gefunden. Und seltsam genug: der Roman ist spannender und lebensvoller geworden, als wenn er von Schlachten und großen Dingen, von tückischen Verleumdungen oder heldenhaftem Opfertod erzählte.

Auf einen Ton ist das Buch gestimmt, und das ist der Ton der Sehnsucht, des Tages Einförmigkeit und Monotonie durch liebevolles Erfassen ein wenig zu vergolden. Steffi Werland, die reiche Fabrikantentochter, liebt einen jungen Violinvirtuosen. [illegible] erste erwachende, schamhaft [illegible] pende Liebe eines reifen Mäd[illegible] Sie ist ebenso schön wie [illegible] nünftig, und sie wird durch [illegible] liebevollen Rat der Eltern [illegible] im Entstehen erstickt. Das ju[illegible] Mädchen begräbt ihre tote [illegible] mit jenem hohen Gefühl der [illegible] sagung, das den Menschen erst [illegible] die Alltäglichkeit zu erheben [illegible] mag. Von nun an ist sie Sieger[illegible] im Leben und die traulichen Gegen[illegible] stände ihrer Umgebung; ihre [illegible] kannten und Freundinnen erschei[illegible] nen ihr unter einem anderen [illegible] sichtswinkel. Ruhig und gelass[illegible] geht sie in die von den Eltern [illegible] günstigte Ehe mit Rolf Werlan[illegible] dem sie zwar keine himmelh[illegible] jauchzende Liebe, aber unbedin[illegible] Hochachtung, Verehrung und [illegible] richtige Zuneigung entgegenbrin[illegible] so daß eigentlich alle Bedingun[illegible] für ein bürgerlich glückliches [illegible] hältnis gegeben sind. Von die[illegible] Ehe sollte man in einem trau[illegible] Eckchen lesen, wenn die Holzsche[illegible] im Ofen knistern und eine beha[illegible] liche Wärme das Zimmer dur[illegible] strömt, wenn draußen Schneeflo[illegible] fallen und der Himmel grau [illegible] eintönig über allem liegt. Da[illegible] wächst man in der Bescheidenhe[illegible] und vielleicht schleicht das Ah[illegible] eines stillen, tiefen Wohlgefü[illegible] dem Lesenden ins Herz. Das [illegible] das Glück vom Verstehen. [illegible] jugendliche Brausekopf wird [illegible] niemals erreichen; denn sein [illegible] ist noch getrübt durch kin[illegible] Wünsche, die im Märchenlande [illegible] gen. Wie schön ist dieses [illegible] stehende Glück der Ruhe. Un[illegible] wird aus der kleinen Steffi We[illegible] land eine Frau mit verzeihen[illegible]

großen, stillen und tiefen Augen, eine Frau mit einem lieben Lächeln, in das sich ein Quentchen Wehmut mengt. Aus der Zuneigung Steffis zu ihrem Gatten wächst eine große Liebe, die nicht auf tönernen Füßen steht, weil Achtung und Vertrauen sie zum Leben weckte. Eine ganz andere Liebe, als sonst die Dichter sie schildern. Ein seltsames Gefühl, das vom Herzen kommt und dennoch durch den Verstand geht.

Und darum hat das Buch einen ethischen Wert. So flott und anziehend es sich auch liest, es wirkt innerlich und beherzigend, es wirkt erzieherisch, ohne banale Lehrhaftigkeit. Es ist ein Buch, das zu den lieben Vertrauten in der Bibliothek zählen wird. Ein Buch, das man nicht weglegt und vergißt.

Dr. R. J.

Poetische Reise-Impressionen

Vor uns liegt ein Buch*), das seine eigenen Wege geht, abseits von der Heerstraße des Alltäglichen. Mitten ins blühende, buntschillernde Leben einer Reise um die Welt hinein führt uns der Verfasser, der es liebt, immer unter einem anderen Pseudonym seine Persönlichkeit zu verbergen. Wir sind ihm schon früher begegnet und haben bereits damals die Kraft seiner Verse gerühmt. Es ist ein ausgesprochen männlicher Dichter, dessen Herbheit einen eigenen Reiz hat. In seiner neuesten Gedichtsammlung „Durch schillerndes Leben" schildert er

*) Durch schillerndes Leben. Eine Weltfahrt. Gedichte von Ludwig Curt. Berlin, Verlag Harmonie.

Wilhelm Trübner: Blick in den Odenwald
(Aus: Richard Muther: „Geschichte der Malerei".
Leipzig, Konrad Grethleins Verlag)

Momentbilder einer Weltfahrt. Die Pracht aller Zonen, die Schicksale und Gebräuche aller Völker, Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit aller Nationen läßt er in ernsten und lachenden, stürmischen und nachdenklichen Versen an uns vorüberziehen. Über allem leuchtet die sonnig-selige Siegerstimmung eines Mannes, der mit klarem Auge und frohem Herzen die Schönheiten der Erde zu sehen versteht. Wer das Buch zur Hand nimmt, sollte die einzelnen, nach Ländern gegliederten Abteilungen der Dichtung in der gegebenen Reihenfolge durchlesen; an seinem Auge werden dann Menschen, Gegenstände, Sitten und Gebräuche ferner Länder lebendig vorüberziehen und sich zu einem fesselnden Gesamtbilde vereinigen. Die Gedichtform paßt sich sehr fein dem Inhalt an. Man glaubt die Geishas auf ihren Pantöffelchen hin- und hertrippeln, die Geiser in ihrer Tätigkeit zu sehen und zu hören.

Für die Freunde und Kenner Amerikas hat derselbe Verfasser ein Sonderbüchlein**) abgezweigt, das Gedichte aus dem praktischen, realen, scheinbar so poesielosen Amerika enthält. Aus den packenden Versen glaubt man etwas vom schnellen Pulsschlag unserer Zeit zu vernehmen. —

R.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Sechste Auflage. Band XIX—XX (Sternberg—Zz.). — Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien.

Mit den vorliegenden zwei Bänden ist die neue Ausgabe von Meyers Großem Konversations-Lexikon nunmehr abgeschlossen. Wir haben ihren Fortgang in dieser Zeitschrift (Oktober 1905; Juni 1906; Juli 1909) verfolgt, wir haben die wesentlichsten Vorzüge und Verdienste des großartigen Werkes zu würdigen gesucht, hin und wieder auch für eine spätere Neuausgabe einen Wunsch ausgesprochen. Durch Beifügung von Illustrationsproben wollten wir den Lesern dieser Zeitschrift zugleich eine Vorstellung von der Reichhaltigkeit und Vortrefflichkeit des Bildermaterials geben. Es erübrigt sich daher wohl, hier nochmals auf all dies zurückzukommen; es sei nur kurz auf Einiges aus dem Inhalte der beiden Schlußbände hingewiesen. — Dem Charakter des Konversations-Lexikons als eines für Jedermann praktischen Nachschlagewerkes entsprechend, stehen Technik und Naturwissenschaften, nicht minder die staats- und rechtswissenschaftlichen und die volkswirtschaftlichen Artikel wieder im Vordergrunde. Über die „Tuberkulose" werden dankenswerte und bis auf die Forschungen der jüngsten Zeit gut orientierende Informationen gegeben. Die Artikel über „Steuern" und „Zölle", über „Strafprozeß" und „Strafrecht", über „Vieh- und Fleischhandel", wie über „Welthandel und Weltverkehr" im Allgemeinen, oder über die „Zeitungen" werden gewiß großem In-

**) Im Lande der Jugend. Amerikanische Eindrücke. Gedichte von Ludwig Curt. Ebenda.

teresse begegnen, zumal überall, wo erforderlich und angängig, statistisches Material (zumeist in den Beilagen) unterbreitet wird. Dahin gehört u. a. auch die ausführlichere Geschichte des „Südafrikanischen Krieges 1899—1900", oder die Mitteilungen über Turnunterricht und Turnvereine; und unter dem Gesichtspunkte einer genügenden Vertrautheit mit dem politischen Leben Deutschlands in der Gegenwart ist es zu verstehen und zu billigen, wenn z. B. der „Tivoliversammlung" und dem „Tivoli-Parteitag", wenn den hervorragendsten und einflußreichsten deutschen Zeitungen eigene Artikel gewidmet sind. Die neuesten Kunst- und Literaturbewegungen werden mit Anteilnahme und, was besonders anerkennenswert, mit objektivem Urteile verfolgt (vgl. Symbolisten; Sudermann; Frank Wedekind). Vor allem aber müssen die kulturhistorischen Belehrungen, die allenthalben reichlich fließen, hervorgehoben werden: sei es, daß es sich um die Stellung des „Weibes" handelt, oder um die Geschichte des „Wohnhauses" oder des „Theaters". Die Entwickelung des griechischen Theatergebäudes ist bei aller Knappheit klar und faßlich nach den Ergebnissen der Dörpfeldschen Forschungen geschildert und sogar die uralten „Festplätze", die in den Palastruinen von Knossos und Phästos auf Kreta aufgedeckt worden sind, nicht übersehen. Noch trefflicher vielleicht ist die Geschichte der griechischen Vasenmalerei (im Artikel „Vasen") zur Darstellung gelangt, die ebenfalls bis auf die kretischen Kamaresgefäße zurückgeht und durch eine in jeder Hinsicht gute Auswahl von farbigen Abbildungen griechischer Vasen unterstützt wird. Etwas kurz ist wohl „Tiryns" mit seinen wissenschaftlich so bedeutsamen Überresten weggekommen. Sonst kann auch der Philologe mit dem Gebotenen durchaus zufrieden sein.

So hat nun das langjährige, riesenhafte Werk seinen Abschluß gefunden; aber Leben und Geschichte gehen weiter. Nur eine kurze Spanne Zeit, und all die aufs sorgfältigste bis zum letzten Moment fortgeführten Angaben bleiben hinter der Wirklichkeit zurück. Das ist unvermeidlich; auch Supplementbände können dem Übelstande nur unvollkommen abhelfen. Immerhin bleibt der Wunsch rege: die Supplementbände möchten in Inhalt und Anordnung so gestaltet sein, daß wenigstens für die wichtigsten Punkte der Benutzer des Lexikons

Max Slevogt: Totentanz
Aus: Richard Muther: „Geschichte der Malerei". Leipzig, Konrad Grethleins Verlag

sich leicht und zureichend über den letzten Stand der Dinge zu informieren, sich auf dem Laufenden zu erhalten vermag.

S. B.

Alice Fliegel: Totenwache. Sechste Auflage. Berlin, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Die Tragödie vom Hasse der Tochter gegen den eigenen Vater ist durch Guido Renis Bild und Shelleys Drama in dem Namen Beatrice Cenci verkörpert. Prosper Mérimées groteskes Drama „La Famille de Carvajal“ (1828), in dem der Kampf zwischen Vater und Tochter sich in der Wildnis Paraguays vollzieht, fand neben der auf dem Boden des ewigen Rom sich abspielenden Familientragödie wenig Beachtung. Die moderne Dichterin hat das alte grausige Motiv der milderen Gesittung der Gegenwart entsprechend abgeändert. Nicht um versuchte Schändung und Mord handelt es sich, sondern wie in Sudermanns Geschwisternovelle „Der Wunsch“ um den das Gewissen nach der Erfüllung belastenden Wunsch: der Gegner eigenen Glückes möchte sterben. In gelungener kunstvoller Weise hat Alice Fliegel uns die Gedankensünde und Tragödie vorgeführt. Am Sarge des plötzlich gestorbenen Pastors Birkner hält seine Tochter Maria in der Nacht vor dem Begräbnisse die letzte Totenwache, und in dieser Einsamkeit verlebt sie nochmals das wachsend entsetzliche Bild ihrer traurigen Kindheit. Nach außen galt der beliebte, salbungsvolle Prediger als Muster eines Priesters und Menschen. Aber der heimliche Säufer und Wüstling hat im Hause die liebende Frau bis zur Verzweiflung gequält, und als die beiden Kinder, Mädchen und Knabe, heranwachsend das Leiden der Mutter und die Schuld des Vaters allmählich erkannten und qualvoll mittrugen, da entzündete sich der Haß zwischen Vater und Kindern, bis in Maria der eine Gedanke schließlich alles überwucherte, möchte doch der Quäler ihrer Jugend und der heißgeliebten Mutter sterben. Vor ihren Augen hat den betrunken Heimkehrenden der Schlag getroffen. Aber so groß sind Leid und Haß geworden, daß sie bei der Selbstprüfung in der einsamen Nachtwache doch zuletzt ihren Wunsch als berechtigt erkennen muß und gefestigt einem neuen Leben entgegensieht. Diesen großen Monolog hat die Dichterin mit einer Anschaulichkeit und psychologischen Vertiefung ausgeführt, daß ihre Dichtung den Leser mit tiefem und trotz des düsteren Inhalts nicht quälendem Eindruck entläßt.

Max Koch

Stephan Krotowski:
Artur Nikisch
Intarsia-Karikatur
(Text von Lothar Brieger-Wasservogel)

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

[illegible]

[illegible]

[illegible] Verlagsanstalt

[illegible] Heft 399 [illegible] 1910

Stephan Krotowski:
[illegible] Nikisch
Intarsia-Karikatur
(Text von Lothar Brieger-Wasse

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

34. Jahrg. Bd. 132 Heft 399 Erstes Februarheft 1910

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Rudolf Eucken:
Finlands Not

Mit Finlands politischer Lage sich zu beschäftigen, hatte die Welt in den letzten Jahrzehnten wiederholten Anlaß. Das Land, das uns sonst vornehmlich durch seine wunderbare Volkspoesie und durch seine hervorragenden Kulturleistungen von Interesse war, und dessen höchst eigentümliche Natur eine wachsende Anziehung übte, trat neuerdings öfter in den Vordergrund der politischen Diskussion. Und das ist selten ein gutes Zeichen für das Befinden eines Landes; sehen wir, woher es kommt, daß über jenes abseits gelegene und sonst in ruhiger Kulturarbeit befindliche Land unruhige Tage hereingebrochen sind.

Finland trägt seinen Namen von dem mongolischen Volksstamm, der den Grundstock seiner Bevölkerung ausmacht, und dessen Sprache einen hochentwickelten Zweig des ural-altaischen Sprachstammes bildet. Für das Christentum und zugleich für die westliche Kultur ist es im zwölften und dreizehnten Jahrhundert von Schweden aus gewonnen worden, durch seine Vermittlung hat es die Reformation in der Fassung Luthers angenommen, überhaupt den Lauf der Jahrhunderte hindurch ein Stück des schwedischen Reiches gebildet und seine Geschicke geteilt. Zahlreiche Finländer gehörten dem Heere Gustav Adolfs an. So trug die Kultur in Finland zunächst ein schwedisches Gewand, schwedisch war die Sprache der Literatur, schwedisch sind auch die Werke des Mannes geschrieben, der vor allem als der Nationaldichter Finlands gelten darf: Runeberg. Erst im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts, namentlich in seiner zweiten Hälfte, erwachte in der Bevölkerung finnischer Zunge ein Verlangen nach geistiger Selbständigkeit, es entstand eine nationalfinnische Bewegung, die bedeutende Kräfte an sich zog und mit jugendlicher Frische in alle Verzweigung der Kulturarbeit eindrang. Es gibt jetzt eine umfangreiche Literatur in finnischer Sprache, ein hochentwickeltes Zeitungswesen, ein finnisches Theater u. s. w. Die wissenschaftliche Spitze dieser Bewegung bildet die finnische Literaturgesellschaft, in Wahrheit eine Akademie der Wissenschaften; unter ihrer Leitung ist eine reichhaltige wissen-

schaftliche Bibliothek in finnischer Sprache entstanden, eine wissenschaftliche Terminologie in dieser Sprache geschaffen, ferner wurden und werden in dieselbe manche Werke der Weltliteratur übersetzt. In dem allen vollzog sich ein Aufschwung von einer Raschheit und einer Tüchtigkeit, wie die Kulturgeschichte ihn selten aufweist.

Zugleich aber verblieb in Finland ein reges und fruchtbares schwedisches Leben. Mochte die Zahl der Schwedischredenden hinter den Finnischredenden weit zurückstehen (nach den letzten Zählungen bilden jene nur etwa 13 bis 14 Prozent der Gesamtbevölkerung, die vorwiegend am südlichen und westlichen Rande des Landes wohnen), aber ihnen kam zugute eine alte Tradition, sowie eine stärkere Verbreitung in den Städten und in den leitenden Bevölkerungsschichten, sie besitzen noch immer eine verhältnismäßig weit größere Zahl von Bildungsanstalten. Frisch und kräftig haben auch die schwedischen Finländer gearbeitet, aus eignem Vermögen Bedeutendes gewirkt und geschaffen. Hier hat die Schwedische Literaturgesellschaft mit eifrigem und geschicktem Walten die führende Stellung, sie hat uns namentlich wertvolle Werke über die Entwicklung geistigen Lebens in Finland geboten. Aber zugleich nimmt auch sie vollauf an der fortschreitenden Bewegung des modernen Lebens teil. Beide Bewegungen konnten nicht wohl zusammentreffen und das Neue sich nicht seinen Platz gegenüber dem Alten erringen, ohne daß mannigfache Kämpfe entstanden und bisweilen das Volk zu zerspalten drohten. Aber diese Kämpfe haben zugleich mächtig zur Erweckung und Betätigung der Geister gewirkt. Und aller heftige Streit ließ gewisse Grundlagen des Lebens und Strebens unangetastet. Gemeinsam blieb der Grundstock der religiösen Überzeugung, gemeinsam die rege Teilnahme an der Bewegung der westeuropäischen Kultur, gemeinsam vor allem die warme Liebe zum finnischen Lande, seiner stillen, großen und herben Natur, seinen unermeßlichen Wäldern, seinen vielen Seen u. s. w. So hat sich trotz aller Gegensätze in Finland ein gemeinsames Nationalbewußtsein und eine eigentümliche Kultur entwickelt, eine Kultur, welche die Probleme des modernen Lebens mit voller Intensität erlebt und dabei zugleich eine selbständige Eigenart einsetzt. In dieser finnischen Art trifft mit großer seelischer Tiefe, mit Weichheit und Innigkeit des Gemütes eine männliche Denkart, ein starker Unabhängigkeitssinn, ein festes und stolzes Wurzeln im eignen Wesen zusammen und verbindet sich mit ihr zu sonst selten gefundenem Einklang. Dabei hat diese ganze Kultur einen starken künstlerischen Einschlag von höchst wohltuender Art. So spre-

chen alle, welche das finnische Leben und Streben aus eigner Anschauung kennen, mit großer Begeisterung davon; dem Verfasser dieses Artikels schrieb vor kurzem ein hochangesehener amerikanischer Autor, den große Reisen durch alle Weltteile führten: „Helsingfors was the greatest surprise to me in all my travels — so much intelligence and learning, so much art and beauty, where I least expected to find it", zugleich nannte er die Finnen „a very worthy, noble race".

Diese glückliche Entwicklung Finlands im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts ward aber nur dadurch möglich, daß nach außen hin sichere Ruhe herrschte und die innere Selbständigkeit in keiner Weise bedroht war. Die entscheidende Wendung der politischen Verhältnisse des Landes brachte der schwedisch-russische Krieg von 1808/09. Die Finländer haben, von Schweden nur matt und ungenügend unterstützt, wacker gegen die Russen gekämpft, Runebergs „Fähnrich Stahl" berichtet in ergreifender Weise von ihren Taten und Leiden in diesen Kämpfen, seine Poesie hat diese dauernd verklärt. Der Sieg der russischen Übermacht war dauernd nicht abzuhalten; wie aber der Krieg gegenseitig mit Achtung vor dem Gegner geführt wurde — es ist dafür bezeichnend, daß Runeberg bei aller seiner starken Vaterlandsliebe auch Gedichte zum Lobe russischer Heerführer hat —, so wurde er durch eine direkte Verständigung der Finländer mit Kaiser Alexander I. beendet, die erst später von Schweden anerkannt wurde. Auf dem denkwürdigen Landtage zu Borga wurden am 27. März 1809 von jenem Kaiser die Religion und die Grundgesetze des Landes in feierlicher Weise bestätigt, Finland wurde keineswegs zu einer russischen Provinz, sondern es behielt seine eigne Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung, es wurde durch jene kaiserliche Erklärung ein selbständiger Staat, der nur für die Ordnung der Thronfolge und für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gänzlich an Rußland angeschlossen war. So hatte Finland seine eigene Regierung (im Senat), seinen eignen Landtag, eigne Zollgesetzgebung, eignes Münz-, Bank- und Postwesen, sowie auch ein in allen Stufen selbständiges Unterrichtswesen, kurz, es hatte alle Attribute eines selbständigen, nur in gewisser und deutlich begrenzter Beziehung mit einem anderen verbundenen Staates. Auch noch in den russischen Grundgesetzen von 1906 heißt es im zweiten Paragraphen: „Das Großfürstentum Finland, das einen untrennbaren Bestandteil des russischen Reiches bildet, wird in seinen inneren Angelegenheiten durch besondere Institutionen auf Grund einer besonderen Gesetzgebung verwaltet." Demgemäß entsendet Finland in die Duma keine Vertreter.

Diese von Alexander I. begründete staatsrechtliche Stellung Finlands ist von allen nachfolgenden russischen Kaisern, auch dem gegenwärtigen, in feierlicher Weise bekräftigt worden, es hat sich daraufhin durch mehrere Menschenalter hindurch ein Rechtszustand und ein Zusammenleben entwickelt, mit dem beide Teile zufrieden sein durften. Finland konnte sich unter sicherem Schutz nach außen aufs glücklichste entwickeln, Rußland aber hatte einen treuen und loyalen Genossen, der nie das mindeste Feindliche oder auch nur Unfreundliche gegen es unternahm, der vielmehr in allen Gefahren und Nöten sich stets bereit gezeigt hat, nach bestem Vermögen zu helfen und zu fördern.

Dieser glückliche Zustand wurde erst gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts ernstlich bedroht. Je mehr der russische Nationalismus mit seiner Abweisung alles Nichtrussischen Einfluß auf die russische Regierung gewann, desto stärkere Eingriffe erfolgten in die finnische Autonomie, desto trüber gestalteten sich die Geschicke des Landes. Eine 1899 von hervorragenden Forschern und Künstlern aller europäischen Völker unterzeichnete Adresse zugunsten Finlands mußte den Herzen der Finländer wohltun, hat aber praktisch nicht den geringsten Erfolg gehabt. Vielmehr schritt die Russifizierung einstweilen unablässig fort, das Streben, Finland zu einer russischen Provinz zu machen, trat immer unverhüllter hervor und führte schließlich zu ganz akuten Konflikten. 1903 ward die finländische Verfassung aufgehoben und eine Diktatur eingeführt. Dann aber brachten 1905 die Wandlungen im inneren Leben Rußlands, die der japanische Krieg im Gefolge hatte, eine entschiedene Wendung zugunsten Finlands, die verfassungswidrigen Gesetze wurden aufgehoben und ein außerordentlicher Landtag einberufen. Mit diesem wurde eine neue, sehr radikale Ordnung vereinbart, auf Grund deren jetzt die Wahlen zum Landtag erfolgen.

Aber bald stellten sich neue Verwicklungen ein, und die Autonomie Finlands wird heute nicht minder stark bedroht, als es früher der Fall war. Den Ausgangspunkt der neuen Gefährdung bildet namentlich die Ordnung der Rußland und Finland gemeinsamen Angelegenheiten. Ohne Zweifel besteht hier ein Problem, die Verhältnisse liegen nicht mehr so einfach wie zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, die Völker leben nicht mehr so ruhig nebeneinander, das unablässige Wachstum der gegenseitigen Beziehungen will beachtet sein. Aber was dadurch notwendig wird, das ist ganz wohl durch eine gegenseitige Ver-

ständigung erreichbar, die Finländer sind kluge und besonnene Leute; daß sie sich sachlich berechtigten Forderungen eigensinnig entgegenstemmen, ist nicht im mindesten zu befürchten. Das aber macht einen gewaltigen Unterschied, ob diese Forderungen einfach von der einen Seite diktiert und dem anderen durch Machtgebot auferlegt werden, oder ob man auf gleichem Fuße verhandelt und eine freie Verständigung beider Seiten erstrebt. Finland ist durch feierliches kaiserliches Wort — und ein Kaiserwort soll man nicht drehen und deuten — die volle Autonomie in seinen inneren Angelegenheiten zugesichert worden, es kann nach dem Zusammenhange und auch nach der durch Menschenalter tatsächlich geführten Übung nicht der mindeste Zweifel daran sein, daß darunter die ganze Staatsverwaltung mit Ausnahme der äußeren Politik zu verstehen sei, wie denn auch die den Borgaer Landtag abschließende Thronrede des Kaisers ausdrücklich sagt, daß das finländische Volk „nunmehr in den Rang der Nationen versetzt sei (placé désormais au rang des nations)."

Von russischer Seite — übrigens keineswegs von allen Russen, denn viele von ihnen anerkennen vollauf Finlands Recht, und die russische gebildete Gesellschaft dürfte überwiegend auf dieser Seite stehen —, sagen wir also lieber von bureaukratischer und strengnationalistischer Seite wird hingegen dem Begriff „innere Angelegenheiten" die Bedeutung gegeben, es seien darunter nur die Angelegenheiten zu verstehen, welche in keiner Weise die übrigen Teile des Reiches berühren. „Innere Angelegenheiten" würden dann nicht mehr sein als provinzielle, und das Schlimmste wäre dabei, daß die Befugnis der Abgrenzung ganz und gar bei den russischen Beamten läge, die von finländischer Selbständigkeit bald kaum einen Schein zurücklassen würden. Schon in der kurzen Zeit liegen Anhaltspunkte zur Genüge vor, wie wenig das russische Beamtentum Finland an Eignem zu lassen bereit ist. Besser als allgemeine Erwägungen zeigen das ein paar Beispiele, die der ausgezeichnete niederländische Staatsrechtslehrer Prof. van der Vlugt (Leiden) in einem höchst instruktiven Artikel der Frankfurter Zeitung vom 30. Dezember 1909 anführt. Aus der Liste der finländischen Angelegenheiten, die der russische Ministerkonseil durchzuprüfen hatte, erwähnt er folgende Nummern: „1. Entwurf eines dem Landtage zu übersendenden Vertrags betreffs des Austreibens der Viehherden auf die Weiden. 2. Jährlicher Zuschuß von 5400 Mark an eine industrielle Privatschule zu Björneburg. 3. Entsendung zweier Staatseisenbahnbeamten namens Gronfeldt und Stier zur Teilnahme an einem Kongreß in Kopenhagen." Was wird von Fin-

lands Selbständigkeit verbleiben, wenn die russischen Behörden derartige Dinge ihrer Kompetenz unterwerfen?

Daß dieses Verfahren der durch kaiserliches eidliches Gelübde festgestellten und immer von neuem bestätigten Ordnung schroff widerspricht, kann für keinen Unbefangenen zweifelhaft sein. „Der ganze Prozeß der Bestätigung der finländischen Verfassung, ihre Bekräftigung durch die folgenden Herrscher beweist, daß die Rechtsstellung Finlands im russischen Reiche als nur mit seiner Einwilligung abänderlich zu denken ist, anderenfalls diese feierliche Verbriefung der finländischen Rechte, ihre Bestätigung bei jedem Thronwechsel keinen Sinn hätte" (Jellinek, Staatsfragmente S. 45).

So ist es nichts anderes als ein Rechtsbruch, der in dem geschilderten Verfahren liegt. Und für einen jeden, dessen Sinnen und Trachten nicht gänzlich in den wilden Kampf ums Dasein aufgeht, ist es eine betrübende Sache, ohnmächtiger Zuschauer dessen sein zu müssen. Mag der Mensch sich noch so oft über Recht und Gerechtigkeit hinwegsetzen, er zerstört damit das, was seinem Leben erst den rechten Wert verleiht. Denn es bleibt doch schließlich bei dem Wort des alten Kant: „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Wert mehr, daß Menschen auf Erden leben."

Aber nicht nur die Sorge um das Recht, auch die um die Kultur läßt jene Unterdrückung Finlands schmerzlich empfinden. Das steht wohl außer Frage, daß dem Verlust der politischen Autonomie auch die Zerstörung der nationalen und geistigen Eigentümlichkeit Finlands bald folgen würde, wie ihre glückliche Entwicklung mit dem Besitze politischer Selbständigkeit aufs engste verbunden war. Die Zerstörung wäre um so bedauerlicher, da hier nicht ein höherer Kulturstand einen niederen zu sich emporheben, sondern ein niederer den höheren zu sich herabziehen würde. Denn wir mögen noch so hoch von den literarischen Leistungen Rußlands denken, noch so hoch von den geistigen Kräften, die in diesem großen Lande sich regen, noch so viel von der Belebung der Tiefen erwarten, die in der dortigen Volksseele schlummern: daß der Gesamtstand des Lebens in Finland ein höherer ist, daß Finland durch die Herabdrückung zu einer bloßen Provinz aus sicher fundierter, ruhig fortschreitender, glücklich gelingender Arbeit in schwerste Verwicklungen und Unruhen hineingezogen würde, das ist mit Sicherheit zu erwarten. Uns anderen aber, die wir in der Kulturarbeit stehen, kann es unmöglich gleichgültig sein, wenn ein jugendfrisches und hoffnungsreiches Glied der Kul-

turgemeinschaft dem Herrschergelüst eines alles nivellierenden und mechanisierenden Beamtentums aufgeopfert wird.

Von den russischen Beamten hat Finland sicherlich nichts Gutes zu hoffen. Aber das russische Beamtentum ist nicht Rußland schlechthin, nicht die russische Gesellschaft, nicht das russische Volk. Es läßt sich hoffen, daß in diesen weiteren Kreisen, die selbst vor so großen Aufgaben stehen, die Achtung vor dem Recht und die Sympathie für das aufstrebende Nachbarvolk, das gegen Rußland stets loyal war, die Oberhand gegenüber den feindlichen Tendenzen erlangen. Rußland hat eben jetzt die Bahn einer konstitutionellen Entwicklung betreten, seine Volksvertretung, die Duma, hat sich ihre Stellung in der Schätzung der Kulturwelt erst zu erringen. Von größter Bedeutung dafür wird es sein, ob sie das finländische Problem als eine Frage des Rechtes und der Kultur, oder als eine solche der bloßen Gewalt behandelt. Die sophistischen Versuche, dem Gewaltverfahren ein Mäntelchen des Rechtes umzuhängen, sind zu kläglich und fadenscheinig, um einen unbefangenen Betrachter auch nur einen Augenblick täuschen zu können. Zwischen Recht und Unrecht gibt es einmal kein Mittelding, eine klare Entscheidung ist nicht zu umgehen. Es wäre etwas Großes, es würde ein leuchtendes Vorbild für die ganze Menschheit sein, es würde das Streben nach Recht und Gerechtigkeit in den gegenseitigen Beziehungen der Völker aufs nachhaltigste fördern, wenn die Entscheidung der russischen Volksvertretung nach der Seite des Rechtes fiele. Sie wäre zugleich im eigenen Interesse Rußlands. Denn Rußland hat wahrlich Probleme genug, um sich noch mit einem neuen zu belasten, und auch ein großes Volk tut nicht klug daran, sich statt eines wohlgesinnten und treuverbündeten Genossen einen durch brutale Gewalt unterdrückten und tief verletzten Gegner zu schaffen. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt daher die Kulturwelt den weiteren Verlauf dieser Sache; möchte er in einer Weise erfolgen, die Finland wie Rußland zum Heile gereicht!

Wilhelm Conrad Gomoll:
Zu zweien in der Abendstille

Sie.

Es ist der Tag verglutet,
sein harter Klang verweht,
die Sonne ist verblutet,
der Sternenreigen geht.
Auf blauen Traumespfaden
blick' ich zum Himmel hin . . .
ist's Ahnen seiner Gnaden? —
Rings blüht licht das Gefilde,
Bild reiht sich still zu Bilde
in feierlichem Sinn.

Er.

Auch ich muß innehalten
auf der Gedanken Bahn;
viel hehre Lichtgestalten
kommen und rühren mich an . . .
ich muß die Hände legen
ganz still nun in den Schoß;
denn gar so reich an Segen,
so tief und wundergroß
ist diese Abendstille,
daß einschläft all mein Wille.

Sie.

Aus tiefen Quellen steigen
feinleise Stimmen auf,
wie Harfenlaut und Geigen
klingt zart ihr Flüsterlauf;
das bringt mir feiertäglich
schwer in das Herz hinein . . .
da singt Sehnsucht unsäglich
und löst mich von der Erde
mit güt'ger Trostgebärde,
die schöner nicht kann sein.

Er.

Wie du spür' ich mich heben;
und wie in sanftem Schweben,
handein, bei reinen Klängen,
mit dir auf Sphärengängen,
verlier' ich Raum und Zeit.
Jenseit der Erdendeiche,
verklärt in andrem Reiche —
nur Stern noch unter Sternen —
durchpilgern wir die Fernen
glücktiefer Einsamkeit.

Felix Braun:
Der Schatten des Todes Roman

Fortsetzung.

Die nächsten Tage war ich wie traumverloren und alle Dinge hatten für mich etwas Verklärtes, fast Wesenloses. Ich war viel allein und führte Gespräche mit mir selber, indem ich mir einbildete, es säße eine der Frauen vor mir in meinem Zimmer und spräche süße und verwirrende Worte zu mir, auf die ich Antwort gab, gleichsam, als hätte jemand wirklich gesprochen. Die Abende waren von seltsamen Gestalten und Gesichten erfüllt, und ich meinte, Sagen zu erleben, so tief träumte ich mich hinein. Ich war ein Königssohn, und viele Mädchen pochten des Nachts heimlich an meine Türe, mit schmeichelnden Stimmen um Einlaß bittend, — aber ich saß da und fürchtete mich, zu öffnen. Verkleidet stieg ich auf einer Strickleiter zu dem Gemach einer kastilischen Prinzessin empor, und es war ein wunderbares Gefühl, so zwischen Himmel und Erde zu steigen: in eine unendliche blaue Nacht hinein. Ich war Romeo, Faust und Lionel; König, Edelmann, Bürger und Student. Immer aber, in allen Verwandlungen, wanderte ich irgend einem großen Ziel zu und wartete, bis eine Pforte mir aufgetan wurde. Und so träumte ich ohne Ende Abenteuer, Fahrten, Geschichten und Gespräche: unerschöpflich strömte aus mir die Fülle dessen, das voll Begier darnach war, erlebt zu werden.

Eines Abends hatte ich vergessen, die Türen meines Zimmers abzusperren — da trat plötzlich jemand ein. Es war ganz finster, und ich wußte nicht, wer es war. Erst das Lachen, das wie ein Licht durch das Dunkel lief, verriet mir Angelika. Ich fragte sie, was sie von mir wolle; sie wisse doch, daß ich abends gerne allein sei. Darauf erwiderte sie mit spöttischem Ton, sie bitte tausendmal um Entschuldigung; sie hätte bloß durch das Zimmer durchgehen wollen, da sie aber schon hier sei, möchte sie mich etwas fragen. Ich antwortete mürrisch, was das sei. Angelika, die am nächsten Tage dreizehn Jahre alt wurde und sich schon sehr als Dame fühlte, zuckte — beleidigt — die Achseln und wollte schon nach der Klinke greifen, als

ich einlenkte und sie bat, zu sprechen. Sie begann nun sehr wichtig von ihrer Geburtstagsjause zu erzählen und daß es sich gehöre, daß ich dabei sei. Mama habe ihr gesagt, daß ich morgen einen Ausflug machen wolle, und sie komme mich bitten, ihn zu verschieben. Ich möchte doch wenigstens einmal bei ihrer Geburtstagsjause sein. Überall, wohin sie komme, seien die Brüder da und unterhielten sich mit den Mädchen. Nur ich sei so ein Hasenfuß. Ich unterbrach sie: daß ich keineswegs Furcht hätte, ich sei der Stärkste in der Klasse und würde doch vor Mädchen keine Angst haben. Übrigens hätte ich den Ausflug schon mit Camillo vereinbart. — „Camillo kommt nicht!" sagte Angelika rasch. „Er ist krank, ich habe gerade seine Mutter gesprochen." — Es war gut, daß es so dunkel war, sonst hätte Angelika sehen können, daß ich rot wurde. Ich sagte: „Gut. Wenn Camillo krank ist, bleibe ich zu Hause, damit du siehst, daß ich mich nicht vor euch fürchte. Wer ist übrigens da?" setzte ich mit einer Gebärde hinzu, die ich Herbert Ludwig abgesehen hatte. — „Agathe Marholb, Lise Fellner, Leonore Alberti, und noch einige andere." — „Leonore Alberti?" — „Ja. Kennst du sie?" Vor meinen Augen begann es zu flirren. „Ja — nein — ja, das heißt —" stammelte ich und wandte mich zum Fenster. „Woher sollte ich sie auch kennen?" — „Leonore Alberti ist schon fünfzehn Jahre," sagte Angelika, „es ist ein Wunder, daß sie überhaupt angenommen hat." — Es drehte sich mir alles im Kreise. „Und woher kennst du sie?" stieß ich mühsam hervor. — „Ich? Von der Tanzstunde natürlich." — „So? Ah — jetzt erinnere ich mich," sagte ich mit erzwungener Kühle, „es ist gut, Angelika, ich werde zu Hause sein." Angelika reichte mir durch die Finsternis beide Hände, „das ist lieb von dir, Clemens, du wirst dich übrigens herrlich amüsieren." Hierauf ging sie leise aus dem Zimmer.

Ich stand beim Fenster und regte mich nicht. Ich war der Fels, an den tausend schäumende Traumwogen heranbrandeten. Etwas hatte mich verwandelt und hob mich über mich hinaus, eine Hand griff nach mir und stellte mich in etwas Dunkles hinein, aber sowie sie mich freiließ, hörte ich seltsames Stimmengewirr tief in mir tönen, und es schien mir, als wäre ein Wald in meiner Seele, der rauschte, weil es Morgen geworden war.

Nun wartete ich den Abend und wartete die Nacht. Alles, was ich sann und sprach, war nur ein Schleier vor dem Warten. Ich ging hinter etwas her, das mich einhüllte und meinen Blick trüb machte. In der Schule achtete ich auf nichts, und als ich aufgerufen wurde, mußte ich schweigen. Ich erhielt in zwei Gegenständen die schlechteste Note, aber dies berührte

mich kaum. Sonst pflegte ich mich oft tagelang über ein „Nicht genügend" zu kränken, diesmal waren das Pfeile, die vor mir kraftlos zur Erde fielen. Was bedeutete das auch für mich? Heute mußten größere Dinge geschehen: Leonore Alberti kam, und ich hatte zu denken, wie ich wohl mein Gespräch mit ihr beginnen sollte.

Am Nachmittag nahm ich mir ein Buch, aber ich legte es bald fort: ich konnte nicht lesen. Die Unrast trieb mich, im Zimmer auf und ab zu gehen, doch das Zimmer war so eng. Da nahm ich Hut und Stock und eilte auf die Straße. Die Sonne brannte auf mich nieder: ich ging und ging und wollte nicht müde werden. Alle Gärten, die am Ring liegen, wanderte ich durch: den Votivpark, die beiden Rathausanlagen, den Volksgarten, ja selbst den Stadtpark, wie groß der auch war. Die Stunden gingen hin: es war fünf Uhr geworden. Langsam trat ich den Heimweg an. Mein Gesicht glühte. Etwas in meinem Herzen hemmte mich und ließ mich kürzere Schritte machen. Wie damals, als ich ins Totenzimmer trat, war ein unsichtbares Gewicht an meinen Füßen, das mich oft zwang, inne zu halten. Oder war es, daß mein Herz so klopfte? Oder daß mein Atem stoßweise ging? Ich bekam plötzlich Angst, nach Hause zu gehen, aber ich m u ß t e, es zog mich hin.

Endlich stand ich vor der Türe und läutete. Als ich eintrat, sah ich schon die vielen bunten Jacken und Hüte am Rechen hängen. Ich zählte nach: es mußten sechs Mädchen dasein. Dieses überraschende Resultat benahm mir allen Mut: ich schlich mich vorsichtig durch die Küche in mein Zimmer und wartete. Ein Buch lag aufgeschlagen auf dem Tisch. Es war Wilhelm Meister. Alle Viertelstunden las ich gerade einen Absatz.

Es trieb mich an wie damals! Geh hinein! aber das Damals war nicht so furchtbar wie das Heute. Wenn ich mir bloß vorstellte, wie ich ins Zimmer träte, fror mir das Blut ein. Natürlich: ich würde die Türe öffnen und die Türe würde entsetzlich knarren. Dadurch würden alle auf mich schauen und ich würde dastehen, ein ungeschicktes Lächeln auf den Lippen. Und dann die Stille, diese entsetzliche Stille! Und das Vorgestelltwerden, das „freut mich sehr" und das Schweigen vor dem ersten Gespräch! Und alles andere! Ich mochte es nicht weiter denken — nein — nein! es war entschieden: ich ging nicht, und wenn man mich mit Gewalt holen käme.

Gerade, als ich soweit in meinem Entschluß war, kam das Stubenmädchen und richtete mir aus, ich möge zur Jause kommen. Ich sagte, ich hätte zu arbeiten und könne nicht; sie solle mir den Kaffee ins Zimmer bringen. Das Mädchen ging, aber es mochten kaum zwei Minuten ver-

Emil Preetorius:
Fachkritik. Aquarellzeichnung
(Mit Genehmigung des „Simplicissimus")
Zum Aufsatz von Alfred Mayer

strichen sein, als mein Vater eintrat und mich aufforderte, mit ihm zu kommen. Ich schützte Arbeit vor; darauf sagte er, ich möge also in Gottes-namen arbeiten und dann die Mädchen begrüßen; sie seien schon sehr ge-spannt, mich kennen zu lernen. Aber als mein Vater nach einer Stunde unvermutet die Tür öffnete und mich beim Fenster sitzend fand, während Bücher und Hefte umherlagen, fragte er unwillig, was das heißen solle. Ich sagte, ich wolle ihn nicht belügen und ich hätte keine Lust, zu den Mädchen zu gehen. Darauf entgegnete er, daß ich ein Flegel sei und daß ich auf der Stelle mit ihm kommen müsse. Ich weigerte mich, aber er bestand energisch darauf und stellte mir eine tüchtige Strafe in Aussicht. So entschloß ich mich denn schweren Herzens, den Gang zu tun.

Es kam so, wie ich es vorhergesehen hatte: ich stand hilflos in der Türe, und das laute Schwätzen und Lachen, das ich durch zwei Zimmer gehört hatte, war verstummt. Ich kam mir höchst unglücklich und linkisch vor und fühlte, wie mir die Schweißtropfen über Stirn und Wangen rannen. Meine Hände waren heiß und feucht; ich hörte Namen an mein Ohr klingen und hörte meine eigene Stimme fremd, weithergekommen, die üblichen Phrasen sprechen. Ich hatte ein verzerrtes Lächeln, das ich unvermutet in einem Spiegel sah, und darüber erschrak ich so, daß ich zusammenfuhr. Aber gerade das erweckte mich: ich fühlte eine Kühle an meinem Körper, und mein Blick ward frei. Es glitt ein Schleier von mir langsam in eine Versenkung.

Ich begann mich umzusehen: da saßen acht Mädchen, darunter eines in Trauer; das hatte ein blasses Gesicht und dunkles Haar. Es lag ein Glanz auf dem Haar, das — wie mit einer zärtlichen Bewegung — Schläfen und Ohren einhüllte. Sie sah mich mit einem merkwürdigen Blick an; es war etwas in ihm wie ungläubiges Lächeln. Sie hieß Maria von der Stadt. Das erfuhr ich aber erst am nächsten Tag. Sie hieß Maria von der Stadt: ich fühle den Frühling in mir noch jetzt, da ich dies schreibe.

Ich bekam meinen Platz ihr gegenüber, zu meiner rechten saß Agathe Marholb, zu meiner linken meine Mutter. Mit meiner rechten Nachbarin sprach ich fast nichts, dafür viel mehr mit meiner Mutter, die mir alles erdenkliche Zuckerwerk auf den Teller legte, so daß ich glücklicherweise nicht zum Sprechen kam. Ich schaute in meinen Teller und schwieg . . . und da begann das kurz vorher unterbrochene Gespräch der Mädchen langsam wieder aufzuglühn wie eine Kerze, die vom Garten in einen windstillen Gang gebracht wird, und bald schlug Fröhlichkeit und helles Lachen wie Wellengewirr über mir zusammen. Ich lächelte zu allem, auch zu solchem,

das ich entsetzlich dumm und kindisch fand, ich lächelte den ganzen Abend unaufhörlich — aber ich sprach fast nichts, den ganzen Abend lang.

Eleonore Alberti enttäuschte mich gänzlich; sie war sehr groß und sah schon wie eine richtige Dame aus. Ihr Lachen war breit und laut, ihre Hände unschön und rot aufgesprungen. Ich wunderte mich über Herbert Ludwigs Geschmack und beschloß, ihm mit nächstem meine völlige Verachtung auszudrücken; auch dachte ich nach, was ich ihm sagen würde und wie ich es machen müsse, daß er die Ironie in meinen Worten merkte. Dabei blickte ich verstohlen zu Maria von der Stadt hinüber, und nun wußte ich, wen ich Leonore Alberti gegenüberzustellen hatte. Maria sah mich an, gleichsam als hätte sie meine Gedanken erraten, und ich war so überzeugt davon, daß ich rot ward, den Blick senkte und mit dem Messer Figuren ins Tischtuch schnitt. Das fiel meiner Mutter auf, und sie nahm mir mit einem tadelnden Blick das Messer aus der Hand. Da schämte ich mich und wollte aufstehen, aber meine Mutter hielt mich fest und zwang mich zu bleiben.

Hierauf wurden allerlei Spiele gespielt, aber ohne daß sich etwas Sonderliches zugetragen hätte. Nur einmal geschah etwas Merkwürdiges: Beim Blindekuh-Spiel hatte mich Leonore Alberti gefangen, und nun wurde mir die Binde umgelegt. Das Lachen der Mädchen, das ich als Spott und gegen mich gerichtet deutete, verwirrte mich so, daß ich alle Augenblicke an einen Kasten anstieß und ein paar tüchtige Beulen davon trug. Ich machte täppische und linkische Bewegungen und hätte am liebsten aufweinen mögen: so lächerlich kam ich mir vor. Plötzlich fühlte ich etwas Weiches in meinen Händen. Das entglitt mir blitzschnell, aber ich erhaschte den Teil eines Kleides, den ich festhielt und an mich heranzog. Die Gefangene wehrte sich unter ungeheurem Gelächter der übrigen mit aller Kraft, aber ich hielt den Teil des Kleides — den ich bald als Ärmel erkannte — mit beiden Händen umspannt. Dabei berührten meine Finger den Arm, der sich vergebens strebte, zu entkommen. Es war ein aufregender Kampf; mein Blut trommelte in meinen Ohren, mein Atem ging schwer, meine Füße wurden von einer unsagbar tiefen Müdigkeit ergriffen, ein Schauer rann durch meinen Körper, kühl, wie wenn ein Fieber sich verkündigt. Endlich ließ ich mit der rechten Hand ab und ergriff den Arm der sich Sträubenden. Sie taumelte und fiel mir an die Brust. Ich fühlte den weichen schlanken Körper wie eine beklemmende Last und riß mir blitzschnell das Tuch von den Augen. Da sah ich zu meinem grenzenlosen Erstaunen: es war Maria von der Stadt.

Als sich das Gelächter gelegt hatte, empfahl ich mich und sagte, ich

müsse lernen gehen. Ich reichte jeder einzelnen die Hand, aber ich sah keine an, sondern schaute zu Boden. Als ich zu Maria von der Stadt kam, versuchte ich zu lächeln, aber es gelang mir nicht, und ich hauchte, kaum hörbar, „Auf Wiedersehen". Sie sagte „Adieu!" Es klang sehr kühl. Ich habe über den Ton dieses Wortes viele Tage gegrübelt und weiß es auch heute nicht, welches Gefühl ihn geschickt hat.

So endete der große Tag, an dem viele Tage hingen wie Eisenspäne an dem Magnet. Die Nächte waren wieder von Träumen und Gedanken überschwer, und ich schrieb Gedichte in ein großes Buch, auf dessen erster Seite in großen Lettern zu lesen war: „Cum Deo et Maria, virgine sancta", und auf die letzte Seite schrieb ich: „In nomine Mariae scripsit hunc libellum Clemens Fortis puer maximo amore affectus". Seltsame und erregende Geschichten schrieb ich hinein, und alles klang aus in die geheime und schwermütige Sehnsucht, mit ihr zu sprechen, ganz allein mit ihr, in einem „Zimmerl", das ganz klein war, so daß nur zwei Menschen darinnen Platz hatten. Zu Camillo aber sprach ich nichts von diesen Dingen, denn ich schämte mich im Grunde und fürchtete seinen Spott.

Da geschah es einmal, daß ich abends aus meinem Zimmer ins Vorhaus gerufen wurde. Draußen stand Maria von der Stadt, zum Fortgehen bereit, und gab mir die Hand. Und meine Mutter sagte, ich müsse Fräulein Maria begleiten, sie sei heute nicht abgeholt worden. Ich ward rot und nahm schweigsam Rock und Hut. Maria empfahl sich von meiner Mutter und meinen Schwestern und sagte zu mir: „Sind Sie fertig?" Ich nickte. — „Also gehen wir", sagte sie, und eine Hand schloß die Türe hinter uns.

Der Geruch von Regen war noch in der Luft zu spüren, und die feuchten Straßen glänzten in dem ungewissen Licht der Laternen. Wir gingen schweigend nebeneinander her; ab und zu, wenn der Weg schmal war oder viele Menschen uns entgegenkamen, schmiegten sich unsere Kleider aneinander und das dunkle, strömende Gefühl von damals ergriff mich wieder, so daß ich die Augen schloß uud sekundenlang in einer Finsternis hinschritt, aus der unzählige Sterne hervorkamen. Maria fragte mich einiges, und ich gab einsilbige Antworten. An einer Straßenecke grüßte ein junger Mann von etwa einundzwanzig Jahren. Maria nickte ihm zu und lächelte. Das tat mir weh; ich wandte mich nach dem Fremden um und sah nun, daß er stand und Maria nachschaute.

Darüber empfand ich einen gewissen Stolz: ich durfte allein mit einem Mädchen gehen, dem ein anderer voll Bewunderung nachsah, und ich kam mir mit meinen fünfzehn Jahren sehr erwachsen vor, wie ich so an ihrer

Seite dahinschritt. Ich fragte sie, wie mir schien, mit klarer, fast veränderter Stimme: „Sagen Sie, Fräulein, warum tragen Sie Trauerkleider?" Sie blickte mich überrascht an: „Sie wissen es nicht? Meine Mama ist gestorben." — Ich wunderte mich, daß sie so davon sprechen konnte, ohne zu weinen, und es schien mir sonderbar, wie ruhig sie war und wie gefaßt. Sie kann wohl nicht mehr weinen, dachte ich mir, wer weiß, wie lange ihre Mutter krank war und wieviel Tränen sie schon vergossen hat. Ich stellte mir vor, wie sie die Kranke betreute, ihr Arzneien brachte und Nächte an ihrem Bett saß, ihrer selbst vergessen, nur der großen unsäglichen Sorge hingegeben. Ich fühlte eine warme Welle über mein Herz fluten, und es kam mich an, den Arm um ihre schmalen Schultern zu legen. In diesem Augenblick kam ein Wagen über die Straße gerast; wir traten zurück, und ich streckte unwillkürlich den Arm hinter ihr aus, aber ohne sie zu berühren. „Geben Sie acht", sagte ich und meine Stimme versank in Zärtlichkeit. — Sie lachte. — „Jetzt wären wir bald gestorben", sagte ich. — „Hu", erwiderte sie und machte eine komische Grimasse, „das wäre kein hübscher Tod gewesen, da wünsche ich mir schon einen andern." — „Zum Beispiel?" — „Nein, das sage ich nicht." —„ Warum nicht? Ich will es niemand weitersagen." — „Es steht in meinem Tagebuch, und das hat noch kein Mensch gelesen, nicht einmal Leonore Alberti." — Ob das ihre Freundin sei? — „Ja. Seit Mamas Tod." — Ich schrak zusammen. Wie sie nur davon sprechen konnte! Ich begriff es nicht. Wie ruhig sie das sagte, als ob es sie gar nichts anginge! Vielleicht hat sie ihre Mutter nicht recht lieb gehabt, dachte ich ganz im stillen und erschrak, als diese Frage plötzlich wie sprungbereit auf meinen Lippen stand. Mühsam brachte ich hervor: „Und wie ist Ihre Mutter gestorben?" — Maria sah mich erstaunt an: „Ich weiß nicht. Man hat mich ja nicht ins Zimmer gelassen." — „Wie? — Sie waren nicht dabei?" — „Nein: Papa erlaubte es nicht." — „Ja, aber um Gottes willen, haben Sie denn das ertragen können? haben Sie nichts dagegen gesprochen? Ich begreife das nicht!" — „Wenn es verboten war, — was sollte ich denn dagegen tun!" — „Ins Zimmer gehen! Heimlich!" — „Wie heimlich? Es war ja doch immer jemand bei ihr." — „Aber wie sie aufgebahrt war — haben Sie sie auch da nicht sehen dürfen?" — Maria machte ein entsetztes Gesicht: „Einen Toten anschaun? Das hätte ich mich nicht getraut. Ich hätte geschrien — Sie, ich hätte wahnsinnig geschrie — en." — „Ich habe nicht geschrien, Fräulein." — „Wieso? Haben Sie denn schon einen Toten gesehen?" — „Ja." — „Ja? Erzählen Sie, bitte! Das muß entsetzlich gewesen sein!" — „Ja? entsetzlich war es schon — aber

geschrien habe ich doch nicht", sagte ich ein wenig überlegen und erzählte ihr meine Geschichte. Ich kam aber nicht zu Ende damit, denn wir waren am Hause Marias angelangt. Da sie nicht lange stehen bleiben wollte, faßte ich hastig die Einzelheiten zusammen und erzählte nur noch den Schluß, wie der Tote die Hand nach mir ausstreckte. Ich hatte eine große Wirkung davon erwartet und wunderte mich darum sehr, daß Maria mich lustig ansah und mir lachend die Hand reichte. „Das haben Sie gut erfunden, Sie", sagte sie. „Oder zum mindesten geträumt. Ich habe noch nie gehört, daß Tote die Hände nach Lebenden ausstrecken. Komisch sind Sie, Clemens. Das muß ich heut zum Abendessen erzählen." Sie lachte hell auf, winkte mir zu und lief durch den Gang. Wie betäubt sah ich ihr nach, dann ging ich langsam nach Hause, die Lippen aneinandergepreßt, einen stechenden Schmerz im Herzen, der immer wieder aufzuckte. Am liebsten hätte ich mich hingeworfen und wild aufgeschluchzt. Aber ich zwang mich nieder und suchte, weit ausschreitend, ihr Lachen zu betäuben, das in meinen Ohren immer und immer wieder emporklang.

Am nächsten Tage vertraute mir Camillo das Geheimnis an, von dem ich schon berichtet habe. Da erzählte auch ich von Maria von der Stadt, und von da an sprachen wir nur mehr über die Mädchen und die großen Fragen der Zukunft, vor denen wir ohne Rat standen. Nun war ein neues Band um uns geschlungen, fester und dauerhafter als die früheren. Wir hatten ein leerstehendes Zimmer in Camillos Wohnung ausfindig gemacht, und da besprachen wir des Abends im Dunkeln alles, was wir wußten oder zu erfahren strebten. Wir schleppten uns ein altes Konversationslexikon herüber und lasen bei Kerzenbeleuchtung mit brennenden Wangen die großen Geheimnisse, die wir bis jetzt nur fernher geahnt hatten.

Eines regte uns vor allem auf: daß es Frauen gab, die sich verkauften, die man für geringes Geld besitzen konnte, wie es in den Romanen hieß, die wir gleichsam verschlangen. Wir ergingen uns in phantastischen, glutvollen Gesprächen, die uns berauschten, wir malten uns unmögliche Situationen aus und ließen uns von einer zügellosen Einbildungskraft in märchenhafte Ideenreiche jagen. Unsere Seelen standen hell in Flammen: mit Büchern und Gesprächen fachten wir das Feuer von neuem an, wenn es einmal zu erlöschen drohte.

An einem Abend gingen Camillo und ich durch eine Dirnengasse, und das gab uns viele Gespräche, in die wir oft so tief eintauchten, daß wir das Nachtmahl vergaßen und uns verwundert ansahen, wenn Camillos Mutter kam und sagte, es sei fast zehn Uhr, und ich möge endlich nach Hause gehen.

Jeder wollte etwas anderes erspäht haben: ich eine junge Schöne mit entblößter Brust, er eine mit offenem schwarzem Haar. Wir redeten uns ins Feuer, wir schwärmten und waren von einer betäubenden Angst erfüllt, die alle Dinge wertlos und flüchtig machte und uns wie Bogen spannte, an die man einen Pfeil legt. Ich dachte viel an die Schöne aus der Gasse — wie ich sie nannte —, das Bild stand vor mir und verdrängte zuweilen das Marias; oft aber verschmolzen beider Gesichter zu e i n e m und riefen Vorstellungen in mir wach, deren ich mich manchmal schämte. Ich fragte mich, ob meine Liebe zu Maria echt sei, und wußte mir selbst keine befriedigende Antwort zu geben, ich suchte das Bild der Fremden gewaltsam zu vergessen, aber die Nächte trugen es und schwenkten es mir entgegen. In Unrast und Qualen lag ich viele Stunden lang, aufreizenden Bildern wehrlos preisgegeben, die ohne Ende aus mir in die Nacht stiegen und aus der Nacht vor mich hintraten. Ich träumte Seltsames und Verwegenes, über den Schatten des Todes schritten brennende Träume, die ihn weithin überhellten.

Am Abend vor meinem sechzehnten Geburtstag beschloß ich nach vielem Überlegen, dieselbe Gasse noch einmal aufzusuchen. Ich ging langsam dahin, immer die Rückkehr erwägend, maßlose Erregung mühsam niederhaltend. Endlich schlich ich um die Ecke und drückte mich an die Mauer an, um ungesehen von den übrigen Passanten, unter denen vielleicht Bekannte sein konnten, in die Gasse zu gelangen. Es war sehr dunkel. Wenige Menschen, wie es schien, untern Ständen angehörig, standen vor den Fenstern und plauderten mit den Mädchen. Ich sah niemandem ins Gesicht, sondern schaute zu Boden, ab und zu warf ich einen verstohlenen Blick in ein Fenster, aus dem ein geschminktes, lächelndes Gesicht grüßte. Hinter mir fiel das Geflüster der Mädchen, die den oberen Stock bewohnten, zur Erde. Viele winkten mir, einige sprachen mich an — ich gab keine Antwort und ging weiter. Als ich am Ende der Gasse angelangt war, schlenderte ich noch ein Stück in die Nebengasse weiter, drehte dann um und ging denselben Weg zurück. Da sah ich in einem der Fenster die, von der ich träumte; sie lächelte mich an und winkte, aber ich ging vorbei, bis ich an das andere Ende der Gasse gekommen war. Da blitzte plötzlich ein Entschluß in mir auf. Ich kehrte wieder um, und nun sah ich mir mutig alle an, prüfte, verwarf und zögerte dennoch, weiter zu gehen. Die, von der ich träumte, winkte mir wieder; ich schwankte und ging vorüber, einige Schritte nur, dann besann ich mich, drehte um, gab ihr ein Zeichen und trat ins Haus. Durch einen dunklen Korridor mußte ich durch, aber nun wußte ich nicht mehr den Weg und blieb ratlos stehen. Da kam sie in weißem, losem Gewand,

mit offenem Haar, von irgend einer Türe und trat lebhaft auf mich zu. Ich sah sie an, wich zurück, vernahm ihren Gruß, den sie mir in breitem Dialekt und sehr laut zurief, und machte einige Schritte vor. Ihr Atem schlug mir entgegen, ich spürte den Duft des Parfüms und sah mit eigentümlicher Klarheit die leise wellenden Bewegungen ihres Kleides. Da umnebelte etwas meinen Sinn: ich sagte ein paar verworrene Worte, lächelte, drehte mich um und lief, so schnell ich konnte, über den Gang. Auf der Straße blieb ich stehen und atmete auf; glühend stand ich, wie im Fieber, und starrte auf den einzigen Stern am Himmel. Dann lief ich wie gehetzt, sinnlos, aus der Gasse und hielt erst ein, als die Lichter des Burgrings mir entgegenleuchteten.

Viertes Kapitel.

Es war hohe Zeit, daß wir aufs Land zogen, denn Wien war von erinnernden und gefährlichen Dingen überschwer; an diesen heißen Tagen, da eine erbarmungslose Sonne funkelnd über der Stadt stand, schien alles groß, erregend und heimlich voll furchtbarer Ereignisse zu sein, die eine beklemmende Gewalt schon aus der Ferne ausübten. Ich ging, scheu wie nie, durch Straßen und Gärten, nur den einen Gedanken tief in mir: so bald als möglich wieder zu Hause zu sein. An jeder Ecke lauerte etwas auf mich, das mir Verderben drohte; in unermeßlich viele Gestalten verkleidet, schlich sich mein Schicksal an mich heran, in Tücke den Moment erspähend, da ich wehrlos war und mich seiner nicht versah. Wie aus einer unbemerkten Versenkung schwebte der Todesgedanke vor mir auf: da verfiel ich wieder in Düsterheit und Schwermut und ward von fremdartigen Träumen erfüllt, die mich manchmal so sehr überwältigten, daß ich daran dachte, freiwillig ein Ende zu machen.

Sobald wir aber in dem steirischen Gebirgsdorf angekommen waren, verschwand die traurige Stimmung mit einem Male und wich einer merkwürdigen klaren, fast stillen Heiterkeit, die ich am liebsten golden nennen möchte. Ich spürte den Atem der Berge unablässig in mich einströmen, das dunkle Rauschen einsamer Gewässer, die irgend etwas Verlorenes zu betrauern schienen, klang in mir nach, nur ruhiger und geklärter, und das wogende Flüstern des Kornes in den Feldern, das den Abend begrüßt, zitterte tief in mir als ein unbeschreiblich schönes und schmerzloses Gefühl, das einem endlosen Verströmen zustrebt. Auf vielen Spaziergängen, dem Morgen zu, richtete sich mein Gemüt wieder auf, des Abends aber ließ ich es tönen, sich erlösen, danken und voll Demut sein. Ich bereitete mich

für das Große vor, das mich plötzlich leuchtend überraschte: von ihm zu berichten ist der Beruf dieses Kapitels, dem ich am liebsten den Namen vorangestellt hätte, von dem es bestrahlt wird, und den ich auch heute nur so aussprechen kann, wie man — es mag dies gesucht scheinen — einen kostbaren Gegenstand behutsam zwischen zwei Fingern hält. Über mein Leben neigte sich eine sonnige Gestalt, und es gab Licht, solange sie sich darüber beugte . . . ich hielt in jeder Hand eine Schale und wartete . . . und plötzlich waren Blumen in jeder Schale. Ich schrieb verworrene Briefe in langen Nächten, und im Lampenlicht glänzte die Schrift wie golden; ich stand im Walde, und es fielen Perlen und Edelsteine von den Bäumen; ich ging durch die Felder und sah helle Gestalten mir entgegenkommen. Meine Träume waren voll beseligender Erscheinungen, ich hatte das Gefühl, plötzlich zu klingen wie eine Harfe im Frühling. Gedichte strömten aus mir und sehnten sich nach den Winden, die sie trugen: strahlenden Fernen entgegen. Stand ich in der Sonne auf freier Ebene, geschah es nicht selten, daß die Strahlen fein zu klingen begannen, und daß ein Echo in meiner Seele den Klang auffing. Dann wollten sich die goldenen Strahlen auf das Echo stürzen, um es zu strafen, und drangen in mein Herz, aber da war das Echo längst nicht mehr: es saß im Walde versteckt und rief, ja es wollte gar nicht innehalten im Rufen, bis die Strahlen sich selbst vor lauter Wonne vergaßen und des Echos Echo wurden in meinem Herzen. So wirrte sich das Spiel und wurde mannigfaltig und unendlich, bis ich zum Schlusse hinschritt, von vielen feinen Stimmen umhallt, die alle denselben Namen riefen, gleichsam als hätte Gott nichts Lieberes auf Erden als dies.

Es kam aber so:

Ich schlenderte spät abends, vom Wald kommend, durch das Dorf, das schweigend und arglos unter blauem Himmel dalag, weiß vom Licht des Mondes und der Sterne beschienen. Meine Schritte waren hastig und schollen in der Stille, denn ich hatte Furcht, allein zu gehen, auch zitterte noch die Erregung in mir nach, die mich befallen hatte, als es im Walde dunkel zu werden begann und die großen Schatten der Baumkronen heimlich über die Wege schwankten, Dunkelheit überallhin, in die geheimsten Gründe des Waldes tragend. Längst vergessene Kindheitsgefühle waren gleichsam noch schlaftrunken in mir aufgewacht und hatten sich zu einer unbestimmten Furcht verdichtet, die meinen Schritt beflügelte und mein Herz antrieb, schneller zu schlagen. Erst als ich durch die Lichtung die spärlichen Lichter der ersten Häuser gewahrt hatte, war etwas wie ein Gefühl von Geborgenheit erlösend in mich gekommen, so daß ich stehen blieb und tief aufatmete.

Nur ein Zittern lief noch über mich hin, solange ich im Walde war, auf der Straße aber riefen mich geheime fremde Stimmen an und ermahnten mich, vor gefährlichen Menschen auf der Hut zu sein, zugleich vernahm ich eine singende, die immer: „Nach Hause" sagte, so daß ich zu laufen anfing: so sehr trieb mich Sehnsucht nach der Sicherheit. Aber gerade, als ich vor der Villa des Grafen Waldstein vorüberkam, geschah das Unerwartete, das mich staunen ließ.

Im Garten der Villa brannten alle Laternen, ja selbst Bosketts und Laubengänge waren durch Lampions erhellt, während alle Fenster ganz im Dunkel waren, ausgelöscht, wie blind und wie mit krankhaftem Glanz. Ich vermutete ein Fest und schlich, von dem geheimnisvollen Leuchten wunderbar erregt, ganz nahe an das Gitter heran, durch das ich nach allen Seiten hinspähte. Es rührte sich aber nichts. Tief im Schweigen lag der Park, durch seine Erhabenheit und Ruhe ins Feierliche überwältigend. Plötzlich ging ein silberner Laut durch die Stille, so: wie wenn feiner Sand über eine glatte Fläche rinnt, und ehe ich auch nur zum Nachdenken kam, sah ich ein Mädchen von etwa fünfzehn Jahren mit aufgelöstem braunem Haar, das ihm über die Schultern lang herabfiel, mit einer Springschnur in der Hand, vorsichtig aus einer der erleuchteten Lauben treten. Mir stand das Herz still. Ich mußte den Blick abwenden, etwas raunte mir zu, zu fliehen, aber gleichzeitig ging ein Strom durch meine Glieder, daß ich das Gefühl hatte, ich wäre wie ein Baum in die Erde gepflanzt und müßte unbeweglich bleiben. Sooft ich jedoch den Blick hob, sie anzusehen, schien es mir, als träfe der ihre mein Gesicht, und obwohl ich wußte, daß die Nacht, das Gitter und das Gebüsch mir Freunde waren und mich gut ver-verdeckten, so ergriff mich doch eine ängstliche, verwirrende Scham, die mich bald so stark überrauschte, daß ich mein Leben und Atmen wie ein Blühendes zu spüren meinte. Wie ich nun so, in widerstreitenden Gefühlen, von kaum zu deutender Sehnsucht schmerzlich erfaßt, die überirdische Erscheinung immer tiefer in meine Seele dringen ließ, geschah das Schauspiel, das ohnegleichen wie eine Krone ist in der Schatzkammer meiner Erlebnisse und Begebenheiten. Alles, was ich früher von Frauen wußte oder zu wissen glaubte, siechte hin und starb in dieser Nacht, die lautlos mit allen Sternen und Düften in mich eindrang, mich verwandelte, verzauberte, verzückte und meine Schritte so frei und luftig machte, als wären Flügel an meinen Fersen.

Und doch war es bloß dies: Das Mädchen begann durch die Schnur zu springen, erst langsam, träumerisch, dann schneller, verwirrter, atemloser, bis sie endlich in wehender Hast über die wie der Blitz aufschimmernde

Schnur schnellte, sich drehte, tanzte und dabei sonderbar melodische Laute über die Lippen brachte. Wie etwas Silbernes tauchte die Schnur unter ihren Füßen auf und verschwand ohne Übergang in die Dunkelheit, immer wieder hervorleuchtend, immer wieder wie erschöpft zurücksinkend, manchmal wie ein zarter Reifen oder ein weiter feiner Glorienschein die schmale Gestalt umrahmend, die — ihrer sonderbaren Tätigkeit hingegeben — selbst, gleichsam aus Silber, lichtvoll in der Nacht war. Ich hatte dergleichen bei erwachsenen Mädchen nie gesehen —: atemlos, in unendlicher Spannung verfolgte ich den Tanz und die Gebärden, die eine Einsame erlösen sollten und doch für mich und die Bäume geschahen, auf die der spärliche Glanz der Laternen und Lampions fiel, daß sie bunt und schreckhaft aussahen. Endlich stand das Mädchen still, atmete ein paarmal auf, legte die Schnur langsam zusammen und ging tiefer in den Garten mit langsamen Schritten. Zugleich erloschen die vordersten Laternen, dann die andern nach und nach, nur die Lampions brannten noch, und nun sah man erst ihr ärmliches Licht. Bald erloschen auch sie: auf welche Weise, kann ich mir auch heute nicht erklären, obgleich ich Schatten und Gestalten im Garten bemerkt haben wollte. Über dem lag dichte Finsternis, in die ich unablässig starrte, immer wartend, daß das Mädchen von neuem auftauche und durch die Schnur springe. Doch das geschah nicht, dafür aber brannte ein leises Licht in einem Fenster des oberen Stockwerks.

Da wandte ich mich und ging unserm Hause zu. Hinter mir brachen eisige Reiche zusammen, aber der Himmel stand so voll unzähliger Sterne, daß es mich ankam, als müßte ich nach ihnen greifen. Trunken von geheimnisvoller Begeisterung hob ich die Hände und fühlte das kühle Licht an meinen Fingern herabgleiten. Da ertrug ich's nicht mehr —: Ich warf mich ins hohe Gras, das voll Blumen stand, breitete die Arme aus und preßte wie Ganymed die taufeuchten Halme an Herz und Wange. Unsinnige und schwärmerische Dinge hab' ich damals getan, ehe ich nach Hause kam, und das schlimmste war es nicht, daß ich in meinem lecken Kahn über den Teich fuhr, in den sich die Sterne voll Wollust zu stürzen schienen. Das Schlimmste war: daß ich die Nacht wach lag bis zum Morgen und den Traum versäumte, den mir Gott entgegengeschickt hatte.

Nun unterließ ich es keine Nacht, zu der Villa zu gehen, in der ich das seltsame Spiel geschaut hatte, und die ich mir im Innern geheimnisvoll und erfüllt von köstlichen und wunderwirkenden Gegenständen dachte. Aber ich mochte stundenlang am Gitter stehen und mit aller Kraft meiner Augen in die Dunkelheit starren —: die, nach der ich begehrte, sah ich nicht wieder.

Einmal — es mußte schon sehr spät gewesen sein — klirrte im oberen Stockwerk ein Fenster, und eine fremde Frauenstimme rief mich an. Darüber erschrak ich heftig und wußte in meiner Verwirrung nicht, was ich antworten sollte. Bis endlich der Garten erleuchtet stand und Männer mit Kerzen in den Händen auf das Tor zuschritten, an dem ich lehnte. Da begann ich zu laufen, und ehe ich es mich versah, stand ich am Eingang des Waldes, der groß und feierlich ragte wie ein drohender Herrscher. Und wie ich mich so dem ungeheuren Dunkel gegenübersah, fühlte ich das unabwendliche Schicksal meines Lebens über mich hereinbrechen und spürte die Hand des Todes erstarrend an meiner Schulter. Halbvergessene Gedanken stürzten aus mir, wie Gewässer aus Gestein stürzt, immer neue Dunkelheiten sanken überwältigend auf mich hin und ließen mich über Ahnungen und Aberglauben hinweg in ein Land schauen, darin man nichts mehr weiß vom Leben.

Aber das Leben gab mich nicht auf: über die Finsternis stieg ein großes Leuchten, unermeßlicher Frühling rief mich in unermeßlich lichterfüllte Gebiete.

Dies geschah so:

Ich mußte eines Nachmittags für meine Mutter einen Gang tun; der Weg führte an der Villa vorbei. Schon von weitem hörte ich fröhliches Geplauder und helles Lachen junger Stimmen. Als ich am Gitter angekommen war, sah ich drei Knaben und drei Mädchen Krocket spielen. Erst schien es mir, als wäre sie nicht unter ihnen, aber nun bemerkte ich sie: ein wenig abseits von den übrigen sah sie gespannt dem Spielenden zu, einem großen schlanken Knaben, dessen Haare in Locken auf die Schultern fielen. Wie ich nun halb in Bewunderung, halb in törichter Eifersucht den edlen und zierlichen Gebärden des fremden Knaben folgte, rief eine bekannte Stimme meinen Namen, und zu meinem größten Erstaunen gewahrte ich Herbert Ludwig, der den Schlegel wegwarf, zu mir ans Gitter stürmte und mich stürmisch begrüßte. Aus dem unverständlichen Schwall von Worten erfuhr ich — oder besser: — erriet ich nur, daß er in der Villa wohnte und sich nicht genug wundern konnte, mich hier zu treffen. Ich stotterte verwirrtes Zeug und schickte mich an, zu gehen; hauptsächlich deshalb, weil ich ihren Blick aufgefangen hatte und dunkelrot im Gesicht geworden war. Aber Ludwig schien nichts davon zu merken und schrie die beiden andern Knaben an, ans Gitter zu kommen, was diese, die sehr ins Spiel vertieft waren, nur widerwillig und aus Wohlerzogenheit taten. Die zwei Mädchen waren nun auch nähergekommen und tuschelten miteinander, wobei sie auf mich zeigten, indes *sie* ruhig, als wäre nichts geschehen, auf ihrem Platze verblieb und kein Auge von mir wandte.

Ich erfuhr die Namen der beiden Knaben und fühlte ihre Hände in der meinen, die Namen der beiden Mädchen klangen an mein Ohr, aber nun begann eine Geige irgendwo zu tönen, und ein Gesang schwebte aus mir in den Park. Denn es geschah ein Wunder zu dieser Stunde, da sich die Gartentür auftrat und ich den weißen Weg betreten durfte. Und dann blühte etwas in mir auf . . . „Das ist Herr Clemens Fortis", sagte Herbert Ludwig zu ihr, die noch immer unbeweglich auf derselben Stelle verharrte, und, zu mir gewendet: „Ich stelle dir Fräulein Elvira Graf vor". Ich weiß nicht mehr, ob ich damals zu der würdevollen Art meines Mitschülers gelächelt habe, ich weiß nur: daß plötzlich Tränen über meine Wangen rannen, wie ich die kühle Hand Elviras in der meinen gleichsam schweben fühlte und daß mich ein solcher Strom von Glück überschauerte, daß ich beflügelt ging und zu sehen glaubte, daß mein Atem leuchtete. „Spielen Sie mit uns?" fragte sie, aber ich war unfähig, auch nur das geringste zu sprechen, so nickte ich nur und sah sie an, glücklich über ihre Nähe und zugleich zu tiefst betrübt über meine eigene Niedrigkeit, und sonderbar: es schien mir die ganze Landschaft, der Garten, das Haus und die Straße, tief im Feuer zu stehen. Dann lächelte ich, rief einen Gruß, sprang über den Zaun und lief, als trüge ich Schätze und Edelgut, geradewegs in den Wald. Wo es am dunkelsten war, warf ich mich hin, ohne Sinn, ohne Gedanken, sprach ich verworrene, abgerissene Laute, schaute in das Wipfelgewirr der den Himmel verbergenden Bäume und sang in das Rauschen hinein, bis es Abend ward. Dann breitete ich die Arme aus und ließ die Waldkühle in mich einströmen. Ihren Namen aber schrieb ich mit großen Lettern auf einen weißen Stein, der in der Nähe lag und den ich nur mit Mühe tragen konnte. Ich schleppte ihn ganz tief ins Gehölz, wandte ihn um und begrub ihn im Moos. In den Baum, der davor stand, schnitt ich ein großes Kreuz, das ich mit meinem Rotstift solange bemalte, bis es leuchtend war und als Erkennungszeichen dienen konnte. So ward es dunkel, und da mich die Angst zu treiben begann, trat ich den Heimweg an, auf dem ich unablässig süße Stimmen zu hören vermeinte und oft anhielt, weil die Fontänen in meiner Brust zu laut rauschten. Über der Nacht aber flatterten unaufhörlich die hellen Träume, deren einer sich wunderbar in den Netzen des Morgens verfing.

Fortsetzung im nächsten Heft

Alfred Mayer: Emil Preetorius

Der Name des jungen Künstlers, den ich der Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift empfehlen möchte, ist den Freunden der modernen Graphik seit zwei Jahren bekannt. Er hat bereits — ganz besonders in Münchener Künstlerkreisen — einen vollen Klang!

Im Münchener Boden wurzelt ja bekanntlich die moderne Graphik, deren künstlerische Ziele auf Unterhaltung der lebendigsten Beziehungen mit dem sozialen Leben der Gegenwart hinauslaufen. Ihr Geburtsjahr fällt zusammen mit dem Erscheinen des „Simplizissimus". Vorher erfüllten die gelesensten deutschen Witzblätter zumeist den Zweck eines Unterhaltungsbedürfnisses. Der „Simpli" stellte sich von Anfang an höhere Aufgaben. Er hatte eine Mission zu erfüllen, indem er die kritische Sonde an die vielen Auswüchse unseres politischen und sozialen Lebens legte. Jetzt — da wir gewohnt sind, seit vierzehn Jahren jede Woche diese Schlagkraft beißenden Spottes in Wort und Bild auszukosten — vermögen wir ihn gar nicht mehr aus der Fülle unserer Bedürfnisse zu streichen oder wegzudenken. Die künstlerischen Leistungen, die uns da serviert werden, stehen zwar nicht mehr immer auf der alten Höhe. Langsam vollzieht sich auch hier ein Absterbeprozeß. Die Mitarbeiter finden wir allesamt zu sehr auf eine Note gestimmt, junge Talente läßt man nur zögernd — ungern — aufrücken.

Wichtig ist aber allein der Umstand, daß die besondere Ausdrucksform der modernen Graphik von hier aus bereits weite Gebiete e r o b e r t hat.

Durch eine ganz besonders glückliche Konstellation konnte Albert Langen seiner Zeit eine Anzahl künstlerischer Intelligenzen um sich sammeln, von denen fast jede durch scharf geprägte Eigenart Selbständiges zu sagen hatte. Im letzten Jahre hat der Tod die Reihe der ausschlaggebenden Talente bedenklich vermindert. Weder der schon früher nach Berlin verzogene Bruno Paul noch die seit seinem Tode so häufig zitierte Genialität Rudolf Wilkes und ebensowenig die mondaine Eleganz Rezniceks konnten leicht ersetzt werden. Der pater spiritus Thomas Theodor

Heine und der blendende Zeichner Gulbranson halten allein noch die beste Tradition des Blattes hoch.

Zu den seltenen Gästen (wie selten und willkommen ist mit jeder Zeichnung beispielsweise der verderbt göttliche Pascin!) des Simpli gehört Emil Preetorius, aber gerade er wäre wie wenige berufen, auch von dieser Stelle aus an unserer Zeit- und Kulturgeschichte dauernd mitzuarbeiten. Eines schon läßt ihn sympathisch erscheinen; er ist deutsch — in seiner Künstlerart nicht entwurzelt.

Noch vor drei Jahren Jurist, kam der damals 23jährige Darmstädter nach Absolvierung seines Doktorexamens nach München. Während einer kurzen Lerntätigkeit an der Münchener Kunstgewerbeschule — (sie spielt in seiner schnellen Karriere keine Rolle) — fertigte er in seiner freien Zeit Zeichnungen an. Der Vater — Jurist in großer angesehener Stellung — wollte die künstlerischen Neigungen des jüngeren Sohnes schon deshalb nicht unterstützen, weil der älteste Sohn Willy zum Malerberuf bestimmt worden war. Der Vater hatte die von seinem Standpunkt aus berechtigte Meinung gewonnen, daß sein Sohn Emil auch als Jurist Karriere machen würde. Warum nicht, da er alle Examina trefflich bestand? Aber tiefer, als der Vater glauben wollte, saßen die Neigungen zur Kunstbetätigung in Emil Preetorius. Er, der Erbe einer alten Familienkultur, war in dem Punkte mehr das Kind seiner Mutter, die seine junge Seele so fein bildete. Der Sohn hat auch nie aufgehört, in der geistig ungemein reich begabten Mutter sein Frauenideal zu sehen.

Der besonderen Artung seines Talentes kam die seltene Mischung angeborener und anerzogener Kultur zu statten. Scharfe Intelligenz, eine bei Malern ganz selten anzutreffende universelle Bildung und der erzogene literarische Geschmack leiten die Bewußtheit in seinen Arbeiten. Zu dieser Bewußtheit tritt der intuitive Zug, der ihm tief im Blute steckt, der sich romantisch entlädt, oft ins Reich der Metaphysik hinübergreift und dem Wesen und der Persönlichkeit des Künstlers eine Prägung gibt. Es strotzt in ihm von subjektiv eingeborner Form! — Das ist das Entscheidende. Weltanschauung, Menschenkenntnis, Lebenshumore setzen sich bei ihm in Formen um oder, präziser ausgedrückt, in Linien. Leid und Freud, Anmut und Dummheit, Gestalt und Raum treten im ewig krausen Spiel der Linie in Erscheinung. Es reizt ihn, die schwarze Silhouettenkunst in zackig bewegtem Kontur neu zu beleben, in den schwarzen Körpern durch wenige weiße Binnenstriche die Struktur verständlich zu

machen. Aber Preetorius ist nicht einseitig, er bevorzugt die Vielseitigkeit in der Technik.

Die Münchener Kunsthandlung Zimmermann hat zuerst vor kaum drei Jahren verschiedene Zeichnungen ausgestellt, die dem noch Zaghaften damals abgenötigt werden mußten. Ein homo novus erfuhr die Genugtuung, daß der Simplizissimus eine Anzahl dieser Zeichnungen kaufte.

Nach diesem ersten Debüt führte ihn kurz danach der junge Verlag Hans von Weber in die Buchkunst ein.

Mit den Schattenrissen zu Chamissos „Peter Schlemihl“ kam der erste große Erfolg für Preetorius, der sein Bewußtsein stärkte. Bei dieser Gelegenheit muß man des speziellen Verdienstes Hans von Webers im Künstlergang Preetorius' gedenken. Dieser gleicherweise temperamentvolle Mäcen hat es in der kurzen Zeit seiner Verlegertätigkeit verstanden, die künstlerische Buchausstattung zu heben, er war aber auch wachsam, so oft es sich darum handelte, seinem Verlage junge unbekannte Talente zuzuführen.

Die romantische Phantasie in Chamissos Peter Schlemihl stellte Preetorius' verwandter Begabung die ersehnte Aufgabe. Das zeichnerische Problem verlangte die richtige Verschmelzung scharfen Intellekts mit unbewußter Beschaulichkeit. Preetorius projiziert hier gerne langgezogene Gestalten in die Fläche. Den Raum, in dem sie sich bewegen, gibt er mit knappen, aber doch illusionsstarken Andeutungen. Mit feinster Erwägung wird jede groteske Übertreibung vermieden. Ein besonderes Wohlgefallen bietet des weiteren eine farbige Flächenwirkung, bei der immer das Weiß des Papieres mitzusprechen hat. Die Verteilung der Massen vollzieht

sich nach einem Prinzip, das den Japanern abgelauscht, aber ganz subjektiv verarbeitet worden ist. Wenn z. B. Peter mit den Siebenmeilenstiefeln den Rahmen sprengt, so geschieht das aus innerer Notwendigkeit mit dem bewußten Willen, einem phantastischen Motiv den intensivsten Ausdruck zu verleihen. Reiche und sympathische Abwechslung bringen ferner kleinere schwarze Buchvignetten und Silhouetten in die Folge der großen bunten Bildszenen.

Ganz anders kommt uns Preetorius, wenn er die Geschichte von Tristan und Isolde zu Emil Lucas „Isolde Weißhand" (Verlag S. Fischer, Berlin) illustriert. Das Gedicht treibt die ihm eigene lyrische Note an die Oberfläche. Diesmal führt er mit zarter Sensibilität den Stift und gibt in leisen Konturen ein mehr abstraktes Abbild dessen, was die Vorstellung von Tristan und Isoldens Liebesglück erhöhen wird. Er setzt sich über den schwächeren Text Lucas hinweg.

Von diesem Intermezzo aus führte ihn bald Hans von Weber in die Sphäre des Humors zurück, nämlich zu „Onkel Benjamin" von Claude Tillier. Das Buch liegt eben in einer neuen Verdeutschung von Otto Wolfskehl-Darmstadt vor (Verlag Hans von Weber, München). Wir Deutschen lieben das uns unfranzösisch anmutende Buch mehr als die Franzosen. Es hat von Deutschland aus seine große Popularität erlangt. Mit Onkel Benjamin erweitert sich das Gebiet des Zeichners. In der Gesamtheit der Illustrationen finden wir nichts, was objektiv unrichtig gesehen wäre, immer aber mischt sich die objektive Art der Darstellung mit ganz subjektiver Empfindung für humoristische Motive. Gemeinhin verdunkeln Zeitstil und geschichtliches Interesse die individuelle Handschrift der minder begabten Illustratoren, die sich dann allzu sehr an bestimmte Vorlagen zu halten suchen. Wie häufig begegnen wir in jüngster Zeit einem Rokoko, das sich strikt an Chodowiecki anlehnt. Selbst ein so geistvoller Künstler wie Th. Th. Heine verschmäht es nicht, in seinen Paraphrasen zu Hebbels Judith recht erborgte Beardsley-Akzente anzuschlagen. In den Schattenrissen zu Onkel Benjamin ist der Geist des späten Rokoko quasi auf unser modernes Empfindungsleben übertragen. Nach dieser Hinsicht bedeuten speziell die Porträtzeichnungen der im Roman auftretenden Persönlichkeiten etwas schlechthin Meisterliches. Diesen Gestalten ist durch die besondere charakteristische Art der Haltung die künstlerische Physiognomie verliehen — nicht in der Hauptsache durch das Kostüm oder durch äußerliche Zugaben. Wie geschmackvoll sind diese Porträts in den Rahmen gestellt, wie unübertrefflich ist die Raumfüllung der Ovale angeordnet, in allen Punkten bis auf die Lettren der den Bildern beigegebenen Texte wird

Emil Preetorius:
Aus: Claude Tillier, „Mein Onkel Benjamin"
(Hyperion-Verlag Hans von Weber, München)
Zum Aufsatz von Alfred Mayer

harmonische Einheitlichkeit herbeigeführt. Die landschaftlichen Zutaten sind wiederum ganz aus einem inneren Gesicht geformt; es ist ihnen ein schöpferischer Eigenwille aufgeprägt. Nach den angeführten Leistungen ist Preetorius sehr schnell eine der begehrtesten Persönlichkeiten im Kunst- und Buchverlag geworden.

Im Insel-Almanach 1910 finden wir eine Luftschifferzeichnung, in der mit stupendem Zeichnervermögen das Fliegen im Raume dargestellt wird. Diese Reproduktion ist den Illustrationen entnommen, die eben für den Inselverlag von Preetorius zu des „Luftschiffer Gianozzi Seebuch" von Jean Paul vorbereitet werden. Auch der Münchener Verlag Georg Müller beabsichtigt dem Künstler in allernächster Zukunft verschiedene dankbare Aufgaben für sein Talent zu stellen. Die köstlichen Blätter, die Preetorius zum „gekitzelten Askulap" des Herrn Felix Schlömp (Verlag Georg Müller) geliefert hat, verdienten allerdings eine humorvollere Textbegleitung.

Ein reiches Betätigungsfeld findet Preetorius in der von ihm gepflegten Exlibriskunst. Die Wirkung des Exlibris ist auf Knappheit und Intensität gestellt. Hinsichtlich des Inhalts wird eine symbolische Beziehung zur Person des Eigentümers genügen, dem Bücherzeichen die charakteristische Besonderheit zu geben. Ein literarisches Zuviel an Beziehungen und Gedanken macht die notwendige einheitliche Gestaltung unmöglich. In einem unlängst erschienenen Exlibriswerk Emil Preetorius' (Kunstverlag H. Hohmann, Darmstadt 1909) wird man das eben erwähnte Prinzip erkennen, womit der Künstler — nicht immer mit demselben Gelingen — den besonderen intensiven Ausdruck erzielt. Dem Leser kann leider nur eine Probe, das Exlibris Otto Wallot, vorgeführt werden. Der bienenfleißige Jurist, dem sich, über seine Akten gebeugt, die Haare schaudernd zu Berge stellen, führt als Palladium die Riesenfeder, die ragend den schwarzen Hintergrund zackig durchfliegt, und bei der der Charakter der Kielhaare köstlich getroffen ist. — Auf dem Exlibrisgebiet wird von ihm mit Freude das Problem der Teufelsgestalt aufgegriffen. Er gibt trefflich voneinander unterschiedene Charakteristika individueller Eingebungen, die in einer noch zu schreibenden Ikonographie „germanischer Teufelsfratzen in der Kunst" gewiß nicht fehlen sollten.

Schließlich müssen die Plakate des Künstlers erwähnt werden, von denen das jüngste zu seiner eigenen Kollektivausstellung im Münchener Salon Brakl die Vorzüge seiner geistreichen Zeichnung ebenso stark wie den exquisiten Geschmack für farbige Flächenfüllung zur Geltung kommen läßt.

Ausblicke nach allen Seiten und eine Fülle der Entwicklungsmöglichkeiten!

Mit Zuversicht wollen wir der weiteren Entfaltung seines Talentes entgegensehen. Die starken Anregungen, die ihm vom Farben-Holzschnitt

Aus den Bildern zu Claude Tillier, „Mein Onkel Benjamin“
(Verlag von Hans v. Weber, München)

der Japaner kamen, die unverkennbaren Eindrücke von Beardsley, Wilke, Bruno Paul und Paszin haben seine Unabhängigkeit nicht beengt.

Seine kritisch gebildete Intelligenz wird seine frische sinnliche Aufnahmefähigkeit nicht unterdrücken. Wir haben Grund, es zu glauben.

Wilhelm Waetzoldt: Die mimische Asymmetrie des Gesichts

I.

Mit der Physiognomik verbindet der moderne Mensch im allgemeinen die Vorstellung einer mystischen Pseudowissenschaft, die sich zur Psychologie verhält wie etwa die Alchimie zur Chemie oder die Astrologie zur Astronomie. Es scheint, als ob Lavaters naive und phantastische Interpretation des linearen Profilablaufes und seine überspannten Fragestellungen an einem durchaus unzulänglichen Material die Physiognomik ein für allemal in Verruf gebracht haben.

Und doch besitzt die Physiognomik — freilich nur als ein Zweig der angewandten Psychologie — eine gewisse praktische Bedeutung. Da man von einer „Soziologie der Sinne" schon redet, könnte man sie vielleicht eine Verkehrswissenschaft nennen, bilden ihren Gegenstand doch die durch den Sinn des Auges geleiteten Wechselwirkungen zwischen Menschen. Richter und Ärzte, Schauspieler und Lehrer, kurz Personen, die berufsmäßig mit dem unmittelbaren sinnlichen Verkehr von Mensch zu Menschen zu arbeiten haben, bedienen sich eines meist sehr elementaren und für die jeweiligen Bedürfnisse gesammelten Schatzes an physiognomisch-mimischen Erfahrungen. Der eventuelle Nutzen, den ein Vertrautsein mit den allgemeinen Prinzipien der physiognomischen Gesichtsbildung und ihrer mimischen Handhabung für diese Kreise haben kann, liegt in der Ausschaltung von Fehlerquellen bei der physiognomischen Beurteilung eines Menschen, soweit sich diese Fehler aus der Deutung genereller Merkmale als individueller ergeben. An positive Leistungen der Physiognomik für die Erkenntnis der individuellen Charaktere, also an eine Charakterologie, glauben wir nicht mehr.

In den Bereich anwendbarer physiognomischer Erfahrungen gehört auch die Beobachtung einer mimischen Asymmetrie des menschlichen Gesichtes, auf die Hallervorden zuerst aufmerksam gemacht hat[1]. Es handelt sich hierbei nicht um die allbekannte physiognomisch-anatomische Verschiedenheit der beiden Profilansichten, um die Differenzen der rechten und der linken Seitenansicht, sondern um Unterschiede in der Mimik, im Gebärdenspiel und mimischen Ausdruck der beiden Enface-Halbgesichter. Diese Beobachtung ist nicht nur von Interesse für den Psy-

[1] Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift 1902 und 1906, und Deutsche Medizinische Wochenschrift 1902, Nr. 31.

chiater, sondern vor allem auch für den Porträtmaler, der ja seinem Modell gegenüber vor der Wahl einer möglichst charakteristischen Ansicht des Gesichtes steht und nicht erst aus einer Kenntnis der individuellen Seelenhaftigkeit des Darzustellenden beraten werden darf, um dessen Anschaulichkeit für seine künstlerischen Zwecke zu werten. Das Wissen um solche Dinge gibt dem Maler zwar nicht Material zu einer Deutung des Charakters im ethischen Sinne, — damit könnte er auch gar nichts anfangen, — wohl aber macht es ihn aufmerksam auf sichtbare und darstellbare Elemente von allgemeiner physiognomischer Bedeutung.

II

Hallervorden beobachtete eine verschiedene mimische Handhabung der beiden Gesichtshälften derart, daß die rechtsseitigen Gesichter (rechts und links vom Betrachteten aus) mehr apperzeptiven, tätig denkenden oder verständig wollenden, die linksseitigen Gesichter mehr einen affektiven, direktionslosen Charakter tragen. Beschränkt man die Beobachtung auf die Verschiedenheiten im Augenausdruck, so kommt man zu der Unterscheidung eines beobachtenden, eines träumenden und des dazwischen stehenden „tastenden" Blickes[1]). Durch photographische Verdoppelung der einen Gesichtshälfte, d. h. durch Hinzufügung des Spiegelbildes einer Gesichtshälfte zur gewöhnlichen Aufnahme dieser Hälfte, lassen sich nun künstliche Gesichter herstellen. Zu dem ungeteilten Normalgesicht erhält man so je ein ganzes rechtsseitiges und ein ganzes linksseitiges Gesicht. Drei derartige, natürlich im strengsten Enface aufgenommene, Photographien zeigen demnach nebeneinander die Mimik des gewöhnlichen Gesichtes und isoliert, aber gleichsam über ein Vollgesicht ausgebreitet, den mimischen Ausdruck der rechten wie der linken Gesichtshälfte. Aus der photographisch nachweisbaren Tatsache, daß bei linkshändigen Menschen der apperzeptive Ausdruck auf die linke Gesichtshälfte hinüberwandert, folgert Hallervorden: es besteht für die Mimik des Gesichtes eine Linkshirnigkeit, ebenso wie für Hand und Sprache.

III

Mir scheint nun: die ungleichmäßige mimische Handhabung der beiden Gesichtshälften läßt sich zurückführen auf die ungleichmäßige In-

[1]) Ohne Hallervordens Aufsatz zu kennen, kam ich durch das Studium der gemalten Selbstporträts zu einer Unterscheidung von „Blicktypen" in meiner „Kunst des Porträts" (Leipzig, Ferd. Hirt und Sohn, S. 355 ff.).

anspruchnahme unserer beiden Augen im Leben, so daß die mimische Präponderanz des Auges allen anderen anschaulichen Gesichtselementen gegenüber auch hierdurch bestätigt würde. Wir lassen — das ist eine allbekannte Erfahrung — nicht gleichmäßig das rechte und das linke Auge am Fixieren, am Lesen und beim Schreiben teilnehmen. Das rechte Auge wird von der überwiegenden Mehrheit der Menschen, der Bevorzugung der rechten Hand entsprechend, mehr gebraucht als das linke. So bildet sich das rechte Auge zum fixierenden Auge aus, während das linke ihm sozusagen nur sekundiert. (Bis zu welchem Grade tatsächlich das eine Auge mehr gebraucht wird als das andere, läßt sich an Schulkindern und Rekruten beobachten, von denen die rechtsseitigen nur mit großer Anstrengung oder überhaupt nicht das rechte, die linksseitigen nicht das linke Auge schließen können, z. B. beim Zielen.)

Die physiognomische Folgeerscheinung dieser Tatsache ist: die beweglichen, leicht verschiebbaren und bildsamen Teile um das rechte Auge herum und die Stirnmuskeln über ihm werden stärker angestrengt als die entsprechenden Haut- und Muskelpartien links. Die ganze rechte Gesichtshälfte erhält allmählich einen mimisch anderen Charakter als die ganze linke — und zwar, infolge der fixierenden Tätigkeit des Auges, einen „apperzeptiven, tätig denkenden oder verständig wollenden", während ihr gegenüber das linke Halbgesicht durch einen „direktionslosen, träumerischen und mehr passiven" Ausdruck gekennzeichnet wird. Erweckt doch die Tätigkeit des Fixierens stets den Eindruck höchster seelischer Aktivität, des willentlichen Ergreifens und Festhaltens von Menschen und Dingen, während sich dem Blicken ohne bestimmtes Blickziel der Eindruck des Vertieftseins, der Träumerei und der gefühlsmäßigen Entrücktheit und Passivität verbindet. Bei linksseitigen Menschen, also bei solchen, die auch das linke Auge mehr anstrengen als das rechte, geht der Ausdruck von Willentlichkeit und Aktivität von der rechten Gesichtshälfte auf die linke über, richtiger: er haftet der linken an.

Diese ungleichmäßige mimische Betätigung beider Gesichtshälften wird noch durch folgende Umstände unterstützt: Infolge seiner stärkeren Arbeitsleistung dem linken Auge gegenüber zeigt das rechte vielfach eine leichte Kurzsichtigkeit. Diese nötigt ihrerseits nun wieder zu energischerem Zusammenziehen der Augen- und Stirnmuskeln auf der rechten Gesichtshälfte zum Zwecke des deutlichen Sehens. Ferner: bei scharfem, angestrengtem Nachdenken, im geistigen Fixieren eines Gedankens sozusagen, kontrahieren wir nicht gleichmäßig die Stirn- und Augenmuskeln

beider Gesichtshälften, sondern analog unserer gewohnten Bevorzugung des rechten, bezw. des linken Auges beim Fixieren eines Punktes in der Außenwelt, fühlen wir die mimischen Begleiterscheinungen des Nachdenkens mehr rechts oder mehr links. Augengebrauch und geistige Arbeit mit ihren Begleiterscheinungen: typischen Bewegungen, modellieren also an den bildsamen Teilen der einen Gesichtshälfte stärker als an denen der anderen, prägen meistens dem rechten Halbgesicht den Charakter einer Intelligenzseite, gegenüber dem der linken als der Gefühlsseite, auf. Die erworbenen und bleibenden physiognomischen Merkmale einer solchen ungleichen mimischen Handhabung der Gesichtshälften bestehen in den feinen Falten und Fältchen unter dem einen Auge und in den zugehörigen Stirn- und Nasenwurzelpartien.

Wenn es also eine alte Porträtistenerfahrung ist, daß Männer rechts, Frauen links hübscher sind und infolgedessen bei der Wahl einer Ansicht für männliche Modelle die Drehung des Kopfes nach links, d. h. die Betonung der rechten Gesichtshälfte, für Frauen die Drehung nach rechts und damit die Präsentierung des linken Halbgesichtes bevorzugt wird, so erklärt sich diese Praxis aus der — selbstverständlich gewordenen — Gleichsetzung spezifisch männlicher Schönheit mit geistigem Durchgearbeitetsein des Gesichts und der Gleichsetzung charakteristisch weiblicher Schönheit mit dem Ausdruck des Gefühlsmäßig-Weichen und Unverarbeiteten. So akzentuiert durch Profilierung des Kopfes oder durch die Licht- und Schattenverteilung der Maler in Männerporträts die faltenreichere Intelligenzseite, in Frauenporträts die glattere Gefühlsseite des Gesichtes. Es lohnt sich, der Frage nachzugehen, ob die Scharfsichtigkeit und der physiognomische Instinkt guter Porträtisten oder Photographen nicht etwa bei der Darstellung geistig arbeitender Frauen, z. B. in Schriftstellerinnenporträts, die Drehung des Kopfes nach links der Wendung nach rechts vorzieht?

Der Umstand, daß im Leben dem rechten Auge die größere Arbeitsleistung zufällt, weist freilich seinerseits wieder auf eine Linkshirnigkeit für das Auge, wie für die Hand, hin, so daß das Problem am Ende nicht gelöst, sondern nur zurückgeschoben erscheint. Unsere Betrachtung wollte aber auch nur ein Zwischenglied sein: die ungleichmäßige Inanspruchnahme der Augen einschalten zwischen den mimisch differenten Ausdruck der beiden Gesichtshälften und seine Quelle, die Lokalisation der motorischen Zentren in der Großhirnrinde.

Eugen Zabel:
Humor und Satire in der russischen Literatur

Alexander Herzen, der große russische Publizist, dessen Memoiren ein unerschöpfliches Quellenwerk für die Geschichte Rußlands bilden, und der von London aus mit den dumpfen Klängen seiner „Glocke" gegen die Petersburger Regierung und Beamtenwirtschaft so oft Sturm läutete, meinte, daß die Literatur seines Vaterlandes ein Verzeichnis von Märtyrern oder ein Register von Sträflingen aufweise. In der Tat hat der Kampf gegen veraltete und unwürdige Zustände unter den hochgesinnten Männern, die ihr Volk aus dem geistigen Schlaf aufrüttelten, eine erschreckend große Zahl von Opfern verlangt. Von Púschkin und Lérmontow angefangen, die in jungen Jahren auf der Höhe ihres Ruhmes im Duell fielen, bildet das dichterische Schaffen, wie es auf slavischem Boden zur Entwicklung gekommen ist, bis zu Górki eine Arena mit leidenschaftlichen Kämpfen gegen die Hüter von Staat und Gesellschaft. Überall galt es Schranken einzureißen, die Licht und Luft absperren, und Raum für die Betätigung selbständiger Persönlichkeiten zu schaffen. Das gibt der russischen Poesie jenen düstern und leidenschaftlichen Grundzug, mit dem sie sich an die Wirklichkeit unmittelbar anklammert, um sie neu zu gestalten, und auch das Häßliche und Abstoßende unerschrocken ans Licht zieht.

Aber die Medaille, die uns damit vorgehalten wird, hat auch ihre Kehrseite, und man sollte sie nicht übersehen, wenn man von der jüngsten unter den Nationalliteraturen Europas einen richtigen Begriff bekommen will. Man darf sich unsere östlichen Nachbarn nicht im Zustand beständiger Verzweiflung über ihr trauriges Los und zitternder Angst vor der ihnen drohenden Strafe vorstellen. In ihrem kraftvollen Naturell wird Vieles von dem, was uns trostlos erscheint, durch einen angeborenen Humor menschlich wieder ausgeglichen. Die Volksweisen der Russen tragen auch in ihrer Schwermut mehr den Charakter einer warmen, aus dem Gemüt strömenden Sehnsucht, die dem Unvollkommenen und Vergänglichen des Lebens entspringt, als einer Leidenschaft, die ungebändigt um sich schlägt und das Dasein unerträglich findet. In den Tanz- und

Hochzeitsliedern, die auf dem Land erklingen und in ihrem melodiösen Reize so viel Erfrischendes besitzen, schwingt sich die Volksseele zu ungebundener Fröhlichkeit auf, als ob sie Leid und Sorge niemals kennen gelernt hätte. Wer die zirpenden Klänge der Balalaika jemals vernommen hat, jenes nationalen Musikinstruments der Russen, das dort in allen Dörfern gespielt wird, weiß, welche Fülle von Lebensfreude und Übermut in ihnen enthalten ist. Die Kapelle Andrejews, der in St. Petersburg über eine trefflich geschulte Künstlerschar verfügt, erlebte mit Recht einen wahren Triumphzug, als sie zum erstenmal in Deutschland erschien. Die russischen Sprichwörter sind an drolliger Natürlichkeit und Bildlichkeit, an scharfem und kräftigem Mutterwitz so reich, daß sie darin von keiner anderen Nation übertroffen werden. Man muß den Russen beim Abschluß von Geschäften beobachtet haben, wenn er seinen Kunden die Börse erleichtern will oder wenn er seine Freunde und getreuen Nachbarn in ihren Schwächen und Fehlern verspottet, um zu wissen, ein wie reiches Maß von drolligem Übermut ihm zuerteilt ist, der auch auf der Bühne bei der Darstellung volkstümlicher Typen zum Ausdruck kommt.

Die sogenannte Anklageliteratur hat wegen ihrer geistigen Bedeutung für die Ausländer die lachende Stimmung im russischen Schrifttum meist übertönt. Aber die Lichter von Humor und Satire blinken dort in verschiedener Stärke und Farbenwirkung, bald in ruhigem Glanz, bald seltsam flackernd, oft eng aneinandergerückt und dann wieder in größeren Abständen zwischen den oft gerühmten Meisterwerken ernsten Inhalts auf und lassen seltsam überraschende Schattenbilder an uns vorbeiziehen. Diese Komik strömt einen ebenso echten Erdgeruch aus wie die tragische Verknüpfung von Schuld und Sühne, die wir in den Romanen der großen Sittenschilderer kennen lernen. Der Seelenzustand, der sich alles Unbehagliche im Dasein lachend abschütteln möchte, erstreckt sich über ein weit ausgedehntes Gebiet von Schöpfungen jeglicher Art, von den schnell entstehenden und vergehenden Einfällen der hauptstädtischen Witzblätter durch dramatische und novellistische Erzeugnisse, die eine leichte Hand verraten, bis zu künstlerischen Schöpfungen von bleibendem Wert, und von harmlosem Spaß, der nur unterhalten will, bis zur grausamen Satire, bei der das Lachen fast wie eine Verwünschung klingt. Die Märtyrerkrone, die man der russischen Literatur aufgesetzt hat, konnte nicht verhindern, daß sich in ihr auch die Geister des Frohsinns und Spottes regen und die Schellenkappe ihre Glöckchen lustig ertönen läßt.

Schon in der russischen Sprache sprudelt ein fröhlicher Quell gesunden

Humors sowohl für die Kinder des Landes selbst, die sie mit der Muttermilch einsaugen, wie für die Fremden, die sie sich erst mühsam aneignen. Das hat auch Fürst Bismarck empfunden, als er 1859 in seiner Stellung eines preußischen Gesandten nach St. Petersburg kam und Russisch zu lernen anfing. Er engagierte zu diesem Zweck einen jungen Studenten, der zweimal in der Woche Dienstag und Freitag zehn Uhr des Morgens bei ihm erscheinen mußte. Bismarck fürchtete zuerst sich bei den vielen Konsonanten und Zischlauten die Zunge zu verrenken. Nachdem er aber die ersten Schwierigkeiten der Aussprache und Grammatik überwunden hatte, machte er mit seinem staunenswerten Gedächtnis so überraschende Fortschritte, daß er bald über einen großen Wortschatz verfügte. Einmal lief während des Unterrichts ein kleiner Bär, den er auf der Jagd gefangen hatte, in dem großen Saal frei umher, was den Söhnen des späteren Reichskanzlers, damals Knaben von elf und acht Jahren, ein besonderes Vergnügen machte. Der Lehrer sah sich aber ängstlich um, weil er fürchtete, daß die Bestie ihm in die Waden beißen könnte. Bismarck mußte über die Furchtsamkeit seines Lehrers herzlich lachen, während er die Novelle „Das adlige Nest" von Turgenjew, die damals gerade erschienen war, ins Deutsche übersetzte. Einmal lenkte er, als er zum Mittag ins kaiserliche Schloß geladen war, durch seine Kenntnis der russischen Sprache sogar die Aufmerksamkeit Alexanders II. auf sich. „Verstehen Sie Russisch?" fragte ihn der Zar. Bismarck antwortete dreist: „Ich verstehe es ein wenig, Majestät, wenn es nicht zu rasch gesprochen wird." „Lernen Sie diese Sprache schon lange?" fuhr der Kaiser fort. „Erst seit vier Monaten", entgegnete Bismarck auf russisch. Alexander II. äußerte sein Erstaunen über dies so ungewöhnliche Sprachtalent und richtete einige sehr schmeichelhafte Worte an Bismarck. Er sprach allerdings russisch nicht eigentlich geläufig, wie auch später seine Reichstagsreden keinen leichten Fluß zeigten, weil er unter den vielen ihm zuströmenden Ideen und Worten die für den vorliegenden Fall passenden immer erst vorsichtig auswählte. Besonderen Spaß machte ihm die vielsagende Bedeutung des Wortes „Nitschewó!", das eigentlich „Es tut nichts!" heißt, dessen Sinn aber auf die verschiedenste Weise je nach dem Inhalt des Gesprächs ausgelegt werden kann und sowohl dem Ausdruck des Bedauerns und der Entschuldigung wie der Zufriedenheit und Genugtuung entspricht. Bei einem Jagdausflug hatte er sich verspätet und einen Schlitten gemietet, der ihn möglichst schnell zu seinem Gastfreunde bringen sollte. Aber der Kutscher kam ihm trotz aller milden

und kräftigen Ermahnungen, die er an ihn richtete, nicht rasch genug vorwärts. Auf die Frage, weshalb er denn nicht schneller fahre und ob er auch den richtigen Weg nicht verfehle, antwortete der Kutscher immer gelassen: „Nitschewó!" Selbst als er einen Puff in den Rücken erhielt, zuckte er nur entsagungsvoll mit den Schultern und murmelte wieder „Nitschewó!". Plötzlich machte er mit seinem Schlitten eine zu kurze Wendung. Das Fuhrwerk neigte sich bedenklich zur Seite und kippte endlich mit seinem erlauchten Passagier um, der schon damals über zwei Zentner wog. Bismarck fiel mit dem Gesicht in den Schnee. Als er sich wieder erhob und ärgerlich zu schimpfen anfing, sagte der Kutscher, nachdem er seinem Fahrgast gemütlich den Pelz abgeklopft hatte: „Nitschewó, Herr, wir werden schon irgendwo glücklich ankommen."

Das Instrument, dessen sich die russische Sprache bediente, als sie von den frühesten Äußerungen der Volkspoesie zur Kunstdichtung überging, war recht eigentlich die Satire. An Stoff fehlte es wahrlich nicht, wenn man an die Ausländerei dachte, die auf die heimischen Sitten und Gebräuche wie auf etwas Barbarisches hochmütig herabblickte und dafür die feierliche Würde der Römer oder den französischen Esprit mit seinen Gedankensprüngen, Formspielereien und Verbindlichkeiten nachahmen wollte. Man brauchte sich ja nur die Väter und Mütter zu betrachten, deren Verkehrtheiten und Charakterfehler sich bei ihren Knaben und Mädchen wiederholten, so daß man an den Goetheschen Spruch erinnert wurde: „Man könnte erzogene Kinder gebären, wenn die Eltern erzogen wären." Der Aberglauben, die Trägheit und Genußsucht in den breiten Schichten der Gesellschaft sowie die betrügerischen Schliche der Beamten gaben klugen Beobachtern und witzigen Köpfen Stoff genug vergiftete Pfeile abzuschießen. Das Wort Satire ist aus dem lateinischen Satura abgeleitet, worunter die Römer ursprünglich eine Schüssel mit allerlei Früchten, wie sie bei Tisch herumgereicht wurde, verstanden. Der Dichter Lucilius war der Erste, der diese Bezeichnung auf die neue, von ihm geschaffene Gattung der Poesie anwendete. Im Russischen liegt für die Satire vielleicht ein passender Vergleich in jener appetitanreizenden Vorspeise, der Sakúska, die man vor der eigentlichen Mahlzeit am Tisch stehend genießt, dabei zuerst mit einem Schnäpschen die Lippen befeuchtet und den Magen anregt, dann mit der Gabel in die Schüssel langt, um einen Löffel Kaviar, ein Stückchen Fisch oder eine gefüllte Pastete zu erwischen und sich dadurch in die richtige Verfassung versetzt, mit der man bei einer Reihe von Gängen den Kampf mit Messer

und Gabel erfolgreich durchführen kann. Wie jedes poetische Schaffen muß auch die Satire einem unabweisbaren innern Drang entsprechen, der nach Leben und Ausdruck ringt. Ein römischer Meister dieser Form, Juvenalis, hat daher den Ausspruch getan, es sei unter Umständen schwer, keine Satire zu schreiben.

Schon Peter der Große hatte den Plan zu einer Akademie der Wissenschaften in seiner neuen Hauptstadt entworfen. Aber erst 1726, ein halbes Jahr nach seinem Tode, wurde das Institut eröffnet. Die Männer, die auserwählt waren, Bildung und Geschmack zu verfeinern, konnten sich aber nur schlecht miteinander vertragen. Ihre gelehrte Würde schlug nur zu oft in lächerliche Eitelkeit, ihr Wahrheitseifer in kleinliche Rechthaberei, ihr Widerspruch in ödes Gezänk um. Einzelne von diesen gelehrten Perücken führten mit boshaften Epigrammen, verleumderischen Briefen und gesellschaftlichem Klatsch jahrzehntelang erbitterte Kämpfe gegeneinander. Die Strafen, die sie dafür ereilten, waren oft recht empfindlich, berühren uns heut zu Tage aber auch unsagbar komisch. Das bekannte Sprichwort: „Grattez le Russe et vous trouverez le Tatare" — es stammt von Napoleon her, der gesagt haben soll: „Soulevez l'épiderme et vous trouverez le Tatare" — hatte damals noch seine volle Bedeutung. Wie konnte es auch anders sein! Fast drei Jahrhunderte lang hatten die asiatischen Horden bis zur Stärke von einer halben Million Krieger die getrennten russischen Fürstentümer mit den Hufen ihrer flinken Rosse zerstampft, die Bevölkerung, die sich ihnen zur Wehr setzte, erbarmungslos niedergemetzelt, die Besitzenden tributpflichtig gemacht und die Besitzlosen als Sklaven fortgeschleppt. Die Nation, in der sich Ordnung und Kultur herauszubilden begannen, wurde wieder in den Zustand völliger Barbarei zurückgeworfen. Diese Verwilderung steckte selbst den Besten noch immer im Blut. Es berührt gar nicht unwahrscheinlich, wenn berichtet wird, daß Peter der Große den als Lexikographen und Historiker verdienten Tatischtschew wegen einer beleidigenden Äußerung über die Geistlichkeit zu einer gemeinen Prügelstrafe verurteilt habe. Der große Lomonóssow, der sich aus dem Sohn eines armen Fischers im Gouvernement Archangelsk am nördlichen Eismeer zu einer Leuchte der Wissenschaft und Poesie für seine Zeit entwickelte und auf allen Gebieten anregend und vorbildlich wirkte, konnte sich nicht enthalten, bei einer Sitzung der Professoren ein ganzes Unwetter unflätiger Schimpfwörter über seine Kollegen loszulassen. An saftigen Kraftausdrücken ist die russische

Sprache reicher als irgend eine andere. Aber eine solche Blütenlese von Stachelgewächsen und Stinkpflanzen, wie sie der brave Lomonóssow bei dieser Gelegenheit ausstreute, war denn doch unerhört. Er sollte wegen dieser Unanständigkeiten mit der Knute zur Besinnung gebracht werden und wurde nur mit Rücksicht auf seine literarischen Verdienste vor solcher Entehrung bewahrt. Unter der Kaiserin Anna machte man aber mit solchen Drohungen wirklich Ernst. Der Reimkünstler und Sprachforscher Trediakówsky, allerdings ein unglaublich geschwollener Herr, der aller Welt erzählte, daß er der größte russische Dichter sei, wird von dem Kabinettsminister Wolinski wiederholt damit begrüßt, daß dieser ihm links und rechts Ohrfeigen austeilt. Da diese Schul- und Gassenjungenbehandlung kein Ende nehmen will, geht Trediakówsky zu Biron, dem allmächtigen Günstling der Kaiserin, um sich über die ihm angetane Schmach zu beklagen. Aber im Vorzimmer trifft er seinen Todfeind, der den Zweck dieses Besuches sofort durchschaut. Biron gerät in eine fürchterliche Wut, winkt den Lakaien, läßt dem armen Kerl ohne weiteres die Kleider vom Leibe reißen und ihm siebzig Stockschläge auf den bloßen Rücken austeilen. Man denke sich bei uns einen Mann wie Alexander von Humboldt oder Helmholtz in ähnlicher Lage. Die russischen Sitten jener Zeit verwandelten sich selbst in Satiren auf das übertünchte Tatarentum.

Die erste wirklich moderne Erscheinung, welche die russische Literatur aufzuweisen hat, war merkwürdigerweise kein Mann, sondern eine Frau, keine Russin, sondern eine Deutsche und, um den Fall noch seltsamer zu gestalten, keine Schriftstellerin von Beruf, sondern eine große Herrscherin, deren Geschicklichkeit bei der Führung der Feder uns nicht weniger Bewunderung abnötigt, als ihr majestätisches Auftreten mit Zepter und Krone. Es war Katharina II., jene geniale Herrscherin, deren Bild uns in immer neuer Beleuchtung erscheint, je häufiger wir sie betrachten.

Beobachten wir sie einige Augenblicke an einem Wintermorgen in St. Petersburg! Auf den Straßen lagert eine so tiefe Dunkelheit, daß die Umrisse der Häuser und Plätze, der Kirchen und Kapellen, die Ufer der Newa und die starre Eisfläche, die den Fluß bedeckt, zu einem ununterbrochenen düsteren Schleier zusammenfließen. Die nordische Palmyra, wie man die Residenz der großen Katharina genannt hat, liegt noch in tiefem Schlaf. Auch in den kaiserlichen Gemächern des Winterpalais regt sich noch kein Laut mit Ausnahme der Uhr, die auf dem Kamin

ihres Arbeitszimmers tickt und deren Klöppel gerade sechsmal an das silberne Glöckchen schlägt.

Da rauscht es geheimnisvoll auf dem Korridor. Ein Frou-Frou von duftigen Gewändern! In der Tür erscheint eine nicht große, aber trotzdem stattlich wirkende Frau in einer Morgentoilette, die ihre zur Üppigkeit neigende Figur in reifen Jahren noch immer anmutig, beweglich und reizvoll erscheinen läßt. Ihr wundervolles blondes Haar, ihre großen leuchtenden Augen, die schönen Partien um Hals und Nacken machen das allerliebste Lächeln, das ihre frischen Lippen umspielt, nur noch verführerischer. Sie greift nach dem Klingelzug, um die säumigen Diener an ihre Pflicht zu erinnern. Aber sie wartet umsonst — es kommt niemand. Sie muß sich die Kerzen auf ihrem Schreibtisch selbst anzünden. Auf dem Thermometer vor ihrem Fenster liest sie zwanzig Grad Kälte. Brrr! Sie schüttelt sich fröstelnd und reibt sich nervös die Hände. Da sich im Vorzimmer noch immer niemand meldet, hockt sie selbst vor dem Kamin nieder und wirft einige Kloben Holz auf die von gestern noch nicht völlig erloschene Glut.

Dann nimmt sie vor dem Tisch, der mit allerlei Papieren bedeckt ist, Platz und beginnt den Gänsekiel zu großen charakteristischen Schriftzügen über die Bogen rascheln zu lassen. Sie unterzeichnet nicht mehr mit ihrem deutschen Mädchennamen Friederike oder Fiekchen, wie sie von ihrer Mutter als kleine unbedeutende Prinzessin von Anhalt-Zerbst oft zurechtgewiesen und gescholten wurde, sondern als russische Kaiserin Jekaterina mit Schriftzügen, die fast eine halbe Seite einnehmen und von denen der Anfangsbuchstabe so lang ist wie der Griff ihres mit Gold und Diamanten besetzten Zepters. Sie schreibt so schnell, daß ihr die Sätze aus der Feder zu springen scheinen, streicht, was ihr im Ausdruck nicht gefällt, und eilt dann um so mehr, das Feuerwerk von Gedanken, das sich in ihrem Kopf entzündet hat, festzuhalten. Sie muß schreiben, wenn sie ein Blatt Papier vor sich sieht, man möchte sagen aus einem angeborenen Triebe, wie ein Huhn kratzen muß. Ihre Ideen zergehen förmlich zu Tinte, und sie hört nicht eher auf, als bis ihr die Finger steif werden und der verschlafene Kammerdiener ihr vorsichtig das Frühstück auf den Tisch stellt, um schnell wieder zu verschwinden.

Die Kaiserin blättert in den Briefen ihrer Pariser Freunde, des großen Voltaire, des einflußreichsten Schriftstellers, des Dichters und Philosophen der Aufklärung, der vierzehn Jahre mit ihr in Korrespondenz steht, und dessen Briefe von ihr ebenso witzig, schlagfertig und originell

beantwortet werden. Sie denkt an Diderot, den berühmten Enzyklopädisten, der ihr treuer Berater in allen literarischen und künstlerischen Angelegenheiten war, den sie großmütig unterstützte und der ihr dafür in St. Petersburg seinen Dank persönlich abgestattet hatte. Sie erinnert sich des Barons Melchior Grimm, der in Bewunderung für sie zerfloß und darüber klagt, daß er an der Nordminervenkrankheit, an der Katharinensucht und ähnlichen Zuständen der Vergötterung leide. Dabei konnte sie einen Mann wie Nówikow, der sich als Herausgeber satirischer Wochenschriften, Verleger, Drucker und Freimaurer um die Volksbildung in ihrem Lande große Verdienste erworben hat, nur weil er dabei seinen eigenen Weg ging, wie einen schweren Verbrecher auf die Festung Schlüsselburg schicken. Dem Ärmsten sollte die Satire, sofern sie sich gegen Hochstehende richtete, zu brennendem Feuer werden und seine Haft erst mit dem Tode Katharinas ihr Ende erreichen.

Während es draußen allmählich zu tagen beginnt, will die Kaiserin noch schnell ein Kapitel ihrer Memoiren beendigen und der Nachwelt darin erzählen, wie sie als kleine, arme, fortwährend gescholtene und zurückgesetzte Prinzessin von dem kleinen deutschen Fürstenhof an den Zarenthron nach Rußland kam und sich zur Herrscherin über ein Reich emporschwang, das sich von der Ostsee bis zum östlichen Sibirien erstreckte. Sie kann das Lächeln nicht unterdrücken, wenn sie daran denkt, wie sie ihre ganze Umgebung verspottete und hinters Licht führte, vor allem ihren albernen Gemahl, den späteren Kaiser Peter III., den sie in ein klug gesponnenes Netz hineinlockte, bis sich die arme Fliege darin zu Tode zappelte.

Und was hat sie außerdem alles zusammen geschrieben! Ihre Lustspiele sind durchaus dramatisierte Satiren, mit denen sie die Vorurteile ihres Volkes bekämpfte und ihre Untertanen mit den Ideen der Aufklärung bekannt machte. Ganz besonders hatte sie den internationalen Schwindler Cagliostro aufs Korn genommen, der sich in die höchsten Kreise von ganz Europa Eingang zu verschaffen wußte und ein Liebling der aristokratischen Kreise, besonders der Damenwelt wurde. Wie trocken, blutleer und langweilig erscheinen neben diesen Komödien der Kaiserin die Satiren eines Kantemir, die mit ihren steifen Versfüßen auf den Spuren Juvenals und Boileaus im richtigen Kamelschritt einhertrotten. Iwan Turgénjew erzählt einmal vom Fest des höchsten Wesens, wo alle Tugenden anwesend waren und zwei von ihnen, Wohltätigkeit und Dankbarkeit, die sich bisher nie kennen gelernt hatten, zum erstenmal

einander vorgestellt wurden. Zu diesem Tugendfest dürfte die große Kaiserin wegen ihrer Liebeshändel allerdings keine Einladung erhalten haben. Aber in der Literaturgeschichte ihres Landes leuchtet ihr Name ebenso hell, wie in der Weltgeschichte.

Unter ihrer Herrschaft gelang es einem Autor, dessen Vorfahren von deutscher Herkunft waren, die in der Luft schwirrende Mischung von falscher Bildung, Heuchelei und Bosheit aufzufangen und daraus den Stoff zu zwei Lustspielen zu formen, die für ihre Zeit von großer Bedeutung waren und in St. Petersburg gerade so belacht wurden, wie die Stücke Holbergs in Dänemark und Molières in Frankreich. Von Wisin war ein frühreifer Knabe, der später auf der Universität und im Verkehr mit den Theaterleuten all die Dummheiten gründlich studierte, die er auf die Bühne brachte. Nachdem er sich durch eine Staatsanstellung und seine Verheiratung mit einer reichen Witwe von den Alltagssorgen frei gemacht hatte, zog er den Figuren, die er in französischen und deutschen Stücken vorfand, neue Kleider an, so daß die Zuschauer darin russische Originale zu sehen glaubten. In seinem „Brigadier" (1766) stellt er eine Anzahl lustiger Personen auf die Beine, einen alten Haudegen, der früher vor der Front Püffe und Grobheiten ausgeteilt hat und nun zu Hause poltert und schimpft, um seine Treuherzigkeit und Vaterlandsliebe zu beweisen, einen unleidlichen Zierbengel von Sohn, der mit den Geckereien und Redewendungen der Pariser Pflastertreter wie ein stolzierender Pfau ein Rad schlägt, eine einfältige Mutter, einen scheinheiligen betrügerischen Beamten und dessen putzsüchtige und leichtsinnige Frau. Nach der Aufführung seines zweiten Stückes „Der Landjunker", worin ein unerzogener verhätschelter Junge sich um eine reiche Partie betrogen sieht und seine Mutter trotz ihrer Affenliebe herzlos zurückstößt, sagte Fürst Potjómkin zu ihm: „Jetzt stirb oder schreib nichts mehr!".

Daneben suchten andre Dramatiker ihrer Zeit den Hohlspiegel der Satire vorzuhalten und sich in nationale Stoffe zu vertiefen. J. B. Kneshnin, im Leben ein feiner und stiller Kopf, der sich von den gelehrten Prahlhänsen seiner Zeit angenehm unterschied, schlug als Lustspieldichter Wege ein, die später einen Größeren auf die Höhe der Kunst führen sollten. Die Hauptfigur in der Komödie „Der Renommist" spielt die Rolle eines steinreichen Grafen und benutzt die Gutherzigkeit anderer, um sich die Taschen zu füllen. Während sein Diener ihm in unerhörten Schwindeleien nacheifert, steht er im Begriff eine glänzende Partie zu machen, bis die Polizei

dem gefährlichen Treiben dieser Burschen ein Ende macht. Den dankbarsten Stoff bot den Bühnendichtern aber das russische Gerichtsverfahren mit seinen Taschenspielerkunststücken, bei denen die Begriffe von Recht und Unrecht hin- und herjongliert wurden, je nachdem entweder der Kläger oder der Beklagte die Rubel reichlicher rollen ließ. Diese Zustände suchte Kapnist in einem Lustspiel „Plackereien" (1798) satirisch aufzudecken, wobei er bei der Behandlung dieses Themas eine so schneidige Rücksichtslosigkeit an den Tag legte, daß das Stück nach einigen Vorstellungen verboten wurde. Die Personen, die im Dienst der blinden Themis stehen, werden geradezu als Judasse, Verräter der Wahrheit und richtige Diebe hingestellt. Köstlich ist ein Vers, der einem Prokurator in den Mund gelegt wird. Die Treffsicherheit dieser Zeilen läßt sich im Deutschen nur schwer wiedergeben:

„Greif' hübsch zu und lern' vom Leben,
Was sich alles greifen läßt.
Sind dir Hände nicht gegeben?
Greife zu und halte fest!"

Die Satire spielt auch in dem Wirken Alexander Puschkins, den man den „Vater der russischen Poesie" genannt hat, eine wichtige Rolle, von den bissigen Epigrammen angefangen, die er als Schüler des kaiserlichen Lyzeums in Zarskoje Seló verfaßte, bis zu seinem Versepos „Eugen Onjégin". Die Gegensätze zwischen dem raffinierten Genußleben der Großstadt und der schlichten Beschaulichkeit auf dem Lande, zwischen tatenloser Verlebtheit und leidenschaftlichem Wirkungsdrang treten darin in scharfer Beleuchtung einander gegenüber, bis Liebe und Freundschaft durch kalte Selbstsucht zerstört werden und auf der Trümmerstätte nur noch Platz für wehmutsvolle Entsagung bleibt. Der Held, ein verwöhnter, vornehmer und selbstgefälliger Lebemann, verscherzt sein Glück, indem er die Neigung eines jungen, holdseligen Mädchens hochmütig zurückweist, die ihm ihre Liebe in einem Brief zu erkennen gibt und in ihrer vertrauensvollen Unschuld zu den reizvollsten Gestalten der russischen Literatur gehört. Er reizt und kränkt seinen Freund, den von deutscher Romantik erfüllten Lenski, durch leichtfertigen Spott und tötet ihn im Duell. Er findet die von ihm verschmähte Tatjana später wieder als verheiratete Frau, die ihm ihre Zuneigung zwar bewahrt hat, aber sein leidenschaftliches Verlangen dennoch besonnen zurückweist und ihm die ganze Schwere seines Verlustes erst jetzt zum Bewußtsein bringt. Puschkin entrollt in diesem

[illegible] zugleich ein satirisch gehaltenes Bild seiner Zeit und stellt der idealen Welt des Künstlers und Dichters die ganze prosaische Wirklichkeit in einer Strophe von einschneidender Schärfe gegenüber, worin er spricht:

„Von dieser Welt von Toren, Laffen,
Verderblicher Gerechtigkeit,
In Masken gesteckter Affen,
Auswüchse jeder [illegible]keit,
Spione, frömmelnder [illegible]
Und Sklaven, stolz auf ihre Ketten
In dieser Welt der [illegible]
Des Lugs, des Trugs, der [illegible],
Verschmitztheit, Roheit, [illegible]ere,
Klatschsucht, Verleumdung [illegible] —
In diesem Tugendgrab, [illegible]
Das Laster kommt zu [illegible] —
In diesem Sumpf, in welchem wir
[illegible] Freunde, alle [illegible] hier."

Schluß folgt.

Rudolf Lennhoff:
Hufeland

Am 1. Februar 1910 feiert die „Hufelandische Gesellschaft" in Berlin das Fest ihres hundertjährigen Bestehens. Als „medizinisch-chirurgische" Gesellschaft trat sie 1810 ins Leben, sie wurde ein Sammelpunkt der Berliner Ärzte und der medizinischen Gelehrten im Anfang des vorigen Jahrhunderts. 1833, aus Anlaß des fünfzigjährigen Doktorjubiläums ihres Begründers, legte ihr König Friedrich Wilhelm III. den Namen „Hufelandische Gesellschaft" bei. Neben der fast zur selben Zeit gegründeten „Gesellschaft für Natur- und Heilkunde" hat sie sich lebensfrisch erhalten. Dank der Leitung durch den 1908 gestorbenen Oskar Liebreich und ihren jetzigen Vorsitzenden Brieger, kann sie mit Stolz ihre Hundertjahrfeier in einer Periode neuer Blüte begehen.

Die Jahrhundertfeier der Gesellschaft wird der medizinischen Presse willkommene Gelegenheit geben, den Ärzten unserer Zeit das Bild eines ihrer Großen und eines ihrer Besten aus der Geschichte vor Augen zu führen. Hufelands Name gilt aber nicht nur in dem Kreise seiner engeren Fachgenossen, er gehört der Allgemeinheit. Denn wie selten einer aus der Jahrtausende alten Geschichte der Medizin hat es Hufeland verstanden, seine Sprache dem Volke vernehmlich zu machen, das Volk von dem Nutzen seiner Gesundheitsregeln zu überzeugen. Hufelands „Makrobiotik", „Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern", erschien in erster Auflage im Jahre 1796. Als zwei Jahre später die zweite Auflage herausgekommen war, folgten kurz hintereinander Übersetzungen ins Englische, Französische, Italienische, Spanische, Polnische, Schwedische, Russische, Serbische, es folgten immer neue, sogar ins Chinesische. Es ist ein Zeichen für die Lebenskraft dieses Buches, daß es in neuen Ausgaben noch jetzt im Buchhandel erscheint. Wenige Worte aus der Vorrede geben uns ein Bild des Mannes und des Geistes, aus dem heraus er das Buch geschrieben: „Physische und moralische Gesundheit sind genau so verwandt, wie Leib und Seele." „Wäre ich doch so glücklich, nicht bloß die Menschen gesünder und länger lebend, sondern auch durch das Bestreben dazu, besser und sittlicher zu machen."

Wir leben wieder in einer Zeit, in der man sich der Bedeutung einer geregelten Gesundheitspflege bewußt geworden ist. Wie Pilze schießen die Gesundheitsbücher aus der Erde, fast jeden Monat werden wir mit einem neuen „System" beglückt. Man lächelt, wenn man zum Vergleich die Kapitelüberschriften von Hufelands Makrobiotik liest:

„Verkürzungsmittel des Lebens: Die schwächliche Erziehung; Ausschweifungen in der Liebe — Verschwendung der Zeugungskraft — Onanie, sowohl physische als moralische; Übermäßige Anstrengung der Seelenkräfte; Krankheiten — deren unvernünftige Behandlung — gewaltsame Todesarten — Trieb zum Selbstmord; Unreine Luft — das Zusammenwohnen der Menschen in großen Städten; Unmäßigkeit im Essen und Trinken — die raffinierte Kochkunst — geistige Getränke; Lebensverkürzende Seelenstimmungen und Leidenschaften — üble Laune — allzugroße Geschäftigkeit; Furcht vor dem Tode; Müßiggang — Unthätigkeit — Lange Weile; Überspannte Einbildungskraft — Krankheitseinbildung — Empfindeley; Gifte, sowohl physische als contagiöse; das Alter — frühzeitige Inoculation desselben. Verlängerungsmittel des Lebens: Gute physische Herkunft; Vernünftige physische Erziehung; Thätige und arbeitsame Jugend; Enthaltsamkeit von dem Genuß der physischen Liebe in der Jugend und außer der Ehe; Glücklicher Ehestand; der Schlaf; Körperliche Bewegung; Genuß der freyen Luft — mäßige Temperatur der Wärme; Das Land- und Gartenleben; Reisen; Reinlichkeit und Hautkultur — über die linnene und flanellene Bekleidung; Gute Diät und Mäßigkeit im Essen und Trinken — Erhaltung der Zähne; Ruhe der Seele — Zufriedenheit — Lebensverlängernde Seelenstimmungen und Beschäftigungen; Wahrheit des Karacters; Angenehme und mäßig genossene Sinnes- und Gefühlsreize; Verhütung und vernünftige Behandlung der Krankheiten — gehöriger Gebrauch der Medizin und des Arztes — Haus- und Reiseapotheke; Rettung in schnellen Todesgefahren; Das Alter und seine gehörige Behandlung; Kultur der geistigen und körperlichen Kräfte. —"

Christian Wilhelm Hufeland war am 12. August 1762 zu Langensalza geboren, wo sein Vater ein vielbeschäftigter Arzt war. Zu gleicher Zeit wirkte der Großvater als Leibarzt des herzoglichen Hauses in Weimar. Als Christian Wilhelm drei Jahre alt war, erhielt der Vater die Stelle des Leibarztes bei der regierenden Herzogin Amalie, die frühe Übersiedelung nach Weimar wurde für die Entwicklung des Knaben entscheidend. Die Erziehung war streng. Doch in seiner Selbstbiographie, die er, fast sieb-

zigjährig, als Vermächtnis für seine Kinder geschrieben, „sitzend auf meinem schönen Landhause im Thiergarten bei Berlin" — sie ist erst 1863 von Dr. Göschen herausgegeben worden — gedenkt er mit Dankbarkeit der Strenge seines Hauslehrers Restel, der vielen Kenntnisse und des streng religiösen Sinnes, der Früchte dieser Erziehung. Früh regte sich in ihm die Lust zum Schreiben, mit zwölf Jahren gab er für seine drei Tanten das „Angenehme Wochenblatt" heraus, gegen Vorausbezahlung von zwei Taler jährlich, mit einem selbstverfaßten oder aus anderen Büchern abgeschriebenen Aufsatz, Familien- und Stadtneuigkeiten und selbstgefertigten Zeichnungen; dem Sechzehnjährigen schrieb ein Lehrer an den Rand eines Aufsatzes, daß er einst ein Schriftsteller werden würde. 1776 kam Goethe nach Weimar. Der siebenundzwanzigjährige feurige „Herr Doktor" brachte eine wunderbare Revolution in diesem Orte hervor, „der bisher ziemlich philisterhaft gewesen war und nun plötzlich genialisch wurde". Alles kam aus den Fugen, auch die Erziehungsmethoden, besonders in dem Steinschen Hause, in dem der Knabe viel verkehrte, aber Hufelands Lehrer Restel „hielt Stand und ließ sich nicht irre führen". Den stärksten Eindruck auf Hufeland machten in jener Zeit die Predigten Herders.

Im Jahre 1780 wurde die Universität Jena bezogen. Es war eine tolle Zeit. Der Ton unter den Studierenden war über alle Maßen roh, liederlich und ausgelassen, Kommerse, Saufgelage, Schlägereien waren an der Tagesordnung. Deshalb schickte ihn der Vater im nächsten Jahre nach Göttingen, wo ernst und fleißig gearbeitet wurde. Hier übten vor allem Männer wie Lichtenberg, August Gottlob Richter, Blumenbach entscheidenden und nachhaltigen Einfluß auf den jungen Studenten der Medizin aus. Im Sommer 1783 wurde er zum Doktor promoviert, sofort reiste der Einundzwanzigjährige nach Weimar, um den fast erblindeten Vater in der Praxis zu unterstützen. Nun begannen alle schweren Mühsale, aber auch die einzigartigen Freuden des vielbeschäftigten Kleinstadtarztes, der zudem weithin über Land gerufen wird. „So bin ich besser zum Praktikus gebildet worden, als wenn ich alle Länder und alle Hospitäler Europas durchreist wäre."

Der Vater starb, dem jungen Arzte lag die Verantwortung für seine fünf Geschwister ob. Er stand zwischen fünf und sechs Uhr morgens auf und widmete die Zeit bis 8 Uhr der Wissenschaft und dem Schreiben. Diese Gewohnheit hielt er bei, alles, was er in seinem späteren Leben geschrieben, geschah in den frühen Morgenstunden. Der Tag war den Kran-

ken gewidmet, dann mußte er noch selbst die Arzneien zubereiten, der Abend gehörte der Familie und der Geselligkeit. Diese pflegte er im Verkehr mit Wieland, Herder, Goethe, Schiller, und da er zugleich deren Arzt war, so war er so glücklich, „sie so noch viel genauer kennen zu lernen". Schon damals entfaltete Hufeland eine reiche wissenschaftliche Tätigkeit, zugleich im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege. Er setzte die Errichtung eines städtischen Leichenhauses durch, trat für Isolierung der Pockenkranken ein und trieb wirksame Propaganda für die damals ganz neue Pockenimpfung. Mit Leidenschaft und Schärfe und wirkensvoll bekämpfte er den von Wien über Paris nach Deutschland überwuchernden Mesmerismus. Jeden Freitag hielt Goethe eine Gesellschaft gebildeter Menschen beiderlei Geschlechts, „eine Art von Akademie, wo nach der Reihe jeder etwas zur Unterhaltung vortrug". Schon damals beschäftigte sich Hufeland mit seiner Makrobiotik und brachte seine Gedanken zu Papier. Als eines Freitags die Reihe an ihn kam, las er ein Fragment aus seinen Studien vor, in Gegenwart des Herzogs. Gleich nachher sagte dieser zu Goethe: „Der Hufeland paßt zu einem Professor, ich will ihn nach Jena versetzen."

Von 1793 bis 1801 war Hufeland klinischer Lehrer in Jena. In diesen Jahren gab er zahlreiche Bücher und Schriften heraus, begründete das „Journal der praktischen Heilkunde" und die „Bibliothek der praktischen Arzneikunde und Wundarzneikunst", seine Vorlesungen waren von achtzig bis hundert Zuhörern besucht, sein Ruf als Lehrer und Forscher drang durch die Welt, nacheinander erhielt er Berufungen nach Kiel, Leipzig, nach Rußland als Leibarzt vom Kaiser Paul, nach Pavia. Er schlug sie alle aus. Dann begannen für ihn eine Reihe von Mißhelligkeiten. Durchkältet und durchnäßt von einem Krankenbesuch kam er abends nach Hause, fand dort das soeben herausgekommene Gedicht von Goethe „Hermann und Dorothea", las es sofort von Anfang bis zu Ende, am anderen Morgen war sein rechtes Auge erblindet; auch die äußeren Verhältnisse verschlechterten sich, da nahm er den Ruf nach Berlin an als Leibarzt, Direktor des Kollegium Medikum und erster Arzt der Charité. Nun fand er einen neuen und breiten Wirkungskreis. Er wirkte reformierend auf das preußische Medizinalwesen, leitete eine Krankenstation mit Hunderten von Betten, hatte eine umfangreiche Privatpraxis und genoß das unbedingte Vertrauen der königlichen Familie. Er begleitete sie in der schweren Zeit nach Königsberg und Memel und betreute die schwerkranke Königin Luise auf der Leidensfahrt. In den

Jahren 1808 und 1809 hatte er in Königsberg regen Anteil an den Arbeiten von Stein, Altenstein und Wilhelm v. Humboldt. „Für die Universität darf ich mir wohl das Verdienst zuschreiben, bei der Frage: wo sie errichtet werden sollte? wesentlich dazu beigetragen zu haben, daß für Berlin entschieden wurde."

An der neuen Universität in Berlin war Hufeland der erste medizinische Professor, der erste medizinische Dekan; eine Reihe von Einrichtungen, die noch heute bestehen, so die medizinische Poliklinik, sind ihm zu danken. Unermüdlich war er als Arzt, Schriftsteller und in humanitärer Betätigung. Von seinen vielen Schriften besitzen ein großes historisches Interesse seine Pathogenie, sein Buch über die Skrofelkrankheit und das über die Heilquellen Deutschlands. Für alle Zeiten ist sein Name mit den von ihm errichteten Unterstützungskassen verknüpft. Als Gelehrter war er Eklektiker, der das Gute nahm, wo er es fand oder zu finden glaubte. Gewiß traf auch er nicht immer das Richtige und verteidigte Lehren, die längst überholt sind, oder verhielt sich ablehnend gegen Neuerungen, wie Auskultation und Perkussion, ohne die schon seit langer Zeit eine ärztliche Tätigkeit nicht mehr gedacht werden kann. Das brachte ihn wohl in manchen wissenschaftlichen Streit, verminderte aber nicht die Liebe und Verehrung, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wurde. Uns liegt hierfür ein leuchtendes Zeugnis vor, „Hufelands Stammbuch, enthaltend 3200 Fac.-Similia, welches im Jahre 1833 bei Gelegenheit des Hufelandschen Jubiläums die ihm gratulierenden Prinzen, Staatsmänner, Professoren, Ärzte etc. etc. gezeichnet haben." Ein Folioband, 1834 bei August Hischwald erschienen, mit den Unterschriften des Kronprinzen, spätern Königs Friedrich Wilhelm IV., des spätern Kaisers Wilhelm I., des Prinzen Karl, der Minister Altenstein, Humboldt, etc., aller Großen der Wissenschaft und von Ärzten aus Stadt und Land.

In hohem Alter schrieb Hufeland noch sein Vermächtnis an die Ärzte „Encheiridion medicum oder Anleitung zur medicinischen Praxis, Vermächtnis einer fünfzigjährigen Erfahrung". Der ganze Ertrag war für die Hufelandsche Stiftung bestimmt, das Werk war in kürzester Zeit vergriffen, mit Verbesserungen und Zusätzen schrieb er eine zweite Auflage. Acht Tage später, am 25. August 1836 war er verschieden.

Paul Barchan: Die Geschichte eines Zahnes

Nachdem ich ein halbes Jahr lang meinen Mund, meine Kiefer, meine Nerven mit himmlischer Geduld und höllischer Todesverachtung meinem Zahnarzt preisgegeben, und als meine Leidenszeit zu Ende ging, erklärte mir dieser junge, blonde, blöde Künstler, während er fauchend und prustend eine letzte Munduntersuchung unternahm, da säße noch so ein Zahn, der noch rechtzeitig gerettet werden könnte. „Nanu! wo?" „Da, hier," klopfte er dem untern Ende des Instruments.

Ich zeigte offen und ehrlich meine unangenehme Überraschung und begann nach dem tückischen Zahn zu suchen; zuerst mit der Zunge, dann mit meinem spitzen Nagel und zuletzt mit einer Stecknadel; ich konnte jedoch nichts entdecken. Der Mann aber stand da und klopfte mit seinem Instrument beleidigt und ungeduldig gegen seinen goldnen Ring. „Nun?" fragte er nur.

Da wußte ich schon, daß ich meinem Schicksal nicht entgehen werde, und versetzte, indem ich mich mit übertriebener hilfloser Bereitschaft in seinen Prunksessel zurückwarf:

„Na, denn los!"

Während er nun seine Bohrmaschine heranzieht und aus einem schmalen Fache allerlei Bohrer zusammensucht, grüble ich nach, womit ich diesen Menschen ärgern könnte. Als erstes beschließe ich, den Mund nur halb zu öffnen, dann setze ich hinzu:

„Ich habe schon elektrische Bohrmaschinen gesehen; da braucht man nicht zu treten."

„Ja, aber die haben sich als unpraktisch erwiesen," pariert er.

„Aber vom vielen Treten kann man doch Plattfüße bekommen."

„Das bekommen aber nur solche, die Veranlagung dazu haben," versetzte er kühl.

„Die Zahnärzte bei uns . . ." beginne ich, doch er läßt mich nicht aussprechen und steckt mir das Spiegelchen mit einer Borergeste in den Mund, wobei er das Ding mir boshaft gegen das Zahnfleisch drückt. Der Bohrer gleitet mehrere Male aus, dann aber hat er Posten gefaßt und schneidet sich mit einer hämischen Erbitterung in meinen guten, lieben

Zahn hinein. Ich habe das Gefühl, als wäre eine Schneidemühle in meinem Munde errichtet.

„So machen Sie doch den Mund auf," sagt er immer wieder, während ich als Antwort krächze, und drückt resolut mit dem Spiegelchen den Unterkiefer zurück.

Drei Tage lang bohrte er so herum, und als er am vierten Tage mitten im schönsten Bohren war, begann der Zahn, sobald er eine gewisse Stelle erreichte, zu schmerzen. Und der Schmerz wurde immer heftiger, sobald er nur die Stelle berührte. Ich riß ihm die Hand aus meinem Munde.

„Teufel, Sie sind mir ja an den Nerv herangekommen."

„Nein, das kann nicht sein; hier ist nicht der Nerv."

„Aber erlauben Sie, das fühle ich doch, wenn es so rasend schmerzt."

„Nein, das scheint Ihnen nur so," und er steckt mir den Finger in den Mund. Wütend beiße ich hinein. So! Wir blicken uns eine Weile schweigend und feindselig an. Dann bückt er sich und beginnt am imposanten Fuße des prunkvollen Marterstuhles zu drehen und zu drücken. Ich fühle mich rückwärts schweben. Ich beuge mich zu ihm hinüber und brumme:

„Da unten habe ich keine Schmerzen. Aber der Nerv wird bald draufgehen."

Er richtet sich auf: „So, jetzt werden wir besser sehen." Er bohrt weiter. Der Schmerz wird immer stechender.

Endlich verkündet er wie ein Scharfrichter nach vollstrecktem Urteil: „Der Nerv ist bloßgelegt." Dann fügte er, wie einlenkend, hinzu: „Ja, sonst würde sich bei Ihnen Pulpit bilden." „So! Pulpit?" „Ja, die Pulpa liegt bei Ihnen . . ."

Doch ich unterbreche ihn mit verächtlichem Haß: „Dann werden Sie mir also jetzt den Nerv töten?"

„Ja, wir müssen ihn vitalisieren," sagt er gewichtig belehrend.

„Dann, bitte, aber nicht mit Arsenik."

„Ja, aber mit etwas anderem geht es nicht," versetzt er in einem Tone, wie ein Kellner, der verkündet, daß die betreffende Speise nicht mehr zu haben ist.

„Doch," beharre ich eigensinnig. „Arsenik vertrage ich nicht. Machen Sie es mit Kobalt."

„Kobalt ist dasselbe," sagt er unverfroren. Ich fixiere ihn einen Augenblick und beschließe: dieser Mann hat seinen Beruf verfehlt, er hätte als Frau zur Welt kommen müssen. Es ist klar, er hat keinen Kobalt.

Ich ergebe mich in mein Schicksal und lege mich in den Sessel zurück, der jetzt eher einer Chaiselongue gleicht.

„Ich werde auch Kokaïn hineintun," setzt er beschwichtigend hinzu, doch in einem Tone, als vertraue er mir das Geheimnis eines wichtigen Zaubermittels an.

Nun werde ich wieder wütend, ich bäume mich auf und werfe ihm verächtlich hin: „Ach was, das verliert ja bald die Wirkung."

„Tja," versetzt er nur, schon ganz entnüchternd, und er träufelt mir die Gifte in meinen Kiefer.

Ich erhebe mich im höchsten Mißmut und murre: „Und überhaupt der Zahn war ja ganz gesund."

„Ja, aber er würde sehr bald . . ." versetzt er wieder im Kellnerton, doch bevor er zu Ende gesprochen, bin ich draußen.

*　　　*　　　*

Ein kleines urwinziges Wichtelmännchen kroch aus meiner Westentasche, holte unter seinem kaffeefarbenem Rocke einen hämisch grinsenden, nackten Pfropfenzieher hervor, und im Handumdrehen schwang er sich zu mir empor, zu meinem Kopf, zu meinem Kiefer, und bohrte das böse, böse Ding in meinen obern Backzahn, gerade in jenen Zahn hinein. Ich griff verzweifelt nach der Backe, doch es war zu spät. Er hielt für einen Augenblick inne, dann zog er daran, ob das Ding auch fest sitze, nun drehte er es noch einmal um. Es stach bis in die Ohren, es zerrte in den Schläfen. Und nun begann ein rasendes Turnen. Er schwang sich hoch, daß das Gerät knackste; Bauchwelle auf Bauchwelle, wie verrückt; Kniewellen, als wäre es ein Propeller, bei voller Arbeit. Verdammter Hampelmann, halt still, oder ich erwürge dich! Nein? Liebes, liebes Heinzelmännchen, ich will mich hübsch ruhig aufs Sofa legen, ich will mich auch nicht rühren, lassen Sie nur ab. Nein? Ringsumher auf allen Zähnen stehen kleine, ur-urwinzige Wichtelmännchen und halten sich die ur-urwinzigen Wichtelbäuchlein vor Lachen. Der Anführer hat nun mit der einen Hand den Pfropfenzieher ergriffen und beginnt sich wie toll im Kreise zu drehen, indem er mit den Füßlein jedesmal gegen meine Zähne stößt, um sich in Schwung zu halten.

Oh, wenn doch jetzt Cilly käme! Wenn sie wie durch ein Wunder plötzlich hier wäre! Sie ist blond und lieb, und warm ist sie wie ein frisch geschlachtetes, gerupftes Huhn. Ich würde meinen armen Kopf ihr in den Schoß legen, das würde mir wohltun. Zahnschmerzen sind ihr

ebenso poetisch wie die Schwindsucht. Oh, ihr üppiges, blondes Haar! Und dann würde ich, wenn ich mich in ihr Vertrauen eingelullt, sie heimtückisch ins Bein hineinbeißen!

Nein, sie kommt nicht! Zum Trotz geschieht dies Wunder nicht. Die Cilly ist auch gemein und perfid. Durchgepeitscht zu werden verdient sie. Das würde mir in meiner jetzigen Lage wohltun.

Ich beginne die Flüche meiner Muttersprache zu fluchen; alle Formeln zische ich hervor. Wenn doch jetzt jemand hereinkäme, mir eine blöde Frage stellte, daß ich ihm den Briefbeschwerer an den Kopf werfen kann; ihn einfach niederknallen wie einen tollen Hund, ihm so ein blutrieselndes Loch mitten in die Brust hineinschießen! Nun liege ich einen Augenblick ganz ruhig, beiße die Zähne zusammen, spanne all meine Nerven an, suche mich starr zu machen. Ich fühle, wie meine Augen klein werden, ich kann die Gegenstände um mich herum nicht deutlich sehen, alles erscheint dunkler, grau, braun, und kleine, flimmernde, sich erweiternde, nahende und ineinander überfließende Kreise jagen, hasten vor meinen heißen, gequälten Augen dahin. Ich kralle mich in das Kissen hinein, wälze den Kopf gegen das Polster und schlage mit der Faust gegen die Wand.

Dann springe ich auf, nehme eine große Stecknadel und ziehe die paar Klümpchen Watte aus dem Zahn. Dann spüle ich den Mund mit warmem Wasser, und dann tränke ich ein anderes Klümpchen Watte mit Eau de Cologne und stecke es in den Zahn.

Ich öffne die Augen weit, und das geht sehr gut; jetzt erscheint alles viel heller und deutlicher, die wirbelnden Kreise sind verschwunden. Die eisernen Finger, die die Knochen im Munde umklammert hielten und daran wie rasend zerrten, lassen nach, lösen sich. Ein Gefühl des unendlichen, rührenden Wohltuns strömt durch die gepeinigte Kopfhälfte und verpflanzt sich nach dem Herzen. Hier beginnt eine merkwürdige Freude, eine junge, zuversichtliche Freude zu hüpfen, zu rumoren. Ich empfinde eine besondere Leichtigkeit und Elastizität in allen Gliedern, im Herzen, im Kopfe, ich möchte hinaus unter Menschen, weiß Gott wen umarmen, Unsinn treiben, mich produzieren.

Die Erinnerung an die Schmerzen ist schon verlöscht, und ich glaube nicht mehr an sie.

* * *

Ein paar Wochen sind vergangen, mehr, glaube ich, waren es nicht, an meinen bloßgelegten Nerv habe ich gar nicht mehr gedacht, er ist wohl den Weg alles Irdischen gegangen.

Da begann mir aber der Zahn unbehaglich zu werden, und ich suchte wieder meinen Zahnarzt auf. Er untersuchte, machte ein bedenkliches Gesicht, brummte was von Periostit und begann zu bohren.

Nun begann ein Kurieren des Zahnes, das einige Monate dauerte. Er bohrte, führte mit feinen, watteumwickelten biegsamen Nadeln abwechselnd Jod und Karbol hinein, manchmal pfropfte er den Zahn mit kollodiumdurchtränkter Watte zu, manchmal mit Guttapercha, und wenn der Zahn zu rumoren begann, über seine Ufer trat, herauswuchs, was sehr schmerzhaft war, dann ließ er ihn überhaupt offen.

Inzwischen kam der Zahnärztekongreß, und bei meinem Zahnarzt stellten sich Symptome von Größenwahn ein. Jeden Tag wollte er ein neues Mittel an meinem Zahn probieren, am meisten jedoch hat er es auf die Resektion abgesehen; ich aber wollte von diesem anarchistischen Verfahren nichts wissen. Dies war nunmehr der einzige Punkt, wo ich zu widersprechen wagte. Im übrigen erdrückte er mich durch ein Heer von neuen Autoritäten und von neuen Bezeichnungen. Jedesmal ging ich von ihm mit einem neuen Gift im Zahn und einem ganzen Stoß Broschüren, Flugschriften und Reklamekarten.

Eines Tages aber steckte er mir Formalin in den Zahn, ganz simples Formalin und pfropfte ihn mit Guttapercha zu; und das sollte meinem vielgeprüften Zahn den Kopf kosten.

Der Unglückliche begann sich ungemütlich zu fühlen, schwoll hoch heraus, daß ich den Mund kaum schließen konnte — und ich wälzte mich wieder in fürchterlichem Schmerz auf dem Sofa. Ich hatte nur einen Wunsch, die stählerne Zange tief eingreifend auf der Wurzel meines niederträchtigen Zahnes zu fühlen, der zusammen mit dem gepeinigten Kieferknochen krachend herausfliegen sollte.

Eine ganze schlaflose Nacht dauerte diese Tortur, und am nächsten Morgen rannte ich zu meinem Zahnarzt, den ich in Gedanken jetzt als meinen Wohltäter pries, mit fliegenden Hoffnungen eilte ich zu ihm.

Doch schon auf der Treppe war es mir, als ob der Schmerz nachließe, und ich wurde schwankend in meinem Entschluß. Da sagte ich mir, daß nur Bangigkeit und Herzklopfen den Schmerz betäubten, und ich klingelte resolut und ungeduldig.

„Sie müssen mir den Zahn ziehen," platzte ich heraus, um mir Mut zu machen.

„So, So?" sagte er gedehnt, während er sich umständlich die Hände wusch. „Also extrahieren wollen Sie ihn?" und er begann mit seinem

fühlenden, frisch gewaschenen Finger den Zahn und das Zahnfleisch zu befühlen.

„Nun ja, das ist schließlich jetzt das Radikalste," sagte ich kleinlaut, während ich irgendwo eine Hoffnung auftauchen fühlte, das fürchterliche Zahnziehen könnte umgangen werden, und der Mann da werde den Schmerz wegpusten.

„Tja," meinte er achselzuckend, „hätten Sie sich nur rechtzeitig zu einer Resektion verstanden."

„Also, dann ziehen Sie ihn," sagte ich ungeduldig aufatmend.

„Aber anästhesieren Sie ihn."

„Na, dann wollen wir also zur Extraktion schreiten," beschloß er, nachdem er mir noch einmal prustend die höllische Stelle in meinem Munde untersucht hatte.

„Schreiten Sie, ich bleibe sitzen," sagte ich aufgeräumt, um in eine sorglose Stimmung hineinzukommen, um meine Furchtlosigkeit zu dokumentieren.

Doch mein Witz macht auf ihn nicht den geringsten Eindruck. Er wendet sich mit einer etwas gleichgültig abweisenden, doch wichtigen Miene dem gläsernen Instrumentenschranke zu, dem er einige saubere, vernickelte Zangen entnimmt und sie prüfend in den Händen spielen läßt mit einem Ausdruck, als wäre er ganz allein im Zimmer. Ich sehe mit entsetzten Augen, indem ich die Finger in die Polsterlehne des Sessels kralle, diese Marterwerkzeuge an und begreife, daß in diesem Manne da die blinde, grausame Technikergier des Chirurgen entbrannt ist. Und es überkommt mich ein wütiges Verlangen, in jede Hand je solch eine Zange zu packen, damit meinen Peiniger an den Zähnen zu fassen und ihn so durch die Straßen wie einen Sack zu schleifen.

Jetzt hat er eine Zange gewählt und legt sie auf das Drehtischchen vor mich hin. Und nun ist all mein Mut dahin, eine unsägliche Angst ergreift mich. Mir ist, als hätte ich einen Boxerschlag auf das Herz bekommen, daß es nach allen Seiten zerfließt und eine klaffende Leere in der Mitte zurückläßt; im Zwerchfell fühle ich es pochen und drücken, ganz oben in der Kehle rumoren und in den Nacken aufsteigen, so daß ich den Kopf rückwärts biege, gegen den Kragen stemme, um es zurückzuhalten. Eine beschämende Furcht hat von mir Besitz ergriffen, hat mich aufgelöst, ich beherrsche nicht mehr meine Gedanken, meine Sprache, ich rede Unsinn, mache mich rettungslos lächerlich, gebe mich diesem meinem Feinde preis, ermahne ihn, daß es nicht schmerzt, frage ihn immer wieder,

ob er auch so sicher wäre, daß das Anästhesieren helfen werde, sagte ihm immer wieder, daß ich so entsetzliche Angst habe. Doch er versichert ruhig und sachlich, daß ich nichts fühlen werde, ich merke aber wohl, daß er mich nicht mehr voll nimmt, nicht mehr ernst nimmt, daß ich überhaupt für ihn nicht mehr ein Mensch bin, nicht mehr ich, ein ihm Gleicher, sondern nur noch ein Meerschweinchen, ein Kaninchen, ein paar Froschschenkel. Ich nehme mich zusammen und sage mir, daß es nicht die Angst vor dem Schmerz ist, sondern eine atavistische Furcht vor dem Eindringen eines fremden Körpers, dieser Metallzange da, an deren Zweckmäßigkeit mein jetzt losgelöstes tierisches Wesen nicht glaubt. Umsonst, ich fühle nur, wie bleich, wie entsetzt, wie feige ich bin.

Inzwischen hat er eine kleine Phiole hervorgeholt, Tropfen abgezählt, eine feine Spritze zurechtgemacht. Einen Augenblick durchzuckt mich noch ein Gedanke: soll ich nicht aufstehen und weglaufen: oder hätte ich mich die ganze Zeit diesem Menschen gegenüber nicht wie ein dummer Junge benommen, hätte ich ihn nicht immer wieder zu ärgern gesucht, wäre vielleicht jetzt alles anders gekommen.

Er schreitet auf mich mit der Spritze zu wie mit einer geladenen Pistole. Und in diesem Augenblick erstarrt in mir alles, ich werde gefaßt ob der Unentrinnbarkeit. Er sticht ein paarmal zu allen Seiten des Zahnes hinein, wartet einen Augenblick, und nun setzt er die Zange an. „Krrackt, knackt", der Kopf scheint in Stücke zu gehen, ich kreische. Er nimmt die Zange heraus.

„Nun?" stöhne ich.

„Ich habe erst die Zahnwurzeln getrennt."

„Aber es schmerzt ja entsetzlich?"

„Tja," sagt er nur; und noch zweimal gehn Kiefer und Kopf in Stücke und ich kreische.

Endlich liegen zwei abscheuliche blutige Knochenstummel vor mir, und ich springe auf:

„Aber das Anästhesieren hat doch nichts geholfen!"

„Ja, das kommt vor. Das ist solch eine Veranlagung bei Ihnen," sagt er gutmütig, doch verschmitzt lächelnd.

„Und nun schmerzt es ja noch entsetzlicher," stöhnte er.

„Ja," sagt er belehrend. „Das ist die Folge des Anästhesierens, das ist immer so."

Und ich gehe.

Rundschau

Der Sieg des Kaufmanns

Die unrühmliche Vorgeschichte des deutsch-portugiesischen Handelsvertrags hat wieder einmal gezeigt, in welche Sackgasse eine voraussetzungslose Diplomatie, die stolz der kaufmännischen Fesseln sich entrafft hat, unsere Wirtschaft drängen könnte. Und nun erst Kiel! Freilich, bei der Kritik der Werftbetriebe ist man gegen das Reichsmarineamt, das sich nun allen Ernstes mit der doppelten Buchführung zu befreunden gedenkt, deshalb ungerecht gewesen, weil man tat, als wäre in allen anderen Verwaltungsbezirken die Kunst, jeden anvertrauten Wert bis aufs letzte Körnchen fruchtbar zu machen, schon gang und gäbe. Die strenge Gewissenhaftigkeit des deutschen Beamtentums in Ehren, aber so manche schmerzliche Erfahrung der letzten Zeit hat von neuem daran erinnert, wieviel es noch vom praktischen Leben jenseits des großen Tintenstroms zu lernen hat. Mehr Kaufleute und weniger Bureaukraten in die Verwaltung! Dies Verlangen wird nicht so bald verstummen.

Hier die warnenden Exempel, drüben ein erfreuliches Gegenbeispiel. Es steht ein Kaufmann auf wichtigem, verantwortlichem Posten, und er hat sich gerade jetzt vor aller Augen bewährt. Herr Dernburg hat in diesen Tagen einen parlamentarischen Sieg erkämpft, wie er schon lange keinem Verweser der deutschen Kolonien beschieden war. Die Budgetkommission des Reichstags hat seine Erfolge kräftig bejaht und ist über die Anklagepetitionen seiner Widersacher einstimmig zur Tagesordnung übergegangen. Das war kein so lärmender, aber doch ein nicht geringerer Triumph als damals, da Bernhard II. von Bernhard I. ins Feuer geschickt wurde, unter dem stürmischen Beifall der Galerien gegen die Nebenregierung des Zentrums losdonnerte und mit der ganzen Wollust des Operateurs die Eiterbeule aufstach. Das Gelegenheitsgeschöpf hat den klugen Schöpfer Bülow überdauert und sich schnell der neuen Konjunktur angepaßt. Damals von Herrn Röhren als Jobber beschimpft, heute von Herrn Erzberger am lautesten beglückwünscht. Zugleich im hellsten Glanz kaiserlicher Gunst, beneidet von all den Exzellenzen, die nicht wenig die Nase rümpften, als der verwogene Bankdirektor, dem der Darmstädter Boden unter den Füßen brannte, sich in den Direktorsessel des Kolonialprinzen warf, um gleich darauf als selbstherrlicher Staatssekretär aufzustehen.

Was er in kurzer Zeit geleistet hat, ist wirklich respektabel. Die eigenen Einnahmen der Schutzgebiete haben sich im Jahre 1907 im Vergleich zum Jahre 1906 um mehr als 30 Prozent vermehrt, für 1909 berechnet er eine Steigerung um beinahe 50 Prozent, wobei allerdings die ungeahnten Diamanten-

Caspar David Friedrich:
Gebirgslandschaft
(Berlin, Nationalgalerie)
Text von Max Osborn

Rundschau

Der Sieg des Kaufmanns

Die unrühmliche Vorgeschichte des deutsch-portugiesischen Handelsvertrags hat wieder einmal gezeigt, in welche Sackgasse eine voraussetzungslose Diplomatie, die stolz der kaufmännischen Fesseln sich entrafft hat, unsere Wirtschaft drängen könne. Und nun erst Kiel! Freilich, bei der Kritik der Werftbetriebe ist man gegen das Reichsmarineamt, das sich nun eben Ernstes mit der doppelten Buchführung zu befreunden gedenkt, deshalb ungerecht gewesen, weil man tat, als wäre in allen anderen Verwaltungsbezirken die Kunst, jeden anvertrauten Wert bis aufs letzte Körnchen fruchtbar zu machen, schon gang und gäbe. Die strenge Gewissenhaftigkeit des deutschen Beamtentums in Ehren, aber so manche schmerzliche Erfahrung der letzten Zeit hat von neuem daran erinnert, wieviel es noch vom praktischen Leben jenseits des großen Teiches zu lernen hat. Mehr Kaufmannsgeist und weniger Bureaukraten in der Verwaltung! Dies Verlangen wird nicht so bald verstummen.

Hier die warnenden Exempel, drüben ein erfreuliches Gegenbeispiel. Es steht ein Kaufmann auf wichtigem, verantwortlichem Posten, und er hat sich gerade jetzt vor aller Augen bewährt. Herr Dernburg hat in diesen Tagen einen parlamentarischen Sieg erkämpft, wie er schon lange keinem Verweser der deutschen Kolonien beschieden war. Die Budgetkommission des Reichstags hat seine Erfolge kräftig betont und ist über die Anklageschriften seiner Widersacher einstimmig zur Tagesordnung übergegangen. Das war kein so lärmender, aber doch ein nicht geringerer Triumph als damals, da Bernhard II. von Bernhard I. ins Feuer geschickt wurde, unter dem stürmischen Beifall der Galerien gegen die Nebenregierung des Zentrums losdonnerte und mit der ganzen Wollust des Operateurs die Eiterbeule aufstach. Das Gelegenheitsgeschöpf hat den klugen Schöpfer Bülow überdauert und sich schnell der neuen Konjunktur angepaßt. Damals von Herrn Roeren als Jobber beschimpft, heute von Herrn Erzberger am lautesten beglückwünscht. Zugleich im hellsten Glanz kaiserlicher Gunst, beneidet von all den Exzellenzen, die nicht wenig die Nase rümpften, als der verwegene Bankdirektor, dem der Darmstädter Boden unter den Füßen brannte, sich in den Direktorsessel des Kolonialprinzen warf, um gleich darauf als selbstherrlicher Staatssekretär aufzustehen.

Was er in kurzer Zeit geleistet hat, ist wirklich respektabel. Die eigenen Einnahmen der Schutzgebiete haben sich im Jahre 1907 im Vergleich zum Jahre 1906 um mehr als 30 Prozent vermehrt, für 1909 berechnet er eine Steigerung um beinahe 50 Prozent, wobei allerdings die ungeahnten Diamanten

Caspar David Friedrich:
Gebirgslandschaft
(Berlin, Nationalgalerie)
Text von [illegible]

kunde eine erhebliche Rolle spielen. Gerade diese funkelnde Überraschung fand in dem schlagfertigen Kaufmann, während alle andern noch verwirrt und geblendet waren, schnell ihren Meister. Über Dernburgs gesamte Kolonialwirtschaft ein abschließendes Urteil abzugeben, dazu ist die Stunde noch nicht da. Späte Frucht- und Menschenernten werden erst für oder gegen ihn zu zeugen haben.

Aber es war ein Segen für das Reich, daß im Jahre 1908, als ein aus britischem Gebiet eingewanderter Schwarzer die ersten zauberischen Steinchen (die meisten bisher sind nur einkaratig, also zwei Gramm schwer, aber von reinstem Glanz) aus dem südafrikanischen Sand fischte und bald darauf das Häuflein Weißer, das sich in redlicher Arbeit oder auch abenteuernd an der Küste tummelt, in plötzlicher Schatzgräberwut über die weiten Felder hinstob, überall zu schürfen, zu sieben, zu waschen begann und der jähe Bereicherungsrausch alle Sinne umnebelte, in Berlin oben ein Mann saß, der solchen Taumel oft erlebt hatte, der gewohnt war, im kreischenden, fuchtelnden Börsentumult den Kopf nicht zu verlieren und gerade in den Tagen leidenschaftlichster Bewegung kaltblütig seine Entschlüsse zu fassen.

Nur kurze Zeit konnte in Lüderitzbucht der Gründungsschwindel toben, nur einmal das „Salzen" des Sandes mit mitgebrachten Riverstones auch die Behörden hineinlegen. Dernburg erkannte, daß in diesem fiebernden Getriebe nicht bedächtige Allerweltsgerechtigkeit, sondern blitzschnelles Eingreifen einer festen Hand nottat. Es galt, die Zersplitterung und ein dilettantisches Verschleudern der über Nacht vom Kolonialhimmel gefallenen Werte, neues Einnisten fremden, zumal britischen Kapitals zu hindern und dem Fiskus des Schutzgebiets wie dem Heimatland reichen Anteil an der gleißenden Beute zu sichern. Ohne eine Dosis Tyrannei konnte man mit dem disziplinlosen und — wie sich bald wieder bestätigen sollte — krakeelsüchtigen Schwarm der neuen Bergherren nicht fertig werden. Manches Recht mag dabei zertreten, manches Unrecht in den goldbeschlagenen Sattel gehoben worden sein, und nachträgliche Korrekturen sind sicherlich noch notwendig. Aber zu langem Parlamentieren, zu pedantischer Untersuchung aller papierenen Scheine war keine Zeit. Jeder Tag des Zauderns mußte die Verwirrung mehren.

Vor einem Jahr haben die Reichstagsskeptiker die ersten Diamantenbotschaften vernommen. Heute ist das Wichtigste erreicht. Das Vordringen ausländischen Kapitals ist eingedämmt. Eine preisverderbende Konkurrenz ist unmöglich, der gesamte Diamantenhandel zu einem Staatsmonopol der Regierung gemacht. Verwalterin des Monopols ist die von einer Berliner Bankengruppe (nicht zu Gewinnzwecken) gegründete Diamantenregie, die gleich im ersten Probejahr mit solchem Erfolge gearbeitet hat, daß die Schürfer alle ihre Sendungen bei steigenden Preisen losgeworden sind und die wachsenden Provisionen werden nach Abzug einer mäßigen Verzinsung der Regieanteile zur Gründung

eines Dispositionsfonds für Jahre rückläufiger Konjunktur verwendet. Fünfzig Prozent vom Reingewinn der Diamantenförderung verbleiben dem Fiskus, und diese Einnahmen, die auf sechs bis sieben Millionen jährlich geschätzt werden, sind für Bahnbauten in Südwestafrika bestimmt. Den größten Vorteil von den neuen Bodenschätzen werden außer dem Fiskus die Kolonisten haben, die jetzt so unwirsch gegen die Geschäftsklugheit des Staatssekretärs aufbegehren.

Gewiß, an mancher seiner Maßnahmen in dieser arg verwickelten Angelegenheit wird noch Kritik zu üben sein. Aber wieviel seine schnelle Entschlossenheit durchgesetzt hat, kann man am besten ermessen, wenn man an seine Vorgänger denkt, die ihm das bittere Erbe törichter Verträge hinterlassen haben, oder wenn man sich vorstellt, daß in diesem für die Zukunft der Schutzgebiete so wichtigen Augenblick ein ängstlicher Bureaukrat die Zügel des störrischen Kolonialungetüms in Händen gehalten hätte. Ehe er das Neue erfaßt und seine mühseligen Erhebungen abgeschlossen hätte, wären ihm wieder zur Freude raubsüchtiger Gesellschaften alle Chancen durchs Garn gegangen. Hier war eine eminent kaufmännische Aufgabe zu lösen, und ausnahmsweise war der richtige Mann zur Stelle. Ich erinnere mich einer Unterredung, die ich mit Herrn Dernburg nach der Ernennung des Herrn von Lindequist zum Unterstaatssekretär hatte. Der Exkaufmann sprach sich damals mit befremdlicher Vorsicht über die Verwendbarkeit von Kaufleuten in der Zentralbehörde aus. In der Schutzgebietsverwaltung freilich sollten sie, so meinte er, in möglichstem Umfang verwendet werden und von der Pike auf dienen, ehe sie in leitende Stellungen vorrücken könnten. Sehr diplomatisch sagte er damals, die Frage sei nicht, wieviel Kaufleute stecken in einer Zentralverwaltung, sondern wieviel kaufmännischer Geist wird von ihr gewürdigt und entfaltet. Wo soll aber dieser Geist auf einmal herkommen? Nein, Dernburg zeugt wider Dernburg. Wir brauchen in jeder Zentralverwaltung kaufmännisch geschulte Köpfe. Dernburgs Erfolge müssen zu weiteren Versuchen ermuntern. Auf demselben Felde, auf dem des Bureaukraten schönste Blamagen blühen, wachsen die Siege des Kaufmanns.

Josef Adolf Bondy

Von den Berliner Bühnen

Frohe Feste — theaterstille Wochen. Ein Segen, dieser Premierenmangel. Doch er wird nicht lange dauern; die Bühnen rüsten. Rüsten zu Lustfahrten. Die theaterbesuchende Welt, die sich nicht länger mehr „unbehaglich" machen lassen will, möchte Karneval haben auch über Aschermittwoch hinaus. Das „Hebbeltheater", wo jetzt eine Schauspielerrepublik errichtet ist, hat mit einem Kotzebue die vorzeitigen Fastnachtsspäße Reinhardts fortgesetzt. Die Histrionen hatten Witz genug, anzukündigen, dem „Skandal" (der Pleite) werde nun logischerweise der „Wirrwarr" folgen. Nur auf den Kunstkredit eines begabten Regisseurs hin ist, mit un-

zulänglichem Geldkredit, dieses Theater gegründet worden, ohne daß es die kleinste Lücke ausgefüllt hätte; der Regisseur stirbt, und das Unternehmen bleibt in den Händen eines Mannes zurück, der seine rechtsanwaltliche Schreibstube in Budapest lieber nie hätte verlassen sollen. Kein Wunder, daß es diesen Händen wieder entglitt; ein Wunder nur, daß der Krach nicht schon viel früher eingetreten ist. Jetzt sucht man mit der Laterne nach einem Todesmutigen, der den freien Staat der Schauspieler wieder durch die Monarchie ersetzen könnte. Um dieser Schauspieler willen, die der Fahne des begeisternden Regisseurs einst gefolgt waren, sollte man wünschen, daß der starke Mann sich melde. Wo der verflossene Direktor Ordentliches leistete, da waren die Manen Valentins über ihm; sein persönliches Pech war, daß er auf dem Instrument der tüchtigen Schauspielkunst, die ihm zur Verfügung stand, nach und nach zu musizieren verlernte; zum Vorteil einer unbeträchtlichen Darstellerin, deren Episodistentalent in dritter Reihe hätte stehen sollen, wurde die feine, gehaltvolle Persönlichkeit der Fehdmer beiseite gedrängt, wurden der starke Geist und die Sprachgewalt einer Rosa Bertens brachgelegt. Rosa Bertens allein, in einem Stück ihrer Eigenart beschäftigt, hätte das gähnend leere Haus füllen können. Im Zeichen Rosa Bertens' sollte ein neuer Herr beginnen. Ihrer Gestalten schaffenden Phantasie sollten die Bretter gehören, ihrem hohen Geschmack und ihrer ungewöhnlichen Bildung sollte ein Regisseurposten vorbehalten sein. Das ist so meine Anschauung von den Dingen.

*

Alfred Schmieden glaubte eine literarische Tat zu vollbringen, als er den zu Wien entdeckten hanseatischen Oberlehrer Otto Anthes rasch auf die Berliner Bühne schleppte. Das Wiener Urteil über das balladeske Trauerspiel „Don Juans letztes Abenteuer" wurde zu leicht befunden. Immerhin werden unter der forcierten Sinnlichkeit dieses Theaterzerebralen schüchterne Keime eines dichterischen Erlebnisses sichtbar. Etwas, das wie menschliche Gestaltung glänzt. Die Sprache gebe ich von vornherein preis; sie ist ganz unpersönlich, buchmäßig gespreizt, eine Mischung von Heyse, Hamerling und Hofmannsthal. Auch diesen erotischen Conquistador gebe ich preis: armer Giovanni von Venedig, wie hast du dich verändert! Hättest du bei deinen zwölfhundert Liebesabenteuern (oder waren es mehr?) so umständliche Vorbereitungen kühler und koketter Beredsamkeit gebraucht, du wärest nicht über das Dutzend hinausgelangt. Du Renaissancemensch hättest im Andenken der Menschen als der unausstehlichste Philister, als der Typus des Überbarbiers weitergelebt. In Otto Anthes' Kopf spukt das Epigramm: Don Juan, der vom Lieben lebte, stirbt an der Liebe. Es gehört der feuilletonistische Aberwitz der Wiener dazu, diese billige Antithese als original und geistreich zu beschreien. Wenn ich richtig sehe, so lag dem Otto Anthes wohl nicht der Don Juan und das, was Giovanni am Ende seiner

Laster- und Ludertage durchmacht, sondern die Tragikomödie der Braut am Herzen, die mit der Seele steigt, auch wenn sie mit dem Körper fällt. Jede Liebkosung, jedes Sinnenglück, die das frühreife, innerlichst von Leidenschaft verzehrte Mädchen bei ihrem Beschwätzer genießt, kommt ihrer heißen Phantasie vom fernen Verlobten. Wie in rosiger Wolke geht sie durch die Orgien Don Juans, „sicher vom Gotte geführt". Und dieser Gott macht sie kalt gegen Don Juan, der mit ihrem Leibe ihr Herz besitzen will, und zwingt sie demütig vor die Füße ihres Bräutigams und reinigt sie. In der Figur der schlimm-heiligen Cordelia, die ein Opfer scheint und eine Siegerin ist, lebt etwas, das mehr als geistreich, das beinah dichterisch ist. Das neue Fräulein Helene Ritscher kam der Gestalt zumal in der zweiten Hälfte des Stückes einigermaßen nahe. Sie soll die Schule abstreifen und ihrer Natur vertrauen. Julius Elias

Wahlen in Hamburg

Auf die Wahlen in Sachsen, Baden, Elsaß-Lothringen, Weimar folgen nun die in Hamburg, die im Reiche nicht nur deshalb Interesse beanspruchen, weil es sich hier um die zweitgrößte Stadt Deutschlands handelt, sondern vor allem auch darum, weil der Kampf unter der einheitlichen Parole ausgefochten wird: „Für oder wider das neue Wahlrecht!"

Nach der Cholerazeit von 1892, die zu manchen notwendigen Reformen geführt hat, erhob sich die allgemeine Forderung, die Volksvertretung, hier „Bürgerschaft" genannt, auf eine breitere Basis zu stellen, einer größeren Zahl von Personen aktives und passives Wahlrecht zu gewähren. Nach mehrjährigen Kämpfen kam es zu einem Beschlusse, wonach jeder, der fünf Jahre hintereinander mindestens 1200 Mark Jahreseinkommen versteuert hatte, mit 25 Jahren das aktive und mit 30 Jahren das passive Wahlrecht erhielt. Die Zahl der Bürgerschaftsmitglieder wurde von 192 auf 160 herabgesetzt, die auf sechs Jahre gewählt wurden. Von diesen 160 Vertretern wurden 80 durch allgemeine Wahlen, 40 von den Grundeigentümern und 40 von den sog. Notabeln, den Mitgliedern der Gerichte und Verwaltungsbehörden entsandt. Die Wahlen erfolgten halbschichtig, d. h. es wurden alle drei Jahre 80 Bürgerschaftsmitglieder gewählt, 40 von der ganzen Bevölkerung, 20 von den Grundeigentümern und 20 von den Notabeln.

Die maßgebenden Kreise glaubten, daß jemand, der fünf Jahre hindurch mindestens 1200 Mark jährlich versteuert hatte, den Ideen und dem Einflusse der Sozialdemokratie entronnen war. Aber man rechnete nicht genügend mit der Tatsache, daß die allgemeine Steigerung der Löhne die Erreichung jener Grenze dem Durchschnittsarbeiter ermöglichen würde. Auch hatte wohl niemand daran gedacht, daß der praktische Idealismus der Sozialdemokraten so groß sein würde, daß sie mehrere Jahre lang ein Einkommen versteuern könnten, das sie in Wirklichkeit gar nicht besaßen. Es ist in zahlreichen Fällen erwiesen, daß diese freiwillige Überdeklaration

tatsächlich durchgeführt worden ist; der Staat hatte keine Handhabe, dagegen vorzugehen. Waren die Betreffenden dann Bürger geworden, so hörte selbstverständlich die Überdeklaration auf!

Die Erweiterung des Wahlrechts und diese Nebenumstände bewirkten, daß die Zahl der hamburgischen Bürger von 15 904 im Jahre 1896 auf 51 308 im Jahre 1904, also in acht Jahren auf mehr als das dreifache gestiegen war. Diese ungeheure Zunahme konnte sich politisch erst bei den Wahlen von 1904 geltend machen, als die 1200-Mark-Bürger ihre Stimmen in die Wagschale warfen. Da ergab sich, daß auf den ersten Anhieb 12 Sozialdemokraten gewählt waren, so daß der sozialdemokratischen Fraktion drei Parteien von ungefähr je gleicher Stärke gegenüberstanden, nämlich die „Rechte", die Senatspartei, das „Linke Zentrum", die eigentlichen Reaktionäre, die sich, wie alle in Hamburg, „Liberale" nannten, und die „Linke", die Vertreter vor allem des Kleinbürgertums, die meistens einer der freisinnigen Parteien angehörten.

Dieses plötzliche Anschwellen der sozialdemokratischen Macht hatte zunächst die Folge, daß sich bei der Mehrheit des Senats die Überzeugung festigte, einem weiteren Eindringen der äußersten Linken einen Damm entgegensetzen zu müssen. War die Furcht vor der sozialdemokratischen Flut berechtigt? Zunächst ist die Bürgerschaft keine Stadtverordnetenversammlung, deren Beschlüsse im Aufsichtswege von der Regierung angefochten oder aufgehoben werden können, sondern die hamburgische Volks-, besser Bürgervertretung ist ein dem Senat gleich berechtigtes Organ, das in sich die Funktionen der beiden Kammern vereinigt, während der Senat in seiner Gesamtheit als Monarch mit absolutem Veto aufzufassen ist. Der Bürgerschaft steht jedoch, unbestrittener als dem englischen Unterhause, allein das Recht zu, Einnahmen und Ausgaben des Staates zu bewilligen, auch kann sie — eine wichtige Prärogative — niemals aufgelöst werden. So könnte es also scheinen, als ob die Besorgnis des Senats, daß eine mögliche sozialdemokratische Mehrheit sich Übergriffe erlauben könnte, die für Hamburg und das Reich gefährlich werden würden, durch die Verfassung nur vertieft werde. Demgegenüber ist indessen hervorzuheben, daß es Stadtteile in Hamburg gibt, die immer nur bürgerliche Vertreter wählen werden. Dasselbe gilt für das Landgebiet. Dadurch allein würde schon eine rote Majorität verhindert werden; da aber die zweite Hälfte der Abgeordneten von den Grundeigentümern und den Notabeln, unter denen naturgemäß keine oder nur sehr wenige Sozialdemokraten sind, gewählt werden, so war zu großer Besorgnis kein Anlaß.

Nichtsdestoweniger ließ der Senat der Bürgerschaft am 10. Mai 1905 eine Vorlage über die Änderung des Wahlgesetzes zugehen — gegen die Stimmen seiner beiden Bürgermeister, des verstorbenen Dr. Mönckeberg und des bis zum 31. Dezember des vergangen Jahres präsidierenden Dr. Burchardt.

In jenem Gesetzentwurf schlug der Senat eine Art Dreiklassensystem vor; er beantragte, die Bürger in drei Gruppen unterzubringen, von denen jede die gleiche Anzahl Abgeordnete zu wählen hätte. Zur ersten Gruppe gehörten diejenigen, die über 6000 Mark versteuerten, zur zweiten jene, die zwischen 3000 und 6000 Mark Einkommen hatten; der Rest, also die Bürger mit 1200 bis 3000 Mark Einkommen, wurde in die dritte Gruppe verwiesen.

Dieser Entwurf erweckte bekanntlich leidenschaftliche Entrüstung nicht nur bei den Sozialdemokraten, sondern auch bei den wirklich Liberalen. So kam es, daß die Bürgerschaft die Vorlage des Senats einem Ausschusse überwies, der ein halbes Jahr dazu brauchte, um den vorhandenen Entwurf in ein wahres Monstrum von Wahlgesetz zu verwandeln.

So viel Bestimmungen, so viel Widersprüche. Für das hamburgische Landgebiet behielt man die alte Wahlordnung bei, wonach seine acht Vertreter mit absoluter Stimmenmehrheit zu wählen seien. Für die Stadt aber führte man die Listenwahl ein, wonach jeder Wähler an die Vorschlagslisten gebunden war, die von einer der Parteien (oder sonstigen Gruppen) der Zentralwahlkommission eingereicht worden waren. Jeder Wähler erhielt zwölf Stimmen, mit denen er nach Belieben verfahren konnte. Diese Freiheit ermöglicht es dem Wähler, unter den Nominierten seinen Privatkandidaten vor allen andern zu bevorzugen. Das Proportionalwahlrecht verhindert es, daß Minoritäten ganz ausfallen. Dieses Wahlrecht, das vor kurzem auch von Professor Laband für Preußen empfohlen wurde, hat außerdem den Vorzug, daß bei ihm Stich- und Ersatzwahlen gänzlich fortfallen; stirbt ein Mitglied der Bürgerschaft, so tritt dafür unmittelbar derjenige der nächstgewählten Kandidaten der betreffenden Partei ein, der die meisten Stimmen auf sich vereinigte.

Wäre man nun hier stehen geblieben, so hätte sich die Sozialdemokratie in einer noch günstigeren Lage befunden als unter dem Wahlrecht von 1896. Da aber gerade die Absicht bestand, ihre Machtentwicklung einzudämmen, so beschloß man die Gruppeneinteilung und zwar nicht, wie der Senat ursprünglich wollte, drei, sondern nur zwei Gruppen, deren Scheidegrenze bei einem Einkommen von jährlich 2500 Mark lag. Die erste Gruppe, die Bürger mit einem Einkommen von über 2500 Mark, wählten nun 24 Abgeordnete, die zweite Gruppe dagegen nur zwölf (da halbschichtig erneuert wird). Um nun den Unterschied der politischen Rechte nicht gar so kraß hervortreten zu lassen, gewährte man der zweiten Gruppe vermittelst des Durchzählens der Stimmen einen gewissen Einfluß auf die Auswahl der Abgeordneten; dadurch sollte verdeckt werden, daß die zweite Klasse nur halb so viel Rechte habe wie die erste. Mit Hilfe von Gruppenmarken, die jeder Wähler entsprechend seinem Einkommen erhält, wird festgestellt, ob und wie viel Mandate auf eine Liste entfallen, in der ersten oder zweiten, oder auch in beiden Gruppen. Als gewählt gelten diejeni-

gen Kandidaten, die innerhalb ihrer Liste die meisten Stimmen erhalten haben, und hier kann allerdings die zweite Klasse, da ihre Stimmen in dieser Hinsicht genau so viel wiegen wie die der ersten, ihren Einfluß geltend machen.

Sind schon die bisher dargelegten Vorschriften recht verwickelt, so steigert sich diese Kompliziertheit vor allem dadurch, daß es gestattet ist, mehrere Listen miteinander zu verbinden, wodurch unter Umständen der „verbundenen Liste" ein Mandat mehr zufällt.

Dieses komplizierte Wahlsystem hat 1907 die gewünschte Wirkung erzielt. Die Sozialdemokraten gewannen nur neun Mandate und können nur noch wenige neue Sitze erringen. Aber als unvorhergesehene Folge hat sich die Bildung einer neuen Fraktion, der „Vereinigten Liberalen" ergeben, deren Mitglieder sich aus den wirklich liberalen Elementen in der Bürgerschaft zusammensetzen. Dieser neuen Partei, deren Stimmenzahl bei den Reichstagswahlen von 1907 weit größer war als die der vereinigten alten Fraktionen, ist es gelungen, ihre Parole: „Kampf gegen das neue Wahlrecht!" zum entscheidenden Schlachtruf zu machen. Die Vereinigten Liberalen haben es verstanden, während dreier Jahre im Mittelpunkt des politischen Interesses zu bleiben, ihre „Plattform" durchzudrücken und von rechts und links die wahrhaft Liberalen an sich zu ziehen. Schon das ist ein großer unbestreitbarer Erfolg, der erkennen läßt, wo die Sympathien der Hamburger weilen, und der vermutlich durch die bevorstehenden Wahlen noch bestätigt werden wird.

Otto Bandmann

Hausdieners Glück und Ende

Na, da haben wir uns aber einmal gründlich entrüstet. So ein Kerl! So ein Betrüger! So ein Lau ... Lumpenpack! War Hausdiener, ganz gemeiner Hausdiener bei verschiedenen Berliner Buchhandlungen und spielt sich als Dozent der Humboldtakademie auf! Aber da hat er unsere Polizei schlecht gekannt. Der brauchte die Sache nur denunziert zu werden, und sofort merkte sie alles! Ohne Bertillonschen Erkennungsdienst und ohne Polizeihunde. Rein aus Instinkt. Und wie taktvoll und energisch zugleich ging sie vor: verhaftete den Schwerverbrecher mitten aus der Vorlesung, zum Sensationsgaudium seiner Zuhörer und seiner Kollegen. Nu ju ju, nu nee nee, in solchen Dingen versteht sie keinen Spaß. Sie muß darauf achten, daß sich die Grenzen zwischen den sozialen Schichten nicht verschieben. Sonst stürzt der ganze christliche Staat ein. Ja, was denken Sie denn! Neulich wurde in meinem Keller eingebrochen und gestohlen. Zu Füßen eines ausgeraubten Reisekorbs lag ein Messer, mit dem sein Verschluß durchgeschnitten worden war. Das brachte ich aufs „Revier". Und was erfolgte darauf? Gar nichts erfolgte darauf. Kein Hahn krähte nach der Geschichte. Man fragte mich nur, ob ich auf eine bestimmte, namhaft zu machende Person Verdacht hätte. Und da ich mich hütete, dergleichen zu haben, so

wurde ein Trunk Lethe herumgereicht. Und mit Recht. Denn wo kämen wir hin, wenn die Polizei bei solchen Problemen ihre Kraft verzettelte, die sie braucht, um nach Ferrer-Versammlungen gefährliche Demokraten einzeln zum „Auseinandergehen" zu veranlassen und die Grenzpfähle zwischen den Gesellschaftskasten aufrecht zu erhalten!

Nein, dem Kerl haben wir's gegeben! Was dem einfiel! Denken Sie nur: er wagte es, sich durch die eiserne Beharrlichkeit, die charakteristisch ist für geborene Verbrechernaturen, selbst zu bilden und zu unterrichten, bis er als Dozent auftreten konnte. Drängte sich in die geheiligte Sphäre der „akademisch Gebildeten". Unerhört! Wo bleibt denn das Vorrecht dieser Auserlesenen, wenn ein Hausdiener durch eigene Kraft in ihre Reihen einbrechen darf? Damit nicht genug: er brach auch in das Herz einer kleinen Bourgeoise, brach in das Vertrauen seiner Schüler, die ihn schätzten, in das Vertrauen der Leitung der Humboldtakademie ein, die diesem Wolf im Schafspelz ihre Lämmer in den Rachen führte. Das sind die Einbrüche, die verfolgt und bestraft werden müssen.

Ich glaube, der Kerl wollte unsere ganze bewährte gesellschaftliche Ordnung verhöhnen. Die kann sich doch zum Kuckuck nicht um den Wert der menschlichen Persönlichkeiten kümmern, sondern kann ihre Urteile nur auf Namen, Herkunft, Examina, Diplome und ähnliche Papiere aufbauen. Und da warf er ihr denn diese Dinge, da er sie „in echt" nicht besaß, gefälscht vor die Füße. Aber die Sonne bringt alles an den Tag. Das braucht sich eine kleine Bourgeoise nicht gefallen zu lassen. Der ganze Flitterkram fiel ab. Und was blieb übrig? Ein tüchtiger, intelligenter, fleißiger, trotz allen kleinen Schwindeleien im Großen redlich wirkender Mensch ohne klangvollen Namen, ohne „Kinderstube", ohne Diplome und ähnliche Papiere! Was sollen wir damit? So ein Hochstapler! Werft das Scheusal in die Wolfsschlucht!

August

Chinesische Emanzipationsbestrebungen

Seit Monden mehren sich die Berichte über innerpolitische Unruhen im fernen Osten. In Südchina machen besonders die demokratischen Kantonesen kein Hehl aus ihrer Absicht, einen republikanischen Staatenbund nach dem Vorbilde der Union zu schaffen durch Ausmerzung der Mandschudynastie und ihres Anhangs, und die Zügel der Reichsverwaltung in die Hände tüchtiger Chinesen zu legen, um das Reich der Mitte von den mannigfachen Demütigungen zu befreien, die es in den letzten Dekaden unter der Herrschaft der degenerierten Mandschus erlitten hat. Als tiefe Schmach wurden erst kürzlich von den national gesinnten Chinesen aller Kasten die mit Japan unterm 16. August 1909 getroffenen Abmachungen über die Antung-Mukden-Bahn empfunden, und man erwartete allen Ernstes, daß der Prinzregent nach altem Brauch die Konsequenzen seines Tuns ziehen würde durch freiwilliges Scheiden aus dem Leben. — Seit länger als Jahresfrist lautet

die Parole auf Beseitigung der Klans, der Familienoberhäupter der Mandschus, dieser — nach chinesischer Auffassung halbbarbarischen — Mongolen, welche seit zweieinhalb Jahrhunderten versuchen, die Chinesen durch drakonische Gesetze in ihrer Entwicklung künstlich aufzuhalten. Wer kann es den Söhnen des Himmels verargen, daß sie sich aufraffen und die verantwortlichen Leiter zur Rechenschaft ziehen wollen? Viele Mandschu-Prinzen und -Würdenträger sind bereits stillschweigend aus dem Wege geräumt, und der jüngste mißglückte Mordanschlag auf den Prinzregenten dürfte sich nur zu bald wiederholen.

Die patriotische Reformpartei, die ihrem Vaterlande die Achtung und Machtstellung schaffen will, die ihm unter den Staatengebilden beider Hemisphären gebührt, kraft der jahrtausende alten Kultur, kraft seiner Flächenausdehnung und Bevölkerungsziffer, wird dafür sorgen, daß diesem Riesenstaate das Selbstbestimmungsrecht in seiner inneren Verwaltung zuerkannt werden muß. Sobald die Hemmungen fortgeräumt sind, die einer vernunftgemäßen Entwicklung im Wege stehen, wird China die Welt in Erstaunen setzen durch die Großzügigkeit seines Aufschwungs. Durch eine angemessene Besoldung der Staatsbeamten, Erschließung der reichen Bodenschätze nach modernem System, Stabilisierung der Landesvaluta durch Einführung der Goldwährung, Ausbau der Eisenbahnlinien u. a. m. ist die wirtschaftliche Regeneration des Landes in die Wege geleitet.

„China hat kein Geld" rufen professorale Doktrinäre, die vermeinen den nationalen Reformern ein Bein stellen zu können; doch lassen sie außer acht, daß für Rechnung der Zentralregierung in Peking chinesische Truppen reichhaltige Quarzgoldminen an der tibetanischen Grenze ausbeuten, und daß am 14. Oktober eine nationale Reichslotterie mit zehn Millionen Losen geschaffen wurde, um mit den hieraus gewonnenen Mitteln den Bergbau nach Möglichkeit forcieren zu können. Die Erschließung der unendlich reichen Bodenschätze Chinas dürfte aus dem Grunde absichtlich hintangehalten werden, um die Zahlung der von den Mächten im Hunnenfeldzug geforderten Boxerentschädigung zurückzuhalten. Nach sino-englischen Berichten soll der britische Gesandte in Peking bereits die bevorstehende Verzichtleistung Albions auf die Restzahlung — analog dem Beispiel der Union — in Aussicht gestellt haben.

Ein hoher chinesischer Würdenträger sagte mir kürzlich bei Diskutierung der Währungsfrage: „Das deutsche Reich erfreut sich der Goldwährung, obgleich es jede Unze einführen muß. Das chinesische Imperium birgt die größten Goldlager der Erde und wird sie zu heben wissen!" —

Der bei jedem Individuum stark ausgebildete Selbsterhaltungstrieb läßt es durchaus begreiflich erscheinen, daß die Ratgeber der chinesischen Dynastie darauf bedacht sind, die Fremden für das von den Mandschus angerichtete Übel verantwortlich zu machen. U. a. erhielt die fremdenfeindliche Bewegung neue Nahrung durch die offizielle Mitteilung, daß die auf

dem Haager Friedenskongreß vertretenen Mächte die Festlegung ihrer kommerziellen Einflußsphären in China beraten haben und durch ihre Vertreter in Peking am 22. Oktober 1909 die Einstellung europäischer Finanzkontrolleure in den einzelnen Provinzen fordern ließen, um nach dem Vorbilde der Seezollverwaltung „Ordnung zu schaffen."

Die kleine Fremdenkolonie in Kanton sah sich Mitte Dezember genötigt, zu ihrem Schutze die in den Konsulaten verwahrten Maschinengewehre aufzustellen, da die erregten Volksmassen gefährlich zu werden drohten. Hier sei erwähnt, daß kürzlich durch Zirkularnote alle chinesischen Zollämter angewiesen wurden, Waffen- und Munitionssendungen für die Konsulate nur dann auszuhändigen, wenn dieselben den Beweis erbringen, daß die Lieferungen zur Auffüllung ihrer Bestände notwendig sind. Sendungen dieser Art an Private sind verboten. — Die Gesandtschaftswachen in Peking mußten auf Ersuchen des Waiwupu in letzter Zeit erheblich verringert werden; außerdem ist ihnen der Patrouillendienst in den Straßen des Gesandtschaftsviertels untersagt worden. — Die seit 1900 bei Tientsin stationierten internationalen Besatzungstruppen haben bereits im vergangenen Sommer das chinesische Territorium verlassen. Für die Zukunft ist ferner die Aufhebung der Extraterritorialrechte, die alle Missionsgesellschaften tangieren, sowie die Auflösung der internationalen Postanstalten beabsichtigt.

Dies Streben Chinas nach Selbständigkeit, Abstreifung jeglicher Bevormundung hat es auch bei seiner zum großen Teil bereits durchgeführten Heeres-Reorganisation und seinem neuen Riesenflottenprogramm geleitet, und man wird sich der Einsicht nicht verschließen können, daß das Reich der Mitte in nicht allzuferner Zeit eine Macht von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein wird. —

Heinrich Graf Schlieffen

Finanzpolitisches

Sogar von Amerika emanzipiert sich unsere Börse! Wenigstens hat die Deroute, welche die Baumwollbotschaften in New York hervorbringen mußten, auf die deutschen Kurse kaum lange zurückgewirkt. Diese Stärke soll angeblich unser Publikum besitzen, das angeblich seine Papiere bezogen hat. Jedenfalls wäre die allgemeine Festigkeit schon des Staunens wert, um so mehr, als ja auch ungünstige Meldungen unterliefen, wie z. B. die bedeutenden Unterbietungen großer Hütten bei wichtigen Submissionen. In solchen Fällen redete man sich jedoch einfach vor, daß man es nur mit älteren Vorgängen zu tun habe, während natürlich so günstige Nachrichten wie die neue Verkaufsgemeinschaft des ehemaligen Roheisensyndikates von Lothringen-Luxemburg als höchst aktuell angesehen wurden. Welche Kraftproben unsere Aufwärtsbewegung schon gegeben hat, beweisen u. a. die folgenden Erscheinungen: Wiederholt entstand nämlich auf die warnenden Wochenberichte der Banken hin eine Baissespekulation, die Montag und Dienstag in blanko verkaufte. Und wiederholt blieb dann

dennoch die Grundtendenz so fest, daß sich jene Fixer mit Schaden rasch zu decken suchten. Treffend sprach es kürzlich die Hamburger Handelskammer aus, daß bisher weniger eine Steigerung der wirtschaftlichen Tätigkeit, als ein Umschwung der Stimmung bemerklich gewesen sei. In diesem Sinne läßt sich auch ruhig annehmen, daß, sobald sich wirklich die Konjunktur bessert, die gegenwärtigen Kauflustigen abgabelustig werden, — an Kreise, die dann weniger mit der Zukunft als mit der vielleicht bereits eskomptierten Gegenwart zu tun haben. Nur an Bankaktien traut sich, von Ausnahmen abgesehen, das Publikum erst jetzt mehr heran. Ein wahrscheinlich ganz richtiger Instinkt sagt auch den Fernerstehenden, daß zu hohe Bankenkurse unsere Großinstitute sehr bald zu Vermehrungen ihres Aktienkapitals reizen werden. In der Folge würden dann natürlich die betreffenden Kurse wieder fallen, was große Haussiers bislang noch immer wie eine an ihnen begangene Hinterlist anzusehen beliebten. Schaden macht ungerecht!

Die Kaliinteressenten bleiben uneins, Justizrat Kempner, noch immer mehr ein vorzüglicher Unterhändler, als ein vorzüglicher Jurist, hat seine Mark 150 000 umsonst bekommen. Welcher Aufwand von Fleiß, Rastlosigkeit, immer neuen Einfällen und auch Diplomatie sind nicht in jenen Verhandlungen zutage getreten. Und all das ist einfach zerschellt, nicht an der größeren Schlauheit der Yankees, sondern einfach an deren Charakter. Dieser letztere, als das Wichtigste, ist aber leider von vornherein bei uns unberücksichtigt geblieben. Unsere Herren wetzten vielmehr ihre geschäftliche Tüchtigkeit wie ein Messer und glaubten nunmehr in ein Verhandlungs-Spiel ruhig eintreten zu können. Indessen, die Unzerstörbarkeit des amerikanischen Egoismus, dem an der Wohlmeinung des alten Europas nicht das Mindeste liegt, hätte einzig und allein als Maßstab aller deutschen Aktion und Gegenaktion sofort gelten sollen. Man sah eben vor lauter Bäumen den Wald nicht! Gerade das Schweigen des Mr. Bradley, der ja einfach das Recht seines Vertrages betonen konnte, mußte unsere feinen Köpfe stutzig anstatt hoffnungsvoll machen. Gegen die Großen jenseit des Ozeans gibt es schließlich kein anderes Mittel als rasche Offensive, und die letztere haben sie unsererseits noch niemals kennen gelernt. Heute gibt es kaum noch einen Artikel, den die Amerikaner uns nicht schon durch Hinaufschnellen und Herabschleudern der Preise ruiniert haben. Und genau so wird sich unser weiteres Schicksal vollziehen, solange jene Herren keine Ursache gehabt haben, uns zu fürchten. Und noch eins: Herr Schmidtmann ist natürlich kein Yankee! — — —

* * *

Die armen Rothschilds, so haben wohl viele Leser ausgerufen, als sie aus den Zeitungen ersahen, daß die Pariser Handelsregister für 1910 das dortige Bankhaus: de Rothschild frères mit einem von diesen deklarierten Gesellschaftskapital von nur Frs. 50

Millionen aufführen. Wie bei vielen französischen Privatfirmen handelt es sich aber hier um eine Formalität, welche in erster Linie die Verantwortlichkeit der Geschäftsinhaber nach deren eigenen Angaben bemessen. Auch andere Welthäuser an der Seine verfahren innerhalb einer derartigen Begrenzung. Und zwar: aus Rücksicht auf die betreffenden Stempelkosten, — Furcht vor dem Neide der von der sozialen Strömung Mitgerissenen und sicher auch vor den Ausbrüchen des Antisemitismus. Als im Jahre 1869 James v. Rothschild starb, hinterließ er weit über 1 Milliarde Frs. Dieses Vermögen ging natürlich damals in verschiedene Teile, muß jedoch als Gesamtvermögen durch Zins und Zinseszins höchst beträchtlich zugenommen haben, sodaß schon vor zwei Jahrzehnten ziemlich eingehende Schätzungen bei 2 Milliarden anlangten. Möglicherweise betragen also die Guthaben der einzelnen Associés in ihrem Hause selbst noch jedesmal viele Hunderte von Millionen. Könnten doch sonst z. B. weder die großartigen Naphthaunternehmen im Kaukasus, noch überhaupt die besondere Warenabteilung der Rothschilds bestehen. Es ist wichtig, diese gewaltige Kapitalsansammlung einmal wieder zu streifen, im Gegensatz zu den Fabeln amerikanischer Milliarden. In der Tat! Was man auch von den Schätzen der Vanderbilt, Rockefeller, Morgan, Harrimann usw. unserem sensationslüsternen Publikum erzählen mag, so bleibt doch das alte Vermögen der europäischen Rothschilds zusammengenommen, die unvergleichlichste, weil flüssigste Geldmacht, die jemals in der Welt angesammelt werden konnte.

* * *

Ein deutscher Professor ist kürzlich von der Russischen Regierung mit einem Rechtsgutachten über die gerichtliche Beschlagnahme ihrer Berliner Guthaben betraut worden. Als s. Zt. der preußische Oberbergrat Schmeisser seitens einer südafrikanischen Minengesellschaft zu einer mineralogischen Untersuchung eingeladen wurde, machte er die folgende Bedingung: Wie auch das Gutachten ausfalle, ob günstig, ob ungünstig, so müsse das Honorar das gleiche bleiben. Damit hatte sich jener berühmte Sachverständige von vorneherein sogar den — Schein seiner vollständigen Unbefangenheit gewahrt. Nun ist zwar ein deutscher Professor ebenfalls in einem gewissen Sinne Beamter, allein schwerlich gibt es Paragraphen, die ihn gegen sehr starke Honorare unempfindlich zu machen hätten. Man kann doch nicht von jedem Universitätsgelehrten verlangen, ein Gneist zu sein, der s. Zt. für sein so schwieriges Schiedsrichteramt zwischen der Türkischen Regierung und Baron Hirsch, nach getaner Riesenarbeit, das Honorar zurückwies. Tatsächlich werden sich die Herren in Petersburg an keinen Meinungsgegner in ihrer Sache gewendet haben. Besonders, nachdem sie das unangenehme Schauspiel erlebt haben, wie der Professor Mendelssohn Bartholdy wider das Interesse seiner Berliner Bankverwandten öffentlich und freiwillig Partei für die deutschen Gerichte nahm.

* * *

Im Zeichen der Anleihen stand bereits der erste Monat des neuen Jahres. Vor allem unsere Städte beeilen sich noch, die Segnungen des Zinstermines auszunutzen. Dabei haben Seeplätze wie z. B. Hamburg, das 25 Millionen bedurfte, den Vorzug, daß an die Produktivität ihrer Ausgaben auch wirklich geglaubt wird. Es gilt in der Tat als sparsam verwaltet und trotz seiner glänzenden Besoldung von Richtern und Lehrern macht man Hamburg niemals den Vorwurf, zu luxuriös zu wirtschaften. Andere große deutsche Städte hören ihre Bürger nur zu oft einen derartigen Tadel gegen ihre Leitung aussprechen. Die Elbrepublik hat eben keinen allmächtigen Bürgermeister, nach dessen kostspieliger Initiative alles tanzen muß. — Mit wichtigen Aktienvermehrungen geht diesmal die Gesellschaft der Rheinischen Stahlwerke voran, bei deren neuen 5 Millionen recht willkürlich die alten Aktionäre ihres Bezugsrechtes beraubt werden sollen. — Im Auslande gehen natürlich Anleiheversuche und diesbezügliche Angebote ununterbrochen weiter. Hierbei trat Österreich insofern in eine neue Epoche ein, als dort zum ersten Male das bisherige große Bankenkonsortium zugunsten der Postsparkasse übergangen wurde. Diese ist die Übernehmerin geworden, erst von ihr erhalten Kreditanstalt, Rothschild, Bodenkreditanstalt usw. ihre Unterbeteiligungen. Da diese bedeutsame Verschiebung fast unmittelbar nach Taussigs Tode erfolgen konnte, nimmt man an, daß zu Lebzeiten des Genannten ein jeder derartiger Versuch seine energische und auch siegreiche Abwehr gefunden hätte. — In Serbien wünscht man französisches Geld so dringend, daß die Geschützproben von Schneider in Creuzot von Tag zu Tag als besser geschildert werden. — Und sogar Griechenland, dessen politische Machthaber doch augenblicklich auf einem Vulkan tanzen, wagt es, 150 Millionen borgen zu wollen. Natürlich bei den reichen Franzosen!

Pluto

Zu unseren Bildern

Stefan Krotowski und seine Intarsien

Der junge Künstler, von dem wir heute ein überaus charakteristisches Werk unseren Lesern darbieten, manifestiert sich durchaus als ein Kind unserer Zeit. Kaum ein Zeitalter — die Epochen der großen Gärungen, des die Talente emporpeitschenden und über ihre eigentlichen Grenzen hinausreißenden Stoffes ausgenommen (Gillray und Cruishank etwa in England, außer der singulären Erscheinung Daumiers die um Philippon in Frankreich) — weist eine so starke Neigung zur Karikatur, zur guten Karikatur sogar, auf und zeitigt auf diesem Gebiete eine so wertvolle Fülle energischer Talente (während wir doch sonst in den Künsten heutigen Tages tatsächlich bettelarm sind). Diese moderne Karikatur als Kunst ist zweifelsohne erzeugt durch die seltsame Ehe, welche individualistische und demokratische Neigungen in uns eingehen (es wäre keineswegs stilwidrig, Marx und Nietzsche als Privatheilige fried-

lich nebeneinander über denselben Schreibtisch zu hängen). Nun aber geben solch gemischte Zeitalterstimmungen, überaus ungünstig jeder großen Kunst, die Klarheit, Reinheit als Quellen braucht, einen überaus günstigen Nährboden ab für alle Zwischenkünste, die weniger für sich bestehen, als allgemeine Kulturförderer sein wollen. Also für das Kunstgewerbe etwa. Also für die Karikatur.

Die moderne Karikatur ist dementsprechend kein Kind der großen Gemütsbewegungen, sondern eines kulturellen oder künstlerischen Geschmacks — ihre Höhe und Bedeutung im Einzelnen wird bestimmt durch den Grad von dessen Veredelung —, sie wirkt daher eigentlich weit künstlerischer als die früherer Zeiten, mehr als Künstler denn als Prediger. Sie ist nicht weniger Kulturdokument, aber die kulturellen Eigentümlichkeiten sprechen weniger durch den Inhalt als durch die Form — man muß bedenken, daß Beardsley vielleicht der stärkste Zeichner seit Dürer ist! — und der Boden für sie ist bereitet durch die außerordentliche Vorliebe unserer Zeit für die individuelle Sprache der Handzeichnung, eine Vorliebe, die bald schon nicht nur den Geschmack der Maler, sondern auch das Kunstverständnis des Publikums zu untergraben droht.

Zu den ehrlichen, ihrer Ziele bewußten Könnern inmitten dieses Tohubawohu gehört nun auch Stefan Krotowski. Trotz seiner Jugend, deren weitere Entwicklungsmöglichkeiten zu überdenken reizvoll ist, besitzt sein bisheriges Werk bereits heute so individuelle Sprache und läßt den Weg, den er gegangen ist, so klar erkennen, daß es nicht nur als ein Versprechen, sondern bereits als eine Epoche seines künstlerischen Lebens gelten muß. Von der Malerei kam er her, Studium in München, und seine ersten sehr beachtenswerten malerischen Werke — ein weiblicher Akt von starken artistischen Reizen ist darunter — atmen die ganze neugewonnene Freude an dem farbigen Eindruck, die unserer Gegenwartsmalerei ihre Note lieh. In den Karikaturen seiner ersten Jahre spricht dieses farbenempfindliche Auge noch besonders deutlich mit. Dann wächst, wohl aus der neuen Beschäftigung heraus, das Gefühl für die Linie immer sensibler hervor, vielleicht ein wenig vom Einfluß Wilkes, des großen Anregers unserer ganzen Karikaturistengeneration, geleitet. Heute ist Krotowski so weit, seinem künstlerischen Wollen und seinen menschlichen Instinkten einzig und allein durch die das Wesen der Karikatur darstellende Linie Ausdruck zu geben, und mit dem Sinn für die unendlichen Möglichkeiten ihrer Ausdrucksfähigkeit — es gibt durchaus nicht viele, die solchen Sinn besitzen — tritt er als ein Ebenbürtiger unter unsere führenden Karikaturisten und wird den erworbenen Platz nunmehr zu behaupten haben.

Als seine reifsten und reizvollsten Werke stellen sich aber wohl seine Intarsien dar, welche die alte köstliche Kunst des Porträts aus verschiedenfarbigen Hölzern neu aufleben lassen. Sie vereinen aufs glücklichste die äußerste Ausnutzung der linearen Ausdrucksmöglichkeit mit dem Farbensinn seines Künstlerauges und sind Kunstwerke, die

zugleich alles Gute des Handwerklichen und alles noch Bessere künstlerischen Ingeniums besitzen. Bei ganz persönlicher Sprache besitzen sie doch reife Objektivität den Dargestellten gegenüber, deren Wesen noch kein anderer Versuch so wahr gab. Und so haben sie überdies hohen dokumentarischen Wert.

Lothar Brieger-Wasservogel

*

Die „Kirmes" des älteren **Pieter Brueghel**, die sich in unserem Hefte den lustigen modernen Bildern von Krotowski und Preetorius anschließt, um mit ihnen zusammen dem Geist dieser karnevalistisch gestimmten Wochen eine kleine Reverenz zu erweisen, gehört zu der ausgezeichneten Kollektion des niederländischen Meisters, die das Wiener Hofmuseum bewahrt. Mit dem Maler von Breda, der dann seine südholländische Heimat verließ und ins Flandrische wanderte, wo er in Antwerpen und Brüssel ansässig wurde, beginnt der groteske Humor der nordischen Bauernmalerei. Wie Pieter der Stammvater einer weitverzweigten Künstlerfamilie wurde, so ward er der Ahnherr der Brouwer, Teniers, Ostade und ihrer Gefolgschaft. Ermutigt durch die Wagnisse seines älteren Landsmanns Hieronymus Bosch, der mit sprudelnder Phantasie einen karikaturistisch-burlesken Realismus ohnegleichen ausgebildet hatte, hielt sich der „Bauernbrueghel" mit Vorliebe an wirbelnd lebendige Schilderungen der umgebenden Wirklichkeit — just in der Zeit, da von Italien her der reife Stil des Cinquecento mit seinen „antikischen" Idealen über die Alpen drang und die niederländische Malerei mehr und mehr in seinen Bann zog. Brueghel blieben diese neuen Lehren nicht unbekannt, er war lange Zeit in der Fremde, zog durch Frankreich, durch Italien und ist 1533 in Rom nachgewiesen; aber wie zum Trotz setzte er dem welschen Idealismus seine derbe Volkskunst, den Schönheitsbegriffen der Renaissance die Häßlichkeit, Eckigkeit und Plumpheit seiner täppischen Bauern, den romanischen Stilprinzipien die unbefangene Frische seiner germanisch-intimen Naturbeobachtung und, was schwerer wiegt, der zeichnerischen Kompositionsmanier der Italiener seine glänzende Farbenkunst entgegen, die in dem soliden Boden der altniederländischen Tradition wurzelte. Unser Bild gibt eine vorzügliche Probe dieser Malerei und läßt auch noch in der Schwarzweiß-Reproduktion die saftig-warme Pracht des Kolorits ahnen, mit der Brueghel die tollen Szenen seiner zechenden, taumelnden, tanzenden, tolpatschig liebenden Bauern adelte. —

Das **Gebirgsbild** von **Caspar David Friedrich**, das vor kurzem als wertvolle Neuerwerbung in die Berliner Nationalgalerie kam, darf als eine der schönsten Landschaften gelten, die in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland gemalt worden sind. Nirgends kann man Friedrichs Art besser studieren als an diesem wogenden Bergland, wo alles auf die Energie der Raumillusion gestellt ist, und wo er sich doch nicht in die Beobachtung und Wiedergabe des Formalen, Zeichnerischen verlor, sondern, ganz als ein rechter Maler, die Aufgabe

durchaus mit den Mitteln des farbigen Ausdrucks löste. Als der pommersche Landsmann Philipp Otto Runges, der wie dieser der Kopenhager Akademie und namentlich der tüchtigen Schule Christoph Wilhelm Eckersbergs seine Ausbildung dankte, nach Dresden kam, wo er über vier Jahrzehnte eine auch äußerlich sehr erfolgreiche Tätigkeit entfaltete, war es vor allem die lyrisch-romantische Stimmung seiner Landschaften, die seinen Ruhm begründete. Auch die figürliche Staffage, die er gern einfügte, um jene Stimmungswerte zu verdeutlichen, hielt sich im Geschmack der Zeit. Bei unserm Bilde ist nichts dergleichen zu finden. Die schwärmerische Gefühlspoesie, die auch hier mitspricht, tritt völlig zurück gegen die Beherztheit, mit der die rein malerischen und atmosphärischen Probleme des Vorwurfs in Angriff genommen sind, sie wächst zwanglos aus der Farbe selbst heraus. Friedrich war einer der ersten Deutschen, welche die Phänomene des Himmels entdeckten; auch Goethe interessierte sich, wie wir aus einem Briefe an Louise Seidler wissen, für seine Wolkenstudien, allerdings — und das ist bezeichnend für die Anschauungswelt des Klassizismus — weniger aus malerischen als aus meteorologisch-physikalischen Gründen. Wie weit der Dresdner Meister auf solchen Wegen vorwärts kam, erkennen wir aus der feinen Kunst, wie hier Dunst und Nebel und Himmelsspiel bei aufsteigender Morgendämmerung wiedergegeben sind. Die etwas schüchterne und dünne Pinselführung, die auch sonst den keuschen Reiz von Friedrichs holden, leuchtenden Farben eigentümlich steigert, ist bei diesem Naturschauspiel besonders gut am Platze. Denn hier ist alles zurückhaltende Erwartung der nahenden Lichtschönheit, die bald strahlend aufgehen, die letzten Schatten der Nacht aus Schluchten und Tälerwinkeln verscheuchen und die bunte Pracht des Tages etablieren wird. Friedrichs Lieblingsfarben, seine zart gelben, hell rosa, blaß violetten und frischen grünen Töne, sind auch hier zu finden; doch sie sind noch eingehüllt in die Schleier der frühen Stunde, unter denen es erwachend sich regt.

M. O.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Max Osborn in Berlin. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Fliegel, Berlin. — Verlag „Nord und Süd", G. m. b. H., Berlin W. 9, Linkstraße 17. — Auslieferungsstelle für Österreich-Ungarn: Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Zuschriften und Einsendungen werden ohne Angabe eines Personennamens erbeten. — Druck: Schlesische Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III, Siebenhufenerstraße 11—15.

Ernst Hardt
(Nach einer Aufnahme von
Rudolf Dührkoop, Berlin)
Zum Aufsatz von Franz Deibel

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

[illegible]erlag Nord und Süd G.m.b.H. Berlin
[illegible]rtretung für den B[illegible]
[illegible] Schottlaender der Schl[illegible]

[illegible] Jahrg. Bd. 132 Heft 400 [illegible]

Ernst Hardt
(Nach einer A[illegible]
Rudolf Dührkoop.
Zum Aufsatz [illegible]

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

34. Jahrg. Bd. 132 Heft 400 Zweites Februarheft 1910

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Zum 400. Heft

Diese Blätter dürfen sich mit einer stolzen Zahl schmücken: zum vierhundertsten Male tritt ein Heft unserer Zeitschrift vor ihre Freunde. So „rüstig" sie sich fühlt — es ist immerhin schon ein respektables Alter, und die Geschichte der deutschen periodischen Literatur wird ein Jubiläumsfest solcher Art noch nicht oft verzeichnet haben. Seitdem „Nord und Süd" im April 1877 das Licht der Welt erblickte, hat es nun ein Menschenalter hindurch seine Lebenskraft erwiesen, und wenn es heute wie damals die Schriftstellerwelt wie das Lesepublikum Deutschlands um sich sammelt, so ist es mehr denn je von Plänen und Hoffnungen erfüllt. Doch wir wollen den Volksglauben Lügen strafen, daß das Alter geschwätzig mache, wollen lieber durch künftige Taten zeigen, wie wir unsere Aufgabe jetzt und fernerhin auffassen, und erteilen den verehrten Mitarbeitern das Wort, die sich als Gratulanten zu dem freudigen Familienereignis eingefunden haben. An ihrer Spitze begrüßen wir mit besonderer Genugtuung den Mann, der unsere Zeitschrift einst begründete, und dessen Name für alle Zeit untrennbar mit ihr verbunden bleiben wird.

Paul Lindau:
Vor dreihundert Heften

Bei unserer letzten Begegnung, lieber Freund Osborn, sagten Sie mir, daß im 400. Heft der Zeitschrift, die ich vor nunmehr 33 Jahren ins Leben gerufen habe, die mit mir ein bißchen mitalterte, und der jetzt Ihre frische Kraft eine neue Jugend gibt, ich nicht fehlen dürfe. Mir war die Dringlichkeit Ihrer freundlichen Aufforderung mehr als eine bloße Höflichkeit. Ich selbst hatte ja, nachdem ich als einer der Hauptbeteiligten die Jubiläen des 100., 200. und 300. Heftes unserer Zeitschrift mitgemacht hatte, den ehrlichen Wunsch, der Feier des 400. Heftes nicht fern zu bleiben. Aber ich gestehe, ich befand mich in einer gewissen Verlegenheit, wie ich

meiner anhänglichen Sympathie bei diesem Anlaß wohl Ausdruck geben könne. Ihre Anregung, Ihnen irgend etwas auf die Geschichte von „Nord und Süd" Bezügliches zu geben, führte mich auf den Weg, den ich nun eingeschlagen habe, und der vielleicht der richtige ist.

Es fiel mir eine Episode ein, die sich ereignet hatte, als ich das Material zum 100. Hefte zusammentrug. Bis zur Stunde habe ich sie als Redaktionsgeheimnis gewahrt. Aber jetzt, nach 25 Jahren, darf ich sie gewiß, ohne Angst vor einer Indiskretion, der Öffentlichkeit übergeben.

Wie alle hervorragenden Mitarbeiter von „Nord und Süd", hatte ich auch meinen verehrten Freund Theodor Fontane um einen Beitrag zum 100. Hefte gebeten. Der als Schriftsteller und Mensch gleich Liebenswürdige entsprach auch meinem Wunsche und schickte mir mit einem reizenden Briefe am 17. Mai 1885 ein reizendes Gedicht. Die Befürchtung, daß sein anmutiger Scherz in zierlichen Reimen mißverstanden werden könne, veranlaßte ihn, zwei Tage darauf zu einem zweiten Briefe, dem er einen zweiten poetischen Beitrag beilegte:

„Ich habe den Spieß umgedreht", schrieb er mir unterm 19. Mai, „und ihn scherzhaft gegen mich selber gerichtet, was immer das beste ist. Ironie (deren Zeitalter ich noch miterlebt habe) ist etwas Gräßliches, aber Selbst-Ironie ist gut . . ."

Nur dieses zweite Gedicht ist auf des Dichters Wunsch in „Nord und Süd" erschienen. Es heißt da:

„Du brachtest, eh' ich mir's noch versah,
Den Graus meiner „Grete Minde",
Du brachtest sogar „L'Adultera",
Was ich mit Rührung empfinde . . .

Ergeh' es Dir gut durch alle Zeit,
Im Wachen, Traum und Schlummer,
Und denke meiner in Freundlichkeit
Bei Deiner tausendsten Nummer."

Es hat mich oft gewurmt, daß das erste, das ursprüngliche Gedicht für unsere Nummer 100 der Öffentlichkeit bis jetzt vorenthalten geblieben ist; denn es ist ein Fontane vom reinsten Wasser. Und nun bietet sich mir die günstige Gelegenheit, das Manuskript mit der schönen schwungvollen Handschrift aus seiner 25jährigen Dunkelhaft zu erlösen und ihm in Freiheit Licht und Leben zu geben.

Fontanes erster Brief hatte folgenden Wortlaut:

Berlin, 17. Mai 85.
Potsd. Str. 134c.

„Hochverehrtester!

Anbei nur die paar Reime. Zu rechter Zeit werden sie wohl noch kommen, aber ob sie passend befunden werden? Böswillige können allerlei kleine Spitzen darin entdecken und werden es auch redlich thun, aber Sie müßten nicht der sein, der Sie sind, wenn Sie die kleine Spielerei mißverstehen wollten. Ich bin also hinsichtlich Ihrer persönlichen Auffassung vollkommen beruhigt, nur mir andrerseits des Unterschiedes zwischen Person und Redakteur wohl bewußt.

In herzlicher Ergebenheit Th. Fontane."

Diesen Zeilen war beigefügt die nachstehende

Gratulation an „Nord und Süd" beim Erscheinen seines 100. Heftes.

Ach, ich bin der Verse müd'
Aus dem Album-Stammbuch-Fache,
Doch für Dich, o „Nord und Süd" —
Das ist eine andre Sache.

Was Du hast, das halte fest;
Aber nie Dir selbst genügen,
Eh' nicht weithin Ost und West
Auch sich Deinem Banne fügen.

Denke, daß es nimmer frommt,
Sich in sich'ren Traum zu lullen,
Vorwärts, bis die Stunde kommt
Mit dem Hefte von drei Nullen.

Ach, der Arme, der dies schrieb,
Wird dann längst vergessen schlafen,
Aber Lindau? Lindau blieb,
Lindau, Bregenz, Friedrichshafen. Th. F.

Hoffentlich werden Sie mit mir zufrieden sein, lieber Osborn. Ich bin Ihnen jedenfalls herzlich dankbar, mir die Gelegenheit geboten zu haben, gleichzeitig Ihrer Zeitschrift, die ich heute noch unsere Zeitschrift

zu nennen mir anmaßen möchte, und einem echten Dichter und entzückenden Menschen meine wahre Freundschaft und Anhänglichkeit ausdrücken zu können.

Rudolf Eucken:

Den Monatsschriften stellt das deutsche Leben eine besonders bedeutende Aufgabe. Mehr als bei den anderen Kulturvölkern hebt sich bei uns die geistige Arbeit vom Gesamtleben ab, verfolgt ihre eignen Wege, bildet sich eine eigne Gedankenwelt und eine eigne Sprache. Solche Selbständigkeit hat unbestreitbare Vorteile für das Schaffen selbst, bei keinem Volke der Neuzeit hat zum Beispiel die Philosophie ein so durchgebildetes System der Begriffe und Termini, so daß vor kurzem ein hervorragender amerikanischer Gelehrter sagen konnte, nur das Griechische und das Deutsche böten angemessene Ausdrucksmittel für die Arbeit der Philosophie. Aber solches Selbständigwerden bringt auch die Gefahr einer Absonderung mit sich, es droht sich eine Kluft zwischen der Höhe und der Breite des Lebens zu bilden und das Ganze schwer zu schädigen. Dem gilt es nach bestem Vermögen entgegenzuwirken, und dazu sind vor allem die Monatsschriften berufen, welche ihre Aufgabe in großem Sinne fassen. Alle Tüchtigkeit der Tageszeitungen kann nicht verhindern, daß bei den inneren Problemen ihre Wirkung sich nicht genügend befestigen kann, daß die Eindrücke sich einander leicht verdrängen; die Monatsschrift befindet sich hier in günstigerer Lage, sie kann aus der Flucht der Erscheinungen das Dauerhafte hervorheben, es mit Nachdruck geltend machen, es weiteren Kreisen nahebringen, damit die geschilderte Kluft verringern und den geistigen Stand des Ganzen wesentlich fördern. So sei es aufrichtig begrüßt, daß diese hochgeschätzte Zeitschrift ein kräftiges und erfolgreiches Wirken nach solchem Ziele entfaltete, und mit dem Dank dafür seien beste Wünsche für ein weiteres glückliches Gelingen verbunden!

Heinrich Spiero:

Vierhundert Hefte —— sieh einmal an!
Vierhundert Hefte — das muß ich sagen.
Vierhundert Hefte — der stärkste Mann
Kann sie nicht unterm Arme tragen.

Vierhundert Hefte — mein Glückwunsch preist
Alle, die sie gedruckt und gebunden,
Alle, deren Talent und Geist
Hier eine freundliche Statt gefunden.

Und eine Frage nur bleibt frei,
Die ich erwäge im tiefsten Wesen:
Wer eines Glückwunschs würdiger sei:
Die sie geschrieben? — Die sie gelesen?

Heinrich von Poschinger: Die Krankheit des Kaisers Friedrich

(Eine Reminiszenz)

Anfang Juni 1887 sollte ein Mitglied der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, wie damals jede Woche ein= bis zweimal, bei Bismarck speisen. Als er um 6 Uhr ins Palais kam, fand er nur die Fürstin vor. Sie empfing ihn mit den Worten: „Wir werden heute nicht vor 7 Uhr speisen können. Mein Mann ist ins kronprinzliche Palais gerufen worden und hat von dort sagen lassen, daß er erst gegen 7 Uhr zurück sein werde, es gehe dem Kronprinzen recht schlecht."

Es war schon ½8 Uhr vorüber, als der Kanzler endlich kam. Tränen standen ihm in den Augen. Er sah bleich und abgespannt aus und erzählte: „Die Professoren Bergmann und Gerhardt haben das Halsleiden des Kronprinzen für Krebs erklärt und wollen eine sofortige gefährliche Operation an ihm vornehmen; noch ahnt der Kronprinz nichts, er ist nur ungehalten darüber, daß ihm die Ärzte so viel „„in den Hals gucken."" Die Kronprinzessin, niedergebeugt von Schmerz, widersetzt sich der Operation und verlangt die Zuziehung eines englischen Arztes. Auch hat sie mir zugemutet, vom Kaiser einen Befehl zu erwirken, daß die Operation nicht vorgenommen werden darf. Ich weigerte mich natürlich eine solche Willenskundgebung des Kaisers zu extrahieren, indem ich darauf hinwies, daß hier nur die Ärzte mitzusprechen haben und daß ich als Laie keine Meinung äußern kann."

Inzwischen war im kronprinzlichen Palais alles zur Operation vor=

bereitet worden, die Bergmann am andern Morgen um 8 Uhr vornehmen wollte. Die Kronprinzessin bestand indessen auf Aufschub, bis ein englischer Arzt gehört sei. Diesem Wunsch mußten die Ärzte sich fügen. Die Operation wurde verschoben. Man telegraphierte an Mackenzie in London. Dieser kam. — Der Rest ist bekannt!

Bismarck hat also jede Einmischung in jenem Stadium verweigert. Auch wollte natürlich niemand zur Operation schreiten ohne Vorwissen des Kronprinzen. Das wäre schon einem einfachen Spitalarmen gegenüber eine rechtswidrige und strafbare Handlung, geschweige dem Kronprinzen des Deutschen Reiches gegenüber. Man wollte ihm aber erst unmittelbar vor der Operation die schlimme Sachlage mitteilen, was durchaus korrekt war.

Gustav Falke: Hinterm Knick

Gestern ging ich, leidlich trockenen Weges,
Einmal vors Dorf, des Frühlings denkend, der endlich
Auch in unserm wintergesegneten Norden
Seinen Besuch könnte machen, der ewige Säumling!
Doch da traf ich ihn hinterm Knick. Ich erkannte
Ihn sofort. Er saß auf niederem Feldstuhl,
Um sich herum ein Dutzend Farbentöpfe,
Ganz vertieft in der Arbeit. Zierlich tupfte
Er mit spitzem Pinsel das allererste
Grün auf die Felder, ließ sich gar nicht stören,
Fuhr in den Topf mit dem Pinsel und dann auf die kahlen
Büsche umher, sprang auf und besah sich blinzelnd
Unter der Hand sein Kunstwerk, wobei er den Pinsel
Quer im Mund trug, grunzte zufrieden und rückte
Hastig sein Stühlchen wieder zum nächsten Busch hin.

„Fleißig?" rief ich ihn an. „Sie eilt wohl, die Arbeit?
Bis hier alles hübsch grün ist, heißt es sich tummeln."
Halb erschrocken fuhr er herum und halb wütend.
„Stör' ich?" fragt ich bescheiden. Er hauchte heftig

In die gekrümmten Hände, rieb sie und setzte
Seine Arbeit fort, als wäre ich Luft ihm.
„Werden Sie heute noch anderes malen?" „Möglich."
„Etwas gelb auf die Wiesen?" „Hm." „Ein wenig
Blauer den Himmel?" Er schien nicht bei Laune und gab nicht
Antwort, wo ich doch höflich fragte. Plötzlich
Nahm er den Pinsel, fuhr in den nächsten Farbtopf,
Brummte und warf ein paar gelbe Spritzer um sich.

„Wirklich hübsch, und so mühlos hingeworfen,"
Lobte ich. Doch schien es ihn nur zu verdrießen.
Künstler sind komische Käuze. Man läßt sie gewähren.
Brumme du nur! „Mir wär' es ermüdend," fuhr ich
Harmlos fort, „nur immer die eine Farbe
So den ganzen Tag mit Fleiß zu malen,
Grün in Grün. Es hat doch die Kunst ihre Plage."
Worauf er mit seinem Pinsel unwirsch
In den blauen Topf fuhr und zwei rasche
Striche über den ganzen Himmel hinzog.
„Alle Achtung!" rief ich verwundert. „Das leuchtet!
Und so leicht aus dem Handgelenk wie gar nichts.
Ja, bei solcher Routine will ich schon glauben,
Daß Sie in ein paar Tagen Ihr Gemälde
Fix und fertig den Kennern präsentieren.
Freilich fehlt ja noch manches." Da bolchte er förmlich
Seinen Pinsel in einen der größeren Töpfe,
Diesmal war es ein roter, ein herrlich Zinnober,
Schwang ergrimmt gegen mich die tropfende Waffe
Und schrie wütend: „Sind Sie ein Rezensente?
Trollen Sie sich zum Teufel! Einen Künstler
Läßt man beim Schaffen besser ungeschoren.
Selber weiß er, wo es noch fehlt und wann er
Fertig. Haben Sie etwa das Bild bestellt, Herr?
Honorieren Sie mich?" Ich sah noch niemals
Künstlerzorn so gewaltig toben und hielt für
Ratsam, ihm das Feld zu räumen. Ohne
Eines Wortes den Wütenden weiter zu würd'gen,
Ging ich. Daß er so sanft und hold nicht immer,

Wie ihn gewöhnlich die Leute heißen, wußt' ich.
Aber so? Kratzbürstiges kleines Kerlchen,
Kenn ich dich jetzt? Es merkt sich der Dichter den Tag heut,
Und die Carmina, die er dir künftig widmet,
Werden sich sehr merklich unterscheiden
Von den ehmals gesungenen süßen Liedern.

Als ich heimschritt, stimmten die nackten Bäume,
Alle die vielen noch unbemalten Wiesen,
Mich nicht freundlicher. „Nun, wie war es draußen?"
Fragte mein Weib mich. „Etwas rauh noch", sagt' ich,
Halb gewillt, mein Erlebnis zu verschweigen.
„Ja, man sieht es," meinte sie drauf mit Lachen,
„So eine schöne rote Frühlingsnase."
„Hab' ich?" Doch es gab ihr der Spiegel recht dann.
Himmel! Es hatte ein schönster Zinnoberspritzer
Grade mitten mich ins Gesicht getroffen.
Ob er's gemerkt, der Farbenkleckser? Sicher
Freut er des Treffers sich noch und lacht sich ins Fäustchen.

Anna Behnisch-Kappstein: Disharmonie

Es duftet, es blüht. Die Welt ist voll Licht
Und jeder Tag ein Liebesgedicht,
Von den Engeln des Himmels gesungen.

Es welkt und stirbt. Die Erde ist fahl
Und jeder Tag ein Trauerchoral,
Von zagenden Menschen gesungen.

Derselbe Dichter schuf Leben und Tod.
Da ist, wie er beiden zu herrschen gebot,
Seine Harfe mit Donnern zersprungen . . .

Michael Georg Conrad:

Mag man gegen den Optimismus donnern: er feiert ruhig seine Feste! Jedes Jubiläum ist ein Preislied der Vergangenheit, ein Hochgesang auf die Zukunft — und die Gegenwart hat nur Augen für ihr Festgewand ... Und damit füttert sich auch der extremste Individualismus zum höchsten Patriarchenalter durch, trotz allen kommunistischen Experimenten und gemilderten staatssozialistischen Spitzbübereien. Uralte Menschenweisheit: Wir feiern die Feste, wie sie fallen — Hauptsache, daß wir sie feiern und so vergnügt wie nur möglich. Alles Gute stammt aus uns! Rotten wir uns zu immer neuen Jubelfesten zusammen und tilgen die Schwarzseher und Pessimisten aus! Alle Kraft und Schönheit stammt aus der Freude an sich und den Siegen über die andern.

Richard M. Meyer:

Früher war es die Aufgabe der Zeitschriften, ein an weitschweifige Bücher gewöhntes Publikum zum Genuß kurzer, prägnanter Aufsätze zu erziehen. Heute wird es ihre Pflicht, die durch überkurze Feuilletons und Aphorismen verwöhnten Leser wieder zur Würdigung gründlicher Werke zu erziehen.

Georg Hirschfeld:

Von Nord nach Süd bin dichtend ich gezogen,
Das Beste für mein Schaffen sucht' ich mir.
Ob ich es fand? Ob mich ein Wahn betrogen?
Ich weiß nur, daß ich lebe, dort und hier.

So schreib' ich Nord und Süd denn auf die Fahne,
Die hoch entrollt in meine Zukunft weht,
Und wünsche jedem Weg, den ich mir bahne,
Daß er vom Kopf zum Herzen bindend geht.

Hugo Salus:
Die Minnesänger

Nun hatten die Ritter schon alle gesungen rings um die Tafelrunde,
War manchem trotzigen Munde ein zärtlich holdseliges Lied gelungen.
„Nun willst auch d u noch singen, Erek? Wir lauschen still,
Was uns dein lang verstummter Mund Liebliches künden will!"

Sie trauten sich nicht die Blicke zu heben, einander ins Auge zu sehen.
Singen Dohlen und Krähen? Kann unreines Erz einen Wohlklang geben?
Blut klebt an diesen Fingern und ungesühnte Schuld,
Unrein war er das dritte Jahr, nun heischt er Gunst und Huld.

Er sang und sang mit zuckenden Lippen und sang so edle Weise,
Jüngling und Mann und Greise schlug sehnend das Herz an die Rippen.
Er sang von Reinheit und Treue, von seligem Maienlicht:
Sie hörten Erek singen, doch Erek hörten sie nicht.

Und als nun sein Sang zu Ende geklungen, sie saßen und saßen noch lange,
Als lauschten sie einem Klange, den nicht eines Menschen Lippen gesungen;
Ihre Augen blickten zur Erde, auf manche Wange quoll
Heiß eine Männerträne und war von Reue und Trauer voll.

Doch in der Ritter gesenkten Blicken zuckt's auf von Scham und Schmerzen:
Wie? Nicht nur r e i n e n Herzen kann solch ein Lied voll Schönheit glücken?
Und jählings von den Sitzen lodert ihr Stolz empor,
Und Berengar im weißen Haar tritt aus der Schaar hervor:

„Schuld ist auf unser Haupt gekommen! Unrein ward diese Runde!
Kein Lied aus Rittermunde sei, uns beglückend, fürder vernommen,
Eh daß wir rein geworden! Erek, entsühne mich!
Du bist ein Lügner oder dein Lied! Erek, ich rufe dich!"

Alexander von Gleichen-Rußwurm: Der Zertretene

Das war ein jubelnder Aufstieg! Das war ein Jauchzen im Morgenrot!

Auf meinen roten Mantel schien das Morgenrot, die Falten durchglühend, und der Morgenwind blähte den Mantel um mein Haupt.

Wo ich ging, schmolz der Schnee, unter seinen Zähren wurde die Erde bunt, sie lächelte unter Tränen.

Und es geschah, daß, wenn mir Greise begegneten, sie sich streckten und reckten. Ein Feuer kam in ihre Augen bei meinem warmen Gruß.

Und es geschah, daß, wenn Männer mir begegneten, sie alsogleich ein frohes Sehnen und Dehnen in den Armen spürten und ein mutiges Arbeitslied den bärtigen Lippen entfloß.

Und weiter geschah es, daß, wenn mir Kinder begegneten, jedes ein rotes Herzchen in den Händen trug und es mir zeigte.

„Was willst du mit dem roten Herzchen?" fragte ich die Krausköpfe, einen nach dem andern. Das Geheimnis vieler Kinderaugen sah mich an, und viele fruchtrote Mündchen sprachen: „Du weißt schon, was es zu bedeuten hat."

Da nahm ich Zuckerbrot aus meinem Ranzen und hieß die Kinder fangen und lehrte sie, die Krumen den Vögeln zu gönnen.

O, ich durfte spielen, denn ich war stark und gut. Wie stark ich war! Ich konnte Bäume pflücken wie Blumen, und Berge heben wie Bausteine. Die Berge trug ich dahin und dorthin. Doch nicht nach Willkür. Sondern so, daß sie den Wind abhielten, Sonne und Wasser fingen und sie den Tälern zu ihren Füßen gerecht verteilten. Den Tälern gab ich Ährengold und smaragdne Seen. Städte und Dörfer baute ich aus lauter niedlichen, possierlichen Wohnstätten, mit absonderlichen Brunnen, mit Rathäusern geschmückt und mit Labyrinthgärtlein, worin sich Liebende mit Sicherheit verirren durften. Wenn sich ein Paar zusammengefunden hatte, blieb die Uhr stehen und durfte nicht störend schlagen, ehe sich die beiden satt geküßt. Wenn aber zwei Leute uneins geworden, befahl ich Donner und Blitz, sie zu erschrecken, so daß sie auseinanderstoben und sich schämten oder sich aus Furcht wieder in die Arme fielen.

„Du bist der junge Tag, nicht wahr? Du bist der neue Tag, auf den so lange gehofft wurde allumsonst, nicht wahr, du bist's?" riefen mir die Menschen zu. Und ich lächelte und nickte, denn noch hatte der alte Riese, der Herr der Welten, seine Augen nicht geöffnet, die ein Zauberschlaf müde und trunken gemacht.

Doch plötzlich wachte er auf. Und gähnend hob er die unermeßlichen Arme empor, daß sie fast anstießen an die Decke der Welt.

Da fiel sein Blick auf mich.

Er schien gar nicht zornig. Nur ein leiser müder Hohn war um seine Lippen.

Er deutete gar nicht mit dem Finger nach mir, und es war ihm nicht der Mühe wert: „Du Wicht!" zu sagen.

Aber dreimal zuckten seine grellroten Wimpern wie ein Nordlicht. Da fielen meine Arme kraftlos herab, und die Kniee bebten mir, daß ich nicht von der Stelle konnte.

Es blies kalt von allen Ecken und Enden, Schneegestöber wehten wie zerrissene Leichentücher über die Täler, und, vor den Lawinen flüchtend, wimmelten ameisenhaft die kleinen dunklen Gestalten der Menschen mitten im Weiß. Mit wimmelnden Zügen umzingelten sie mich. Und ich erschrak vor den wilden, bösen Gesichtern. „Verführer, Verräter!" krisch es mir entgegen. „Du hast uns verführt, dem Dienst des großen Riesen abzusagen, unseres barmherzigen Vaters! Statt Knirschen und Knieen hast du uns Küssen und Jauchzen gelehrt und den Zorn des Mächtigen entfesselt, dem man in Leid und Zittern nahen soll. Vernichtung dir, Unseligem!"

Sie hoben keine Steine auf mich, sie drohten nicht mit Dolchen und Schwertern. Aber in Scharen gingen sie über mich hinweg, nachdem sie mich zu Boden gerissen.

Wie einen Wurm am Weg zertraten sie mich.

Als sie vorbeigezogen waren und ich allein im Schnee lag, mein rotes Blut wie einen Mantel ausgebreitet, da kam noch der Mensch, den ich am liebsten gehabt. Er hob mein Haupt empor, doch nicht zu mildem Dienst. Mit einer Gebärde des Wahnsinns nahm er mir das Letzte, er riß mir beide Augen aus, wie es die Raben den Toten auf den Schlachtfeldern tun.

Nun war alles geschehen. Es fehlte gar nichts mehr. Da trotzte ich dem Herrn der Welten zum letztenmal: „Hör' mich, du Riese, mich, den

Jean Antoine Watteau:
Das Firmenschild des Kunsthändlers
Gersaint (Rechte Hälfte)
(Verlag der Photographischen Gesellschaft
in Berlin)
Zum Aufsatz „Berliner Kunstchronik"

Zertretensten derer, die dir trotzten! Du, dessen Nüstern sich wonnevoll blähen beim Hauch von Moder und Blut! O, du ganz Großer, wie viel größer bin ich als du! Alles hast du mir genommen, qualvoll, hohnvoll, nur das nicht, was mich so viel größer und reicher macht, als du es bist! Ich, Zermalmter, habe eine Kraft, die du nicht kennst. Nicht ist zertreten, was mich göttlicher macht als dich.

Denn höre mich, o Herr der Kälte und der Qual: trotz allem, ich kann lieben."

Karl Hans Strobl: Vorfrühling

Aus violetten Äckern kommt der Duft
Der Erde. Es klingelt der gläserne Tau.
Ein Wolkenschwan in seidener Luft
Putzt sein Gefieder vor frühem Blau.

Wir gehn durchs Feld. Die kühle Erde schweigt,
Die Hügel schwellt ihres Blutes Schlag,
Und aus den fern geahnten Meeren steigt
Ein Sonnentag.

Hedwig Dohm: Aphorismen der Lebensklugheit

Wer über den Wolken ist, merkt das schlechte Wetter nicht. Fliege auf, meine Seele!

*

Willst du aufwärts fliegen — sternenwärts —, denke nicht an Ikarus, denke an — Zeppelin.

*

Nie denken: es ist zu spät. Auch noch in der Stunde vor deinem Tode magst du lateinische Vokabeln lernen.

*

Glaube nicht: es muß so sein, weil es nie anders war. Unmöglichkeiten sind Ausflüchte für sterile Gehirne. Schaffe Möglichkeiten!

*

Resignation ist ein Schatten vor der Sonne. Geh' aus dem Schatten in die Sonne.

*

Wehmut ist wie Abendglockenläuten, das in stille Dämmerung fällt. Frohmut aber ist wie Lerchenschlag, der Morgenröte kündet. Sei frohgemut.

*

Nie den Anfang eines Unrechts dulden. Trägheit schädigt oft mehr als Mangel an Einsicht.

*

Traurig und häßlich wäre das Alter? Bewahre. Ein alter Wahrspruch ist's „Es gibt eine Gerechtigkeit auf Erden, daß die Gesichter wie die Menschen werden." Laß immer neue Gefühle in deinem Herzen erblühen, immer neue, junge Zukunftsbilder in deinem Hirn; ihr Widerschein wird deine Runzeln durchleuchten.

Adolf Wilbrandt: Grinzinger Muskateller

„Schmeckende Traube!"
Wie selig lebst du fort in diesem Wein!
Ich sauge wundernd deinen Atem ein;
Dein treuer Duft bringt schmeichelnd in die Kehle,
Und schlürfend trink' ich deine goldne Seele.

Und traumhaft staun' ich:
An wen gemahnt mich dieser selige Duft,
Der in des Mittags Zaubergärten ruft?
Der süße, schwüle, edle, holde, starke,
Der Hochgefühle weckt im Lebensmarke?

Da plötzlich fühl' ich's,
Im wachen Traum: so duftet, ganz genau,
Die schöne Seele einer schönen Frau,
Die mit des Schenkens nie gestilltem Triebe
Dich hold gesandt, und die ich innig liebe.

Herbert Eulenberg:
Klage des Mannes

Ein Sonett

Rings um die Pfosten leuchtet der Holunder,
weiß, nein ein wenig gelb blüht der Jasmin;
sie mischen ihren Duft gleich Melodien,
ich spüre sie, die Brust wird dabei wunder.

Zwei alte Briefe fand ich, nassen Zunder,
doch nicht das Feuer mehr in mir für ihn.
Die Zeit sah ich an diesen Lettern fliehn,
einst machte mich ein Gruß von ihr gesunder.

Nun kommt der Duft von neuem aus der Erde,
die gleichen Blumen stehen um mich her,
bei denen ich — ein Jahr verging, nicht mehr! —

ihr Küsse gab; o luftgeborne Herde,
nun fänd' ich nicht zu einem die Gebärde.
Ich weiß es, und mein Herz wird leicht und schwer.

Hans Lindau:
Zum Guten

In Momenten der Verzweiflung, der Langweile, der Frivolität wird wohl von der Sinnlosigkeit des Daseins überhaupt in großen, leeren Worten gesprochen; aber kann ein Mensch ernstlich glauben, daß das Leben

keinen Sinn hat? — Ich meine: wer sich die Frage in der rechten Weise, also ernst und eindringlich, vorlegt, der wird auch, und vielleicht je eindringlicher er fragt, um so eindringlicher, eine Antwort auf seine Frage vernehmen. Wir sehen: Menschen, Pflanzen, Steine, alles Bewegte und Lebendige ist nach einer Richtung hin unterwegs, alles wandelt nach Gesetzen vorwärts, einem Ziele zu, das wir nicht kennen; denn von der Zukunft wissen wir nichts. Aber wir nehmen teil an dieser Weltentwicklung, die sich nach einer Richtung hin vollzieht. Und unser Geist hat einen Kompaß, das Gewissen, als Wegweiser seiner richtigen Lebensrichtung. Der Wegweiser im Innern warnt davor, das Dasein träge als ein freundliches Geschenk allein zu betrachten, ohne sich der Pflicht zu unterziehen, nach dem Maße eigener bester Einsicht, Ahnung und Erkenntnis selbst zu arbeiten an einer sinnvollen Gestaltung unserer Schicksale. Er warnt davor, sich in der Ansicht behaglich zu beruhigen, daß von Natur aus alles Spätere auch schon ein Besseres sein müsse als das Frühere, als ob sonst ja das Dasein keinen Sinn, keine richtige Richtung hätte. Diese Ansicht enthält freilich eine tiefe Wahrheit, ebenso wie die andere, daß das Dasein nicht unser Werk, sondern Geschenk ist. Aber es kommt darauf an, das als Grundbedingung aller sittlichen Betätigung Gegebene nicht tot liegen zu lassen.

Nicht weit reicht unser Wissen; unermeßlich sind die Abgründe des Dunklen, die uns umgeben; aber das Organ der praktischen Lebensrichtung ist zugleich das Organ des theoretischen Sehens und Forschens, und der Glaube darf das Auge des Verstandes nicht als ein verächtliches, gebrechliches Werkzeug fortwerfen, sondern muß es aufs dankbarste gebrauchen lernen. Wenn der Glaube vertraut, daß alles Spätere besser ist als alles Frühere, und so mit unendlicher Hoffnung ein Blühen und Wachsen alles wahrhaft Bleibenswerten voraussetzt, so ist dies eine persönliche Überzeugung, die sich nicht anmaßen kann, auch den Inhalt des Bleibenswertesten im voraus wissenschaftlich zu erkennen. Wahrhaftigkeit fordert Voraussetzungslosigkeit der Forschung mit Ausnahme der einen hauptsächlichen Voraussetzung, daß es mit der Wahrhaftigkeit selbst allein die wundervollst sieghafte Bewandtnis habe.

So meine ich denn: wir wissen nicht den Sinn des Lebens, aber wir dürfen und sollen glauben, daß das Leben einen Sinn hat, den wir im Weiterschreiten erfahren. Das Buch des Lebens ist in Lettern gedruckt, die wir durch Taten entziffern; und wie langsam oder schnell wir auch darin lesen, in einer bestimmten Richtung lesen wir stets darin weiter,

in der Richtung zu dem uns inhaltlich unbekannten, doch seelisch und bewußt ewig erlebenswichtigen Guten.

Hermann Bahr:

Der Redaktion von „Nord und Süd" sendet zu dem schönen Ereignis den herzlichsten Glückwunsch

Ihr aufrichtig ergebener
Hermann Bahr.

Timm Kröger:

Mit dem Humor ist es wie mit der Telegraphie ohne Draht. An allen Gegenständen geht sie spurlos vorüber, nur nicht an dem Apparat, der auf die Feinheit ihrer Schwingungen eingerichtet ist. („Leute eigener Art.")

Julius von Pflugk-Harttung:
Alfs Kinder

Herr Ritter Alf von Tönsberg Schloß
Zog in das Land hinein
Und brachte heim auf seinem Roß
Das schönste Jungfräulein.

Ein Töchterchen und einen Sohn
Sie ihrem Eh'herrn gab,
Dann trat der böse Tod heran
Und legte sie ins Grab.

Herr Ritter Alf von Tönsberg Schloß
Zog in das Land hinein
Und führte heim auf seinem Roß
Ein ander Jungfräulein.

Die Kinder kauerten am Tor
Und boten Kuß und Gruß,
Die Jungfrau sah sie finster an
Und stieß sie mit dem Fuß.

Gab ihnen weder Bier noch Brot,
Kein Bettchen, keinen Scheit;
Die Kinder weinten die Augen sich rot,
Sie fror und hungerte beid'!

„Ach Mutter, lieb Mutter, wie weilst du lang,
Uns friert und hungert sehr,
Der Nachtwind pfeift, es heult der Wolf,
— Uns ist der Kopf so schwer."

Das hört die Mutter tief unten im Grab,
Da regt sich ihr müdes Gebein,
Sie hebt vom Sarge den Deckel ab,
Sie wälzt vom Hügel den Stein.

Der Nachtwind pfeift, es heult der Wolf,
Der Gießbach wimmert im Lauf,
Beim Hause schlagen die Hunde an,
Ein Rabe flattert auf.

„Ach Mutter, lieb Mutter, wir wußten es beid',
Daß du uns nimmer vergißt;
Doch wie hohl ist dein Aug', wie bleich dein Gesicht,
Und wie eisig kalt du bist! —

Ach Mutter, lieb Mutter, o reiche uns Brot,
Uns hungert gar zu sehr,
Erwärm' unsre Hände, sonst bleiben wir tot,
— Uns ist der Kopf so schwer."

Die Mutter preßt sie an das Herz,
Sie küßt ihren kalten Mund.
„Ach Mutter, lieb Mutter, vorbei ist der Schmerz,
Du küßtest uns beide gesund."

Der Nachtwind pfeift, es heult der Wolf,
Der Morgen dämmert rot;
Da sieht er in dem Kämmerlein
Die beiden Kinder — tot.

Wilhelm Altmann:

Wenn ich seit Jahren dafür kämpfe, daß auf unseren Konzertprogrammen den heute lebenden Komponisten stets wenigstens ein kleiner Platz gegönnt wird, so geschieht dies nicht etwa aus Verachtung der anerkannten Meister, der sogenannten Klassiker, zu denen ich sogar schon Brahms rechne. Mit unbegrenzter Hochachtung und Liebe hänge ich an diesen Klassikern, aber sie werden heutzutage so in den Vordergrund des ganzen Musiklebens gestellt, daß neue junge Talente sich kaum rühren können und daher notgedrungen verkümmern müssen. Noch immer ist unser deutsches Vaterland reich an großen musikalischen Talenten, an wirklichen Tondichtern, aber zur Anerkennung zu kommen, ja überhaupt nur Beachtung zu finden, wird ihnen heutzutage mehr denn je erschwert. Für sie zu kämpfen, ihnen die Wege zu bahnen, sollte jeder bereit sein, dem an der Erhaltung des Ruhmes der deutschen Musik liegt.

Frida Schanz:
Das gebannte Tal

Sie nennen's das gebannte Tal,
Nun herzt der Frühling seine Hänge,
Nun gluckst der Bach durch seine Enge,
Ein Strauch fing einen goldnen Strahl,
Ein Gartenbeet voll Tulpen glühte,
Ein Mädchen lacht mit rotem Mund.
Bis in den tiefsten dunklen Grund
Steht das gebannte Tal in Blüte.

Engelbert Humperdinck

Ein Wintermärchen

~~(Hermiones Erweckung)~~

E. Humperdinck

Feierlich

Wilhelm Münch:

Bildet Nord und Süd den stärkeren Gegensatz, oder Ost und West? Tatsächlich sind auf unserem Erdenrund die allergewaltigsten Kämpfe ausgefochten worden zwischen Ost und West, in uralten, mittleren und auch ganz neuen Zeiten, zwischen Asien und Europa zu allermeist. Dafür hat aber auch die friedlichere Kulturübertragung sich im ganzen am meisten zwischen Ost und West oder West und Ost vollzogen, die wichtigsten Handelswege, die Auswanderung (wie einst die Völkerwanderung) sind in dieser Richtung, hin oder her, gegangen. Zwischen Nord und Süd ist nicht wenig Kampf gewesen und natürlich auch nicht wenig Beeinflussung und Austausch; aber die großartigere Bewegung hat auf den Breitengraden sich abgespielt. Um so bestimmter zeigt sich in allen größeren Einzelländern stiller oder auch sehr laut ausgedrückter Gegensatz zwischen Nord und Süd, mit verschiedener Schärfe und Tragweite in den einzelnen Ländern, aber doch im ganzen sehr ähnlich. Man mag auf Frankreich blicken, auf Italien oder Spanien, auf Großbritannien, die Vereinigten Staaten oder China: überall das Gefühl eines Wesensunterschieds, überall nur ein halbes gegenseitiges Verstehen, ein Maß von Mißtrauen und Ablehnung. Man möchte sagen, daß zwischen Nord und Süd die innerlichsten Gegensätze bestehen, oder vielleicht die bloß innerlichen, die aber die zähesten sind und die verhängnisvollsten werden können. Wir in Deutschland insbesondere sind über diesen Stand der Dinge oder vielmehr der Seelen ganz besonders wenig hinausgekommen, und so viel Angleichung auch (oder staatliche Verbindung) die fortschreitende Kultur bewirkt, innerhalb dieser selbigen Kulturwelt vollzieht sich auch immer weitere Differenzierung, es steigert sich namentlich auch das Bewußtsein der Wesensdifferenz; eine nervöse Menschheit ist in diesem Punkte sehr empfindlich. Da müssen denn viele Menschen mit gutem Willen immer am Werk bleiben, um dennoch zu überbrücken, zu vermitteln, zu vereinigen. „Nord und Süd" in diesem Sinn ist eine gute Parole und bleibt bis auf weiteres zeitgemäß.

Gustav Schüler: „Nord und Süd"

Du hochgemuter Fahrtgesell,
So freudejung und freudehell,

Die Straßen, weit ins Land hinaus,
Fliegst du mit frohem Wanderbraus,
Du rufst es, und dein Auge glüht:
„Vierhundertmal zu Nord und Süd!“ —

Wie möcht's dem Fahrtgesellen sein,
Könnt' erst sein Mund das Jubeln streun:
Viertausendmal ins Land hinein!

Ludwig Geiger:
Aus einer Reise nach Südfrankreich

(Cirque de Gavarnie)

Das war ein Tag. Nur Lieblingen beschert,
Ein Tag voll Größe und voll stiller Pracht,
Ein hoher Tag, wo im Gemüt man ehrt
Allwaltender Naturkraft strenge Macht.

Der schroffe Fels, der schier zum Himmel ragt,
Zerklüfteten Gesteines hohe Mauer,
In die kein lebendes Geschöpf sich wagt,
Und die das Herz erfüllt mit Todestrauer.

Und still ergriffen, wie im hohen Dom,
Sahn wir vom cirque Gavarnie uns umgeben,
Nur Wasser plätschern im lebend'gen Strom,
Verkünden in dem ernsten Tod das Leben.

Da schien es mir, als wenn ein Falter weiß,
Den bei der Hinfahrt fliegend ich erblickte,
Mit seinen zarten Flügeln lind und leis
Mich aus dem Treiben dieser Stätte rückte.

War's eine Seele, die gen Himmel flog,
Entrückt des trüben Daseins schweren Plagen?

War es der Friede, den die Welt betrog,
Der sich hinauf zum Äther wollte wagen?

Mir war's wie Mosen, der auf ödem Stein
Zum Wunderlande senkt den trunknen Blick,
In wüste Einsamkeit glänzt heller Schein:
Der Sieg der Freiheit und der Liebe Glück.

Wilhelm Schäfer: Winter am Rhein

Wir haben hier am Rhein den Winter als Mittelding von Herbst und Frühling, darin der Schnee nur manchmal wie zur Bleiche liegt und rasch von weichen Winden hinweg genommen wird. Doch ist er schön, weil er die Silberfarbe und den Linienfluß der Berge viel reiner als der Sommer zeigt. Wer dann auf einem Schiff von Bingen oder Koblenz hinunter fährt nach Bonn oder Köln, sieht an den Ufern die Städtchen mit ihren Schieferdächern in Dunst und Sonne gleißend, sieht noch die Umrisse der Burgen wie Schatten in einer Mondnacht darüber ragen: doch schlaff und weichlich löst sich jede Farbe, jede Linie auf in Dunst. Daß droben Wälder das Gebirge säumen und daß die Zackenkanten der Weinbergfelsen sich phantastisch ins Tal hinunter stürzen, daß solcher Kanten manchmal ein Dutzend hinter einander stehen und daß sich irgendwo der eingeengte Blick auf Stundenweite in blaue Tiefen öffnet, daß mit dem hellen Schiefergrau der Dächer das dunklere der Felsen und mit dem stumpfen Grün der Lohhecken das zarte Strichelwerk der Weinberge Harmonien von aparter Wirkung gibt: das sieht er nicht, weil ihm die Helligkeit des Wassers mit Glitzerlichtern in die Augen sticht. Wie es die eigene Farbe nicht verrät — wer sah ihn jemals grün den grünen Rhein — so scheint sein Blinkerlicht auch alle Farbe der Landschaft aufzusaugen.

Zwar haben wir auch im Winter Nebeltage genug, an denen sich die Ufer silbrig verschleiern: nur haben die Bäume dann keine Blätter und keine Farbe mehr; sie stehen grau gestrichelt in dem Dunst, und weil die schiefergrauen Weinberge auch nicht mehr grün gefärbt sind, weil sich im winterlich ruhigen Wasser der silbergraue Himmel dunkler spiegelt: wird

alles sacht ins Gegenteil verkehrt. Nicht mehr das scharfe Glitzerspiel der Sonne und der heiße Dunst, nur noch ein sanftes Licht, darin die schönen Umrisse der Berge und der hohen Uferbäume wie in altem Silber gespiegelt erscheinen. Wer dann von einem Hügel bei Koblenz nach allen Seiten weit hinaus die Silbersäume hintereinander zart in den Himmel steigen sieht, bis sich die letzten in traumhafter Unwirklichkeit ganz in die milde Helligkeit verlieren: der könnte meinen, daß es nichts Schöneres in dieser Landschaft gäbe, als wenn der Nebel ihre Schönheit in seine spinnwebenzarten Schleier hüllt.

Doch braucht nur einmal der Eifelwind in diesen Traum zu blasen, und wie erlöst aus einer schönen Verzauberung zu einer schöneren Wirklichkeit zeigt sich die reiche Fülle dieser vielgestaltigen Welt. Wer hier von meinem Berg bei Vallendar ins Rheintal blickt, der sieht auf Stundenweite den Rhein in großen Bogen ziehen, wie er mit drei Armen zwei langgestreckte Inseln umsäumt, die reich mit Pappelbäumen bestanden sind. So hoch die Reiser der schlanken Stämme weisen, nicht anders als Wacholderbüsche stehn sie in der lichterfüllten Ebene da, die sich nach allen Seiten mit Bergen schön umrändert. Wenn dann im Drang der starken Eifellüfte, die der Seewind treibt, die eisengrauen und stählern glänzenden Wolkenmassen tiefdunkelblaue Schatten in die breitgelagerten Vorberge der Eifel werfen, wenn das Licht aus einem Spalt wie ein Scheinwerfer über die Dörfer und Felder läuft, wenn unten der Rhein auf einmal zu leuchten beginnt in einem vielfach verstärkten Licht: das ist dann eine andere Welt als jene im zarten Nebeldunst. Der Hörner- und Beckenklang des großen Orchesters und der Taktschlag wirbelnder Trommeln darin. Zwar immer noch auf Grau der Klang der Farben, doch statt des matten Silbers blanker Stahl, der an den Rändern bunt angelaufen ist.

Doch kann es kommen, daß sich der Nebel eines Morgens als Rauhreif setzt und viele Tage nicht mehr vergeht; auch daß die Schiffbrücke zu Koblenz ausgefahren werden muß, weil Eisgang vom Oberrhein gemeldet wird. Das ist dann freilich doch das schönste an unserm Winterrhein, wenn sich das Scholleneis auf seinem dunklen Wasser zu runden Platten schleift, die nachts das enge Bergtal zwischen Bingen und Braubach mit ihrem klingenden Geschürf erfüllen. Wenn schließlich, wie eine Massenwanderung von Urwelttieren, die gartengroßen Schollen kommen und sich bekämpfen mit ihren scharf abgebrochenen Kanten; wenn dann zuletzt das Eis sich stellt, in zackigen Schichten übereinander, und eines Tages von Vallendar

nach der Insel Niederwerth hinüber die Menschen und Wagen auf einer glattgeschürften Straße gehen.

Wir wissen aber, daß es nur Wochen, manchmal nur Tage sind, die uns das Schauspiel eines Eiswinters geben.

Franz Blei: Die Gnade

Mir ist ein Reichtum über Alles worden,
Da ich die Schätze meiner Armut hob —
O Preis der Einfalt, alles Kleinen Lob,
O strotzendes Gewand im Bettelorden!

O Niederes, daß davor hinzuknien
Der Demut allertiefste Beuge ist,
O holdes Kind, das nun mein Zeuge ist:
Es ward die süße Gnade mir verliehen.

Es blühten Sterne auf in meiner Brust,
Des Wunders Wunder hält mich ganz umfangen,
Nun ist nicht Harm mehr und kein Bangen,
Daß Dir zum Wehsten wird, was mir zur Lust,
Und Höhnen mir, wenn Dir die Engel sangen,
Denn meiner Armut Reiche bin ich ganz bewußt.

Otto Hauser: Isabeau la joyeuse

Mit ihrer Sichelhaube, Isabeau
Ist immer gut bei Laune, weiß von hundert
Frauen das Übelste und sagt es so,
Als wär' es gar nicht möglich, so verwundert.

Und dennoch prickelt's auf der Zunge ihr
Und rieselt bis in ihre Zehenspitzen,
Wenn sie's erzählt mit höfischer Manier,
Und ihre schwarzen Schlehenaugen blitzen.

Man muß sie sehn, wie sie die Röcke rafft
Und unter einem muntern Wortgeplänkel
Über die Straße geht, daß man den Taft
Der Strümpfe sieht um ihre feinen Enkel.

Und wenn sie drüben ist und ihre Hand
Die Röcke wieder freiläßt, ist's, als baute
Ein Wall sich rings um das Gelobte Land,
Das man wie Moses schon von ferne schaute.

Allein umsonst. Denn Ehrbarkeit ist Trumpf
In ihren lästerlichsten Schwankgeschichten.
Indes wer weiß? Ihr seidner Zwickelstrumpf
Wüßte vielleicht so manches zu berichten.

Ludwig Gurlitt:

Das Wort „Nord und Süd" hat einen andern Sinn im Laufe der letzten Jahrzehnte gewonnen, einen andern Gefühlswert. In meiner Kindheit deutete es den Versuch an, eine geistige Brücke über den Main zu schlagen. Das sind die Zeiten, in denen es „unserm Fritz" so hoch angerechnet wurde, daß er ein seelisches Band herüber und hinüber geflochten habe; das sind die Zeiten, von denen im „Simplizissimus" ein alter bayerischer Wachtmeister schwärmt, die guten, alten Zeiten, in denen man „auf die Preißen noch hat schießa derfa".

Jetzt ist erreicht, was man damals ersehnte. Ich reise viel im Norden und im Süden; ich spreche hier und dort in Versammlungen, trete dann beim Glase Wein mit den Männern und Frauen der verschiedenen Städte in engere Fühlung: der Gegensatz zwischen Nord und Süd ist geschwunden.

Die Leute haben ihre lokalen Eigenarten, aber man empfindet sie nicht mehr als etwas Trennendes. Es steht nicht anders, als wenn wir von Ost und West sprechen — ja, ich glaube, Ostpreuße und Rheinländer verstehen sich kaum besser als Holsteiner und Südbayer.

So hat „Nord und Süd" ein gut Teil seiner Aufgabe gelöst, aber es ist deshalb noch nicht am Ziele. Wir müssen uns den Begriff nur mit noch reicherem Inhalt füllen: zum Süd vor allen unsere bedrängten Brüder in Österreich mit einrechnen, und sofort eröffnet sich wieder ein weites Arbeitsfeld.

So mag an ihrem Jubeltage die Zeitschrift „Nord und Süd" am bewährten Alten festhalten und nach dem lockenden Neuen beherzt greifen. Meine herzlichen Glückwünsche begleiten ihre Arbeit auch fernerhin.

A. Hildebrandt:
Die militärische Verwendung der Flugmaschinen

Die Fortschritte einer Erfindung oder Entdeckung auf technischem Gebiete hängen meist wesentlich davon ab, wie groß die Nachfrage nach dem betreffenden Gegenstande ist. Es ist natürlich, daß die Erfinder oder diejenigen Konstrukteure, die sich auf dem neuen Gebiete betätigen wollen, meist auch möglichst große materielle Vorteile von ihren Arbeiten haben wollen. Neukonstruktionen erfordern viel Geld, und noch mehr Geld erfordern die Versuche mit ihnen. Man hat aber nur Aussicht, sein angewandtes Geld und seine Arbeit bezahlt zu erhalten, wenn ein Gegenstand nachher auf dem Markt viel begehrt wird; bei reger Nachfrage wird auch viel gearbeitet werden, und damit ergeben sich im Laufe der Zeit die Fortschritte von selber.

Gerade über den Wert oder Unwert der Flugmaschinen sind in letzter Zeit lebhafte Erörterungen entstanden, bei denen man zum Teil diesen Luftschiffen „schwerer als die Luft" nur ein ganz beschränktes Verwendungsgebiet zugesprochen hat. Meist ist dies jedoch nicht von Fachleuten geschehen, wobei unter Fachmann jemand verstanden sein soll, der sich schon seit vielen Jahren mit der flugtechnischen Frage theoretisch und praktisch beschäftigt hat. Man wird wohl zugeben, daß es kaum möglich ist, rein theoretisch oder nach kurzem Einblick in die Materie ein wirklich tiefergehendes Urteil zu fällen und die zukünftige Entwickelung annähernd richtig vorauszusagen.

Zur Beurteilung der Frage, wie schnell oder wie langsam jeweils die Fortschritte in der Aerodynamik, wie dieser Zweig der Luftschiffahrt genannt wird, vorgegangen sind, ist ein kurzer geschichtlicher Überblick erforderlich.

1617 hat Faustus Veranzius in Venedig ein Buch herausgegeben, in welchem er einen als Gleitflieger verwendbaren Fallschirm abbildet. Unter Gleitflieger versteht man bekanntlich einen motorlosen Flieger, der von einem hohen Punkte in sanft abwärts geneigter Bahn nach unten gleitet. 1783 hat sich sodann der Physiker Sebastian Lenormand

mit einem pilzförmigen Apparat vom Turm des Observatoriums in Montpellier herabgestürzt. Am 22. Oktober 1797 wagte Jaques Garnerin zum ersten Male mit einem Fallschirm einen Absturz vom Ballon.

1784 führten die Franzosen Launoy und Bienvenu eine Modell-Luftschraube einer Kommission der Akademie der Wissenschaften in einem Saale freifliegend vor.

Nach einer langen Periode wenig fördernder Arbeit zeigte 1870 der Franzose Pénaud ebenfalls ein kleines Schraubenfliegermodell im freien Fluge.

Der erste einwandfreie Gleitflieger wurde aber erst in den achtziger Jahren von unserem deutschen Landsmann Otto Lilienthal hergestellt, dem es mit seiner Maschine gelang, eine ganze Reihe von Gleitflügen über Strecken von mehreren hundert Metern durchzuführen. Am 9. August 1896 ist Lilienthal bei seinen Versuchen verunglückt. In England und Amerika setzte man seine Arbeiten fort, und nach weiterer Durchbildung des Gleitfliegers gelang im Jahre 1903 den Brüdern Wright der erste Flug mit einer Motorflugmaschine. Schon am 5. Oktober 1905 erzielten sie einen Flug von 38 Minuten 3 Sekunden Dauer über eine Strecke von 38,9 Kilometer. Es ist bekannt, daß man diesen gewaltigen Fortschritt in Amerika absolut nicht zu würdigen vermochte, und daß man in Europa den Nachrichten über die Flüge keinen Glauben geschenkt hat.

Unabhängig von den Wrights hatten sich in Europa der Brasilianer Santos Dumont und der Däne Ellehammer mit flugtechnischen Versuchen beschäftigt, und beiden ist es im Oktober 1906 gelungen, mit einer Motorflugmaschine ebenfalls freie Flüge auszuführen.

Von nun an schreitet die Entwickelung schnell vorwärts. Wilbur Wright kam nach Frankreich, wo er 1908 mehrfach Flüge von über einer Stunde und später von über zwei Stunden Dauer ausführte. Orville Wright erzielte in Amerika ähnliche Resultate, und seit 1909 gehören Flüge von über zwei Stunden Dauer nicht mehr zu den Seltenheiten. Auch die französischen Flugmaschinen, Ein- und Mehrdecker, sind in gleicher Weise an den Erfolgen beteiligt.

Diesen Ergebnissen muß man selbstverständlich auch die Unglücksfälle gegenüberstellen. Lilienthal war der Engländer Pilcher mit einem Absturz gefolgt. Im September 1908 stürzte Orville Wright mit seiner Maschine aus größerer Höhe herab; sein Begleiter, der Leutnant Selbfridge fand dabei den Tod. Die Franzosen Lefèvre und Kapitän

Ferber sowie der Spanier Fernandez haben im vergangenen Jahre infolge von Abstürzen ihren Tod gefunden. Am 4. Januar ist dann auch der gewandte Delagrange einem Absturz zum Opfer gefallen. Eine ganze Reihe anderer Flugtechniker ist abgestürzt und mehr oder minder schwer verletzt.

Diese Abstürze haben in letzter Zeit eine gewisse Voreingenommenheit gegen die Flugmaschinen hervorgerufen.

Die Verwendungsmöglichkeit aller Luftschiffe hängt wesentlich von der Gunst des Wetters ab. In früheren Jahren, als noch der Kugelballon in den Armeen als Fesselballon Verwendung finden mußte, war es nicht möglich, dieses Kriegsfahrzeug bei größeren Windstärken als sechs Meter in der Sekunde zu benutzen. Der Wind warf sonst den Ballon stark hin und her und drückte ihn häufig sogar bis zur Erde; eine Beobachtung der feindlichen Truppen war damit völlig unmöglich gemacht.

In den achtziger und neunziger Jahren wurde alsdann durch v. Sigsfeld und v. Parseval der Drachenballon konstruiert und durchgebildet. Mit ihm ist ein Fesselballon geschaffen, der bei Windgeschwindigkeiten von fünfzehn und mehr Meter in der Sekunde so ruhig in der Luft steht, daß man sehr wohl noch auf weite Strecken Einzelheiten mit dem Glase zu erkennen vermochte.

Unsere heutigen Lenkballons oder „Luftschiffe", wie sie genannt werden, haben noch keine größere Eigengeschwindigkeit als fünfzehn Meter in der Sekunde erzielen können. Demnach beschränkt sich ihre Verwendungsfähigkeit auf atmosphärische Verhältnisse, bei denen kein stärkerer Wind als vielleicht zwölf Meter in der Sekunde weht. Bei schnelleren Luftströmungen kommen die Luftschiffe über der Erde nicht mehr genügend vorwärts.

Wie steht es nun mit den Flugmaschinen? Noch Anfang 1909 hieß es überall, daß man mit diesen „Schönwettermaschinen" nur bei völlig ruhiger oder schwach bewegter Luft aufzusteigen vermöge. Die Flugtechniker vermieden es ängstlich, bei bewegterer Luft aufzusteigen, und noch bis Mitte des Jahres konnte man damit rechnen, daß die Führer bei stärkerem Winde als sechs Meter in der Sekunde ihre Maschinen nicht aus den Schuppen herauszogen. Aber schon während der Flugwoche in Reims und gelegentlich, wenn auch seltener, in Berlin wagten sich doch Leute wie Latham, Blériot, Lefèvre, Farman u. a. auch bei lebhafterer Luftbewegung in die Höhe. Als klassisches Beispiel muß ein

Flug von Latham hervorgehoben werden, der im Oktober in Blackford in England bei einer Windgeschwindigkeit von vierzehn Metern in der Sekunde aufgestiegen ist. Ende des Jahres haben dann noch verschiedene andere Luftschiffer ähnliche Bravourleistungen ausgeführt.

Hieraus ergibt sich, daß es schon bei dem jetzigen Stande der Flugtechnik möglich ist, bei Windverhältnissen aufzusteigen, die gerade noch die Verwendung von Lenkballons gestatten. Der Praktiker, der viel mit Drachen gearbeitet hat, weiß sehr wohl, wie schwierig es ist, bei der genannten großen Geschwindigkeit Drachen in die Luft zu führen, und diese Tatsache scheint ja auch die Ansicht zu bestätigen, daß nur wenige waghalsige Leute solche Flüge wagen könnten. Doch, warum soll man mit Gewißheit der Flugmaschine die Verwendung in bewegterer Luft absprechen, wenn schon durch einzelne Fälle das Gegenteil bewiesen worden ist! Wie sich die Luftschiffe „schwerer als Luft" in Zukunft entwickeln werden, kann niemand mit Sicherheit voraussehen, und aus diesem Grunde darf man unter keinen Umständen ihnen die Entwickelungsfähigkeit absprechen. Hierzu fehlt jeder tatsächliche Anhalt. Niemand kann ernstlich behaupten wollen, daß wir jetzt an der Grenze der Leistungsfähigkeit angelangt sind, oder daß die Entwickelung abgeschlossen ist! Da hingegen der Beweis für die Möglichkeit von Flügen bei größerer Windgeschwindigkeit gegeben ist, so darf man auch ohne Übertreibung die Behauptung aufstellen: Die Flugmaschine wird sich in den nächsten Jahren noch weiter entwickeln, und man wird zweifellos noch Einrichtungen ersinnen, die auch bei bewegterer Luft die Gleichgewichtslage besser sichern, als dies jetzt der Fall ist.

Wenn wir nun eine Windgeschwindigkeit von zehn Metern in der Sekunde als Äußerstes für die Möglichkeit eines Aufflugs annehmen, also unsere Ansprüche gegenüber den gemachten Ausführungen noch wesentlich herabsetzen, so ergibt sich nach einer auf langjährige Untersuchungen der höheren Schichten unserer Atmosphäre gegründeten Zusammenstellung von Geheimrat Aßmann eine Verwendungsmöglichkeit der Flugmaschinen in 97,2 Fällen vom Hundert. Bei fünfzehn Metern Windgeschwindigkeit in der Sekunde würde die Maschine noch in 65,6 von Hundert Tagen aufzusteigen vermögen. Hieraus ergibt sich, daß Schlagwörter wie „Schönwettermaschine" nicht berechtigt sind; die Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse in unserer Meteorologie führen zu anderen Schlüssen. Ein Luftschiff, das an siebenundneunzig von hundert Tagen aufzusteigen vermag, dürfte wohl hinreichend seine militä-

rische Verwendungsmöglichkeit bewiesen haben. Es sei bemerkt, daß diese Zahlen in der Hauptsache für die Provinz Brandenburg gelten, wo die aerologischen Untersuchungen angestellt sind; in südlicheren Ländern sind die Windgeschwindigkeiten meist noch weit geringer.

Eine außerordentliche Überlegenheit hat die Flugmaschine vor den Lenkballons in bezug auf ihre Geschwindigkeit, die in weit geringerem Maße von dem Winde abhängig ist, als bei den Luftschiffen. Bei einem Winde von zehn Metern in der Sekunde kommt ein Ballon, der eine Eigengeschwindigkeit von fünfzehn Metern besitzt, über der Erde nur fünf Meter in der Sekunde vorwärts; die Flugmaschine dagegen wird nicht in demselben Maße aufgehalten. Man hat beispielsweise festgestellt, daß der Wrightsche Flieger eine Durchschnittsgeschwindigkeit von zweiundsiebzig Kilometer in der Stunde besitzt. Hieraus geht hervor, daß die Flugmaschinen bei bewegter Luft eine weit größere Schnelligkeit auch gegen den Wind besitzen, als ein Lenkballon.

Nachdem im Vorhergehenden nachgewiesen ist, daß man die überwiegend meisten Tage des Jahres mit einer Flugmaschine heutiger Konstruktion aufzusteigen vermag, wäre die Hauptfrage zu erörtern, ob es überhaupt möglich ist, von einer Flugmaschine aus Erkundungen anzustellen.

Es ist geradezu erstaunlich, mit welcher Sachunkenntnis bei der Beurteilung dieses wichtigen Punktes verfahren ist. Viele militärischen Schriftsteller haben schon zu Zeiten, als sie noch nicht einmal eine Flugmaschine gesehen hatten, einfach behauptet, von einer Flugmaschine aus könne man keine Erkundungen anstellen: einmal, weil sie zu niedrig führe, und ferner, weil sie zu schnell über das Gelände hinwegflöge. Ferner wurde behauptet, es könne in der Flugmaschine nur eine Person sitzen, deren Aufmerksamkeit vollkommen durch die Führung in Anspruch genommen wäre, eine Angabe, die bald durch die Tatsachen widerlegt worden ist. Alsdann wurde behauptet, man könne, in der Maschine sitzend, weder eine Karte lesen noch schreiben oder gar photographieren. Selbst als man in der Lage war, die für den Verlag August Scherl durchgeführten, von mir ehrenamtlich organisierten Flugvorführungen auf dem Tempelhofer Felde zu studieren, wurde immer noch behauptet, eine Flugmaschine habe einen so unruhigen Gang, daß auch der nicht durch die Führung in Anspruch genommene Fahrgast sich stets ängstlich festhalten müsse; von Schreiben und Kartenlesen könne keine Rede sein. Aus eigener mehrfacher Erfahrung kann ich feststellen, daß alle diese

Ausführungen völlig unzutreffend sind. Wohl ist der Flug einer Flugmaschine, wenn man in geringen Höhen bleibt, vielfach wellenförmig, weil sie eben auf einer Luft getragen wird, die sich über unebenen Boden, wie es beispielsweise das Tempelhofer Feld ist, wellenförmig fortbewegt.

Diese Bewegung ist aber für die Insassen körperlich gar nicht fühlbar; nur durch Anvisierung verschiedener Punkte kann man sie erkennen. Die Lage der Maschine ist eine so ruhige, daß man selbst in scharfen Wendungen, bei denen sich der Flieger um fast fünfunddreißig Grad neigt, sitzen kann, ohne die Hand an irgend eine Versteifungsstrebe zu legen. Man kann sehr wohl auf das genaueste jede Einzelheit und kleinste Bezeichnung in einer Generalstabskarte erkennen. Man kann seinen Blick weithin schweifen lassen und erkennen, ob, und wieviel Menschen sich über das Feld bewegen; es sind alle sonstigen Feststellungen möglich, die man aus einem Fessel- oder Freiballon für Erkundungszwecke zu machen hat. Einen Unterschied vermochte ich, der ich praktisch viele Jahre solche Erkundungen habe ausführen müssen, nicht festzustellen. Sehr wohl vermag man Skizzen zu zeichnen, jedenfalls noch weit besser als im schwankenden Korbe eines Fesselballons. Auch photographische Aufnahmen gelingen sehr gut, natürlich nicht etwa aus zehn Meter Höhe von dem unmittelbar unten befindlichen Gelände, sondern vielleicht erst auf eine Strecke von fünfzig bis hundert Metern. Den besten Beweis für die Möglichkeit, zu photographieren, bietet die Tatsache, daß von der Wrightschen Flugmaschine bei Rom sogar kinematographische Aufnahmen des Geländes gemacht worden sind. Beim Kartenlesen und Schreiben ist allerdings zu beachten, daß der stärkere Luftzug es nicht gestattet, etwa dünnes Seidenpapier als Schreibpapier zu benutzen; es müssen mindestens ebensolche feste und steife Materialien benutzt werden, wie in einem Fessel- oder Lenkballon.

Ein anderer Einwand wird immer noch gemacht: die Flugmaschine könne nicht in größeren Höhen fahren, und aus diesem Grunde habe man keinen genügenden Überblick über das Gelände. Einen triftigen Grund hierfür vermochte man natürlich nicht anzugeben. Vielfach wurde die dünnere Luft als Hindernis des Aufsteigens in größere Höhen angeführt, was ja ohne weiteres als wenig zutreffend bezeichnet werden kann. Latham, Blériot, Rougier u. a. haben hinreichend bewiesen, daß ihre Aeroplane bis zu über sechshundert Meter emporzusteigen vermögen; am 7. Januar gelangte Latham sogar bis in 1000 Meter Höhe.

Diese Leistungen sind zwar jetzt noch Bravourleistungen zu nennen, aber nicht aus technischen, sondern aus ganz anderen Gründen. Bei der Unsicherheit der Motore muß man jederzeit auf ein Versagen gefaßt sein, und wenn auch die meisten Flieger so konstruiert sind, daß sie alsdann im Gleitfluge in sanft abwärts geneigter Bahn zur Erde hinabgleiten können, so liegt doch die Gefahr vor, daß die Maschinen in ein Gelände geraten können, das zur Landung ungeeignet ist: Städte, Wälder und dergleichen können alsdann die Ursache zu Katastrophen werden.

Im Kriege wird aber nach solchen Gefahren wohl niemand fragen, und da technisch kein Grund vorliegt, das Erreichen größerer Höhen zu bestreiten, so wird man eben damit rechnen müssen.

Der Flugmaschine ist noch ein anderer sehr schwerwiegender Vorwurf gemacht: es heißt, eine in geringer Höhe dahinfliegende Maschine wird sehr bald von den feindlichen Kugeln herabgeholt werden. Man könnte hier nun sagen, die Flugmaschine gehe einfach in solche Höhen, in denen sie vor dem Gewehrfeuer sicher ist. Aber ihr Dahinfliegen in so geringen Höhen, in denen ein Lenkballon aus technischen Gründen nicht immer fahren kann, bedeutet gerade einen großen Vorteil der Flugmaschine und schützt sie auch gleichzeitig in erheblichem Maße vor der Beschießung, wie wir gleich sehen werden. Man könnte ferner sagen, eine Flugmaschine habe eine so bedeutende Geschwindigkeit — bis zu sechsundneunzig Kilometer in der Stunde sind bereits erzielt —, daß größere Umwege keine wesentliche Rolle spielen würden; man kann demnach ohne großen Zeitverlust von den Flanken oder auch von rückwärts über die feindlichen Linien dahinfliegen. Alsdann würde es wohl kaum zu einer Beschießung kommen, weil einerseits die Truppen nicht wissen, ob sie nicht eine Flugmaschine des eigenen Heeres vor sich haben, und weil es ferner immer etwas gewagt ist, die eigenen Truppen und Kolonnen zu beschießen.

Doch wenn wir auch annehmen, ein Aeroplan fliege auf dem geradesten Wege direkt von vorn über die feindlichen Reihen, so wird er, in niedriger Höhe über die Erde dahinstreichend, sicher erst sehr spät gesehen werden. In den vordersten Reihen befinden sich aber nur wenig Gewehre, und infolge ihrer großen Schnelligkeit wird sich die Flugmaschine bald über und hinter der Vorpostenlinie bezw. der feindlichen Spitze befinden. Die Schützen müssen sich demnach sehr beeilen, wenn sie Erfolg mit der Beschießung haben wollen. Man wird wohl selten riskieren, nach hinten in der Richtung auf die eigenen Truppen die Schuß-

waffen zu richten. Es wird vielleicht eingewandt, daß das Geräusch der Propeller auf weite Entfernungen zu hören ist und demnach Vorkehrungen getroffen werden können, die Maschine mit einer genügenden Anzahl Gewehre zur rechten Zeit zu beschießen. Nach praktischen Versuchen hat es sich jedoch herausgestellt, daß das Geräusch der Propeller gegen den Wind nur auf wenige hundert Meter zu hören ist, und mit dem Winde auch nur auf wenig mehr denn tausend Meter. Im letzteren, für die Flugmaschine ungünstigeren Falle ist aber die Geschwindigkeit des mit dem Wind fahrenden Aeroplans eine weit bedeutendere; mit Leichtigkeit legen die verschiedenen Systeme neunzig Kilometer in der Stunde zurück. Wenn man die Reichweite der Gewehre auf tausend Meter annimmt, so wird diese gefährliche Zone von tausend Metern in etwa 40 Sekunden durchmessen. Demnach muß ungeheuer schnell und gut geschossen werden, wenn man die Maschine oder ihren Führer treffen will. Bei wichtigen Meldungen oder Erkundungen wird man nicht nur einen Flieger, sondern zwei, drei und mehr vorschicken.

Für die militärische Verwendung eines Kriegsmittels spielen die Kosten immerhin eine gewisse Rolle, namentlich im Hinblick darauf, ob nicht mit einem anderen billigeren Kriegsmittel das gleiche erreicht werden kann. Aus diesem Grunde müssen wir hier näher auf die Preise und Unterhaltungskosten von Flugmaschinen eingehen, weil in bezug auf ihre Verwendung zur Nachrichtenübermittelung vielfach der Einwand gemacht worden ist, mit Motorfahrzeugen, Automobilen und dergleichen könne man dasselbe leichter und billiger erzielen. Bei Massenanfertigung ist eine Flugmaschine zweifellos weit billiger als ein Automobil, teurer jedoch als ein Motorzweirad. Man wird Flugmaschinen für zwei Personen später für drei bis fünftausend Mark zu liefern imstande sein. Das kostspieligste an ihnen ist der Motor. Die teure Karosserie usw. des Automobils kommen bei den Fliegern in Fortfall, Pneumatikdefekte spielen keine Rolle. Die teuren Unterhaltungskosten fallen gänzlich weg, so daß sich die Flugmaschine also billiger stellt. Allerdings muß man hierbei bedenken, daß Abstürze häufiger vorkommen werden, da der Motor mehr in Anspruch genommen wird als bei einem Automobil. Durch Abstürze werden aber meist erhebliche Beschädigungen hervorgerufen, so daß infolgedessen eine Flugmaschine ebenso teuer kommen wird wie ein Automobil, teurer jedoch als ein Motorzweirad.

Jedoch wird man auch zur Nachrichtenübermittelung nicht allein auf das Motorzweirad angewiesen sein wollen. Die Landstraßen sind im

Kriege meist erheblich überlastet, und jeder, der häufiger Kaisermanöver mitgemacht hat, weiß, wie sehr die Infanteriekolonnen belästigt werden durch den Staub vorbeifahrender Automobile und Motorzweiräder. Da die Infanterie immer die beste Seite der Landstraße einnimmt, so bleibt für solche Fahrzeuge außerdem nur der schlechtere Teil zur Verfügung. Die Flugmaschine wird aber im Gegenteil die Landstraßen entlasten. Dazu kommen noch andere bedeutende Vorteile, die für sich allein schon die Verwendung dieses teureren Kriegsmittels rechtfertigen. Die Flieger vermögen unabhängig von dem Gelände, von Berg und Tal, von Sümpfen und Flüssen und anderen Hindernissen in gerader Linie ihren Flug dorthin zu nehmen, wohin Nachrichten übermittelt oder woher Nachrichten gebracht werden sollen. Bei ihrer großen Geschwindigkeit vermag man, eine sehr große Ausdehnung des künftigen Schlachtfeldes angenommen, doch in wenig mehr als einer Stunde Nachrichten von den entferntesten Reserven und vorgeschobenen Truppen und Flügeln zu erhalten. Hierbei muß wiederum darauf aufmerksam gemacht werden, daß wichtige Meldungen selbstverständlich durch mehrere Maschinen befördert werden müssen.

Man könnte nun einwenden, daß die Flugmaschinen nicht an jedem beliebigen Orte aufzusteigen vermögen. Jedoch, wer in der Praxis ihre Entwickelung verfolgt hat, weiß, daß schon jetzt die verschiedenen Maschinen auf Rädern direkt auf Landstraßen, die nicht mit Bäumen bewachsen sind, anzulaufen vermögen, daß man die Wrightschen Maschinen nur auf eine etwas abschüssige Holzgleitbahn, die sich sehr leicht improvisieren läßt, auf eine Strecke von neununddreißig bis vierzig Metern anfliegen lassen kann. Außerdem ist man berechtigt, auch hierbei auf eine weitere Entwickelung der Flieger zu rechnen.

Der Vollständigkeit halber müßte man auch die Verwendungsmöglichkeit der Flugmaschinen als Kampfmittel besprechen. Es wird außerordentlich schwer sein, von einer in schnellem Fluge die Luft durchmessenden Maschine Sprengstoffe herabzuwerfen oder zu schießen und dabei auch wirkliche Treffer zu erzielen. In Frankreich hat bereits Latham derartige Versuche angestellt. Es wird sich hierbei wohl kaum darum handeln können, größere Truppenteile und dergleichen aus der Flugmaschine zu bekämpfen, aber warum sollten nicht die Flieger ausgesandt werden können, um wichtige Punkte: Brücken, Eisenbahnen, Telegraphenlinien und dergleichen zu zerstören? Wenn wirklich dann die Flugmaschine und ihr Führer vom Feinde genommen werden, so kann das

gegenüber den großen Vorteilen, die sie dann gebracht hat, keine Rolle spielen. Ferner denke man sich mal einen Kampf in den Lüften zwischen Luftschiffen und Flugzeugen? Der Ausgang kann kaum zweifelhaft sein.

Überdies wird niemand einen tatsächlichen Beweis erbringen können, daß alle diese Aufgaben nicht erfüllt werden können. Daß man sich ihrer auch zum Transport von Personen bedienen kann, die man sonst mit dem Luftballon aus Festungen oder in dieselben hinein zu befördern vermag, ist wohl ohne weiteres klar. Es sei an die Bedeutung erinnert, die das Entweichen Gambettas aus dem belagerten Paris am 7. Oktober 1870 gehabt hat. Es ergeben sich noch eine ganze Reihe von Gedanken für die Möglichkeit einer Verwendung der Flugmaschinen, auf die näher einzugehen hier zu weit führen würde. Man hat beispielsweise im Kriege auch den Ballon zu Aufgaben benutzt, an die man vorher absolut nicht gedacht hat. So hat der Kommandant Chanal 1793 bei der Belagerung von Condé vermittels Pilotballon über die Köpfe der Belagerer hinweg den eigenen Truppen Nachrichten zu übermitteln vermocht; die Österreicher haben am 22. Januar 1849 bei der Belagerung von Venedig den kleinen Pilotballons Bomben mitgegeben, die in die belagerte Stadt fallen sollten, und endlich sei daran erinnert, daß während des Krieges 1870/71 am 30. September Gaston Tissandier aus dem Ballon Céleste eine an die deutschen Soldaten gerichtete Proklamation in zehntausend Exemplaren herausgeworfen hat, die eine Aufforderung zum Frieden enthielt, mit dem Hinweis, daß Frankreich seinen Boden Fuß für Fuß verteidigen würde.

Dieses sind Beispiele dafür, daß ein verzweifelter Belagerter oder ein hartnäckiger Belagerer im Laufe längerer Zeit zu allen möglichen Gedanken kommt, an deren Ausführung niemand zuvor gedacht hat. Es ist ein Unrecht, wenn man die Verwendungsmöglichkeit der Flugmaschine herabzusetzen versucht und damit immerhin manche Leute abhält, sich mit dem Bau von Flugmaschinen zu beschäftigen oder Geld für dieselben hinzugeben. Im nationalen Interesse liegt es jedenfalls, nicht eher eine Verwendungsmöglichkeit zu bestreiten, ehe sie nicht sicher als unmöglich bewiesen ist.

Franz Deibel:
Ernst Hardt

Von der jüngeren Generation deutscher Dichter, deren Schaffen vor etwa anderthalb Jahrzehnten einsetzte, sind die Träger unserer stärksten dramatischen Zukunftshoffnungen von den zwei großen Strömen der letzten literarischen Entwicklung gleichmäßig gespeist worden: die Tendenz zur Natur und die Tendenz zum Stil suchen in diesen Aufstrebenden den harmonischen Ausgleich, die Synthese, aus der das neudeutsche Drama der Zukunft erwachsen soll. Die Abkehr vom Naturalismus, ohne den sie gleichwohl nicht denkbar sind, ist den Hofmannsthal, Beer-Hofmann, Vollmoeller, Emil Ludwig und andern, die man mit dem vagen Schlagwort „Neuromantiker" etikettiert hat, gemeinsam. Und ebenso gemeinsam ist ihnen der entscheidende Einfluß des schöpferischsten Verskünstlers unserer Tage, Stefan Georges, der unserer Sprache eine erhöhte Sinnlichkeit und Farbigkeit, eine zartere Intimität und nervösere Biegsamkeit gegeben hat. Beider Einwirkungen hat auch Ernst Hardt erfahren, der seit seinem Tantris zu denen gehört, mit denen unser Drama ernstlich zu rechnen hat. Sein erstes Stück geht noch ganz in psychologischer Zustandsschilderung auf, ist im Schatten Ibsens erwachsen und des Naturalismus, der uns ja nicht nur von dem kleinlich leeren Epigonentum der siebziger Jahre befreit hat, sondern unserer Literatur zugleich ein wertvolles Sammelbecken neuer Anschauungselemente und psychischer Vorstellungskomplexe geworden ist. Aber schon aus derselben Zeit stammen Erzählungen und Novellen, die nach Stoffwahl und Ausführung eine Absage an den Naturalismus darstellen. Und noch etwas früher sind Verse entstanden, deren etwas vager Drang nach bildhafter Wiedergabe von Stimmungen doch schon auf Hardts Weg zu Stefan George und den „Blättern für die Kunst" hindeutet. Der Dichter mußte sich auch diesem Einfluß, dem er unendlich viel verdankt, entwinden, um langsam und sicher seine eigene Art auszubilden. Sie leuchtet leise schon aus den frühesten Arbeiten; da ist überall ein Ton der Vornehmheit und seelischen Zurückhaltung, etwas jünglinghaft Verschlossenes, Zartes, Keusches, Verhaltenes, etwas menschlich überaus Liebenswertes und Feines. Diese Feinheit ist

freilich auch mit etwas Schwächlichkeit gepaart, und wer von Hardts ersten Arbeiten zum Tantris kommt, der muß erstaunen über den Zuwachs nicht nur an Reife, sondern vor allem an Kraft, den ein Dezennium stiller Arbeit dem Dichter eingetragen hat. Das gerade scheidet ihn von manchen seiner Weggenossen: er hat eine Entwicklung. Andere begannen reicher, versprechender, um dann wie etwa der an Fülle und Dichte des ursprünglichen Talents überlegene Vollmoeller sich zu veräußerlichen und zu verzetteln. Hardt ist langsam seinen Weg gegangen, unberührt vom Treiben literarischer Konventikel, ohne abzubiegen aufwärts. Ansätze und Werte genug stecken schon in allen seinen früheren Arbeiten, die kaum über einen kleinen Kreis hinaus bekannt geworden sind, jetzt nach dem Erfolg des Tantris aber als Stationen seiner Entwicklung in neuem, anziehendem Licht erscheinen.

Lyrik und Novellen stehen am Anfang von Hardts Schaffen und begleiten es bis in das Jahr 1902 hinein. Zwei frühere Novellenbücher „Priester des Todes" (1898) und „Bunt ist das Leben" (1902) sind jetzt zu einem Band „Gesammelte Erzählungen" zusammengezogen worden. Er vereint Skizzen, Erzählungen, kleine Prosastücke, die zwischen dem achtzehnten und fünfundzwanzigsten Jahr des Dichters entstanden sind. Manches Unselbständige und Unreife, manches, was mehr eine Übung im Sehen und Formen war, auch einiges Unechte, mit künstlicher Feierlichkeit Prunkende aus den früheren Büchern ist weggeblieben, doch läßt sich Hardts Erzählerkunst in dieser Auslese nicht nur in ihrer Vielseitigkeit, sondern auch ihrem Werden nach klar überschauen. So verschieden geartete Geschichten und Skizzen in dem Bande nebeneinander stehen — sie haben alle ihr Besonderes, haben einen eigenen Klang ernster Getragenheit, einen Ton echter, psychischer Feinheit. Wie meisterhaft anschaulich bannt der Dichter etwa in der famosen, exakt realistischen „Gardinenwäsche", die dem unbekannten Zwanzigjährigen 1896 den Novellenpreis des „Simplizissimus" eingetragen hat, bei knappstem Umriß ein ganzes ergreifendes Menschenschicksal. Er gibt weiter ein paar gut gesehene knappe Wirklichkeitsausschnitte, die in der genauen Ausmalung ebenfalls den Einfluß des Naturalismus bekunden, und daneben zeigt er gleichzeitig eine Vorliebe für Fragen und Probleme, die in das Reich des Unbewußten und Unerklärlichen, der Träume und Zufälle hineinragen, wie in den Erzählungen „Träume", „Gespenster", „Die große Reise". Und Hardt kann erzählen, kann nicht nur zarte Stimmungen anklingen lassen, sondern versteht auch die große Kunst, im blanken,

einfach-schmucklosen Tatsachenstil klar zu berichten, die vornehme Ruhe des epischen Vortrags gleichmäßig durchzuführen, wie etwa in der von überlegener Ironie durchwehten Geschichte vom „Armen Pepe". Und welche runde Kunst in der schönen Eingangsnovelle „Fatema"! Sie berichtet ein erotisches Erlebnis in Marokko; leidenschaftdurchglüht wie das Abenteuer selbst ist seine knappe, farbenreiche Formung; in voller Schönheit, in jugendlich-feurigem Gefühlsüberschwang strömen die Worte dahin. Was daraus haften bleibt, ist ein atemloses Tanztempo, ein südlich-sinnlicher Rhythmus, dessen sichere Durchführung für die Schreibkultur des damals so jungen Dichters zeugt. Daneben stehen dann noch zarte, in erlesener Sprache hingestellte lyrisch-epische Bilder, steht vor allem die ganz köstliche, von überlegen spielendem Humor überglänzte Geschichte der kuriosen Taufe „Josuas, des Beines der Jani". Hinter all dem spürt man nicht nur den Künstler, sondern zugleich den feinen und zarten Menschen, bei dessen Erzählen man sich stets in erlesener geistiger Gesellschaft fühlt.

Die reinste und reifste dieser für Hardt ungemein kennzeichnenden Arbeiten ist die Novelle „An den Toren des Lebens" (Gesondert erschienen, wie alle Arbeiten Hardts, im Insel-Verlage, Leipzig). Keine stoffliche Sensation, keine stilistische Virtuosität besticht hier. Ein einfaches Liebeserlebnis eines jungen Menschen mit einer gereiften Frau wird vorgetragen, aber die Art, wie das geschieht, weitet die Novelle über das Zufallsgeschehnis hinaus, gibt seltsam und fast unmerklich Lebensperspektiven. Aus der Episode heraus gestalten sich dem Leser Schicksal und Wesensart zweier Menschen. Aller Glanz und alle leuchtende Schönheit der Jugend, aller jungen Liebe trunkene Glut und melancholische Vergänglichkeit liegen über der ergreifenden kleinen Dichtung. Ein großer Reichtum des Seelischen entquillt ihr, und mit blutvoller Sinnlichkeit vereinigt sie jene Reinheit und Zartheit der Empfindung, jene doch nicht schwächliche Differenziertheit, die für Ernst Hardts künstlerische Art so bezeichnend ist. Auf dem Entwicklungswege des Dichters bildet dieses sprachlich fein ziselierte und doch ganz von drängendem Leben und starker Gegenwart erfüllte Werk eine wichtige Etappe: Der Stilist Hardt hat hier seine sprachliche Reife gefunden.

Er dankt sie vor allem seiner Lyrik. Seine Gedichte, die alle den Jahren 1893—1901 entstammen, liegen in dem schmalen Band „Aus den Tagen des Knaben" gesammelt vor. Im Rahmen seines Gesamtschaffens tritt diese Lyrik scheinbar hinter den epischen und drama-

tischen Werken zurück. In Wirklichkeit nimmt sie eine wichtige Stelle ein, denn sie hat des Dichters sprachliche Eigenart und damit auch das Wesen seines Dramenstils entbinden helfen. Hardt hat gerade hier von Stefan George, in dessen Zeitschrift, den „Blättern für die Kunst" ja auch manche seiner Verse erschienen sind, entscheidende und nachhaltige Anregungen erfahren. Daß der bildliche Ausdruck der Kern aller Poesie, daß der Sprachstil nicht etwas äußerlich Aufgeheftetes, sondern als integrierender Teil der bildnerischen Kraft zum Wesen der Dichtung gehöre, das ward in diesem Kreis nicht nur theoretisch begriffen, sondern von George vor allem machtvoll und fortreißend in dichterischen Taten erhärtet. In seiner Lyrik aus dieser Zeit steht Hardt wohl deutlich im Bann Georges, aber doch nicht so, daß er ganz als dieses Dichters Schüler eingegliedert werden dürfte. Ein feiner eigener Klang tönt aus seinen zarten Versen; Delikatesse, eine zitternde schlanke Grazie und jünglinghafte Verschämtheit sind für sie charakteristisch. In vornehm-scheuer Zurückhaltung scheinen sie hingehaucht. Eine eigene Musik schläft in ihnen, eine innige, leise, und leitet hinweg über einen gelegentlich fühlbaren Mangel an Plastik. Man höre den zarten, leisen Atem der „Widmung", die den Gedichten vorgestellt ist:

„Kaum warst Du in mein düstres Haus getreten,
Da hatten alle Dinge Deinen Glanz —
Die Bitten, die ich sonst zu Nacht gebeten,
Die Wünsche, die wie Winde jach in steten
Stößen entlang die kalten Straßen wehten,
Sind stumm. Ich habe nun das Leben ganz,
All den gedehnten bunten Reihentanz
Der Freuden und der Traurigkeiten ganz
Verstanden. Darum träumte schon der Knabe
Von wolkenlosem lichtem Strahlenweiß:
Du warst die hohe königliche Gabe
Und Lebenskrone. Liebe sieh, was habe
Ich aber Dir zu geben? Lächelnd labe
Dein Blick sich hier an diesem Blütenreis.
Ich zog es auf, in Nächten stumm und heiß,
Und juble nun, da ich sein Schicksal weiß!"

Ernst Hardt hat damals Zucht und Strenge gegen sich selbst gelernt; sein Wissen um die Kraft ward größer, seine Neigung zum Stil gefestigt, seine Bildkraft wuchs. Er hat herübergenommen, was er für seinen nach anderer Richtung abbiegenden Weg brauchen konnte. Aber abbiegen mußte er, denn sein Ziel wurde mehr und mehr das Drama.

Mehr denn einer unserer jüngeren Dramatiker hat eine Zeitlang engere Beziehungen zum Kreise der „Blätter für die Kunst" gehabt: wie Hardt auch Hofmannsthal und Vollmoeller. Sie alle, obwohl jeder mit einem Tröpfchen Georgeschen Öles gesalbt ist, mußten sich ablösen, weil sie als Dramatiker nach lebendiger Wirkung von der Bühne herab drängten. Die Bühne von heute aber wird von der engen Ästhetik des Kreises streng verpönt. Aus diesen ästhetischen Theorien selbst ist freilich noch lebensfähiges Drama erwachsen, aber mit den Hofmannsthal, Hardt und andern hat doch eine ganze Schar unserer jüngeren Dramatiker aus dem Sprachstil des Kreises entscheidenden Anstoß erhalten und es ist kein zufälliges Zusammentreffen, daß von hier auch der neue Shakespeare ausgeht, die Übersetzung Gundolfs, die für unser Zeitalter die echte, Shakespeare neu erlebende Nachbildung werden wird. In Hardts ersten Dramen, die auf einer andern Entwicklungslinie liegen, treten diese Zusammenhänge freilich noch nicht hervor.

Im Dezennium 1898—1908 hat Hardt vier dramatische Werke veröffentlicht. Er produziert also langsam, läßt in der Stille reifen. Die konsequente Entwicklung aus dem schüchtern unselbständigen Tasten des Anfängers zum sicheren Schreiten des Künstlers tritt denn auch nirgends bei Hardt deutlicher hervor, als in der Linie, die von seinem ersten Drama „Tote Zeit" zum letzten, dem Tantris führt. Ibsen und die „Einsamen Menschen" haben den Problemen der „Toten Zeit" die Richtung gewiesen und den ganzen Bau des Dramas vorgezeichnet. Zarte, weiche, ein wenig schattenhafte Menschen zerbrechen hier daran, daß sie am Leben und an einander vorbeigehen. Ihre Sünde ist, daß sie nicht gelebt haben, daß sie den breiten, heißen, schönen Strom der Wirklichkeit vorbeifließen ließen. Jeder von ihnen hat in seinem Dasein ein Stück tote Zeit, das ihn lähmt oder tötet. Sie haben die Mahnung nicht beachtet, die leise durch das Drama geht: das große, heilige Leben zu fassen. Vieles ist hier schwächlich, blaß, unreif. Hinter den Unselbständigkeiten dieses dramatischen Erstlings stecken aber doch manche verheißende Ansätze, stecken Feinheiten des Dialogs und der Charakteristik; einzelne wenige Szenen sind sicher gefügt, auf die Optik der Bühne eingestellt, und daß eine Art leitender Idee das Werk zusammenhält, fällt für jene Epoche auf, in der die Jüngeren ganz auf naturalistische Zustandsschilderung ausgingen. Schon mit seinem nächsten Werk, dem vieraktigen modernen Schauspiel „Der Kampf ums Rosenrote", gab Hardt eine wertvolle Leistung, die, wo sie auch immer in Szene ging, die Bühnenprobe siegreich

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Berlin)
[illegible]

Nebe de[illegible] jüngeren Dramatiker bei eine[illegible] [illegible] „Blätter für die Kunst" [illegible] [illegible] Vollmoeller. Sie alle, obwohl [illegible] [illegible] [illegible]los geändert ist, mußten sich [illegible] [illegible] [illegible] Wirkung von der Bühne her. [illegible] aber wird von der engen Ästhetik de[illegible] [illegible] Aus diesen ästhetischen Theorien [illegible] [illegible] Drama erwachsen, aber mit den [illegible] [illegible], Hardt und andern hat doch eine ganze Schar unserer jüngere[n] Dramatiker aus dem Sprachstil des Kreises entscheidenden An[illegible] [illegible] und [illegible] Zusammentreffen, daß [illegible] hier aus [illegible] [illegible], die Übersetzung Gundolfs, die für unser Ze[illegible] [illegible] Shakespeare neu erlebende Nachbildung werden wird. [illegible] [illegible], die auf einer andern Entwicklungslinie lie[gen] [illegible] [illegible] Zusammenhänge freilich noch nicht hervor.

I[n] [illegible] 1898—1908 hat Hardt vier dramatische Werke [illegible] [illegible]. Er produziert also langsam, läßt in der Stille reifen. [illegible] [illegible] Entwicklung aus dem schüchtern unselbständigen Tasten [illegible] [illegible] zum sicheren Schreiten des Künstlers tritt denn auch nirgen[ds] [illegible] deutlicher hervor, als in der Linie, die von seinem ersten Dra[ma] „Tote Zeit" zum letzten, dem Tantris führt. Ibsen und die „Ein[illegible] Menschen" haben den Problemen der „Toten Zeit" die Richtung gew[illegible] und den ganzen Bau des Dramas vorgezeichnet. Zarte, weiche, ein[illegible] [illegible]schattenhafte Menschen zerbrechen hier daran, daß sie am Leben und an[illegible] ander vorbeigeben. Ihre Sünde ist, daß sie nicht gelebt haben, daß [illegible] breiten, heißen, schönen Strom der Wirklichkeit vorbeifließen ließe[n] [illegible] von ihnen hat in seinem Dasein ein Stück tote Zeit, das ihn lähmt [illegible] Sie haben die Mahnung nicht beachtet, die leise durch das Dram[a] [illegible] das große [illegible] Leben zu fassen. Vieles ist hier schwächlich, [illegible] [illegible] [illegible]ständigkeiten dieses dramatischen Erstlings [illegible] aber doch [illegible] verheißende Ansätze, stecken Feinheiten des Dialog[s] [illegible] der Charakte[illegible] wenige Szenen sind sicher gefaßt, auf die [illegible] der Bühne [illegible], und daß eine Art leitender [illegible] das Werk [illegible] [illegible], fällt für jene Epoche auf, in der die [illegible] ganz auf na[illegible] [illegible] [illegible]schilderung ausgingen. Schon mit seinem nächsten [illegible] dem [illegible] modernen Schauspiel „Der Kampf [illegible] [illegible]", gab Hardt eine wertvolle [illegible], [illegible] [illegible] in Szene [illegible], die Bü[illegible]

Anton Graff:
Bildnis Gellerts
(Aus dem Corpus imaginum der
Photographischen Gesellschaft, Berlin)
Zum Aufsatz „Berliner Kunstchronik"

bestand. Ein großes und tiefgreifendes Problem unserer umwertenden Übergangszeit, der Kampf der Väter gegen die Söhne, der autoritätsbewußten, von Vorurteilen beengten Alten gegen die glühende, an das „rosenrote" Leben glaubende Jugend ist hier mit schlichter, zwingender Wahrheit und lebenatmender Kraft behandelt. Eine jugendliche Glut des Empfindens durchwärmt das tapfere, so gar nicht von der Müdigkeit der Zeit angekränkelte Stück; dramatisches Können hat seine bühnensicheren Akte gefügt, ein Dicher die feinen und doch starken Menschen des Schauspiels gestaltet. Ein Erleben, das für unsere Generation typisch ist, ist hier von einem zarten, sensitiven Menschen, der zugleich ein ganzer Künstler ist, in ein Drama umgesetzt worden, das unsere größten Theater, voran die Berlins, bislang sehr zu Unrecht vernachlässigt haben. Von diesem modernen realistischen Bühnenwerk, das in der Sprachformung wie der Gestaltungsweise den deutlichen Zug und Willen zum Stil erkennen läßt, hat Hardt dann den konsequenten Schritt zum Stil- und Versdrama getan. In seinen Novellen war die gleiche Tendenz zu verfolgen; in seiner Lyrik war ihm inzwischen die Kunst der sprachlichen Formung ganz persönlicher und modern zeitlicher Inhalte herangereift. Das neue, aus dem Lyrischen geborene Pathos suchte Hardt nun in den Dienst der dramatisch-psychologischen Gestaltung zu stellen. Es gelang ihm, wie der schöne Einakter „Ninon von L'Enclos" beweist, auf den ersten Anhieb nicht restlos. Als Ganzes hat das kleine Werk, das eine dramatische Anekdote aus dem Leben der galanten Liebesdame zu echter Tragik verdichtet, gewiß eine einheitliche Atmosphäre. In wenigen sicheren Bildern ist die Zeitstimmung hingemalt, von der sich die Gestalten deutlich und rund abheben. Dramatische Bewegtheit ist hier erreicht, aber bei allem Streben zur künstlerischen Einheit von Form und Stoff stört im einzelnen ab und zu eine aus dem Stil fallende moderne Reflexion, die nicht ganz zu der anmutigen Leichtigkeit der hier festgehaltenen Régencezeit passen will.

Einen Teil der Verheißungen, die Hardt mit dieser Ninon für das Stildrama gegeben, hat er dann mit dem fünfaktigen Drama „Tantris der Narr" eingelöst. Aus Gottfrieds erhabenem Minnesang, der altfranzösischen Gestaltung der Tristansage, die Joseph Bédier vor einigen Jahren mit schönem Stilgefühl erneuert hat, und späteren Tristan-Überlieferungen, besonders dem von Simrock wieder edierten Volksbuch, holte sich der Dichter die Motive von Tantris dem Narren, dem Siechen Tristan, von der Preisgabe Isoldens an die Aussätzigen und

ihrer wunderbaren Rettung. Wie er sie zu einem Drama von ungewöhnlicher Kühnheit der Idee und nicht gemeiner schöpferischer Kraft fügte, das braucht hier nicht eingehender erörtert zu werden, da die doppelte Preisverleihung und die zahlreichen Aufführungen das Werk ja bekannt gemacht haben. Dem alten Liebessange hat Hardt eine geistreiche, neu und stark durchfühlte Deutung gegeben. Die feine und eigenartige, nicht immer richtig herausgehobene Idee, die das Werk zusammenhält, ist ganz des Dichters Eigentum: er hat das Drama der Untreue geschrieben. Untreue trennt, die einst sich liebten, wirft Wälle zwischen ihnen auf, die nicht mehr einzureißen sind, macht sie einander fremd bis zur Unkenntlichkeit. Der Verräter Tristan, der sich Isolden Weißhand vermählt hat, ist nicht mehr der Tristan der blonden Isot von Irland, entspricht physisch und psychisch nicht mehr dem Bilde, das Isolde von ihm einst im Herzen getragen hat. Seine Seele ist entstellt und siech, seine Untreue macht Isoldens Herz ihm fremd, ihr Auge blind. Es ist freilich ein psychologisch und ethisch ungemein differenziertes, für die grobe Optik der Bühne kühnes Motiv, das hier in die Wucht dramatischen Geschehens umzusetzen war, und an rationalistischen Bedenken gegen das Nichterkennen der Beiden hat es nicht gefehlt. Man wird sie jedem gelten lassen müssen, der nicht genug Hingabefähigkeit und Phantasie hat, um die sichtbaren Vorgänge nur als das Symbol für das ergreifende Ringen zweier Seelen zu nehmen. Zwei andere Einwände gegen die Dichtung, die man, wie zu erwarten war, den Zufall der doppelten Preiskrönung entgelten ließ, sind dagegen unberechtigt und nichtig. Daß Hardt die Sage von dem durch die Macht der Liebe zusammengeschmiedeten Menschenpaar dahin verbog, daß Tristan und Isolde am Schluß des Dramas auseinandergehen, hat man ihm zum Vorwurf gemacht. Man verkennt dabei, daß er nicht daran ging, irgend einen Sagenstoff in Verse und Akte zu gießen, sondern daß das psychologische und ethische Motiv sein Ausgangspunkt, die Sage nur das Gefäß war, in das er die Fülle und Zartheit moderner Seeleninhalte einzufüllen trachtete. Und die Sage ist schließlich ebenso wie die Geschichte nach einem Hebbelwort für den Dichter nichts als „ein Vehikel zur Verkörperung seiner Anschauungen und Ideen". Ja, eine alte Sage aufgreifen darf nur, wer sie mit einer neuen blutvollen und zwingenden Idee füllen kann, mag er sie dabei immer biegen und wandeln! Die lautesten Angriffe gegen den Tantris sind aber an die Siechenszene angeknüpft worden. Sie gab einigen moralistisch Verbildeten den Anlaß,

im Namen Schillers und „deutscher Art und Kunst“ gegen die Verleihung der Preise an Hardt zu protestieren. Zum Teil schwätzten diese Interpreten einfach ein Wort des verdienten W. Hertz nach, der in seinen Anmerkungen zu Gottfrieds Dichtung über die Szene mit den Aussätzigen bei Gottfrieds Vorgänger Eilhart von Oberge das subjektive Urteil niederlegte: „Etwas Roheres kennt die ganze mittelalterliche Literatur nicht.“ Mag man diese Meinung teilen oder nicht — es bleibt eine ebenso grobe wie groteske Entstellung, wenn dieser einen Szene wegen der ganze Tantris „erotisch-sadistischer Wirkungen“ bezichtigt wird. Auch das an sich Häßliche hätte — was man sich als Gemeinplatz fast auszusprechen schämt — im Rahmen des Werkes wohl seine Berechtigung. Aber bei Hardt ist die Szene so vorsichtig stilisiert, so maßvoll realistisch, so jeder Roheit und jeder Sucht nach Sensation bar, daß die vorgebrachten Einwürfe einfach lächerlich sind. Man könnte anderes mit größerem Recht gegen das Werk einwenden: es rechnet stark mit literarischen Voraussetzungen; nicht alle Gestalten haben gleich wesenhafte Existenz, obwohl vor allem Marke, dann Tantris, in einigem Abstand auch Isolde trotz der Annäherung an die Differenziertheiten moderner Psychologie nie vergessen lassen, daß sie sinnlich gestaltete Wesen sind, denen ein Dramatiker Seele und Leben gab. Aus dem ganzen Werk redet ein Dichter und zwar einer, dem die Schönheit seiner Worte, die strömende Flut seiner Verssprache nicht über die Schranken der dramatischen Komposition hinausschwillt. Hofmannsthal legt in seine Dramen lyrische Prunkarien ein, die jedesmal dramatische Schwächen sind; Vollmoeller läßt noch mehr aus vollen Schalen Wortfluten auf uns niederprasseln; Hardt hat im Tantris — und darin liegt nicht zuletzt die Bedeutsamkeit der Dichtung — einen strengen suggestionsfähigen Sprachstil, hat einen Vers, der spezifisch dramatische Färbung hat, der Takt und Maß zum Mittel des Ausdrucks, der leidenschaftlichen Rede macht. Sein Dialog trägt, und deshalb weist der Tantris als erstes von Hardts Dramen das auf, was Otto Ludwig Existenz und Bewegung nennt.

Auf dem Weg zur dramatischen Form, den wir jetzt wieder zu gehen scheinen — freilich nicht im Sinn der erklügelten und blutlosen Ideologenkonstruktionen eines Paul Ernst — wird der Tantris eine bedeutsame Station bleiben. Sein Dichter ist jetzt ein Vierunddreißigjähriger; wer im Laufe eines Dezenniums so gewachsen ist wie er, auf den dürfen wir weiter zählen. Von dem dürfen wir hoffen, daß er eines Tages noch höhere Kränze erlangt; nicht nur zwei Preise, von denen einer seinen kompromittierenden Charakter überdies eben erst zu verlieren beginnt.

Oskar Friedrich Luchner:
Der Niedergang des österreichischen Parlamentes

Alles wird wieder einmal Mode. In der Politik so gut wie in der Kleidung, Kunst und Wissenschaft. Auch für den österreichischen Absolutismus, der so lange allgemeiner Mißachtung sich erfreute, scheint die Zeit wieder zu kommen.

Allerdings nicht für jenen Absolutismus, der es dem Willen des Herrschers anheim stellte, mit den Staatsgeldern sein bedürftiges Privatportemonnaie zu füllen, die Untertanen nach Laune um einen Kopf kürzer zu machen und an den trauernd hinterbliebenen Töchtern das jus primae noctis auszuüben. Diese Spezies von Absolutismus ist heute nicht mehr lebensfähig. Die Kultur, die alle Welt beleckt, hat auch auf den Absolutismus sich erstreckt. Er bedeutet heute nicht viel anderes, als daß die Gesetze statt in einer Versammlung von mehreren hundert Laien — von der Mehrheit dieser Laien bedauerlicherweise — in fachkundigen Kommissionen gemacht werden.

Wie sich erst jüngst in Persien und der Türkei die Leute für das Parlament totschießen ließen, so wird man sich bei uns demnächst für den Absolutismus auf die Barrikade stellen. Denn die Regierenden werden aus freien Stücken auf das Parlament nie verzichten. Denn nie sind die Aktien der Dynastie-Industrie höher gestanden, als seit Erfindung des Parlamentarismus. Die Auflage neuer Steuern, die Einführung neuer Gesetze, die Kontrahierung von Schulden war in früheren Zeiten imstande, den Kredit manches braven und wohlmeinenden Herrschers arg zu gefährden. Dieser peinlichen Zwangslage sind die Throninhaber, seitdem sich das Volk selber schröpft, enthoben.

Daß wir in Österreich die ersten sind, die der Segnungen des Parlaments überdrüssig werden, scheint verständlich. Waren wir auch unter den ersten, die es installierten. Nicht aus dem Lager der Feudalen, aus den untersten Schichten des Volkes heraus, werden die feindseligen Rufe gegen das Parlament immer lauter. Die immer mehr überhand nehmende

Gleichgültigkeit des Bürgertums gegen Politik wird dem Parlamentarismus vielleicht noch gefährlicher. Denn es bedarf als essentieller Lebensbedingung der Anteilnahme des Volkes. Ein Parlament, um dessen Tätigkeit sich das Volk nicht kümmert, verdorrt, der Boden, auf dem es wächst, aus dem es seine Kraft schöpft, wird ihm entzogen, es führt ein Scheinleben, das bei der ersten Kraftprobe sein Ende findet.

Das österreichische Parlament war lange nicht mehr gesund, als das progressive Stadium eintrat. Schon vor 1897, in welchem Jahre die Obstruktion erfunden wurde, stand es nicht mehr auf der Höhe der Würde, die ihm der Idee seiner Begründer und seiner Bestimmung nach zugedacht war.

Nach dem Gesetze und nach dem Sinne des Gesetzes ist jeder Abgeordnete Vertreter des gesamten Staates und nicht seines Kreises allein. Wie sich die Verhältnisse aber in der Tat entwickelten, wurde der Abgeordnete immer mehr der bloße Bevollmächtigte seiner Wähler. Fühlte sich diesen gegenüber verantwortlich und nahm bei seinen Votierungen nicht mehr auf das Interesse des Staates, sondern einzig auf die Stimmung seiner Wählerschaft Rücksicht. Dazu kam noch, daß die Wähler die Haupttätigkeit der Abgeordneten in der Befürwortung und Betreibung von Eingaben, Gesuchen, Petitionen bei den Zentralstellen, in der Protegierung emsiger Parteigänger, der Verschaffung von Subventionen, Konzessionen und einträglichen Stellen sahen. Und kein Abgeordneter wagte es, sich energisch gegen solche Zumutungen zu verwahren.

Diese Kommissionärstätigkeit mußte die Volkstribunen bei den Behörden und Ämtern in schlechtes Ansehen bringen. Im Jahre 1897 wurde nun unter dem Ministerium Badeni der Versuch unternommen, der Hydra des deutsch-tschechischen Streites durch die Herausgabe einer durchgreifenden Sprachenverordnung den Kopf abzuschlagen. Da aber Badeni darin die weitgehendsten Forderungen der Tschechen auf Kosten der Deutschen erfüllte, kam es zu fürchterlichen Auftritten im Reichsrate. Durch eine formalistische Auslegung der Geschäftsordnung, durch Dringlichkeitsanträge und Dauerreden wurde jeder Übergang zur Tagesordnung verhindert. Als nun die slavisch-klerikale Mehrheit durch Anwendung von Brachialgewalt den Widerstand brechen wollte, ad hoc eine Änderung der Geschäftsordnung dahin beschloß, daß jeder widerspenstige Abgeordnete nach dreimaligem Ordnungsrufe von der Sitzung ausgeschlossen werden könne und schließlich zur gewaltsamen Entfernung der Aus-

geschlossenen eine Abteilung Polizei ins Parlament dirigierte, setzte es solche Rauf- und Tumultszenen ab, daß das Parlament geschlossen werden mußte und Badeni demissionierte.

Damit wurde zum erstenmal der Beweis erbracht, daß die Minorität die Fassung von Beschlüssen, die ihr nicht genehm waren, zu verhindern vermochte; daß die Majorität auf den guten Willen der Minorität angewiesen war.

Was in der Leidenschaftlichkeit des nationalen Streites und in der Entrüstung über ein widerfahrenes Unrecht für diesen einzelnen Fall entschuldbar schien, das wurde in der Folge alsobald wieder versucht, ohne daß eine krasse Rechtsverletzung oder die Gefährdung wichtiger Lebensinteressen das Motiv gebildet hätte. Jedes neue Gesetz verletzt die Rechtssphäre derer, gegen die es geschaffen wird. Muß einer Minderheit von einer Mehrheit aufgedrängt werden. Das liegt im Wesen aller parlamentarischen Gesetzgebung. Die Obstruktion aber war das Mittel gegen jede unerwünschte Majorisierung. Geschickte Geschäftsordnungspraktiker vervollkommneten sie bald so weit, daß schon zwanzig Abgeordnete die parlamentarische Tätigkeit zu lähmen imstande waren.

Allmählich aber erhielt die Obstruktion, bis jetzt die Handhabe zur Verhinderung nicht konvenierender Beschlüsse, auch noch den Charakter eines Pressionsmittels. Die Regierung versuchte nämlich in Fällen, in denen sie ein besonderes Interesse an dem Zustandekommen eines Beschlusses hatte, die jeweilige Obstruktionspartei zum Aufgeben der Obstruktion durch Zusage von nationalen oder wirtschaftlichen Konzessionen, durch Erfüllung persönlicher Aspirationen und Wünsche zu bewegen. Da die Politik in Österreich unverhüllt als Geschäft betrieben wird, gelang es. Die Folge war, daß nunmehr auch kleine Fraktiönchen, die sonst nur die Abfälle von der Regierungskrippe erhielten, auf eigene Faust Obstruktionen machten, lediglich der Abstandssumme wegen. Dazu noch jede Session eine veritable Prügelei, Schimpf- und Spuckszenen ordinärster Art, all das zusammen genommen minderte die Achtung vor dem hohen Hause selbst in den untersten Bevölkerungskreisen weitgehendst herab. Die Gerichte judizierten, daß das Parlament kein Ort sei, der besonderen Anstand erfordere.

Da entdeckte der Minister-Präsident Beck und die sozialistische Partei im Jahre 1906 den Krankheitserreger: Die Wähler waren die Ursache des Niederganges des Parlamentes. Und allsogleich war das Heilserum gefunden: Das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht. Das schlichte Volk sollte mit seinem klaren, einfachen Verstand die Abgeordneten küren.

Das allgemeine Wahlrecht kam.

Und mit ihm wurde das Abgeordnetenhaus der Ausdruck des unverfälschten Volkswillens. Aber nach einem kleinen Anlauf zu einer fruchtbringenden Tätigkeit war in Bälde, ach, alles wie einst. Die Obstruktion tauchte wieder aus der Versenkung empor. Doch der Sturm der Entrüstung, der die Totengräber des Parlamentes hinwegfegen sollte, blieb aus. Und es wurde auf einmal offenbar: Den Völkern draußen war das Parlament herzlich gleichgültig geworden.

Die dringendsten Gesetzesvorlagen, von denen das Wohlergehen Tausender abhängt, blieben unerledigt. Die Handelsverträge mit den Balkanstaaten, das Gesetz über die Altersversicherung der Arbeiter, die Bewilligung von Notstandsgeldern, die Errichtung von Hochschulen, die Finanzreform, mußten auf unbestimmte Zeit verschoben werden. Unser ein Jahrhundert altes bürgerliche Gesetzbuch, das fast ebenso alte Strafgesetz, der völlig unbrauchbar gewordene Strafprozeß, das Militärstrafgesetz, die Steuergesetze warteten schon über ein Jahrzehnt auf Reformierung. Die Kommissionsarbeiten waren beendet, die Entwürfe fertig gestellt — das Abgeordnetenhaus besaß nicht mehr die Kraft zu ihrer Durchberatung.

Aus dem Träger des kulturellen Fortschrittgedankens war sein Hindernis geworden. Immer lauter wurden die feindseligen Rufe gegen das Parlament. Und als die Wintersession infolge der Obstruktion der tschechischen und slovenischen Agrarier wieder ebenso fruchtlos zu verlaufen drohte wie die Sommertagung, da ging selbst den gutmütigen Wienern die Geduld aus. Das Galeriepublikum überschüttete die „Aktionsparteien" mit derbsten Vorwürfen, die Abgeordneten wurden auf offener Straße von den Passanten als „Tagdiebe" und „Gaukler" beschimpft, die Massen drohten vor dem Parlamente aufzumarschieren, und es schien einen Moment, als ob es zu einer Volksempörung gegen das Volkshaus kommen würde.

Wir standen damals auf der Schwelle des Absolutismus. Diese Erkenntnis war es auch, die — in letzter Stunde — den Antrag Kramarsch zeugte. Daß ihn die Slaven, die eben Obstruktion getrieben hatten, einbrachten und so ihr eigenes Vorgehen desavouierten, war eine äußerst geschickte taktische Wendung, durch die sie aus den Zerstörern Retter des Parlamentes wurden, oder doch sich als solche gebärden konnten. Ein Teil der Deutschen half ihnen in führerloser Verwirrung, dieser Pose

noch den Anschein der Berechtigung zu geben, indem sie der Geschäftsordnungsreform opponierten.

Die verschärfte Hausordnung, die dem Präsidenten das Recht einräumt, Abgeordnete, die durch „technische Obstruktion" den Gang der Verhandlungen stören, von den Sitzungen auszuschließen, ist heute Gesetz. Wird sie im Stande sein, dieses Parlament ohne Ansehen, ohne Glauben an sich selbst, ohne Gefühl seiner Würde zu seiner großen Aufgabe wieder zurückzuführen? Wird sie ihm die Stärke verleihen, Schritt um Schritt zurückzuerobern, was in zehnjährigem Niedergange verloren worden ist? Wird sie es befähigen, die gewaltigen gesetzgeberischen Arbeiten zu leisten, die seiner harren?

Die Fixheit, mit der unter der neuen Geschäftsordnung in den letzten Tagen der Dezembersession Gesetz um Gesetz erledigt wurde, die Freude, die aus den Reden aller Parteien über die Erlösung von dem schleichenden Hausgespenst der Obstruktion sprach, würde die Hoffnung, daß unsere Volksvertretung nunmehr einer Gesundung entgegengeht, berechtigt erscheinen lassen. Aber die Krankheitserreger, welche die Obstruktionserscheinungen verursachten, sind noch nicht sterilisiert und werden sich immer wieder zu Infektionsherden ansammeln. Der deutsch-tschechische Sprachenstreit, das Überhandnehmen des Berufspolitikertums, in dem zahlreiche gescheiterte Existenzen in ziemlich skrupelloser Weise ihr tägliches Brot zu erwerben suchen, die Gegensätze der Nationalitäten, das sind die letzten Motive des Niederganges des österreichischen Parlamentarismus, und ehe nicht ihre Beseitigung gelungen ist, wird das Parlament stets nur ein kümmerliches Leben fristen von Tag zu Tag.

Immerhin — etwas ist getan, und wenn dieser Anfang zur Folge haben sollte, daß unser Parlament an die Heilungsmöglichkeit wieder zu glauben beginnt, so wäre es mehr als genug. Denn auch im politischen Leben ist der Glaube an sich selbst die Vorbedingung jedes Erfolges.

Max Osborn: Berliner Kunstchronik

Es ist sehr lustig zu beobachten, wie die historische Stilspielerei, die um die Jahrhundertwende den gegenwartsfrohen Naturalismus abgelöst hat, ihre Wandlungen durchmacht. Zuerst kam, angeregt durch die Sachlichkeits- und Einfachheits-Forderungen des Kunstgewerbes, die Biedermeierei. Sie hat jedoch schon ausgelitten, und nun heißt die Parole „Rokoko". Oder besser: „achtzehntes Jahrhundert". Denn es ist eine Mischung von Rokoko und Zopf, die jetzt andrängt und uns über ein Kleines autokratisch beherrschen wird. Von der Biedermeierzeit zum Zopfstil ist ja nicht weit: sie war nur seine Fortsetzung; der Empiregeschmack steht trennend und vermittelnd dazwischen. Aber Herr Biedermeier ist ein Sohn des bürgerlichen Zeitalters, ist sparsam, ernsthaft und ein wenig nüchtern. Herr Zopf indessen gehört noch dem ancien régime an; er protzt nicht, aber er hat noch halbwegs aristokratische Allüren; er ist mehr diskret als sparsam, und er verzichtet nicht auf Phantasie und Laune; er trinkt nicht Tee, sondern ein Gläschen Südwein oder ein gebranntes Wasser aus dem Lachs zu Danzig, gelegentlich sogar ein Spitzglas Champagner.

Kunstgewerbe und Innendekoration liefen wieder voran. Die Architektur sekundierte ihnen und machte vor dem Louis seize ihr Kompliment, der ein französischer Bruder des deutschen Zopfes war. Auch Ausflüge ins reine Rokoko setzten bald ein; mit einiger Verblüffung sah man schon vor ein paar Jahren im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus zwei Zimmer von Rudolf Alexander Schröder, die zuerst eine solche Eskapade wagten. Und bald ward der Umschwung in der breiten Öffentlichkeit fühlbar. Im vorigen Jahre waren in Berlin noch die Biedermeierfeste und Krähwinkeleien an der Tagesordnung; in diesem Winter gibt's eine „Redoute Fridericiana". Es ist zu erwägen, wie weit Nebendinge wie die Einführung des Seydlitzhutes unserer Damenmode mit alledem zusammenhängen . . .

Parallel geht die Veränderung oder Erweiterung des kunstgeschichtlichen Interesses. Die Berliner Jahrhundertausstellung, die Münchener

Säkularschau, Lichtwarks Hamburger Agitation, die Wiederentdeckung des jungen Menzel, Franz Krügers, Waldmüllers standen unter dem Zeichen der Jahre 1830—50. Die Schadow-Ausstellung der Berliner Akademie vollzog den Übergang zur Fritzenzeit. Schon vorher hatten die englischen Klassiker, ebenfalls in der Akademie, das Leitmotiv des achtzehnten Jahrhunderts angeschlagen. Und jetzt haben wir in Berlin zu gleicher Zeit die großen Franzosen aus der Zeit vor der Revolution, abermals in der Akademie, die unter Artur Kampfs Präsidium wieder am Lebendigen Teil nimmt (wobei sie, sehr geschickt, sich mehr an das lebendige Alte hält als an das lebendige Neue, woran sich eine königlich preußische Behörde leicht die Finger verbrennen kann), — und schräg gegenüber Unter den Linden, bei Schulte, die Anton Graff-Ausstellung. Schon schwimmen wir mitten im Strome!

Die Situation hat ihre tiefe innere Logik. Es handelt sich immer noch um die tödliche Bekämpfung des Cartonstil-, Literatur- und Akademiegeistes aus dem neunzehnten Jahrhundert, den die neugewonnene Erkenntnis vom Wesen der Malerei ausrotten will, — daß die Akademie dabei selbst so kräftig mitwirkt, ist einer der Witze, die sich die Kunstgeschichte wie ihre große Schwester, die Weltgeschichte, gern gestattet. Man will die Entwicklung der Farbenkunst aufdecken, die der Klassizismus und die Schulschablone der hinter uns liegenden Epoche durchbrochen hatten. Rückwärts tastet man wieder die große Linie ab, die von den bescheidenen deutschen Outsiders vom Beginn des neunzehnten ins achtzehnte Jahrhundert führt. Wo kamen die Runge, C. D. Friedrich, Louis Gurlitt her? Vom Dänen Eckersberg. Wo kam Eckersberg her? Von Jacques Louis David. Und David? Von seinen französischen Vorgängern. Die importanten Deutschen der Goethe- und Schillerzeit, die Graff und Chodowiecki, hängen gleichfalls mit den Franzosen ihrer Zeit zusammen, daneben führen Linien von ihnen zu den Engländern hinüber, zu Reynolds, zu Hogarth. Und die Engländer und Franzosen stammen gemeinschaftlich von der großen Mutter der gesamten modernen Malerei: von der niederländischen Kunst des siebzehnten Jahrhunderts. Hier sitzen die Urkeime: Rubens und van Dyck, Rembrandt und Frans Hals, und die ganze Kette der Landschafts-, Sittenbild-, Stilleben-Meister in Holland und Flamland.

Es ist wunderbar, auf der unvergleichlichen Franzosenausstellung der Akademie diesen Zusammenhängen nachzuspüren und dann zu beobachten, wie sich aus den fremden Anregungen das Wunder der Pariser Rokokoschule gebar. Watteau, dessen Name über allen andern schwebt,

kam ja selbst aus dem Land der vlämischen Derbheit und hatte mit Bauern- und Soldatenstücken à la Teniers begonnen, aber als er seine Vaterstadt Valenciennes mit Paris vertauschte, gingen seinen Augen die holden und berauschenden Reize der himmlischen Stadt auf, die gerade damals, schon zu Lebzeiten des alten roi soleil, die schweren Ketten des Barockpomps abwarf. Und nun zauberte der häßliche, menschenscheue, kranke, früh zerbrochene Mann jene Welt der Liebeständeleien, Maskeraden und arkadischen Feste, der zierlichen Schwärmerei und der süßen Lust auf seine Bilder, die den Zeitgenossen als ein modernes Märchentum erschienen sein mag, als eine Symphonie von phantastischen Variationen auf die Motive glühender Lebensfreude, die eine traumhafte Wirklichkeit darbot. Rubens' rauschende Farben hatten ihn begeistert, als er bei Claude Audran, dem Konservator des Luxembourg, arbeitete; aber er ließ sie durch ein haarfeines Sieb leuchten, bis seine Kunst sich von der seines Vorbildes ebenso unterschied wie eine Pariser Königsmaitresse von einer Antwerpener Patriziergattin.

Watteau war es, der der französischen Malerei den weichen, sinnlichen Klang und den schwelgerischen Duft gab, die seitdem ihre Macht und ihren Stolz bedeuten. Ohne diese Führerschaft ist der ganze Schwarm undenkbar, den er um sich sammelte und hinter sich herzog. Nicht allein die Pater und Lancret, die in der unmittelbaren Nachahmung Watteaus befangen blieben, sondern nicht minder seine jüngeren Rivalen, die Chardin, Boucher, Greuze, Fragonard, die dann selbst zu königlicher Souveränität aufstiegen. Zum ersten Male wird vor einem deutschen Publikum der Glanz dieser Schule entfaltet. Das Auge erlebt die Wonnen einer Malerei, die kein anderes Amt kennt, als den farbigen Abglanz von den Dingen der Welt abzulösen und ihn in die Sphäre einer individuellen Sinnenphantasie emporzuheben. Vor der Delikatesse dieser Bilder erlahmen die beschreibenden Worte; man kann sie nur mit dem Blick in sich saugen, oder mit der Zunge schmecken. Es sind die höchsten Verfeinerungen sinnlichen Genießens (worin übrigens das Wesen der Wirkung bei den bildenden Künsten, wenn sie redlich sind, immer beruht), und die Entzückungen, die sie hervorrufen, grenzen gelegentlich schlechthin an die Region des Erotischen. Wohlgemerkt: die malerischen Wirkungen, nicht etwa die gegenständlichen! Davon kann hier um so weniger die Rede sein, als die französischen Sammler, anscheinend aus übertriebener Angst vor falscher Beurteilung im philisterhafteren (sprich: „sittenstrengeren") Deutschland, sich in der Auswahl der Sujets eine planvolle Reserve auf-

erlegten. Namentlich bei Boucher und Fragonard mag das nicht ganz leicht gewesen; denn diese beiden Rokokoherren haben für die Augenweide blinzelnder Lebemänner und galanter Weltdamen so viel getan, daß ihnen zu tun fast nichts mehr übrig blieb. Dennoch gelang es den Pariser Gönnern der Ausstellung, dies kitzlige Stoffgebiet zu umgehen (was an Pikanterien vorhanden ist, stammt — aus deutschem Besitz), und das ist, nicht etwa aus moralischen, sondern aus künstlerischen Gründen, hochwillkommen, weil nun unsere ganze Aufmerksamkeit auf die Hauptsache gelenkt wird: auf die fabelhafte Anmut, Reife und Handwerkstüchtigkeit der Malerei.

Wenn ich auf der Ausstellung zwischen den seligen Meistern Preise zu vergeben hätte, würde ich Watteau als Ahnherrn hors concours setzen, und dann Chardin mit der großen goldenen Medaille schmücken. Denn die Schönheit der Tonmalerei seiner Stilleben, Küchenstücke und Wirklichkeitsausschnitte, in denen er den Delftschen van der Meer brüderlich grüßt, Willem Kalf überbietet, ter Borch hinter sich läßt, Goya und Manet vorahnt, der silberne Klang seiner kühlen Farbenskala, die Samtweichheit seiner hingehauchten Striche, die alle Öligkeit des Materials durch die Kraft eines unbegreiflichen Künstlergeistes überwinden, ist über die Maßen. Dann würde ich Fragonard ehren und zuvörderst vor seiner aus Rembrandtschem Helldunkel traumhaft aufleuchtenden Vision einer orientalischen Szene („Der Pascha") einen Lorbeerkranz niederlegen. Desgleichen vor Bouchers kleinen Pompadourporträts; nicht vor dem angestaunten Repräsentationsbilde der großen Liebesmeisterin, das der Baron Rothschild für die Reise nach Norden mit einer Million Francs versichert hat — nein, vor dem skizzenhaften kleinen Bildnis, das den reizenden Titel „Le roi" führt: der König ist gemeldet, und Madame in modefarbener Toilette erhebt sich, den Gebieter zu empfangen — es könnte wiederum „Der Pascha" heißen. Aber schließlich bekämen sie alle eine Auszeichnung, auch die kleineren Porträtisten, von Nattier an, der zuerst dem Schwulst des Barock kündigte und dafür die Natürlichkeit einsetzte, über seinen Schwiegersohn Tocqué und den französierten Schweden Roslin hin bis zu Duplessis und Danlour und Drouais und den älteren Bildern der Vigée-Lebrun. Denn das ist das Große dieser Kunst: daß auch die Persönlichkeiten zweiter Ordnung ein so erstaunliches Niveau halten.

Etwas Ähnliches hatten wir damals in Deutschland auch. Wenn auch das Niveau nicht so hoch war wie in Frankreich. Anton Graff, den wir nun neu kennen lernen, stand nicht allein, er war nur der stolzeste

Gipfel in einem an lieblichen Höhen reichen Gebirge. Was die eingewanderten Franzosen, wie der Watteauschüler Pesne in Berlin, nach Deutschland brachten, ward hier verständnisvoll aufgenommen und verarbeitet. Von keinem so selbständig und großartig wie von dem schweizerisch-sächsischen Meister, der in seinem Lebenswerke das verehrungswürdige Geschlecht einer männlichen, idealistisch entflammten, geistesstarken, von edelsten Interessen und Wünschen erfüllten Zeit spiegelte. Graff beschwor die Seele unserer größten Epoche mit den Mitteln der Farbe; er malte die Köpfe und Körper ihrer Menschen als ein Werkstattmeister von solider Schule, und unversehens hatte er damit den Geist des Jahrhunderts gebannt. Mit Ehrfurcht grüßen wir in ihm den einzigen deutschen Maler, der jemals eine Porträtkultur im europäischen Stil begründet und uns vererbt hat.

Wie war es möglich, daß solche Lehren verklangen? Erst nach hundert Jahren besannen wir uns auf die großen Traditionen des Malerischen, die wir besaßen und vergeudet hatten. Aber man muß fast fürchten, daß uns die Ruhe und Festigkeit abhanden kam, diese Überlieferungen wahrhaft organisch fortzubilden. Rastlosigkeit und Zerrissenheit bleiben die Kennzeichen unseres Kunstbetriebes. Die Krisis in der Berliner Sezession gibt einen neuen unsympathischen Beweis dafür. Hier war etwas geschaffen, das den Ausgangspunkt geben konnte für logische Weiterarbeit, für Klärung und Destillierung der wilden modernen Wünsche. Nun kam der Konflikt zwischen den jugendlich-radikalen Stürmern und den Unzufriedenen, persönlich Gekränkten auf der einen, und den besonneneren, reiferen, freilich auch ehrlich selbstherrlichen Vätern der Sezession auf der anderen Seite. Da diese Zeilen geschrieben werden, ist der Riß bereits klafterweit. Wenn sie erscheinen, wird er vielleicht verkleistert und verklebt sein. Aber ich fürchte: er bleibt unter dem Pflaster, ohne zu heilen, beim nächsten Anstoß reißt er abermals auf, und dann — segeln wir wieder in die Verwirrung hinein. Statt Wachstum und Wandlung haben wir lärmendes Gebahren, Eigenbrödelei, Starrsinn, Undank und Tollpatschigkeit, auf beide Seiten anmutig verteilt. Kampf in der Kunst ist nicht nur gut, sondern notwendig. Aber die Fraktionszerspaltung, Parteizerklüftung, Gruppentrennung, Unverträglichkeit, die Verschwörungen und Verrätereien im Engeren sind deutsche Urlaster, die von jeher alle große Entwicklung immer aufs neue bei uns in Frage stellten.

Balder Olden:
Der lange Kapellmeister

Seit Monaten war das Leben zu Thoras Füßen ausgebreitet wie ein Teppich mit leise sich bewegenden Figuren, für die sie Interesse hatte, und mit denen sie dennoch nichts teilte. Tag und Nacht saß sie in ihrem Rollstuhl auf der Promenade — die Sonne schien, die Passer rauschte, die Musik spielte — es gingen Menschen auf und nieder. Der Anfang und das Ende ihrer Tage dämmerten im Zimmer hin. Sie las, der Arzt behorchte sie und schüttelte sein kluges Biedermaier-Köpfchen mit den hellen Wangenbartstreifen. Sie maß Temperatur, dreimal täglich, nahm ein — ihr Denken bewegte sich zwischen Celsiusgraden und Konzertstücken.

Briefe interessierten sie nicht, denn es schrieb ihr niemand die Wahrheit — die Geschichtchen von ihren Neffen und Nichten füllten viel Seiten und lasen sich wie verstaubte Jahrgänge der Fliegenden Blätter. Besuche waren ihr gleichgültig, denn man sprach mit ihr nicht mehr wie mit einem reifen Menschen. „Psycho-Therapeutik"! mahnte Dr. Tänzer. Ihre Briefe waren psycho-therapeutisch, ihre Gespräche, ihre Lektüre. Von all der Therapeutik war ihre arme Psyche matt und gegenstandslos geworden.

Es wußte niemand, wie lange sie dieser Kur Widerstand geleistet hatte, daß sie bis ins zweite Jahr hinein Stunde für Stunde den letzten Tag ihres wirklichen Lebens wiederholt hatte, mit jedem Schritt und jedem heißen Wort.

Sie wartete es kaum ab, daß man sie allein ließ, ihrer Ruhe übergab. Dann machte sie die Augen fest zu und setzte ihre Phantasie in diese immer gleiche Bewegung, wie eine korrekt arbeitende Maschine. Sie stellte sich den Anfang ihres letzten Tages vor, den tiefdunklen Morgen daheim in ihrem Zimmer, das sie nicht wieder gesehen hatte. Sprang aus dem Bett, schlüpfte in den Sportanzug, die englischen Pumphosen, den weißen Sweater, die dicken Strümpfe. Alles wie an jenem letzten Tag — sie konnte ihn längst auswendig, mit jeder Minute, und wurde nicht müde, ihn aufs neue zu leben. Der Gang durch die Straßen mit den klappernden Schneeschuhen auf dem Rücken, das Rendezvous mit den Freunden

J. P. Simson Gerardin:
Die Briefleserin
(Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)
Zum Aufsatz „Berliner Kunstschau“

in der Bahnhofshalle. Der erste Blick in die kleinen hypnotisirenden Augen des Fremden. Die Fahrt im heißen Coupé und das Gespräch mit ihm, der so gefährlich leise sprach: nur zu ihr. Sie fühlte es immer mit neuem Schauder, daß das eine Auszeichnung war: er sprach nur mit ihr, hypnotisierte sie mit seinen Augen, und draußen wurde der Tag wach über verschneiten Dörfern und weißen Berghängen. Dann tappten sie stundenlang den Berg hinan, einer nach dem andern in der gleichen Spur — die gewaltigen kleinen Augen des Fremden saßen ihr im Nacken und trieben sie an, mit aller Kraft aufwärts zu steigen, trotz dieser ungeahnten Müdigkeit, unter der sie fast zerbrach. Während der Mittagsrast in der Berghütte stahlen sie sich beide hinaus, sie und der fremde Mann. In einem Dickicht — und von den Ästen troff das Eiswasser herunter, aber sie spürte es nicht, — preßte er ihr das Geständnis ab, daß er jede Macht hatte über sie. Als sie es gesagt hatte, wurde es wahr — sie hatte keinen Willen mehr vor seinem, und er küßte — nein, er trank sie, trank ihr aus dem Mund ihr ganzes Sein heraus. Der flimmernde Schneetag, das kalte glitzernde Mittagslicht war für sie voll einer inneren Schwüle, unter der ihre Glieder bebten.

Dann fanden sie sich wieder zurück — sie mit brechenden Knien — und der Abstieg kam. — Schneeheil! Da sauste der Führer über die weiße Halde, schwand in einer Talmulde, und die Schlittenschuhe sprangen unter ihm. Der nächste brauste nach — des ersten Schatten lag wieder schräg übers weiße Feld — dann war da nur noch ein Schatten, und auch ihn verschlang das schwarze Holz. In gleichen Abständen folgten die schnellen Gestalten, Männer und Mädchen kaum zu unterscheiden — huschten auf und entglitten rasend rasch und wurden Schatten, die verschwanden.

Endlich kam sie — hinter ihr war nur noch der Fremde. Das war ein atemloses Fliegen, den ganzen Berg hinab — sie war ein Blatt, das der Wind ins Tal wirbelte. Sie schlug manchmal gegen einen Baum, und ihr Sturz riß sie kreuz und quer gegen andere Stämme, daß sie entsetzt liegen blieb. Dann war er bei ihr, warf sich neben sie und drückte sie in den Schnee. Sie vergaß alles, den Weg, ihre Gesellschaft, sich selbst. Sie war nur noch eine Beute dieser Küsse.

Wenn sie im Fahren die Augen aufschlug, lagen da immer noch die vielen Bergwiesen und Hänge, von schwarzen Waldstreifen durchschnitten — aber gleich stäubte es weiß und golden um sie, und sie war ganz der Macht des Fliegens hingegeben, war eine Lawine, die fiel,

aufschnellte und Widerstand fand — und wenn sie stürzte und glaubte, ganz zerschlagen zu sein, war sie plötzlich wieder in dieser anderen Gewalt, die noch fürchterlicher und viel grausamer war.

Den Mann hatte sie nicht wiedergesehen.

Sie selbst war ein paar Wochen später in den Süden gebracht worden mit gelähmten Beinen, der psychotherapeutischen Kur und anderen Schrecknissen überantwortet. Diesen letzten Tag hatte sie leidenschaftlich, in bewußter Bosheit gegen ihre Pfleger, in einer Qual, die nur ihre eigene Vernichtung enden konnte, wiederholt. Bis sie keine Kraft mehr hatte und keine Lust mehr, ihren Arzt zu bekämpfen, ihre Phantasie aufrecht zu halten und sich selbst zu zerstören.

Dann waren die Monate gekommen, in denen sie aufblühte zur Schönheit eines zarten japanischen Aquarellbildes. Ihr müdes Gesicht erglänzte in durchsichtigen, rosigen Tönen — das dichte Haar hatte Glanz und lag wie weiche Seide über der Stirn. Nichts bewegte sie mehr.

Das Leben lag unter ihr. Aus ihrem Rollstuhl, von einem Thron aus, sah sie es ein paar Stunden lang des Tages, wie einen Teppich mit leise bewegten Figuren. Sonst gab es nur Dämmerstunden und schwarze, tiefe Nächte für sie.

Aber auf einmal kam die Zeit, in der nichts Erreichbares ihr mehr verboten war. Der Arzt war in dieser langen, strengen Kur endlich zum Mitleid gediehn — er wünschte, daß Thoras Wünsche erfüllt, ihre Fragen beantwortet würden, daß man ihr für das letzte Restchen Leben die Freiheit des Denkens wieder gebe, soweit sie sie wünschte. Denn er hatte gestehen müssen, daß seine Kunst versagt hatte.

Da war plötzlich jeder Mittag im Sonnenschein wieder voll von Begebenheiten. Es war ein neuer Kapellmeister gekommen, und das alte Orchester hatte da plötzlich andere Geigen und Bässe und strotzte von einem gewaltig bejahenden Leben, das sich mit Leidenschaft in die Nerven der vielen Leidenden schlug.

Den wollte sie kennen lernen! Seit zum erstenmal die Instrumente unter seinem Stab erwacht waren, wie die blassen Menschen unter der Sonne dieses Alpentales wieder Blut und Wut aufs Leben gewannen, hatte Thoras Befreiung von Dr. Tänzers Psychotherapeutik begonnen. Die beiden Ereignisse fielen ineinander — von allen Seiten stürzte jetzt, ganz unverhofft, ein Strom Welt in ihr kahles Leben ein.

Er kam und küßte ihre kranke Kinderhand, mit der sie ihm dafür dankte, daß er dem Tag neue Farben und ihren Bildern viele Lichter

gegeben hatte. Er sprach auf sie ein mit einer elastischen, warmen Cellostimme, zeigte ihr unbewußt, daß er nicht nur Mitleid mit ihr hatte — daß er in sie hinein schaute und sie gern gestreichelt und geküßt und ganz geweckt hätte.

Bald darauf spielte die Kapelle einen Walzer, den Thora nie gehört hatte und doch so sehr kannte — einen langsamen, schweren Walzer, aus dem die Violine immer wieder herausbrach, um diese ganze getragene Melodie in einen Rausch zu stürzen und Feuer in die harmonisch bewegten Glieder der Tanzenden zu bringen. Ein Walzer: ein losgerissener Funke irrte durch einen Gartenabend, weckte da und hier ein Flämmchen, bis die kleinen Feuer sich fanden und als Flammengarbe durch die Bäume tosten.

Als Thora fragte und erfuhr, daß dies der „Thora-Walzer" sei — ihr ganzes Dasein von ihm, der sie mit seinem Begreifen umschlang, in einer einzigen Melodie gefangen — flogen die zwei Jahre therapeutischer Seelenkur wie Schleier von ihr ab.

Was erdenklich war, Thoras neu erwachte Lebensgier zu befriedigen, geschah. Sie erlebte, nachdem sie zwei Jahre lang nur den einen Weg im Rollstuhl gemacht hatte, das Ungeheure: im Wagen auszufahren!

Wenn das Pferd, so drauflos trabend, eine Höhe nahm, glaubte sie immer, es würde im plötzlichen Rausch seiner Kraft den Zügel zerreißen, in maßlosem Galopp seiner scharfen Hufe den Wagen hinter sich in Trümmer schlagen, sich und den Kutscher und sie in ein prasselndes Verderben jagen! Die Bäume der Wälder, die sie wie zum erstenmal sah, bebten ihr in Wut unter jedem Wind und konnten sich über sie stürzen — die Brücke knirschte unter der Wucht ihres Wagens.

Jetzt hatte ihre ausgeleerte Phantasie sich ganz mit neuen Vorstellungen vollgesogen, die für die letzten, notwendig letzten Tage reichten. Die rosigen Töne japanischer Aquarelle waren erloschen, ihre Augen aufgerissen wie die Lichter eines verhungernden Raubtieres.

Sie lag mit geschlossenen Augen im Bett, ohne zu ahnen oder darnach zu fragen, daß sie sterbenskrank war. Was vor diesen zwei Jahren gewesen war, der hundert, hundertmal durchlebte Tag zur Seite des Fremden — davon war nichts mehr in ihr. Der Thorawalzer hob ihre halb befreite Seele in Thorparoxysmen, die seinen gefälligen Schöpfer erschreckt und vielleicht im Bewußtsein seiner künstlerischen Enge vernichtet hätten.

Als ihre Kraft sich fast erschöpft hatte, sah sie noch einmal die Promenade, auf der sie zwei Jahre, zwei Jahre lang Tag um Tag die Musik gehört. Schlenkernd in den Gelenken, ging es da auf und nieder von Menschen, die sich anblickten, mit Ruckbewegungen grüßten, sich rechtwinklig bewegte Hände reichten. Im Spalier zu beiden Seiten lagen die Kranken auf Rollstühlen und Bänken — Thora mitten darunter, im Pelz, die Reiherfedern auf ihrem Hut.

Schwarz, im Mantel, den Zylinder glänzend im Licht, kam der Kapellmeister inmitten des Weges. Er überragte all die Menschen, daß Thora ihn schon aus großer Weite sah. Er kam näher, wuchs, kam mit gravitätisch schlenkernden Schritten, immer höher, riesengroß, daß sein Hut wie ein glänzendes Segel die Sonne widerspielte. Er schritt auf den Musikpavillon hin, zu gespenstischen Maßen gewachsen, und jetzt war sein Gesicht knöchern, mit hohlen Augen.

Seine Hände hoben sich wie kahle Flügel, der Taktstock blitzte — seine Kapelle spielte den Thorawalzer! Da ordneten sich alle Menschen zu Reihen, rechts die Gesunden und links die Kranken. Da standen sie alle, die Elend-Gelben, von Polstern und Decken befreit — der Taktstock flog, und mit irreverzerrten Bewegungen tanzten sich die Reihen entgegen. Compliment! Tournez! Changez les dames! — die Knie flogen, die Arme schwenkten ellbogenlos auf und nieder. Starre Gesichter zerschnitt ein Lächeln. Rascher flog der Taktstock, hastiger klapperten die Arme des Kapellmeisters und rasten: ihm folgten die Tänzer, schlangen im Zickzack ihre Bewegungen den Reihen, und Thora unter ihnen, mit fliegenden Röcken, die Reiherfedern als ein Irrlicht über ihrem Scheitel . . .

Der Arzt, der an ihrem Lager stand, packte die Hand der Pflegerin. Thoras Mutter fiel auf beide Knie und rang die Hände, und die Augen quollen aus ihren Lidern. Thoras Schwester riß ein Stück der Decke von der Sterbenden. Thoras gelähmte, seit zwei Jahren gelähmte Beine tobten da im Takt des Thorawalzers! Des langen Kapellmeisters Stab trieb die Unbeweglichen zum wütigsten Tempo — bis der Meister jählings die Arme breitete und all die Tänzer still standen.

Dann verschwand des langen Kapellmeisters Knochengestalt im Dunst der Mittagssonne.

Rundschau

Khakiwahlen gegen Deutschland

Wenn es wahr ist, was die diplomatischen Auguren mit hochgezogenen Brauen erzählen: wenn wirklich Herr von Bethmann Hollweg, dem als Vorschußehrung und zur Widerlegung aller Bezweifler seiner Sattelfestigkeit soeben das orangefarbige Band des Schwarzen Adlerordens um die Schulter gelegt wurde, mit seinem ganzen ehrlichen Fleiß an einer allmählichen Besserung der deutschenglischen Beziehungen arbeitet und — so sehr er sonst auf den Rat und die Mitwirkung des Herrn von Schön Wert legt — diese Aktion sich selbst vorbehält, dann ist er jetzt in der angenehmen Lage, die Fäden dort weiterzuspinnen, wo er sie angeknüpft hat. Zwar ist das Foreign office ein in der Überlieferung fest verankerter Grund, der von den gurgelnden Parteiströmungen nur wenig bewegt werden kann. Aber es ist doch wohl bequemer, sich mit Sir Edward Grey über dieses größte Problem der europäischen Politik zu verständigen, als mit dem hartwilligen Lord Lansdowne, der allerdings wieder mit stärkerer Entschiedenheit das nicht immer willkommene Accompagnement des witzigsten unter den gekrönten Diplomaten auszuschalten verstünde.

Natürlich muß man mit der Möglichkeit rechnen, daß den letzten aufgeregten Wahlen, die in keinem Sinne eine eindeutige Klärung gebracht haben, sehr bald eine neue Auflösung des Unterhauses folgen wird. Aber manches spricht dawider. Abgesehen von der Gewohnheit des Engländers, den Volkswillen gewissenhaft zu respektieren und sich mit politischen Tatsachen schnell abzufinden, vor allem sein nüchterner kaufmännischer Sinn, der nicht ohne Not den ganzen wirtschaftlichen Apparat so schnell abermals den lästigen Hemmungen einer Gesamtwahl aussetzen möchte und auch ihre ungeheueren Kosten erwägt; jedes der 671 Mandate mußten die Eroberer durchschnittlich mit tausend Pfund Sterling erkaufen. Es ist also sehr gut denkbar, daß der kühle Ironiker Balfour, der diese Wahlen erzwungen hat, trotzdem das Unterhaus schon im nächsten Jahre eines natürlichen Todes hätte sterben müssen, seinen Gegnern zu einer längeren Herrschaft verholfen hat, als ihnen sonst beschieden gewesen wäre.

Wenn Asquith den Bogen nicht überspannt, kann er gar wohl seine nächsten Ziele erreichen. Selbst ohne die nie ganz zuverlässigen Iren verhilft ihm das Bündnis mit der Labour Party zu einer Majorität von etwa 40 Stimmen. (Während ich dies schreibe, sind noch nicht alle Wahlresultate bekannt.) Zusammen mit den Home-Rulers beträgt die ministerielle Mehrheit etwa 120. Auch Salisbury hatte 1886 zusammen mit den liberalen Unionisten nur eine Mehrheit von 109 Stimmen. Und obwohl ihn die Gegner höhnten, er sei bloß „in office but not in power“, hielt er das Heft bis 1902 in Händen. Noch geringer

war Lord Russels Majorität nach den Wahlen des Jahres 1847 — es waren nur dreißig Stimmen und obendrein in drei Gruppen gespalten — und dennoch behauptete er mit ihr die Wighherrschaft bis in den Februar 1852. Und damals führte kein Balfour, sondern ein Disraeli die Opposition.

So widerspruchsvoll der Ausfall der Wahlen ist, so geschickt die Lords das eigentliche Kampfobjekt, ihr Vetorecht gegen Steuerbeschlüsse des Unterhauses, verdunkelt haben, so können die Liberalen sich immerhin darauf berufen, daß trotz der Outvoters, der meist konservativen Pluralstimmen, eine Majorität von einer halben Million Stimmen sich gegen den Protektionismus und für das bodenreformerische Budget Lloyd Georges entschieden hat. Alles hängt jetzt von der taktischen Geschicklichkeit der wiedergewählten Minister und davon ab, ob der zu Kompromissen eher geneigte Premier oder der draufgängerische Schatzkanzler die Führung an sich reißt. Die parteipolitischen Kämpfe werden sich unter allen Umständen verschärfen, aber die Möglichkeit, daß sich das liberale Regiment ohne eine neue Parlamentsauflösung behauptet, ist, wie gesagt, nicht ausgeschlossen. Dann aber wäre die Hoffnung berechtigt, daß das Streben, der Korrektheit der deutsch-englischen Beziehungen eine wärmere Tönung zu geben, zum Ziele führen kann. Freilich auf die Kernfrage der Einschränkung der Flottenrüstung wird das Kabinett Asquith nicht direkt lossteuern können. Der letzte Wahlgang hat gezeigt, daß die Nervosität der Wähler durch nichts wirksamer beschwichtigt wurde, als durch die Beteuerungen der liberalen Minister, daß der Flotte ihre zärtlichste Sorge gelten solle. Und nichts gäbe Balfour eine bessere Handhabe zum Sturze Asquiths, als der Nachweis, daß die Seewehr vernachlässigt werde. Lord Charles Beresford, der neue konservative Abgeordnete von Portsmouth, kündigt an, seine erste parlamentarische Tat werde der Antrag sein, einen Flottenkredit von 1200 Millionen Mark zu bewilligen. Auf diese Vorstöße kann das um seine Zukunft besorgte liberale Ministerium nicht mit radikalen Abrüstungsvorschlägen antworten. Gerade wer den Frieden will, kann sie in dieser Situation nicht befürworten. Wenn aber das Kabinett Asquith notgedrungen zunächst an der Vergrößerung der englischen Flotte arbeitet, wird auch die englische Kritik an der Durchführung des seit langem festgelegten deutschen Flottenplanes ihre gefährlichste Schärfe verlieren. Es ist gut, wenn man sich auf diesem Gebiet keinen Illusionen hingibt.

Dagegen ist es eine glückliche Fügung, daß das von allen Seiten bedrohte Kabinett ein Lebensinteresse daran hat, die lächerliche Angst vor der „deutschen Gefahr" zu dämpfen und womöglich zu ersticken. Daß Deutschenfurcht und Deutschenhaß in der ganzen Welt großgezüchtet wurden, war in erster Reihe das Werk der unzähligen, ausgezeichnet organisierten und glänzend bezahlten publizistischen Agenten, die gewohnt waren, aus dem Londoner auswärtigen Amt ihre Informationen zu beziehen. Hier kann das liberale Ministerium einsetzen und durch Zer-

reißung dieses Systems niederträchtiger Verleumdungen dem Weltfrieden und sich selbst den besten Dienst erweisen. Die Januarwahlen müssen es endgültig darüber belehrt haben: das Invasionsgespenst ist heute der stärkste Bundesgenosse der Konservativen. Daß die Liberalen die siebzig Wahlkreise, die bisher fast immer Tories gewählt und nur im Jahre 1906 plötzlich dem allgemeinen Überdruß gegen die konservative Herrschaft nachgegeben hatten, wieder verlieren würden, damit haben Asquith und Lloyd George von vornherein gerechnet. Aber ihre Verluste in den englischen Grafschaften wären nicht so überwältigend gewesen, hätte man dem ländlichen Proletariat, für das sie gerade so viel getan haben, nicht immerzu eingeredet: „Wenn die Liberalen dran kommen, gibt es in drei Jahren kein Bier, keine Arbeit, keine Kirche, kein England — nur Limonade, Armenhäuser, Atheisten und Deutsche." So lautete es wörtlich in einem konservativen Wahlmanifest.

Mit anerkennenswertem Takt hat die gesamte deutsche Presse sich jeder leidenschaftlichen Kritik der englischen Wahlbewegung enthalten. Sie sah das Anwachsen der schutzzöllnerischen Scharen, aber sie wies die neurasthenische Prophezeiung zurück, daß der Schutzzoll in England für die ganze deutsche Wirtschaft gleich einen tödlichen Schlag bedeuten werde. Wie der Freihandel nur Schritt für Schritt vordringen konnte und erst vierzehn Jahre nach Beseitigung der Getreidezölle in voller Kraft sich durchgesetzt hat, so können auch die Schutzzollmauern um das britische Weltreich nicht über Nacht aufgeschichtet werden. Wieviele Widersprüche würden den ungeduldigen Bauleuten noch in den Arm fallen! Auf der einen Seite soll die Landwirtschaft aus ihrem Grabe erstehen, auf der anderen soll den Millionen Arbeitern das Brot nicht verteuert werden. Ein Teil der Großindustrie lechzt nach dem Schutzzoll; der in England so mächtige Zwischenhandel hat das größte Interesse an der Erhaltung des Freihandels. Wie soll der Schmuggel an einer endlosen Grenze, die den Erdball umspannt, ohne ungeheure Kosten überwacht werden, wie sollen sich die gegensätzlichen Interessen der Kolonien und des Mutterlandes im Gehege der Zollmauern miteinander vertragen? Wenn die englischen Eroberungen nicht mehr jedesmal die Erschließung neuer Gebiete für den freien Welthandel bedeuten, dann werden sie auch nicht mehr so ungehindert wie bisher gelingen. Fast überall steht dem Ansporn die Warnung gegenüber. Angesichts einer Möglichkeit, die sich nur etappenweise verwirklichen könnte und der sich die Schmiegsamkeit des deutschen Kaufmanns allmählich anzupassen lernen würde, wird man nicht gleich den Kopf verlieren.

Noch bemerkenswerter war die Besonnenheit der Deutschen gegenüber der Ausschreitung Balfours, der sich in Hauley auf die Überzeugung anonymer Diplomaten berief, daß ein Krieg zwischen England und Deutschland unvermeidlich sei. Dies Unerhörte sprach nicht ein beliebiger Wähler-Einpeitscher, das sprach der Ministerpräsident von gestern, der morgen wieder auf dem

verantwortlichsten Platze stehen konnte. Mit Recht antwortete Lord George auf diese Ungeheuerlichkeit: „Männer, die von solchen unvermeidlichen Kriegen sprechen, das sind dieselben Männer, die die Kriege machen." Und wird die Aufklärung der englischen Massen stark genug sein, so starke Aufwieglerworte wieder vergessen zu machen? Es ist gut, daß von deutscher Seite alles geschieht, diese Aufklärung zu fördern. Die freimütigen und klaren Worte, die Graf Wolff-Metternich am Geburtstage des Kaisers sprach, waren eine der besten Botschafterreden seit langer Zeit. Auch die in England lebenden Deutschen mühen sich, die Verleumder der deutschen Politik zu entlarven. Ein Artikel des rührigen Mitgliedes der Londoner Kolonie, Charles Tuchmann im Januarheft der Zeitschrift „The Nineteenth Century and after", der von der englischen Tagespresse sehr beachtet worden ist, hat sicherlich auch Gutes gewirkt. Vielleicht werden diese treuen Dienste ihren Zweck erreichen, zumal die englische Regierung jetzt selbst allen Grund hat, sie von oben zu fördern. Wir aber dürfen über diesem milden Tun doch den schweren Ernst der englischen Wahlsymptome nicht vergessen, die die ministerielle „Westminster Gazette" am besten charakterisiert hat: „Es waren Khakiwahlen, bei denen Deutschland die Rolle der Buren spielen mußte."

Josef Adolf Bondy

Von den Berliner Bühnen

In Reinhardts Kammerspielhaus ist Herbert Eulenbergs Komödie „Der natürliche Vater" gegeben worden und abgefallen. Nach der zweiten Aufführung schon war das Stück verschwunden und versunken. Ich hatte mindestens auf drei Abende gerechnet, und so ging diese Erscheinung an mir vorbei. Ich muß mich nun an das Buch halten, das gleichzeitig bei Erich Reiß in Westend-Berlin erschienen ist. (NB.: die neueste Neuheit ist, daß an den Premierenabenden der Kammerspiele die Plätze, auf denen man einigermaßen der Vorstellung folgen kann, zwanzig Mark kosten. Mehr nicht — für Herrn Beregi und Frau Konstantin und eine hastig zusammengeschlagene Aufführung gar nicht zu teuer . . .)

Also: das Buch. Die Überzeugung befestigt sich: diese vielseitig-schillernde, stilgemischte, teils lebendige, teils literaturhafte, bald menschlich-glänzende, bald formlos-stumpfe, hier romantisch-krause, dort realistisch-aufbegehrende Dichterangelegenheit sollte man entweder gar nicht aufführen oder doch nur dann: wenn man entschlossen ist, durch die sorgfältigste Regie der Formfremdheit dieses Dichters zu begegnen und durch Schauspielerpersönlichkeiten den Charakteren Halt zu geben. Bassermann, Moissi, die Höflich, die Durieux wären entweder zu schade oder gerade gut genug für dieses Stück gewesen. Kann man sich den Luxus gestatten, ein anfechtbares Werk zu spielen, so soll man auch generös bleiben und den Pflichten solcher „Noblesse" nicht aus dem Wege gehen.

Eulenberg ist künstlerisch nicht vorwärts geschritten seit Münchhausen, seit Blaubart. Ein bißchen mehr Lebensreife ist hinzugekommen,

ein wenig Trieb nach innerer Einkehr, nach psychologischen Erkenntnissen des Ich, des Familiengehäuses und der Wunsch, mit der Welt abzurechnen. Doch die Gestaltungskraft ist brüchig nach wie vor, der kunstwerkliche Bau zerfahren, leichte Gerüste, seichte Ansammlungen veralteter Motive — disjecta membra poetae. Immerhin „poetae“... Ein Sohn, der seinen Vater sucht; ein Vater, der vor der Familie ausgerissen ist; ein Vater will ein Mädchen freien, das sein Sohn begehrt; ein armes Haus, in das über Nacht der Wohlstand einzieht; alte mitschwatzende Diener; freche und besoffene Hausknechte; trottelhafte Pillendreher; die Schmarotzer des reichen Mannes; der biedermännische Onkel, der sein verwaistes, poweres Nichtchen verkuppeln will, um es los zu sein; das liebe melancholische Kind von guter Herkunft, das mit der Laute durch die Straßen zieht, um sein Brot zu erbetteln; der weiche Jüngling, der das Schönste auf den Fluren sucht, — alles dagewesen, sehr oft dagewesen, in den Tagen der Romantik und der verromantisierten Familienblatt-Herrlichkeit.

Unter diesen Trivialitäten dann flackert Echtes, Dichterisches auf. Da sind Stimmungen der Landschaft, der Natur, des kleinstädtischen Gemeinwesens, mit zarter und feiner Hand hinimprovisiert, so musikalisch wie malerisch: das ärmliche Sommerhaus draußen im lockenden Garten; warme Mondscheinnächte auf dem menschenstillen Platz der kleinen, schiefwinklig-poetischen Stadt, Nächte voll süßer Ahnungen und Fragen, Nächte stiller Einkehr, Nächte, da dem deutschen Jüngling das Wort der Griechenbibel inniger ins Herz tönt. Hier könnte eine verstehende und gebildete Regie reizende Wunder leisten: Bildhaftes aus der Schwindzeit, Glanz der Romantikerlyrik. Da ist ferner die Gestalt des Vaters, die die Schar der Schemen weit hinter sich läßt, die einzige Gestalt, die eines Dichters Seele geboren hat. Eine reifere Fortsetzung des Blaubart: ein Kulturmensch und eine Bestie, ein grausiger Genießer, dessen Eigensucht die Stimme des Blutes übertönt; einer, der am Ende der Dinge wie Faust von sich sagen kann: Ich bin nur durch die Welt gerannt, ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren. Der andererseits auch wie Meister Eckhard sprechen darf: Die Wollust der Kreaturen ist gemenget mit Bitterkeit. Eine Abenteurernatur voll Kapricen und sprunghafter Instinkte. Ein Kerl, der Welt und Menschheit verachtet und mit dem Leben in jedem Augenblick va banque spielt, und doch Welt und Menschen und Leben nicht entbehren kann. Ein Schönheitsvernichter und ewiger Schönheitssucher. Ein Künstler und ein Dichter, ein Antiphilister, dem im Spießbürgertum der Ehe das Leben verpfuscht worden ist. Ein schlechter Bürger, doch höchst seltsamer und anziehender Mensch. Eine tragikomische, realistisch-phantastische Schöpfung, der eine Sprache von grotesker Bildkraft verliehen ist, etwas wie eine „teutsche Haupt- und Heldensprach“, mit Sarkasmen gewürzt, mit Witz und Galgenhumoren durchtränkt.

Diese Schöpfung läßt Neues erhoffen für ihren Schöpfer. Eulen-

bergs Fiaskos waren noch immer scharmant; sie töteten nicht: bis jetzt wenigstens nicht. Aber freilich kommt nun bald die Zeit heran, da seine Freunde des beinahe dilettantischen Stückwerks überdrüssig sein und Torso-Arbeit nicht mehr anerkennen werden.

* * *

Im „Deutschen Theater" hatte Reinhardt mit einem neuen Franzosen, André Rivoire, rechtes Glück, und er hätte sicherlich noch mehr Glück mit dem netten, so rührenden wie ergötzlichen Drama gehabt, wenn die „Linie der Regie", wie die Hierarchen dieses Hauses zu sagen pflegten, nicht scharf und brüsk ins Burleske gezogen worden wäre, sondern sich auf dem Grenzrain des tragischen Humors und der humoristischen Tragik gehalten hätte. Das Stück ist eine Liebeskomödie, deren „Linie" dunklen seelischen Konflikten nicht ausweicht, sondern um sie herumführt, wie ein Blumenpfad um eine Krateröffnung. Ein Mischling. Französisch könnte man das Ding definieren: tragédie-bouffe. Das Hauptmotiv: die tragisch-komische Eheirrung eines Königs ist auch von dem Übersetzer Felix Salten, der seinen Text in freien, leicht und saftig konstruierten, flott sprechbaren Alexandrinern hergab, schlagkräftig herausgeholt worden; in einem neuen vierten Akt sucht dann Salten für die deutsche Bühne den Himmel der Lösung zu lichten, der bei Rivoire mit starker Sentimentalität verhängt ist. Im „Deutschen Theater", das nun einmal so schön im Zug des Possenhaften ist, war das Drama nicht viel mehr als eine Offenbachiade. Herr Waßmann, dem der „grand saint Eloi", der „große heilige Eligius", dieses weltweise Muster eines humoristisch veranlagten Prinzenerziehers, ausgeliefert war, ist ein Schauspieler von komischer Kraft; doch, ungezügelt, hat er das Pech, unter seiner unbedenklich zugreifenden Hand das Niveau der Figuren jäh sinken zu lassen. Und Frau Else Schiff-Bassermann, die offenbar als Primadonna beschäftigt werden soll, ist alles andere eher als eine Darstellerin reinen Liebescharmes und weiblicher Gefühlswärme. Indessen, ich möchte Felix Holländer, diesem treuen Diener seines Herrn (er war einst mehr als ein Diener, er war die anregende Persönlichkeit, für die Wissenden die Hebamme des dekorativen Stils am Reinhardt-Theater), nicht wehe tun. Er hat die Materie des französischen Stückes nun einmal so verstanden und, mit vielen hübschen Einfällen versehen, dem deutschen Publikum als derbe Theaterkost vorgesetzt.

Der „gute König Dagobert" ist ein beliebter Held des französischen Volksgesanges: der Barbarenjüngling, der von seinem ehrlichen Kanzler gehobelt und kultiviert wird. Der Lyriker Rivoire hat die Suggestion einer halbkomischen Auffassung ganz deutlich von den vierundzwanzig Couplets der alten Chanson empfangen. Die stoffliche Grundlage stammt aus Fredegars Chronik, wo es heißt: die rechtmäßige Königin Gomatrud sei aus der Gunst des Königs von ihrem eigenen Kammermädchen Nanthild verdrängt und so sei

Dagobert ein gräßlicher Schürzenjäger geworden. Gestalten und Handlung selbst aber sind Schöpfungen freier Phantasie. Dagobert, ein junger König und schöner, flatterhafter Wildling, macht eine Prinzessin aus dem Gotenreich zu seiner Frau. Das Mädchen, das einen anderen liebt, kommt widerspenstig an seinen Hof und entschlossen, den Handel rückgängig zu machen. Sie läßt die falsche Orakelkunde verbreiten: wenn der König seine Frau im Ehegemache erblickt, so muß er sterben. Der König, dem seine Königin gefällt, wird also, um die Weissagung zu umgehen, das angetraute Liebchen nächtens zwar besitzen, doch in tief verdunkeltem Gemach nicht sehen. Die Königin wird eine Stellvertreterin hineinsenden, und da der König bekanntermaßen ein Weib nie länger als zwei Nächte geduldet hat, so wird er in der Stellvertreterin sie selbst am dritten Tage wieder wegschicken. Ihr frommer Betrug kann nicht aufkommen, und ihr schönerer Liebesbesitz ist gerettet. Nun aber geschieht es, daß der König wirklich in der Hochzeitsnacht die Liebe kennen lernt, daß sich aus erotischer Unbeständigkeit das Herz herausringt. Und nun wird sein Inneres in die seltsamste Verwirrung gestürzt: denn in der Nacht umfängt ihn mit Herz und Sinnen das hingebendste Weib, und am Tage sieht er eine kühle Königin, die seinen zärtlichen Annäherungen verlegen ausweicht. Der Zweifel nistet sich ein: hier muß mit ihm ein Doppelspiel getrieben werden, in dem ein echtes Gefühl mit einer Intrigantenlaune kämpft. Der Zweifel wird ihm zur Gewißheit, da die Königin aus Eifersucht der Lockung nicht widerstehen kann, die Stellvertreterin aus ihren königlichen Rechten zu verdrängen. Der enthüllte Betrug bringt den König an die Grenze des Menschenhasses; Kandaules hat Rhodopes Rolle übernommen. Doch hinweg über die Königin, die aus Dagoberts Herzen ausgeschaltet bleibt, spinnt sich die Liebeskomödie fort — nicht ins Verhängnis, sondern in ein melancholisches Glück. Dem König versinkt die gewissenfreie Jugend; mit der ersten Liebe kommen ihm Pflichtgefühl und Mannheit. Lebenswende, Lebenswende!

Julius Elias

Der politische Prokurist.

Fürst Bülow bekannte sich, als er dem höheren Willen des Herrn Dr. v. Heydebrand und der Lasa wich, zu dem Grundsatze, daß er nicht Reichskanzler von Gnaden seiner Partei, daß er nicht „Geschäftsführer" der Konservativen sein wolle. Wenn sich in jener Zusammensetzung der Parteien, die Bülow aus dem Amt drängte, nichts änderte, wenn die Regierung aus der Hand der neuen Mehrheit entgegennahm, was diese ihr darzubieten für gut befand, dann müßte man also doch wohl — mit den Augen des Fürsten Bülow betrachtet — seinen Nachfolger als Geschäftsführer der neuen Mehrheit, oder insonderheit der Konservativen, ansehen.

Herr v. Bethmann Hollweg hat sich nun zwar gleich bei seinem ersten Auftreten dagegen verwahrt, daß es bei uns überhaupt ein einsei-

tiges Parteiregiment geben könne. Wie dieser Ausspruch speziell im Preußischen Landtag aufgenommen werden mußte — darüber freilich konnte er wohl schwerlich im Zweifel sein. Als Geschäftsführer der Konservativen hat er sich dann ja auch schließlich insofern bereits erwiesen, als er ausschließlich streng konservative Verwaltungsbeamte auf frei werdende hohe Posten gelassen hat, und als er weiterhin in der preußischen Thronrede der unmittelbaren Ankündigung der bereits früher feierlich zugesagten Wahlreform jeden wirklichen Nachdruck nahm.

Nun liegen ja freilich die Dinge so, daß bei der Zersplitterung in unserem Parteiwesen auch ein Geschäftsführer der Konservativen nicht, zumal im Reiche nicht, regieren kann, wenn er sich nicht zugleich von einer größeren Gesellschafts-Firma Prokura erteilen läßt. Bei der Reichsfinanzreform zunächst nannte sich die Firma, die dem annoch stellvertretenden Reichskanzler Prokura erteilte, „Konservative, Zentrum und Co.", wobei man unter Compagnie auch die Polen verstanden wissen wollte. Letzteres stimmte nun freilich nicht so ganz; denn die Polen hatten sich an dieser Firma nur beteiligt, so lange es galt, Steuervorlagen der Regierung zu Falle zu bringen und ihr unannehmbare Ersatzsteuern vorzuschlagen. Als es dann nachher an das wirkliche Bewilligen ging, schieden die Polen in aller Heimlichkeit aus der Firma aus, ohne sich offiziell löschen zu lassen. Jetzt tun die Herren vom Zentrum so, als ob sie eigentlich noch Teilhaber wären und der Prokurist auch nach ihrem Willen handeln müßte. Fast gleichzeitig wurden ihre Wechsel im Reichstag und im Landtag präsentiert; aber da mußte sich notgedrungen zeigen, daß nicht nur die Polen aus der Firma ausgeschieden sind, sondern daß der Prokurist überhaupt nicht mehr wissen kann, wer ihm denn eigentlich Prokura erteilt . . .

Als der neue Ministerpräsident in der neuen Landtagssession zum ersten Male auf bestimmte politische Fragen zu antworten hatte, als er in der Ostmarkenpolitik entschieden Farbe bekannte, da haben nicht nur die Polen, da hat auch das Zentrum laut und lange gezischt; und die regierungsfreundliche Mehrheit setzte sich wieder einmal zusammen wie ehedem im alten Kartell.

Wie wird es bei der Wahlreform stehen?

Da behauptet das Zentrum, unbedingt die geheime Abstimmung zu verlangen. Es geht in diesem Punkte mit der ganzen Linken Hand in Hand und schlägt eine Grundforderung der Konservativen aus.

Auch andere politische Aufgaben werden die Parteien wieder in buntem Durcheinander und beständigem Wechsel der Gruppierung sehen. Jeder Tag wird dem armen Prokuristen neue Bedenken bringen, für welche Firma er denn nun zu zeichnen habe.

Es ist in unserer parteipolitischen Zersplitterung eben doch ein schlimmes Ding mit dem Geschäftsführen für eine Partei oder Parteigruppe und schon immer besser, wenn der Reichskanzler und Ministerpräsident sich nicht als Beauftragter von Parteien und Partei-

gruppen, sondern als Führer zur Parteigruppierung fühlt und gibt!

X. D.

Otto Julius Bierbaum †

In dem Augenblick, da die Redaktion dieses Heftes geschlossen werden muß, trifft die Trauerkunde ein, daß Otto Julius Bierbaum, den wir soeben erst von schweren Leiden auferstanden glaubten, nun doch durch die Tücke der Krankheit, die an ihm zehrte, von der Mittagshöhe des Daseins grausam hinweggerafft worden ist. Ein froher, lachender, an witzigem Übermut und feinen Liedern reicher Mund hat sich geschlossen; ein Dichter und ein Weltkind nahm Abschied, das sich aus bunt-romantischem Spiel und dem geliebten Rätselwirrwarr des modernen Lebens seine Phantasien wob. Die wunderliche Mischung unserer Zeitstimmung aus Sehnsucht, Traum, Wirklichkeitsfreude und Skepsis, die zwischen lyrischer Empfindsamkeit und exzentrischen Sprüngen schaukelt, war in seinen Werken, deren weit divergierende Linien durch Otto Julius' unbefangene Sinnenfreude und starken Lebenswillen zusammengehalten wurden. Von dem, was er suchte und gab, soll in diesen Blättern noch gesprochen werden; für heut sei nur dies karge Abschiedswort dem Frühvollendeten nachgerufen.

Unsere Zeitschrift verliert in Bierbaum einen alten Freund; die 1903 begründete „Neue Kunstvereinigung“, die „Nord und Süd“ als ihr Organ betrachtet, betrauert in ihm ihren Vorsitzenden.

Finanzpolitisches

Zurückhaltung und Abschwächung sind nicht dasselbe! Dies sollten besonders unsere Großbanken erkennen, deren Börsendisponenten die ohne ihr Zutun entstandene Aufwärtsbewegung wohl am liebsten wieder etwas herabgedrückt sehen möchten. Gerade diesen Herren scheint allmählich innerhalb ihrer Direktorien eine Machtvollkommenheit zuteil geworden zu sein, die sie unter dem Zepter der Siemens, Hansemann usw. entweder überhaupt gar nicht erstrebt oder niemals erreicht hatten. Jetzt aber ist das anders geworden, und heute erblickt man auf der eifrigsten Kundschaftspflege sogar Großinstitute, deren Konzentrationspolitik sowohl Filialen als Wechselstuben recht selbstbewußt verschmähen. Wie anders wäre übrigens das Bild, wenn nicht unsere Banken ihre letzten Ladenhüter lange verkauft hätten. Sonst würden eben die Wochenberichte anstatt wie jetzt von Warnungen, nur von Anregungen überfließen. An eine deutsche Festigkeit, trotz der Zusammenbrüche in New York, konnten unsere Großen keineswegs glauben, nachdem sie sichere Kabeldepeschen darüber in Händen hatten, daß der Preissturz der Baumwolle die Baissespekulation auch am Sharesmarkte zu Vorstoß um Vorstoß ermutige. Indessen hat es sich in den letzten Jahren noch immer gezeigt, daß unsere eigenen Märkte den amerikanischen keineswegs sofort, sondern erst nach Monaten folgten. Die Machteinschränkung der Hochfinanz an der Berliner Börse hängt mit der hier schon

einmal berührten Aufhebung des Differenzeinwandes zusammen, da doch die gegenwärtige Milderung einer Aufhebung gleichkommt. Früher nämlich, als die Bankiers in Ansehung der Gerichte versagen mußten, war das Publikum genötigt, sich den Banken zuzuwenden, die natürlich auf ihrem Präsentierteller nur Papiere servierten, an denen ein direktes Konsortialinteresse bestand. Heute nun können die zahllosen Kauflustigen wieder zu den ihnen bequemeren Bankiers gehen, denen jede Aktie recht ist, in die der Einzelne sich verliebt. Damit erfährt das bisherige ungestörte Ineinanderarbeiten von Banken und Wechselstuben auf den Schultern des Publikums fühlbare Unterbrechungen, und der Rest ist die Gegnerschaft jener großen Börsendisponenten. Trotz alledem würden die Wochenberichte unserer größten Kommissionsinstitute nicht so stark an Einfluß verloren haben, hätten ihre Schreiber jedes Wort sorgfältig abgewogen. Statt dessen wurden im blinden Vertrauen auf die ausgebreiteten Kundenkreise Tendenz und Kurse gleichsam diktiert, worauf langsam der Verdacht entstand, daß auch die solidesten Ansprachen keineswegs immer uninteressiert zu sein brauchten.

* * *

Unsere neuen 480 Millionen, trotzdem der Kapitalist knapp 4% mit ihnen macht, werden voraussichtlich flott genommen werden. Wenigstens scheinen dies die Mitglieder des großen Konsortiums anzunehmen, da sie sich statt der 340 Millionen lieber sogleich die ganzen 480 Millionen ausbaten. In dieser Aufnahmefähigkeit des deutschen Rentenmarktes, der dabei wohl zunächst auch amerikanische sowie andere auswärtige Freunde sein eigen nennen kann, liegt aber keineswegs das Charakteristikum der neuen Situation. Vielmehr wird diese von dem ungleich weitreichenderen Gesichtspunkte aus beherrscht, daß schon die erste Probe mit der Finanzreform vielleicht ein Mißlingen darstellt. Man bedenke doch nur, in welcher ausschweifenden Weise die mobilen Mittel der Nation resp. ihrer praktischen Stände zu den neuen Steuern gepreßt wurden und alles dies unter den feierlichen Versicherungen sämtlicher Parteien, daß endlich einmal mit dem ewigen Schuldenmachen eingehalten werden soll.*) Was hat's genützt? Es ist das in Erfüllung gegangen, was unsere schweigsame, weil rechnende Bureaukratie auch für später nicht bezweifeln mochte, daß nämlich jede Finanzreform von dem Militäretat verschlungen werde. Hier an dieser Stelle ist denn auch gleich anfangs mit der Aufklärung nicht zurückgehalten worden, wie unsere

[1]) Man erwartete freilich von vornherein und auch die Regierungen machten kein Hehl daraus, daß zunächst wieder eine (sogar viel höher tarierte) Anleihe aufgenommen werden müsse, denn die neuen Steuern können nicht gleich in voller Höhe realisiert werden, und 240 Millionen von den 340 Millionen, die das Reich diesmal fordert, sind zur Deckung der für 1909 nicht erhobenen und vom Reich übernommenen Matrikularbeiträge bestimmt. Anm. d. Red.

Regierung nur deshalb mit der Erbschaftssteuer wieder umfiel, weil sie ziffernmäßig weiß, daß binnen nicht zu langem auch die Erbschaftssteuer, auch die Agrarier zur Deckung unserer Rüstungen herangezogen werden müssen. Einstweilen läßt sich zur Aushilfe ja der Anleiheweg beschreiten, aber wie oft noch? Federn, die sich schon klug dünken, falls sie beim Nahen einer neuen Emission die sichere Fundierung der deutschen Anleihen zusammenstellen, fechten doch nur gegen Windmühlen. Denn wer bezweifelte eigentlich eine solche Fundierung? Kommt es jedoch bei unseren Staatspapieren auf die ganz selbstverständliche Pünktlichkeit des Zinsendienstes an, oder auf die Gleichmäßigkeit des Kursniveaus? Von hier aus dringt ein Brandgeruch vor! Das unbedingte Recht nämlich auf nicht zu starke Preisschwankungen seiner Anlagen darf der kleine und mittlere Sparer nicht verlieren. Die Herren am grünen Tische haben es leicht, immer von Käufen zu reden, es darf aber auch keineswegs wesentlich schwieriger werden, zu — verkaufen. Sonst kommt schließlich derjenige, der sein Geld einmal gebraucht, wieder wie vor Jahren in die peinliche Verlegenheit, auch bis zehn % an dem Kurse seiner Papiere zu verlieren. Indessen wie können derartige Risiken ausbleiben, sobald der Markt mit immer neuen Fonds einer und derselben Gattung überschwemmt wird? Das muß jedoch eintreffen, sobald unsere, resp. die europäischen Rüstungen zu immer neuen Staatsschulden notgedrungen führen. Die Meisten überlegen eben gar nicht, daß es bereits kaum noch möglich sein dürfte, inmitten der gegenwärtigen Strömung auszuruhen. Vor uns liegt z. B. ein November-Vortrag aus der Militärischen Gesellschaft in Berlin, der auch auf das Luftschiff als wertvolles Erkundungswerkzeug zu sprechen kommt. Hieran knüpft sich dann bereits die Frage der Beschießung dieser Schiffe, resp. der Bekämpfung der feindlichen Fahrzeuge hoch oben in den Lüften. Ganz neue Aufgaben für unsere Waffentechnik, die ein Wort des berühmten Chemikers van't Hoff zu rechtfertigen scheinen — „die Luftschiffahrt wird die Steuern und die Neurastheniker vermehren!"

Pluto

Zu unseren Bildern

Karl Josef Stieler gehörte zu den verhätschelten Erfolgmalern des vergangenen Jahrhunderts — und so geriet er natürlich unter die Leute, nach denen kein moderner Hahn mehr kräht. Die damals verkannt oder später vergessen wurden, sind heute die Matadore; von denen jedoch, die um 1850 Matadore waren, nimmt 1910 kein Hund mehr ein Stück Brot: Die Rache ist mein, spricht der Herr. Ich aber sage Euch: kommen wird einst der Tag, wo man auch diese armen Teufel wieder ausgraben wird. Gewiß nicht um des Kitsches willen, den sie zur Wonne von Bürgern und Fürsten reichlich malten, aber um des Talentes willen, das trotz solchen Freveltaten in ihnen steckte und gleichsam „im Nebenamt" gelegentlich hervorlugte. Stieler hat viel gesündigt, durch zahllose glatte, geleckte und

porzellanige Bildnisse, die er als ein Liebling der zeitgenössischen Menschheit in seiner Vaterstadt Mainz und in Frankfurt, in Krakau und Warschau, in Mailand und Rom, in Wien und namentlich in München malte, wo er als Hofporträtist schaltete und die schreckliche Galerie weiblicher Schönheiten in der Residenz zur Welt brachte. Aber es kann ihm auch viel verziehen werden, wenn man jene Minorität seiner Werke betrachtet, in denen er Zeugnis für das tüchtige Handwerk ablegte, das er bei Gérard in Paris und bei Füger in Wien gelernt hatte. Das anmutige Bildchen von Stielers Tochter, das in diesem Hefte erscheint, mag dafür als Beispiel gelten. —

Unser Porträt Ernst Hardts beruht auf einer Aufnahme von Rudolf Dührkoop in Berlin, einem Meisterstück künstlerischer Bildnisphotographie, das wie alle Blätter dieses feinfühligen und erfahrenen Beherrschers der Kamera die große Doppelforderung erfüllt: malerische Wirkungen hervorzurufen und doch die mechanische Herkunft nicht zu verleugnen; künstlerisch zu sein in der Anordnung, der Stellung, der Begrenzung, der Wahl der Beleuchtung, und doch keine Vorspiegelung falscher Tatsachen zu versuchen; dem Eindruck einer Gemäldereproduktion oder einer Schwarzweißzeichnung auszuweichen und vollkommen Photographie, also: vom Licht auf die Platte geschriebenes Naturbild, zu bleiben; eine persönliche Auffassung zu spiegeln, aber das Unpersönlich-Dokumentarische nicht zu gefährden, das dieser Technik Sinn und Wesen ist. M. O.

Redaktionelle Notiz

Um dieser Jubiläumsnummer den Charakter der Geschlossenheit zu wahren, bringen wir die nächste Fortsetzung des Romans von Felix Braun „Der Schatten des Todes" erst im folgenden Hefte.

Die Redaktion

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Max Osborn in Berlin. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Fliegel, Berlin. — Verlag „Nord und Süd", G. m. b. H., Berlin W. 9, Linkstraße 17. — Auslieferungsstelle für Österreich-Ungarn: Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Zuschriften und Einsendungen werden ohne Angabe eines Personennamens erbeten. — Druck: Schlesische Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III, Siebenhufenerstraße 11—15.

Illustrierte Bibliographie

Ein Museums-Katalog

Königliche Museen zu Berlin. Die Gemäldegalerie des Kaiser Friedrich-Museums. Vollständiger beschreibender Katalog mit Abbildungen sämtlicher Gemälde. Im Auftrag der Generalverwaltung der Königl. Museen bearbeitet von Hans Posse. Erste Abteilung: Die Romanischen Länder (Byzanz, Italien, Spanien, Frankreich). Mit 534 Abbildungen. Im Verlag von Julius Bard, Berlin.

Museumskataloge waren früher höchst langweilige Herrschaften. Sie waren Angelegenheiten der Gelehrten, der Fachleute, der Sammler, begnügten sich damit, gewissenhafte, aber trockene und nüchterne Verzeichnisse zu sein, und kannten nur den einen Lebenszweck: Fragenden knappste Auskunft zu geben. Dieser Katalog ist aus anderem Geschlecht. Er wirft die ganze öde Konvention über den Haufen

Luca Signorelli: Pan als Gott des Naturlebens und als Meister der Musik mit seinen Begleitern. (Aus: „Die Gemäldegalerie des Kaiser Friedrich-Museums in Berlin.“ Bearbeitet von Hans Posse. Erste Abteilung. Verlag von Julius Bard, Berlin)

und präsentiert sich als eins der köstlichsten Kunstbücher, die dieser Winter uns brachte. Was bisher in Deutschland nur einige begüterte Liebhaber mit ihren kleinen Sammlungen unternahmen, hat hier eins der größten Museen der Welt in die Wege geleitet: ein Kompendium seiner Schätze zu begründen, das alle Forderungen der Wissenschaftlichkeit und der praktischen Brauchbarkeit erfüllt, zugleich aber eine Quelle des Genusses für jeden Benutzer und Besitzer ist; das etwas von der edlen Schönheit der Stätte, für die es Zeugnis ablegt, in den engen Raum eines Buches rettet.

Es ist ein Feiertagsvergnügen, darin zu blättern und in der langen Reihe der kleinen, doch ungemein scharfen und sorgsam gedruckten Autotypien (von denen wir hier durch die Freundlichkeit der Verlagshandlung einige Proben vorführen können) die Lieblinge der Galerie zu grüßen, die Verbindung zwischen ihnen herzustellen und so in der behaglichen Hausstimmung von Schreibtisch und Lampe noch einmal die Säle und Kabinette zu durchschreiten.

Giovanni Battista Moroni: Bildnis eines Mannes.
(Aus: „Die Gemäldegalerie des Kaiser Friedrich-Museums in Berlin." Bearbeitet von Hans Posse. Erste Abteilung. Verlag von Julius Bard, Berlin)

Der erste Band des Werkes, der jetzt vorliegt, umfaßt die romanischen Schulen; die nordischen (Niederländer, Deutsche, Engländer)

sollen bald nachfolgen. Den Beginn macht eine willkommene Übersicht über die Geschichte unserer staatlichen Bildersammlung, die ihr Werden und Wachsen von den Urkeimen — den später ins Museum gelangten Erwerbungen des Großen Kurfürsten — bis zu unseren Tagen schildert und dabei ganz von selbst zu einem Dokument für die unschätzbaren Taten Wilhelm Bodes wird. Dann folgt das Verzeichnis, sehr instruktiv nach Jahrhunderten und Schulen gegliedert — so daß es fast zu einem eigenartigen kunstgeschichtlichen Abriß wird. Bei den Künstlernamen findet man kurze biographische Notizen, bei den Werken höchst wertvolle, knappe Bemerkungen, bei den Gemälden mit zweifelhafter oder erst durch die Museumsverwaltung eingeführter Bezeichnung (so bei den Verrocchio zugeschriebenen Madonnen oder bei der auf Lionardo getauften Auferstehung) zugleich Hinweise auf die Gründe dieser Bestimmung und auf die einschlägige Literatur. Vor allem aber ist jeder Reproduktion eine ausgezeich-

Jean Fouquet: Estienne Chevalier mit dem hl. Stephan
(Aus: „Die Gemäldegalerie des Kaiser Friedrich-Museums in Berlin" Bearbeitet von Hans Posse. Erste Abteilung. Verlag von Julius Bard, Berlin)

nete farbenanalytische Beschreibung beigegeben. Und das sind kleine Meisterleistungen des Bearbeiters Dr Hans Posse, des soeben zum Dresdner Direktionsposten aufgestiegenen Assistenten Bodes. Nirgends kann man den Wandel der Kunstanschauung klarer erkennen als hier: Früher brachten die Kataloge eine inhaltliche, gegenständliche Beschreibung der Gemälde, jetzt betrachtet man den Farbenausdruck als das Wichtigste. Das kommt durchaus nicht allein daher, daß die Abbildungen solche Bekundungen des stofflichen Gehalts unnötig machen, sondern es hängt im tiefsten Grunde mit der Regulierung unserer Beziehungen zu den Problemen der Malerei zusammen, bei der wir uns endlich daran gewöhnt haben, vor allem auf die Art zu achten, wie der Künstler die Mittel seiner Kunst verwertete.

Adalbert von Goldschmidt
Aus: „Briefe an einen Komponisten". Herausgegeben von Ernst Friedegg. Verlag Harmonie, Berlin

Musterhaft ist die Ausstattung und der Druck des Bandes. Die Wirkung wird erhöht durch eine über jede Seite gedruckte graugelb

1846

(Aus: „Eduard Mörike's Haushaltungsbuch." Herausgegeben von Walther Eggert Windegg
Stuttgart, Verlag Strecker & Schröder)

liche Tonplatte, die dem Satzbild eine schöne Geschlossenheit gibt und dem Eindruck der Autotypien vorzüglich zugute kommt. Die ganze Publikation ist ein neuer Beweis dafür, wie sehr die Museumsangelegenheiten heute eine Sache der Allgemeinheit geworden sind und teilnehmen an dem lebendigen Kunstgetriebe der Zeit.

M. O.

Ernst Friedegg: Briefe an einen Komponisten. Musikalische Korrespondenz an Adalbert von Goldschmidt. Mit einem Porträt und verschiedenen Faksimilebeilagen. Berlin, Harmonie-Verlag.

Das soeben erschienene Buch, aus dem wir unseren Lesern im Juniheft von „Nord und Süd" einige interessante Briefe mitgeteilt haben, ist dem Andenken des vor drei Jahren verstorbenen Wiener Komponisten Adalbert von Goldschmidt gewidmet. Es gibt zunächst eine in großen Zügen geschriebene Biographie Goldschmidts und bringt dann ein Kapitel über die Beziehungen des Tondichters zu Bülow und Liszt nach seinen eigenen Tagebuchblättern. Den ganzen letzten Teil füllen Briefe hervorragender Persönlichkeiten, die zu Goldschmidt in künstlerischer und gesellschaftlicher Beziehung standen, wie Franz von Liszt, Hans von Bülow, die Fürstin Wittgenstein, Robert Hamerling, Nikisch, Mottl, Massenet, Délibes, Catulle Mendès. Goldschmidt hat Richard Wagner in Wien gesellschaftlich durchgesetzt, Hugo Wolf ist in seinem Hause erwachsen, und wenn sich der unglückliche Liederkomponist vom Leben müde und zerschlagen fühlte, lief er nach [illegible] zu — Goldschmidt. Es gibt Mens[illegible] für die ein bescheidener Teil [illegible] Goldschmidtschen Wirkens ge[illegible] hätte, sich als Nährväter der [illegible] einen Stammsitz in der [illegible] geschichte zu sichern. Goldsch[illegible] aber ist mit all seinem Können [illegible] Verkannter und Verbitterter [illegible] storben, als ein Mann, der [illegible] einer allzu kurzen Zeit wohl[illegible] dienten Künstlerruhms das [illegible] der immer mehr nachlassenden [illegible] achtung seines Schaffens bitter em[illegible] fand und es doch verschmäh[illegible] die beredten Zeugnisse dieses Ruhm[illegible] vor dem Publikum auszubreite[illegible] Die „Briefe an einen Komponist[illegible] sind wohl geeignet, die Meinunge[illegible] über den toten Tondichter zu [illegible] richtigen. Man lernt durch die[illegible] Buch den Ärmsten schätzen [illegible] lieben. Faksimile-Briefe von Li[illegible] van Dyk, Délibes, der Fürst[illegible] Wittgenstein u. a., die dem we[illegible] vollen Buche beigelegt sind, erhöh[illegible] noch seinen Wert für Musikfreun[illegible]

Eduard Mörikes Haus[illegible]haltungsbuch. Herau[illegible]gegeben von Walther E[illegible]gert Windegg. Volksau[illegible]gabe. Stuttgart, Verlag [illegible] Strecker und Schröder.

Das ist ein reizendes Büchl[illegible] und man wird dem Verlag D[illegible] dafür wissen, daß er der „[illegible] haberausgabe" dieses Mörike-[illegible] kuments nun eine billige, in [illegible] Ausstattung trotzdem mit glei[illegible] Sorgfalt bedachte Volksaus[illegible] folgen ließ. Das „Haushalt[illegible] buch", dessen schönste und i[illegible] santeste Blätter hier in getre[illegible] Nachbildungen vereinigt sind, [illegible]

… eigentlich ein Wirtschaftsbuch, … dem abwechslungsweise Eduard … Klara Mörike sowie Marga… von Speeth, an die der zwei…vierzigjährige Dichter sein Herz …ktor, die häuslichen Einnahmen … Ausgaben buchten, und zwar … nur wenigen Unterbrechungen … Oktober 1843 bis zum April …47. Das „Haushaltungsbuch“ … war zugleich ein Vertrauter …rikes wie Klaras und Gret…, und fast dreißig seiner Sei… hat der Dichter, in dem immer … Stück Maler steckte, mit zier… Feder mit Zeichnungen ge…ückt, die voll von lustigen, …sen und schnörkelhaften An…ungen auf Erlebnisse und Er…isse des täglichen Daseins … Es ist eine große Freude, …e Scherze in Verbindung mit … eingestreuten Bemerkungen zu verfolgen und dazu Windeggs einleitende Erläuterungen zu lesen, die ein Stückchen von Mörikes Leben und Wesen ungemein liebevoll umschreiben.

Von den zwei Proben, die wir hier aus dem reizenden Büchlein geben, gibt die Vollseite Kunde von Dezembertagen des Jahres 1846. Der gedeckte Tisch erinnert an Klara Mörikes Geburtstag am 10. des Monats; stolz prangen die Geschenke darauf. Ob die zweite Zeichnung Klärchen oder Gretchen gilt, ist ungewiß: eines der Mädchen hat jedenfalls die Lampe vernachlässigt und wird nun von der Putzschere dafür verfolgt. Der Scherz lehnt sich, in der beigefügten Erklärung Eduards wörtlich, an Goethes Ballade von der wandelnden Glocke an.

…„Eduard Mörikes Haushaltungsbuch.“ Herausgegeben von Walther Eggert Windegg. Stuttgart, Verlag Strecker & Schröder)

Heinz Tovote: Fräulein Grisebach. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

Ein echter Tovote und doch wieder nicht. Die schwüle Sinnlichkeit, die in vielen Romanen des noch immer beliebten Erzählers herrscht — auch diese Neuerscheinung wird gleich in der ersten bis achten Auflage ausgegeben — und die sich sonst in breit ausgemalten Szenen zeigt, tritt hier mehr in einer sogenannten psychologischen Vertiefung hervor. Die Heldin des Romans ist ein zwar an Jahren reifes (28 Jahre), aber an Erfahrung und Empfindung noch ganz kindliches Mädchen. Ihr Sinnenleben wird zuerst geweckt durch einen häßlichen Prozeß, in den ein paar Schülerinnen ihrer Klasse verwickelt werden (sie wirkt schon längere Zeit als Lehrerin an einer Mädchenschule), mehr noch durch die Aufklärung, die eine ihrer Schülerinnen, ein Mädchen von 16 Jahren der um 12 Jahre älteren Lehrerin über den Gemütszustand der Mitschülerin macht. Die Erregung, in die sie dadurch gerät, wird weiter gestachelt durch die Lektüre eines erotischen Werkes und zur hellen Flamme geführt durch den Verkehr mit einem eleganten jungen Kollegen. Man erwartet nun, daß sich Frl. Grisebach diesem Dr. Merker hingibt, um so mehr, da sie ihm romantisch oder hysterisch angehauchte Briefe schreibt, aber sie stößt ihn zurück, da er es wagt, sich ihr zu nähern. Dagegen läßt sie sich von dem ersten besten Mann, den sie in aufgeregtestem Zustand zufällig trifft, verführen und verschwindet.

Das alles ist ziemlich breit, mit manchen kleinen Episoden dargestellt, aber wird nicht wahrscheinlich gemacht. Vielmehr bleibt es völlig unglaubhaft, daß ein durch und durch keusches, gebildetes, vornehm denkendes Mädchen, wenn auch ihre Liebeslust erregt ist, sich wie eine Dirne von einem, den sie überhaupt gar nicht kennt, sondern zum ersten Male sieht, mißbrauchen läßt, nicht etwa durch Brutalität von ihm gezwungen.

Besonders schlimm ist, daß Tovote in diesem Buche durchaus „modern" sein will. Daß er den Namen seiner Heldin dazu benutzt, um auf ihren Namensvetter Eduard Grisebach hinzuweisen, dessen „Neuer Tannhäuser" dazu dient, die Sinne des Mädchens anzustacheln, ist nicht eben sehr pietätvoll. Daß er das Problem der sexuellen Aufklärung vorbringt, erscheint ziemlich unnötig, da es zu einer wirklichen Vertiefung des außerordentlich wichtigen Problems gar nicht kommt. Und daß schließlich sogar Polizeihunde auf die Spur der Verschwundenen getrieben werden, ist Hypermodernität, durch die das schwache Buch nicht besser wird.

Ludwig Geiger

Clara Viebig
(Nach einer Aufnahme von Nicola Perscheid)
Zum Aufsatz von Anselma Heine.

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Verlag Nord und Süd [illegible]
Vertretung für den [illegible]
S. Schottlaender [illegible]

[illegible] Bd. 132 Heft 401 Erstes Märzheft 1910

Clara Viebig
(Nach einer Aufnahme v...
Zum Aufsatz von

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

34. Jahrg. Bd. 132 Heft 401 Erstes Märzheft 1910

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

*   *   *

Die schwarzweiße Wahlreform

Der Enkel bürgerlicher Ahnen, der seit einigen Monaten preußischer Ministerpräsident ist, hat während seines ruhigen Aufstiegs auf der bureaukratischen Ehrenleiter es doch nicht ganz verlernt, aus dem Stimmengewirr des Volkes da unten schärfere Nuancen herauszuhören und sie zu deuten. Dafür spricht freilich nur eine einzige Bemerkung in seiner langen, lehrhaften Rede, die er vor den preußischen Landboten am 10. Februar zur Verteidigung seines Wahlgesetz-Entwurfes gehalten hat: „Mir scheint, daß die Wahlrechtsfrage allmählich die Formel geworden ist, in der alles, was an politischer Unzufriedenheit und politischer Mißstimmung besteht, zusammengefaßt wird."

Aber Herr von Bethmann Hollweg, der alles mit einer sozusagen düsteren Koketterie darauf anlegt, den Wurzeln politischer Tatsachen nachzuspüren, hätte sich mit dieser Feststellung allein nicht begnügen dürfen. Gerade hier hätte er den philosophischen Spaten, den er nie aus der Hand gibt, ansetzen müssen. Es ist gar nicht schwer zu ergründen, warum sich just im Becken des Wahlrechtsproblems alles Mißvergnügen gesammelt hat. Trotz des großen Wohlwollens, mit dem das hohe Beamtentum das Volk in Preußen bevormundet, nimmt das Mündel sich heraus, selbst darüber nachzudenken, wie die so ungleiche Machtverteilung im Staate — zugunsten einer kleinen enggeschlossenen Gruppe von Privilegierten — endlich den bürgerlichen Leistungen gerechter angepaßt werden könnte.

Nicht nur der Kanzler, auch das Volk philosophiert. Und auf seinem Gedankenwege stößt es auf ein Gesetz, das vor sechzig Jahren die Wahlen in das preußische Abgeordnetenhaus geregelt hat und seither in keinem wesentlichen Teile geändert worden ist.

Aber wäre es selbst damals, vor mehr als einem halben Jahrhundert, ein Mustergesetz gewesen, ohne eine Anpassung an den riesenhaften Umschwung der Zeit hätte sich auch dann inzwischen in gar mancher Hinsicht Vernunft in Unsinn, Wohltat in Plage verwandeln müssen. Auch dem beschränktesten Untertanenverstande leuchtet es ein, daß dieselbe Wahlkreis-

einteilung und Wahlrechtsgewährung, die in einem Agrarstaat mit etwa 17 Millionen Einwohnern recht war, in einem bedeutend vergrößerten Staat mit etwa 40 Millionen Einwohnern, die in überwiegender Zahl von Industrie und Handel leben, kaum mehr billig sein kann. Mit dem Wachstum der Städte ist das Wahlrecht nicht gewachsen, aber in den schwach bevölkerten ländlichen Kreisen ist es noch heute so groß wie ehedem, so daß der Bewohner eines östlichen Landkreises oft zehnmal soviel Wahlrecht hat als ein Großstädter. 3 672 000 Einwohner Ost- und Westpreußens, die 9 081 000 Mark Staatssteuer zahlten, wählten 54 Abgeordnete; die Städte Elberfeld-Barmen, Düsseldorf und Köln, die zusammen 15 739 000 Mark aufbringen und zusammen ungefähr eine Million Einwohner haben, wählen zusammen nur 6 Abgeordnete. Gälte für sie das gleiche Wahlrecht, dann müßten sie ihrer Kopfzahl gemäß mindestens 14 Abgeordnete haben, ihrer Steuerleistung aber würden 95 Abgeordnete entsprechen. Auf 600 000 sozialdemokratische Wähler entfallen in Preußen 6 Abgeordnete, auf 350 000 konservative Wähler aber 152 Abgeordnete.

Solche unwiderlegliche Zahlen müssen auf die Masse aufreizend wirken, und der Agitator, der sie ins Treffen schickt, hat nicht erst nötig, etwa auf das Wahlkuriosum hinzuweisen, daß in demselben Wahlbezirk, in dem der Kanzler des Deutschen Reiches in der dritten Klasse wählen mußte, die ganze erste Klasse durch einen Hofschlächtermeister repräsentiert wurde. Gewiß, Herr von Bethmann Hollweg hat Recht, daß diese Zustände dadurch gemildert werden, oder besser gesagt, sie werden dadurch erst erträglich, daß ein wichtiger Teil der Gesetzgebung von Preußen auf das Reich übertragen worden ist, und der Schwerpunkt der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung des Landes in der „Tätigkeit der Kommunalverbände liegt“. Ebenso hat er übertreibende Vorwürfe gegen die reaktionäre Gesetzgebung des preußischen Landtags mit dem geschickten Hinweis auf den sozialen Geist der preußischen Einkommen- und Vermögensteuer abgewehrt. Hätte er boshaft werden wollen, so hätte er hinzufügen können, daß die Konsolidierung der preußischen Finanzen durch die Verstaatlichung der Eisenbahnen gegen den Widerstand der Freisinnigen durchgesetzt werden mußte. Auch daß das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht allein noch nicht den Gipfel irdischer Glückseligkeit bedeutet, wird man ihm zugeben. Württemberg, Baden und Bayern, die seiner teilhaftig sind, haben darum noch lange nicht alle Schmerzen überwunden.

Aber „man fängt nicht Ratten mit Syllogismen". Sind einmal die Schäden eines Wahlsystems dem Volksbewußtsein so fühlbar geworden — und der preußische Ministerpräsident hat deutlich erkannt, daß alle politische Unzufriedenheit sich gerade hier festgenagt hat — dann wird ein kluger Staatsmann sich hüten, die geweckten Hoffnungen allzu bitter zu enttäuschen, anstatt im rechten Augenblick mit dem Volksempfinden in unmittelbaren Kontakt zu kommen. Hätte man gar nichts versprochen und erklärt: wir sind nicht imstande ein modernes Wahlgesetz der jetzigen Mehrheit des Abgeordnetenhauses abzuringen, und selbst wenn dies gelänge, so würde das Herrenhaus uns einen Strich durch die Rechnung machen, so hätte man dies im Volke zwar nicht gläubig hingenommen, denn man weiß, wieviel eine standhafte Regierung vermag, wenn sie von allen Rechten der Parlamentsauflösung und eventuell auch des Pairsschubs Gebrauch machen will, allein man hätte es begriffen, daß eine Regierung sich lieber eine bequeme Majorität erhält, als einer minder lenksamen Mehrheit noch unter Gefahren die Wege zu ebnen.

Nachdem aber die preußische Thronrede vom 20. Oktober 1908 ausdrücklich verkündet hatte: „Es ist mein Wille, daß die auf Grundlage der Verfassung erlassenen Vorschriften über das Wahlrecht zum Hause der Abgeordneten eine organische Fortentwicklung erfahren, welche der wirtschaftlichen Entwicklung, der Ausbreitung der Bildung und des politischen Verständnisses, sowie der Erstarkung des staatlichen Verantwortlichkeits-Gefühls entspricht", durfte die Reform nicht gar so engherzig und unvolkstümlich ausfallen. Wenn in erster Reihe die Berücksichtigung der wirtschaftlichen Entwicklung verheißen war, dann durfte man erhoffen, daß die ungeheuerliche Bevorzugung des Agrariertums und des flachen Landes auf Kosten der Industrie und der großen Städte wenn schon nicht ganz beseitigt, so doch erheblich werde abgeschwächt werden. Das wäre nur durch eine gerechtere Wahlkreiseinteilung zu erreichen gewesen. Da aber das Zentrum — anders als in der Zeit des Blocks, in der das königliche Versprechen gegeben worden ist — heute zarter Berücksichtigung sicher ist und einer Änderung der ihm jetzt günstigen Wahlkreisabgrenzung ebensowenig wie die Konservativen zustimmen würde, so bleibt die bisherige Wahlgeometrie ein Noli me tangere.

Das schlimmste Übel also besteht fort. Ebenso bleibt das Dreiklassenwahlrecht, das nach Bismarcks Worten „alles Zusammengehörige

auseinander reißt und Leute zusammenwürfelt, die nichts miteinander zu tun haben, in jeder Kommune mit anderem Maß mißt. — — — Wenn der Erfinder dieses Wahlgesetzes sich die praktische Wirkung desselben vergegenwärtigt hätte, hätte er es nie gemacht."

Ist auch heute, nach sechzig Jahren, noch immer nicht der Augenblick gekommen, um dieses schuldbeladene Klassenwahlrecht auszumerzen? Den fruchtbaren Moment nicht zu verpassen, in dem eine Verbesserung der bestehenden Zustände ohne übermächtigen äußeren Zwang und ohne Überstürzung noch möglich ist, das war immer die beste Weisheit der großen Staatsmänner. Macaulay versichert, die Engländer seien darum so lange ein mächtiges und glückliches Volk gewesen, weil ihre Geschichte die Geschichte einer Reihe von rechtzeitigen Reformen war. In Preußen aber, so scheint es, will man die rechte Stunde niemals schlagen hören. Wenn sich das Volk diese Reform besieht, dann findet es, daß diese „organische Fortentwicklung" im Grunde genommen alles beim alten läßt.

Ja, die direkte Wahl wird zugestanden; das lästige, überflüssige Wahlmännertum entfällt. Aber an dem ganzen System wird dadurch nichts geändert, zumal die Regierung der geheimen Wahl, für die sich im Abgeordnetenhaus zur Not eine Mehrheit finden ließe, mit aller Kraft entgegenarbeitet. Und mit welch einleuchtender Begründung! Weil des Lebens Notdurft lauter Abhängigkeiten schafft, soll der Wähler sich der Ketten im Augenblick der Wahl erst recht bewußt werden und nicht wählen, wie er im innersten Herzen möchte, sondern wie es ihm seine Abhängigkeit unter den wachsamen Augen seiner Brotherren und Vorgesetzten vorschreibt. Man kann auch bessere Argumente für die Öffentlichkeit der Wahl ins Feld führen, diese blutleere, dem Leben abgekehrte Logik aber kann Herrn von Bethmann Hollweg (den die Abgeordneten scherzend den Austauschprofessor nennen) im besten Fall die Bewunderung akademischer Theoretiker werben. Karl Lamprecht zum Beispiel, den der Ministerpräsident in seiner großen Rede als einen der bedeutendsten lebenden Geschichtsschreiber zitiert hat, gibt ihm das Kompliment zurück und nennt ihn „den geborenen Kanzler des Umschwungs", der uns — ein Enkel des Klassizismus — aus der Befangenheit der naturalistischen Weltanschauung wieder zu einer hohen, politischen Kultur emporführen werde. Man kann es begreifen, daß die feiner organisierten Geister sich abgestoßen fühlen von dem Indianergeheul, das in diesen Tagen manche Zeitungen durchgellt. Sie mögen

es für eine Erlösung halten, wenn ein Staatsmann auf den Höhen prinzipieller Erörterungen bleibt und den Unduldsamen predigt: „Jede Verfemung Andersdenkender rächt sich."

Diese Zartsinnigen übersehen eine andere große Gefahr: Hier gilt es die Vertretung einer Gesetzesvorlage, die jeden einzelnen Preußen angeht, und es ist doch nicht unbedenklich, wenn der schlichte Mann sich sagen muß: Es geht um meine Rechte, ich aber verstehe diese abstrakte Sprache nicht, und wie wenig versteht dieser Staatsmann meine schwerste Not, wenn er mir aus meiner wirtschaftlichen Abhängigkeit eine Schlinge drehen will, in der meine politische Überzeugung erwürgt werden soll. Daß dieser Ministerpräsident ein ernst strebender Mann ist, der ohne Zweideutigkeiten jedes Wort so aufrichtig meint, wie er es spricht, das spürt er, denn dafür hat das Volk einen sicheren Instinkt. Aber um so schmerzlicher fühlt er die breite Kluft, über die kein warmes, volkstümliches Wort zu ihm herüberdringt. Prüft er die ganze Wahlreform, dann erkennt er, daß für ihn, der bisher das geringste Wahlrecht hatte, gar nichts abfällt. Vollends die Bestimmungen über das Hinaufrücken der Offiziere, Akademiker, Beamten usw. in die höheren Klassen, durch die die schlimmsten plutokratischen Ausschreitungen beseitigt werden sollen und neue Absurditäten eingeführt werden, müssen ihn durch ihre Künstlichkeit und Willkür erschrecken. Bismarck, der offen bekannt hat, er habe die Bureaukratie nie geliebt, hätte hier ein Meisterstück „geheimrätlicher Allgewalt" bewundern können. Der Versuch, das Beamtenheer als Stimmvieh der Regierung in die zweite Klasse einmarschieren zu lassen, wird wohl am Widerspruch aller Parteien scheitern. Und was bleibt zum Schluß von der großen Wahlreform übrig? Ein verschärftes Gefühl der Vereinsamung und der Unzufriedenheit. Der Bau des preußischen Staates ist fest gefügt. Aber in zwei Jahren gibt es wieder Reichstagswahlen. Was der Ministerpräsident von Bethmann Hollweg gesät hat, wird der Reichskanzler von Bethmann Hollweg ernten.

Leo Göckeritz:
Dämmerzeit

Auf leisen Sohlen kommt die Dämmerzeit
Durchs Zimmer. Eine Jubelouverture
Sprüh'n im Kamin die hellen Feuerfunken.
Rings ist es still, nur eine Wetterfahne
Knarrt auf dem Dach, von wildem Sturm gebogen.
Rings ist es still! Ich halt' das müde Haupt
Auf meine Hand gestützt: das war das Ende!
Die Dämmerstunde — wär' nur diese nicht!
Was ich des Tags bei fauchenden Maschinen,
Beim Dreh'n und Surr'n der Räder überwand,
Trifft doppelt mich zur stillen Abendzeit.
Und leise sink' ich nieder auf mein Knie,
Das Haupt wühl' ich in jene weichen Polster
Und küss' den Schemel, drauf Dein Fuß geruht.

Felix Braun:
Der Schatten des Todes Roman

Fortsetzung

Fünftes Kapitel

Ich will erzählen, und es soll Stille um alle Worte sein, die von Elvira Graf zu künden wissen. Eines Sonntags entsinne ich mich, da ich des Abends über die Wiesen ging und sie sah, wie sie Blumen pflückte. Sie gewahrte mich nicht: ganz in der Sonne stand sie, ihr Kleid war weiß, und es lagen Blumen, vom Haar herabgeglitten, auf ihren Schultern. Ein Knabe kam von einem Hügel und nahm ihr das Körbchen voll Blumen aus der Hand, dann gingen beide den Abhang zum Dorf hinunter. Sie hatten mich nicht gesehen: ich lag im Gras, hinter Gebüsch und sah nach ihr hin, sah ihren Gang und folgte ihr mit dem Blick über die Wiesen hinab, bis die Gestalten ganz klein wurden und endlich in der Ferne gleichsam erloschen.

Und noch von vielen andern Tagen könnte ich erzählen, da ich sie unbemerkt gewahrte, ja selbst von einer Nacht, die groß und sternhell mir in der Seele steht. — Ich war vom Schlaf erwacht, von vielen Stimmen geweckt, die an meinem Fenster vorbeiklangen, und wie ich, halb noch im Traum, ans Fenster schlich, fiel das Licht von Lampions in mein Zimmer und erhellte es: eine Gesellschaft kam von einer Mondscheinpartie ins Dorf zurück; ich erkannte die Gesichter. Zuletzt ging sie. Sie trug ein Lampion und sang. Ich warf mich auf den kühlen Boden und verbarg lauschend den Kopf in den Händen, und es geschah, daß ihr Lied tief in mich hineinsickerte und mich weinen ließ.

Doch eines Morgens ging der Himmel auf, und es ward eine Helle überall ausgesandt, daß das Herz der Erde still stand. Da ging ich durch den Wald in Träumen und wußte nicht, wie nahe mir das Wunder war. Sie stand vor mir. Allein. Stand vor mir auf dem kleinen schmalen Weg, der irgendwo in eine verlassene Wildnis führen mußte, stand vor mir und staunte und lächelte... lächelte und stand und ließ Blumen aus den Händen

fallen. Und ich bückte mich nicht, stand wie sie und staunte und wußte: ein Traum; war von innen erleuchtet und von außen umdunkelt, stand und bückte mich nicht und lächelte.

Und ihre Stimme kam wie aus weiter Ferne, schwebend, wie von geflügelten Wesen gezogen: „Warum sieht man Sie nicht mehr, Herr Clemens?" fragte die Stimme, aber ich war ein Baum und rauschte nur mit der Krone. Sprich noch einmal, liebe Stimme, klang es in mir auf, und die Stimme sprach: „Es ist wunderbar, daß wir uns so früh treffen ... so früh am Morgen." Und ich, der ein Baum war, griff mit den Zweigen in den Himmel und wartete darauf, daß Gott mich zur Blume verwandelte, und es war ein Klingen in mir wie früher; das kam erst zur Ruhe, als die Stimme wieder begann: „Warum sprechen Sie denn nicht?" Und siehe da: der Baum begann zu sprechen und ward verwandelt, und i ch stand plötzlich wie verwundert an seiner Stelle, und ich sagte: „Ich höre so gerne; sprechen Sie allein. Ich will nur zuhören." — „Also dann begleiten Sie mich", erwiderte sie. „Ich gehe jetzt in den Wald, wo er am tiefsten ist." . . . Und wir gingen zusammen, ich hinter ihr, in das Dickicht hinein, und ich sah durch das leichte luftige Kleid Form und Farbe ihres Körpers. Aber da klang ihre Stimme schon wieder ins Blattgewirre hinein, und ehe ich es mich versah, hatte sie mich in ein Gespräch verstrickt: und sie sprach vom Tode.

Aber dies dauerte nicht lange: ihr lebhafter Geist ertrug es nicht, bei einem Gegenstand zu verweilen, selbst wenn er so tief war, daß es vieler Dichter bedurft hätte, ihn auszuschöpfen. Wir gingen weiter, ins Finstere hinein, als suchten wir den Schlupfwinkel, in dem die Nacht sich tagsüber verbirgt. Auf einmal stieß sie einen schwachen Schrei aus und umklammerte meinen Arm: „Sehen Sie . . . dort", flüsterte sie, „eine Schlange!" und ich sah eine Ringelnatter über den Felsen sich winden, der von ein paar Sonnenflecken grell erhellt war. Ich hob den Stock, das Reptil zu erschlagen, doch meine Hand zitterte so, daß ich daneben hieb, gerade an der Schlange vorbei auf den nackten Stein. Durch den Schlag erschreckt ringelte sich das Tier hoch auf und zischte, aber ehe ich zum zweitenmal ausholen konnte, schob es sich über die andere Seite des Felsens hinab und verschwand plötzlich vor unseren Blicken. Elvira, die keinen Augenblick gezweifelt hatte, daß wir hier ein Abenteuer mit einer höchst gefährlichen Kreuzotternart bestanden hatten, stand blaß neben mir und hielt die Hände an die Hüften gepreßt. Sie sprach kein Wort. Ich sagte: „Es ist nichts. Es war eine Ringelnatter, und wir

können ruhig weitergehen." Da schüttelte sie den Kopf und flüsterte, indem sie ihr Gesicht ganz nahe dem meinen brachte: „Ich fürchte mich so . . . . ich getraue mich nicht weiter . . . . sie ist versteckt und lauert auf uns." Aber ich ergriff mit einer merkwürdigen Kühnheit ihre Hand und sprach: „Nur keine Angst haben! Wir gehen zusammen aus dem Wald. Es sind keine giftigen Schlangen in der Gegend." — „Glauben Sie?" fragte sie und sah mich zweifelnd an. — „Ja", hauchte ich, denn nun vermochte ich meine Liebe nicht länger zurückzuhalten, die gleich einem eingedämmten Strom überflutend über mich rauschte, so daß alle Worte, die ich sprechen wollte, von ihr hinweggerissen, atemlos von meinen Lippen stürzten. Da ging ein Leuchten von ihrem Blick über mein Gesicht, und ich beugte mich und hauchte über ihre Hand, die ich in der meinen hielt, und als sie erstaunt zu mir aufschaute, sah ich, daß ihre Augen voll Tränen standen. Ohne Worte gingen wir, Hand in Hand, den Abhang hinab und schritten dann auf dem Waldweg nebeneinander her. Plötzlich nickte sie mir zu und lief einen schmalen Pfad ins Tal hinab. Ich sah ihr erstaunt nach, bis der Weg umbog und sie verschwand.

Am nächsten Morgen trafen wir uns an derselben Stelle wieder und gingen mit Gruß und freundlichem Wort aneinander vorbei und so viele Tage. An manchen sprachen wir einiges und gaben uns zum Abschied die Hände. Dann kam Regen und zwang mich, im Zimmer zu bleiben, am Fenster zu stehen und ihrer aus der Ferne zu gedenken, in so schmerzlicher und ungestümer Sehnsucht, daß es mich oft nicht länger litt und ich trotz des unbarmherzigen Wetters hinauslief und die aufgeweichten Waldwege hin und wieder eilte, in immer neu aufwachender Hoffnung: vielleicht kommt sie doch, und du versäumst sie. Aber sie kam nicht.

Der Himmel ward blau, Wolken zogen, Sonne schien. Es war ein kühler Morgen, als wir einander wieder sahen. Diesmal blieb sie stehen: wir sprachen über den Regen und wie langweilig es zu Hause war und dann über unsere Angst vor der Schlange und wie kindisch wir uns doch benommen hatten. Ich schlug vor, wieder ins Dickicht zu gehen und die Ringelnatter zu suchen; vielleicht konnte man sie fangen. „Aber womit?" fragte Elvira. In der Tat: ich wußte nicht, wo man sie bergen könnte, und gestand beschämt ein, Dummes gesagt zu haben. Elvira lachte; plaudernd gingen wir in den tiefen Wald. Plötzlich blieb sie stehen und sagte: „Warum sind Sie damals, als Sie mir vorgestellt worden sind, so rasch über den Zaun gesprungen und ohne Gruß davongelaufen?"

Ich ward rot. „Wann?" stotterte ich. „Ach so: damals. Ja — ich

weiß schon: es ist mir etwas durch den Kopf gegangen — ich weiß nicht mehr, was — ich erinnere mich nicht mehr . . ."

„Alle haben über Sie gelacht", sagte sie nach einer Pause.

„So? Wer?"

„Herbert Ludwig und die beiden Mädchen".

„Und sonst?"

„Wer sonst?"

„Sie?"

„Ich? — Nein. Ich habe mich nur gewundert."

„Warum?"

„Weil ich mir etwas gedacht hab'."

„Was? Darf ich das wissen?"

„Nein — das dürfen Sie nicht."

„Aber wenn ich's errate?"

„Auch dann nicht."

„Nein — bitte — das ist nicht schön von Ihnen: Sie verschweigen mir etwas, das zu wissen ich ein Recht habe."

„Sie haben gar kein Recht darauf, Herr Clemens, nicht das mindeste Recht. Bilden Sie sich das nicht ein!"

„Also gut: dann verschweige ich Ihnen auch, was ich von Ihnen weiß."

„Was wissen Sie von mir? Gar nichts!"

„O — ich weiß schon etwas."

„Aber gehen Sie: das ist eine billige Retourkutsche."

„O, Sie würden Augen machen, wenn Sie das erführen!"

„Quälen Sie mich, bitte, nicht!"

„Quäle ich Sie denn?"

„Ja, das tun Sie."

Ich erschrak. „Aber ich sage ja nichts mehr, ich bin ja schon still, Fräulein Elvira."

„Sie reden doch in einem fort."

„Aber ich tue ja nur das, was Sie kurz vorher getan haben."

„Nein — das ist etwas ganz anderes."

„Es ist dasselbe: Sie haben ein Geheimnis und ich auch."

„Also: dann sagen Sie das Ihre."

„Nicht eher, bevor Sie nicht das Ihre verraten haben."

„Sie sind ein Trotzkopf! — Übrigens — bin ich böse!"

„Nein, bitte — nicht böse sein —."

Sie erwiderte nichts und sah an mir vorbei.

„Nicht böse sein, Fräulein Elvira", wiederholte ich, Angst, Zärtlichkeit und Sehnsucht in der Stimme.

Elvira schwieg. Da schwieg ich auch. Aber nicht lange. Immer wieder sah ich sie an und bat: „Seien Sie nicht böse! Sprechen Sie doch wieder. Ich hab's ja nicht so schlimm gemeint!"

Allein sie war nicht zu versöhnen. Sie ging an meiner Seite hin, ohne mich eines Blickes zu würdigen, und je ernster und abweisender ihr Gesicht war, um so inniger ward meine Stimme, so, als wären Blumen in meiner Seele aufgeblüht. Ganz nahe ging ich neben ihr hin, und wie ich so bat, fiel es mir ein, daß ich einst so nahe an Maria von der Stadt gegangen war und daß ich mich ihrer die ganze Zeit kaum entsonnen hatte. Jedoch die Erinnerung versank wie eine kleine Insel in dem ungeheuren Meer der Gegenwart, das mich von allen Seiten brausend umbrandete, so: daß ich manchmal wie blind ging und mir das Lächeln nicht zu deuten wußte, das ab und zu über ihr ernstes Gesicht hinhuschte wie der Reflex eines wandernden Lichtes. Und auf einmal blieb ich stehen und verbarg mein Gesicht an einem Baum. Sie wandte sich und sagte kühl: „Gehen wir weiter." Da schluchzte ich laut auf.

Wunder über Wunder brachen über meine Jugend herein. Heute noch weiß ich die Gebärde, mit der sie ihren Arm auf meine Schulter legte. „Weinen Sie nicht," sagte sie, „das ist dumm und steht einem Jungen schlecht." Da trocknete ich beschämt meine Tränen und schluchzte: „Warum tun Sie mir so vieles an? Gott weiß: ich denke nur Gutes über Sie, und ich denke die Nächte durch, wie ich Ihnen etwas Liebes sagen könnte." — „Wirklich?" lachte sie und klatschte in die Hände. „Das ist schön von Ihnen. Was denken Sie alles in der Nacht?" — „In der Nacht? Ich träume von Ihnen." — „Was?" fragte sie gespannt. „Was träumen Sie?" — „Sie sind eine Prinzessin und springen über die Schnur, mitten in der Nacht."

Ein Schweigen stellte sich breit zwischen mich und sie. Sie ward bleich und schien zu zittern. „Sie haben mich belauscht . . . mir zugesehen", sagte sie tonlos. — „Ja." — „Wann?" — „Es müssen jetzt drei Wochen her sein." — Elviras Blick ward hart, sie warf den Kopf zurück und trat ganz nahe an mich heran: „Das ist unverschämt. Verstehen Sie? Wie kommen Sie dazu? — Reden Sie!" Ich senkte den Kopf tiefer: „Ich bin vom Wald gekommen. Da fiel mir der Garten auf, und die Laternen brannten. Es war alles so sonderbar . . . Ich habe Sie damals noch nicht gekannt." Elvira schwieg und sah mich dunkel an, dann sagte sie, tief aufatmend: „Nun?

Hat es Ihnen gefallen?" — „Ich habe nie etwas Schöneres gesehen", erwiderte ich. Sie lächelte: „Ich weiß noch Schöneres. Kommen Sie morgen in der Nacht zum Garten." — „Wann?" — „Um zehn Uhr. — Es wird ein Licht im letzten Zimmer brennen, das ist mein Zeichen. Ich werde mit dem Licht hinauswinken und dann steigen Sie über den Zaun. Für heute ist es genug. Vergessen Sie morgen nicht, zu kommen!" Sprach's und lief, ohne sich umzusehen, den Weg hinab.

Ich verbrachte den ganzen Tag in fiebriger Spannung, ging allein bis tief zur Abendzeit und war zerstreut und schweigsam. Meine Mutter sah mich besorgt an, sprach aber kein Wort, und meine Schwestern suchten durch allerlei listig gestellte Fragen für mein sonderbares Benehmen eine Erklärung zu finden. Gegen sieben Uhr traf ich mit Herbert Ludwig unversehens zusammen, und es erwies sich, daß er von allen meinen Erlebnissen genau unterrichtet war; klar heraus sagte er es freilich nicht, aber seine Andeutungen waren von jener unverschämten Art des Wissens, die zu feig dazu ist, sich ganz zu offenbaren. Er spottete über Elvira und mußte es wohl bemerkt haben, daß mir dies wehetat, denn er wiederholte — anscheinend absichtslos — immer dieselben Witze und Bemerkungen, bis ich ihn endlich — seiner überdrüssig — brüsk verabschiedete und meines Weges ging. Er eilte mir aber nach und schrie mir ein Wort ins Ohr, das mich vor Zorn glühend machte. Doch bezwang ich mich, ballte die Faust und ließ meine Schritte schallen.

Gegen halb zehn Uhr stieg ich leise aus dem Bett und kleidete mich an. Ich hatte mich früher niedergelegt, um meine Mutter zu täuschen, die noch im Lusthaus saß und beim Schein des Windlichts mit der alten Hofrätin Karten spielte. Meine Schwestern gingen Arm in Arm, die Alleen auf und nieder. Ich stieg zum Fenster hinaus und eilte die Straße hin, die schon ganz dunkel war. Nur spärlich brannten Laternen, aber mit so schwachem Licht, daß die Finsternis es nur verächtlich von sich abzuschütteln brauchte. In der Villa glomm das Licht schon im letzten Zimmer — mir drohten die Sinne hinzuschwinden, und so lehnte ich mich an das Tor, aber das gab nach und zog mich — wie im Märchen — in den Garten hinein: Elvira hatte es offen gelassen.

Kaum hatte ich ein paar Schritte auf dem fremden Grund getan, als das Licht vom Fenster, geschwenkt, in die Dunkelheit hinausflatterte. Ich sah einen weißen Arm wundervoll leuchtend und fühlte mein Blut wirr über meine Gedanken strömen. — Auf einmal stand sie neben mir und flüsterte. Sie trug ein weißes Kleid, ihre Haare waren aufgelöst,

Anton Romako:
Rast an der Campagna-Schenke
(Rom, Privatbesitz)
Zum Aufsatz von Friedrich Pollak

um die Stirn aber lief ein mit Edelsteinen besetzter Reif, auch über die Handgelenke schlossen sich geschmückte Goldreifen, und wenn sie die Hand hob, so daß der Ärmel zurückfluten mußte, so konnte man oben an den Armen zwei Spangen gewahren, die in der Mitte einen funkelnden roten Stein hielten. Sie war namenlos schön, ihre Augen hatten einen dunkelnden Glanz und warfen leichte Schatten auf die weißen Wangen. Ihre Hände waren wie aus Silber.

Sie sprach: „Was haben Sie nur? Sie sind ja totenblaß. Wovor fürchten Sie sich?" Ich nickte bloß und versuchte das Zittern zu ersticken, das über alle meine Glieder lief. Sie bemerkte es doch: „Sie Armer!" rief sie aus. „Wie Sie zittern! Sie haben sich wohl aufgeregt; heimlich von Haus weggestohlen, was? Und alles meinetwegen, Sie armer Junge! — Aber kommen Sie!" Und sie faßte mich am Arm und zog mich mit sich in den Garten hinein. Wir gingen durch endlos scheinende Alleen von Birken, die silbern im Sternlicht glänzten, bis wir in der Ferne den schimmernden Teich erblickten, an dessen Ufer die angebundenen Kähne reglos ruhten: wie schlafend. „Das ist unser Teich," flüsterte Elvira. „Er ist so tief, daß man nicht hinabtauchen kann, um einen verlorenen Gegenstand heraufzuholen. Es ist einer darin ertrunken, ein Knabe, der so alt war wie Sie." — „Die alten Leute nennen ihn darum den See des Todes", fuhr sie fort, als sie bemerkte, daß ich nicht willens war, zu sprechen. „Es geht die Sage, daß zu jeder Vollmondnacht der Tod eines der Boote löst und dreimal um den See fährt. — Mein Vater wollte deshalb nicht in der Villa bleiben." — „Wo ist Ihr Vater?" unterbrach ich sie. — „Jetzt in Wien, aber er muß bald kommen. Er wird Ihnen gefallen, denn er ist auch so grüblerisch wie Sie. — Aber kommen Sie näher zu mir her. Was stehen Sie denn so weit, als hätten Sie Furcht vor mir?" Ich kam langsam an sie heran. — „Und jetzt — was glauben Sie, daß ich jetzt tun werde?" fuhr sie fort, indem sie mich durchdringend ansah. „Ich werde rings um den Teich tanzen, und Sie werden sehen: wenn ich bei Ihnen angekommen sein werde, werde ich vielleicht nur einen Schleier anhaben. Dann springe ich in den Teich, und Sie müssen mich retten. Also aufgepaßt: der Tanz beginnt!"

Sie tanzte zierlich und gemessen vor mir, nickte mir zu und strebte zum Ufer hin, an dem entlang sie immer rascher tanzte, die Arme zu wundervollen Gebärden verflechtend und lösend, tief in der Dunkelheit wie etwas Schimmerndes, von unbeschreiblicher Anmut. Allein —: ich vermochte es nicht lange, ihr zu folgen: ich fühlte eine Last auf Kopf und Schultern,

die mich niederzwingen mußte, und der ich unfehlbar erlag, wenn es mir nicht gelang, zu fliehen. So wich ich denn langsam zurück, und während sie am jenseitigen Ufer hintanzte, nur wie der Schein der Milchstraße im Dunkeln sichtbar, eilte ich durch den Garten, um die Pforte zu suchen. In überstürzter Hast floh ich, blind, ohne der Wurzeln zu achten, die mich oft stolpern ließen, ja einmal schlug ich der Länge nach hin. Ich konnte aber das Tor im Finstern nicht finden und irrte verzweifelt die Mauer entlang. Da vernahm ich einen Flüsterruf, und ich sah Elvira Graf zwischen den Stämmen. In meiner Aufregung und Hingerissenheit wähnte ich sie nackt zu sehen, Schleier um Schleier löste sich aus der Luft und sank. Sie ging mir entgegen und fragte, was ich wolle; zum erstenmal im Leben sei ihr das Kunststück mißglückt, und daran trage niemand anderer Schuld als ich. Ich möge fühlen, wie ihr Herz klopfe. Damit zog sie meine Hand ganz langsam, und ohne den Blick von meinem zur Erde gewandten Gesicht zu heben, an ihre Brust. Ich schrie auf und sank über sie hin — . . . Im nächsten Augenblick fühlte ich einen stechenden Schmerz, riß mich los und schwang mich über den Zaun. — Atemlos stand ich auf der Straße und murmelte ohne Sinn Worte vor mich hin. Und strich mir übers Haar und sagte, daß es ein Traum war und lachte auf und lief, wie vom eigenen Atem getrieben, nach Hause.

Auf dem Wege dahin jagten mir allerlei wirre Gedanken durch den Kopf, die sich in ihrer Hast überschlugen und mich zu klarem Schauen nicht gelangen ließen. Ich suchte die sonderbare und auffallende Art des Mädchens zu erklären und kam aus dem Staunen und Wundern nicht heraus. Doch erinnerte ich mich dunkel an die Worte, die Herbert Ludwig lachend und mit der ihm eigenen Handbewegung hingeworfen hatte, und fühlte, daß eine Stimme in mir war, die sich mühte, ihm recht zu geben. Aber die kleine Stimme erlosch, von dem ungeheuren Gewirr der anderen, die das seltsame Abenteuer in mir geweckt hatte, umkreist und erstickt. Ich wollte nicht denken und vernahm doch das Wort Ludwigs immer klarer, das er mir zum Schluß ins Ohr geschrien hatte. Ich hatte es sonst nur von heimlich gelesenen Büchern gekannt; mein tiefster Stolz bäumte sich dagegen auf, daß es einen gab, der dies von Elvira sagen konnte. Zugleich aber erinnerte ich mich der Gerüchte, die über ihren Vater gingen: daß er in seiner Jugend viele Jahre in einer Heilanstalt für Irre zugebracht habe, und nun schien mir vieles an Elviras Benehmen erklärlicher zu sein. Ehe ich jedoch zu mir selbst gelangen konnte, streckte ein anderes Ereignis die Hände nach mir aus:

Ich war nur mehr ein paar Schritte von unserem Hause entfernt, da bemerkte ich, daß der ganze Platz erhellt war und viele Leute sich versammelt hatten, deren gedämpftes Sprechen in dunklen Wellen an mich heranrollte. Auf einmal war ich erstaunt, von vielen Händen ergriffen zu werden, meinen Namen von fremden Stimmen bald gesprochen, bald gerufen, bald geschrien zu hören. Ich wußte nicht, was geschehen war, und riß mich los. — Da stand ich gerade meiner Mutter gegenüber, die mit verweintem Gesicht und schluchzenden Worten auf mich zuwankte, meine Hände ergriff und so fest drückte, als wäre ich von einer weiten Reise unversehens zurückgekehrt. „Clemens, Clemens!" schluchzte sie immer wieder. Ich fühlte mich schuldig: man hatte meine Flucht entdeckt und die ganze Nachbarschaft alarmiert. Meine Mutter tat mir leid, aber mich ärgerte die Anwesenheit der vielen Fremden, die mich anstarrten und auf etwas zu warten schienen. Allein meine Mutter hielt meine Hände fester und sagte: „Komm!" und führte mich in den Garten; uns folgten die alte Hofrätin und meine beiden Schwestern, die ebenfalls verweint schienen und deren Augen den eigentümlichen Glanz derer hatten, die etwas vergebens gesucht haben. Ich ließ mich willenlos ins Lusthaus führen und schwieg; auch meine Mutter schwieg, nur manchmal schluchzte sie leise auf, etwa wie ein Wetterleuchten nach großen Gewittern hie und da über den Himmel eilt. — —

Sie fragte ganz unvermittelt, indem sie mir fest in die Augen sah: „Wo bist du gewesen?" Ich hatte als Kind gelernt, in großen Dingen immer die Wahrheit zu sprechen, und so erwiderte ich ruhig: „Ich war bei der Waldsteinschen Villa, am Teich." Meine Mutter sah mich ungläubig an, aber die alte Hofrätin schlug vor Entsetzen die Hände zusammen. „Frau Fortis", sagte sie, kreideweiß im Gesicht, und ihre Worte klangen wie gehetzt, „das müssen Sie ihm verbieten!" Und als meine Mutter sich zu ihr wandte, ergriff sie ihren Arm und flüsterte: „Der See ist verhext. Es sind schon viele drin ertrunken. Fragen Sie nur die Leute im Dorf. Es heißen ihn alle den See des Todes." Obwohl meine Mutter es in kirchlichen Dingen nicht übermäßig ernst nahm, so war ihr doch ein Aberglauben eigen, den sie oft bis auf die kleinsten Dinge erstreckte, so: daß der Vater manchmal darüber spottete. Nun fürchtete sie von jeher Orte und Gegenstände, die mit irgend einem zufälligen Unglück im Zusammenhang waren, ja sie ging darin so weit, daß sie es nicht wagte, in einem Wagen zu fahren, dessen Pferde einmal gescheut hatten. Auch pflegte sie — so oft sie in die Kärntnerstraße ging — in großem Bogen um das Stock-im-Eisen-Haus

herumzugehen, weil dort ein Arbeiter einmal vom Gerüst gestürzt und unter die Räder eines ums Eck biegenden Wagens geraten war. Dieser doppelte Unglücksfall war ihr stets gegenwärtig, und sie gestand mir oft, daß sie — sowie sie dieses Hauses ansichtig ward — von einem schauerartigen Gefühl wie dunkle Ahnung durchrieselt wurde. So kam es, daß sie mir mitten in der Nacht auf feierliche Weise das Versprechen abnahm, nie wieder die Villa zu betreten. Ich mußte dies mit ihrem eigenen Leben beschwören. Wie ich dies tat, geschah mir etwas Unbeschreibliches: mir war, als wären unermeßlich weite Hallen in mir, die lautlos waren und auf denen der Schatten eines Mannes lag, der in der Ferne wanderte. Darüber wunderte ich mich sehr. In der Nacht aber träumte ich, daß der Mann in der verfinsterten Halle stand und auf einem Hackbrett spielte. Und gleich vernahm ich einen gellenden Schrei. — Da erwachte ich, heiß, mit hämmernder Stirn.

Nun bereiteten sich in der Stille die Geschehnisse vor, die in ihrer Schwere meine Jugend zu erdrücken schienen, so daß alle meine reifen Tage leer ausgehen mußten und arm blieben. Ich war mit Elvira an jedem Morgen im Walde und fühlte fast, wie mit jedem Mal ein Licht in meiner Seele erlosch; ich trug in den langen schlaflosen Nächten so viel heiße Träume und glühende Wünsche in die Frühe hinein, daß nur ihr Nahsein genügte, mich zitternd und schwingend zu machen wie eine Saite und angespannt wie sie. Die geheimnishaft anlockende Art ihres Ganges, das leichte, gleichsam verrinnende Lächeln, mit dem sie mich einlud, mich neben sie ins Gras zu legen, die heimlichen Blicke und Gebärden und viele andere, im Anschein unbedeutende Bewegungen rissen mich hin, machten mein Blut überströmen bis in das schöne Land der Seele. Oft kam es, daß sich Elvira eng an mich schmiegte, so daß mein Arm den Bau ihres Körpers spüren konnte; dies tat sie, wenn das Dickicht im Walde sehr dunkel war oder wenn ein Gewitter herandrohte. Dann schlang sie die Arme um meinen Hals, drängte ihre Wange ganz nahe an meine und ließ ihre Rede flüsternd in mein Ohr sickern, daß ich, glühend, mit Macht an mich hielt, weil mein Blut in Wellen zu hoch ging und zu laut rauschte. Sie hatte auch eine eigene Art, die Hand zu reichen: man ließ sich ganz nahe an sie heran ziehen, und sie beugte sich einem entgegen, daß man ihres Duftes innewarb, in dem ein Betäubendes war, das den Atem hemmte. Geküßt aber habe ich sie nie.

Und Tag für Tag war ich ihr Gefährte am Morgen, sie aber kam zu mir in den Träumen der Nacht. Ich sagte niemandem davon, ich schrieb es nicht, auch Camillo hat nie davon erfahren. Allein trug ich alles, vielleicht,

um es besser vor ihr verhehlen zu können. Aber gerade das muß sie zu mir gezogen haben. Und immer tiefer und tiefer verlor ich mich an sie.

So mußte sich mein Schicksal erfüllen — dies weiß ich; alles ist mir klar. Die dunkle mahnende Stimme war ja so früh in mein Leben geklungen, Ahnung und Warnung tragend. Aber so gegenwärtig mir dies auch war —: mich zog ein so strahlendes Licht über die Brücke, die finstern Abgrund überwölbte, daß ich aller Dinge vergaß. In wolkiger, von kühlen Winden leicht bewegter Nacht schlich ich zur Villa. In dem zierlichsten Kahn ruderten wir über das grünschillernde Wasser, das zu meiden ich mit dem Leben meiner Mutter als Geisel heilig und hoch geschworen hatte. Das Schifflein schaukelte in den lebhaften Wellen und neigte mir den Körper Elviras oft entgegen, aber als wir an einer kleinen, schilfbestandenen Insel anlegten, trieb sie der Wind und das Schwanken des Kahns ganz in meine Arme. Da hielt ich sie denn und hob sie fast empor, und sie umschlang meinen Hals und lachte. Aber geküßt haben wir uns nicht. Wir legten uns neben einander ins Gras und horchten auf die Nacht und den Klang unserer Herzen in der großen Stille. Und unsere Finger waren umeinander geschlungen und heiß. Dann standen wir auf und gingen, eng aneinander gepreßt, am Ufer hin und her, bald Arm um Nacken gelegt, bald Hand in Hand wie Kinder, bald eingehängt wie Brautleute, und sie schob mit ihrem Arm den meinen dicht an sich an — — — O Traum — O Worte.

So vergingen viel Nächte und immer noch schien es, als hätte ich mein Gelöbnis vergessen. Da geschah eines Tages noch ein Größeres, und nun schloß sich mein Leben zusammen.

Elviras Vater war angekommen, ein großer Mann von etwa fünfzig Jahren. In seinem Blick war etwas Flackerndes, wenn er sprach; mußte er zuhören, so schienen seine Augen einzusinken, wurden trübe, sterbend und erloschen langsam. Um seine Mundwinkel zuckte es rhythmisch, und seine Hände zitterten wie bei Greisen. Dies nahm sich wunderlich aus, denn sein Gesicht war noch jung zu nennen; bartlos, von scharfen Umrissen, doch fast ohne Falten. Sein Haar war schwarz und sehr dicht; er pflegte es mit der weißen, ringlosen Hand hastig zurückzustreichen, eine Bewegung, die — trotz ihrer Schnelligkeit — nie ohne Anmut war. Die Gespräche bemächtigten sich seiner rasch. Er hatte — dies wußte man — seine schönsten Jugendjahre in einer Heilanstalt für Geisteskranke zubringen müssen und war später wie durch ein Wunder gesund geworden. Man munkelte allerlei ungereimtes Zeug über seine Vergangenheit und behauptete, eine von

Anbeginn verlorene Liebe hätte ihn durch namenlose Leidenschaft in die Krankheit getrieben.

Ich traf ihn mit Elvira abends im Walde, und so wurde ich mit ihm bekannt. Er führte ein sehr lebhaftes Gespräch, das auf alle Gegenstände die gleiche Bedeutung erstreckte, waren sie nun wichtige oder geringe. Seine eigentümliche Art zu dozieren verblüffte mich zuerst, dann erheiterte sie mich, und ich begann ihn zu beobachten. Ich hatte bald heraus, daß er, so oft er zu einer Frage Stellung nahm — und zwar immer so, daß er verneinte und bestritt — eine Pause von einer oder zwei Minuten eintreten ließ, die er mit einem kräftigen Stockhieb auf die Erde beendete. Dann stürzte ihm der Redestrom hervor und schien sich ins Unendliche verbreiten zu wollen, aber ehe man es sich versah, hatte er irgend etwas Nebensächliches aufgegriffen, das erste Thema fallen gelassen, und nun begann dasselbe Spiel von neuem. Ich ergötzte mich an seinen mitunter drolligen Gebärden und war oft nahe daran, zu lachen. So zum Beispiel, wenn er, um etwas ins Lächerliche zu ziehen, beide Arme zurückbog, die Innenflächen der Hände an den Hinterkopf preßte, den Unterleib vorstreckte und nun so in höchst komischer Art einherschritt; oder wenn er, eine Tatsache bedauernd, den Kopf senkte, so daß ihm die langen Haare über die Stirn fielen, wodurch sein Gesicht einen unbeschreiblich albernen Ausdruck annahm. Doch gab es Momente, wo in ihm etwas Großes zu leben schien: so, wenn er eine verlorene Sache verteidigte. Dann war ein Licht in seinem Blick, das jemand dem des ungewissen Mondes verglich, der, hinter Gewölk stehend, sich zitternd im Wasser spiegelt. Und obwohl — wie ich schon sagte — sein Auge etwas Unstetes hatte, so konnte es doch in Momenten, da niemand sprach, eine unnachahmliche Ruhe ausdrücken und so schön scheinen.

Fortsetzung im nächsten Heft

Tabakgenuß und geistige Arbeit

Eine Umfrage von Dr. C. F. van Vleuten*)

Schlußwort und letzte Beiträge

Als im Jahre 1586 die Spanier in den Küstenstädten zum ersten Male Matrosen, die aus der neuen Welt heimkehrten, Tabak rauchen sahen, fanden sie diese indianische Sitte höchst lächerlich. Aber mit zauberhafter Gewalt und Schnelligkeit verbreitete sich die Gewohnheit, es half nichts, daß ein englischer König zum Schriftsteller wurde, um ein Werk gegen den Tabak zu schreiben, es half nichts, daß Papst Urban VIII. sogar durch eine Bulle die Tabakfreunde mit dem Kirchenbann bedrohte; in der Türkei stieß man den Rauchern zur Strafe ihre Pfeifen in die Nase, ein Zar verfügte, daß jeder, der beim Rauchen betroffen wurde, die Knute zu schmecken bekomme und daß dem rückfälligen Raucher die Nase abgeschnitten werde; die anderen europäischen Staaten wehrten sich gleichfalls mit scharfen, allerdings weniger russischen Strafbestimmungen, und trotzdem siegte in jedem neuen Waffengange das Genußmittel über die Polizei, und heute haben wir einen ungeheuren jährlichen Tabakweltverbrauch.

Diese enorme Verbreitung verdankt das Tabakskraut gewiß zum Teil seiner günstigen Anpassungsfähigkeit; es gedeiht, wenn auch nicht mit derselben Kraft, in den Nebeln Hollands und im märkischen Sande ebenso wie in der feuchten Treibhausglut Sumatras und Brasiliens. Man denke an Kaffee, Tee und Kakao, die in ihren Wachstumsmöglichkeiten wesentlich beschränkter sind. Hauptsächlich aber liegt der Grund der universalen Herrschaft des Tabaks wohl in der Eigenart des Genusses. Seine narkotische Wirkung ist von allen Mitteln die verhältnismäßig mildeste, so milde, daß man sie nur mit allgemeinen Worten „Wohlbefinden“, „Beruhigung“, „Anregung“ umschreiben kann. Es ist eigentlich eine außerordentlich auffallende Tatsache, daß der Seelenzu-

*) Vergleiche „Nord und Süd“ Band 131, Seite 135 ff., 232 ff., 360 ff.; Band 132, Seite 47 ff.

stand, den diese braunen Blätter erzeugen, die von vielen Millionen Menschen so gebieterisch verlangt werden, so selten benannt und so schwer zu umschreiben ist. Wie beschaffen ist das angenehme Gefühl, das erreicht wird, wenn der blaue Havannarauch wirbelt? Weshalb gibt man diesen Genuß, den man nicht einmal in deutliche Worte kleiden kann, nicht noch heute auf? Gewiß, die Schäden des Alkoholgenusses haben die eine Hälfte der ungeheuren Literatur über den Weingeist hervorgerufen; die andere Hälfte aber findet Ausdruck für die guten Seiten des Weines, findet tausend Worte und Wendungen dafür, eine unübersehbare Menge schöner und schlechter Strophen feiert ihn. Und beim Tabak, der jetzt mindestens ebenso verbreitet ist, nichts ähnliches. Ich weiß einen ausgezeichneten Literaturkenner, der mir kaum ein einziges Lied literarischen Wertes zum Preise der narkotischen Nikotinblätter nennen konnte. Und der einen Güntherschen Strophe, die Otto Julius Bierbaum in seiner lustigen und interessanten Antwort anführte, stehen hunderte entgegen, in denen der schlesische Dichter den Wein besingt. Jeder Raucher ist beredt, so lange er von seinen Rauchgewohnheiten spricht, oder von seiner Sehnsucht nach der Zigarre; eintönig wird die Antwort erst, wenn er nun das Wesen seiner Freude schildern, wenn er sein Behagen zergliedern soll. So lag es nahe, die geborenen Sprecher um ihre Meinung zu bitten, die Dichter, die, ich möchte sagen von Berufs wegen, sich selbst beobachten müssen, die aber auch unter dem Drucke modernen Wettkampfes noch mehr als andere gezwungen sind, von ihrem Instrumente, ihrer Psyche, hemmende und belastende Dinge fernzuhalten. Stimmen aus den Kreisen der bildenden Künstler und Musiker sollten dann den Kreis schließen.

Zunächst sei den Herren Einsendern der Beantwortungen auch an dieser Stelle für die große Freundlichkeit gedankt, mit der sie die lästige Zumutung und Bitte, ihre Meinung über die Tabakfrage niederzuschreiben, in so überreichem Maße erfüllt haben. Denn erfahrungsgemäß darf man bei Rundfragen schon sehr zufrieden sein, wenn die Hälfte antwortet, uns aber sind auf hundert Anfragen einundneunzig Antworten zugegangen, ein Zeichen dafür, daß unsere Neugier ein Gebiet berührt hatte, das alle mehr oder minder beschäftigt und reizt. Auffallend ist im allgemeinen die Vorsicht, das Bedingte und die Unsicherheit, mit der die Meinungen zur Tabaksfrage geäußert werden, wenigstens die positiven. Es ist, als ob der Rauch, das bewegliche, unfaßbare Element, viel von seinem Schwanken und Schweben auf die Ansichten übertragen habe. Zum Thema

Weingeist erklärte ein Jeder etwas Bestimmtes, sichere Erfahrungen wurden hingestellt, ein Wissen trat festbegründet zutage. Hier aber heißt es „ich bilde mir ein", „es scheint mir so", „ich glaube, beobachtet zu haben", „ich habe das Gefühl, als ob". Schon darin spricht sich wieder das Unfaßbare der Tabakwirkung aus. Bemerkenswert ist auch die Wucht, mit der sich das Hygienische, das doch an sich gar nicht zur Diskussion stand, immer wieder zwischen den Zeilen hervorringt.

Unter den Einundneunzig, welche ihre Erfahrungen über den Tabak mitteilten, sind zwanzig Nichtraucher und einundsiebzig Raucher. Daß die Nichtraucher beinahe alle dem Tabakgenuß nicht gerade günstig sind, ist nicht weiter wunderbar. Wenn schon Rudolf Baumbach, der selbst ein fleißiger Raucher war, den hübschen Vers „Mein Rauch — Genuß, dein Rauch — Verdruß" prägte, so ist es begreiflich, daß die nichtrauchenden Künstler sich ebenso verhalten wie andere Nichtraucher, daß sie also Empfindungen hegen, die in ihrer größten Schärfe Michael Georg Conrad und Conrad Alberti, jeder nach seiner charakteristischen Art, zum Ausdruck bringen. Es bleiben also die einundsiebzig Raucher. Davon sind fünfundvierzig Zigarrenraucher, während achtzehn, die in der Mehrzahl wohl innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle wohnen oder erzogen sind, Zigaretten genießen. Wenn man von unserm Beispiel allgemeine Schlüsse ziehen darf, so scheint die Zigarette mehr zu großen Rauchleistungen anzuregen, wenigstens sind Zahlen von dreißig und vierzig Zigaretten nichts Seltenes, und das bedeutet, in Zigarren umgerechnet, schon eine recht erhebliche Menge. Zigarren und Zigaretten zusammen gebrauchen nur acht, während zur kurzen oder langen Pfeife sich nur sechs Teilnehmer bekennen. Damit ist unsere Statistik noch nicht ganz zu Ende, es bleibt noch die Antwort auf die Frage, die uns vor allem berührt: wird dem Tabakgenuß eine Wirkung auf die Produktion zugesprochen oder nicht. Die Nichtraucher scheiden natürlich aus, von den einundsiebzig Rauchern erklären sechs mit aller Entschiedenheit, daß von irgend einer Wirkung des Rauchens auf das künstlerische Schaffen keine Rede sein könne; weitere Neununddreißig fassen sich weniger scharf, glauben aber auch von einer Wechselbeziehung zwischen Tabak und schöpferischer Tätigkeit nichts bemerkt zu haben. Siebenundzwanzig dagegen, also mehr wie ein Drittel der ganzen Zahl, treten für den Tabak in die Schranken und billigen ihm mit größerer oder geringerer Einschränkung einen Platz im Haushalte der bildenden Seele zu. Aber diese Siebenundzwanzig sind untereinander keineswegs einig: es sieht fast so aus, als ob zwei feindliche Lager vorhan-

den wären, die eine Hälfte sucht und findet beim Tabakgenuß eine Anregung, die andere eine allerdings erwünschte Hemmung. Wilhelm von Scholz, dessen feinsinnige Mitteilung damit beginnt, daß er das Wesen eines jeden Narkotikum im ruhigen Genießen der Stunde findet, im Ausschalten aller weitertreibenden Hetzgefühle, im bewußten, ganz wachen Ruhen, in der Isolation, schreibt auch dem Tabak eine gewisse isolierende und konzentrierende Stimmung zu. Eugen Bracht nennt das Gefühl „behaglich ausgeschaltet". Und Victor Blüthgen, dessen reiche Raucherfahrung sein Urteil besonders gewichtig macht, formt geradezu den Satz: „das Dampfen dämpft, es steigert nicht." Robert Breyer kann den Anfang zur Arbeit schwer finden, wenn er nicht vorher „das Atelier voll Rauch gepafft hat." „Dann werde ich erst warm und finde das Behagen zur Konzentration . . ." Man könnte glauben, meint er an anderer Stelle, „daß das Nikotin einen Ermüdungsfaktor enthält, mäßig genossen gerade so stark, um den zu lebhaft und vielseitig Empfindenden auf das zu konzentrieren, was er vor sich hat." In ähnlicher Weise äußert sich auch Franz Adam Beyerlein: „Die Grenze von den Forderungen des Alltags zur Ruhe der Produktion wird viel leichter überschritten, und in diesem Sinne — der leichteren Beseitigung von Hemmungen — möchte ich an eine Beziehung zwischen Nikotin und Produktion glauben." Carl Busse leitet von der einen Gruppe zur anderen über und zeigt dadurch, daß der Gegensatz nur ein äußerer, kein innerer ist: „Das Beruhigende, Lindernde, Dämpfende des Tabaks fühle ich auch bei der Arbeit, die Gedanken ordnen sich leichter, die Form rundet sich rascher. Rauche ich nicht, so fehlt mir etwas . . ." Otto Julius Bierbaum wird vom Tabak über die erste Trägheitsschwebe weggeleitet, es würde ihm schwer fallen, zu arbeiten, wenn er nicht rauchte. Dabei tritt er denen entgegen, die im Ziehen und Treiben des blauen Dunstes das Anregende des Tabakgenusses zu finden glauben. „Die Tabakswolken interessieren mich gar nicht, und wenn ich rauche, habe ich keine Zeit, irgend etwas anderes zu verfolgen, als meine Gedanken. Ich rauche nämlich fast nur beim Arbeiten." Aber schließlich fügt Bierbaum auch als ein Vermittler zwischen beiden Gruppen, vorsichtig hinzu: „Manchmal ist es mir so, als ob das Rauchen, unbeschadet seiner anregenden Wirkung, in einem gewissen Sinne doch auch dämpft, bremst: Kunstpausen hervorruft. Und das ist so heilsam, daß es, glaube ich, die Giftwirkungen des Nikotins wettmacht."

Ernst Liebermann, der Münchener Maler, sieht die Zigarre als ein wertvolles Mittel an, die Phantasie lebhafter, das Erfinden leichter wer-

den zu lassen. Für Viktor v. Kohlenegg ist das Rauchen „eine Sache des Genusses und des vorbereitenden oder ausklingenden Meditierens oder besser: eines heimlich fruchtbaren Zuwartens und Ausdämmerns". Hans und Fedor von Zobeltitz, Walter Bloem, Rudolf Herzog und Ernst von Wolzogen bekennen, daß ihnen der Tabak als Anregung beim Schaffen unentbehrlich ist. Alfred Bock setzt die Zigarre in Gegensatz zum hemmenden Weingeist und schreibt: „Sie fördert bei mir die Inspiration, sie beflügelt meine Gedanken, ja sie ist mir bei der Konzipierung größerer Arbeiten unerläßlich." Paul Scheerbart äußert sich: „ein schnelleres Verknüpfen von Sinneseindrücken wird nach meinen Erfahrungen durch den Tabakgenuß zweifellos hervorgerufen . . . die Verstandestätigkeit wird sehr gesteigert, aber auch nur diese. Die maßgebenden künstlerischen Stimmungsfaktoren werden vom Tabak nicht berührt." In einem gewissen Gegensatz hierzu bemerkt Heinrich Lilienfein: „Am notwendigsten brauche ich die Zigarre zum Schaffen. Sie verleiht meinen Gefühlen diejenige Temperatur, deren sie bedürfen, um sich in Phantasie umzusetzen, und meinen Gedanken die Geschmeidigkeit und Beweglichkeit, um diese Phantasie festzuhalten, zu formen, mitzuteilen . . . das Rauchen beschleunigt meine Gefühls- und Gedankenassoziation."

Die Hoffnung, daß sich aus Art des gewählten Tabaks irgend eine Beziehung zum geschaffenen Werke ergeben könnte, hat sich als trügerisch erwiesen.

Victor Blüthgen macht in seiner dankenswert eingehenden Behandlung des Themas aufmerksam auf eine Rundfrage über den Tabak und seine Wirkung, die im Jahre 1889 von der deutschen Tabakszeitung veranstaltet wurde. Es ist in mehr als einer Beziehung interessant, die Ergebnisse mit den unseren zu vergleichen. Die Frage richtete sich damals besonders an Gelehrte, sie beabsichtigte vorwiegend eine Klärung der hygienischen Zweifel. Gleichwohl befinden sich auch vierunddreißig Dichter, Schriftsteller und Maler unter den „führenden Geistern", die ihr Votum abzugeben gebeten wurden. Leise Wehmut befällt uns beim Lesen; es ist schon eine andere Literaturschicht, empfindet man. Gottfried Keller, Theodor Fontane, Konrad Ferdinand Meyer antworten noch, Redwitz und Bodenstedt geben den Klang einer vergangenen Zeit. Keller wehrt sich dagegen, daß man ihn als führenden Geist betrachte, in seiner Antwort zeigt er sich als ein echter Keller, er findet, daß es nicht Jedermanns Sache sei, kleinere oder größere Aufsätze für die Tabakszeitung zu extemporieren, Fontane plaudert reizvoll von den Listen eingefleischter

Raucher, die im Omnibus ihre Zigarre brennend erhalten wollen, Fastenrath sendet ein kleines Gedichtchen, welches die Zigarre zwar verwirft, dafür aber ihr Geschöpf, die Zigarrera desto feuriger preist (eine Wendung, die sich Hans Bethge, der Kenner spanischer Frauen, diesmal nicht hätte entgehen lassen dürfen).

Von den Vierunddreißig sind sieben Nichtraucher. Bei den nun übrigbleibenden siebenundzwanzig ist aber das Verhältnis ungefähr umgekehrt wie bei unserer Rundfrage. Nur neun Beantworter äußern sich nicht über die Einwirkung des Tabaksgenusses auf die Produktion, die meisten sogar wohl, weil sie nicht danach gefragt waren und weil kein direkter Grund vorlag, davon zu sprechen. Nur wenige lehnen die Möglichkeit einer Anregung geradezu ab. Die übrigen achtzehn dagegen sehen im Tabak einen Helfer ihrer Kunst. Rührend ist die Klage, welche Julius Grosse anhebt; er hat wohl über hunderttausend Zigarren geraucht, er produzierte nur rauchend, und nun, seitdem er es nicht mehr darf, kann er in keine größere Arbeit mehr hineinfinden. Redwitz glaubt, daß seine Schaffenskraft durch den Tabak wesentlich erhöht werde, auch Gregorovius kann ihn bei der schöpferischen Arbeit nicht entbehren, er schwankt, ob der Genuß belebt oder dämpft. Anzengruber faßt seine Kritik in die erfrischenden Worte zusammen: „Es ist ein stänkeriges Laster, das ich liebe, und besonders bei der Arbeit." Und Albert Träger gibt ein modernes Gegenstück zur Tabakstrophe Christian Günthers:

Fruchtlos ohne die Zigarre
Die Gedanken ich erharre,
Witz und Phantasie entfliehn.
Jedes Blatt in meinem Kranze
Stammt von der geliebten Pflanze,
Ist getränkt mit Nikotin.

Vor zwanzig Jahren empfindet die Mehrheit der rauchenden Künstler den Tabak als einen lieben Helfer, heute will die größere Mehrzahl nichts davon wissen. Wie erklärt sich das? Ist die Umfrage der Tabakszeitung damals sozusagen in usum delphini veranstaltet, sind die wenigen Stimmen gegen das braune Kraut gleichsam Renommiernichtraucher und waren die Übrigen dem Veranstalter als erklärte Verehrer des blauen Rauches bekannt? Oder sind wir nüchterner geworden, haben zwanzig Jahre naturwissenschaftlicher Schulung uns vorsichtiger, behutsamer, ängstlicher gemacht? Oder sind wir überhaupt ängstlicher, arbeiten wir überhaupt unter dem Druck des stärkeren Wettkampfes mehr nach

dem Gesetz des kleinsten Mittels? Ist es ein puritanisches Zeitalter, das sich in diesem kleinen Unterschied verrät, wer wüßte das entscheidend zu beantworten. Ich möchte den Tabak nicht ohne weiteres für gar so teuflisch halten, wie es Kollege Dr. von Schullern tut, wenn er von einer eminenten Giftwirkung auf das Herz spricht; ein Übermaß ist natürlich, wie immer, so auch hier, vom Übel. Ich muß gestehen, daß es mich sogar mehr zu der fröhlicheren Anschauung und Praxis des anderen Kollegen, des Dr. Hans von Hoffensthal hinzieht. Aber gewiß bin ich dabei Partei, denn ich gehöre zu den rauchenden Ärzten, von denen B. Rüttenauer redet, und bringe es nicht fertig, die Stirne zu runzeln, wenn einer ein gutes Kraut raucht, vorausgesetzt, daß ich mitrauchen darf.

Dr. C. F. van Vleuten

*　　　*　　　*

Fritz Baer:

Ich bin ein starker Raucher und rauche so ziemlich den ganzen Tag, während der Arbeit hauptsächlich eine kurze Pfeife mit österreichischem Tabak, weil dieselbe den Rauch nicht so nahe zu den Augen bringt wie eine Zigarre, auch überhaupt weniger Rauch entwickelt. Häufig geht dieselbe aus während der Arbeit. Kommt es mir aber zum Bewußtsein, daß die Pfeife nicht brennt, so muß sie schleunigst angezündet werden, sonst tritt gern eine Hemmung in der geistigen Tätigkeit ein. Fast noch mehr als beim Malen ist mir Rauchen ein Bedürfnis bei schriftlichen Arbeiten. Bevor ich mich bei meinen Wanderungen, namentlich im Gebirge, zur Arbeit niederlasse, muß erst die Pfeife brennen, die dann ruhig während des Schaffens wieder ausgehen kann, das schadet nicht. Auch körperlicher Ermüdung, sowie dem Gefühl von Hunger und Durst kann der Tabak entschieden entgegen wirken, er ist und bleibt ein Stimulans und ein Tröster. — Zuweilen gestatte ich mir etwas Feines in Zigarren und halte dies für einen der größten Genüsse, wohl aber kaum während der Arbeit, die die Hingabe an den Genuß hindert.

Es ist mir immer eine große Entbehrung, wenn ich aus irgend einem Grunde das Rauchen missen muß, und es gehört viel Willenskraft dazu, daß diese Empfindung sich nicht auf die geistige Produktion überträgt. Es ist natürlich klar, daß andere Dinge die Seelenstimmung noch viel mehr beeinflussen als der Tabak, aber er kann selbst über solche

Störungen bis zu einem gewissen Grade hinweghelfen. Andere Stimulantia für die geistige Produktion verwende ich nicht, der Sporn des eigenen Willens ist und bleibt die Hauptsache!

Gustav Falke:

1. Nur Zigarren.

2. Ich liebe, mit den Sorten zu wechseln, bunt durcheinander. Aber schwache, höchstens mittelkräftige.

3. Täglich 4—6 Zigarren.

4. Jeden Tag.

5. Vor, während und nach dem Schaffen.

6. Nur gewohnheitsmäßig, doch regt es mich auch an.

7. Manchmal zerstreut es mich, manchmal sammelt es mich. Darnach lege ich entweder die Zigarre weg oder stecke mir noch eine zweite an.

8. Bin ich sehr nervös, lass' ich das Rauchen eine Zeitlang sein. Das bekommt mir dann körperlich und infolgedessen auch geistig gut. Ich stehe übrigens gerade mal wieder vor dem Entschluß, das Rauchen ganz zu lassen. Ob ich es durchführe?

9. Von Wirkung auf die Produktion kann ich nichts sagen.

Otto von Leitgeb:

Obwohl ich verhältnismäßig spät zu rauchen begonnen (erst im zwanzigsten Jahre), war ich bald genug ein sehr passionierter Raucher geworden und verbrauchte insbesondere bei der Arbeit eine Unmenge von Zigaretten. Außer solchen konnte ich nur einem gelegentlichen Tschibuk Geschmack abgewinnen. Da ich indessen anfing unangenehme Folgen des starken Tabakgenusses zu empfinden, habe ich ihn schon vor einiger Zeit so weit eingeschränkt, daß ich gegenwärtig nur eine einzige Zigarette im Tage rauche, und auch diese — erst abends, wenn ich nicht arbeite. Einen Einfluß (gut oder schlecht) auf die Produktion habe ich beim Tabakgenuß nicht beobachtet. Meinem physischen Wohlbefinden scheint besagte Enthaltsamkeit zu entsprechen.

Carl Bennewitz von Loefen:

Schon als Junge empfand ich den Wunsch, zu rauchen. Nach den ersten Versuchen mit gedrehtem Zeitungspapier (Geschmack schauderhaft, aber billig zu haben), dann Zigaretten und endlich richtig gehenden Zigarren bin ich immer ein mittelstarker Raucher fast ausschließlich von Zigarren gewesen, ohne im allgemeinen eine schlechte Nachwirkung verspürt zu haben. Die Zahl der gerauchten Zigarren differiert nach dem Programm des Tages, und darnach, ob ich im Zimmer oder im Freien bin. Im allgemeinen rauche ich regelmäßig vormittag leichte Zigarre (Bremer oder Hamburger), nach der Hauptmahlzeit eine echte möglichst gute, aber nicht zu schwere und ebenso eine nach dem Abendessen. Die Zahl der unechten leichten Zigarren wächst mit der Schwierigkeit der Arbeit, z. B. fast immer bei Porträts (vorausgesetzt, daß das Original es gestattet, Damen pflegen darin sehr liebenswürdig zu sein) bis zu drei oder vier Zigarren im Laufe von zirka drei Stunden. Das Bedürfnis, bei einer schwierigen Arbeit zu rauchen, ist sehr stark bei mir vorhanden und ich glaube durch den Tabakgenuß über die Unzufriedenheit mit meiner Leistung hinwegzukommen und meine Energie, die Hindernisse zu überwinden, zu steigern. Ich habe zum erstenmal das Bedürfnis gehabt, schwerere und echte Zigarren zu rauchen, als ich vor einigen Jahren die verantwortliche Stellung des Vorsitzenden der Jury auf der großen Berliner Kunstausstellung innehatte. Damals rauchte ich aber die gute echte Zigarre am Abend nach des Tages Last und Hitze. Seitdem rauche ich täglich, wie oben bemerkt, zwei echte Zigarren. Eine echte Zigarre ist für mich ein großer Genuß und gehört vor allen Dingen zum Abschluß jeder guten Mahlzeit. Nach dem Genuß von Alkohol, besonders von Kognak und Liqueuren, schmeckt auch eine weniger gute Zigarre, unmittelbar darnach angezündet, vorzüglich; ich möchte dies mit dem Genuß von Wein nach einem Stück Holländer oder Schweizerkäse vergleichen, der schlechteste Fusel schmeckt immer noch einigermaßen. Im Freien auf Jagd oder Studienreise rauche ich nur ganz leichte unechte Zigarren, bei starkem Marschieren oder Bergsteigen niemals.

Ich möchte noch bemerken, daß der Genuß einer guten Zigarre für mich unentbehrlich ist und ihr Duft auch dem mit größtem Geschmack ausgestatteten Zimmer, Arbeitsraum oder Atelier erst Stimmung verleiht.

Karl Söhle:

Ich rauche sehr selten. Vielleicht alle 4—6 Wochen einmal, in meinem zurückgezogenen Leben, und dann stets nur in Gesellschaft. Und nie mehr als zwei nicht zu schwere Zigarren.

Merkwürdigerweise habe ich dann auch immer Genuß daran, komme in Stimmung und wundere mich, im Rauchen so enthaltsam zu sein.

Auf meine Produktion hat weder Alkohol noch Tabak den geringsten Einfluß. Wie mir's überhaupt unmöglich ist, beim Schreiben wie auch beim Lesen zu rauchen.

Karl Hans Strobl:

Von einem Zusammenhang zwischen dem Rauchen und der Produktion habe ich bei mir überhaupt niemals etwas verspürt. Das Rauchen ist mir weder Mittel der Inspiration noch unerläßliche Bedingung der Arbeit. Ich rauche recht gerne während meiner Morgenarbeit, sei diese nun literarischer oder brieflich amtlicher Art. Es scheint mir, als ob die Zigarre die letzten Dünste des Schlafes vertriebe und den Kopf heller machte. Aber ich brauche die Zigarre nicht unbedingt, und ich glaube, ich könnte sie sogar ganz entbehren, wenn es sein müßte. Nur in dem bei mir äußerst seltenen Fall, daß ich gezwungen bin, nachts zu arbeiten, helfe ich mir mit schwarzem Kaffee und starken Zigarren (Virginier) gegen den Schlaf. Aber dies erscheint mir nicht als Produktionsbedingung, sondern, wie gesagt, nur als Mittel, um munter zu bleiben. Außer Zigarren rauche ich auch noch Zigaretten und Pfeife. Jene, wenn ich nachmittags auf der Ottomane liege, um ein wenig zu lesen, diese bei Rasten auf Fußwanderungen.

Hermann Struck:

Ich rauche drei bis fünf Zigarren täglich, manchmal auch Pfeife und sehr selten Zigaretten. Ich rauche vor, während und nach der Arbeit; besonders während des Malens. Dabei fällt mir regelmäßig die Asche auf die Palette, worüber ich mich immer ärgere. Ich rauche, weil ich die Zigarre nicht entbehren möchte und weil es mir angenehm ist; es beruhigt in wohltuender Weise, und ich finde, man kann beim Rauchen am besten geistig tätig sein.

Walther Queck:
Porträt Hermann Kretzschmars
(Text von Karl Wilker)

Es ist eine Gemeinheit sondergleichen, daß die Zigarren soviel teurer geworden sind, und ich trage mich mit dem Gedanken, die Preise meiner durch den blauen Dunst inspirierten Radierungen entsprechend zu erhöhen. Dies mein Glaubensbekenntnis in puncto nicotini.

Fritz Telmann:

Seit mir mein Vater mit milden Worten an Stelle des bis dahin geübten Zigarettenrauchens den Genuß von leichten Zigarren empfohlen, also seit ca. siebzehn Jahren, rauche ich die blonden, sanften schlanken österreichischen Portorikos mit Behagen und Genuß, als so ziemlich einzigen Genuß, den ich von meinem Vaterlande empfinde. Und zwar in erklecklicher Zahl, bis zu zwölf Stück im Tag. Ohne ersichtliche Nachteile für meine Gesundheit, die allerdings ziemlich robust ist. Aber auch ohne gefühlte Schäden für meine Nerven, die gegen andere Schädigungen recht empfindlich sind. (Alkohol, schlechte Luft, Hitze, Wiener Operetten oder österreichische Politik.) Bei der Arbeit greife ich zur Zigarre, wenn die Konzentration nachzulassen droht, meist mit Erfolg. Sonst rauche ich die erste Zigarre früh unmittelbar nach dem Aufstehen auf nüchternen Magen mit Genuß, die letzte vor dem Schlafengehen, zwischendurch die andern zehn bis zwölf nach Laune, auch vor dem Essen ohne merklichen Nachteil für den Appetit. Als Beruhigungsmittel bei großen Nervenerregungen ist mir die Zigarre erwünscht, als Trösterin und Gefährtin in einsamen Stunden unentbehrlich. Ein Spezifikum scheint sie mir für unglücklich Liebende zu sein, in dieser Eigenschaft hab' ich sie aber noch nicht erprobt. Ich verfalle in stille Raserei, wenn man mir den Tabak für einen Tag entzieht, und bin in dieser Stimmung zu Eigentumsdelikten an Tabaksorten leicht geneigt. Wenn mir die Zigarre nicht mehr schmeckt, halte ich mich für krank und rauche so lange, bis ich wieder gesund werde. Nach dem Gesagten kann ich allen Nichtrauchern den Genuß von leichten Zigarren aufs wärmste empfehlen. Es lebe die österreichische Tabakregie!

Ludwig Fränkel:
Wie man heute Shakespeare hüben und drüben ehrt.

Am 23. April soll William Shakespeare geboren und gestorben sein: so behaupten die wenig zuverlässigen behördlichen Ausweise jener standesamtslosen Zeit um 1600. Nun, wo noch das heutige Großbritannien den Segen polizeilichen Meldewesens verschmäht, braucht unsere Unklarheit über Einzelheiten im irdischen Dasein des größten Genius englischer Zunge sich wahrlich nicht zu verwundern. Auch sein Gesicht nebst den trotz mienen-nivellierenden Schauspielertums jedenfalls ziemlich ausdrucksvollen Zügen kennen wir — ungeachtet der Leichenmaske in Darmstadt — nicht in unbestrittener Form. Lud doch ihn, den so und so oft vor Königin Elisabeth und ihrem Gefolge spielenden Residenztheaterdirektor, noch kein Hofphotograph ein, sich in „Zivil" oder Glanzrollen, mit oder ohne Posen, auf die Glasplatte bannen zu lassen. Und jetzt, statt sich mit den mancherlei fragwürdigen Porträts, die seit etlichen Jahrzehnten längst bekannte oder jüngst auftauchende Physiognomien auf dem Papier widerspiegeln, sowie mit der Einsicht zu beruhigen, damit nicht zu schärferer Erkenntnis seiner ungewöhnlichen Seele vorzudringen, angelt die Gegenwart krampfhaft danach, an auffälligem Platze recht drastisch den Großmeister weltliterarischen Dramas in voller Statur der Öffentlichkeit vor Augen zu rücken. Nun ging Ende Winter 1907/08 die Kunde durch die Zeitungen, man beabsichtige in London ihm, dem Einzigen, ein imposantes Denkmal zur 400. Wiederkehr des Todesdatums 1916 zu errichten: nämlich dafür die breite über alle Zonen zerstreute Gemeinde zu erwärmen und gleichsam zahlungspflichtig zu machen. Alle Verehrer des Genius, dessen Größe und Ruhm freilich international sind, heranzuziehen, erwiese sich eben schon deshalb nötig, weil — 200000 Pfund Sterling, also rund 4 Millionen Mark, als Kosten jenes geplanten Monuments veranschlagt wurden! Wir schlagen die Hände über dem

Kopfe zusammen. In einem Zeitalter, da für soziale, humanitäre, kulturelle Zwecke das Geld knapp ist oder gar fehlt, vermißt man sich eine solch riesige Summe zusammenzuscharren, ohne über die Sinnlosigkeit des — übrigens ohne Milliardär-Mäcene unerlangbaren — Ziels klar zu sein. Dabei sieht man seltsamerweise über den nie erstickten Spott, über die absprechenden Urteile kühl hinweg, die sich all die Jahre auf die moderne Denkmälerwut, insbesondere auf die quantitativ massigste Ansammlung von Standbildern unbekannter Vergangenheitshelden, ergossen haben. Wer England, namentlich das moderne, samt den berufenen Vertretern seiner völkischen, sittlichen und materiellen Kultur in wirklichem Studium zu beobachten gelernt hat, der konnte nicht lange zweifeln, ob Verkörperer des nationalen Gewissens ein unbedachtes Beginnen jener Art ernstlich stützen würden. Von den nach übler „Enquête"-Gewohnheit befragten 54 namhaften Schriftstellern, Gelehrten, Künstlern, Schauspielern Englands erklärten sich 44 höchst entschieden gegen das vorschwebende gewaltige Denkmal auf dem Portland Place, 31 hingegen für ein Nationaltheater, wie es dem britischen Volke und Staate, überhaupt der englischsprachlichen Kulturwelt, obwohl sie die zahlreichste, bis dato durchaus abgeht. Am kräftigsten, auch am durchschlagendsten ist Bernard Shaw, der meistgenannte englische Literat von heute, zum Wortführer dieser gewichtigen Stimmen geworden. Sein langer Brief an „Daily Chronicle", teilweise in manchen deutschen Tagesblättern abgedruckt, äußert ebenso beherzigenswert wie einleuchtend:

„Ist eine weitere Shakespearestatue nötig, so kann sie viel passender in der Halle eines nationalen Theaters aufgestellt werden als auf einem Platze, der nicht einmal zu Shakespeares London gehörte."

Und dann nach kluger Ablehnung des Standbildes, für das außer Rodin der Schöpfer, gewiß aber das Stilgefühl fehle:

„Von allen Gefahren des ‚Bathos', der Unredlichkeit, der Vulgarität, die der Denkmalsplan nach sich zieht, ist der Plan eines nationalen Theaters frei. In einem solchen Theater kann der lebendige Genius aufeinanderfolgender Generationen englischer Schauspieler das heilige Feuer nähren. Sie und nicht die großen Firmen monumentaler Maurer, die das Portland-Place-Geschäft erhalten würden, sind die rechtmäßigen Erläuterer und Wächter des Genies Shakespeares. Wir haben nie Glück gehabt mit unsern Bildnissen Shakespeares, vom heutigen Tage zurück bis zum einzigen enthusiastischen Shakespeareporträt, von dem William Morris mit Recht sagte, wir wüßten, daß es nicht Shakespeare ähnlich sei, weil es nicht wie ein Mensch aussehe."

So trat nun, um die Einwände zu lösen, im Frühling 1908 eine konstituierende Versammlung verschiedenster Interessenten im Londoner Lyceum-Theater zusammen: in demselben Bühnenhause, wo der individuellste Mime des neueren England, Henry Irving, die ihm gelegenen Shakespeareschen Gestalten einst eindrucksvoll vor die Rampen gestellt hatte. Man verharrte da bei dem schier unerschwinglichen Voranschlage der 200 000 £., wie kaum anders zu erwarten; denn was sich der Engländer einmal als Ausgabeposten angesetzt hat, das ermäßigt er nie selbst. Aber man wandelte den weitschweifigen Urantrag doch in eine überlegtere Form um: die eine Hälfte des in Aussicht genommenen Fonds soll für ein Denkmal mächtigen Kalibers in London dienen, nicht nur als der Hauptstadt von Shakespeares Vaterland, sondern auch als dem Sitze seiner poetisch-theatralischen Wirksamkeit; die andere zur furtherance of Shakespearean interests, „Förderung Shakespearescher Bestrebungen", worunter man Unterstützung der Shakespeareforschung und Gründung einer englischen Nationalbühne verstehen muß. Jedoch sogar trotz dieser Halbierung stieß überall der Vorschlag eines Denkmals von jenen Dimensionen auf vielseitigen starken Widerspruch. Zwei erfahrene und beliebte Dramatiker wie Pinero und Henry Arthur Jones teilen Shaws Ansicht, ein nationales Theater allein sei ein richtiges Shakespearedenkmal, und Alfred Austin, der derzeitige staatsoffizielle poet laureate, reimt pathetisch seine Abneigung gegen ein Ehrenmal aus „unterganggeweihtem Stoffe":

> Rear pedestals to perishable stuff,
> Gods for themselves are monuments enough.

Die ursprünglichen Agitatoren hofften das Ausland zu mobilisieren (in erster Linie natürlich Deutschland, Shakespeares zweite Heimat), um nicht allzuweit hinter der übertriebenen Bedarfssumme zurückzubleiben.

Ein deutscher Professor an der Oxforder Universität, Dr. H. G. Fiedler, schloß darauf seinen kurzen Bericht über die Sachlage („Das literarische Echo" vom 15. April 1908, S. 1013): „Es steht wohl zu erwarten, daß die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft auf ihrer bevorstehenden Jahresversammlung in Weimar zu der ganzen Frage Stellung nehmen wird."[1]) Ja, frage ich, sollten wir im Deutschen Reiche, nach-

[1]) Diese Versammlung fand am 23. April 1908 statt, debattierte aber über ganz andere Gegenstände, besonders den bestverdeutschten Shakespeare, die Shakespearebühne u. a.

dem die Propagandisten jenseits des Kanals sahen, wie sie den Karren gründlich verfahren hatten, einspringen, um ihnen die Kastanien aus dem Feuer zu holen?! Etwa deshalb, weil fast durchweg Söhne deutscher Erde den Genius William Shakespeare der Nacht der Vergessenheit entrissen und dann seine Würdigung zum Zenith kosmopolitischer Wertschätzung emporgeführt haben? Man weiß in Englands — gar nicht so arg ausgedehnten — shakespearekundigen Kreisen ganz genau, wie tief bei uns die ehrliche Begeisterung für ihren unvergleichlichen Landsmann reicht. Auch die unumstößliche Tatsache verschwieg dabei drüben ein kompetenter Richter keineswegs, daß viele deutsche Städte mehr Gelegenheit bieten Shakespearesche Werke zu genießen als die Sechsmillionen-Metropole London. Bald acht Jahre sind nun verflossen, seit ich in einem vielbemerkten Aufsatze: „Ein deutsches Shakespeare-Denkmal? Offenherzige Glossen zum 23. April" („Der Tag", 1902, Nr. 187, Illustr. Unterhaltungsbeilage) die Frage aufwarf (und verneinte), ob zu Weimar im damals beschlossenen Stile das Andenken Shakespeares verewigt oder in deutschen Landen nicht vielmehr ganz anders, aber intensiver und weit ersprießlicher sein Ideenvermächtnis ausgebeutet werden solle. Da die einschlägigen Verhältnisse sich seit damals nicht viel geändert haben, wiederhole ich hier in gedrängtestem Auszuge meine Ersatzwünsche: Käme es, so meinte ich, den edeln Zielen der Gesellschaft nicht hundertmal mehr zugute, wenn sie die einlaufenden Gelder dafür verwendete, die herrlichen Geisteserzeugnisse der Muse Shakespeares durch immer weitere Verbreitung und immer wohlfeilere Drucklegung sowie durch eine der altgriechischen Sitte der Gratisvorstellung angenäherte Art der Theateraufführung dem deutschen Volke in seinen breitesten und niedersten Schichten zu vermitteln? Kenntnis und Erkenntnis William Shakespeares durch Buch und Bühne jedem Deutschen, dessen Geist für wahre Poesie empfänglich ist, unmittelbar vor Augen zu rücken, das hieße des großen Genius Andenken am würdigsten hüten und pflegen.

Man hat dann in Weimar das Shakespearedenkmal errichtet, nachdem die benötigten 50 000 Mark (immerhin also bloß $^1/_{80}$ des in England geforderten Betrags!!) mühsam aufgebracht waren. Der Bildhauer Otto Lessing modellierte die an sich schöne Marmorarbeit frei nach eigenem Entscheid in absichtlich idealisierendem Stil als eine Büste, bei welcher, wie der Präsident der deckenden Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, Alois Brandl, unumwunden erläuterte, es sich nicht um ein Abbild des

wirklichen, sondern nur um einen möglichen Shakespeare handeln konnte. Die Bubenhand eines Steinmetzen besudelte, wohl aus persönlicher Rachsucht, 1904 boshaft dies Wahrzeichen deutscher Gemütshingabe schlimm (gottlob ließ sich der Schabernack beseitigen); natürlich ohne dem Dichter etwas am Zeuge flicken oder wider die mißlungene Methode der Ehrung protestieren zu wollen. Vielleicht hätte eine gewisse Vertrautheit mit Tätigkeit und Bedeutung des Abkonterfeiten ein solches Attentat verhindert. Jedenfalls stehe ich überzeugt auf dem Standpunkte — in dem ja auch die volkspädagogisch segensreich wirkende „Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung" zu Hamburg fußt — daß die in totem Stein angelegten Kapitalien im wesentlichen verlorene Liebesmüh bergen für das Fortleben des zu feiernden Heroen. Zu diesem Behufe bediene man sich gediegenster Wiedergabe der Poesie Shakespeares, wie sie die beispiellos billige Oechelhäusersche Volksausgabe der klassischen Schlegel-Tieck-Übersetzung und deren textlich berichtigende oder glättende Revision durch den sorgsamen Sinn- und Silbenprüfer Hermann Conrad liefern: beide bei der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart erschienen, erstere zuerst 1890, letztere 1905. Wir haben aber gar keinen Anlaß größere Mengen deutschen Goldes ins reiche England hinüberströmen zu sehen, um dort das Erbe desjenigen Riesen Shakespeare zu befestigen und festzuhalten, den auf deutschem Boden Gelehrtenfleiß, Kritikerverstand, Schauspielerkunst, nicht zuletzt Liebhaberanhänglichkeit neu entdeckt und treu bewahrt haben und, unangefochten durch den Wechsel des Geschmacks und ästhetischer Anschauung, der Zukunft auf die Dauer überantworten wollen. Gerade die eifrigen Verteidiger kulturförderlichen besten Einvernehmens zwischen den zwei großen germanischen Brudervölkern an beiden Nordseeufern müssen leicht begreifen, daß der so oft vermißte Respekt der britischen Vettern vor deutscher Art am sichersten wurzeln mag im Blick auf bewußt selbständige Pflege desjenigen William Shakespeare, wie wir ihn seit Lessings, Herders, Goethes, Schillers, Schlegels Tagen uns zu unvergänglichem Besitze erobert haben, zu einem unerschöpflichen Helfer der Bildung und Erhebung unseres eigenen aufwärts strebenden Bürgertums. Stolz darf der Deutsche, auch ohne sein Auge unklar entzückt am apokryphen Antlitz einer Phantasiestatue oder -büste zu weiden, den gewaltigen Geist Shakespeares als sein volles Eigentum in Anspruch nehmen. Denn wie der Legende nach der Erzvater Jakob nach hartem Kampfe für sich und seine Nachkommen Gott gewonnen und dann zu ihm gesprochen haben soll: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!", so hat

unsere Kritik und Übersetzerkunst, heiligen Eifers voll, die aufgezählten Führer voran, mit dem britischen Riesen gerungen, bis sie, geringfügig verändernd, von ihm das wundervolle Wort verkünden konnte, das Goethe seinem Schiller in die Gruft nachrief: „Er ist unser!" Um diese starke deutsche Erkenntnis zu festigen oder zu beweisen, brauchte es keines mühsam ausgeklügelten Denksteins, am wenigsten umfänglicher Beihilfe zu dem unsinnigen Millionenprojekt einiger englischer Problemköpfe.

Auch in England hatte die Antidenkmalbewegung bald breite Ausdehnung gewonnen. Diese energische Strömung leitete ein entschlossener Ausschuß, dem über 60 Parlamentarier, 6 Bischöfe und auch sonst viele hervorragende Persönlichkeiten beiderlei Geschlechts aus allen Gebieten des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens beitraten. An demselben Tage, da die süddeutschen Bürgermeister als unsere Vertreter deutsch-englischer Kultur-„Entente" in der Königsresidenz Windsor einen glänzenden Empfang und dieser in der hauptstädtischen Presse einen ungewohnt lauten Widerhall fand — am Nachmittage des Dienstag 19. Mai 1908, sammelten sich die wahren Shakespearefreunde, nach echt britischer Weise, zu einem eindrucksvollen Demonstrationsmeeting. Im Lyceum-Theater, Sir Henry Irvings, jenes gefeiertsten landsmännischen Shakespeareverkörperers, Bühnenhaus, saßen da auf der Bühne um den jugendlichen Vorsitzenden Earl of Lytton einflußreiche Lords und „Gemeine", Männer der Wissenschaft wie hohe Geistliche, Künstler, Dichter, Schauspieler, und das Theater selber füllte eine lebhaft bewegte Zuhörermenge. Schon eine gute Woche vorher waren alle Sitze vergriffen gewesen: nun ja, die Rednerliste versprach viel, denn sie war lang und, wie man drüben sagt, very representative. Kein Wunder, daß diese Veranstaltung völlig im Sinne der Unternehmer durchschlug und einer Parole huldigte, die uns in Goethes Essaytitel „Shakespeare und kein Ende!" geläufig ist, aber mit dem gewaltigen Ziele eines wahren Shakespearetheaters, einer englischen Nationalbühne, mit deren Begründung man am würdigsten sein Andenken ehren, mit deren Eröffnung man am glänzendsten seinen 300. Todestag — übrigens erst Anno 1916! — einläuten will. Die Versammlung hat jedenfalls den unglücklichen Plan, ein großes Shakespearemonument auf dem Portland Square zu errichten, endgültig erstickt und begraben. Dies sah das für ihn verantwortliche Shakespeare Memorial Committee wohl selbst ein: wenigstens hatte es dem Nationaltheater-Ausschuß mitgeteilt, es wolle ihm beitreten. Ob allerdings dieser Ausschuß bei aller Umsicht und Agitationskraft die hohe

Summe zusammenzubringen vermag[2]), welche die Fundierung des English National Theatre in Shakespeare's Memory kosten soll, ob er den Staat, den man um Unterstützung angehen will, mitreißen und zu einer sichernden Subvention veranlassen wird, das blieb noch recht fraglich, mindestens zweifelhaft: zweimal nämlich schon sind Anbohrungen in dieser Richtung jämmerlich verunglückt. Im ganzen freilich war die imposante Lyceum-Sitzung mit ihren begeisterten Speeches A. W. Pineros, Bernard Shaws, Comyns Carrs (um bloß die bekanntesten literarischen Redner zu nennen), höchst erfolggekrönt. Denn jenes unsinnige Denkmalprojekt ist tot, und die Errichtung des Nationaltheaters im Zeichen William Shakespeares für 1916 schwebt nun als festerstrebtes Ziel vor den Augen der eifrigen Shakespeareanerschar. Solchen Absichten können wir Deutsche, die wir stolz uns Shakespeares älteste Lobredner, beste Kenner und Pfleger rühmen, vollbilligend zustimmen. Nur ein leiser Neid mischt sich bei uns darüber ein, daß wir selbst nach jahrzehntelangem Mühen und verheißungsvollen Ansätzen es noch nicht „so herrlich weit gebracht" haben, vielmehr, zumal seit dem raschen Fehlschlagen der gewaltigen Hoffnungen des Berliner Deutschen Theaters und dem rapiden Rückgange der Wiener „Burg", uns wohl in ununterbrochenem Abstiege von der einstigen Höhe unserer Bühne befinden.

Eine Ehrung Shakespeares in der vorschwebenden Art geht ja schon seit längerem, wie gar nicht weit genug bekannt ist, alljährlich vor sich. Nämlich in seinem Geburtsorte selbst, jenem Landstädtchen Stratford, das mit seinem berühmten Sohne einen immer wachsenden Kultus treibt. Umzüge, Sport und Musik müssen daselbst regelmäßig dazu beitragen, und Festspiele, d. h. 15 Aufführungen Shakespearescher Stücke, fanden auch 1908 vom 23. April bis 10. Mai im dortigen Memorial Theatre, dem „Gedächtnistheater", vor dem zahlreich dahin pilgernden bunten Völkergemisch statt. Unter der Leitung der Elisabeth-Bühnengesellschaft gab man im vorletzten Frühlinge die Dramen ganz genau im Stile wie zu des Meisters Zeiten, dabei unter Mitwirkung der besten Schauspieler des heutigen England. Für diese wohlgelungenen Fest-

---

[2]) Im Maihefte 1908 des „Nineteenth Century" veranschlagte Bram Stoker die voraussichtlichen Kosten eines Shakespeare-Nationaltheaters mit wenigstens 10 Millionen Mark Bau- und $1^1/_2$ Millionen jährlicher Betriebskosten, die Einnahmen aber auf höchstens 1 Million, so daß außer der Beschaffung der riesigen Baukosten noch ein Jahreszuschuß von rund 500 000 Mark zu sichern wäre.

lichkeiten, deren Gästen 1908 zuerst Shakespeares Garten geöffnet ward, wurden diesmal Flaggen aller kulturfreundlichen Nationen als Schmuck sowie als Zeichen ihres wenigstens vorausgesetzten Verständnisses für die Bedeutung des Anlasses gestiftet: von König Eduard ein prächtiger Union-Jack, vom Prinzen von Wales eine Fahne dieses Fürstentums, von den fremden Botschaftern und Gesandten in London ihre Landesflaggen als Symbole der unzweifelhaften Anerkennung seines Genius. Um der Zierung seines Grabes beizuwohnen, durchwallten Blumenfestzüge die alten Gassen, und am „Shakespeare Sunday" geleiteten wahre Prozessionen den Bürgermeister mit den gewählten Stadtvertretern (denen ja des Dichters Vater einst zugehört hatte), nebst den zahllosen auswärtigen Teilnehmern, namentlich Amerikas (des einstigen Dorados des Bacon-Rummels[3]!), zur Stadtkirche und den historischen Erinnerungsstätten, die eine peinliche Forschung mit der Jugend und der Mannesreife des großen William in Beziehung gesetzt hat. Das war eine Lenzesfeier, durchaus würdig der Manen des Hochgepriesenen, zugleich bedeutsam, weil sie in diesem Jahre noch mehr als bisher ein internationales Gepräge trug: ganz im Sinne seiner kosmopolitischen herrlichen Kunst, deren vertieftes Verständnis gerade uns Deutschen, seinen Neuentdeckern und unermüdlichen Hegern, stets am Herzen liegt.

* * *

Die vorstehenden Gedanken sind der Niederschlag dessen, was sich unter dem Eindrucke der Kunde von den Plänen und Anträgen britischer Shakespeareverehrer in der Brust eines alten Shakespeareaners geregt hatte[4]). Mittlerweile hörten wir August 1908 noch von zwei

---

[3]) Über die ganze sog. Bacon-Frage habe ich mich ausführlich in „Nord und Süd" Jhrg. 19, Bd. 73, Heft 219, S. 368—378 (1895), „Der jüngste und Hauptangriff auf Shakespeares Dichterexistenz" ausgesprochen, breiter mit allem Material i. d. „Englischen Studien" XX, 419—436, knapp im „Literar. Echo" XI 782 u. XII 412.

[4]) Ich weise hier auf den Ausgang meines Buches: „Shakespeare und das Tagelied. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte der germanischen Völker" (1893; jetzt Adolf Weigel, Leipzig) hin, wo ich lange vor dem hin- und herschwankenden Redegeplänkel über Regelung der deutsch-englischen Beziehungen, im Anschluß an Romeo's und Julia's Abschied und dessen altvolksmäßigen Ausdruck folgere: „Tatsächlich reichen sich über das trennende

anderen ebenso bezeichnenden wie bedeutsamen Beweisen der Steigerung, die das Ansehen des schier unmeßbaren Genius bei seinen Volksgenossen augenblicklich erfährt. Historische Gerechtigkeit gebietet auch davon kurz zu reden. Die Witwe desselben Charles Flower zu Stratford on Avon, welcher vor über dreißig Jahren die Shakespeare-Gedenkgebäude daselbst stiftete, hat der Shakespeare Memorial Society ihre an die dortigen „Memorial"-Häuser anstoßenden Grundstücke nebst dem Wohnhaus und ihren Gärten samt Bildern, Büchern, Silberzeug vermacht, außerdem 240 600 Mark in Geld, wovon 6000 Mark der mit dem Memorial Theatre verbundenen Bibliothek zugute kommen sollen. Mutet schon dieses großartige, bereits in seinem summarischen Verfügen eindrucksstarke Testat recht englisch an — übrigens in einer Art, die uns Deutschen in ähnlichen Fällen oft genug zum Vorbilde dienen könnte — so überkam bei der weiteren Nachricht den Kenner Albions und seines Volksnaturells erst recht das Gefühl, echt britisch-insularem Wesen zu begegnen. Ralph Winnington Leftwich wies zugleich in der „Westminster Review" auf die seltsame Tatsache hin, daß der einzige Fleck in der Riesenmetropole London, der heute noch unverändert an des Dichters hauptstädtischen Aufenthalt gemahnt, die alte St. Saviour's Church oder Southwark Cathedral am rechten Themseufer neben der London Bridge ist, und schlägt nun[5]) „eine jährliche Erinnerungsfeier für Shakespeare in London vor, deren Mittelpunkt diese Kirche bilden soll. Aus dem reichhaltigen Programm, dessen ohnehin noch nicht feststehende Einzelheiten vorerst weniger zu interessieren vermögen als der große Gedanke, der sich in solcher Feier ausspricht, seien zwei Punkte hervorgehoben. Leftwich wünscht, daß sich vor der Kirche eine genaue Nachbildung des Globe-Theaters an diesem Tage erheben soll, und daß die Blumen der Ophelia[6]) zu Girlanden und Kränzen gewunden verwendet werden, daß aber die

---

und doch vermittelnde mare Germanicum hinweg deutsche und englische Poesie die Hand. Diese neue Tatsache stellt gewiß einen ungemein bedeutsamen Gewinn dar in der vergleichenden Literaturgeschichte der germanischen Völker."

[5]) Die folgenden Angaben entlehne ich der Genauigkeit halber dem Berichte von kl., „Eine Shakespeare-Gedenkfeier in London", in der „Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten", Nr. 32 vom 6. August 1908, Seite 311—312, dessen Schluß sie bilden.

[6]) Gemeint ist zweifellos Ophelias Auftreten und Phantasieren in „Hamlet", IV. Akt, 2. Szene.

Form des Kreuzes nach Möglichkeit zu vermeiden sei, um nicht in dieses Fest vollen und freudigen Lebensgenusses die Vorstellung des Todes zu bringen. Er hofft bei seinem Plane auf weitgehende Unterstützung, damit die erste Feier bereits 1909 in London begangen werden könne."

Wir wollen dieser mindestens seltsamen Anregung mit ihrem durchaus englischen Anstrich in der Idee und den Einzelheiten keinen Kommentar mit beanstandenden Glossen anhängen. Vielmehr sei mit ehrlicher Freude dieses eindringliche Vorgehen, den Großmeister nationaler Poesie vor der Öffentlichkeit und dem Volke auffällig feiern zu lassen, gelobt und begrüßt, mag es auch den Festländer noch so kurios berühren.

* * *

Inzwischen sind 1³/₄ Jahre über die Verlautbarung der verschiedenen Pläne und ihre anfängliche ungeklärte Diskussion dahingegangen. Der Gedanke eines englischen Nationaltheaters ist jetzt zum greifbaren Entwurf geworden und hat einen guten Schritt zur Verwirklichung getan. In der betreffenden Versammlung am 23. März 1909 zu London teilte der Lord Mayor der Reichshauptstadt anfeuernd mit, ein Ungenannter — solcher Anonymi entbehren wir Deutschen meistens leider aus mehreren Ursachen — habe zu den veranschlagten Kosten von 500000 Pfd. Sterling (über 10 Millionen Mark entsprechend!) schon 70000 Pfd. beigesteuert. Die vorschwebende Bühne großen Stils werde, so beschloß man, also National Shakespeare Theatre heißen und ein sog. Repertoire-Theater werden: wöchentlich solle es wenigstens zwei Shakespeare-Vorstellungen geben, während der jährlichen Spielzeit nicht unter 25 Shakespearestücken. Daneben ist für jede Woche wenigstens noch ein anderes englisches Drama aus der Elisabethanischen Blüteära, also eines Shakespeare-Zeitgenossen, vorgesehen; doch auch ausgedehnte Rücksicht auf neuere englische und ausländische theatralische Erzeugnisse — eine England aus mannigfachen Gründen gar nötige Erkenntnis, die aber recht spät aufdämmert. Die Oberleitung will man einem Aufsichtsrate bunter Mischung anvertrauen: 5 Vertretern der Krone bezw. Staatsregierung, 8 Akademikern, die zu wählen seien je von den Universitäten Oxford, Cambridge, London, Edinburgh, Dublin, Wales, Royal Academy, British Academy, Abgeordneten der bedeutendsten Städte Großbritanniens und der Kolonien, dem Londoner Botschafter der Vereinigten Staaten von Nordamerika (weshalb nicht auch dem deutschen?, möchte man fragen), ferner 4 Pflicht-Mitgliedern. Diesem Aufsichtsrat liegt dann ob, einen

bewährten Schauspieler als Direktor und einen literarischen Leiter zu bestellen. Aufzubringen hofft man den gewaltigen Betrag als finanzielle Unterlage doch, bis zum Jahre 1911 sogar schon, und zwar berechnet man rund 2 Millionen Mark auf Grund und Boden nebst den Baukosten des Hauses, 1 Million auf die Bühne und Requisiten, 5 Millionen reserviert man sich als Stiftungskapital. Ja wahrlich, das Ganze ist großartig gedacht und wird, das darf man nach mannigfachen älteren Erfahrungen bei englischen gemeinnützigen Unternehmungen nationaler Farbe erwarten, kaum an unzureichender Höhe der sich ansammelnden Mittel scheitern. Wenn man auf britischer Erde, wo angeblich in erster Linie die Nüchternheit daheim ist und das rein praktische Interesse in der Regel triumphiert, eine vaterländische Kulturtat in Angriff nimmt, so hat sie fast stets Hand und Fuß. Und in diesem Sinne kann man auch dem positiven Ziele der jetzigen eifrigen Organisation, am 23. April 1916, Shakespeares 300. Todestag, den seinem Andenken und Ruhme geweihten Musentempel dem vorgesteckten Zwecke zu übergeben, ohne Bangen entgegensehen. Jedenfalls bereitet man für die alsdann winkenden schwierigen Aufgaben Verständnis und Stimmung geschickt durch die regelmäßigen Shakespeare-Festspiele vor, die auch im Frühling 1909, vom 19. April bis zum 8. Mai, im Landstädtchen Stratford on Avon stattfanden. Coriolan, Hamlet, Cymbelin, Richard III., Der Kaufmann von Venedig, Macbeth, König Johann, Heinrich IV., Heinrich VI., Viel Lärm um nichts, die schritten da in wechselreicher Szenenfolge, wenn auch den göttlichen Komiker ziemlich im Schatten lassend, über die Bretter und stählten Mut und Kraft für dauernde ernste Arbeit, mit der man nach sieben Jahren an der Gesamtleistung des Allüberragenden einsetzen will. Dabei betonten die plötzlich aufgetauchte offizielle Teilnahme einer Vertretung der „Deutschen Shakespeare-Gesellschaft" an den vorigen Stratforder Festlichkeiten die Tageszeitungen nicht ohne Ursache: ist sie doch deutlicher Beleg für den Fortschritt in der geistigen Annäherung der beiden nie dauernd entfremdeten, vielmehr eng zusammengehörigen verwandten Völker. Das Londoner Shakespeare-Theater aber entwickelt sich jetzt normal vorwärts.

Eugen Zabel:
Humor und Satire in der russischen Literatur

Fortsetzung

Am fruchtbarsten kamen Humor und Satire auf einem Gebiet zur Geltung, das dem Volksempfinden näher als irgend ein anderes stand, die russische Sprache in der vollen Natürlichkeit und Anschaulichkeit ihrer Ausdrucksmittel zeigte, für den Verkehr eine Fülle scharf geprägter Weisheitsmünze schuf und in Hütte und Palast Eingang fand. Es handelt sich um die Fabel, die bereits früher, aber ohne Kraft und Saft gepflegt und nun zunächst ein echtes, allen willkommenes Talent, das die Gattung künstlerisch abrundete, und bald darauf ein wirkliches Genie fand, das sie zur klassischen Meisterschaft entwickeln sollte. Der Erste, der dies Gebiet mit sicheren Schritten betrat, war ein Sohn deutscher Eltern, J. J. Chemnitzer. Sein Name erinnert an die sächsische Industriestadt, aus der seine Vorfahren vermutlich nach Rußland eingewandert sind. Seinem Beruf nach war er Militärarzt, dann in mehreren Feldzügen Soldat in der Front, endlich Hüttenverwalter. Anfänglich schrieb er besser deutsch als russisch. Er lehnte sich zuerst an Lafontaine und Gellert an — von jenem übersetzte er fünf, von diesem achtzehn Fabeln — und schuf dann Eigenes aus seiner schlichten treuherzigen Lebensanschauung heraus, die mit alltäglichen Erfahrungen begann, aber auch Fragen von politischer und sozialer Bedeutung im Sinne des gesunden Menschenverstands beantwortet. So stellt er in seiner Fabel „Die Treppe" die Forderung auf, daß man beim Auskehren des Schmutzes nicht mit den untern, sondern mit den obern Stufen anfangen müsse, und verhöhnt einen Dummkopf, dem man allerlei törichtes Wissen eingetrichtert hat, weil er in der Grube, in die er hineingefallen ist, zu philosophieren anfängt, anstatt sich von seinem Vater mit dem hingehaltenen Strick herausziehen zu lassen.

Chemnitzer wurde in den Hintergrund gedrängt durch die glänzende Begabung Krylóws, der mit seinen fast zweihundert Fabeln eine der er-

freulichsten Erscheinungen der russischen Literatur darstellt und sich bei hoch und niedrig einer beispiellosen Beliebtheit erfreut. Wer St. Petersburg kennt, hat auch vor seinem Denkmal in dem hübschen Sommergarten am Newquai gestanden und die Gestalt des liebenswürdigen Dichters betrachtet, wie ihn der Bildhauer Baron Klodt lebensvoll auf den Sockel gestellt hat. Mit derben breiten Zügen, kurzhalsig, mit einem fetten Doppelkinn zwischen den steifen „Vatermördern", in sitzender Haltung, die Arme gemütlich auf die Beine gestützt, mit einem Buch in der Hand erscheint er als Charakterfigur des echten Russen. An dem granitnen Piedestal des Standbilds sind Reliefs mit Figuren aus seinen Fabeln angebracht. Sie führen uns zu klugen und törichten, großen und kleinen Menschen, zu allem, was durch die Luft flattert, sich auf der Erde bewegt oder unter ihr wühlt, was zwitschert und singt, raschelt und schreit, blüht und duftet, vom Sturm dahingeweht oder von der Flammenlohe verzehrt wird. In den fünfzig oder sechzig Zeilen seiner Gedichte bekommt alles, was uns vom Naturleben geläufig ist, eine jedermann verständliche Sprache voll reicher Bildlichkeit des Ausdrucks, der sich der Phantasie tief einprägt, ernster Ermahnung zum Guten und Vernünftigen, ironischer Verspottung alles Verbildeten und Gekünstelten, das sich in das Haus und die Familie, in Staat und Gesellschaft eingeschlichen hat, und unbestechlicher Verurteilung alles Schlechten und Verächtlichen, das sich heuchlerisch maskiert. Krylów gibt dem Einfachsten, ohne es aufzubauschen, eine überraschende Fülle, die wie ein erfrischender Trank wirkt, dem Gedanken eine Sinnfälligkeit, als ob ein Schnellmaler ein Bild auf die Wand wirft. Wenn er die Angel seiner Satire auswirft, hat er bald sein ganzes Netz mit ängstlich schnappenden und zappelnden Fischen voll. Er ist furchtlos und deutlich, wenn er Anspielungen auf den aus Rußland vertriebenen Franzosenkaiser, die falsche Erziehung bei Hof oder die Admirale macht, die kein Schiff führen können. Besonders glücklich ist er, wenn er den Adel verspottet, der immer von den Verdiensten der Vorfahren spricht und sich selbst untätig breit macht, wie es in der Fabel die Gänse tun, die zum Markt getrieben werden und über ihre unwürdige Behandlung durch den groben Bauern schimpfen, da doch ihre Ahnen durch ihr Schnattern das römische Kapitol gerettet haben. In der Fabel „Das Quartett" finden sich Affe, Esel, Bock und Bär unter einem Lindenbaum zusammen. Sie haben Instrumente herbeigeschafft und möchten gern spielen. Ihre Musik klingt aber natürlich abscheulich. Sie meinen in ihrer Dummheit, es liege daran, daß sie falsch sitzen. Sie verändern daher mehrmals ihre Plätze und werden ärgerlich,

Anton Romako
Ulysses und Circe
Im Besitz von [illegible] Wien,
[illegible]

weil trotzdem keine richtige Melodie ertönen will. Da ruft ihnen die Nachtigall spöttisch zu, daß sie deshalb nicht spielen können, weil sie keine Musiker seien.

Wie urgesund und natürlich der Dichter empfindet, zeigt sich namentlich dann, wenn er seine Stoffe unmittelbar dem russischen Volksleben entnimmt. Die Bauern benützen dort beim Anschirren ihrer Pferde ein oval gebogenes Holz, das über dem Hals des Tieres emporragt und am Kummet befestigt wird. Sie fertigen das Krummholz selbst an, indem sie einen ganz jungen Birkenast nehmen, ihn allmählich biegen, in einen Rahmen spannen, wodurch er noch mehr gekrümmt wird, und endlich am Feuer trocknen, bis er die gewünschte Form behält. Ein Bär sieht, wie ein Bauer sich bei dieser Beschäftigung abquält, und meint, das müsse sich doch schneller bewerkstelligen lassen. Er nimmt das Holz zwischen seine Tatzen um es zu biegen, aber so oft er es auch versucht, bricht es immer entzwei. Moral: Man muß sich nicht nur anstrengen, sondern auch Geduld haben, um im Leben etwas zu erreichen! In der Fabel „Die beiden Bauern" klagt der eine, wie sehr ihn Gott heimgesucht habe. Haus und Hof seien ihm abgebrannt. Zu Weihnachten habe er sich ein Räuschchen geholt, sei torkelnd mit dem Licht in der Hand in den Stall gegangen. Da sei ein Funken ins Stroh gefallen und das Unglück geschehen. Der andere Bauer jammert, daß er ebenfalls zu Weihnachten dem Branntwein reichlich zugesprochen, aber beim Hinuntersteigen in den Keller vorsichtigerweise das Licht ausgelöscht habe. Der Teufel habe ihn jedoch so niederträchtig die Treppe hinuntergestoßen, daß er sich seitdem an Krücken schleppen müsse. Was soll man nun eigentlich machen, fragen sich beide, abends mit oder ohne Licht hinuntersteigen? Da ruft ihnen der Gevatter zu: Ihr sollt Euch nicht betrinken! Berühmt ist vor allem auch Demjans Fischsuppe. Es handelt sich um ein Lieblingsgericht der Russen, das aus großen und kleinen Kaulbarschen mit etwas gepreßtem Kaviar, ein paar Zwiebeln, Petersilienwurzel und Sellerie zubereitet wird und in der Tat köstlich schmeckt. Aber selbstverständlich muß man die Gäste, wenn sie dem Mahl reichlich zusprechen, nicht fortwährend nötigen, denn sonst wird ihnen der Genuß zur Qual, und sie laufen davon. Der Dichter wollte damit gewisse Schriftsteller treffen, die ihre Leser mit immer neuen Werken bis zum Überdruß füttern.

Krylów galt für einen schwerfälligen und zerstreuten Menschen, der in seiner bescheidenen Amtswohnung als Hagestolz hauste. Er war unsauber und in seiner Erscheinung unordentlich. Über seine Abneigung

gegen eine gewählte Toilette wurde eine niedliche Anekdote erzählt. Er war eines Tages bei seinem Chef, dem Direktor der Kaiserlichen Bibliothek, zu Tisch geladen und fiel dabei durch seine schlechte Laune auf. Als man ihn nach dem Grund seiner Verstimmung fragte, antwortete er, daß er zu einem Maskenfest bei Hofe eingeladen sei, aber nicht wisse, wie er sich kostümieren solle. Die Tochter des Hauses, die ein besonderer Liebling des Dichters war, sah ihn darauf lächelnd an und sagte: „Ei nun, Onkelchen. Sie brauchen sich nur hübsch zu waschen, zu rasieren und sauber anzuziehen, so wird Sie niemand erkennen." Krylów war weit davon entfernt, den Scherz übel zu nehmen. Er warf sich in die Kleidung eines Mundschenks des Zaren, und es traf sich gut, daß er auf diesem Maskenfest den Kaiser Nikolaus I. wirklich mit einem köstlichen Labetrunk erquicken konnte. Es war die Fabel „Der Magnat", die der Dichter dem Zaren vorlas, worauf dieser seinen Dichter umarmte und ihn mit den Worten: „Schreib nur zu, Alter, schreib nur zu!" zu weiterem Schaffen ermunterte.

Die Zeit war gekommen, in der die überall aufsprudelnden Quellen der Satire sich vereinigten und die Bühne erreichten, wo die Kraft der Menschenschilderung sich am unmittelbarsten entladen konnte. Einer der freisten und kühnsten Geister Rußlands hob die Literatur seines Landes auf eine ganz neue Stufe, ging aber an dem Zwiespalt seiner Empfindungen als Dichter und Staatsbeamter sowie an tragischen äußeren Umständen frühzeitig zugrunde. A. S. Gribojédow gehörte jenen vornehmen Gesellschaftsklassen an, die dem dortigen Schrifttum eine Reihe seiner vorzüglichsten Dichter gegeben und ihm einen aristokratischen Charakter aufgedrückt haben. Mit reichen Gaben des Geistes ausgestattet und zum Verständnis alles Schönen erzogen, eine Persönlichkeit, die jeden gesellschaftlichen Kreis sofort beherrschte, liebenswürdig und genußfreudig, von den Verführungen des Moskauer Theaterlebens angezogen und übersättigt, von dem Gefühl durchdrungen, daß er zu künstlerischem Schaffen berufen sei, ließ er sich durch den diplomatischen Dienst nach Persien und dem Kaukasus versetzen. Hier schrieb er in den Jahren 1822 und 1823 sein Lustspiel „Sei nicht zu gescheidt!", das er aber wegen des Widerspruchs der Zensur nicht aufführen lassen, sondern nur im Freundeskreise vorlesen durfte, wo es sofort als ein Schuß ins Schwarze wirkte. Das Stück wurde in vielen Exemplaren, die als Handschrift gedruckt waren, in Petersburg und Moskau verbreitet und bewundert, aber weder für den Buchhandel noch für das Theater freigegeben. Gribojédow fühlte sich durch dies Verbot auf das empfindlichste verletzt und bei der Reiz-

barkeit seines Naturells, das alle Widersprüche des russischen Lebens in sich aufgesogen hatte, fast zur Verzweiflung gebracht. Er suchte Ruhe und Fassung bei des „Dienstes immer gleich gestellter Uhr" zu finden und begab sich als Gesandter nach Teheran, wo die trüben Ahnungen, die ihn verfolgten, rasch in Erfüllung gehen sollten. Bei einer Meuterei der Perser wurde er mit der ganzen russischen Gesandtschaft im blühenden Alter von fünfunddreißig Jahren auf scheußliche Weise zusammen gehauen.

Sein Stück bringt einen scharf umrissenen Ausschnitt der Moskauer Gesellschaft, wie er sie kennen gelernt hatte, im Salon eines höheren Beamten mit der Hohlheit ihrer Zerstreuungen, dem Strebertum der männlichen und dem Leichtsinn der weiblichen Jugend, der Klatschsucht, Heuchelei und Windbeutelei bei den eingerosteten Würdenträgern wie bei den hergelaufenen Burschen ohne Rang und Verdienst in einer äußerlich fast dürftigen, innerlich aber stark bewegten Fabel auf die Bretter. Eine solche Gesellschaft von Tröpfen, Narren und Abenteurern wäre selbst in der feinen Unterscheidung und Abtönung, die darin vorgenommen wird, drei Stunden im Theater kaum zu ertragen, wenn ihr nicht in der Person des eben aus dem Ausland nach Rußland zurückgekehrten Tschazki ein ehrlicher und begeisterter Wahrheitsfreund, ein rücksichtsloser Verächter dieser Lügen und Intriguen, ein Mann des schlagfertigen Witzes und der bittern Ironie gegenübergestellt wäre. Er ruft in der ganzen Anlage seines Charakters Erinnerungen an Molières Alceste im Misanthrope hervor, entwickelt sich aber in der Juchten- und Cigaretten-Atmosphäre, die uns aus dem Stück entgegenweht, im einzelnen durchaus selbständig. Tschazki hat auch einen schwer ins Gewicht fallenden persönlichen Grund, diese Prachtexemplare menschlicher Entartung zu kennzeichnen, denn das Mädchen, an dem sein Herz hängt, bringt ihren Anstand bei einer törichten Liebelei mit einem leichtfertigen Schlingel in ernste Gefahr. Der „Rufer im Streit" wird für seine idealistischen Aufwallungen dadurch bestraft, daß man ihn für einen heimlichen Verbrecher oder gar für geistesgestört hält. Die Komödie spielt in verschiedenen Zimmern desselben Hauses vom Morgen bis zum Abend, der mit einer Ballfestlichkeit als Schauplatz für diesen Kampf zwischen einem einzelnen Schwärmer gegen anderthalb Dutzend Hohlköpfe schließt.

Von diesem bedeutsam einschneidenden Werk zieht sich eine gerade Linie zu dem Wirken des größten humoristischen und satirischen Schriftstellers, der russischem Boden entsprossen ist, zu Nikolai Gógol. In seinem Lustspiel „Der Revisor" gibt er den Krebsschaden des russischen Lebens,

die Willkür und Bestechlichkeit der Beamten, mit ihrer sklavischen Unterwürfigkeit nach oben und dem tyrannischen Wüten nach unten in köstlich durchgeführten Zerrbildern dem allgemeinen Gelächter preis. Glücklicher als Gribojédow eroberte er sich mit seinem Stück 1836 die Bühne, um auf ihr, man darf sagen, für alle Zeiten als unumschränkter Herrscher zu schalten, denn eine Zeit, in der diese Komödie nicht gespielt werden sollte, läßt sich unmöglich denken. Sie rollt und tollt mit ihren fünf übermütigen Aufzügen noch heute so siegesgewiß an dem Zuschauer vorbei, wie zur Zeit des Kaisers Nikolaus I., der versicherte, daß er niemals so wie bei diesem Stück gelacht habe.

Gógol schüttete einen solchen Reichtum von heißer, schäumender Lebensfülle vor seinem Volk aus, daß der Begriff der Literatur zunächst gar nicht aufkam und die Dinge, um die es sich handelt, selbst zu sprechen schienen. Diese Dichtung berührte noch wahrer, natürlicher und überzeugender als die Wirklichkeit. Ihre Sprache, die jede gebundene Form verschmähte und sich anhörte, als ob man hinter der Tür stehe und einer lebhaft geführten Unterhaltung lausche, wurde sofort das Gemeingut aller. Sie schuf Sätze, die nach Art der Sprichwörter angewendet wurden wie der köstliche Vorwurf, den der Stadtkommandant gegen einen schurkischen Polizeidiener erhebt: „Du stiehlst zu viel für deine Stellung!" Chléstakoff, der freche Durchgänger aus der Newaresidenz, dem in einer kleinen Provinzstadt kaum noch ein Paar Kopeken übrig geblieben sind und der infolge einer drolligen Verwechselung für den erwarteten Revisor gehalten wird, wächst vor unseren Augen zur Größe eines Gattungsbegriffes phantastisch empor. Wie er von der Familie des Stadtgebieters aufgenommen, bewirtet, umschmeichelt und mit verliebten Augen betrachtet wird! Wie er im Rausch immer tollere Geschichten aufschneidet, die Beschwerden der Bittsteller und ihre Bestechungsrubel haufenweise entgegennimmt! Wie er endlich verschwindet, während die Genasführten wutentbrannt gegeneinander fahren und vor Schreck wie versteinert dastehen, als der richtige Revisor gemeldet wird! Das deckt sich genau mit Vorgängen aus der Wirklichkeit und hat sich vor und nach Gógol wiederholt zugetragen, wie aus einer ganzen Reihe von Zeitungsmitteilungen hervorgeht. Man muß das Stück auf russischen Bühnen sehen, um seine Wirkung zu ermessen, wenn der Darsteller des Stadtkommandanten vor Wut mit den Füßen auf die Erde stampft und sich wegen seiner Dummheit selbst ohrfeigt, während das Publikum im Parkett in die Hände schlägt und sich vor Lachen schüttelt. Für die betrügerische Ausübung der Amtsgewalt in einer ähnlich drolligen

Situation, die sich bis zur wilden Groteske steigert, hatten wir in Deutschland lange kein Beispiel. Erst die Überrumpelung des Köpenicker Rathauses durch den alten Zuchthäusler Voigt, der sich als preußischen Hauptmann verkleidete und mit militärischer Begleitung in die Amtsstube des Bürgermeisters eintrat, um einen angeblichen Befehl des Deutschen Kaisers zur Ausführung zu bringen, hat einen ähnlichen bitter-süßen Humor bei uns heraufbeschworen. Chléstakoff ist zu einer stehenden Figur geworden, die niemals aussterben kann, solange der russische Staat seine Beamten so kümmerlich besoldet, daß sie mit ihrem Gehalt nicht auskommen können und für jeden Dienst, den sie dem Publikum leisten, eine klingende Anerkennung erwarten, etwa wie bei uns die Kellner für die Bedienung bei Tisch an ein Trinkgeld denken. „Nicht den Spiegel klage an, wenn dein Gesicht verzerrt ist", durfte Gógol mit Recht auf das Titelblatt seines Lustspiels setzen.

Noch tiefer drückt Gógol das Messer der Satire in schwärende Wunden ein, wenn er in seinem Roman „Tote Seelen" von den Reisen des Kollegienrats Tschitschikow erzählt, der einen ungeheuren Betrug ausführt, indem er zur Zeit der Leibeigenschaft die seit der letzten Zählung verstorbenen Bauern, die auf dem Register noch nicht gelöscht sind, kauft, sie als wirklich vorhandenes Menschenmaterial auf ein wertloses Grundstück überschreiben läßt und dann bei der Bank verpfändet. In der kleinen Stadt, wo der saubere Herr einkehrt und die Erbärmlichkeit des Lebens uns auf Schritt und Tritt anödet, ziehen die sonderbarsten Gestalten, an Leib und Seele verkrümmt und entartet, an uns vorüber, so daß wir glauben, sie mit Händen greifen zu können. Hier hockt ein sentimental verschwommener Träumer in seiner Ecke und liest und raucht den ganzen Tag. Dort sucht die Bäuerin möglichst viel Silberrubel einzuheimsen und sich ihr Schicksal von den Karten weissagen zu lassen, während sie zugleich Furcht vor dem Teufel hat. Der Trinker, der am Spieltisch das eben Erworbene in wenigen Stunden durchbringt, der wie aus einem Urwald hergelaufene Polterer, der Geizhals, in dem alle menschlichen Empfindungen verdorrt sind, dann die Ballgäste und die Kanzleibeamten sind mit haarscharfen Strichen entworfen und mit charakteristischen Einzelzügen übersät, ohne daß man von Übertreibungen sprechen kann.

Schluß folgt im nächsten Heft

Anselma Heine: Clara Viebig.

Es ist immer schwierig, den Zeitpunkt zu wählen, da man sich über das Werk eines mitlebenden Dichters klar werden will; solange wenigstens er noch nicht im Zustande der Jubiläen ist. Denn kaum einer wächst so ungebogen und so gleichmäßig stark empor, daß man aus seinen, schon sichtbaren, Blättern, Blüten und Früchten heraus die ganze Entwicklung beurteilen könnte. Und doch läßt auch das Anfangswerk sich erst am reifen bewerten.

Bei Clara Viebig nun scheint jetzt ein solcher Zeitpunkt gekommen zu sein. Mit ihrem letzten Roman „Das Kreuz im Venn" hat sie den Höhepunkt erreicht, zu dem alle ihre früheren Romane hinzeigen. Ihren eignen künstlerischen Höhepunkt. Alle Vorzüge ihrer bisherigen Werke finden sich da. Stark und bewußt zusammengefaßt zu einem wohlabgewogenen lebendigen Ganzen. Und, als ob sie selber fühlte, daß es auf diesem Gebiete vorerst kein Höherstreben für sie geben kann, wendet sie sich nun, in der brennenden Gier nach neuen Aufgaben, neuen Mühen und neuen Erfolgen, mit ganzer Kraft der Bühne zu, auf der sie bis jetzt nur selten und flüchtig zu Gaste war.

Die bisherige Sprödigkeit der Bühne Clara Viebigs Werk gegenüber mag verwundern, wenn man der spannenden Szenen denkt, die in allen ihren Romanen und Novellen vorkommen, der straffen Komposition und erregter Handlung. Man meint, man brauche diese Figuren und ihre Erlebnisse nur auf die Szene zu stellen, und das Drama sei fertig. Ein Irrtum, dem die Dichterin selber zum Opfer fiel, als sie verschiedene ihrer Novellen dramatisierte. Da aber zeigte es sich, daß Stilgesetze keine müßige Erfindung sind, sondern Entdeckungen, am Organismus selber gemacht. Und daß gerade Clara Viebigs episch großzügig hingestellte Menschen, deren plakatartig deutliche Gebärden sich so unvergeßlich einprägen, daß gerade sie zu gut die Gesetze ihrer eignen Gattung — eben der epischen — erfüllen, um bei der Übertragung ins Dramatische bestehen zu können. Gerade so wie es mißlich ist, ein Fresko oder ein Relief, das stark

einseitige Beleuchtung zeigt und fordert, in eine Rundfigur zu verwandeln. Clara Viebigs Romane schildern eben Typen, nicht Individualitäten, wie es das Drama fordert. Die umgebende Natur wird zur Verstärkung und Erläuterung der Figuren herbeigezogen, sie handelt mit, bleibt nicht prospektartiger Hintergrund, wie im Theater. Zudem ist es eine Besonderheit ihrer Geschöpfe, daß sie innerhalb des jedesmaligen Buches keine Wandlung, selten sogar eine Entwicklung erleben. Die gleichen seelischen und körperlichen Eigenschaften werden immer wieder betont und bilden so eine leichtbehältliche Charakterisierung, wie die Bühne sie nicht brauchen kann, bei der man die Leute nicht fertig widergespiegelt sieht, sondern aus ihren Handlungen errät. Und von Charakterwandlungen lebt ja überhaupt das Drama. Von unepischen Überraschungen, von Plötzlichkeiten!

Bedenkt man das alles recht, so versteht man, daß es eine solche Feuer- und zugleich Eisen-Natur, wie die Viebig es nun einmal ist, reizen muß, sich diese, ihr so ganz fremde Technik zu erobern und dienstbar zu machen. Schon hat sie damit begonnen.

Und dies eben, scheint mir, ist der rechte Augenblick, sich darüber klar zu werden, was wir in Clara Viebig als Romanschriftstellerin und Novellistin besitzen.

Da fällt einem vor allem der gleichmäßige und sichere Schritt auf, mit dem die Dichterin den weiten Weg von den „Rheinlandstöchtern" bis zum „Kreuz im Venn" emporgestiegen ist. Nicht mehr als ein Dutzend Jahre hat sie dazu gebraucht. Und doch liegt eine Welt von Ringen, Wanken und Sichwiederaufraffen zwischen diesen beiden Romanen. Den „Rheinlandstöchtern" haftet noch ein gut Teil Banalität an, trotz der scharf erfaßten Typen und der genauen Kenntnis und realistischen Wiedergabe der Verhältnisse. Vor allem zeigt der Stil noch keine Eigenart. Der Roman war, durch seine Mängel mehr, als durch seine Vorzüge, so recht eine Speise für das breite Publikum, und die jugendliche Verfasserin durfte sich daraufhin schon erlauben, etwas Eigenartigeres zu veröffentlichen, wie es die Novellen ihrer „Kinder der Eifel" sind. Freilich die „Kühnheit", die in der Wahl der Vorwürfe lag, und die man bewunderte, wie bezeterte, ist längst verblaßt. (Kühnheiten sind, wie alle Verblüffungsmomente, ein falscher künstlerischer Maßstab, den die Zeit jedesmal wieder zusammenschrumpft.) Was aber bleibt, ist eine unbestechliche ehrliche und unsentimentale Erfassung der Natur samt ihren Menschen, eine frisch-

quellende Kraft der Vorstellung und eine leidenschaftliche Parteinahme, ja Voreingenommenheit, die sympathisch berührt, auch wo sie den Dingen ihre innere Realität nimmt. Dies sonderbare Verhältnis von Realismus in den äußeren Dingen und romanhafter Tradition bei den inneren Vorgängen ist bezeichnend für die Erstlingswerke der Dichterin. Ihr schriftstellerisches Können war wohl noch nicht groß und sicher genug, um die Verhältnisse und Szenen zu vertiefen, die sie als ganz junges Ding gesehen, aber doch wohl nicht erlebt hatte, die sie aus den Gerichtsakten des „Onkel Mathieu" gelesen oder von den geschwätzigen Wirtinnen in den kleinen buntblühenden Eifelgärtchen sich hatte erzählen lassen, während der Onkel mit seinem Sekretär Tatbestände aufnahm und Obduktionen beiwohnte. Im Almanach von Velhagen und Klasings Monatsheften 1908 hat Clara Viebig das geschildert. „Wie ich Schriftstellerin wurde" heißt der anmutige Aufsatz. Diese Seiten sind um so wertvoller, als Clara Viebig sonst fast nie von sich selber spricht. Ihr ganzes Wesen ist auf Unbewußtsein und Bescheidenheit gestimmt. Indirekt freilich schildert sie sich in allen ihren ersten Romanen. Und in ihrem dritten, in „Es lebe die Kunst", der überhaupt voll Bekenntnisse steckt, entwirft sie quasi ihr Programm, wie es ihr vorschwebt und wie sie es nachher erfüllt hat:

Die junge Heldin, aus freier Natur her in die Großstadt verschlagen, dort, zwischen allen industriellen „Kunstbestrebungen" und Eitelkeiten für Erfolg kämpfend — dabei aber zugleich um Aufrechthaltung der idealen Kunst, liest in einer Gesellschaft ihr Erstlingswerk vor.

„Nichts darin von Geist. Nur eine starke ehrliche Empfindung. Wie Duft von erdiger Scholle stieg es auf. Ein Geruch nach Land, nach Stall, nach Bauernstuben, nach nahrhaftem Korn, nach Wiesenheu, nach harzigen Wäldern zog über die parfümierten Möbel, . . . der Horizont war frei, die Luft ging scharf."

In demselben Buche stellt sie auch ihr Vorbild, nicht nur des Werkes, sondern auch des Autors auf, wenn nämlich er eine Frau ist. Nie darf sie vergessen, daß sie einen Unterrock anhat, sie soll sich nicht gehaben wie ein Mann, soll auch ihr Innerstes nicht bloßstellen. Und so schildern denn ihre ersten Romane das Leiden der Frau, die mit einem gebieterischen Talente und Kunsttrieb behaftet ist und doch Frau, doch Weib bleiben will. Real und gesund wird dabei der Begriff Kunst immer mehr als Tätigkeit, Broterwerb und Beruf aufgefaßt, denn als Selbstgenuß. Wie denn auch nichts Lyrisches, nichts Artistisches sich einmischt in die Erzählung.

Was wie Lyrik aussehen könnte, das Zitieren von Gedichten, Schilderung von Stimmungen ist nicht das beste und nicht das Eigenste an diesen ersten Romanen. Und sogar die selbsterlebten Kämpfe und Erlebnisse wirken oft beinah anekdotisch, weil sie die äußeren Vorgänge getreu übernehmen und im übrigen nicht genug in die Tiefe gehen. Das gilt besonders von dem zweiten Roman „Dilettanten des Lebens."

Da, wo die Künstlerin ganz objektiv zu sein scheint, so in ihren Novellen „Vor Tau und Tag", spürt man schon früh die Meisterschaft. Und dann kommen ihre großen starken Bücher „Das Weiberdorf", „Das tägliche Brot", „Die Wacht am Rhein", „Das schlafende Heer", „Das Kreuz im Venn", dazwischen der „Müllerhannes", „Einer Mutter Sohn" und „Absolvo te".

Das Weiberdorf machte zuerst wegen seiner Kühnheit, seiner starksinnlichen Note und seines brutalen Realismus Aufsehen. Der Instinkt für packende Stoffe, der Clara Viebig vor allen andern Schriftstellerinnen kennzeichnet, und die Fähigkeit, ein paar hervorstechende Seiten ihres Milieus so zu schildern und zu beleuchten, daß der Leser sie nicht vergessen kann, treten hier zum erstenmal in ganzer Vollkommenheit auf den Plan. Dazu — für den Nachforschenden — die fleißige Energie der Vorarbeiten, die Gewissenhaftigkeit der Künstlerin, mit der sie sich alle notwendigen Kenntnisse verschafft und zu eigen macht. Man bedenke nur, wie sie Eifeldeutsch, Rheinisch, Polnischdeutsch, Gaunerwelsch, Berlinisch, Schlesisch beherrscht, was alles sie weiß von dem Proletarierleben in der Stadt, dem Bauernleben, wie sie das Milieu der polnischen Land-Edelleute kennt, sowie den deutschen Gutsbesitzer dort im Polnischen. Eine der rührendsten Gestalten ist der gesinnungstüchtige Herr von Doleschal in dem „Schlafenden Heer", der auf verlorenem Posten ausharrt. Und wie treu ist in der „Wacht am Rhein" das Leben auf dem Kasernenhofe geschildert in seinem pünktlichen Allerlei! Das sind freilich Nebendinge. Und weit bewunderungswürdiger ist es, wie die unerschrockene Frau sich die Vergangenheit zu eigen zu machen sucht und wirklich zu eigen macht. Aus dem bereits erwähnten Aufsatze über sich selbst erfahren wir, daß es mündliche Überlieferung ist, die Erzählung ihrer Mutter, die ihr 48 und 70 nahe brachte, sie dafür begeisterte. Aber wie groß ist noch der Schritt von diesem begeisterten Zuhören zu dem Schaffen einer Figur wie der Feldwebel Rinke und die seiner Frau, der vergnügungs- und kirchensüchtigen Düsseldorferin.

Immer aber ist es das Leben des Volkes, das die Dichterin anzieht.

Als Kind las sie mit glühenden Wangen Kleists Michael Kohlhaas, ihrem realeren Sinne erschloß sich dann später das städtische Elend der Dienstboten, deren Freuden, Entbehren und Grämen. Und hier ist es nicht mehr das banalere Pathos etwa einer im Salon und was damit zusammenhängt verärgerten und benachteiligten ruhmsuchenden Künstlerin, hier klingen wahrhafte Stimmen der Menschheit an, wenn schlicht und groß die verarbeitete Minna, ihr Kind auf dem Arm, in den Gemüsekeller kommt und ihr Recht holt. „Er wird mer nich los. Dazumal haben Se mer rausgebracht aus'n Keller, da hab ich mer nich getraut, heut steh ich da mit de Friedchen, heut trau ich mer."

Stil und Darstellung passen sich hier vielleicht etwas zu eng dem Milieu an, so daß man sich sehnt aus dem Armeleutebrodem durch die Kunst etwas mehr emporgehoben zu werden. Man steckt eben mitten drin zwischen diesen Leuten, das Mitgefühl der Verfasserin erlaubt uns keine, noch so kurze Entfernung, wie etwa Maupassant sie uns gönnt, wenn er uns seine Landsleute vorführt. Selbst der Humor illustriert hier nur und erleichtert nicht. Das Ganze trägt als unsichtbares Motto den Spruch: „Fleiß und Ehrlichkeit währt am Längsten." In der Zeit des mißverstandenen Nietzschetums, in der das „Sichausleben" als moralische Pflicht galt, ein fast kühnes Bekenntnis! Alles das: Abstand, verstehendes Lächeln, dabei die alte Wärme und Freude am Sinnlichen bringt uns „Das Kreuz im Venn" wieder. Und künstlerisch steht es in seinem knappen sichern Aufbau, in der kritischen Auswahl der malenden Worte, in der Sparsamkeit der Reflexionen und dem Fehlen alles überflüssigen Beiseiteredens turmhoch über dem „Täglichen Brot". Wie da gleich im Anfang Stadt und Personen aufgestellt werden, ist schlechthin meisterhaft. Und die Echternacher Springprozession wird der Künstlerin nicht leicht einer nachmachen können. Neben dem offiziellen Inhalt, dem Katholizismus im Venn, behandelt aber auch dieser Roman wieder das große einzige Thema der Viebig: die Sinnlichkeit. Und hier, besonders wirksam, den Gegensatz der herben, harten Eifelnatur, die überall Entbehrungen auferlegt, zu Brunst und Drang der Geschöpfe. Gleichsam symbolisiert wird dieser allmächtige Naturtrieb in der prächtigen Schilderung des winterlichen Eifelwaldes, in der zur Brunstzeit gewalttätig die Hirsche brüllen, während drinnen in der einsamen verschneiten Hütte zwei junge Menschen bang auf die Stimme lauschen, die in ihnen selber schreit und fordert. Und überall dasselbe: Der Zuchthäusler wälzt sich in Fiebern auf seinem Lager und denkt begehrlich des kleinen Mädchens, das er zur Sommerzeit drau-

ßen im Walde traf; sein bärbeißiger Aufseher sehnt sich nach seiner Frau, die Frommen stöhnen zum himmlischen Bräutigam.

Instinkte, Gewalten und Triebe der Natur, das ist der eigentliche Inhalt von Clara Viebigs Werk, wie es uns bis jetzt vorliegt.

Ihr letzter Novellenband trägt den charakteristischen Titel „Naturgewalten". Es ist eins der besten Bücher der Dichterin. Die Form der Novelle ist auch künstlerisch besonders günstig für ihre Eigenart, die sich am meisten für den farbigen Vorgang an sich interessiert, weniger für seine Veranlassung und Wirkung. Art und Umfang der kurzen Erzählung aber fordern nur gerade dies vom Schriftsteller. Clara Viebigs nun erworbene künstlerische Zucht, Knappheit und Wucht, dazu ihre klare Komposition kommen gerade hier zu voller Geltung. Was im Romane manchmal kraß erscheinen kann, ist hier Notwendigkeit: das Heraussuchen der stärksten Momente einer Existenz, und grelles einseitiges Beleuchten der Charaktere. Und welche Mannigfaltigkeit der Brunst kennt Clara Viebig. Die geschlechtliche, die religiöse, die krankhafte des „Ofenwillem", der, um sich zu wärmen, um sich an der Flamme zu freuen, Feuer anlegt, die Trunksucht und die Naschgier, der die blonde madonnenhaft aussehende Bertha im „Täglichen Brot" zum Opfer fällt, — alle Abarten. Und es ist seltsam, daß dieselbe Dichterin, die, wie fast keine die sinnlichen Begierden in ihrer Gewaltsamkeit und Macht geschildert hat, zwischen allen neuethischen Moralforderungen ruhig und schlicht, auch in ihren Büchern, an den alten Moralbegriffen festhält: Zucht, Sitte, Anstand, Selbstbeherrschung, Ordnung. Nur das Weiberdorf macht vielleicht eine Ausnahme. Wer sie kennt, wird solcher Rätsel noch viel mehr in ihr finden. Wenige werden verstehen, wie diese Frau, die nie von Kunst und Literatur spricht, die nie in ein Konzert geht und selten in ein Theater, die in Gesellschaften kein geistreiches Wort äußert, dieselbe sein kann, deren Weltruf als bedeutende Frau sich täglich neu befestigt. In ihrer kernigen, fast prüden Frische scheint sie alles andere eher zu sein, als die Schöpferin des brünstigen Weiberdorfes. Wenn man sie sieht, wie sie ganz aufzugehen scheint in Garten, Obsteinmachen, Mädchennöten, Haus und Wirtschaft, wer sie als Gattin und Mutter beobachtet, der bekommt freilich einen Eindruck von ihrer Gesundheit, Wärme, praktischen Art, von ihrem Fleiß, ihrem leicht erweckten Enthusiasmus und ihrer Arbeitsenergie, und er wird das alles in ihren Arbeiten wieder finden können; wer mit ihr spazieren geht, ihr Aufflammen beobachtet, ihre Empfänglichkeit der Natur gegenüber, ihre

Einfachheit, der wird auch das aus ihrem Werk herauserkennen; wenn Clara Viebig sich dann aber empört wegwendet, weil Männlein und Weiblein im Wannsee gemeinsam baden, wenn sie sich moralisch entrüstet, weil Leute sich scheiden lassen, dann muß man schon sehr tief graben in ihrer Seele, um die Zusammenhänge aufzufinden. Solche Vivisektionen aber, so beliebt sie jetzt sind, sind jetzt etwas Brutales. Kaum hat ein Schriftsteller sein erstes Buch herausgegeben, so stürzen sich schon die scharfbebrillten Essayisten auf ihn, tasten mit spitzen Lanzetten und Zangen nach seinen innersten Heimlichkeiten, zwicken ihm da ein Organchen ab, da ein Muskelchen, alles in Worten nur, Gott sei Dank, und probieren dann, ob er noch gehen kann. Ein trauriges Handwerk! Nur das Eine mag hier gesagt sein: So tolerant Clara Viebig allen ungebrochenen Leidenschaften in den unteren Schichten des Volkes gegenübersteht, in Verquickung mit der Kultur und der sogenannten Kultur verträgt sie sie nicht. Da bekennt sie sich mutig zu den altbewährten und so gar nicht mehr literaturfähigen Idealen unserer Großeltern. Daß man mit ihnen eine große und berühmte Schriftstellerin werden kann, das jedenfalls hat sie bewiesen.

Friedrich Pollack:
Romako

Die Schicksale, welche die wenigen ganz großen österreichischen Künstler erlitten, sind einander unheimlich ähnlich. Ob sie nun — wie Waldmüller — ihres Freimutes wegen aus öffentlichem Amte scheiden und am Hungertuche nagen mußten, ob sie — wie Hörmann — zu Tode kritisiert an vergifteter Galle starben, oder wie Romako nahe dem Ziel gehetzt zusammenbrachen, ein Erleiden war ihnen gemein: der Hohn der Mitwelt. Schwind hatte der Heimat unwillig den Rücken gekehrt, Pettenkofen sich scheu mimosenhaft in sich selbst zurückgezogen, und nur Canon konnte sich neben dem Triumphator Makart in der Gunst des Publikums behaupten; aber auch er nur, weil die Leute Angst vor ihm hatten. Was Romako in seiner Verzweiflung gedroht: die Juroren und Kritiker zu erschießen, Canon hätte es im Notfalle kaltblütig getan.

Die neuesten Forschungen haben uns gelehrt, daß die großen Errungenschaften der gesamten Schule von Barbizon in einigen deutschen und österreichischen Künstlern schon vorgebildet waren. Jedermann kennt heute den Freilichtmaler Waldmüller, Pettenkofens Lichtstudien sind längst geschätzt und von Sammlern hoch bezahlt. Ihnen reiht sich Romako an, der schon in den sechziger Jahren mit offenem Auge sah, und in seine Erntebilder kühn blaue Schatten setzte. Doch wäre seine Bedeutung mit dieser Charakteristik nicht erschöpft. Wir sehen ihn mit Erfolg auf den Bahnen der Japaner, auf stilistischen Wegen, die Burne-Jones geschritten, und nicht zuletzt erliegt er dem schillernden Zauber Moreaus, dessen edelsteinschimmernde Farben er aber noch übertrumpft. Auch der verruchte Makart ließe sich nachweisen. All diesen Anregungen ist er aber bis zum Ende nachgegangen, hat alle Möglichkeiten des Ausdrucks erschöpft und immer ein ganz selbständiges Kunstwerk geschaffen, das die Mühe des zurückgelegten Weges nicht merken läßt. In vielen Arbeiten jedoch steht er ganz im Neuland; als kühner Entdecker schritt er einsame, nie begangene Wege, auf die ihm auch heute noch niemand gefolgt. Zu alle-

dem kommt ein ganz erstaunliches Maltalent und eine fabelhafte zeichnerische Begabung. Haberfeld zitiert L. Passinis Bemerkung: „Der Romako modelliert manchmal etwas so gut, daß es keiner auf der Welt besser machen könnte.“

Anton Romako, der 1834 in Atzgersdorf bei Wien geboren wurde, kam schon dreizehnjährig an die Wiener Akademie und kurz darauf in Rahls Privatschule für Monumentalmalerei und ist also als Rahlschüler zu betrachten. So lebhaft sich der Lehrer für das junge Genie anfangs begeisterte, so groß war natürlich der Krach, mit dem die Beiden sich trennten, was bei den verschiedenen Temperamenten nicht wundernehmen darf. Immerhin sah der Meister bei dem Schüler seine Idealforderungen, die Größe römischer Zeichnung und die glühende Farbe Venedigs, vereinigt. An der Ausführung der Fresken Rahls im Wiener Arsenal sahen wir Romako auch rege beteiligt. Ein Aquarell-Blatt, das die Albertina aus seiner Studienzeit bewahrt, zeigt uns aber schon, wie selbständig er in Farben dachte. Unter einem gotischen Spitzbogen thront eine „Wissenschaft“, die rechte Hand, frei nach Jeremias, gedankenvoll aufgestützt, von allen Emblemen des Fortschritts umgeben. So weit wäre die Sache landesüblich offiziell; originell daran ist, wie das Blond des Kopfhaares mit dem Gelb des Kleides und dem Blau des Mantels zusammengebracht ist. Darin verrät sich schon ein stark individueller, wenn auch hier noch brutaler Farbensinn. Eine in der Albertina befindliche Bleistiftzeichnung eines italienischen Friedhofes bei Vollmondzauber läßt den künftigen Phantasten erkennen.

1862 ging Romako nach Venedig, wo er sich Passini anschloß, dessen brillante Aquarell-Technik er sich auch sofort aneignete, wie die breit hingestrichene „Netzeflickerin“ (tiefblaues Meer und knallrotes Kopftuch) bei Dr. Reichel zeigt. Bartels macht das heute auch nicht besser. In Venedig malte er zunächst, was alle malen — Volkstypen und Architekturen. Doch interessierte ihn hier nicht das glänzende Licht der Sonne, das alles wie kitschige Theaterdekoration aussehen läßt, sondern er hielt sich an die schwarzen feuchtschweren Sciroccostimmungen. Venedig ist für ihn nicht die taubenfütternde, girrende Stadt der Hochzeitsreisenden, sondern die Stätte verruchter Taten, wo im romantisch schimmernden Mondeslicht die Gegner einander erdolchen, ersäufen. Schwarzblau ist die dominierende Farbe. Man fühlt die niederdrückende Feuchtigkeit, und alles Rosenrot des Ducale kann über die Grabesstimmung nicht hinwegtäuschen.

Zu dämonischer Wucht und Größe der Darstellung schwingt Romako sich in dem großen Bilde bei Dr. Reichel auf: „Marchese Colocci verteidigt die Gräfin Roccaspina gegen den Herzog von Montefieri." Wie in Lionardos Reiterschlacht sind die beiden Gegner ineinander verbissen. Hieb saust auf Hieb. An einem Turm liegt die Gräfin mit ihrem Kinde zusammengekauert. Der Hintergrund ist Brand und Mord. Das Zucken des Feuers wirft in alle Winkel seine roten Strahlen, enthüllt da eine häßliche Fratze, dort berstende Mauern und spiegelt sich in den stahlglänzenden Rüstungen der Ritter, deren Schatten sich unheimlich verlängern. Wir denken an Cervantes, an E. T. Hoffmann, und Teufelei ist es, wie die blinkenden Rüstungen gemacht sind.

Dann ging Romako, auf der Höhe seines Könnens, nach Rom, wo er als Triumphator lebte, massenhaft Geld verdiente und es rasend schnell wieder los ward. Jeder bemalte Fetzen Leinwand wurde ihm von Engländern und Amerikanern aus der Hand gerissen. Zunächst heiratete er hier die schöne Tochter des römischen Malers Wagner und eines Modells. Ob sie von günstigem Einfluß auf ihn war? Nach den bacchantinnenhaften Zügen auf dem Bilde bei Dr. Reichel glauben wir das verneinen zu dürfen. Es entstanden wieder Genreszenen, die sich aber durch die malerische Mache von zeitgenössischen Produkten unterscheiden. Man sehe sich in Romakos „Heuernten" die feine Luftstimmung der Sabinerberge an, oder wie die gelben Halme unter der sengenden Glut der Mittagssonne zittern, wie saftig breit die Erdtöne hingestrichen sind, und wie glänzend er die braunen römischen Mädchen modelliert. Eine seiner besten Leistungen aus dieser Zeit ist die „Rast an einer Campagnaschenke" (Abbildung auf Seite 369). Braungebrannt, staubgedörrt ist der Boden. An der schmutziggelben Trattorie halten ein Herrschaftswagen und zwei berittene Carabinieri. Eben werden die Gäste von einer schwarzen Schönen bedient. Links gestikulieren und politisieren drei „Bundesgenossen", wobei zerlumpte Kinder um sie herumtollen. Vorne tanzt eine Gruppe weißschillernder Mädchen, während rechts eine Familie beim Zechen sitzt. Alle Farben sind tonig warm, von der italienischen Sonne durchflutet. Hinten glänzt der Dunst der Campagna so durchsichtig, wie ihn vielleicht nur noch Turner in seinen Phantasieen sah. Beschreiben läßt sich so etwas ja ungemein schwer. Äußerlich ist dies Bild wohl Genre, wirklich aber nur gemalt, um in Licht und Sonne zu schwelgen, um Töne in freier Luft aufeinanderplatzen zu lassen. Papst Pius IX., die Hocharistokratie gaben

nun Romako, dem Gefeierten, Aufträge über Aufträge; er schuf ein Meisterwerk nach dem andern, malte sich, seine Familie, den Papst, Madonnen aus dem Volke, Reinhold Begas und Frau usw., und alles war im schönsten Geleise. Da packte ihn der Teufel, und er zog nach Wien, etwas, was ein österreichischer Künstler nie tun soll. Makarts Ruhm ließ ihn nicht ruhen. In Wien aber wurde er ob seiner „exzentrischen" Malweise verhöhnt, mit Schmutz überschüttet. Man denke sich: Menschen werfen blaue Schatten in der Mittagssonne! Überhaupt diese Unart, im Freilicht zu malen! Wozu war denn eigentlich das Atelier da? Wie Feuerbach, sein Schicksalsgenosse, unterlag auch er. In der Gunst des Publikums, die sich damals blindlings Makart zuwandte, gab es keine Nebengötter. Überdies war Romako kein Höfling; im Gegenteil. Seine stolze, offene Art raubte ihm viele Freunde, er hatte mit pekuniären Sorgen zu kämpfen und hat gar manches Werk, das wir heute hochschätzen, für 5 Gulden abgeben müssen. Den Rest gab ihm mißgünstige Kritik. Doch allen Neidern zu Trotz sammelte er — wie Rembrandt — seine letzten Kräfte, und es entstanden jene Meisterwerke, deren Existenz uns berechtigt, Romako den größten Meistern des Jahrhunderts zuzuzählen. Deutlich unterscheiden wir vier große Wandlungen in der Wahl der Sujets in dieser nachrömischen Zeit. Zuerst interessierten ihn die kühlen Nebelstimmungen des Hochgebirges (Bilder bei Dr. Reichel und Dr. Morgenstern, Wien). Die Edelweißsucher, die Gemsjäger, die Sennen, sie kennen ihn alle, diesen feuchten, gestaltlosen Nebel, der die Schluchten durchflutet, die Spalten verhüllt und der nur zeitweitig aufwallt, um die glänzenden Firne zu enthüllen. In der Meisterschaft der kühlen Luftstimmungen, die Romako auch manchmal in der Mödlinger Gegend findet, berührt er sich mit Hörmann, der gleichzeitig zu Fontainebleau Gleiches sah, fühlte und malte. Dann fesselt ihn, wie Pettenkofen, die sonnendurchflutete ungarische Pußta, wo die Zigeuner hausen (bei Dr. Reichel), der Csikos am Ziehbrunnen in die weite Ebene späht (H. v. Miethke), und wo goldgelbe Heubündel in der Sonne dorren. Ferner sehen wir ihn auf den Bahnen Renoirs in der schillernden „Seifenbläserin" und in „Himbeer und Vanille" (Dr. Morgenstern), glänzenden Fleischmalereien und luministischen Meisterstücken, die auch etwas von Moreaus Geist in sich tragen. Endlich finden wir ihn wieder bei seinen Jugenderinnerungen, den Griechen, angelangt. Doch wie anders, wieviel wahrer, ferner von allem philosophischem Pathos sehen wir ihn das Griechentum anpacken als sein Lehrer Rahl! Seine „Amazonenschlacht",

ein Gewimmel kaffeebrauner, ineinander verschlungener Figürchen, gilt als verschollen. Dagegen strahlt uns sein unbestrittenes Meisterwerk: „Ulysses vor Circe", bei Dr. Reichel, in voller Schöne entgegen. Die Szene spielt am Meeresstrande. Tiefblau wogt und schäumt die Flut heran, vom satten Rot des Sonnenunterganges gesäumt. Auf der üppigen Vegetation, Pinien, Zypressen, Kakteen, glänzt der letzte goldige Schimmer des scheidenden Tages. Ulysses steht frech herausfordernd in brauner Nacktheit vor der zaubernden Buhlerin, die in gleißende, goldgewirkte Gewänder gehüllt mit unsagbarer Herablassung dem Ansinnen des Helden-Zigeuners lauscht. Die gespreizte Stellung, die unverschämt deutende Handbewegung nach unten, der mephistophelische Ausdruck des Gesichtes, das „helmbuschumwallte" Haupt geben uns archaisierend ein lebendigeres Bild von diesem „Vater der Lüge", dem Urahn aller Bohémiens, denn alle Schwarten, die nach Homer gemalt, gemeißelt und geschrieben wurden. Überdies stimmt der Typus mit unserer heutigen, fortgeschrittenen Kenntnis der Antike überein. Das Genie findet eben auch im Dunkel seinen Weg. Ganz beispiellos ist die Malerei des Bildes, die in der glatten, schönfärbigen Makartzeit Anstoß erregen mußte. Wie hingehauen sitzt jeder Pinselstrich, und wo der Pinsel nicht mehr ausreicht, nicht breit genug kommt, muß der Spachtel her. Unerhört, jedem Beispiel sich entziehend, ist die Mache der Ziegen, bei der man nur an Rembrandt denken kann. Originell überdies, daß Romako sich die verwandelten Gefährten als Ziegen dachte. Nicht minder herrlich ist die ebenfalls bei Dr. Reichel befindliche „Nike". In schwarzer Nacht schwebt auf gelbglänzender Kugel die Siegesgöttin empor, die muskulösen Arme mit dem Kranze wie segnend gehoben. Durch die gestreckte Haltung ist bei größter Sparsamkeit der Mittel eine Illusion des Schwebens, des Aufwärtsgleitens erzielt, die auf Japans Einfluß hinweist, dem wir auch beim vielumstrittenen „Tegetthoff", dem beinahe schon zur Arabeske gewordenen Triumph des Momentanen in der Kunst, begegnen. Ganz Nerv, alles Heldenhafte beiseite lassend, Käppi im Nacken, Virginia lässig im Mund, die Hände in den Säcken vergraben, steht der Sieger von Lissa auf der Kommandobrücke. Die Augenlider sind krampfhaft in schwerer Gedankenarbeit zusammengekniffen — jetzt wird der Moment nahen, wo er zum Erstaunen der ganzen Welt den Gegner rammen wird. Unruhig stehen die Offiziere neben ihm auf der von Pulverdampf umwogten Kommandobrücke. Doch zu Füßen des Helden warten seine Matrosen, wohl fieberhaft erregt, doch zuversichtlich, auf das entscheidende Kommando. Alles ist Kampf,

Rauch, Blitz, nur Tegetthoff kaut ruhig seinen Stummel, blinzelt mit den Augen und weiß, daß er siegen wird. (Glänzende Matrosenstudien dazu bei Dr. Reichel). Das Bild wurde mit einem Jubel von Hohn empfangen — nur dem Kaiser gefiel's. Nur er fand es wahr bis in die Fingerspitzen und kaufte es . . . Was nachher kommt, ist Nacht und Grauen: Romako starb 1889, und sein Tod ist in geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Anklagen fruchten ja nichts mehr, und im gleichen Falle wird's die Mitwelt wieder genau so machen. Schließlich, wozu sind denn die Kunsthistoriker da? — Mögen die vorstehenden Zeilen und die wenigen Abbildungen, die wir geben können, dem Künstler neue Freunde zuführen und auch dazu beitragen, verschollene Werke des Meisters wieder ans Tageslicht zu befördern.

Nachzügler

Drei Freunde unserer Zeitschrift sandten uns noch Beiträge zu unserem 400. Hefte, die leider nach Schluß der Redaktion der zweiten Februarnummer eintrafen, und die wir darum hier zum Abdruck bringen.

Giacomo Puccini:

Für Nord und Süd

Giacomo Puccini

Milano 2.2.10

Zum 400. Heft

Alfred Klaar:
Der Scheik

Tief unten wo im Orient,
Wo man Kultur und Recht nicht kennt,
Begegnet mir ein Beduine,
Dem Leid geprägt ist in die Miene.

„Mit Euch der Frieden alle Tage!“
„Doch, scheint es, Freund, Ihr habt ihn nicht.
Gibt Euer Scheik Euch Grund zur Klage?“
Da zuckt's ihm schmerzlich durchs Gesicht:

„O Herr, bei allen unsren Toten,
Das ist der Schlimmste der Despoten.
Vernichtung schwor er einst uns allen.
Was nur im Lande lebt, muß fallen,
Und völlig fehlt dabei die Norm,
Die doch so sehr den Menschen frommt,
Gerichtet wird ganz ohne Form,
Getötet wird, wie's eben kommt.“

„Um Gott, wie mögt Ihr das ertragen?“
„Wir sind wie vor den Kopf geschlagen,
Wie Fieber wühlt's uns im Gebein,
Auf Borg ist unser ganzes Sein,
Zum Tod verurteilt sind wir alle,
Nur, daß dem Herrscher nicht beliebt,
Daß er uns je Gewißheit gibt,
Wann der, wann jener kommt zu Falle.“

„Denkt Ihr nicht dran, Euch zu erheben?
Wird nicht geklagt, gekämpft, getobt?“ — —
„Ach nein, wir haben uns ergeben
Und seufzen: Allah sei gelobt!“

Felix Weingartner:

Felix Weingartner

Rundschau

Zur Psychologie des katholischen Wählers im Deutschen Reiche

Es ist eine sehr merkwürdige Tatsache, daß die Nationalliberalen in den vorwiegend protestantischen Staaten Württemberg und Preußen ziemlich streng für das Verbot der Simultanschule eintreten, während sie in den vorwiegend katholischen Staaten Bayern und Baden für die Simultanschule volle Gleichberechtigung und freie Entwickelung fordern. Ich habe viel über diesen Gegensatz nachgedacht, bin aber auf keine völlig befriedigende Erklärung gekommen. Dagegen ist eine andere konfessionell-politische Verschiedenheit innerhalb dieser Staatengruppen sehr wohl zu erklären: die völlig verschiedene Anziehungskraft der Zentrumspartei auf die katholischen Wähler.

Eine genaue Beobachtung der Reichstagswahl-Statistik zeigt, daß das Zentrum, besonders auf dem Lande, aber nicht nur auf dem Lande, in Staaten mit protestantischer Bevölkerungsmehrheit viel mehr katholische Stimmen bekommt als in vorwiegend katholischen Staaten. In diesen, den katholischen, ist die Kulturkampf-Nervosität, das Mißtrauen der katholischen Gläubigen — oder auch religiös Gleichgültigen! — eben nicht so fest psychologisch begründet, nicht so stark wie da, wo die Katholiken sich als Minderheit wissen und sich daher ziemlich vollzählig dem Zentrum in die Arme werfen. Im Allgäu und im badischen Schwarzwald sind es hauptsächlich die Nationalliberalen, die dem Zentrum starke Stimmenzahlen katholischer Wähler fernhalten, in Niederbayern vor allem der stammbayrische Bauernbund.

Vielfach, besonders in Schlesien, zieht das Zentrum bei bodenständiger katholischer Wahlkreis-Minderheit die Unterstützung eines für geeignet erachteten antiultramontanen Bewerbers dem selbständigen Wahlkampf vor. Auch abgesehen davon gibt es allerdings Umstände, die auch in protestantischen Staaten dem Zentrum viele katholischen Stimmen entziehen. Großindustrielle Arbeitgeber vermögen als Wahlbewerber auch die Stimmen ihrer katholischen Arbeiter teilweise dem Zentrum abzunehmen. (Trier 6.) Ferner hat das Zentrum über katholische Bergarbeiter viel weniger Gewalt als über Bauern und Stadtbürger. Endlich vermag die Deutsche Volkspartei, dank ihrer Haltung im Kulturkampf, auch im protestantischen Württemberg katholische Wahlkreisminderheiten teilweise vor der Ultramontanisierung zu schützen. (Wahlkreis 9.)

Abgesehn von diesen wohl erklärlichen Trübungen wirkt das oben dargelegte Gesetz des „Mißtrauens", seinem ethnographischen Wesen getreu, mit voller Schärfe in allen Gegenden, die nicht vom Nationalitätenkampf berührt werden.

Vielfach, auch in Niederbayern und Baden, zeigt die Wahlstatistik

allerdings ein allmähliches Sinken der antiultramontanen Kraft der katholischen Wähler, dem aber keine Abnahme des „Mißtrauens" in den protestantischen Staaten gegenübersteht, soweit bodenständige katholische Bevölkerung in Frage kommt.

Otto Seidl

„Cristinas Heimreise"

Vier Jahre hat Hugo von Hofmannsthal nichts für die Bühne geschrieben. Nun ließ er im „Deutschen Theater" ein neues Stück aufführen. Die Wartezeit war ausgefüllt mit Versuchen, einen neuen dramatischen Stil zu finden. Der Weg zur Prosaform, der Schritt von der hohen Tragödie zur Komödie der Liebe und des Lebens, war diesem leidenschaftlichen Verskünstler nicht leichte Arbeit. Der Prosa-Ausdruck, den er für sich schuf, ist von höchstem kolloquialen Reize; nichts Buchmäßiges haftet seiner Fülle an: das lebendige Satzgefüge legt sich sprechbar die Rede auf die Lippen des Schauspielers, so daß im Feuer des Gewühls ein so stürmisches Herunterwirbeln der Worte möglich ist, wie es sonst nur romanischen Sprachen eignet. Diese Prosa ist reich und geistreich; ein nuancenvolles Gefäß für das verschiedenartigste Gedanken- und Seelenleben und für die mannigfachsten Naturstimmungen. Dabei leicht umhaucht, dem Zeit- und Lokalkolorit entsprechend, von dem antikisierenden Sprachton, den das achtzehnte Jahrhundert seinem Anbeter abwarf: kräftig und leicht, schwebend und fest, Filigran und getriebene Arbeit. Es ist hoher Genuß, dieser Prosa zu lauschen: hätte ein französischer Dichter sie geschrieben, wäre sie vor ein Pariser Publikum gekommen, — es hätte einen ganz besonderen, einen rauschenden Erfolg der Dialogkunst gegeben. Denn eine romanische Zuhörerschaft kann wirklich zuhören; sie genießt das schöne Wort, die reizende, pointierte Gedankenfolge als ein eigenes Glück. Unser Theaterpublikum aber, dessen künstlerische Erziehung wesentlich auf tragische oder komische Erschütterungen von stofflicher Stärke eingerichtet ist, hat den aufmerksamen Zuhörerdienst am Wort bisher nicht gelernt, und es ist sehr die Frage, ob es ihn je lernen wird.

Durch Streichungen, durch die das Spiel um eine Theaterstunde verkürzt worden wäre, konnte Reinhardt dem Dichter und sich einen andauernden Erfolg verschaffen; er hat nicht zum Operationsmesser gegriffen und ist doch sonst nicht heikel. Das spricht für einen Kunstverstand, der sich auf sich selbst besinnt. Doch er hätte praktisch mehr für die Dichtung tun können. Er hätte interessante und weniger hausbackene Darsteller auf die wichtigeren Posten vorschieben müssen; dann wäre die so notwendige Flottheit der Tempi von selbst gekommen. Ein Moissi macht keinen Sommer.

Sommerluft, Liebesglanz, Herzensromantik und Jugendlust liegt über dieser schönen Dichtung. Es drängt die Menschen von ihrer Scholle fort, Reisen zu tun in ein unbekanntes Land des Glücks. Wohl hängt auch Gewitterluft über diesen Fahrten, doch nach dem Wet-

ter gibt es einen neu beruhigten Himmel. Da ist Florindo, der Abenteurer; er ist immer auf Reisen, stürzt von Genuß zu Genuß, ein Dämon der Lebensfreude. Ein Asket ist anspruchsvoll — der Weltling aber, durch kein Gewissen belastet, kostet mit gleichem Behagen die Höhen wie die Tiefen durch. Es scheint mir nicht ganz richtig zu sein, Florindo mit einer früheren Tragikomödiengestalt Hofmannsthals, dem Herrn von Seingalt, zu vergleichen: die Frivolität jenes Desperado war alternd und abgeschmackt, sein Cynismus gallenbitter. Hier aber ist ein einfacher „homme à femmes", ein liebenswürdiger Hochstapler, mit lyrischen Wallungen im verzärtelten Manneshusen. Er kommt und weiß nicht woher, und zieht, er weiß nicht wohin. Ein Zufallsleben; heute einen vollen Beutel, morgen die Taschen leer. Er hat nichts gelernt als die Liebe und die kleinen Lebenskünste. Er hörnt Advokaten wie Schneidermeister und wird doch bei der Erinnerung an das Eheidyll von Philemon und Baucis butterweich. Jetzt schläft er bei einer Dirne, und eine Stunde später läuft er der Unschuld vom Lande nach. Der Lockerste in einer lockeren Welt.

Das Mädchen vom Lande, die tapfere und gefühlvolle Cristina, ist ihm gewachsen; nicht daß sie ihn auf den rechten Weg brächte: das vermag auch die Herzensgüte und der Bonsens dieser Bauernnatur nicht. Insofern aber findet er seinen Meister an dem Opfer seiner Sinnenlust, als Cristina ihm zum Bewußtsein bringt, daß auch er nur eine Episode in ihrem Leben war, eine überwundene Episode, ein böser Traum, den der tätige Mensch sich aus den Augen wischt, wenn die Sonne einen neuen Tag heraufführt, — daß er diesen Fall nicht mit der Eitelkeit des professionellen Mädchenbeschwätzers betrachten dürfe: er ist gewöhnt, alles zu sein im Dasein der Weiber, denen er seine Gunst schenkte, — hier ist er wenig oder nichts gewesen. Cristina tat eine Reise, um ihrer erwachenden Weiblichkeit einen Mann zu holen, ihrem schlecht regierten Anwesen einen Wirt, und ihre Unweltläufigkeit erlebt eine Täuschung: in einer Welt, mit der sie nicht vertraut ist, hat sie raffinierten Schmeichelsinn für echte Empfindung, Geschlechtsinstinkte für Mannhaftigkeit genommen. Sie will einen Landfahrer seßhaft, ein Flatterherz beständig machen — Don Juan im Ehejoche, als Gasthofhalter und Spießbürger. Er wäre in der nächsten Stunde davongelaufen. Cristina erkennt den Irrtum und stirbt nicht dran, ja klagt nicht einmal. Sie nimmt ihr Leben wieder in ihre Hand.

Und findet ihren Mann, weil der Mann doch nun einmal zum Weibe gehört. In Florindos Schatten stand ein anderer Landfahrer, Kapitän Tomaso, ein Bursche mit schwerer Zunge, von gutem Herzen. Einer, der die Reife zur Seßhaftigkeit hat, weil in ihm die Sehnsucht nach der Heimat am Ende die stärkste Macht geworden ist. Ein Mensch von Mut und Demut. Zwar kein schimmernder Prinz der Mädchenträume, aber ein standhafter Ritter. Und durch seine männliche Geduld, die immer unauffällig, unaufdringlich ist, gewinnt er Cristina. Er weiß alles

und begnügt sich mit den Überbleibseln einer Liebe, ohne Sentimentalität, — weil er des Mädchens Schicksal achtet, und weil ihn ein langes Leben gelehrt hat, die Wünsche nicht über das Erreichbare hinaus zu spannen. Er gewinnt sein Mädchen nicht leicht. Der dritte Akt ist der menschlich schönste im Stück, von einem verhaltenen Ernst, von einem stillen Humor. Ein Kampf um eine Lebenszukunft, in dem der Mann zunächst unterliegt. Florindo konnte nicht weinen und war doch ein Schwächling. Tomaso ist ein Wetterfester, aus hartem Holz Geschnitzter und schämt sich doch der Tränen nicht, der Tränen, die von Trotz und Liebe kommen. Cristina nimmt nun das große Kind in ihre Arme, denn dieses Kind hat in ihr den Glauben an den Mann neu befestigt.

Eine Art Parodie des Kapitäns läuft durch die Komödie, wie die lustige Person, der treue Diener seines Herrn, durch die altitalienische Komödie (wir sind in Carlo Gozzis Zeiten). Aber der Typus hat eine frische, lustige Physiognomie erhalten. Der Begleiter aus erotischen Ländern ist ein begieriger, doch nicht sehr gelehriger Schüler in europäischen Liebessitten. Ins verfeinerte Venedig bricht ein unlackierter Halbwilder herein, gescheit, mutterwitzig, lüstern. Das gute Beispiel seines Kapitäns hält diesen malaiischen Pedro nur schwer im Zaum. Mischung in Blut und Sitten, komisch wirkend im gegensätzlichen Spiel des treibenden Instinkts und der auferzwungenen Unnatur. Sein Herr und Meister sucht mit dem Herzen das Weib; Pedro sucht es in der Brunst der Sinne, mit der man Fortune macht, wenn man, wie Florindo, den „Anfang" kennt. Aber für den armen Sunda-Insulaner ist er „schwer, der europäische Anfang".

Julius Elias

Macao

In Hongkong schweben zur Zeit Verhandlungen zwischen dem General Machado und dem chinesischen Unterhändler Kaoerhtschien „wegen Abgrenzung Macaos von dem chinesischen Hinterlande". Selbstverständlich lauert dahinter die chinesische Absicht, die Portugiesen ganz aus Macao hinauszumanövrieren; man scheint in Peking nur noch nicht ganz sicher zu sein, ob solcher Versuch nicht durch Einmischung fremder Großmächte vereitelt werden möchte. Ein portugiesisches Geschwader ist zum Schutze Macaos zusammengezogen; gefährdet erscheint also die Herrschaft der Portugiesen dort jedenfalls.

Macao, eine mittelgroße Hafenstadt auf der gleichnamigen Insel, ist nur noch ein Schatten von dem, was es einst war. Die Zeit seiner größten Blüte begann, als in Nordamerika die Sklaverei abgeschafft wurde. Diesem Beispiel folgten die meisten Sklavenhalter in anderen Gegenden; z. B. im holländischen Surinam, auf den Antillen, in Brasilien usw. Das wirtschaftliche Ergebnis war zunächst schlecht. Ein großer Teil der befreiten Neger überließ sich möglichst dem natürlichen Hang zum Nichtstun, ein anderer Teil fand keine Beschäftigung, weil weiße Arbeiter nicht

Seite an Seite mit ihnen tätig sein wollten. Die Nachfrage nach Arbeitern war aber größer als je zuvor. Mexiko und die Staaten Mittel-Amerikas fingen an, in großem Stile Plantagen anzulegen, Bergbau zu treiben und Eisenbahnen zu bauen. Die Zuckerpflanzungen auf den Antillen und in Englisch-, wie Niederländisch-Guyana standen in voller Blüte. Geld war überall vorhanden, aber an Arbeitern fehlte es. Da erfanden die Portugiesen Ostasiens die Auswanderung chinesischer Kulis nach Süd- und Mittel-Amerika, den Handel mit chinesischer Menschenware, und Macao wurde der Hauptknotenpunkt dieses Handels. Noch heute heißen die aus der Provinz Kuantung stammenden Kulis allenthalben Macaos, obgleich von den in Macao selbst geborenen Chinesen vielleicht niemals einer als Kuli auswanderte. Die Kuliausfuhr brachte den Handel Macaos in Schwung. Das erregte den Neid der Engländer, nachdem sie 1841 die benachbarte Insel Hongkong von China erworben und dort eine Niederlassung gegründet hatten, die ursprünglich nur dazu dienen sollte, dem Opiumschmuggel eine bequeme Heimstätte zu bereiten. Trotz schnell wachsenden Schiffsverkehrs befanden sich die Engländer in Hongkong zunächst in wenig beneidenswerter Lage. Es ist ja bekannt, daß noch sieben Jahre nach der Gründung der Kolonie im englischen Parlament allen Ernstes beantragt werden konnte, sie als wertlos aufzugeben. Da veröffentlichte eine den Missionskreisen angehörende Dame ein Buch über die Greuel des Kulihandels in Macao, das großes Aufsehen machte und einen Jahrzehnte währenden Feldzug gegen die portugiesische, allerdings mit unmenschlichen Grausamkeiten verknüpfte Vermittelung der Kuliauswanderung einleitete. Die Folge war, daß die Portugiesen 1876 sich genötigt sahen, ihre Auswanderungsstätten in Macao zu schließen. Die Bedingungen, unter denen der Kulihandel noch geduldet wurde, waren ihnen zu kostspielig geworden. In kürzester Zeit verzog er sich nach Hongkong, Singapur und Penang. Er nahm menschenwürdigere Formen an, wofür allerdings die Kulis von Jahr zu Jahr teuerer, die Forderungen der Werber höher wurden; denn irgend woher mußte das Geld für die Protectors of Chinese kommen, mit deren Hilfe alle Quellen der Versorgung der niederländisch-indischen Besitzungen mit Kulis überwacht werden konnten. Macaos Handel ging größtenteils an Hongkong über; sein Hafen versandete.

Dagegen ist das To-pho-Spiel, das unter dem Namen Macao auch eine Zeit lang in europäischen Großstädten, namentlich in Paris grassierte, noch heute eine typische Erscheinung des Lebens in Macao, und zahlreiche Vergnügungsdampfer bringen in der „Saison" an Sonntagen Tausende von weißen und farbigen Einwohnern Hongkongs nach der „Stadt der Gärten", der „Perle des Ostens".

Es ist bezeichnend, daß die englische Presse Ostasiens in dem gegenwärtigen Streit um Macao für China Partei nimmt, statt sich neutral zu verhalten. Namentlich die in Hongkong erscheinenden Blätter geben sich dazu her, dem chinesischen

Unterhändler das Rückgrat zu stärken. Dabei ist es von vornherein klar, daß es die Chinesen bei dem Bestreben, alles zurückzugewinnen, was ihnen in der Zeit ihrer Schwäche genommen wurde, nicht bei einer Verdrängung der Portugiesen aus Macao bewenden lassen wollen. Sie beginnen die Arbeit dort, wo sie dem geringsten Widerstand begegnen; gewiß sehen sie schon heute auch im Hinblick auf Kiautschou und Hongkong mit Verlangen dem Tage entgegen, wo kein Fuß breit chinesischer Erde mehr im Besitz der fremden Teufel sein wird.

Otto Corbach

Münchner Theater

Von München läßt sich als Theaterstadt schon seit Jahren — abgesehen von der Oper, die unter Felix Mottls genialer Leitung immerhin hohe Ziele verfolgt — kaum Rühmliches berichten. Nicht ohne Recht darf man den Theaterbetrieb Münchens, von Berlin aus betrachtet, „Provinz" nennen.

Freilich, daß die Führung auf dramatischen Felde im Lauf der Jahrzehnte immer mehr der deutschen Hauptstadt zugefallen ist, konnte weder vom Münchner Hoftheater noch von den gutgeleiteten Bühnen anderer Großstädte verhindert werden. Aber das Münchner Hofschauspiel hat so gewaltig an Rang eingebüßt, daß man diese Erscheinung noch aus anderen Gründen — lokaler Natur — zu erklären hat.

Vor allem verlor mit Ludwigs II. Tode die Münchener Hofbühne ihren leidenschaftlichen Förderer. Die bildenden Künstler Münchens interessiert am Theater das Szenische weit stärker als das Dramatische, um so mehr seitdem das szenische Problem ohnehin viel zu weit in den Vordergrund getreten ist. Ein zweites Element, das wie in anderen Großstädten, beispielsweise Hamburg und Frankfurt a. M., dem Theater aufhelfen könnte: die sogenannten Habitués, fehlt oder tritt relativ hier stark zurück.

Immerhin hätte das gebildete Publikum Münchens das Interesse am Theater nicht so völlig verloren, wenn es durch entsprechende Darbietungen mehr Anregung erfahren hätte.

Possart, dieser sogenannte Meister einer abgestorbenen Theaterkunst, wollte, solange er Direktor war, der Mittelpunkt des Interesses bleiben. Er wehrte es ab, die „Mode" einer neuen Literatur und eines neuen Darstellungsstils mitzumachen. Dies überließ er einer zweiten Schauspielbühne, einem privaten Unternehmen, das zufolge dieser günstigen Konjunktur ohne allzu große Mühe — jedenfalls ohne Konkurrenz — schnell in die Höhe kam.

Von dem verlorenen Boden konnte seither auch Possarts Nachfolger dem Hofschauspiel nicht viel zurückerobern.

Um auf alle eingerissenen Mißstände in bezug auf Leitung, Repertoire, Regie und Personalfragen ausführlich einzugehen, müßte man weit ausholen. Das kann leider heute nicht geschehen, lohnte sich aber zur Charakteristik echt Münchner „Spezitums" (wie Josef Rüderer es nennt), gegen das sich im

allgemeinen die Münchner Presse — wenn nicht unterstützend — jedenfalls passiv verhält. Man muß nur — kürzlich erst — eine Artikelserie des Bayerischen Couriers gelesen haben, die in ihrer Haltlosigkeit keine Abwehr verdient, die aber sicherlich auf die Intendanz — wie alles „Gedruckte" Eindruck machte und das Wiederengagement einer seit 15 Jahren leidenschaftlich protegierten, aber ganz unmöglichen Künstlerin zur Folge haben werden.

Heute wollte ich diese Dinge einem kurzen Theaterbericht voranstellen, gleichsam als Entschuldigung dafür, daß sich von der bereits weit vorgeschrittenen Theatersaison überhaupt nichts Erwähnenswertes berichten läßt. Die auf kurze Zeit deutlich spürbare Wirkung der Reinhardtschen Sommergastspiele hat für die Dauer den Sinn für Theaterkunst doch sehr wenig erstarken lassen. Hinterher suchte man aus der Gesamtheit vollwertiger Kunstdarbietungen die „Regievergehungen" Reinhardts gegen das so überaus vornehme Regime der Münchner Hofbühne auszuspielen. Die Mittel heiligen in diesem Falle den Zweck, die Illusion zu schaffen, daß Münchens Traditionen heute noch ihre Berechtigung haben. Man vergißt dabei, daß es der gegnerischen Kritik gar nicht allein um das „Ausspielen" des neuen Darstellungsstils gegen den alten ankommt. Schließlich ist auch heute die Diktion einer Sandrock nicht so von obenhin abzuweisen. Immer wird im letzten Punkte die Persönlichkeit entscheiden. In München aber werden durch eine erfahrungsarme Clique kümmerliche Epigonen, keine Persönlichkeiten gehalten. Exzellenz von Speidel hat nicht das Urteil, sich diesen Strömungen zu entziehen.

Den einzig für Nicht-München erwähnenswerten Theaterabend schenkte uns der „Neue Verein", indem er neben einer vorzüglich inszenierten Aufführung von Strindbergs Fräulein Julie das Wagnis unternahm, Gustav Meyrinks „Der Albino" (ein Nachtgesicht) auf die Bühne zu bringen.

Es war wirklich ein Wagnis, (die Aufnahme beim größeren Teil des Publikums hat das hinterher bestätigt), da die souveräne Mißachtung aller traditionellen Logik, und die Willkür, mit der alle Zusammenhänge des Lebens aufgelöst werden, einstweilen nur die Auguren die Absichten des Autors erkennen lassen. Man muß sich mit dieser besonderen Technik des Novellisten Meyrink vertraut gemacht haben, auf seine spezielle literarische Note eingestellt sein, um die Szenen des „Albino" nicht als unerhörte Zumutungen auf Nerven und Gehirn zu empfinden.

Das prinzipielle Neue dieser Kunstart ergibt sich zuerst aus dem Ineinanderfließen von Ironie, Scherz und tieferer Bedeutung, mehr noch aus den geheimnisvollen Fäden, die Meyrink aus einer vierten Dimension mit unserem realen Dasein verknüpft. Auf dem Boden seiner uralten Prager Heimat drang Meyrink in das Reich der Mystik und der Magie vor. Mit Eifer hat er auch die Elemente asiatischer Kulturen in sich aufgenommen, und nun verarbeitet er kunterbunt allerhand von ihren Lehren, eine Fülle mysteriöser Allegorien mit unerhörter Phantasie zu einer Handlung,

deren Wirrnissen trotz allem eine Methode zugrunde liegt. — Die Fabel in den drei Szenen des Albino bleibt gleichgültig. Es handelt sich um die Geschichte eines künstlich gezüchteten Cretins, der zum Werkzeug einer phantastischen Rache wird. Es kommt Meyrink nur darauf an, uns an psychische Zwischenzustände glauben zu lassen, uns einen enervierenden Spuk vorzugaukeln, der unserem gewohnten Denken und Empfinden Halt gebietet.

Wer wollte mit Bestimmtheit behaupten, ob sich nicht diese Meyrinksche Gattung — Edgar Poescher Herkunft — doch noch den Weg zur Bühne erobern könnte? Wenigstens war die Aufführung seines tollen Albino in München ein lehrreicher und gewiß nicht ganz mißglückter erster Versuch.

Alfred Mayer

Finanzpolitisches

Kurse beweisen! Im Mittelalter wurde die Bibel oft an Ketten gelegt; ähnlich sollten es die Wechselstuben jetzt mit den älteren Kurszetteln machen. Ihre Lektüre ist schädlich, da wo nämlich bisher weiter die Neigung zum Kaufen geherrscht hat. Viele stellen ja derartige Vergleiche überhaupt nicht an, aber man nehme nur einmal die Notierungen von Anfang des Vorjahres zur Hand, um die ganz erstaunliche Hausse zu erkennen, welche fast alle Aktiengebiete seitdem erfahren haben. Die Meisten wollten damals, als jene Steigerungen einsetzten, lediglich ein politisches Befreiungsgefühl mitspielen sehen, wo doch lange genug ein Krieg zwischen der Türkei und Österreich, vor allem aber zwischen Serbien und Österreich — man kann wohl sagen: mit hohem Gefolge! befürchtet worden war. In Wirklichkeit kaufte man, was inzwischen vergessen worden ist, zahllose Dividendenpapiere auf einen wirtschaftlichen Optimismus hin, der sich erst gegenwärtig erfüllt! Es wäre also wohl Zeit darüber nachzudenken, wie stark diese Zukunft bereits eskomptiert ist. An dem Aufschwung unserer Industrie zweifelt heute der Fachmann keinen Augenblick mehr, trotzdem der Stahlwerksverband mit ungünstigeren Januar-Ziffern als für den Dezember aufwartet. Indessen wie viel sollen unsere besten, besseren und guten Aktien noch steigen? Man vergesse nicht, daß die Hälfte aller Kaufmeinung das leichte Geld ist und daß dieses in jedem Februar am flüssigsten ist. Das große Publikum blickt immer auf die Aktionskraft der Banken, die ja in der Tat die bevorstehenden Verschmelzungen in unseren westlichen Montanbetrieben kaum tolerieren würden, ließen sich nicht die Zeiten verheißungsvoll an. Aber die Wochenberichte der Banken sind es ja gerade, die seit Längerem zum Maßhalten auffordern. Es nützt nichts! Jedes Mal sucht die Börse hinter solchen Warnungen einen andern eigennützigen Grund, sogar den, die Kundschaft zu Vollzahlung zu bewegen, in den zahlreichen Fällen, wo bei Käufen nur kleine Einschüsse geleistet worden waren.

* * *

Ein Krach mit billigem Geld scheint der jüngste New Yorker gewesen zu sein; welche ganz ungewohnte Erscheinung doch mehr auf eine Reinigung, als auf einen Zusammensturz des Marktes schließen läßt. Amerika ist und bleibt das Land der wildesten Spekulation. Dieselben großen Spieler, welche in Eisenbahnshares handeln, haben auch in allen wichtigeren Waren dann gewaltige Positionen laufen. Daher kommt es, daß Kursstürze sich dort niemals auf einzelne Papiere beschränken, sondern auch die besten Werte mit sich fortreißen, die eben rasch versilbert werden müssen. Sollten also in der Folge auch Industrie und Handel eine unwillkommene Abschwächung erfahren, so könnte ein gewisser Rückschlag auf Deutschland resp. Europa kaum ausbleiben. An sich sind in New York die Hausse-engagements diesmal so überladen gewesen, daß die Fixer die bösen Überraschungen bezüglich der Baumwollernte sehr rasch zu Ungunsten auch des Sharesmarkts ausbeuten konnten. Nur haben für gewöhnlich die leitenden Bankiers mit solchen Metzeleien nichts zu tun. Anders freilich, wenn sie wie jetzt Mr. Taft und seine Anti-Trustpolitik einschüchtern wollen, wo es ihnen dann keineswegs darauf ankommt, einmal 100 000 Papiere an die Börse zu werfen. Unsere eigenen Kapitalisten haben sich von den so stark gesunkenen Kursen von Shares aller Art keineswegs zum Kaufen anreizen lassen. Dagegen interessieren sie sich für Convertible Bonds. So nennt man diejenigen Eisenbahn-Obligationen, welche bei einem gewissen hohen Kurse der Aktien, sich in solche umwandeln lassen können. Also ein verhältnismäßig kleines Risiko nach unten und eine ziemlich große Chance nach oben.

* * *

Der Saldo, oder der Reingewinn? Seit Jahren pflegen unsere großen Banken keineswegs mehr den zur Verfügung stehenden Reingewinn auszuschütten, sondern nur den Saldo all der freien Summen, die sie, aus, ihnen selbst nicht immer klaren Gründen, unverteilt lassen wollen. Die Folge war regelmäßig eine Art Legende: für wie viele Jahre bereits eine neue Dividende im Voraus verdient sei, an welchen Geschäften allein ein ganzer Jahresgewinn erzielt wurde und dergleichen Andersen-Märchen mehr. Es verdichtet sich aber jetzt ein Gerücht, nach dem die Deutsche Bank beschließen würde, diesmal eine höhere Dividende als v. J. zu beantragen. Mit diesem Bruch einer von uns stets als unheilig angesehenen Tradition (so wenig als möglich zu verteilen!) müßte auch die Schar der übrigen Großbanken ihr unangenehmes Thesaurierungssystem aufgeben, und es käme dann wirklich in die Aktionärwelt ein frischerer Zug. Jene Großen sollten doch nicht vergessen, welche Pressungen unser mobiles Kapital durch die famose Finanzreform erleidet und wie es daher um so mehr verdient, wenigstens durch die Gelder entschädigt zu werden, die ihm gerechter Weise als Dividenden von jeher zukamen. Unsere leitenden Institute machen fast alle wichtigen Finanzgeschäfte gemeinsam, wenn

sie sich auch nur nicht wieder auf ihre bisherige Dividendenmethode einigen. Man darf auch die öffentliche Ungeduld fürchten, selbst da, wo man sich für die Generalversammlungsbeschlüsse die Majorität zu sichern versteht.

* * *

Kaisers Geburtstag feiert man bei uns gottlob nicht nur durch Zapfenstreich und Parade, sondern auch durch wissenschaftliche Vorträge. In diesem Sinne hat Berlin diesmal einen sehr interessanten Vortrag von Professor Mathesius über unsere Montanindustrie erlebt, der sich zugleich über die Belastungen dieser Industrie des breiteren ausließ. Nach seiner Meinung nun würde die Transportverbilligung der Erze für unsere Hütten sehr viel zu bedeuten haben, d. h. falls die preußischen Staatsbahnen hier eine durchgreifende Verbilligung der Frachten eintreten lassen wollten. Ganz einerlei, ob der Fiskus dann zu vergessen hätte, daß auch sein Eisenbahnmaterial unter diesen regelmäßigen Beförderungen nicht gestärkt, sondern rascher abgearbeitet wird, so hat Herr Mathesius doch in seiner Rede den eigentlichen wunden Punkt kaum berührt. Dieser betrifft das Fehlen eines Wasserweges zu unsern heimischen nb. wirklich großen Erzschätzen, nämlich den noch immer vergebens ersehnten Moselkanal. Auf diese Notwendigkeit, selbst bei einer so feierlichen Gelegenheit hinzuweisen, sollte sich auch der größte Patriot nicht entgehen lassen.

* * *

Paris ist eine Kapitalserhöhung wert, so dürfte sich wohl die Absicht der Dresdner Bank resumieren lassen, Mk. 20 Millionen neuer Aktien auszugeben. Scheint es sich doch just um eine Pariser Filiale zu handeln, die wegen der dortigen Abundanz mindestens so viel Berechtigung hätte, als die Londoner Filiale, wo billiges Geld seit Längerem nicht mehr zu erblicken ist. In alten Zeiten, da Herr Gutmann sich noch ohne die gigantischen Aktienkapitalien von heute verköstigen mußte, hatte bekanntlich die Dresdner Bank einen ständigen Vertreter in Paris. Dieser hatte nichts zu tun, als beständig Millionen über Millionen zu beschaffen. Obgleich nun die Leihgebühr keine so außerordentliche war, wie etwa früher für die amerikanischen Bahnen, bei den europäischen Bankiers, so war es doch besser, daß auch dieses Schuldverhältnis endlich einmal aufhören konnte. Es sei hier nur an das Jahr 1890 erinnert, wo Berlin plötzlich Dresdner Bankaktien zu fixen begann und die Fernerstehenden dies mit schlechten Debitorenposten in der Bilanz in Zusammenhang bringen wollten. Umgekehrt: war man aber flau auf die Kreditoren geworden, auf angeblich 20 Millionen und mehr, die allein die Bank von Say dem bekannten Zuckerindustriellen geliehen haben sollte. Wenn das genannte Institut nunmehr wirklich sein Aktienkapital auf Mk. 200 Millionen bringen will, so wird zur Verteidigung wohl vorgebracht werden, daß seit der letzten Kapitalserhöhung bereits vier Jahre verstrichen sind. Ist

dies aber ein ernsthafter Grund? Im Gegenteil! Seit 1906 hätte auch ein minder talentierter Leiter als Herr Gutmann mit Mk. 180 Millionen (die Reserven noch ganz ungerechnet) so viel verdienen können, daß eher eine Rückzahlung an die Aktionäre möglich wäre. Welche Bank bei uns hat aber heute einen so vernünftigen Standpunkt? Keine einzige, da alle innerhalb derselben Strömung schwimmen und in erster Linie der moralische Mut fehlt, um die Fähigkeit zu großen Geschäften auch fern von Riesenbarmitteln zu gewinnen. Es wird schon einmal ein Tag kommen, wo unsere Geldgeschäfte sich daran gewöhnen müssen, mit geringeren Kapitalien als bisher zu arbeiten, aber — dasselbe zu leisten. Auch die Diskontogesellschaft wird einst mit einer reichlichen Kapitalserhöhung kommen, scheint damit aber zu warten, bis ihr Kurs ca. 220 steht.

Pluto

Zu Walter Quecks Kretzschmar-Bildnis

Als im Jahre 1903 zum ersten — und einzigen — Male Gemälde Walter Quecks in Berlin ausgestellt waren, erwartete die Kritik bald mehr von diesem Unbekannten zu sehen. Und doch: er blieb ein Unbekannter! Nicht etwa weil er nicht gehalten hätte, was er damals versprach. Vielleicht hat er seine ganze Höhe nie erreicht, weil der Tod war. Der Tod, dieses rätselhafte Sterben ... Der Tod unter dem blauen Himmel des Südens, drei Frühjahre nach seinem Berliner Erfolg. Vierunddreißig Jahre alt war er. . . . Und mußte sterben, mit dem ganzen Reichtum unerfüllter Pläne.

Walter Queck war ein Kind des Erzgebirges, aber früh gereift in Leipzig. Hier hat er sich durchgekämpft und sich namentlich als Porträtmaler einen Namen gemacht, der einen edlen Klang hatte. Aus der Fülle der hier entstandenen Bildnisse ist eines der schönsten das des Musikhistorikers Hermann Kretzschmar. Es liegt vielleicht — oder sicher — an einem tiefinneren Konflikt, daß wir dem jungen Künstler verschiedene Porträts von Komponisten verdanken. Nicht an der bloßen Liebe zur Musik, deren Rhythmus in der farbigen Kunst Walter Quecks wiederzukehren scheint. Tiefer: an dem Kampf zwischen Maler und Komponisten, den er durchgefochten hatte, als er 1897 aus München nach Leipzig zurückkehrte. Was diese Zeit für Quecks Werden bedeutete, läßt sich in wenigen Worten kaum sagen: es ist die Entwickelung einer geschlossenen, harmonischen Individualität. Es ist das Sich-selbst-schaffen des Künstlers.

Und sein ganzes Wesen? Es muß Lieben und Verstehen und Freundschaft gewesen sein. Ist es gewesen . . . Nur so konnte er eindringen in das innerste Wesen derer, die er darstellte. Nicht manirierte Posen hat er dargestellt. (Kein solches Bild ist mir bekannt.) Man weiß aus seinen Bildnissen gleich ein Stück vom Seelensein des Dargestellten. Und das ist vielleicht das Feinste in seiner Kunst: das Menschliche, das

sich auch in ihm selbst so wunderbar ausprägte.

Die Jahre 1902 bis 1904 bedeuten für den Künstler seine produktivste Epoche: die Liebe zu einem jungen Weibe ließ den Willen zum Höchsten und Schönsten drängen, die Liebe zu seinen Kindern erweckte in ihm eine frohe Lust, diesen kleinen Geschöpfen nachbildend zu lauschen. Seine losen Kinderpastelle und -skizzen, vielleicht sind sie noch besser als die Bildnisse gereifter Männer? Aber darüber zu streiten hat wenig oder gar keinen Wert. Freuen wir uns des Vorhandenen! Und denken wir dessen, über dessen einsames Grabmal schneeige Winde jetzt Frühlingsahnen jagen! Vor vier Lenzen noch schautest du die Sonne des Südens, die grünen Matten und in weiten Fernen schneeige Gipfel. Und vorher: Du suchtest das Leben nicht in der Pleißestadt und nicht im künstlerfrohen München (er suchte es da nicht trotz seiner Studien an diesen Akademien). In Ungarns leeren Wildnissen, in Dalmatiens junger und geheimnisvoller Schönheit, in Tirols Bergen und in Italiens Sonnenluft — da war dein Leben. Und in der Liebe zu deinem Weib . . .

Noch einige Worte über den Dargestellten: Hermann Kretzschmar ward im Januar 1848 in Olbernhau in Sachsen geboren; seit 1887 war er in Leipzig als Universitätsmusikdirektor und Professor, bis man ihn vor wenigen Jahren (1904) nach Berlin berief, wo er als Ordinarius an der Universität und, Joachims Nachfolger, als Direktor der Akademischen Hochschule für Musik wirkt. In weiten Kreisen bekannt machte ihn sein „Führer durch den Konzertsaal". Aber nicht der Gelehrte und nicht der Komponist ist es, den Walter Queck gemalt hat; es ist auch hier der Mensch, dem er in Freundschaft zugeneigt war, der schöne, kluge Kopf, dem alle Farben des Bildes zustreben. Wie wenn nur dieser Kopf allein wäre, nichts von der hohen starken Gestalt. Der Kopf, in dem sich am intensivsten alles Leben ausdrückt . . .

Und Liebe zum Leben ist nun einmal die ganze Kunst.

Karl Wilker

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Max Osborn in Berlin. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Fliegel, Berlin. — Verlag „Nord und Süd", G. m. b. H., Berlin W. 9, Linkstraße 17. — Auslieferungsstelle für Österreich-Ungarn: Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Zuschriften und Einsendungen werden ohne Angabe eines Personennamens erbeten. — Druck: Schlesische Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III, Siebenhufenerstraße 11—15.

Illustrierte Bibliographie

Paul Bekker: Jacques Offenbach. (Die Musik. Herausgegeben von Richard Strauß. 31. und 32. Band.) Mit 12 Vollbildern in Tondruck und bisher unveröffentlichten Faksimiles. Verlag von Marquardt & Co., Berlin.

„Offenbach redivivus" nennt Paul Bekker das letzte Kapitel seines reizenden Büchleins über den Meister Jacques des zweiten Kaiserreichs, und er deutet mit diesem Abschnitt, in dem er die jüngsten Bemühungen um den Orpheus-Sänger bespricht, zugleich

Offenbach und die Theaterdirektoren
(Aus: Paul Bekker: „Jacques Offenbach". Verlag von Marquardt & Co., Berlin)

auf die Zeitstimmung, die in der Marquardtschen Sammlung dem Johann Strauß-Bändchen nun die Offenbach-Monographie logisch folgen läßt und ihr ein allgemeines Interesse sichert. Wir sind heute,

und wir segeln bereits [illegible] im gefährlich seichten Fahr[illegible] der Oberflächlichkeit. Die [illegible] Freude an der Lustigkeit hat [illegible] der künstlerischen Fesseln [illegible] entrafft, an Stelle der [illegible]

Mon cher monsieur Bach.

On ne peut faire un arrangement au 2e acte — sans cela je vous aurais envoyé le livret [de mon opéra comique] — à cause du changement de la direction nous sommes d'ailleurs retardé — ce qui me permet de faire un petit Abstecher nach Wien u. Berlin — ich werde gegen den 20ten in Berlin sein. und wir können über alles dieses de vive voix bereden — ce qui vaut mieux que durch Briefe.

namentlich in Deutschland, wieder ähnlich kritisch-skeptisch-parodistisch gelaunt wie die Pariser vor 1870; wir haben, nach einer Epoche der literarischen und musikalischen Ernsthaftigkeit, wieder ein unbändiges Verlangen nach Übermut und Ausgelassenheit. Der Rückschlag war leider allzu radikal,

haben wir die barbarische [illegible] heit, an Stelle des Witzes [illegible] Zote, an Stelle der kulti[illegible] Operette den Singsang und [illegible] Variété. Unter diesen Zu[illegible] haben auch die zahlreichen Wie[illegible] belebungen Offenbachscher [illegible] vielfach schwer zu leiden [illegible] indem weder Regisseure noch [illegible]

noch textbearbeitende Dramaturgen zur Stelle waren, die den Champagnergeist dieser Kunst richtig erfaßten (glänzende Ausnahmen, wie die unvergeßliche Beschwörung von „Hoffmanns Erzählungen“ durch die Berliner Komische Oper, sind um so rühmens- und dankenswerter). Da ist es denn sehr lehrreich und angenehm, bei Bekker den „richtigen“ Offenbach kennen zu lernen, das Bild seines Lebens von dem kleinen Kölner Rabbinerhäuschen bis zu den großen Theatern und Salons von Paris vorüberziehen zu sehen, eine kluge, farbige und geschmackvolle Analyse seiner Arbeiten nach der musikalischen, kulturhistorischen und literarischen Seite hin zu lesen. Einen besonderen Reiz erhält das Bändchen noch durch die mit Geschick und Finderglück ausgewählten Bildbeigaben, von denen wir hier einige Proben geben.

Brief Offenbachs an seinen Berliner Verleger G. Bock
(Aus: Paul Bekker, „Jacques Offenbach“. Verlag von Marquardt & Co., Berlin)

Jonathan Swifts Prosaische Schriften. Deutsche Ausgabe in vier Bänden. Herausgegeben und eingeleitet

von Felix Paul Greve. Berlin, Oesterheld & Co.

Der Dichter des Romans „Gullivers Reisen“, den Hettner die gewaltigste Satire, die seit Aristophanes geschrieben ist, nennt, ist mit seiner Persönlichkeit, seinen künstlerischen und politischen Absichten durch sein Werk, das Hunderttausende von Übersetzungen und Bearbeitungen erfahren hat, vollständig verdunkelt worden, sein Leben und Wirken ist fast ganz vergessen worden. Swift wollte mit jener Reisegeschichte durchaus nicht nur ein Märchen geben, der Roman ist vielmehr eine umständliche, symbolisch ungemein originelle und auch tiefsinnige Satire auf die englischen Zustände, wie sie sich am Anfange des 18. Jahrhunderts herausgebildet hatten. Wir finden natürlich in den zum Teil sehr schlechten Bearbeitungen des „Märchens“ nichts mehr von satirischen Pointen und dergl., deshalb wollen wir uns der wortgetreuen Neuübersetzung Greves besonders freuen und können sie vielleicht als ein Verdienst anerkennen. Die Neuausgabe, von der bisher der erste Band vorliegt, enthält u. a. auch die s. Zt. berühmten satirischen „Tuchhändler-Briefe“, die schärfsten Pamphlete gegen Politik und Kulturleben Englands, die jemals geschrieben worden sind. In ihnen wird das ganze öffentliche Leben mit ungemein sarkastischem Witz und mit einer geradezu überströmenden Phantasie verspottet. Die Ausgabe wird auch enthalten das bekanntere „Märchen von der Tonne“, in dem der Theologe Swift Katholizismus, Luthertum und Calvinismus glei[illegible] und geistvoll verspottet. [illegible] sich lohnen, einmal die [illegible] geschichte dieses merkwürdi[illegible] Leidenschaft, Herrschsucht und [illegible] geiz erfüllten, stets gespannten [illegible] unruhigen, doch geistes[illegible] Menschen, Politikers und Dich[illegible] zu entwickeln. Auch biograp[illegible] wichtige Dokumente wie [illegible] „Tagebuch für Stella“ [illegible] Swift liebte zwei Frauen — we[illegible] in die neue deutsche Ausgabe [illegible] genommen. Ich hoffe, auf [illegible] schöngedachte und verdienst[illegible] Unternehmen, sobald die Au[illegible] vollständig vorliegt, ausführlich [illegible] gehen zu können.

Hans Ben[illegible]

Dr. Julius Kapp: Fr[illegible] Liszt. Berlin, Verlag [illegible] Schuster & Löffler.

Unbedingt muß man dem [illegible] fasser darin Recht geben, da[illegible] einer wirklichen Biographie [illegible] verlangt wird, da das große [illegible] von Lina Ramann vom Jahre [illegible] ab nur musikalische Analysen [illegible] Lisztschen Werke enthält, da[illegible] prächtige Buch von Eduard [illegible] nur bis in die Weimarer Zeit [illegible] und die geistvolle Schrift von Ru[illegible] Louis fast nur der künstler[illegible] Bedeutung Liszts gerecht [illegible] Allein wenn ich auch gern anerk[illegible] daß Kapp in seinem 600 [illegible] umfassenden Buche mit [illegible] Objektivität und großer Sa[illegible] das äußere Leben des M[illegible] geschildert und auf Grund [illegible] reichen bisher unbekannten [illegible] rials manches Neue gebracht [illegible] vielfach mit der Tradition [illegible] geräumt hat, so gehört doch [illegible] in eine Biographie eine Wür[illegible]

der Werke. Mit den paar Seiten, auf denen von diesen natürlich nur oberflächlich gesprochen wird, ist niemandem gedient. Mit besonderer Ausführlichkeit verweilt der Verfasser bei den drei Frauen, die einen so ungemeinen Einfluß auf Liszt als Menschen und Künstler gehabt haben: es sind dies die Gräfin d'Agoult, die Mutter seiner drei Kinder, die Fürstin Wittgenstein und die weit weniger bekannte Baronin Olga von Meyendorff, geb. Prinzessin Gortschakoff. Mit Recht wird auch darauf hingewiesen, daß Liszt einzig allein der treuen Pflege seiner Schülerin Lina Schmalhausen seine letzten Lebensjahre verdankt. Gegen Adelheid von Schorn ist Kapp, doch wohl mit Recht, ziemlich eingenommen; manche bittere Wahrheit bekommt auch Frau Cosima Wagner zu hören, doch ist es falsch, daß der Komponist Liszt in Bayreuth nie anerkannt worden ist; ich war im Jahre 1906 in Villa Wahnfried Zeuge einer wahrhaft erhebenden Gedenkfeier, bei der nur Werke Liszts zur Aufführung gelangten. Als ein ganz besonderes Verdienst des Verfassers sehe ich es an, daß er den wahrhaft edlen und vornehmen Charakter Liszts, seine stete Hilfsbereitschaft für Notleidende, seine Dankbarkeit und sein treues Festhalten an Freunden so überzeugend nachgewiesen hat, daß nunmehr jedermann vor Liszt als Menschen nur die allergrößte Hochachtung haben kann. W. A.

Karl Scheffler: Paris. Leipzig, Insel-Verlag.

Bei Kunstbetrachtungen kommt es vor allem auf den Stil an, in dem das Buch geschrieben ist, andernfalls sind solche Bücher überflüssig, weil sie keinen Eindruck in der Seele des Lesers hinterlassen. Mir ist das vorliegende Werk, das sich bescheiden „Notizen" nennt, deshalb wertvoller wie manch systematisch angeordnetes Kompendium, das sich mit der gesamten französischen Kunst beschäftigt. Von diesen „Notizen" habe ich nicht nur Genuß, sondern auch bleibende Belehrung. Nur ein Charakter, eine Persönlichkeit vermag Charakter, Wesen und Bedeutsamkeit eines Volkes und seiner Kunst wiederzugeben. So sind diese „Notizen" das beste Kunsthandbuch geworden, das wir über Paris besitzen. Sachverständige und Laien wird es in gleicher Weise befriedigen. Paris, das Stadtbild, mit seiner Architektur und seiner Kunst bildet den Mittelpunkt, von dem aus der Verfasser die gesamte Kunst und insbesondere die französische überblickt, und zu dessen Museen, zu dessen von Leben und künstlerischen Bestrebungen gleichsam überquellendem Herzen er immer wieder zurückkehrt. Das Buch ist mit vielen ausgezeichneten Illustrationen geschmückt und wie jedes andere dieses Verlages vornehm und würdig ausgestattet.

Hans Benzmann

Fäden.

(Paul Wertheimer.)

Zart und ruhig.

Gesang. *pp*

Vie

Piano. *pp* *pp*

-den glei - ten zwi - schen mir — und dir, — *p dolce* luf - tig fei - ne

p

drauf die Wün - sche schrei - ten zwi - schen mir —

Ch. 1224

Das Lied ist auch in einer Ausgabe für höhere Stimmlage und mit englischem Texte von John Bernhoff erschienen.

pp

dir. Und aus Hin — und Wi - der

pp

p dolce *pp*

wie die Fä - den zieh'n, web' ich mei - ner Lie - der sei - den zart

p *pp*

— Ge-fie - der in — das Däm - - - mer bin.

pp sehr zart

Ch. 122 4

Zu der Musikbeigabe

Erich J. Wolff

Erich J. Wolff, dessen Bild wir unsern Lesern heute vor Augen führen, ist einer der am meisten gesungenen jüngeren, lebenden Liederkomponisten. Paul Schmedes, Julia Culp, Anton Sistermans, Elena Gerhardt, Alexander Heinemann, Therese Behr-Schnabel und viele andere bekannte Sänger und Sängerinnen haben eine große Reihe seiner Lieder (es sind deren in den letzten drei Jahren ca. 80 Nummern, zum großen Teil auch mit englischen und französischen Texten, erschienen) in Deutschland, Österreich und namentlich auch in England bekannt gemacht.

Von sonstigen Schöpfungen Wolffs sind einige Klavierkompositionen und vor allen Dingen sein durch A. Petschnikoff kürzlich in Berlin zum ersten Male gespieltes Violinkonzert zu nennen.

Erich J. Wolff

Als Liederkomponist scheint Wolff berufen, die Kette Schubert, Schumann, Robert Franz, Jensen, Brahms, Hugo Wolf um ein wesentliches Glied zu verlängern. Namentlich der Letztgenannte scheint seinen Namensvetter Erich stark beeinflußt zu haben oder ihm als Vorbild vorzuschweben.

In der Wahl der zu komponierenden Texte hat Erich J. Wolff großes Geschick und viel Geschmack bewiesen. Er bevorzugt unsere modernen Lyriker, geht aber deshalb nicht achtlos an „Des Knaben Wunderhorn", an Goethe und an sonstigen ewig Jungen vorüber.

Sein in diesem Heft abgedrucktes stimmungsvolles Lied „Fäden" möge unsern Lesern als Probe seiner zarten Kunst dienen. Jad.

Als nächste Musikbeigabe bringt „Nord und Süd" ein Scherzino für Klavier von Feruccio Busoni mit einem Essay über diesen Künstler aus der Feder von Prof. Wilhelm Altmann.

Redaktion der Musikbeigabe: Alex Jadassohn, Berlin, Linkstraße 17

Paul Heyse
(Nach einer Aufnahme aus jüngster Zeit
von A. Baumann Nachf., München)
Zum Aufsatz von Alfred Klaar

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Verlag Nord und Süd G.m.b.H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

34. Jahrg. Bd. 132 Heft 402 Zweites Märzheft 1910

Paul Heyse
(Nach einer Aufnahme aus jüngster Zeit
von A. Baumann Nachf., München)
Zum Aufsatz von Alfred [illegible]

Nord und Süd

vereint mit

Morgen

Deutsche Halbmonatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender'sche Schles. Verlagsanstalt

34. Jahrg. Bd. 132 Heft 402 Zweites Märzheft 1910

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Emil Fitger:
Nord-Mesopotamien und die Bagdad-Bahn

Vom politischen Standpunkt ist über die Bagdad-Bahn viel geschrieben worden. Gerade die letzte Zeit, die Vereinbarungen zwischen dem türkischen Ministerium und der englischen Dampfer-Gesellschaft, der sog. Lynch-Kompanie über die Schaffung eines Stromschiffahrts-Monopols auf dem Euphrat und Tigris haben viel Anlaß dazu gegeben. In den wirklichen Zustand des Landesgebiets, in dem jetzt der Bau des ersten Teiles der Bagdad-Bahn unter Führung der Deutschen Bank begonnen wird, hat man sich wenig vertieft. Und doch ist dieser nicht nur interessant, sondern für die Beurteilung des Ganzen bedeutungsvoll.

Die Bagdad-Bahngesellschaft ist als ein internationales Unternehmen gegründet und in Glarus seßhaft. Am Verwaltungsrat wie am Kapital haben Deutsche von den zwölf Zwölfteln fünf inne, Franzosen vier, Schweizer zwei und Österreicher eines. Die Bahn selbst wird völlig unter türkischer Gesetzgebung stehen. Nachdem die Anatolische Eisenbahn vom Bosporus einerseits bis Angora und anderseits (südöstlich über Konia) bis zu der von so manchem Kriegsheer passierten berühmten Taurusscharte bei Bulgurlu vollendet war und einen heilsamen Umschwung in die Verhältnisse des so tief schlummernden Kleinasiens gebracht hatte, ist im November v. J. die Genehmigung zum Weiterbau in der Richtung auf Bagdad bis El Helif erteilt worden. Wer die Karte in der Hand oder vor seinem geistigen Auge hat, sieht sogleich, daß sich südwestlich an den Taurus die kleine Ebene von Adana anschließt, jenseits deren der bis 1840 Meter hohe Giaur Dagh emporsteigt. Diese Ebene ist zwar reichlich trocken, aber doch fruchtbar. Nachdem die Bahn sie durchschnitten, begleitet sie die Küste bis Alexandrette (Iskanderun), dem Hafenplatz dieser ganzen Gegend. Auch hier altberühmte üppige Gegend. Nur hundert Kilometer südwestlich liegen die Trümmer Antiochias, das im Übermaß seiner Schätze verweichlichte und 538 den Neupersern zum Opfer fiel. Aber der Bringer der neuen Kultur, die Eisenbahn, muß das Orontestal liegen lassen und, sich im

Gebirge emporwindend, auf möglichst kurzem Wege Aleppo erreichen. Jahrtausende älter als die erst von einem der Diadochen gegründete Nebenbuhlerin, zählt Aleppo heute 130 000 Einwohner. Der Reichtum der Ebene, deren Mittelpunkt es ist, hat immer fremde Begehrlichkeit gereizt und dadurch die ärgsten Schicksalsschläge herbeigeführt. Selbst das, wie auch das hier hausende berüchtigte Aleppofieber haben diese zählebige Stadt nicht vernichten können. Sie ist noch immer die Hauptstadt Syriens.

Schon rollen Eisenbahnzüge ein und aus. Aber nur nach Süden geht die Verbindung. Hama (Epiphancia), Homs (Elbhera), dann das weithin berühmte Damaskus sind Stationen auf der Bahn nach Medina und Mekka, die bis auf wenige hundert Kilometer vollendet ist. Nun soll die Bagdadbahn die so notwendige Verbindung westwärts nach der 160 Km. entfernten Küste und ostwärts über den Euphrat bis El Helif, halbwegs bis zum fernen Tigris schaffen. Je weiter nach Osten, desto öder wird die Gegend zwischen Euphrat und Tigris. Hier führt die Dürre ein schreckliches Regiment. Die Bahn muß sich dem Südrande des armenischen Taurus nähern und ihn begleiten, denn nach Süden zu ist die unendliche Wüste. Hier, wo erst der Euphrat, weiterhin der Tigris aus dem Taurus hervorbrechen, ist das eigentliche Mesopotamien des Altertums, während unsere Zeit mit diesem Namen viel mehr das südliche Zwischenstromland verbindet, das das Altertum Babylonien oder Chaldäa nannte. Trocken muß auch im Altertum dieses Nord-Mesopotamien gewesen sein, wenn auch nicht derart wie heute. Strabo unterscheidet deutlich den sich ans Gebirge anschmiegenden Nordrand als fruchtbar von der südwärts sich hinziehenden „außerordentlich unfruchtbaren" Ebene. Berühmt ist die Äußerung des so viel früher diese Gegenden bereisenden Herodot: „Es regnet selten in der Assyrer Land." Das ist bis heute nicht besser, wahrscheinlich schlimmer geworden. Denn wiederum ist es sicher, daß das Land nicht so verödet gewesen sein kann wie heute. Zeigen uns doch so manche griechische Ruinen im Ostjordanland, namentlich ein vulkanischer Dschebel Hauran, dann auch am Euphrat entlang, daß hier einst Wohlstand gewaltet haben muß.

Nur aus Fruchtbarkeit und Handel kann er hervorgegangen sein. Etwas mehr Bewässerung muß man also schon annehmen. Der Euphrat ist tief in ein steiniges Gelände eingeschnitten. Die berühmten Überschwemmungen können auch im Altertum hier am Oberlauf des Stromes nur winzige Ebenen befruchtet haben, die zum großen Teil auch heute

noch, ähnlich dem oberen Niltal, von einer einmaligen Durchtränkung genug haben, um das Korn zur Reife zu bringen; denn das geht hier schnell. Aber mit dem Handel ist es etwas anderes. Babylon, das London des Altertums, sandte Flußschiffe den Strom hinauf oder Karawanen an seinen Ufern entlang bis zum heutigen El Deir oder noch weiter bis Meskene oder gar Biredschik. Je weiter nach Norden, desto mehr näherten sich die Warenzüge der phönizischen und syrischen Küste. Von diesen Umschlagstätten ging der Handel weiter nach Tyrus und Sidon, nach Tripolis, Aleppo und Antiochien. Auch Palmyra, ziemlich gut gesichert durch seine Lage als Oase in der weiten syrischen Wüste, konnte zeitweilig eine große Bedeutung als Handelsplatz erreichen.

Mit der Euphratschiffahrt oberhalb Babylons ist es wahrscheinlich für immer aus. Engländer haben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Versuche gemacht, sie wieder zu beleben. Alljährlich kam ein kleiner Dampfer nach El Deir. Aber das Fahrwasser ist so voller Untiefen und Steinen und durch die Hochfluten so vielen Veränderungen ausgesetzt, die Fahrt dauert so lange, daß man alle Hoffnung aufgegeben hat. Der Tigris hat andere Verhältnisse. Bis Bagdad stromauf ist er sehr gut schiffbar. Von einer gewissen Schiffbarkeit kann sogar bis Mosul, dem alten Ninive, gesprochen werden. Doch wollen wir auf den östlichen der beiden Ströme heute nicht eingehen. Der Euphrat erhält nach seinem Austritt aus dem Gebirge nur einen einzigen ununterbrochen strömenden Nebenfluß, den von Norden, ebenfalls aus dem Taurus kommenden Chabur. Auch er ist in seinem ganzen mittleren und unteren Laufe ein Wüstenstrom, der sich zu tief in sein Bett eingeschnitten hat, als daß seine Wellen die felsigen Ufer erreichen könnten.

Je mehr sich das Gelände dem Taurusrand nähert, desto reicher strömt der Regen — auch er nur im frühen Frühjahr. Aber dann reicht er doch zur Not zu einer Aussaat aus. Frhr. v. Oppenheim, der 1893 diese Gegenden bereist und außerordentlich interessant darüber berichtet hat, erzählt, daß die Beduinen bei Beginn der kurzen und wenig ergiebigen Regenzeit Gerste ins unbestellte Land säen und rasch eine Ernte machen. Reichlichere Erträge scheinen ausgeschlossen. Nomadische Kultur ist bis zu einem gewissen Grade möglich. Auf den weiten Steppen züchtet man Pferde und Schafe, auch Rinder und Kamele. Man bringt edle Araberrosse, Wolle, Felle auf die, ach, so kleinen Märkte und nimmt unentbehrliche Dinge, z. B. Zündhölzer, Gewebe, Waffen, Petroleum mit in die unabsehbare Wüste. Nordmesopotamien hat also entfernt

nicht die Chancen für eine Auferstehung, wie sie Kleinasien besitzt und teilweise schon nutzbar macht.

Soweit nördlich, wie die nördlichsten der alten Karawanenstraßen gingen, kann die Bagdadbahn nicht am Fuß des armenischen Taurus emporklimmen. Daher muß sie von den drei Städten, die im Altertum zwischen diesen Teilen der beiden Ströme blühten, zwei, Orfa oder Urfa und Mardin, links liegen lassen; nur Nesibin will sie berühren. Auch letzteres liegt schon jenseits des bis jetzt in Angriff genommenen ersten Teiles der Bagdadbahn. Orfa, im späteren Altertum Edessa genannt, war schon vor der assyrischen Eroberung eine blühende Stadt. Es trug später, wie die ganze Gegend, die Herrschaft der Griechen, der Römer, der Parther, der Byzantiner. Man stritt um den wichtigen Grenzpunkt. Kaiser Caracalla wurde hier ermordet. Die Kreuzfahrer gewannen es den Moslimen ab und pflanzten hier für kurze Zeit das Königtum Balduins von Flandern ein.

Von ungleich unmittelbarerem Interesse für uns sind die herrlichen Schilderungen Moltkes vom Jahre 1838. Auf dem Wege von Biredschik über Orfa nach Diabekr (am obersten Tigris) schreibt er: „Du findest keinen Baum, keinen Busch, nicht so viel, um ein Schwefelholz daraus zu schnitzen, oft ist nicht genug Erde da, um Grashalme zu treiben." In dem ganz aus Steinen erbauten Orfa sieht er stattliche Mauern, ein Kastell auf dominierenden Felsen, Moscheen, Kirchen und, den größten Schatz der Gegend: einige Quellen. „Von hier ab gegen Süden fängt die Wüste an, eine unabsehbare Fläche, in diesem Augenblick mit Grün bekleidet, aber bald verdorrt. Orfa bildet mit seinen Obst- und Weidenbäumen eine Oase zwischen der Sand- und der Steinwüste." Im Januar 1839 sah Moltke die Gegend wieder, und lebhaft entzückt beschreibt er den köstlichen Eindruck des Frühlings bei Orfa nach dem tiefen Winter, den er soeben bei Diabekr verlassen. „Die Saaten grünten unten in der Flur, die Lerchen schwirrten in der Luft, und die Bäume trieben große Knospen; die Sonne schien heiß, aber der Boden war unbeschreiblich aufgelöst und die Bäche angeschwollen." Die Stadt Orfa, liegt am Abhange eines niederen, finster und seltsam aussehenden Gebirges und am Anfang der Wüste auf der Grenze der kurdischen und arabischen Bevölkerung. Innerhalb der Ringmauern erheben sich eine Menge Kuppeln, Minaretts, Zypressen und Platanen, und die aus Steinen sehr zierlich erbauten Häuser mit dünnen Säulen, Spitzbogen und Fontänen erinnern an das, was die Araber einst waren, als sie,

Ladislaus von Paál:
Waldrand. 1874
(Budapest, Privatbesitz)
Zum Rundschau-Beitrag „Ungarische Maler"

durch Mohammeds Lehre begeistert, die Eroberer eines Teiles der gesitteten Welt und selbst die Bewahrer der Gesittung, der Künste und Wissenschaften wurden. Vor den Toren der Ringmauern erblickt man, was sie heute sind: eine Menge von Trümmern bedeckt da eine beträchtliche Fläche, dorthin kommen die Kinder der Wüste (die Beduinen), niemand weiß, woher, hausen einige Wochen und ziehen eines Tages wieder ab, niemand weiß, wohin, Hunderte von Stunden in die meerähnliche Fläche hinaus. Zwischen jenen Steinhaufen, die man kaum Häuser nennen kann, begegnet man den braunen Gestalten mit kurzem schwarzem Bart und brennenden Augen; sie weichen schüchtern aus und blicken unstät umher, und man sieht es ihnen an, daß sie fremd sind und fremd bleiben wollen, wo ihre Kamele nicht weiden, wo Mauern den Blick begrenzen und Diebstahl geahndet wird."

Der Kompaß der Bahn geht weiter nach Osten. Etwas südlich von der alten Karawanenstraße, die in dem leidlich bewässerten Dschebel Tektek das von 25 000 Menschen bewohnte blühende Städtchen Mardin berührt, geht sie durch Gelände, das immerhin einen gewissen Grad von Fruchtbarkeit hat. Dieses Gebirge ist das Quellgebiet des vorhin schon genannten Chabur; es muß umgangen werden. Bei El Helif, südlich dieser Berge, macht die konzessionierte Strecke vorläufig Halt. In geringer östlicher Entfernung liegt die im Altertum blühende und geschichtlich bemerkenswerte, heute aber in trauriger Absperrung von allem Verkehr verfallene Stadt Nesibin mit nur wenigen tausend Einwohnern, die Stadt des heiligen Jakobus, des Stifters der Jakobiten-Sekte, der hier begraben liegt.

In alle diesem Gelände können nur wenig Hoffnungskeime Wurzel schlagen. Erst wenn die Bahn in das Tigris-Gebiet eintritt, durchdringt reichere Bewässerung den Boden. Je weiter man mit dem Strom meerwärts zieht, um so mehr verbreitert sich das Flachland, das unter der regelmäßigen Überschwemmung ein Baumwoll-Paradies der Zukunft zu werden verspricht, wie es das Nildelta schon heute ist.

Alfred Klaar:
Paul Heyse

(Zum achtzigsten Geburtstage)

Im Hinblick auf den Lorbeer, der schon die Jünglingsstirne kränzte, auf die sieghafte menschliche Persönlichkeit, die um einen Anhang nicht erst zu werben brauchte, auf den raschen Aufstieg zu reicher Produktion und unbestrittenem Erfolg, hat man Heyse wie Goethe einen Liebling der Götter genannt und in dem geruhigen Glanze, der über Höhen und Tiefen seiner Dichtungen schwebt, einen Widerschein ungetrübten Erdenglücks erkennen wollen. Im Grunde genommen aber liegt darin eine nicht zu hintertreibende Täuschung, ein holder, aber nicht ganz ungefährlicher Drang zur Mythenbildung, der aus der traumhaften Sehnsucht glücksbedürftiger Menschen nach leicht erreichbaren Lebensfrüchten hervorquillt. Ein unabweisbares Bedürfnis, das Außerordentliche zum Gemeingut zu machen, führt immer wieder dazu, große innere Kräfte, die sich offenbaren, nach außen zu projizieren und in die Quellen, die gleichmäßig aller Welt fließen, zu verlegen; das schmeichelt der Phantasie, und nur zu leicht entspringt daraus eine Überschätzung des Anteils, den die Verhältnisse an der Entwicklung großer Menschen haben. Es gibt gewiß flüchtige Zufälle, die ein starker Geist zu bedeutenden Anlässen umprägen kann, aber keine leichten Lebenssiege von dauernder Bedeutung, sondern nur geräuschvolle und stille Heldentaten des Lebenskampfes, und die verschleierten, in denen sich Stich und Hieb verbirgt, und die nur den errungenen Preis zutage treten lassen, sind oft die schwierigsten, weil alles Zagen und Zweifeln, aller Schmerz und aller Heroismus sich nach innen drängt. Sicher ist, daß Paul Heyse durch Abstammung und Erziehung auf eine beträchtliche Höhe geistiger Kultur gestellt wurde; wie er aber von seinen jüngsten Jahren an diese Kultur in sich verarbeitete und steigerte und vollends aus dem Reichtum der Voraussetzungen und Anregungen mit bewundernswerter Sicherheit und Energie rastlos an sich heranzog, was seiner innersten Natur entsprach und sein Können zur reichsten Entfaltung brachte — das ist kein Glück, das ihm in den Schoß fiel, sondern

ein großes und tapferes Lebenswerk, das über Schwankungen und schmerzliche Erlebnisse hinweg sein stolzes Wachstum und seine Krönung erreichte. Wenn man ihn mit Recht einen Götterliebling genannt hat, so sind die Geschenke, die ihm in die Wiege gelegt waren, nicht vom Himmel gefallene Güter, sondern Kräfte des Ringens und Erringens, und das beseelte Glück, das sich in seinem Wesen ausprägt, um sich mitzuteilen, quoll nicht aus seinen äußeren Verhältnissen, sondern aus der Natur von innen, die sich kämpfend und siegend zu einer typisch gewordenen Harmonie herausbildete.

Die Frage, wie sich in der Tiefe solcher für die Menschheit und für ein Volk beglückenden Phänomene Verdienst und Glück verketten, darf uns niemals blind gegen jenes Gedenken machen, in dem alle Dankbarkeit wurzelt, gegen die lebhafte Vorstellung von Willenskraft, Selbstzucht und Entsagungsmut, die in jener Lebensarbeit zusammenwirken, aus der sich die Persönlichkeit, das höchste Glück der Erdenkinder, schlackenfrei herausarbeitet. Diese Entwicklung spiegelt sich in seinen Werken. Alles Recht, das Heyse der Offenbarung und Befriedigung der Individualität nicht etwa grämlich zugesteht, sondern begeistert zuerkennt, wurzelt ihm in der Erkenntnis des Menschlichen wie es r e i n aus der Hand der Natur kommt und sich in der Harmonie eines schönen Wachstums entfaltet. Zugunsten dieses Ideals läßt er die Schranken der Konvention und der Gewohnheitsmoral zusammenbrechen, erhebt er die Macht ursprünglicher Menschlichkeit über alle kahle Regel und erstarrte Satzung. Aber seinem Vertrauen zum Naturtrieb ist der Glaube an den Adel gesunder Natürlichkeit immanent; ein unbewußt idealer Zug liegt ihm in der redlichen Selbstbehauptung, ein ethischer Opfermut, der für das Ideal der eigenen Persönlichkeit die gemeinen Vorteile opfert, und eine ästhetische Erhöhung des Wesens, das die Grenzen der Natur und mit ihm zugleich eines schönen Maßes einhält. Solchen sieghaften Selbstbehauptern, in denen sich die Naturforderung erfüllt, treten in den Heyseschen Dichtungen die Selbstzertrümmerer gegenüber, die eine krankhafte Anlage über die Kraft des Vollbringens oder des Genusses hinaustreibt, und die unterliegend mit bewußter Resignation oder in unbewußer Erschöpfung der Natur gerecht werden, die nur durch ihren Untergang das Gleichgewicht herstellen und die Herrschaft eines edlen Maßes bestätigen können. Das ist die ästhetische Ergänzung, die mit der liebevollen Betonung des Naturgebots den Grundakkord in der Fülle der Schicksalsmelodien bildet. Und hier, in diesem Glauben an ein mit der Natur

zugleich gegebenes schönes Maß der Betätigungsfreiheit, liegt der Schlüssel zu den Katastrophen, die über alles Gewaltsame im Bereiche der Heyseschen Gestaltenwelt hereinbrechen ...

Heyses Werden und Wachsen fällt in eine Übergangszeit, in der der dichterische Genius des Volkes nach der großen klassischen Zeit zu ruhen und Atem zu schöpfen schien. Zwei Jahre vor Goethes Tode geboren, tritt der Jüngling in eine literarische Welt hinaus, die sich erst langsam des Goetheschen Erbteils bemächtigte, ohne daß neue poetische Strömungen das geistige Leben befruchteten. Die Klassiker sind historisch geworden, die Flut der Romantik verrauscht; Grillparzer ist ein Fremder für Deutschland, die große Kleist-Renaissance hat noch nicht begonnen, der Kleist-verwandte Hebbel ist eben erst im Aufstieg, Heines und Uhlands Eigentöne hallen schon aus einer gewissen Ferne, und die kulturgeschichtlich so wichtige Mission des jungen Deutschland verquickt die Literatur mit der Politik des Tages und läßt die Musen oft genug im lauten Kampf des Tages verstummen. Ein großer Reichtum liegt bereit für den Genuß, aber der Gegenwart fehlt der starke poetische Puls, den jede Zeit für ihr eigenstes Fühlen, für ihre besonderen Lebensbedrängnisse ersehnt. Das ist die Stimmung der fünfziger Jahre, in denen Heyse heranreift und von den Zeitgenossen wie ein Ersehnter begrüßt wird. Nicht im äußern Sturm und Drang, sondern im Rückschlag gegen eine überlaute Literatur, in der tieferen Konfliktstimmung einer neuen bedrückten Zeit, die der Erlösung der Persönlichkeit aus der wiedergewonnenen Herrschaft des Philisters entgegenharrte, entsprang die poetische Renaissance, die herbeizuführen er bestimmt war. In allem Gefühl politischer Not und bei allem Reichtum historischer Anregung dürstete man nach zeitgenössischen Quellen reiner Poesie. Heyse bot den erquickenden Trank, kein Mann des lauten Marktes und doch kein weltverlorener Träumer, mitten im Zuge der Goetheschen Kultur, aber mit freiem Ausblick auf alles stille Blühen der Gegenwart. Aus dem eigensten inneren Erlebnis, aus dem Zuge zu harmonischer Entwicklung erfühlte er das Bedürfnis der Zeit, nicht nur in Massenforderungen einen neueren und bedeutenderen Lebensinhalt anzustreben, sondern die Individuen zu vertiefen und zu befreien und das Selbstvertrauen zur Persönlichkeit neu zu erwecken. Und mit der Notwendigkeit eines genialen Instinktes drängte sich ihm die Form für die Erfüllung dieser dichterischen Mission auf, die jener Erzählung, in der sich vor allem ein Einzelschicksal auslebt, in der das Rauschen der Zeit und die Farbensymphonie der Umwelt nur zu Begleitmotiven der individuellen

Entwicklung werden, das schlanke Epos der menschlichen Innenwelt, die Kunstform der Novelle. Hier fand er zugleich literarisches Neuland, entdeckte sein früh durch die Weltliteratur schweifender Blick ein Gebiet, das die klassische Periode wie ein ungeheures Stück Boden, das urbar zu machen war, ihren Erben hinterlassen hatte. Die deutsche Novelle war in großen herrlichen Anfängen stecken geblieben, Goethe, der Allseitige, hatte ihr den Weg gewiesen; Kleist, der Trotzig-Geniale, lange unbemerkt und ungewürdigt, eine bestimmte Richtung, die chronikale, in der die Zeit selbst sich zu erzählen scheint, zur Meisterschaft emporgeführt; in der Pflege durch die Romantiker aber war sie abseits vom Gegenwartsleben, in den Lüften deutsamer Symbolik und spielender Ironie zerflattert. Hier waren die Geheimnisse reichsten Innenlebens neu zu fassen, zu verdichten — und im eigentlichsten Wortsinne zu bilden. Schöpferisch drängte Heyse schon in jungen Jahren die Elemente ineinander, die der Weltdichtung und die nationalen, die der reichsten Fabelwelt und die einer psychologischen Innenschau, um diese Kunstform zu erfüllen und die Geheimnisse stillbewegter Gemüter in sie hineinzutragen. Auf der Höhe seiner Wirksamkeit, in der Vorrede zum „Novellenschatz", den er erst mit Kurz, dann mit Laistner gemeinsam herausgab, spricht er sich selbst über das Wesen der Novelle aus, wie es ihm aufgegangen war. Das Neue, das Denkwürdige, die entscheidende Fabelwendung bildet ihren unentbehrlichen Kern; sonst verfließt sie in jene Körperlosigkeit, die ja so vielen modernen Versuchen, das ereignislose Stimmungsleben nachzubilden, zum Unheil ausschlägt. An dem Beispiel einer italienischen Erzählung, in der ein Jüngling das Letzte, das er besitzt: einen Falken, opfert, um der Geliebten zu huldigen, macht Heyse diesen konkreten Gehalt anschaulich, an den sich das Geistige und Seelische der individuellen Erzählung ansetzen muß, um zu sinnlich-poetischer Wirkung zu gelangen. Aber diesem durch Heyse in der Poetik berühmt gewordenen „Falken" gab der Dichter die Flugrichtung in die Regionen deutschen Geistes; aus dem Kern der merkwürdigen Begebenheit, der in der alten italienischen Novella nackt zutage lag, schossen ihm die Lichtstrahlen des tiefsten Gemütslebens hervor. So wurde Heyse zum Schöpfer unserer psychologischen Novelle.

Hatte seine erste dramatische Dichtung „Francesca von Rimini" durch die Originalität der Komposition und den Farbenreichtum einen engeren Kreis mit der aufstrebenden Poetennatur vertraut gemacht, so war er mit der ersten Novelle, die der Dreiundzwanzigjährige aus Italien

heimbrachte und die weit hinausdrang, mit der Meistererzählung „L'Arrabiata“ als Dichter erst für die Welt entdeckt. Nicht der Werdende, der Gewordene offenbarte sich hier mit einem Schlag. Aber wohl kaum jemand ahnte den Reichtum, die lenzhafte Blütenfülle der Produktion, die durch diese Novelle angekündigt war. Heyse schuf nicht nur das Genre, sondern auch aus eigener Kraft eine ganze Novellenliteratur. Wie im erwachenden Quellenrausch des Frühlings flossen die Motive von allen Seiten in den breiten Strom seiner Produktion, und jede Welle, die sich neu hinzugesellte, war in Lauf und Takt vom Zauber der Anmut beherrscht. Aus Geschichte und Leben, aus den Zaubergärten der italienischen Renaissance und aus der verschränkten Welt alter deutscher Städte, aus den Höhen und Niederungen des Münchener und Berliner Lebens, aus Künstlerwerkstätten und Handwerksstuben, aus der Traumwelt der Lebenssatten und aus der volkstümlichen Sphäre der Daseinskämpfer drängten die Gestalten heran, an deren individuelle Erlösungsbedürftigkeit der Dichter mit seinem verstehenden und verzeihenden Blick, seiner wohltuenden Milde und seinem aufrichtenden Lebensernste herantrat. Die leuchtendsten Juwele dieser Heyseschen Novellenpoesie „Die Stickerin von Treviso“, Die himmlische und irdische Liebe“, „Das Mädchen von Treppi“, „Die Meraner Novellen“ sind jedem Empfänglichen vertraut und lebendig. Aber nur wenigen ist der volle Reichtum der Schatzkammer aufgegangen, die in den Heyseschen Erzählungen ein nicht leicht auszuschöpfender Nationalbesitz geworden.

Im tiefsten Grunde wurzelt auch die Bedeutung des Romandichters Heyse in dieser Meisterschaft der Novelle. Nicht, als ob seiner bildenden Hand nicht auch die Komposition einer vielfach verschlungenen Handlung gelungen wäre. Er ist auch hier der Künstler, der den Stoff nach allen Seiten zu meistern versteht. Aber das breite Nebeneinander und die Massenbewegung des Romans treten ihm gegen die Einzelschicksale zurück. Heyse nahm und nimmt tiefen Anteil am nationalen Leben. Das Jahr 1848 griff tief in das Innenleben des Jünglings ein; an der Bewegung für Schleswig-Holstein war er in München aktiv beteiligt, und in manchen seiner Dramen, wie namentlich im „Colberg“, schlägt die nationale Empfindung hohe Wogen. Aber sein Geist ist doch vor allem darauf gerichtet, wie sich der Einzelne in sich vollendet, und so bildet in seinen Romanen die große Zeitbewegung immer nur den Hintergrund für die Schicksale einzelner Persönlichkeiten, deren Lebenskampf freilich typisch für die Bedrängnisse der Zeit wird. So gleichen seine großen

Romane Blütendolden, in denen die an einem Stengel gewachsenen Blumen dicht aneinanderrücken und ein schönes Ganzes bilden, ohne zu großen Schatten- und Lichtmassen zusammenzurücken. Die Psychologie der Einzelgestalten beherrscht auch hier die ineinandergeschlungenen Schicksale. Wenn man an die „Kinder der Welt" denkt, so rollt sich kein breites Zeitbild auf, sondern zwei kontrastierende Lichtgestalten, in die Heyse sein Tiefstes gelegt hat, treten vor die Sinne, die von allen Grazien umtändelte Toinette, die in Prosa übersetzte Genossin jener „Salamandergestalt", die sich im Wohllaut der köstlichsten Terzinen wiegt, und der schlichte Balder mit seinem Körper- und Seelenleid, der in sein Siechtum alle Wonnen des Menschheitsgefühls hineinzaubert. In diesen Einzelschicksalen, in der wundersam glänzenden Libelle, deren Flug zuletzt erlahmt, und dem erliegenden Edelwild, das sterbend noch ein Gefühl der Freiheit hat, liegt die höchste Kraft dieser Romandichtung. Auch in der weitverzweigten Erzählung „Im Paradiese", in der der Mut reiner Seelen alle Vorurteile der Gesellschaft überwindet, geht der Zauber nicht von einer großen Zeitbewegung, sondern von individuellen Physiognomien aus . . .

Und gerade als Dichter der Individualität fühlte sich Heyse von allem Anfang an auch zum Dramatiker berufen. Die Novelle, in der er früh die unbestrittene Meisterschaft erreicht hatte, stellt gleichsam ein Grenzgebiet zwischen dem Drama und dem breiteren Epos dar. Das Hervorstechen des Einzelhelden neigt nach der einen, das Erfühlen der feinsten Züge und der allmählichen Entwicklung nach der anderen Seite hinüber. Heyse überschritt die Grenzen nach beiden Seiten hin, ohne da wie dort den Boden, wo er am frühesten Wurzel geschlagen, zu verleugnen. Als vollendeter Künstler beherrscht er auch die dramatische Form, und was ihn öfter hemmte, die Szene dauernd zu behaupten, war niemals Unkraft der Komposition oder gar Mangel an Tiefe des Gehalts, sondern jene Zartheit der Empfindung und jener eingeborene Sinn für eine Schönheitsmacht, die ihn in der Novelle das Höchste erreichen ließen. Wie die Massenbewegung des Romans ihm fremd geblieben, so hat er auch nie mit der Massenempfindung eines im Theater versammelten Publikums gerechnet und weder die Mittel äußerer Spannung, noch die der schrankenlosen Ekstase für die dramatische Wirkung voll ausgenützt. In manchen seiner Dramen ging diese Keuschheit so weit, daß der Adel der Mäßigung die Urkraft der Motive, die nicht wie in der Novelle sanft anschwellen konnten, verschleierte. Diese werden als Dichtungen aber schwerlich auf

der Bühne fortleben. Andere, wie die hochgestimmte „Hochzeit auf dem Aventin", wie „Hadrian" mit seiner eigenartigen Meistercharakteristik des Helden, wie die kühn gesteigerte Tragödie „Maria von Magdala", an deren Motive sich zu lehnen jüngst Maeterlinck ein unabweisbares Bedürfnis empfand, harren einer Zeit, in der das Theaterpublikum nicht nur zu schauen und zu schaudern, sondern, wie Goethe sagt, auch zu „vernehmen" willig sein wird. Wiederum andere, wie das prächtige Volksstück „Hans Lange" und die kleine Meistertragödie „Ehrenschulden", haben die Bühne rasch erobert. Wenn Heyse in seinen Bekenntnissen ohne Groll, aber doch im Ton verletzter Würde von seinem Verhältnis zur lebendigen Bühne spricht, so muß es doch andererseits ein Triumphgefühl des jungen Achtzigers sein, sich nicht nur mit einer Fülle von Schöpfungen in der Vorstellung der Mitlebenden heimisch zu wissen, sondern auch einer späten Renaissance vorgearbeitet zu haben.

Zu den köstlichsten Gefühlen des Schaffenden gehört es, immer weiter spenden zu können. Und dieses Gefühl mag dem Dichter nicht nur aus der unverminderten Produktionskraft emporquellen, sondern auch aus der Fülle des Unausgeschöpften, das in der erstaunlichen Fülle seiner Produktion zum Genusse bereit liegt. Das gilt vor allem von seiner Lyrik, die in einzelnen Darbietungen, wie in dem unsäglich holden Gedichte: „Dulde, gedulde dich fein", volkstümlich geworden, aber in ihrer Fülle von Duft und Farbe, von Anmut und Reiz noch nicht voll genossen und gewürdigt ist. Die wunderbare Kraft seiner Sprachbeherrschung und Sprachbeseelung, die in seinen Novellen, auch in den Erzählungen in gebundener Rede durch die Anschaulichkeit des Stoffes hindurchwirkt, tritt hier, wo die Empfindung allein das Wort hat, gleichsam entschleiert zutage. Heyse, der alle Melodien der Völker und alle Weisen des Wohllauts beherrscht, hat wie Platen auf die Sprache sein Gepräge gedrückt und wie Rückert ihr die geheimsten Reize graziöser Wendung abgelauscht. In der Gabe, die schwierigsten Formen, die sich dem Unberufenen weigern, mit dem freien Flusse des Gefühles zu sättigen und den Naturlaut mit der Anmut der höchsten Kunst zu vermählen, steht er wohl einzig da. So war es ihm auch gegeben, aus den Seelen verwandter romanischer Poeten herauszudichten, einen ganzen Liederfrühling Italiens nach Norden zu verpflanzen, Leopardi und Giusti für uns lebendig zu machen und für eine poetische Völkerverbrüderung wie kein zweiter den melodischen Ton anzugeben. . . .

In der Schönheitsfreudigkeit, die in den Liedern wie befreit über

allem Stofflichen dahinschwebt, liegt der tiefste Quell der Heyseschen Natur. Aus ihr schöpfte er eine, das Leben durchdringende und adelnde Kraft, deren Wohltat wir in seinen besten Werken alle mitgenossen haben. Sein Wesen und sein Wirken ist dadurch uns allen zum Erlebnis geworden. So mag dieser Versuch einer Würdigung, der kaum den Reichtum seines Lebenswerkes streifen konnte, in schlichte Worte der Empfindung ausklingen, die mir dankbares Gedenken jüngst eingegeben hat:

Uns allen war, Du Sonnenheld,
Ein Wunder einst geschehen,
Als wir zum erstenmal die Welt
In Deinem Licht gesehen.

Wir suchten's und wir fanden's nicht —
Doch Dir war es gegeben,
So im Genuß wie im Verzicht
Das Schöne zu erleben.

Erhöht war uns der Jugenddrang,
Durchsonnt der Lebensschauer,
Und holde Harmonie erklang
Aus Trunkenheit und Trauer.

Und sank die Sonne hinterm Berg,
Hat's in uns nachgeklungen —
Verklärte Jugend ward Dein Werk
Den Alten und den Jungen.

Was Du gegeben, was Du gibst,
Sollst Du beglückt erschauen,
Und was Du rastlos bauend liebst,
Soll liebend Dich erbauen!

Ein einziger großer Frühling blüht
In Deinen achtzig Lenzen,
Und alles Licht, das ihm entsprüht,
Soll Dir das Haupt umglänzen!

Felix Braun:
Der Schatten des Todes Roman

Fortsetzung

Wie ich nun mit ihm und Elvira ging und allerlei Gespräche mit wechselndem Erfolg bestanden hatte, geschah es zu meinem Unglück, daß meine Mutter allein des Weges kam. Ich geriet in große Verlegenheit, denn ich wußte nicht: sollte ich zu ihr hingehen oder grüßend meinen Spaziergang mit Herrn Graf und Elvira fortsetzen. Mittlerweile war meine Mutter ganz nahe herangekommen, und da sie gerade an uns vorbeimußte, sah sie auf, lachte und nickte mir zu. Ich zog verwirrt den Hut und blieb einen Augenblick stehen. Jetzt rief Herr Graf ungewöhnlich laut einige Worte, die mir unverständlich waren, zog gleichfalls den Hut, schwenkte ihn und trat freudig auf meine Mutter zu. Da sah ich nun zu meinem Erstaunen, wie meine Mutter fahl ward, einen Schritt zurück machte und beide Hände mit einem so flehenden Blick vorstreckte, daß mein Herz von einer lauen Zärtlichkeitswelle gegen sie bespült wurde. Ich dachte aber sofort an nichts anderes, als daß ich, dadurch, daß die Eltern einander bekannt geworden waren, öfter und unter weniger gefährlichen Umständen mit Elvira zusammenkommen konnte, und war froh, nun auch den Rest des Abends für ein Gespräch mit ihr gewonnen zu haben. Damit wollte ich mich zu Elvira wenden, wurde jedoch durch laute Worte meiner Mutter abgehalten, die Herrn Graf stolz gegenüber stand und nun eine so sichere Miene hatte, die ich später — als mir alles klar geworden war — nie habe begreifen können. Ich wunderte mich sehr über meiner Mutter seltsame, mir unerhörte Art, aber ehe ich darüber auch nur zum Nachdenken kam, hatte sie meinen Namen gerufen, und als ich, verwirrt und ärgerlich, aber doch wie angezogen, zu ihr hingetreten war, ergriff sie mich fest bei der Hand und zog mich, ohne mir Zeit zum Grüßen zu lassen, mit sich, in einer Eile, die dem so Behandelten wunderlich genug erscheinen mußte.

Empört, dem Weinen nahe, fragte ich meine Mutter, was das bedeuten sollte. Sie erwiderte nichts und sah anscheinend ruhig in die Sonne,

die nicht höher stand als die Köpfe der Ähren, deren Gewoge bis an den Horizont zu reichen schien; denn es wehte ein kühler Hauch von den Bergen herüber. Ich ward heftig, wie ich es lange nicht gewesen war, seit der Nacht, da mein Vater an meinem Bett so liebe Worte zu mir gesprochen hatte. Ich verlangte zu wissen, mit welchem Recht sie Menschen beleidigte, die ihr nichts zuleide getan und die mir bisher die größte Gastfreundschaft erzeigt hatten. Ich forderte sie auf, mir Gründe zu nennen, und erklärte, als immer noch keine Antwort kam, mit Härte und Bestimmtheit: „Dann werde ich Herrn Graf morgen für dein Benehmen um Entschuldigung bitten!" Als mir diese Worte rauh und voll Trotz entfahren waren, blieb meine Mutter stehen, sah mich fest an und sagte: „Du wirst mit der Familie nicht weiter verkehren." Ich stand wie versteinert. „Warum?" stieß ich hervor. — „Ich verbiete es dir", erwiderte sie, die Gartentür öffnend, die zu unserm Haus führte. Ohne sich weiter um mich zu kümmern, schritt sie durch den Vorgarten zur Türe, während ich, voll böser Gedanken, am Tor lehnen blieb, etwas Schmerzliches zugleich in der Brust fühlend und den Tränen wehrend, die mir schon in den Augen standen.

Zum Nachtmahl mußte ich wohl oder übel ins Zimmer gehen: meine Mutter und die beiden Schwestern saßen schon auf ihren Plätzen; als ich eintrat, blickten sie auf, ohne mir im übrigen Aufmerksamkeit zu schenken. Gesprochen ward nicht viel, das matte Licht der auf dem Tisch stehenden, verhängten Lampe verlieh dem ganzen Raum etwas Müdes, Trübseliges, das zugleich etwas Rührendes hatte. Ich sah meiner Mutter manchmal verstohlen ins Gesicht, um, wenn sie meinen Blick gewahrte, gleich wieder auf den Teller niederzuschauen, auf den ihre liebe Hand die Speisen legte, jedem von uns in gewohnter Reihenfolge das Seine zuteilend. Diese drückende Ruhe lastete unheimlich auf mir; kaum hatte ich den letzten Bissen hinabgewürgt, griff ich mit halblautem flüchtigen Gruß nach der Mütze und stürzte fort, entschlossen, an Elviras Fenstern vorüberzugehen. Aber auf halbem Wege übermannte mich ein heißes reuiges Gefühl, und nach einigem Zaudern lief ich, eine wehende Flamme im Herzen, nach Hause. Behutsam stieg ich die finstere Treppe empor, ging durch die matt erleuchteten Korridore und einige dunkle Zimmer, bis ich zu Mutters Schlafzimmer kam. Ohne anzuklopfen, trat ich ein.

Mir bot sich ein wundervolles Bild: die schlanke Gestalt meiner Mutter, am offenen Fenster lehnend, darüber ein Stück graublauen Himmels, von einigen Sternen einfach geziert. Durch die rasch geöffnete Türe strich ein Lufthauch und wehte das Haar meiner Mutter von den Schläfen;

sie strich es mit beiden Händen zurück und wandte sich um. Da stand ich nun und konnte kein Wort sprechen. „Clemens," sagte sie sehr milde, „es ist spät, warum bist du noch nicht schlafen gegangen?" Ich sah sie an: „Ich war draußen, Mama . . . ich habe keine Ruhe gehabt." — „Und warum, Clemens, was verstört dich denn?" — „Ich weiß es nicht." — „Ich weiß es," erwiderte sie. „Es ist übrigens gut, daß du gekommen bist; wir wollen einmal miteinander ausführlich sprechen." Ich trat näher, da kam sie auf mich zu, zog mich zur Ottomane, setzte sich und nötigte mich sanft, neben ihr Platz zu nehmen. Dann sagte sie: „Sieh, Clemens — ich weiß nicht, wie ich mit dir darüber sprechen soll. Du bist so jung. Wenn ich auch von den Dingen, die du als deine Geheimnisse wähnst, mehr Kenntnis habe, als du ahnst —: ich will sie nicht berühren und sie dir lassen, damit du selbst siehst, wie sie zu überwinden sind. Aber in Dingen, die mich angehen, wirst du dich schon nach meinem Willen richten müssen. Das siehst du doch ein, nicht wahr?" Ich gab dies — nun fester und freier geworden — ruhig zu und forderte sie auf, es zu erklären. — „Es kommt nicht darauf an, zu erklären", sagte sie. „Du wirst von mir das nicht verlangen, was ich aus Rücksicht gegen dich bisher zu erwähnen vermieden habe. Ich habe dir nichts weiter zu sagen als eine Bitte, und da ich meines Wissens noch keine an dich gestellt habe, so wirst du, denke ich, diese erste und hoffentlich einzige vielleicht erfüllen. Es ist", setzte sie leiser hinzu, da ich stumm geblieben war und vor mich hinstarrte, „es ist, daß ich dich bitte, Clemens, herzlich bitte, den Verkehr mit der Familie Graf abzubrechen." — „Von Grund aus abzubrechen? Plötzlich?" — „Ja, von Grund aus. — Du kannst mit dem Mädchen ja noch einige Male beisammen sein, aber du mußt mir versprechen, ihrem Vater — — nein, du mußt mir versprechen, mit der ganzen Familie von Grund aus und plötzlich abzubrechen." — „Warum? Ich muß doch wissen, warum?" fragte ich, und meine Stimme drohte sehr, in ihren früheren Ton zu verfallen. Ich war aufgestanden und ging in schnellen Schritten auf und ab, den Blick zu Boden gesenkt, die Wangen heiß, mit hämmernden Pulsen. „Warum?" stieß ich immer wieder hervor. „Es muß doch eine Ursache sein! Es muß doch einen Grund geben, weshalb ich die Leute so vor den Kopf stoßen soll. Das ist ein ganz unmögliches Verlangen! Ich kann das nicht. — Ich kann es nicht, beim besten Willen nicht, Mama!" — „Beim besten Willen?" fragte sie und lächelte. — Ich ward heftig: „Wenn du mir den Grund sagen könntest! Aber so! — Nein!" sagte ich dann entschieden, „ich tue es nicht! Es wäre ganz ungeheuerlich! Menschen, die sich so lieb gegen mich erzeigt haben! Ich tue es nicht, Mama.

Das darfst du nicht von mir verlangen." Mit diesen Worten griff ich zur Klinke, wandte mich aber um, nach meiner Mutter hin, die blaß stand und mit sich zu kämpfen schien. Endlich sagte sie tonlos: „Du zwingst mich dazu, Clemens." Ich fühlte einen Schmerz, wie wenn ein Dolch von Eis durch meine Brust gegangen wäre; mit beiden Händen wehrte ich ab, sprechen konnte ich nicht. Eine Stille kam, die ich nie im Leben vergessen werde. Dann fielen die Worte meiner Mutter schwer und kalt wie Eisstücke: „Ich war nämlich früher mit Herrn Graf verlobt."

Mir sprangen bunte Lichter wirr vor den Blick, eine große Finsternis schlich sich von oben herab über die Wände ins Zimmer und fing sie ein. Es war, als wüßte ich nicht mehr zu sprechen. Ich muß sehr hilflos und flehend ausgesehen haben, denn meine Mutter ging auf mich zu — ich fühlte deutlich, wie sie durch die Dunkelheit kam. Sie nahm meinen Kopf in ihre Hände und streichelte meine Wangen. Doch ich war aus Stein; hätte ich ein Glied gerührt —: es wäre nicht anders gewesen, als wenn man es mir abgeschlagen hätte. Ich wunderte mich über meine Mutter, wunderte mich noch, als ich ihre Wange an der meinen fühlte und ihre warmen Tränen über mein Gesicht rieselten. Sollte ich vielleicht selbst geweint haben? O nein: geweint habe ich nicht, ich habe ganz ruhig aufgesehen und um mich geschaut, etwas niedergekämpft in mir und den Arm sacht um meiner Mutter Nacken gelegt. Und gesprochen auch, wie? Ja: auch gesprochen. Aber ich weiß nicht mehr, was. Liebe, gute, tröstende Worte ohne Sinn, die man Kindern vorzusprechen pflegt, wenn sie sich anschicken, zu weinen. Dann hab' ich ihr fest die Hand gepreßt und bin aus dem Zimmer gegangen, in den Garten hinaus, aus dem Tor, auf die Straße, immer weiter mit dem schmalen Wasser, in das der Mond gefallen war. Darüber dachte ich lange nach: wie wohl der Mond ins Wasser gekommen sein mochte, aber als ich im Walde war — weiß der Himmel, wie ich hinkam! — überfiel mich meine alte Furcht vor dem Dunkel. Ich kehrte hastig um und ging schnell, mit einem heimlichen Grauen vor meinem eigenen Schatten, den Weg zurück. Die Wolken waren hell und hatten wunderliche Gestalten; eine glich einem grauen schlottrigen Pferd, und auf ihr ritt ein Bogenschütz, gerade über mir, und lachte und schoß, und ein Stern sauste an mir vorbei ins Gras. Da schrie ich auf, hielt mir die Augen zu und blieb hilflos stehen. Im nächsten Augenblick aber schien es mir: einer rühre mich von rückwärts an — da brach mir der Schweiß aus den Poren, und ich lief nach Hause wie besessen. Als ich ankam, hatten sich die Wolken verzogen, und zahlreiche Sterne hingen zitternd am blauen Himmel, durch

den sich der weiße Schimmer der Milchstraße kühl hinzog. Und ich lag wach in der Nacht, lange, und zählte die Sterne, bis sie, einer nach dem andern, auf mein Bett fielen, da war mein Bett voll Sterne und schien zu schweben und ich mit ihm in den Schlaf hinein.

Mit Elvira kam ich nun zwei Tage lang in der Tat nicht zusammen. Aber der dritte, ein Regentag, brachte mir Schuld und Verhängnis. Wie dies geschah, soll auf diesen Blättern treulich berichtet sein.

Ich hatte einen Brief zur Post zu tragen, das bedeutete soviel als eine Wanderung in das nächste Dorf anzutreten, da das unsere kein eigenes Postamt besaß. Diese Postgänge besorgte ich mit großer Vorliebe, denn der Weg führte längs des Waldes dahin, war reich an wechselnden Landschaftsbildern und bot mit vereinzelten Bänken unter schattenden Bäumen angenehme Rast. Auch traf man allerlei Bekannte, und es gab überraschte und freundliche Gespräche. Nun kam es, daß ich, unter meinem Schirm langsam dem Dorf zuschreitend, einem Mädchen begegnete, das, hastig, die Kapuze des Mantels um den Kopf geschlagen, die Straße hinabeilte. Es war Elvira. „Ah," rief sie aus, als sie mich erblickte, „welch ein Glück Sie zu treffen, Clemens! Der Regen war schon nahe daran, mich aufzulösen!" und lachend griff sie mit den regennassen Händen nach den meinen, entwand ihnen den Schirm, wirbelte ihn über meinem Kopf, daß die Tropfen wirr über unsere Gesichter sprühten, lachte und redete allerlei unsinniges Zeug. Ich stand und wußte nicht, was ich beginnen sollte, ungeahnt süße Sehnsucht zog mich langsam zu ihr hin, aber ich fühlte, daß der Weg über einen Schmerz gehen mußte. Einen Augenblick zögerte ich, dann sagte ich, zu Boden blickend: „Ich muß zur Post. Wenn Sie meinen Schirm haben wollen — — — ?" Hier stockte ich. „Was? Was muß ich dann tun?" fragte sie rasch. „Vielleicht, wie Hüon von Bordeaux dem Bürgermeister vier Backenzähne und ein Büschel von seinem struppigen Bart abverlangen?!" „Nein", versetzte ich, ohne zu lachen und dann ganz leise: „Sie müssen mich begleiten." — „Was zwar nicht ganz so schön ist," gab sie zurück und hängte sich in mich ein, „damit wir beide geschützt seien", wie sie sagte, um sich zu rechtfertigen. „Ja, damit wir beide geschützt sind", wiederholte ich tonlos und spürte ein falsches Lächeln auf den Lippen, aber im selben Augenblick sank ein Schleier vor meinem innern Schauen, als stünde mein Schicksal auf und legte die Hände still an mein Leben.

Wir gingen bei strömendem Regen dahin und sprachen alle seligen Torheiten. Könnte ich sie hier wieder erklingen lassen, aus den Treibhäusern der

Erinnerung heraufholen! Aber es stünde gereifter Erkenntnis schlecht an, wie einem Herbst, der fruchttragende Bäume zum zweitenmal blühen ließe. Genug, wenn ich gestehe: ich weiß keinen Tag meines Lebens, den ich lieber hätte und den ich glücklicher nennen könnte. Aber den Traum will ich erzählen, der mir die Nacht darauf kam, und in dem vielleicht mehr liegen mag als in den verworrenen Gesprächen, in denen wir unsere jungen Wünsche durch Schleier leuchten ließen.

Mir träumte: ich wäre ein Bettelknabe und übernachtete im Garten vor dem königlichen Schloß, hart am Teich, auf dem drei Schwäne immer im gleichen Kreise schwammen, und ich hatte den Ausblick auf die Stufen, die zum Palast hinaufführten, und die aus Marmor waren und schimmerten, weil die Sterne darauf schienen. Wie ich nun so lange auf die silbernen Stufen hinstarrte, kam plötzlich ein Dunkel, das das ganze Schloß verschlang. Und dann fühlte ich: es war ein warmes Dunkel, ein körperhaftes, und dann fühlte ich Hände, die sich um meine Augen schlossen, daß sie erblindeten. Ich dachte: Warte nur. Werden die Hände sich lösen, werde ich wieder die lichten Stufen erblicken. Da lösten sich die Hände langsam von meinem Gesicht, doch die Finsternis blieb und wollte nicht weichen — da erschrak ich: denn nun wußte ich, daß ich blind war. Und als nach langem, geduldigem Harren kein Lichtstrahl in die Nacht drang, begann ich zu weinen und zu rufen. Da flüsterte eine Stimme hinter mir: „Warum weinst du?" und ich schrie und schluchzte: „Hilf mir: ich bin blind." — „Bist du blind?" flüsterte die Stimme, „so geh' zum Teich und netze dir die Augen mit dem Wasser." Ich tat, wie mir geheißen war, netzte die Augen, aber die Blindheit wich nicht von mir. Da lag ich denn in großer Verzweiflung und weinte und flehte, und es geschah ein Wunderbares, daß mir das Herz zu läuten begann. Eine Frau beugte sich sanft über mich und sprach: „Deine Hände sind nicht heilig genug für das Wasser. Siehe: ich tauche die meinen ein und lege sie über deine Augen." Da sprang das Dunkel auf wie ein Tor, und ich ward sehend, und die Stufen lagen weiß vor mir. Auf der obersten Stufe aber stand eine schlanke Frau und wehte mir mit lichtem Schleier zu. Der ging ich langsam entgegen, und sie stieg die Stufen hinab, und es war eine überaus erleuchtete Nacht. Vor dem hohen Portal aber ergriff sie meinen Arm, und wir gingen ganz leise in eine dunkle Allee, die endlos war, immer weiter und weiter, bis wir in eine Ebene kamen. Und ich wußte: ich liebte die Frau, und ich wußte: daß sie es war, die mich sehend gemacht hatte. Da umschlang ich sie und drückte sie an mich, und mein Mund preßte sich an den ihren, und wir verloren Himmel und Ebene, und es geschah,

daß wir beide zu lauter Seele wurden und auf unerhörte, von mir nie begriffene Weise in die Harmonie der Sphären hinüberklangen . . .

Dies war der Traum. Aber das Schicksal verkündet sich nicht in Träumen. Es zwang uns zueinander, um uns voneinander zu reißen, denn es will das größere Glück um größeren Leides willen. Warum soll ich's lange darstellen und Gefühle wieder aus der Schattenwelt ans Licht rufen? Die Tage gehörten wieder uns, und wir gehörten den Tagen. Aber nicht allzuvielen. An einem schon herbstlich anklingenden Abend traf uns meine Mutter unversehens im Wald. Sie sprach darüber zu mir mit keinem Wort, sie war gegen mich dieselbe wie früher, und ich kann nur fernher vermuten, wie ihre Gedanken gegen mich gewesen sein mochten. Ich selbst hütete mich wohl, mit ihr darüber zu sprechen, teils aus Scham, teils aus Furcht. Das einzige, was ich als Folge dieser unverhofften Begegnung erfuhr, nur zu früh erfuhr, war auch das ärgste: unsere vorzeitige Abreise nach Wien. Am nächsten Tage erklärte mir meine Mutter, der Vater wünsche unsere Anwesenheit in der Stadt, da in unserer Familie Wichtiges vorginge und zu besprechen sei. Es sollte noch in dieser Nacht fortgefahren werden, und ich müßte beim Packen helfen und zugegen sein. So kam es, daß ich von Elvira nicht Abschied nehmen konnte. An demselben Abend aber erhielt ich von Camillo einen Brief, worin in hastiger Schrift zu lesen war, daß er es gewagt hatte, eines jener Mädchen zu besuchen, die unsere Gespräche so erregt und lebhaft machten, und zwar in der Gasse, durch die ich damals mit so feigem Herzen gegangen war.

Sechstes Kapitel.

Nun kam eine dunkle, einsame und wehe Zeit. Die Schule begann, und ich vertiefte mich mit den besten Kräften in Vergil und Demosthenes, Trigonometrie und Mechanik, um der im nächsten Jahre drohenden Maturitätsprüfung einigermaßen gerüstet zu begegnen. An Camillo schloß ich mich anfangs lebhaft an, doch entfernten wir uns nach und nach voneinander, sei es, daß ihn mein beharrliches Schweigen verstimmte, sei es, daß sein im Grund zu Heiterkeit geneigter Sinn meiner ernsten Art nicht froh werden konnte. So kam es bald, daß ich wieder in Einsamkeit war. Wie sehr ich mich aber auch bestrebte, mich über meine Sehnsucht emporzuheben, so zog mich doch ein Bleiernschweres immer wieder herab, bis ich schließlich, dumpfer Ergebung verfallend, nichts mehr wünschte — als: die Welt und mich zu vergessen.

Damals war es nun, daß ich mehr Gedichte schrieb als je, schmerzliche,

traumhaft anklingende Verse, die ich später — in einer Winternacht — verbrannte, um dieser großen Zeit entrinnen zu können, wie ich in meiner Torheit gewähnt hatte. Spät erst erkannte ich: all mein Leben bis auf den heutigen Tag steht im Zeichen jenes Sommers, und wenn die Kette schmerzlicher Schicksale und Erfahrungen in der Zukunft um viele Glieder reicher ward, so war es deshalb, weil mir kein anderer Name lebendiger war als der Elviras und weil keine Sehnsucht tiefer, heimlicher, edler und sammelnder war als die nach jenem sonderbaren, einzig schönen Wesen, das mir doch nur Erinnerung blieb und Traum.

In dieser Zeit nun warf ich mich mit gewollter und künstlicher Leidenschaft auf die Lösung jener erschütternden Rätsel, von denen ich mich verfolgt und umstellt sah und vor denen es keinen anderen Ausweg gab: als standzuhalten und die Stirn zu bieten. Ich begann damit, meine Angst vor dem Finstern zu bekämpfen, und wagte mich an wolkigen Herbstabenden allein in die Wälder. Zwar gelang es meinem Willen, mich an ein ruhiges Wandern zu gewöhnen, allein die Nächte waren von aufregenden und abenteuerlichen Träumen erfüllt, die mich oft aus dem Schlaf stöhnen ließen, so daß meine Mutter manchmal erwachte und an mein Bett kam. Diese Stunden werde ich nie vergessen: ich, im Bett aufsitzend, mühsam nach Atem und Ruhe ringend, indes die Hand meiner Mutter, meine Stirn kühlend, mich zu mir selber zurückführte, bis ich ihren besorgt-milden Blick wieder als schützende Gabe zu empfangen vermochte. So ward mir meine Mutter nach und nach der einzige Halt, an den ich mich lehnen durfte, wenn der dunklen Feinde gar zu viele mich umzingelten und die leidvollen Stimmen in meiner Brust zu flehend nach Ergebung riefen.

Wie nun so die Liebe zu jener Frau in mir wuchs und wuchs und viele Stunden fast glücklich werden ließ, ergriff mich oft ein furchtsamer Zweifel an mir, und ich gedachte in meinem fortwährenden Grübeln, wie ich an jene verborgene Gewalt, der mein Leben untertan zu sein schien, das meiner Mutter verloren hatte. Ich grübelte mich in so ungeheures Schuldbewußtsein hinein, daß ich keine Rettung mehr für mich fand. In leichtsinniger, nie zu vergebender Art hatte ich das Leben meiner Mutter um einer Begegnung mit Elvira willen der Hand des Todes anvertraut, und nun zitterte ich vor der Stunde, da er die Splitter meines Versprechens aus dem Dunkel hervorholen mußte. Ich verbrachte die Nächte oft lange schlaflos oder in ungeheuer überstürzten Träumen. So kam es, daß ich gefährlich krank ward und im Fieber irr

sprach. Zwei solcher Phantasiebilder hab' ich bis heute nicht vergessen, und so will ich sie denn, so gut ich es vermag, auf diesen Blättern zu neuem, friedlicherem Leben auferwecken.

So war das erste: ich stand in einer mondhellen Nacht vor einem hohen, runden Turm, an dessen Zinne eine Frau im weißen Gewand stand, die mir mit einem lichten Schleier lebhaft zuwinkte, so daß mich Lust ergriff, zu ihr zu gelangen. Wie ich nun so voll Begehren zu ihr aufsah, nichts sehnlicher wünschend als: durch die Kraft des Mondes gehalten, einem Schlafwandler gleich, an der Mauer des Turmes hinansteigen zu können, erblickte ich plötzlich eine Strickleiter vom Turm hängen; es war jedoch an Stelle des Holzes düster aufleuchtender Amethyst. Sogleich stieg ich die seidenen Sprossen empor, mit einer verwunderlichen Hast und Kühnheit, und bald konnten meine Hände die Wolken berühren und streicheln, die lebende Wesen waren und mir freundlich gesinnt zu sein schienen. Das Bild jener Frau aber verwandelte sich immer mehr zu dem Elviras, und diese selige Erkenntnis erhöhte meine Kraft und meinen — mir unbegreiflichen — Mut. Endlich, als mir noch fünf oder sechs Sprossen zu meinem Ziele fehlten, — bemerkte ich mit Entsetzen, daß die Leiter nicht an der Zinne befestigt war, sondern tiefer hing, so daß meinem raschen Steigen ein frühes Ende gesetzt war. Da streckte ich, in vermessener Sehnsucht, die Hände aus, um, springend, die Zinne zu erfassen und mich hinaufzuschwingen — doch ich verfehlte den Augenblick, und in blitzhafter Erkenntnis des sicheren Todes laut aufschreiend, stürzte ich in eine unermeßliche schwarze Tiefe. Aber sonderbar: ich verlor das Bewußtsein nicht, und im Stürzen blieb mein Blick auf Elviras Gesicht gerichtet, bis es so klein war wie ein Stern. Dann erwachte ich.

Das zweite Gesicht, dessen ich mich entsinne, war ähnlicher Art, vielleicht noch tiefer und ergreifender zu nennen. Ich ging durch einen dichten Wald, aufmerksam und langsamen Schrittes, denn ich hatte für einen mächtigen König den Edelstein Himeros zu suchen, der eine wunderbare blaue Farbe besitzen sollte. Wie ich so ging, ward es plötzlich Nacht, und da mich meine alte Furcht vor der Finsternis wieder zu ergreifen drohte, so verdoppelte ich meinen Schritt und strebte in Eile, die Lichtung zu gewinnen. Da merkte ich nun, wie eine dunkle Gestalt in der Krone eines Baumes schwankte und in schleichender, vorsichtiger Art sich über die Äste zum Stamm schwang, an dem sie sich so herabließ, indem sie den Oberkörper nahe an die Kniee brachte und diese dann hinunter-

schnellte. Diese dunkle Gestalt, die ich bald als den Tod erkannte, rief mich nach einiger Zeit mit gedämpfter Stimme an, und da ich mich nicht umwandte, sondern einer womöglich noch größeren Eile befliß, so lief sie mir nach, überholte mich weit und trat mir dann entgegen, einen Pfeil an den gespannten Bogen gelegt. Die Spitze des Pfeiles schimmerte blau, und ein heimliches Stimmchen raunte mir den Namen Himeros zu, des Edelsteins, den zu suchen ich ausgezogen war. Ich wich zurück, meinen Blick flehend in den des Todes gesenkt, der unbeweglich stand, mit ruhiger Hand auf mich zielend. Kurz darnach drang mir das Geschoß ins Herz, und ich sank ins Gras, von meinem Blut überströmt, das einem Bach glich, in den ich gesunken zu sein schien. Ein Engel trat auf mich zu, hob mich empor und schwebte mit mir in den Himmel hinein; den Stein Himeros aber hielt er in der Hand, und so kamen wir zu Elviras Haus. Darin war es Abend; die Lampe stand auf dem Tisch, an dem Elvira allein saß und schrieb. Das Fenster stand offen: da ließ der Engel den Edelstein ins Zimmer fallen, und siehe da: ein Schein lohte um Elviras Haupt, und sie erhob sich mit derselben Gebärde, mit der in alten Bildern die Jungfrau Maria die Botschaft Gabriels entgegennimmt. Wie sie aber meiner ansichtig ward, ging ein Lächeln über ihr Gesicht und hatte so tiefe und geheime Kraft, daß ich fühlte, wie mir das Leben langsam in die Adern und ins Herz strömte und meine Sprache zu klingen begann. Da trug mich der Engel auf die Erde sachte hinab und legte mich an dieselbe Waldstelle, wo er mich verließ. Ich aber, wieder zu mir gekommen, entsann mich des Auftrags, den Stein Himeros zu suchen, und so begann das gleiche Spiel von neuem, bis ich, von Anstrengung und Sehnsucht überwältigt, den Traum durchbrach und zum wachen Leben zurückkehrte.

Um diese Zeit war es auch, daß ich wachen Auges den Tod zu sehen vermeinte, und es will mir auch heute keine Täuschung scheinen, obwohl es nahe läge, daran zu denken, daß die Sinne Kranker sich bis zum Äußersten verfeinern und Bewegungen des Lichtes und der Luft so zu schauen imstande sind, als wäre in ihnen irgend ein bewußter Wille. Zwar versuchte man, mir mein Erlebnis mit jener finsteren Gewalt als einen Traum oder ein Bild des Fiebers zu erklären, doch scheint es mir heute eines der zahlreichen Geschehnisse gewesen zu sein, in denen Überirdische den unsichtbaren Kreis durchdringen, der uns von ihnen scheidet und vielleicht nicht weniger verbirgt als sie. So daß — wie ich meine — ihre ganze Überlegenheit einzig in dem besteht: im fremden Kreis zu atmen, während wir darin erlöschen müssen. Ich entsinne mich einer

Erscheinung von außerordentlich mildem Blick, die langsam an mein Bett geschritten kam. Und da ich, von Angst namenlos ergriffen, die Hände flehend faltete, lächelte der Fremdling und schien einiges zu sprechen; doch ich vernahm keinen Klang. Dann sah er sich im Zimmer um, betrachtete jeden der Anwesenden mit bedeutendem Ausdruck und entfernte sich durch eine verborgene Tür ebenso rätselhaft, als er gekommen war. Ich aber fühlte mein Herz freier schlagen und eine Kühle über meinen Körper gleiten, und wie ich aufsah, fing ich das Lächeln meiner Mutter ein, die am Fußende des Bettes saß und mich still anblickte. Da wußte ich, daß ich gerettet war, und nachdem ich, um mich des Lebens zu vergewissern, meine Hände betastet und laut einige Worte gesprochen hatte, breitete ich die Arme aus, und meine Mutter stand auf, mich zu küssen. Auch meine Schwestern kamen, ein wenig zagend, herbei, und Angelika legte mir einen Brief auf die Decke. Der war aber gar nicht an mich gerichtet, sondern an sie, und ich wunderte mich, weshalb ich ihn lesen sollte. Da merkte ich, daß das Kuvert offen war, und sah erstaunt: Maria von der Stadt verlangte Nachricht über mein Befinden. Wie ich dies las, umhüllte mich ein wohliges Gefühl, und ich reichte den Brief lächelnd Angelika, die ihrerseits auch vor sich hinlächelte, in der ihr eigenen heimlichen Art. Doch im selben Augenblick gedachte ich Elviras, und über die friedliche Landschaft jener fernen Knabenzeit ging ein großer und heißer Strom, der mich wieder leicht ins Fiebern brachte.

Aber das Leben ließ mich nicht, und so konnte es geschehen, daß ich mich nach und nach vom Schattenreich entfernte, immer lichtern Himmel über mir empfindend, bis endlich alles in mir gelöst aufatmete und sich frei fand. Und ich hatte immer das eine Gefühl, das ich am liebsten „jugendlich" nennen möchte: die ganze Welt war weit und hell, und der, den sie umschloß, wünschte nichts mehr, als ein Wanderer zu sein und alles Flutende in sich eindringen zu lassen, groß, feierlich und von festlicher Heiterkeit leicht.

Da sammelte sich das Schicksal im Verborgenen uud spannte sich zu ungeheurer Tat. Fast zur selben Zeit, als ich mich einen Genesenden heißen durfte, ergriff eine plötzliche Krankheit meine Mutter und zwang sie in kurzem dort hinab, woher ich mich eben mühsam emporgerungen hatte.

Es begann wie immer: eines Abends klagte sie, daß sie sich nicht wohl fühle. Sie sah ein wenig blasser aus als sonst, und ihre Stimme klang fremd: so leise. In unserer Familie war es nun seit jeher so, daß,

sobald einer krank wurde, ihm jeder von den Gesunden zu helfen trachtete und dem Kranken soviel Liebes erzeigt wurde, daß er — fast glaube ich es — davon am ehesten genesen mußte. In dem Augenblicke nun, da unsere Mutter über ihr Unwohlsein klagte, schien es, als wären alle mit einem Male schweigsam geworden. Wir sahen uns gegenseitig an und fühlten, daß jeden die gleiche Furcht ergriffen hatte. Der Vater war der erste, der zu sprechen begann, und seiner eindringlichen Überredungskunst gelang es, die Mutter zu bewegen, zu Bette zu gehen. Sie ging, uns allen ein fröhliches Gutenacht zurufend. Noch in derselben Nacht aber brach das Fieber aus. Ich wurde geschickt, zum nächsten Arzt zu eilen.

Indes ich nun die Stiegen hinabstürmte, heiß, verschlafen, von Ahnungen und Befürchtungen wie gehetzt, fiel mir plötzlich der vorige Sommer und Elvira ein, und einen Augenblick war es mir, als wäre um mich die undurchdringlichste Finsternis. Dann schüttelte ich die wirren hintaumelnden Gedanken mit einer jähen Willensregung ab, just als der Hausbesorger mit dem Licht kam, um aufzusperren. Auf der Straße schlug mir ein kühler Hauch entgegen, und ich hatte ein Gefühl der Weite und des Verströmens. Der Arzt wohnte im nächsten Hause. Ich schellte. Das wandernde Licht vom Gang kam näher, endlich stand es irgendwo, und nach wenigen Minuten wurde mir auch dieses Tor geöffnet. Ich lief die Treppen hinauf und — daran erinnere ich mich gut: ich mußte lange warten, ehe mir geöffnet wurde. Der Doktor war zufällig noch wach, und als wir zusammen hinabstiegen, befragte er mich über allerlei, ließ mich die Krankheit beschreiben, und ich antwortete ruhig und wunderte mich darüber.

Während der Untersuchung verließen alle mit Ausnahme Angelikas das Krankenzimmer. Renate stand am Fenster, der Vater ging nervös auf und ab. Ich saß auf dem Sofa, Gedanken hingegeben, die aus einer großen Ferne kamen. Lang Vergessenes stieg in meiner Erinnerung auf, ich sah einen Teich, einen Kahn, ein Mädchen, nach dem ich plötzlich ein überströmendes Begehren empfand. Dann sah ich meine Mutter an meinem Krankenbett sitzen, meine Hand in der ihren haltend. Wann ich wohl meine Hand so in der ihren hatte ruhen lassen? Ich wußte: wann — und dann hätte ich fast aufgeschrieen. Damals als sie mir das Versprechen abgezwungen hatte. Versprechen? War es bloß ein Versprechen? Und ich erinnerte mich mit großer Deutlichkeit, wie ich ihr Leben, das sie mir als Pfand und Geisel anvertraut hatte, achtlos von

mir geworfen, erinnerte mich und sah mich den Weg zur Villa eilen. Da ergriff es mich wie eine eiserne Hand und schüttelte mich. Am liebsten hätte ich laut aufgeschluchzt. Doch da ging die Tür auf, und der Doktor kam.

Mein Vater schritt ihm hastig entgegen, mit fragendem, unendlich besorgtem Blick. Er sagte: es sei eine nicht ungefährliche Krankheit, die höchste Schonung erfordere. Doch sei kein Grund zu Besorgnissen gegeben. Dann erteilte er dem Vater einige Maßregeln, schärfte ihm dies und jenes ein, ab und zu einen Scherz dazwischen werfend, der ihm jedoch nie ganz gelang. Mein Vater geleitete ihn bis zur Tür, während ich und Renate zu unserer Mutter gingen.

In dieser Nacht blieben wir alle wach. Ich saß in meinem Zimmer beim Fenster und sah, wie in den Nachbarswohnungen Lampe auf Lampe gelöscht wurde. Der Himmel war von vielen Sternen licht und hatte etwas Überwältigendes in seiner allumfassenden und ruhevollen Weite. Oft beugte ich den Kopf weit vor, um den Hauch an Stirn und Wangen zu fühlen, der so kühl und köstlich ist. Aber diesmal wollte mich nichts befreien: unendlichen, schweren Gewichts drückte die ungeheure Last auf mir, die ich als Schuld empfand, und da ich — aus Furcht, meine Mutter zu wecken, — nicht wie sonst im Zimmer auf und abgehen konnte, lastete die Qual immer schwerer und hielt mich mit verborgener unsichtbarer Kraft nieder. Als mein eigener Ankläger stand ich auf und wuchs an der Wucht der vernichtend großen Gründe, die meine nie geahnte Schuld waren, unter der ich nie wieder frei das Haupt erheben sollte. Immer wieder forschte und fragte ich mich, was ich mit dem angetrauten Pfunde begonnen hatte, so überzeugt war ich, daß ich an dem Tod meiner Mutter erste und einzige Schuld trug.

Plötzlich schnellte ein heller Entschluß in mir empor, und es schien einen Augenblick, als ob ein Größeres in mir den Tod überwunden hätte. Langsam richtete ich mich daran auf: Sollte es viel, viel Liebe nicht gelingen, über die finstere Gewalt Sieg davonzutragen? Tag für Tag, ja auch die Nächte, wollte ich am Bett meiner Mutter wach sein, sie pflegen und betreuen, ihr alle Liebe erzeigen, deren sie — ach, wie sehr! — seit langem bedurfte. Ich würde nicht weichen, bis ich sie langsam von den Schatten, denen sie verfallen schien, zurückerobert hätte, ohne Gesang wie Orpheus, doch wie Herakles durch die Kraft. Alles in mir rief nach Kampf und Tat, brannte darnach, dem Schicksal und seinem schweigenden Boten standhaltend, unmöglich scheinendes Werk zu vollbringen. So voll Liebe war ich und wunderbar: so un-

versiegbar schien ich an Liebe, daß es der Schiffe vieler Worte bedurfte, um die große Fracht vom Ufer der einen Seele zum Ufer der anderen sicher hinüberzubringen.

Und wie war nur dies alles? Seh ich mich noch abends die Lampe entzünden, dann einen Stuhl zum Bett meiner Mutter rücken und aus der Zeitung vorlesen, mit lauten und deutlichen Worten, die in dem großen Zimmer wunderlich aufklangen? Seh ich mich noch mit leisem zagendem Ton Märchen und Geschichten in die Dämmerung sprechen, die spärliche Gegenrede sehnlich auffangend wie ein Kostbares? O dunkle, traurige Abende, — ganz allein saß ich im Zimmer, das der sonderbare Krankengeruch gleichsam mit Ehrfurcht erfüllte; an nichts anderes dachte ich als an den nächsten Wunsch, den das dünne Stimmchen vom Kissen her mühselig zu mir gelangen lassen würde. O, wie ich danach begehrte, etwas zu tun! Wie glücklich ich war, wenn ich einmal die Pflichten meiner Schwestern übernehmen durfte und einen Umschlag um die Stirne behutsam hinbreitete, lächelnden, schwachen Dank als Lohn empfangend. Aber es scheint: ich fürchte mich, das Letzte zu berichten — so werde auch diese Brücke überschritten!

Fortsetzung im nächsten Heft

Hans Bethge:
Die Mädchen von Granáda

Die Mädchen von Granáda sind wie weiche,
Nachtdunkle Rosen, die in wunderbaren,
Versteckten Gärten ihren Duft bewahren.

Die Mädchen von Granáda lächeln nie.
Nur wenn die Sterne in den Frühlingsnächten
Silbernen Schein um ihre Locken flechten:

Dann tritt in ihre Augen ein Versöhnen,
Sie schreiten durch die Felder, Hand in Hand,

Und ihre Lippen träumen von dem schönen
Verrauschten Glanz in ihrem Heimatland.

Maurice von Komorowicz: Bilder aus Madeira und Teneriffa

. . . Es war kaum 6 Uhr früh, als wir auf der Reede von Funchal ankamen. Das Wetter war kühl und neblig, ein rauher Wind pfiff durch die Masten; vor uns lag ein gewaltiges Bergmassiv, dessen Gipfel in finstere Wolken gehüllt waren.

Allmählich wurde es heller, die Sonne ging auf. Das nahe Land erglänzte in goldnem Schimmer. Wir sahen eine üppige Fülle von Blumengärten, dunkle Palmen, und über allem einen reinen, blauen Himmel, der weit am Horizont mit dem schäumenden Meere zusammenfloß.

Unser Schiff war bald von kleinen Booten umringt, deren Insassen Obst und Nahrungsmittel zum Kauf anboten. Gegen 10 Uhr verließen wir den Dampfer und gingen ans Land. Es war schön und klar; die Sonne brannte ziemlich heiß hernieder, und die umgebende Landschaft bot einen köstlichen Gegensatz zu dem in Europa zurückgelassenen Bilde.

Wir verließen den schmutzigen Hafen und schritten am Kai entlang, an dessen rechter Seite eine hohe Felswand steil emporstieg. An ihrem Abhang hatten sich grüne Agaven und Kakteen eingenistet, und oben hingen bunte Gärten, deren Pracht das Auge entzückte.

Der Weg wurde allmählich steiler und führte zwischen Häuserreihen hindurch; von ihren hohen Mauern hingen bunte Blumen herab. Hier und da lugte der Wipfel einer Palme, einer Araukarie oder einer Dracene hervor; alles machte einen geheimnisvollen, romantischen Eindruck und erinnerte uns an altspanische Erzählungen, wo in verschwiegenen Palästen anmutige Jungfrauen weltabgeschieden schmachten.

Weiter ging es. Eine Brücke führte über tiefe Schluchten. Weißschäumende Meereswogen zerschellten links an schwarzen Lavaklippen, rechts öffnete sich eine Aussicht weit in das blaue Gebirge hinein. Der Boden der Schlucht war mit tropischen Gewächsen bedeckt; an einer Quelle wuchs eine Gruppe von prächtigen Phönixpalmen, ein Streifen grüner Bananen führte den steilen Abhang hinunter.

Es ist schwer zu sagen, was auf Madeira das schönste ist: der Garten am Palasthotel, der auf dem Felsenplateau hoch über dem Meere thront, die blumengeschmückten Straßen der Stadt, der Weg nach Camara de

Lobos, wo grünende Bananen und Zuckerrohrfelder sich am Meere entlang ziehen, das wild zerrissene Gebirge des Innern, oder die Wälder auf dem Monte.

Nach dem gräßlichen nordeuropäischen Winter schien uns diese Blumeninsel ein wahres Paradies zu sein. Stundenlang ruhten wir in warmen Sonnenstrahlen und weideten unser Auge an der reichen Farbenpracht ringsum; oder wir ließen nachmittags Pferde satteln und ritten ins Gebirge, wo die tropische Pflanzenfülle einer ernsten südeuropäischen Vegetation Platz macht. Hier war alles heimischer, keine Palme, keine Dracene mehr, nur dunkelgrüne, fichtenähnliche Pinienbäume, Oliven und Zypressen. Oder wir machten Spaziergänge in die Gebirgsschluchten, wo uns alles an den Schwarzwald oder Thüringen erinnerte.

Abends aber, bei Sonnenuntergang, gingen wir ans Meer, den Weg nach Camara de Lobos, und sahen die lodernde Scheibe des Tagesgestirns in die kühlen Fluten des Ozeans versinken. Langsam wandeln wir am Strande entlang; eine wunderbare Ruhe, ein stiller Frieden liegt über der Natur. Immer einsamer wird die Landstraße, die purpurne Abendröte weicht einem silbernen Zwielicht, und als der kühle Nachtwind den ersten Tau auf die Berge herniederbringt, kehren wir heim.

Dann wird es Nacht. Der Mond beleuchtet mit bleichem Licht die Palmengärten am Meere, die silberne Fährte seiner Strahlen legt sich auf die schäumenden Wogen der See. Still und ruhig ist alles in der Runde, märchenhaft schön zeichnen sich die dunklen Silhouetten der Palmen vom hellen nächtlichen Himmel, und weit unten, wo das Meer an Felsen zerschellt, leuchtet ein silberner Schaumstreifen empor. . .

* * *

Die Insel steigt von der Südküste, wo die Stadt Funchal liegt, unmittelbar bis zu einer Höhe von 1750 Meter über dem Meere, so daß alle Straßen der Stadt auf Abhängen des Berges gelegen sind. Der Hafen ist halbkreisförmig und an beiden Seiten durch vorspringende Gebirgszungen abgeschlossen; aus seinem Gewässer ragt eine befestigte Felseninsel empor, die mit dem Lande durch eine hohe, sehr breite Mauer verbunden ist.

Die eigentliche Hafenstadt bietet nicht viel, sie besteht lediglich aus engen, schmutzigen Gassen, in denen sich allerlei Gesindel herumtreibt. Nur der hübsche botanische Garten mit seinem Schwanenteich verdient Beachtung. Über dem Hafen liegen auf den Abhängen die zahlreichen

Villen, die „Quintas“, mit ihren reizenden Gärten und ihren hohen, verschlossenen Mauern, hinter denen die Wipfel der Pinien und Zypressen hervorragen. Wie lebendig gewordene Böcklinsche Gemälde grüßen sie den deutschen Fremdling.

Die untere Stadt ist mit der oberen, dem sogenannten Monte, durch eine Eisenbahn verbunden. Durch diese Höhenunterschiede ist der ganze Charakter der Insel bedingt. Je mehr man nach oben steigt, desto mehr verschwindet die tropische Vegetation: die Palmen, Dracenen und Bananen bleiben unten, und man sieht eine andere, der süditalienischen ähnliche Flora: Mandelbäume, Oliven, Lorbeerbäume, Zitronen, Orangen, Zypressen, Pinien und dergleichen. Auf dem Monte befinden sich auch die größten Grundbesitztümer und einige von prächtigen Parkanlagen umgebene Hotels, die sich aber, wie alle Hotels auf Madeira, durch schlechte Wirtschaft auszeichnen. Und weiter hinauf locken dichte Zauberwälder, die ein verstecktes Heiligtum bergen: eine Wunderkapelle der Gottesmutter.

* * *

Von Funchal ging es weiter südwärts. Ein neues Eiland stieg vor unseren Blicken auf: Teneriffa.

Auf den ersten Eindruck hält diese Insel keinen Vergleich mit Madeira aus. Keine Blumen, keine Farben, nur das eintönige Grau der Felsen. Die Berge von Santa Cruz sind niedrig und einförmig; sie haben nichts von der trotzigen Gewalt des Madeira-Massivs. Auch von dem tropischen Pflanzenwuchs Madeiras ist nichts zu finden; nur hier und da wachsen Kakteen, Agaven und einige, recht kümmerliche Palmen. Die Stadt Santa Cruz selbst bietet noch weniger als ihre Umgebung. Sie ist gewiß viel besser eingerichtet als Funchal und hat breite, saubere Straßen, aber sonst ist sie völlig uninteressant. Die einzige Abwechslung bieten Spaziergänge in die sogenannten „Barrancos“, die durch Flüsse in die Felsen gegrabenen, tiefen Schluchten, die man freilich nirgends in solcher Großartigkeit finden wird wie auf Teneriffa.

Nach einem fünftägigen Aufenthalt in Santa Cruz begaben wir uns nach dem an der nördlichen Küste gelegenen Puerto Orotava im Orotavatal, das Alexander von Humboldt mit so begeisterten Worten gepriesen hat. Es ist eine gute Landstraße von Santa Cruz über die Städte Laguna und Tacoronte dorthin angelegt worden, so daß man die ganze Reise im Wagen zurücklegen kann. Der Fahrweg allerdings entbehrt jedes exotischen Reizes, und wenn mich nicht ab und zu Palmen oder Euka-

lypten an die geographische Lage erinnert hätten, so hätte ich mich lebhaft in eine Sommerlandschaft Mitteleuropas hineindenken können. Zu beiden Seiten des Weges dehnen sich mit grünen Saaten bedeckte Felder aus, und von Zeit zu Zeit erblickt man wellenförmige Berge oder erloschene Kraterhügel. Erst gegen Abend gelangten wir in das Tal von Orotava. Und nun sind wir wieder in den Tropen. Die Kutsche rollt zwischen Eukalyptusalleen und Bananenfeldern langsam dahin, und das Auge ist entzückt, nach der dürren, pflanzenlosen Landschaft der Südküste Teneriffas die Flora des herrlichen Tals mit ihren prachtvollen, wild wachsenden Phönixpalmen zu erblicken. Die Sonne sank bereits, als wir im „Hotel Martianez" ankamen: es ist ein ehemaliger Marchesenpalast, der zwar gründlich umgebaut ist, aber noch Spuren seiner stolzen Vergangenheit zur Schau trägt.

Das Städtchen Puerto-Orotava wird in letzter Zeit von vielen Deutschen im Winter aufgesucht. Der kleine Hafenort im Norden der Insel bietet dank seiner Weltabgeschiedenheit und seinem milden, subtropischen Klima vielen Erholungsbedürftigen Ruhe und Genesung. Es gibt im Städtchen einige Hotels, darunter zwei deutsche: das Humboldt-Kurhaus, ein großes Gebäude, das inmitten eines prachtvollen Gartens auf einer Höhe gelegen ist, und das kleine Hotel Martianez, unweit vom Strande.

Orotava besitzt einen wundersamen romantischen Reiz. Da gibt es alte Villen, die, in paradiesischen Palmengärten verborgen, nachts im Mondenschein glänzen, dunkle Alleen, von schlanken Zypressen beschattete Ruinen, und eine hohe, unnahbare Felsenküste, an der der Ozean seine Kräfte in ewiger Brandung verschwendet.

Das Schönste aber ist die Villa La Paz, Alexander von Humboldts ehemaliger Wohnsitz. Sie liegt auf einem hohen Felsen über dem Meere, weit von der Stadt entfernt; ein stiller Garten umgibt das verschlossene Haus. Und so muß es sein; denn Verlassenheit und Ruhe passen zu diesem Orte.

Die dunkel beschattete Zypressenallee führt zu einer Terrasse, wo Gruppen von Palmen und Drachenbäumen hoch über dem Meere wachsen. Es liegt eine wundervolle, feierliche Stille über diesem Bilde. Die schlanken Zypressen, diese Bäume der Trauer, grüßen uns wie Wächter der Unendlichkeit. Wir schreiten die dunkle Allee entlang, und die Erhabenheit ihrer Stimmung entführt unsere Gedanken in weite, heroische Fernen. Die eitle Sorge des Tages weicht einer großen Ruhe; das Menschlich-

Alltägliche wird uns fremd. Zu unseren Füßen wälzt der Ozean majestätisch seine Fluten, und wir träumen von märchenhaften Ländern, die dahinten liegen. Und gedenken des großen Mannes, der vor Jahrzehnten an diesem Orte weilte, an Großes dachte und seine Blicke gleich uns an der gewaltigen Schönheit des Meeres weidete.

Langsam wandeln wir unter Zypressen weiter. Auf die weiße Bank der Terrasse lassen wir uns im Schatten eines prächtigen Drachenbaumes nieder. Kein Laut ist rings um uns her; keine menschliche Stimme dringt herauf, nur das Zwitschern der Vögel und das ferne Rauschen des Meeres ist zu vernehmen. Nun hören wir traurige Töne der Sehnsucht und des Verlangens auf unsichtbaren Schwingen herbeieilen. Erst unterscheidet man sie kaum, dann ertönen sie immer stärker; bis sie, lauter und lauter anschwellend, die unendlich traurige und wehmütige Symphonie der Sehnsucht in Akkorden der stillen schmerzvollen Entsagung singen, immer wieder und wieder Schmerz und Entsagung, Sehnsucht und stilles Verlangen.

Wir wähnen uns vor den Pforten des Paradieses, so wunderbar und seltsam berührt uns dieses märchenhafte Bild, das fast nichts Irdisches mehr an sich hat; das einem vor Zeiten gehörten, längst verklungenen Liede gleicht.

Stundenlang weilen wir dort in holden Träumen. Wir genießen die Ruhe des heiligen Ortes und vergessen alles Eitle unseres Alltagsdaseins. Tristan-Gedanken steigen auf: eine halbzerfallene Burgruine, einige alte Bäume, eine zerstörte Mauertreppe, an deren Stufen sich Blumen und Pflanzen eingenistet haben, und vor uns das endlose, weithin glänzende Meer. Auf dem Ruhebett liegt der zum Tode verwundete Ritter, von Isolde träumend . . . und hinter der Mauer erklingt das unendlich traurige, wehmütige Flötenlied des Hirten . . .

Unweit von La Paz befindet sich der früher so berühmte botanische Garten von Orotava, der jetzt durch die spanische Lotterwirtschaft vollkommen zugrunde gerichtet worden ist. Das sogenannte „Centrale Landwirtschaftskomitee" erhält aus der Staatskasse für den Unterhalt des Parks jährlich 20000 Peseten, wovon das allermeiste in die Taschen der Mitglieder dieser Gesellschaft fließt und kaum 100 Peseten für die Instandhaltung des Gartens verausgabt werden. Die Bäume und Pflanzen sind vernachlässigt, und den wunderbaren chinesischen Bambus, der einen richtigen kleinen Wald dort gebildet hatte, schnitt der Gärtner zum Bau einer Laube aus.

Von der spanischen Lotterwirtschaft und von dem Gleichmut und der Indolenz des Volkes ließe sich allerdings viel berichten. Die Behörden vertreten den Standpunkt, sie seien nicht dazu da, das Land zu verwalten, sondern in möglichst kurzer Zeit sich zu bereichern. Denn die Zeit ihrer Tätigkeit ist wirklich kurz; jeder Wechsel des Ministerkabinetts hat auch einen Wechsel der ganzen Beamtenschaft zur Folge. Der Gouverneur der Kanarischen Inseln sucht deshalb möglichst wenig Leute vor den Kopf zu stoßen, kümmert sich aber um die Wohlfahrt der ihm anvertrauten Provinz herzlich wenig. Seinem hohen Beispiel folgen alle Subalternbeamten, Bürgermeister, Landeshauptleute usw. Alle sind grob, faul und pflichtvergessen. Und wie in jedem unkultivierten Lande, so blüht auch dort der Fremdenhaß.

Die Bevölkerung gibt sich keine Mühe zu verstehen, daß mit den Fremden eine reiche Einnahmequelle für sie verknüpft ist; die Reisenden werden nach besten Kräften schikaniert und belästigt. Bei der Ankunft wird man einer ganz strengen Zollrevision unterworfen; es ist übrigens auch eine bekannte Tatsache, daß in jedem Lande, wo keine Gesetze herrschen, die Beamten im Erfinden von kleinlichen, törichten Schikanen und Wichtigtuereien den Fremden gegenüber unerschöpflich sind.

Als z. B. ein deutscher Geologe Jagdbüchsen und Patronen auf die Insel mitbrachte, wurde dies alles auf dem Zollamte von Santa Cruz beschlagnahmt. Auf seine Beschwerde hin antwortete der Gouverneur, er könne die Gewehre in Anbetracht des Krieges in Marokko nicht freigeben, denn es wäre möglich, daß die Waffen nach dem Kriegsschauplatz wandern und dort den Aufständigen ausgeliefert werden. Man könnte sie mit der regelmäßigen Postdampferlinie nach Rio de Oro an der afrikanischen Westküste, und von dort nach Marokko schaffen. Bedenkt man nun aber, daß die einzige vernünftige Verbindung von Teneriffa nach Marokko über das europäische Festland geht, daß aber der Weg von Rio de Oro nach Marokko beinahe über die Hälfte der Sahara hinwegführt und wegen tuaregischer Räuber, Wassermangels und anderer todbringender Gefahren unmöglich ist, so wird man die ganze Bosheit dieser Schikane begreifen.

Die Umgebung von Orotava ist reich an romantischem Reiz von zarter Anmut. Oberhalb des Puerto liegt das Städtchen Villa Orotava, das an die kleinen Ortschaften des spanischen Festlandes erinnert; in einem blütenreichen Garten befindet sich dort das Grab eines spanischen Edelmannes. Interessant ist die Vorgeschichte:

[illegible] auf Madeira

Botanischer Garten in Funchal [illegible]

Zum Aufsatz von M. [illegible]

Von der spanischen Vetternwirtschaft und von dem Gleichmut und der Indolenz des Volkes ließe sich allerdings viel berichten. Die Behörden vertreten den Standpunkt, sie seien nicht dazu da, das Land zu verwalten, sondern in möglichst kurzer Zeit sich zu bereichern. Denn die Zeit ihrer Tätigkeit ist wirklich kurz; jeder Wechsel des Ministerkabinetts hat auch einen Wechsel der ganzen Beamtenschaft zur Folge. Der Gouverneur der Kanarischen Inseln sucht deshalb möglichst wenig Leute vor den Kopf zu stoßen, kümmert sich aber um die Wohlfahrt der ihm anvertrauten Provinz herzlich wenig. Seinem hohen Beispiel folgen alle [illegible]eiterbeamten, Bürgermeister, Landeshauptleute usw. Alle sind grob [illegible] und pflichtvergessen. Und wie in jedem unkultivierten Lande, so [illegible] auch dort der Fremdenhaß.

Die Bevölkerung gibt sich keine Mühe zu verstehen, daß mit den Fremden eine reiche Einnahmequelle für sie verknüpft ist; die Reisenden werden nach besten Kräften schikaniert und belästigt. Bei der Ankunft wird man einer ganz strengen Zollrevision unterworfen; es ist übrigens auch eine bekannte Tatsache, daß in jedem Lande, wo keine Gesetze herrschen, die Beamten im Erfinden von kleinlichen, törichten Schikanen und Wichtigtuereien den Fremden gegenüber unerschöpflich sind.

Als z. B. ein deutscher Geologe Jagdbüchsen und Patronen auf die Insel mitbrachte, wurde dies alles auf dem Zollamte von Santa Cruz beschlagnahmt. Auf seine Beschwerde hin antwortete der Gouverneur, er könne die Gewehre in Anbetracht des Krieges in Marokko nicht freigeben, denn es wäre möglich, daß die Waffen nach dem Kriegsschauplatz wandern und dort den Aufständigen ausgeliefert werden. Man könnte sie mit der [illegible] Postdampferlinie nach Rio de Oro an der afrikanischen Westküste, und von dort nach Marokko schaffen. Bedenkt man nun aber, daß die einzige regelmäßige Verbindung von Teneriffa nach Marokko über das europäische Festland geht, daß aber der Weg von Rio de Oro nach Marokko beinahe über die Hälfte der Sahara hinwegführt und wegen [illegible] Räuber, Wassermangels und anderer [illegible] Gefahren unmöglich ist, so wird man die ganze Weisheit dieser [illegible] begreifen.

Die Umgebung von Orotava ist reich an romantischen Reizen und zarter Anmut. Oberhalb des Hafens liegt das Städtchen Villa [illegible], das an die [illegible] des spanischen Festlandes erinnert. [illegible] befindet sich dort das Grab eines [illegible] Edelmannes. [illegible] die Vorgeschichte.

Camara de Lobos auf Madeira

Botanischer Garten in Funchal auf Madeira

Zum Aufsatz von M. von Komorowicz

Ein junger Marquis erschoß sich aus Liebesgram, und die Kirche verweigerte der trauernden Mutter das Begräbnis in geweihter Erde. Darauf pflanzte die Marquise einen wundervollen Garten und begrub ihren Sohn unter einem prächtigen Marmordenkmal; die in Gold prangende Inschrift erzählt von der Unduldsamkeit der Kirche, die einem Toten die letzte Ehrung vorenthielt.

Landschaftlich malerisch ist die breite Straße, die Orotava mit dem Städtchen Icod verbindet. Sie führt am Meer entlang; links steigt eine phantastisch zerrissene Felsenwand in die Höhe, und rechts erstrecken sich auf Abhängen bis zum Meeresstrand grünende Bananenfelder und Palmenhaine. Von den Orten, die an dieser Landstraße liegen, ist La Rambla der schönste. Es ist ein kleines Dorf, das unterhalb eines riesigen Bananenfeldes direkt am Strande liegt und von schlanken Palmen umgeben ist.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Monate weilten wir in Orotava, und als die Stunde des Abschieds kam, packten wir eines Morgens unsere sieben Sachen wieder auf die Kutsche, die uns über die langweilige Landstraße nach St. Cruz bringen sollte.

Die grünen Bananenfelder glänzten im goldigen Sonnenschein; über den dunklen Wellen der Cumbre grüßte uns von weitem das weiße Haupt des Pic. Ich ging zum letzten Male auf La Paz und sah, wie sich zum Abschiednehmen die schlanken Wipfel der Zypressen im Winde leicht neigten, und von der Terrasse sagte ich der unendlichen Fläche des Atlantic mein Lebewohl. Es war dort still wie immer, und ich hörte wieder die traurige Weise aus „Tristan" erklingen . . . .

Ich kletterte die Felsenabhänge langsam herunter, da grüßte mich auch das gewaltige Lied der Brandung. Gierig streckten die weißen Wogen ihre Zungen nach mir, und die bläuliche Ferne des Ozeans lockte unwiderstehlich zu neuen Reisen, zu neuen Ländern . . .

Eugen Zabel:
Humor und Satire in der russischen Literatur

Schluß

Die humoristische Begabung der Russen weist in ihrer Literatur auch sanftere Töne auf, die, ohne von ihrer Wirkung zu verlieren, den Weg zum Gemüt finden und eine behagliche Stimmung bei dem Gefühl hervorrufen, daß die Welt einen freien Tummelplatz für Weise und Narren bildet, daß alle ihren Platz an der Sonne behaupten können, ohne sich gegenseitig die Ellbogen in die Seiten zu stoßen und das Leben zu verbittern. Cervantes und Sterne sind die Väter dieser Gattung, die ihre Wurzeln ebenfalls tief in den slawischen Boden gesenkt hat. Eine der schmackhaftesten Früchte dieser Art ist der Roman „Tarantáß" (1845) des Grafen Sollogúb. Was bedeutet dieser Titel? Ein wahrhaft vorsintflutliches Fuhrwerk mit einem geschlossenen Gestell in der Mitte, das auf zwei langen Stangen schwebt und in das man Koffer, Kleidungsstücke, Betten und sogar Proviant hineinstopfen kann, wenn man bei langen Fahrten durch einsame Steppengegenden angeblich „sicher, schnell und angenehm" fahren kann. In einem solchen Wagen haben zwei Gutsbesitzer Platz genommen, die von Moskau nach Kasan gelangen und darüber hinaus irgend ein abgelegenes Gut erreichen wollen. Der eine ist ein Dickwanst, der sich nur schwerfällig vorwärts bewegt, nichts anderes als Rußland kennt und als Stockkonservativer in der Heimat alles prächtig findet. Der andere, ein spindeldürrer beweglicher Herr, ist in Europa herumgereist, birgt in seinem Kopf als Freund der Neuerung vielerlei Fortschrittsideen und bringt alles, was er erlebt, in Form eines Tagebuchs sorgfältig zu Papier. Die Leitmotive zur Charakteristik beider sind ungefähr den Figuren Sancho Pansas und Don Quixotes mit den Veränderungen entnommen, die den Eigentümlichkeiten des slavischen Naturells entsprechen. Die beiden Freunde, die zuerst auf einer Poststation durch einen frechen und bestechlichen Aufseher aufgehalten werden, machen allerlei Erlebnisse in den Gasthäusern, kommen mit Beamten, Gutsbesitzern, Kaufleuten und Bauern ins Gespräch, tauschen ihre Ansichten über das Familienleben und kirchliche Angelegenheiten aus und versteigen sich sogar zu Betrachtungen über Literatur und Kunst. Höchst drollig wirkt es, wie sich bei dem Dicken alle Lebenssorgen in Magenfragen verwandeln und bei dem Dünnen die Phantasterei so

sehr überwiegt, daß er sogar das schwerfällige Fuhrwerk für einen buntgefiederten Vogel hält, der seine Insassen in das Land schöner Träume führt. Das Gestell fällt aber in einen Graben mit den Rädern nach oben, und von den beiden Freunden, die sich im Schmutz wälzen, liegt einer über dem andern. Die vielsagende Ironie mit dem Umkippen, bei dem auch das Heft mit den Reiseschilderungen verloren geht, bewegt sich in einem Umkreis von Empfindungen, die zu harmlosem Lächeln anregen, wenn sie in bezug auf die Reformidee auch ernstere Gedanken in sich schließen.

Als unerreichtes Meisterwerk auf diesem Gebiete muß jedoch ein Roman von Gontscharów angesehen werden, der bei seinem Erscheinen in Rußland 1859 das größte Aufsehen erregte und ein Buch von klassischer Bedeutung geblieben ist, von einzelnen Kennern mit Recht hoch eingeschätzt und laut gepriesen, bei uns aber verhältnismäßig wenig gelesen wurde. Sehr mit Unrecht, denn aus diesem Roman spricht die Seele des russischen Volkes mit einer Vertraulichkeit zu uns, die Gegenliebe verdient und sich mit dem deutschen Empfinden unmittelbar berührt. Mit der Figur des Titelhelden hat Gontscharów der Weltliteratur einen neuen Menschen und dem russischen Lexikon ein neues Wort geschenkt. Oblómow wird seitdem geradezu mit Faulpelz und Oblómowschtschina mit Faulenzerei übersetzt, ohne daß diese beiden Ausdrücke den Seelenzustand, von dem die Rede ist, in seiner Tiefe erkennen lassen. Es handelt sich um einen Menschen von vielseitiger Bildung und edler Charakteranlage, der immer das Beste will und sich ein Ideal von Glück schwärmerisch ausmalt, aber infolge seiner Willensschwäche und Verträumtheit niemals dazu gelangt, es zu erreichen, und nach vielen Enttäuschungen endlich in völliger Tatenlosigkeit versumpft. Die Figur wächst aus einem ländlichen Idyll heraus, das mit seiner sonnigen weltfremden Behaglichkeit zwischen Wachen und Träumen innerhalb einer freigebigen Natur mit anspruchslosen gutgearteten Menschen beim Plaudern und Spielen, Essen und Trinken anschaulich geschildert wird und das Entstehen einer solchen mimosenhaft zarten, empfindlichen, an der Heerstraße des Lebens zusammenbrechenden Persönlichkeit begreiflich macht. Dann treffen wir Oblómow in seiner Petersburger Wohnung, und sofort setzt die humoristische Detailschilderung mit bezaubernder Frische ein, die alles wie mit glitzernden Tautropfen besprengt, als wäre es vor unsern Augen eben erst entstanden. Es sind nur sechs Menschen, die in dem Buche ausführlich geschildert werden, aber wir lernen sie so genau kennen, daß wir glauben alles von ihnen zu wissen, wie sie aussehen, sich bewegen, in jeder

Situation des Lebens sich verhalten, ja bis auf den Klang ihrer Stimme, als ob wir uns in ihrer Mitte aufhalten, alles miterleben und nur von ihnen nicht gesehen werden. Ein großer Porträtmaler könnte seine Meisterschaft zeigen, wenn er Bilder dieses erst einige dreißig Jahre alten liebenswürdigen Menschen, der, in seinen faltenreichen orientalischen Schlafrock gewickelt, bis Mittag auf seinem Bette liegt, phantasiert, Luftschlösser erbaut und sich vor jeder Berührung mit der Welt fürchtet, sowie seines Dieners Sachar, des glatzköpfigen Alten mit der brummigen Treue und Anhänglichkeit, der bäuerischen Tolpatschigkeit auf der Leinwand festhalten wollte. Der Humor dieser Schilderung beruht vor allem auf dem Dialog, den niemand vollendeter als gerade Gontscharów im Wechsel der Stimmungen und Empfindungen, in den Lauten des naiven Empfindens und Fühlens je nach der Beschaffenheit und Spannung der Temperamente beherrscht. Mit der Einführung von Oblómows Freund, dem Deutsch-Russen Stolz, der „nur aus Knochen, Muskeln und Nerven besteht wie ein englisches Rennpferd", hat der Dichter dem Fleiß, der Redlichkeit und Tatkraft unseres Volkes ein bleibendes Denkmal gesetzt und die künstlerische Wirkung eines Gegensatzes erreicht, der die Fabel des Romans, so weit sie auch ins Breite verläuft, in beständig fortschreitender Bewegung hält. Trotz aller Mühe, die er anwendet, gelingt es Stolz doch nicht, seinen Freund diesem tatenlosen Hinbrüten zu entreißen, und ebenso wenig besitzt dessen Liebe zu einem frischen natürlichen Mädchen Olga genügend Kraft über ihn, um ihn in ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft umzuwandeln. Er spinnt mit seiner Wirtschafterin ein Liebesverhältnis an, und Olga wird die Frau des Deutsch-Russen, wobei der Roman zuletzt den Charakter des Rührsamen annimmt. Aber seine Originalität liegt in dem Humor, mit dem ein für die Poesie zuerst entdeckter Charakter in all seinen Voraussetzungen und Folgerungen von den frühesten Kinderjahren bis zu seinem Tode geschildert wird.

In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts tauchte in Rußland eine Gruppe origineller Talente auf, die bei der Wahl ihrer Stoffe zum Volk hinabstiegen, sich durch die rücksichtslose Kraft ihrer Schilderungen auszeichneten und vom Publikum daher die „Natürlichen" genannt wurden. Es waren leidenschaftliche Naturen, Erwecker moderner Ideen, Dichter, die sich an die tiefsten Probleme des Lebens heranwagten und deren Weltanschauung dem Humor nur eine Entwicklung an zweiter Stelle vergönnte. In Turgénjews frühsten Werken findet sich eine Novelle „Petuschkow", deren Held ein wunderlicher Offizier in einem Landstädtchen ist und in

seiner kindischen Verliebtheit geschildert wird. Er schwärmt für ein dummes leichtsinniges Bäckermädchen, das aber einen andern heiratet und ihm aus Gutmütigkeit gestattet, seine „blöde Jugendeselei" auf der Ofenbank bis an sein Ende fortzusetzen. In den „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers" stoßen wir mehrfach auf Bilder nullenartiger Menschen, die sich mit ihrem Schicksal nicht versöhnen können und zwischen Barbarei und Zivilisation ohnmächtig hin- und herschwanken wie jener Hamlet des Stschigrowschen Kreises, der sich dagegen sträubt ein Steppensohn zu sein und durchaus für reflexionswurmstichig gehalten werden will. Die Nebenfiguren in den „Frühlingsfluten", „Väter und Söhne" und „Rauch" sind geistreich hingeworfene satirische Federzeichnungen. Auch auf dramatischem Gebiet hat Turgénjew einen originellen Humor gezeigt in dem Lustspiel „Die Provinzialin", das auf russischen und deutschen Bühnen mit Erfolg gegeben wurde, und dem mehr schwankartigen „Frühstück beim Adelsmarschall", in dem es sich um eine drollige Erbteilung zwischen feindlichen Geschwistern handelt.

Graf L. N. Tolstoi, der Einsiedler von Jasnaja Poljana, der so viel irdische Schuld und Menschenleid in seinen Werken behandelt und mit dem Trauerspiel „Die Macht der Finsternis" das Tragische bis zum Gräßlichen steigert, erschöpft in dem Lustspiel „Die Früchte der Aufklärung" seinen Stoff ebenfalls in rein satirischer Tonart. Die hypnotischen und spiritistischen Versuche des alten Gutsherrn, eines früheren Leutnants der Chevaliergarde, seiner Frau, die bei jedem frischen Luftzug eine Ansteckungsgefahr durch Mikroben wittert, und die närrische Geisterkomödie, die das verschmitzte Zimmermädchen Tanja ausführt, um den als Bittstellern auftretenden Bauern zu helfen und ihren Liebsten heiraten zu können, vereinigen sich zu einer höchst ergötzlichen Gesamtwirkung. Ihr konnte sich selbst der verstorbene, sonst so ernste Zar Alexander III. mit seiner Gattin und den Großfürsten und Großfürstinnen bei einer Aufführung des Stückes in dem Lustschloß Zarskóje Sseló bei St. Petersburg nicht entziehen. Ein anderes Lustspiel „Der erste Branntweinbrenner" ist mehr im Stil der Hans Sachsschen Schwänke gehalten und behandelt in locker aneinander gereihten Szenen die Verführung der Bauern durch den Teufel, der ihnen zeigt, wie man Branntwein brennt, ihnen davon so viel vorsetzt, bis sie betrunken werden, und zum Schluß jubelt, daß sie, seitdem sie dies Gift kennen gelernt haben, seinen Händen nicht mehr entschlüpfen können.

Noch einmal sollte die russische Literatur die Satire zwar nicht in der dichterischen Form, wie sie ihr Gogol im „Revisor" und in den „Toten

Seelen" geliehen hatte, aber doch mit ähnlicher und vielfach sogar noch verschärfter Bitterkeit in den Werken M. J. Ssaltykóws wieder aufleben sehen, der unter dem Namen N. Schtschedrin schrieb und über ein Menschenalter hindurch Vorgänge des öffentlichen und privaten Lebens mit den grellen Tönen seines unermüdlichen literarischen Schaffens begleitete. Nur selten, zu Beginn seiner Laufbahn, diente ihm der Scherz, der die Leser zum Lachen bringen sollte, als Selbstzweck. Bald nahm seine Laune jenen verbissenen und höhnischen Charakter an, mit dem ein Diener des Gesetzes nach langem Einherschleichen auf den Spuren eines Verbrechers dem ertappten Übeltäter in den Weg springt, ihn beim Kragen festhält und dem Polizeigewahrsam überliefert. Ssaltyków ist unter den russischen Dichtern der Ankläger von Beruf, dem durch seine weitgehenden Verbindungen Opfer aus allen Schichten der Gesellschaft zugeführt werden. Selbst auf den Bildern, die der russischen Ausgabe seiner Schriften beigefügt sind, glaubt man noch das kalt Durchbohrende seines Blicks zu spüren unter der hohen Stirn, die von glatt gestrichenem spärlichen Haarwuchs bedeckt ist, während die viereckige Form seines Bartes an einen alten Moskowiter erinnert, der er aber gar nicht war, da er in St. Petersburg gelebt hat und auf dem dortigen Wolkowski-Kirchhof begraben liegt. Seine Satire ist gewissermaßen eine Essenz alles dessen, was auf diesem Gebiete in seiner Muttersprache seit hundert Jahren geschrieben worden ist, und braucht den Vergleich mit den Werken eines Rabelais und Swift nicht zu scheuen. Alexander Brückner nennt ihn in seiner „Geschichte der russischen Literatur" den galligsten aller Schriftsteller, die je gelebt haben, einen der größten Satiriker aller Zeiten, zugleich ein belletristisches Talent ersten Ranges. Dennoch sind seine Arbeiten in Deutschland wenig verbreitet, obwohl eins seiner frühesten und besten Bücher „Skizzen aus dem russischen Provinzleben" bereits 1860 deutsch erschienen und die „Golowljows" durch die Reclamsche Universalbibliothek unserm Publikum vermittelt worden sind. In jenem Werk drückt sich das Erwachen der öffentlichen Kritik aus, die durch das eiserne Regiment Nikolaus' I. lange unterdrückt war, aber nach dem unglücklichen Ausgang des Krimkriegs mit verdoppelter Federkraft aufsprang.

Selbst der feierlich ernste Alexei Tolstoi — nicht mit seinem Namensvetter von Jasnaja Poljana zu verwechseln —, der Schöpfer trefflicher historischer Balladen, des geschichtlichen Romans „Fürst Sserebrenniy" und einer mit Recht berühmt gewordenen Trilogie aus der Zeit Iwans des Grausamen und seiner Nachfolger, war von dem humoristischen Zug,

der dem Charakter der Russen entspricht, beeinflußt. Er ließ die Figur seines Kuzma Prutkow als öden geistesarmen Philister durch die Spalten des Witzblatts „Der Funke“ wandern, schrieb ein gepfeffertes Spottgedicht auf den „Staatsrat Popów“, der sich zum Minister begibt und dabei vergißt, daß er keine Hosen anhat, und verfaßte eine drollige Parodie auf die Geschichte Rußlands mit dem immer wiederkehrenden Vers: „Und Ordnung gab's noch immer nicht wie früher.“

Auch die Tagesliteratur nahm an der satirischen Schilderung des öffentlichen und privaten Lebens lebhaften Anteil. Einer der schärfsten Literaturkritiker, Dobroljubow, baute in seinem „Zeitgenossen“ unter dem Namen Konrad Lilienschwager eine besondere satirische Ecke „Die Pfeife“ aus. Das Witzblatt „Strekosa“ („Die Libelle“) hat mit seinen witzigen Einfällen und Bildern einen großen Einfluß ausgeübt und zur Nachahmung angeregt. In ihr veröffentlichte Leikin seine drolligen Kaufmannsgeschichten mit den ins Ausland reisenden Philistern, die es nicht begreifen können, daß es in der Fremde anders aussieht wie zu Hause. Die politischen Zeitungen führen namentlich seit der Einberufung der Duma gegeneinander einen erbitterten Kampf, der alle Mittel des Spottes und der Karikatur ins Feld führt. Aber schon früher hat es nicht an drolligen Einfällen und Sprüchen gefehlt, mit denen der Volkshumor an hochstehenden Persönlichkeiten sein Mütchen kühlte. Besonders giftig war die Sentenz, die man auf den verstorbenen Generalprokureur des heiligen Synods zur Freude aller Liberalen im Volk und in der Jugend prägte. Pobjedonószew hatte als Lehrer Alexanders III. auf diesen Monarchen einen unheilvollen Einfluß ausgeübt und sich auch später als Schürer aller rückwärts treibenden Ideen bei der Unterdrückung fremder Völkerschaften und Glaubensrichtungen als einer der verhaßtesten Menschen im russischen Reich erwiesen. Wenn man an seinem Namen eine kleine Veränderung vornimmt, so lautet er im Russischen so viel wie „Siegträger“. Das regte zu einem bösen Wortspiel an, als man erfuhr, daß seine Frau ihn betrog und mit einem andern davon ging. Das betreffende Epigramm sträubt sich gegen eine Übersetzung, die etwa so lauten könnte:

„Siegträger im Synod warst du genannt,
Bist Speisenträger an dem Hof des Zaren,
Als Träger alles Bösen für das Land
Trägst Hörner du zu Haus seit manchen Jahren.“

Die Person des Kaisers Nikolaus II. hat man ebenfalls nicht verschont,

seitdem er sich während des japanischen Krieges und der revolutionären Bewegung der jüngsten Zeit als eine so wenig selbständige Herrschernatur gezeigt hat. Bekanntlich rührt von dem italienischen Schriftsteller Algarotti die geistreiche Bemerkung her, daß Peter der Große mit seinem genialen Reformwerke das Fenster nach dem Westen geöffnet habe. Von dem jetzigen Zaren meinte man dagegen, daß er diesem Beispiel seines großen Ahnherrn folgen wollte, indem er in der Mandschurei das Fenster nach dem Osten aufstieß, wobei er sich aber stark erkältete.

Gogol hat seinem Lustspiel „Der Revisor" eine Plauderei in einem Akt angefügt, in welcher er die Zuschauer beim Verlassen des Theaters schildert. Der Dichter erscheint dabei ebenfalls auf der Bühne und verteidigt sich gegen den Vorwurf, in seiner Komödie nur schlechte Menschen geschildert zu haben, damit, daß er sagt, das Lachen selbst sei eine sehr ehrbare Persönlichkeit, in der nichts Niedriges stecke, oft aber Funken tiefer Empfindung aufglühen. Wenn der Humor bei den russischen Schriftstellern wie in den Novellen Tschechows und den Erzählungen Gorkis schnell ins Bittre umschlägt, so fehlt es doch selbst einem so düstern Schriftsteller wie Dostojéwski, der gerade jetzt wieder das allgemeine Interesse erregt, nicht an heiteren Bildern. Wegen seiner Teilnahme an harmlosen Studentenverbindungen, bei denen über die Aufhebung der Leibeigenschaft verhandelt wurde, kam er in Untersuchungshaft, und das Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tode. Erst als er mit mehreren Freunden zum Schafott hinaufgeführt wurde, erfolgte die „Begnadigung", die darin bestand, daß er zu vierjähriger Strafarbeit in Sibirien verurteilt wurde. Als er die Kette nicht mehr an seinen Beinen klirren hörte, schrieb er mit leichter Feder eine Reihe von Skizzen unter dem Gesamttitel „Aufzeichnungen eines Unbekannten", die eine satirische Schilderung des russischen Gutslebens und im Mittelpunkt die Figur eines seichten Schwätzers und Schmarotzers Foma Fomitsch mit dem Gebaren des verkannten Genies in einer vorzüglichen Charakteristik enthalten. Auch in den „Dämonen" begegnen wir Gestalten, die einen Anstrich des Grotesken haben, während dieser Zug später allerdings zurücktritt, die Lebensanschauung des Dichters sich immer mehr verdüstert und zuletzt nur noch mit einem qualmenden Lavaausbruch zu vergleichen ist. Aber der Ausspruch Goethes „Der Humor ist eines der Elemente des Genies" findet selbst in einer so überwiegend ernst und leidenschaftlich gestimmten Literatur wie der russischen seine vollgültige Bestätigung.

Heinrich Lilienfein:
Die Kraft der Schwachheit

Novelle

Das weiträumige Zimmer lag in verträumtem Halbdunkel. Die hohen, kirschbraunen Regale, die mit ihren großen und kleinen, hell- und dunkelrückigen Bänden die Längswände verbauten, ließen ihre geschnitzten Konturen mehr und mehr in der Dämmerung und dem Dunst der Zigarren verschwimmen. Nur ein einziger verwegener Sonnenstrahl glitt über den Schreibtisch mit seinem getürmten Wirrwarr von Manuskripten und Broschüren hinauf nach einer hohen Bücherreihe, ließ das matte Rot der Bände und den goldnen Druck auf ihrem Rücken über Gebühr aufleuchten und verlor sich mit zartem, rosigem Schimmer droben auf der marmornen Büste Darwins, die diese Huldigung oder Schelmerei mit ihrer klaren, festen Milde gelassen hinnahm. Die beiden alten Herren, in der Ecke gegenüber, saßen schon eine gute Viertelstunde in ziemlich unveränderter Stellung beieinander. Der eine dozierte mit einer kleinen und feinen Stimme ohne Unterlaß über das Steigen und Fallen der Säfte in den Pflanzen; seine Hand wühlte mit nervösem Eifer in dem silberstruppigen Vollbart, und die lebhaften Augen schienen irgend einen eingebildeten Gegner in der Nähe des Ofens in Grund und Boden zu blitzen. Der andere saß still dabei, die Arme auf den Sessellehnen und die Hände fest ineinandergeschlossen. Die Linien seines Kopfes traten streng hervor; sie umrissen ein echtes Gelehrtengesicht: eine hochgeründete, kahle Stirn mit einer energischen Falte zwischen den Brauen, eine kräftig geschwungene Nase über schmalen zusammengepreßten Lippen und einem starken Kinn, dem der wohlgepflegte weiße Spitzbart nichts von seiner Bestimmtheit nehmen konnte. Sein Blick schweifte durchs Fenster und ging mit einer Rastlosigkeit, die zu der vornehmen Ruhe seiner Haltung nicht paßte und auch sonst den großen treffsicheren Augen nicht eigen sein mochte, hin und her zwischen den Ästen, die sich draußen im Garten noch immer winterkahl im Märzwind wiegten und die vordringliche Düsterkeit des Abends ungut zu begrüßen schienen.

Die Standuhr im Flur schlug mit hellem Ruf die halbe Stunde.

Die feine und kleine Stimme, nachdem sie einen Augenblick sich atemschöpfend zurückgehalten hatte, setzte wieder eifrig ein. Die Sonne stahl sich ganz leise davon. Nur noch auf dem Schreibtische, auf dem Heft eines Papiermessers glomm und blinkte es schüchtern. Mit hartnäckiger Neugier wartete der zerstreute Zuhörer auf das Erlöschen des letzten spielenden Fünkchens. Es erlosch. Jetzt mußte auch seine Unschlüssigkeit ein Ende haben. Einen Moment schaute er noch zögernd auf den Freund, der ahnungslos den Ozean einer Fachkontroverse durchquerte. Dann reckte er sich, stand auf und klopfte dem Redner auf die Schulter.

„Verzeih mal, lieber Prollius, wenn ich dich unterbreche!"

Ein erschrockener, verständnisloser Blick begegnete ihm.

„Was — meinst — du?"

„Ich erwarte gegen sechs einen Besuch und habe bis jetzt noch nicht Gelegenheit genommen, dir zu sagen, warum ich dich zu mir bat."

„Ach so — ja — ja — ganz richtig —!"

„Ich habe in meiner Praxis — du weißt, ich übe sie außerhalb der Klinik nur im engsten Kreis — einen Fall", er stockte und fuhr sich wie beschwichtigend über die Stirn. „Einen Fall, den ich gern einmal noch einer anderen Einsicht als der meinigen vorlegen möchte."

„Einen medizinischen Fall — mir —?" Professor Prollius riß hilflos die Augen noch weiter auf.

„Einen — sagen wir — ethischen Fall", fuhr Geheimrat Aldorf fort. „Nimm an, in einem Hause ist die Anlage zu irgend einer gefährlichen Krankheit erblich. Noch mehr: ich kann mit einer Gewißheit von neunundneunzig zu hundert annehmen, die Tochter des Hauses ist bereits infiziert. Diese Tochter will sich verheiraten. Es besteht Gefahr für sie, für ihren zukünftigen Mann, für ein ganzes kommendes Geschlecht. — Auf der anderen Seite — —"

Aldorf hielt inne. Gegen seine Gewohnheit hatte er sich erregt. Die Worte wollten ihm nicht gehorchen. Prollius ließ ihm nicht Zeit, den Satz zu vollenden. Der alte Herr stürzte sich mit jugendlicher Leidenschaftlichkeit auf das neue Problem.

„Andere Seite?" hob er an, „andere Seite, lieber Aldorf? Du, der immer in Wort und Schrift für den heiligen Geist der Natur eingetreten ist! Du, der wie kaum einer die Devise hochgehalten hat: nicht das Heilen, das Vorbeugen ist das Wesen der ärztlichen Kunst! Du fragst mich ja nicht im Ernst, Aldorf! Andere Seite! Wer wollte es denn heute

noch verantworten für solche — solche Krüppelehen einzutreten, die den Keim einer Krankheit fortzeugen von Geschlecht zu Geschlecht! Heute, wo wir doch alle einig sind in dem Prinzip, daß die Gattung und ihr Fortschritt in jedem solchen Fall rücksichtslos vom Einzelnen Opfer verlangen! Ist es denn in der übrigen Natur anders? Wenn ich auf mein Fachgebiet blicke — —"

Der Strom der professoralen Beredsamkeit, den der Geheimrat durch seine schwere Frage in ein festes Bett hatte zwingen wollen, war wieder entfesselt. Freund Prollius strebte wieder hinaus und hinab in die grenzenlose Weite und Tiefe der Wissenschaft. Aldorf stand neben ihm, den Kopf gesenkt, die Lippen scharf ineinandergekniffen, den Sesselrücken mit hartem Griff umfassend. Er hatte ja gewußt, was der Professor sagen würde! Genau das hatte er ja selbst mit etwas weniger emphatischen Worten dem jungen Manne geschrieben! Warum hatte er es überhaupt noch von einem anderen hören müssen? War ihm sein eignes ärztliches Gewissen nicht genug? Daß der Fall ihn näher anging, daß er ihn und sein Kind anging — tat das irgend etwas zur Sache? Und wenn sich dem ein gewisses Gefühl nicht fügen wollte, so war das Schwachheit! Und mit dieser Schwachheit mußte er allein fertig werden. Er mußte, und darum konnte er . . . .

Der Diener, auf den Fußspitzen gehend, brachte eine Karte herein.

Der Geheimrat besah sie flüchtig. Dann gab er ein Zeichen, Licht zu machen. Rücksichtslose elektrische Helle durchdrang die späte Dämmerung und die behaglichen Rauchwolken. Die beiden alten Herren schüttelten sich die Hände.

Der Diener war dem Professor gefolgt und hatte ihm in den Mantel geholfen. Jetzt trat er geräuschlos wieder ein und erwartete Bescheid. Er wagte nicht, den Geheimrat zu stören, der, die Karte noch immer in der Hand haltend, nachdenklich am Schreibtisch lehnte.

„Ist Fräulein Melanie zu Hause?" fragte er nach einer Weile hastig.

„Das gnädige Fräulein wollte in einer Stunde zurück sein. Fräulein Ramberg war hier, und das gnädige Fräulein wollte sie ein Stück begleiten."

„Ich lasse den Herrn bitten, einzutreten."

Aldorf wandte sich um. Er schien unter den Papieren auf dem Schreibtisch etwas zu suchen. Inzwischen hatte Franz den Besucher eingelassen und die Tür wieder hinter ihm geschlossen.

Der Geheimrat sah auf.

Er hatte mit Erich Hermeling, dem Sohn eines verstorbenen Jugendfreundes und Kollegen, immer auf sehr herzlichem Fuß gestanden. Heute fühlte er sich befremdet und gab seinem Willkomm unwillkürlich eine gewisse Förmlichkeit. Er vergaß es, ihm wie sonst die Hand zu drücken, und wies nur stumm, mit einer verbindlichen Handbewegung nach dem Sessel, den der alte Prollius eben verlassen hatte.

Der junge Doktor verbeugte sich und folgte der Aufforderung. Er war eine hochgeschossene, schlanke Erscheinung. Jugend und frühgewonnener Ernst verbanden sich sympathisch in seinen Zügen und Bewegungen. Er war Astronom. Wie man in den Augen von Seeleuten so oft die Weite des Meeres gespiegelt zu sehen meint, so schien in seinem Blick etwas von der Unendlichkeit der Sternenwelt zu träumen. Jetzt begegnete er ohne Scheu dem des Geheimrats: es war zwischen beiden wie stilles, achtungsvolles Waffenprüfen.

Gemessener, akademischer, als er selber wollte, begann Aldorf:

„Sie haben mich um eine Unterredung gebeten, Erich. Sie können sich denken, daß es mir nicht ganz leicht wurde, Ihren Wunsch zu erfüllen. Die Lage der Dinge und meinen Standpunkt kennen Sie aus der Antwort auf Ihren Brief. Eine Aussprache wird nur schmerzlich sein, aber nichts ändern können."

„Herr Geheimrat," klang es nach einer Pause ruhig und tonvoll zurück, „weiß Fräulein Melanie schon von Ihrem abschlägigen Bescheid?"

Aldorf schüttelte den Kopf.

„Noch nicht. Ich möchte mich auch zuerst vergewissern, wie viel Einsicht oder gar Hilfe ich von Ihnen erwarten kann," erwiderte er ausweichend. „Ich denke nicht daran, Ihnen oder ihr irgend welche Vorwürfe zu machen. Im Gegenteil: ich hätte die Augen besser offen halten sollen. Ich hätte Ihnen, Erich, ehe es so weit kam, eine Andeutung machen müssen. Jetzt ist es für Andeutungen zu spät. Jetzt muß ich auch Melanie —"

„Sie wollen Melanie die volle Wahrheit sagen?" unterbrach ihn Hermeling lebhafter, „Ihr mit wissenschaftlicher Kaltblütigkeit wie mir auseinandersetzen, daß sie verzichten muß? — Das können Sie nicht, Herr Geheimrat!"

„Ich muß es können. — Und wenn Sie es mit meiner Tochter gut meinen, unterstützen Sie mich. Wir werden ihr sagen, daß sie noch zu jung ist; daß ihre Zartheit fordert, noch einige Jahre zu warten; daß —"

„Niemals! Mit meinem Einverständnis wird sie etwas derartiges niemals erfahren! Und Sie, Herr Geheimrat, wenn Sie es auch könnten, Sie dürfen ihr nichts davon sagen!

„Ich — darf nicht?" fragte Aldorf betreten und heftete einen abweisenden Blick auf den jungen Doktor.

Hermeling ließ sich nicht irre machen. Er hatte sich straffer in seinem Sessel aufgerichtet und fuhr energisch fort.

„Sie dürfen es nicht, weil Ihnen, genau so wie mir, das Recht auf Glück heilig sein muß, das Recht Ihres Kindes auf sein Glück."

Der Geheimrat machte einige erregte Schritte. Dann schüttelte er von neuem den Kopf: „Recht auf Glück?" wiederholte er mit forcierter Kühle. „Das sind Worte, Doktor Hermeling! Worte, die nicht standhalten vor der Unerbittlichkeit der Tatsachen! Ich als Arzt habe festgestellt, daß eine Patientin, die unglücklicher-, aber in diesem Zusammenhang nebensächlicherweise meine Tochter ist, kraft einer mütterlicherseits ererbten Anlage zur Lungentuberkulose infiziert ist. Wann, wo, wie das trotz aller Vorsicht möglich war, tut nichts zur Sache. Eine eheliche Verbindung wäre gefahrdrohend für die Kranke, für ihren künftigen Mann und, was nicht zuletzt ins Gewicht fällt, für eine kommende Generation! Also verbietet sie mein ärztliches Gewissen!"

Doktor Hermeling erhob sich.

„Vom Mann bäte ich abzusehen. Er steht für sich selbst", erwiderte er mit der Hast einer zurückgehaltenen inneren Bewegung.

Aldorf stand ihm gegenüber. An Widerspruch nicht gewöhnt, legte er jetzt unwillkürlich eine stolze Schärfe in seinen Ton.

„Um so weniger dürfte dieser Mann absehen von der schweren Verantwortung gegenüber einer künftigen Generation!"

„Und warum nicht, Herr Geheimrat? Reden wir nicht von mir! Reden wir nur von Melanie! Sie sind der Ansicht, daß ihre Liebe, ihr Glück unbedingt zurückstehen muß aus humanitären, aus hygienischen, aus sozialethischen Gründen, kurz: aus Raisonnement —"

„Und Sie wollten sagen —?"

„Ich will sagen, daß hier Recht gegen Recht gilt! Daß —"

„Sie sind selbst Naturwissenschaftler, Erich! Sie achten die gleichen Gesetze der Entwickelung, die ich —"

„Nein, Herr Geheimrat! Ich sehe jetzt keine Gesetze, keine Entwicklung, als nur das eine Gesetz der Selbstreife, die eine Entwicklung zur Individualität, für die die Vereinigung mit dem geliebten Men-

schen eine Bedingung ist, eine Notwendigkeit, ein Recht, das zu hemmen und zu unterdrücken niemand befugt ist! Wer sagt uns, daß ein paar Jahre oder, wenn es sein soll, auch nur ein paar Monate jener Seligkeit, die zwei Menschen einer im anderen empfinden, nicht mehr Entwicklung enthält, höhere, seelische Entwicklung, als das bloß natürliche Werden und Vergehen kommender Generationen? Wenn die Natur in ihrer Unerbittlichkeit ein Menschenleben körperlich verkümmern und vernichten will — sollen wir dann die Unerbittlichkeit vollkommen machen? Sollen wir es auch vollends seelisch verkümmern und vernichten helfen? Bloß weil unser bißchen wissenschaftliche Vernunft vielleicht recht behalten wird? Bloß deshalb? . . ."

Stürmisch, leidenschaftlich, elementar waren die Worte und Sätze aus Hermelings Innerem hervorgebrochen und hatten ihn ganz vergessen lassen, wo er war und wem er gegenüberstand. Jetzt erst fiel es ihm ein, daß er in Gebärde und Ausdruck das Maß verloren haben mochte, das er dem Geheimrat schuldig war. Wie entschuldigend trat er einen Schritt zurück und fuhr sich über die Stirn, als könnte er sich selber damit beschwichtigen.

Aldorf war hinter den Schreibtisch getreten. Die laute, beinahe herrische Leidenschaftlichkeit des Jüngeren hatte ihn gekränkt, abgestoßen. Er wollte eine Distanz zwischen sich und ihn setzen, die seiner Würde entsprach. Dann hatte er in das bewegte, von der Erregung verschönte Gesicht gesehen, und es war allmählich etwas anderes in ihm wach geworden, etwas wie heimliche Befriedigung, wie leise Anerkennung oder selbstloser Stolz, weil diese Überschwenglichkeit dem Kinde galt, das er liebte. War nicht schließlich das, was er hier so rücksichtslos und jugendlich lebhaft zu hören bekam, dasselbe, was er, wenn er erst darauf horchen wollte, in sich selber vernahm? was er Schwachheit nannte und was ihn seine Vernünftigkeit verdoppeln ließ? Nur daß es bei Hermeling in moderne Formen gekleidet war, zugespitzt, zu jenem Individualismus gesteigert, der in diesen Jüngeren sich auflehnte gegen die kühle Verwissenschaftlichung des Lebens, die ihm und seiner Generation für das Richtige galt. Aber doch ein Ton, der auch zu seinem Gewissen sprach. Erst zaghaft; dann lauter; dann mit einer Bestimmtheit, die ihm neu war, ihn wie ein körperliches Unbehagen berührte. — Er hatte sich still in seinen Schreibtischstuhl gesetzt und gewartet, bis das leidenschaftliche Unwetter des Doktors sich vertobte.

Dann herrschte lautlose Stille im Zimmer. Nur draußen an den

Vorfenstern schaffte leise und klirrend der Märzwind, und vom Flur klang bisweilen das schleppende Ticken der Standuhr.

„Ich fürchte", begann Aldorf nach einer Weile weicher, und mit erzwungener, Wort um Wort suchender Ruhe, „wir werden uns durch noch so langes, noch so überzeugtes Hin- und Widerreden nicht einigen. Ich habe mich getäuscht, wenn ich in Ihnen einen Helfer und nicht einen ausgesprochenen Gegner erwartet habe. — — Ich verhehle Ihnen nicht, Erich, wie leid es mir tut, gerade zu Ihnen Nein sagen zu müssen —"

„Denken Sie nicht an mich!" warf Hermeling gedämpft und bitter dazwischen. Er stand mit halbgeschlossenen Augen im Zimmer. Krampfhaft schlossen und öffneten sich seine Hände, während die Arme erschlafft niederhingen. Das Zittern der Nasenflügel, ab und zu ein Zucken der Mundwinkel unter dem schmalen schwarzen Schnurrbart verriet, was in ihm vorging. „Denken Sie nur an Melanie!" setzte er lauter hinzu.

„Weiß Gott, das tue ich. — Aber —"

„Und wenn ich es nicht kann? Wenn ich es nicht aushalten, nicht zugeben kann, daß sie von dieser Enthüllung zu Boden geschlagen wird —"

Der Geheimrat legte einen Finger vor den Mund und machte mit der anderen Hand eine wehrende Gebärde. Er glaubte im Flur das Geräusch einer Türe und flüchtiger Schritte gehört zu haben. Hermeling achtete nicht auf ihn.

„Und ich soll untätig dabeistehen? Ich soll es geschehen lassen — nein, Herr Geheimrat, Sie dürfen ihr nicht das Recht nehmen, selbst über ihr Los zu entscheiden! Sie dürfen —"

Mit einem jähen Ruck war Aldorf aufgestanden und hatte ihm so entschieden zugewinkt, daß es ihm nicht mehr entgehen konnte. Er stutzte und sah hinter sich. Die Tür hatte sich spaltweit geöffnet. Ein dunkelumflochtener Mädchenkopf schob sich ins Zimmer, und zwei tiefblaue Augen, mit ihrem überlebendigen Glanz das ganze, anmutig-schmächtige Gesichtchen beherrschend, blickten schalkhaft an Hermeling vorbei, nach dem Geheimrat.

„Darf ich?" die Frage verstummte vor dem ernsten, beinahe unwilligen Aussehen Aldorfs.

„Entschuldige, Papa. Ich kam eben zurück. Der Diener getraute sich nicht, schon wieder zu stören, wie er sagt. Und sie haben doch von der Klinik nach dir telephoniert. Und du mußt vorher einen Bissen essen, eh' du wieder fort darfst!

„Nicht wahr, Sie verzeihen, Erich!" Ein strahlender, voller Blick

traf den Doktor. Sie war eingetreten und schaute nun mit verwunderter Beklommenheit von einem zum andern.

Der Geheimrat stand unbeweglich. Die Strenge war aus seinen Mienen gewichen und hatte einer hilflosen Befangenheit Platz gemacht, die der Kontrast mit den starkgeprägten Zügen noch verdoppelte. Seine Augen irrten von ihr hinüber zu Hermeling, der düster vor sich hinsah.

In Melanies Gesicht flammte ein jähe Röte auf. Sie hatte sich nichts gedacht bei Erichs Anwesenheit: er kam ja manchmal, und Papa liebte es, mit ihm über wissenschaftliche Dinge ein wenig zu streiten. Heute mußte es etwas Anderes, Wichtigeres sein. Sollte Erich —? Sie waren ja freilich miteinander einig. Aber daß er so schnell handeln würde! So — ohne Vorsicht! Wo Papa so empfindlich sein konnte! — Instinktiv fühlte sie eine Gefahr, eine fremde, übermächtige. Tränen wollten in ihr aufsteigen. Wie töricht das war! — Sie machte ein paar tapfere Schritte auf ihren Vater zu. Sie wollte sich an seinen Hals werfen und ihn um Verzeihung bitten, daß sie nicht früher über all das mit ihm geredet hatte. Sie stockte. Erich hatte ihr ein Zeichen gemacht, abwehrend, bittend . . .

Der Geheimrat hatte den beiden den Rücken gekehrt. Die eine Hand ruhte schwer auf der Schreibtischplatte. Mit der anderen bedeckte er die Augen.

Ein leises, kaum merkbares Zittern ging über ihn hin. So hatte es nicht kommen dürfen. Der Ton, derselbe Ton, den Erichs ungestüme Beredsamkeit in ihm hatte anklingen lassen: jetzt war er wieder da! Warm und laut und gebietend. Er sollte sich gebieten lassen? Von einer Schwachheit, die seine Vernunft niederdrückte! Von einer Kraft — und welche Kraft war in dieser Schwachheit — die er nicht kannte! nicht anerkannte! nicht gelten lassen durfte . . .

Er wandte sich um. Mit einem verschleierten Blick umfaßte er die beiden jungen Menschenkinder, die jetzt beieinanderstanden und sich eben in einem bangen, tiefen Blick trafen.

„Sag — mal — Melanie" klang es unsicher, „ich — wir —" er stammelte. Dann nahm er sich zusammen. „Ihr habt euch wohl — sehr lieb, ihr zwei?" — er meinte, eine fremde Stimme aus sich reden zu hören, so eigen und überraschend kamen ihm die Worte und trugen ihn fort, ob er wollte oder nicht. „Was wir sprachen, bleibt unter uns, Erich. Ich wollte nur so ein wenig sondieren, wie tief — das sitzt, bei Ihnen. Und hab' deshalb ein bißchen übertrieben!"

[illegible]
[illegible]
Zum [illegible] „[illegible]"

[illegible] und schaute nun mit [illegible]
[illegible] andern.

[illegible] Die Strenge war [illegible] einer [illegible] Befangenheit Platz [illegible] Zügen noch verdoppelt [illegible] zu [illegible], der düster vor [illegible] ein jähe Röte auf. Sie [illegible] Anwesenheit: er kam ja manchmal, [illegible] Dinge ein wenig [illegible] Anderes, Wichtigeres sein. Sollte [illegible] einig. Aber daß er so schnell [illegible] Papa so empfindlich sein [illegible], eine fremde, übermächtige [illegible] das war! — Sie mach[illegible] Sie wollte sich an [illegible], daß sie nicht früher über [illegible]. Erich hatte ihr ein Zeichen ge[illegible]

[illegible] den beiden den Rücken gekehrt. Die [illegible] platte. Mit der anderen bede[illegible]

[illegible] Zittern ging über ihn hin.
[illegible] Ton, derselbe Ton, den Erichs [illegible] aufklingen lassen: jetzt war er wie[illegible]. Er sollte sich gebieten lassen? Von [illegible] niederdrückte! Von einer Kraft [illegible] Schwachheit — die er nicht kannte [illegible] erkannte [illegible] gelten lassen durfte . . .

Er wandte sich um. Mit einem verschleierten Blick umfaßte er [illegible] beiden jungen Menschenkinder, die jetzt beieinanderstanden und sich [illegible] in einem bangen, tiefen Blick trafen.

„Sag — mal — Melanie" klang es unsicher, „ich — wir — [illegible] stammelte. Dann nahm er sich zusammen. „Ihr habt euch wohl — [illegible] lieb, ihr zwei?" — er meinte, eine fremde Stimme aus sich reden zu hören, so eigen und überraschend kamen ihm die Worte und trugen ihn fort, ob er wollte oder nicht. „Was wir sprachen, bleibt unter uns. [illegible] Ich wollte nur so ein wenig sondieren, wie tief — das sitzt, bei Ihnen. Und hab' deshalb ein bißchen übertrieben!"

Josef Rippl-Rónai:
Beim Rotwein
Zum Rundschau-Beitrag „Ungarische Maler“

Er schritt langsam — wie ein Nachtwandler kam es ihm vor — an den Beiden vorüber und nickte ihnen zu.

„Ich muß in die Klinik. Wir sehen uns noch!" Er drückte ihnen fest, aber flüchtig die Hand. Bei der Tür drehte er sich noch einmal um. Ein eigentümliches Lächeln zuckte in seinem Gesicht:

„Freut euch, Kinder! Und küßt euch — wenn ich draußen bin!" — —

Ehe die beiden aus ihrem frohen Schrecken erwachten, fiel die Tür hinter Aldorf zu. Melanie wollte ihm nacheilen — dankbar — jauchzend von unerwarteter Glückseligkeit. Erich hielt sie zurück und zog sie in seine Arme. —

— — — — — — — — — —

Schon Anfang Mai wurde Hochzeit gefeiert. Dann kamen an den Geheimrat jubelnde Briefe. Erst von der Riviera. Melanie kannte sich nicht vor Wonne. Den ganzen Segen des Südens und ihrer überreichen Liebe schüttete sie in seine Einsamkeit. Später, im Sommer flogen die Nachrichten aus der süddeutschen Universität, wo Erich auf der Sternwarte erster Assistent geworden war, in das stille, weiträumige Zimmer mit den hochgebauten Bücherständen. Aldorfs Augen leuchteten über all der Wärme und Dankbarkeit. Dann im Herbst schrieb Erich. Aus Davos. Zur Vorsicht hatte er Melanie dorthin gebracht. Eine leichte Erkältung hatte sie über Erwarten angegriffen. Wehmütig beugte sich der Geheimrat über die lakonischen Zeilen. Er las sie wieder und wieder. Es hatte so kommen müssen — er wußte es. Vielleicht schon im Frühling lautete es schlimmer. Aber er hatte nicht anders gekonnt: es war über ihn gekommen — damals — mächtiger als alle Vernunft — die Kraft der Schwachheit. Und darum mußte es gut so sein . . . .

Rundschau

Deutsch-Österreichisch-Russisches

(Zum Berliner Besuch des Grafen Aehrenthal)

Eine Zeit nur allzu begründeten Unbehagens ist endlich vorüber. Es war kein erquicklicher Zustand, daß monatelang fast alle diplomatischen Fäden zwischen Wien und Petersburg abgerissen waren, indes im nächsten Orient, besonders in Griechenland, die Zersetzung weiterfraß. Um so ungemütlicher, je dichter Deutschland an Österreich-Ungarn herangerückt war. Zwar hat die deutsche Regierung, eingedenk des von Bismarck immer und immer leidenschaftlich wiederholten Rates, den Weg zur Newa sich nicht verschütten lassen. Das wäre „unvernünftig und ruchlos". Aber solange das deutsche Reich so eng an die Habsburger Monarchie gebunden blieb, konnte auch ihr die persönliche Gereiztheit zwischen Aehrenthal und (dem noch immer fest in der Gunst des Zaren sitzenden) Iswolski, die Europa schon einmal in eine unsinnige Situation hineingewirbelt hat, gefährlich werden. Der erste Kanzler hat dem Grafen Schuwalow bestätigt, daß ihm der Gedanke an Koalitionen böse Träume verursache, und auch den fünften Kanzler mochten in mancher Nacht solche Träume beunruhigen.

Das beste Mittel gegen dieses Alpdrücken war eine Sänftigung des österreichisch-russischen Gegensatzes. Das — angeblich schon lange zurückliegende — Interview des Grafen Aehrenthal mit dem berüchtigten Hetzer und Wühler Wesselitzki Bozidarovic ist mit seinen Anhängseln offiziöser Wiener Dementis reich an Seltsamkeiten, und wenn man daraus den Wunsch Aehrenthals, von Deutschland ein klein wenig abzurücken, herauslesen wollte, so wäre deutsche Empfindlichkeit nach so gewichtigen Liebesdiensten gar wohl am Platze. Andererseits mag man bedenken, daß — unbeschadet herzlicher Freundschaft — auch Deutschland eine gar zu straffe gegenseitige Abhängigkeit nicht wünschen kann. Eine Verkettung, die nicht genug Armfreiheit läßt, erzeugt leicht kleinliches Mißtrauen. Und das war wohl auch einer der wesentlichsten Gründe, die den Meister, der mehreren Generationen den großen Grundriß der auswärtigen deutschen Politik vorgezeichnet hat, davon abhielt, den von ihm erwogenen Plan einer Einverleibung des deutsch-österreichischen Bündnisses in die Gesetzgebung beider Reiche auszuführen.

Es waren also schlechte Psychologen, die voraussetzten, eine Versöhnung zwischen Österreich-Ungarn und Rußland werde in Berlin mit scheelen Augen angesehen werden. Im Gegenteil, manches spricht für die Hypothese, daß während des Besuches des Erzherzogs-Thronfolgers bei Kaiser Wilhelm die beiden grollenden Mächte einander um einen guten Schritt näher gekommen sind. Es wäre überhaupt — auch in unseren Tagen — ein Fehler, den

nur blinde Eiferer begehen dürfen, wollte man die dynastischen Einflüsse unterschätzen. Sie müssen, so laut auch die demokratischen Wogen branden, noch immer in jede politische Rechnung als sehr reale Faktoren eingesetzt werden. Ebenso erinnert man sich jetzt, daß im September vorigen Jahres, unmittelbar vor der Abreise des neuen Reichskanzlers nach Wien, Herr von Iswolski in Berlin war. Damals gab's in der russischen Botschaft ein intimes Diner, bei dem Herr von Bethmann Hollweg mit dem Minister des Zaren eine sehr eingehende Unterredung hatte. Gut bediente Gewährsmänner versichern, sie habe vor allem dem Gegensatz Iswolski-Aehrenthal gegolten, und in Wien sei dasselbe Thema gewissenhaft weiter gesponnen worden.

Zwar gab es noch einen Monat später sehr boshafte Sticheleien beim Rückzugsgefecht des unsäglich eitlen Iswolski und die unrühmliche Katzbalgerei in der „Fortnightly Review" und „Nowoje Wremja" Auch konnte der Wiener Hof die weite Bogenfahrt des Zaren nach Racconigi, die Österreich wie ein Pestland mied, nicht mit schnell vergessendem Gleichmut hinnehmen. Aber Aehrenthal, der aus dem Petersburger Botschafterhotel in das Wiener Ministerpalais etwa den Plan eines Dreikaiser-Bündnisses mitgebracht hatte und nur durch Iswolskis eigensinnige Ringerfinten von dem gewollten Wege abgedrängt worden war, konnte an diesen müßigen Wortspaltereien nicht viel Gefallen finden. Der persönliche Antagonismus der Minister durfte auch nicht so weit auf die Spitze getrieben werden, daß er den Frieden Europas in jedem Augenblick gefährdete, und es ist bezeichnend, daß das Gerücht auftauchte, beide Ringkämpfer würden gleichzeitig die Arena verlassen müssen, damit für eine russisch-österreichische Verständigung die Bahn wieder frei werde. Aehrenthal hat gewiß gern seine Kämpferstellung aufgegeben, als sein Protektor Franz Ferdinand ihm einen deutlichen Wink gab, und als er merkte, daß sehr einflußreiche Petersburger Kreise auf eine energische Beruhigung Iswolskis hinarbeiten. Und Herrn von Bethmann Hollweg wird man es gerne glauben, was er in der Süddeutschen Reichskorrespondenz verkündet, daß er ein Interesse nahm an dem „Schwinden einer Entfremdung, die in Wien wie in St. Petersburg als abnorm und als störend empfunden wurde".

Die beiden verantwortlichen Leiter der auswärtigen Politik in Deutschland und Österreich-Ungarn mögen, bei aller Verschiedenheit der Naturen, einer im andern manches Gemeinsame fühlen: Altersgenossen, wurzeln sie beide in verwandten Schichten. Beider Adel geht kaum über die dritte Generation zurück, und zu derselben Zeit, da der Urgroßvater Johann Jakob Bethmann Associé der Frankfurter Bankfirma war, waren auch die Leras (von Aehrenthal) tüchtige österreichische Kaufleute. Beide Staatsmänner lieben nicht geschniegelte und kokette Worte, sind sachlich, nüchtern und kurz angebunden, wobei freilich der Schüler und Erbe des Grafen Kalnoky einen viel gröberen, aber auch festeren Faden spinnt; diesen klaren, amusischen Rechner wird selbst der

wohlwollendste Geschichtsprofessor nicht einen späten Enkel der Klassiker nennen. Jedenfalls hat sich in Wien und Berlin erwiesen, daß die beiden Kanzler nicht übel aufeinander eingespielt sind und sich durch das mißtrauische Geraune nah und fern nicht irren lassen. Die Huldigung, mit der die Norddeutsche Allgemeine den „ausgezeichneten Staatsmann“ begrüßt hat, dem „eine weithin sichtbare Rolle beschieden war“ und der „sich einen Ehrenplatz in der Geschichte des habsburgischen Reiches erworben hat“, ist keine seichte Schmeichelei, sondern entspricht der guten Meinung, die man seit langem in Berlin von seinen Fähigkeiten hat. Es ist wenig bekannt, daß dem klugen und aufmerksamen Maulwurf Holstein schon vor Jahren der damalige österreichisch-ungarische Botschafter in Petersburg durch seine klare Bestimmtheit und sein unbestochenes Urteil aufgefallen ist; er witterte in ihm schon den kommenden Mann. Selbst die schmerzliche Schlappe des Friedjung-Prozesses hat hier das Vertrauen zu seiner diplomatischen Kunst nicht zu erschüttern vermocht.

Iswolski — Italien — Kreta — Marokko — Schiffahrtsabgaben: so heißen wohl die Kapitel, die in den Konferenzen der beiden Staatsmänner und in den stundenlangen Gesprächen mit Kaiser Wilhelm durchberaten worden sind. Nicht anders war es in München, wo obendrein minder wichtige, aber nicht minder komplizierte österreichisch-bayrische Grenzfragen hinzukamen. Wie konnten sich die Egel des Argwohns gerade an der Münchener Reise festsaugen? Glaubt wirklich jemand, daß Aehrenthal so unklug war, unmittelbar an den Berliner Besuch einen andern anzuschließen, der in Potsdam und in der Wilhelmstraße verstimmen könnte? Wie Bismarck vor den Verhandlungen mit Andrassy sich des Einverständnisses des Königs Ludwig versicherte, so fällt selbstverständlich auch heute keine wichtige Entscheidung in der auswärtigen Politik, besonders aber in den Beziehungen zu Österreich-Ungarn, ohne das Surren der Drähte zwischen München und Berlin. Wen sollte es befremden, daß Aehrenthal jetzt auch den Wiener Besuch des Freiherrn von Podewils erwidert und mit ihm, dem Vorsitzenden der diplomatischen Kommission des Bundesrats, die Balkansorgen erwägt.

Das Thema Iswolski aber stand sicherlich obenan. „Unsere Aufgabe ist, unsere beiden kaiserlichen Nachbarn in Frieden zu erhalten.“ Dieses Bismarckwort gilt, wie noch fast jeder Satz des Dreibund-Abschnitts, dieses goldenen Koder in den „Gedanken und Erinnerungen“. Drum steckt, so herkömmlich sie auch klingen, diesmal doch ein festerer Kern in jenen Worten der amtlichen Mitteilung, die die Friedenszuversicht der beiden Staatsmänner außer auf den Dreibund „auf die günstige Entwicklung der Beziehungen Deutschlands und Österreich-Ungarns zu den andern Mächten“ stützen. Da ist wohl die gemeinsame Erklärung Österreichs und Rußlands schon nahe, die verkünden wird, daß die Türkenherrschaft respektiert werden und auf dem Balkan womöglich alles bleiben soll, wie es ist. Keine Festlegung bis ins Einzelne, wie im Mürzsteger

Programm, nur eine allgemeine Warnung an die Ruhestörer, die ihnen den Wahn benimmt, daß sie an einem österreichisch-russischen Feuer ihr Süppchen kochen könnten! Ist man soweit, dann wird auch Erzherzog Franz Ferdinand nach Petersburg kommen, zum Dank für den Zarenbesuch des Jahres 1903, den die Habsburger während des Kriegs und der Revolution nicht erwidern konnten, nach Reval und Racconigi aber nicht mehr erwidern mochten. Waren die Toaste des russischen und bulgarischen Zaren, die beide von der Notwendigkeit der Erhaltung „des Friedens, der Eintracht und Ordnung in den Balkanstaaten" sprachen, schon der Vorklang des Versöhnungsmanifestes? Dann müßten wir nicht mehr gleich aus unserer Ruhe schnellen, wenn irgendein kleiner östlicher Vulkan zornige Lava zu speien beginnt. Für den europäischen Frieden gibt es heute kein Bild, das größeres Vertrauen erwecken könnte, freilich auch kein vergnüglicheres als: Bethmann rechts, Aehrenthal links, Iswolski in der Mitten.

Josef Adolf Bondy

Von den Berliner Bühnen

Mit den ersten Frühlingswinden flog der Erfolg nun auch ins „Berliner Theater". Gott sei Dank. Flog mit dem Stück eines ungarischen Europäers, der die „gelbe Gefahr" da packte, wo sie melodramatisch ist. Diese Ungarn leben und dichten überall, nur nicht zu Hause. Man trifft sie auf Regent Street, sieht sie bei Brahm oder Reinhardt die gescheiten Augen aufreißen oder findet sie in der Rue Pigalle bei Fursy. Dieser Lengyel (sein Drama heißt „Taifun") ist besonders gescheit. Man darf ihn bewundern: er schreibt ein Stück fürs „Ambigu" und darf sich den Anschein geben, als habe er ans Lessingtheater gedacht. Ja, etwas mehr als Anschein. Er zieht im innersten Kreise des Stückes Lebensspuren psychologischer Erkenntnisse. Ein Herdensubjekt, eine Nummer unter Millionen endet tragisch als Mensch. Ein gleichgiltiges Gehäuse birgt ein dunkles Uhrwerk. Einer, dem Vaterland, Unterwürfigkeit unter eine Staatsidee, Solidaritätsgefühl, gute Bürgerlichkeit alles waren — entdeckt plötzlich in sich die Leidenschaft, die jedes Anerzogene, Eingeimpfte, Anerworbene überwältigt. Er, der die verkörperte Ruhe ist, gerät in einen Taumel von Sinnlichkeit und Gefühlsüberschwang. Tötet das Weib, das er liebte, und das ihn reizte. Das Weib freilich ist fürchterlich, ist unmöglich. Auch an die Japaner-Gesellschaft, die die Vaterlandsidee in die Karikatur hinein übertreiben und sich in der großmütigen Absicht überbieten, die Schuld eines andern auf sich zu nehmen, nur damit dieser andere sein, für Japans Fortschritt so nützliches Werk fertig schreiben könne, — an diese Gesellschaft vermag ich nicht zu glauben. Ferner sind mir die europäischen Herrschaften, der eitle buchmäßig perorierende Professor und der Raisonneur, der in selbstgefälligen Antithesen schwelgt, als alte, ehrliche Schwanktypen verdächtig. Doch das Stück hat

ohnedies genug, um dem Publikum zu gefallen, das im Theater Sensationen sucht: die pariser Enklave der erotischen gelben Männer, die ihr Nationalfest im Kostüm, bei sentimentalem Sang und Lautenklang begehen, — ein magisch beleuchtetes Teesymposion im Chrysanthemenkranz; der Konflikt zwischen dem Japansohn und der Pariser Dirne, der, immer hitziger geführt, in Mord und Totschlag endet, und daran anschließend die aufregende und aufgeregte Besprechung der Genossen, die für den Schuldigen einen Unschuldigen der Justiz als Opfer senden wollen; sodann der übliche Gerichtsakt, der noch immer zieht, hier aber um so mehr zieht, als im Wettstreit des Edelsinns die Richter getäuscht werden und die Spannung so weit getrieben ist, daß die Wahrheit wirklich nicht ans Licht kommt, obwohl sie jeden Augenblick kurz vor der Enthüllung steht. Dieser Ungar ist ein sehr gelehriger Schüler Frankreichs.

* * *

In den „Kammerspielen" erschien der Hausdichter Wilhelm Schmidt-Bonn mit einem neuen Stück, das sich eines sehr kurzen Titels erfreut: „Hilfe! Ein Kind ist vom Himmel gefallen!" Ich sehe, nun wird auch wohl der Traum meines Freundes Wirklichkeit werden, der ein Dramolet zu schreiben wünschte, so betitelt:

Üb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.
Plauderei in 1 Akt von M. B.

. . . Schmidt-Bonn ist zu den Hauptmotiven seines holden Erstlingdramas, „Mutter Landstraße," zurückgekehrt, ohne daß er dichterisch-künstlerisch über dieses Werk irgendwie hinausgewachsen wäre. Er hat bei seiner Rundreise einige verführerische Muster aufgelesen, um seine Arbeit „Tragikomödie" nennen zu können: Wedekind und Shaw. Schade, — sie haben den braven Jungen aufs Glatteis geführt und der Lächerlichkeit preisgegeben. Schrieb er damals mit balladeskem Unterklang die moderne Legende vom verlorenen Sohn in einer gefaßten, gedrungenen Form dramatischer Führung und in einem realistisch-phantastischen Einklang des Sprachtons, so gibt es in dieser modernen Legende von der verlorenen Tochter nur einen einheitlichen ersten Akt, sonst aber ein Stilwirrsal und ein geistiges Akrobatentum, so platt, daß ein Erfolg nicht mehr in Frage kommen konnte.

Aus „Mutter Landstraße" sind der Trotz der Kinder gegen die selbstsüchtig beharrenden Väter und der Gedanke hinübergeführt, daß die verkommenen Opfer des Lebens gar nicht so schlimm sind, wie sie aussehen. Doch die väterliche Überhebung und Strenge, dort im ganzen glaubhaft, läuft hier in skurrile Wirkung aus, und die Charakteristik der vom Schicksal Enterbten, dem Zwielicht tragischer und komischer Beleuchtung entrückt, ist von der fixen Idee einer Verherrlichung besessen, die dem Bourgeois mit einer Antimoral, wie sie sein soll und muß, eins auswischen möchte.

Marie, die Tochter eines reichen

Fabrikanten, gelangt zu einem Kinde auf eine Art, die in deutscher Literatur nicht neu ist: sie wird in einer schwülen Sommernacht von einem Einbrecher überrumpelt. Halb zog er sie, halb sank sie hin: denn der Bursche ist so übel nicht. Obwohl sie ihm in seelischer Verwirrung die Schätze des Hauses verrät, so will der sozial emporstrebende Übeltäter doch schließlich nur sie und nicht das Geld. Darum haßt sie auch das Kind, das sie unter Schmerzen geboren hat, gar nicht, vielmehr verteidigt sie das kleine lebendige Besitztum gegen ihren aufgebrachten, sehr bürgerlichen Vater, der den unwillkommenen Balg aus dem Hause tun will, bis zur Selbstaufopferung. Ja, das Weibchen bleibt so intensiv in ihr rege, daß sie dem seltsamen Liebhaber nachspürt und unter dem Vorwande, das Kind durch eine Scheinehe ehrlich zu machen, ihm in seine Brigantenhöhle nachschleicht. Dieses Verbrechermilieu hat man in deutschen und französischen Diebskomödien schon echter, sozial ergreifender und komischer gesehen. Marie erreicht ihren Zweck soweit, als der schöne Geldschrankknacker, der die Gesellschaft haßt, doch ihre Tausendmarkscheine nicht verachtet, auf den Eheplan zum Zwecke der Erpressung eingeht. Sie kommen in Maries Elternhaus, der Dieb gebärdet sich als Schwiegersohn, und um Verführer und Verführte fürs erste los zu sein, schickt der empörte Alte das Volk nach Amerika. An Geld läßt er's nicht fehlen, und wenn ich Schmidt-Bonns Erhöhungs- und Artbildungsideen richtig verstehe, so wird das Paar nach einer Anstandsfrist zurückkehren, der Dieb mit der gesunden menschlichen Basis wird in das Geschäft des Schwiegervaters eintreten und dem gesegneten Kaufmannsstande einige Mustereremplare der Gerissenheit schenken. Er hat das Zeug dazu.

Julius Elias

Die Wiederauferstehung des Manchestertums

Die Worte, mit denen sich der Reichskanzler von Bethmann Hollweg im Reichstage bei der Interpellation über seine Wahlreformrede von dem Vorwurfe bureaukratischer Gesinnung zu reinigen suchte, erinnern ganz seltsam an die Reden, womit die Professoren Alfred und Max Weber aus Heidelberg auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik in Wien vor einigen Monaten so viel Aufregung verursachten. Die Brüder Weber spotteten über die „Wandlung zur Pensionsberechtigung", die in der reichsdeutschen Kulturpsychologie wahrzunehmen sei, „Papachen- und Mamachen-Existenzen" schaffe, und bis in die unteren Schichten des Volkes dringe. Sachlich sagte Herr von Bethmann Hollweg genau dasselbe. „Bureaukratisches Regiment führt unser Volksleben zum Absterben," erklärte er und fuhr fort: „Ich habe nun bald drei Jahre die Ehre, mit Ihnen zusammen zu arbeiten. In den mannigfaltigsten sozialen Fragen, die ich mit Ihnen behandelt habe, habe ich immer wieder vor der trügerischen Hoffnung gewarnt, die Welt mit Gesetzesparagraphen und dem hinter ihnen stehenden Heer von

Beamten verbessern zu können." Professor Alfred Weber bedauerte besonders, daß der Bureaukratismus die Massen zu verderben drohe, „aus denen heraus wir zu neuen großen Kulturmöglichkeiten gelangen wollen". Auch der neue Reichskanzler sieht in der Freiheit der Arbeit der unteren Schichten die Voraussetzung für eine gedeihliche Entwicklung des Kulturlebens; er erwarte, meinte er, von der Arbeit des Volkes sehr viel größere Vorteile, als von irgendwelcher Reglementiererei, die immer unpraktisch sei und dahin führe, hinter jeden Arbeitgeber und Arbeitnehmer einen Polizeimann zu stellen. „Und wenn ich in meiner Abgeordnetenhausrede darauf hingewiesen habe, daß es die unteren Gliederungen des Staates und Volkes sind, in denen die größte wirtschaftliche und geistige Kulturarbeit geleistet wird, dann habe ich damit ausgesprochen, daß wir ohne die freiwillige und freie Mitarbeit und Tätigkeit des Volkes nicht vorwärts kommen. Wer das bureaukratische Anschauungen nennt, der weiß mit Fremdworten eben nicht Bescheid." Noch eine wesentliche Übereinstimmung verdient hervorgehoben zu werden. Professor Weber sprach von den Möglichkeiten im politischen Leben, die Bureaukratie in den Parteidienst zu stellen und die verdientesten Mitglieder einer herrschenden Partei mit den fettesten Stellen zu versorgen. Er forderte deshalb eine „scharfe Trennung des parteipolitischen Apparates und des bureaukratischen Apparates" durch die Einsetzung von Anstellungsämtern. Aus ähnlichen Gründen glaubt der neue Reichskanzler den „Parteidienst der Beamten" „verurteilen" zu müssen.

Welche Ironie liegt nun nicht darin, daß auf der Wiener Tagung des Vereins für Sozialpolitik ein Vertreter der preußischen Regierung Anschauungen bekämpfte, die heute ein preußischer Ministerpräsident und deutscher Reichskanzler vertritt. Ministerialdirektor von Thiele war es, der in Wien der Rede Professor Alfred Webers das Etikett „Anarchismus" anheftete und mit den Worten: „Sorgen Sie für ein ordentliches Wahlrecht zu den Landtagen und zu den Stadtverordnetenversammlungen, und dann haben wir die Garantien, um der Bureaukratie entgegenzutreten," den Parlamentarismus dagegen auszuspielen suchte. Und wie ist es zu verstehen, daß die Brüder Weber vom „Vorwärts" warm in Schutz genommen wurden, während ihre Anschauungen als Äußerungen des neuen Reichskanzlers vom Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie als Gipfel reaktionärer Denkweise verschrien werden? Dafür muß es natürlich einen Grund geben, und der ist darin zu suchen, daß Herr von Bethmann Hollweg aristokratische, die Brüder Weber dagegen demokratische Mittel für die Heilung desselben Übels vorschlagen. Die Brüder Weber wollen die Bureaukratie nicht nur von politischen Einflüssen freihalten, sondern aus ihr gewissermaßen eine Beamtenrepublik machen, in der nicht Treuverhältnisse, sondern freie Vertragsverhältnisse die Arbeit regeln. Herr von Bethmann Hollweg will im Gegenteil die Disziplin noch straffer, die Abhängigkeit der Beamten von den Zentralstellen

Terrasse bei la Paz auf [illegible]

Blick auf [illegible] und
[illegible]

der Verwaltung noch stärker gestalten.

Die Frage, ob die Notwendigkeit der Entwickelung die leitenden Kräfte des politischen Lebens mehr in die eine oder die andere Richtung drängen wird, mag hier auf sich beruhen bleiben. Wichtiger ist die Tatsache, daß die Anschauungen, die die Brüder Weber in Wien, Herr von Bethmann Hollweg im Reichstage vertraten, dem totgeglaubten Manchestertum wieder neues Leben einhauchen. Im Reiche der Wissenschaft sind auch die Brüder Weber längst nicht mehr die einzigen, die gerade als überzeugte Anhänger der liberalen Weltanschauung zu der reinen Lehre des verrufenen Manchestertums zurückkehrten. Dazu gehören z. B. Franz Oppenheimer in Deutschland und Jacques Nowicow in Rußland.

Oppenheimers bekannte bodenreformerischen Schriften sind von Staatssozialismus so rein, wie die Adolf Damaschkes davon getrübt sind. Nowicow, der in der deutschen wissenschaftlichen Literatur auch kein Unbekannter ist, hat namentlich in Frankreich und Italien Schule gemacht. In seinem jüngsten Werk „Das Problem des Elends", (wovon bei Theod. Thomas in Leipzig die deutsche Übersetzung Alfred Frieds erschien), sucht er das wirtschaftliche Leben in ganz eigenartiger Weise als Fortsetzung und Projektion des biologischen Geschehens zu erklären und kommt dabei zu einem vernichtenden Urteil über alle, das eigentliche Wirtschaftsleben treffenden staatssozialistischen Maßnahmen. Er legt auch dar, wie das Manchestertum in Verruf kam: „Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren noch vierjährige Kinder dazu verdammt, vierzehn Stunden täglich in den Fabriken zu arbeiten. Als einzelne Menschenfreunde das ungeheuerlich fanden und ein Gesetz forderten, um dieser entsetzlichen Ausbeutung des Menschen durch den Menschen einen Riegel vorzuschieben, protestierten gewisse Industrielle im Namen des „Laissez faire, laissez passer“ dagegen. Sie haben unrecht gehabt, denn diese Formel hatte absolut nichts zu tun in einer rein juristischen Frage, die auch so formuliert werden konnte, ob ein Familienvater das Recht hat, sein minderjähriges Kind zu quälen, um erhöhte Einkünfte zu erhalten . . . Die Lehre des „Laisser faire, laisser passer“ bezieht sich auf wirtschaftliche Handlungen und keineswegs auf rechtliche. Niemals hat der enragierteste Manchestermann behauptet, daß der Arbeitgeber das Recht hätte, seine Arbeiter zu töten oder deren Gesundheit zu beeinträchtigen, wenn dies die Fabrikation fördern würde." Dagegen sieht Nowicow z. B. in der Altersversicherung einen „Akt der Ungerechtigkeit gegenüber der Gesamtheit der Bevölkerung und eine beleidigende Maßnahme gegenüber den Arbeitern".

Unsere vielgepriesene sozialpolitische Gesetzgebung ist fraglos mit schuld an der geradezu beängstigenden Zunahme der Zahl der Beamten. Nur dadurch ist das Bedürfnis nach Kontrolle und Schreibwerk ins Ungemessene gewachsen. Beim Reich, bei den Bundesstaaten, bei den Kommunalverbänden und bei den zur Durchführung der Gesetzgebung geschaffenen Selbstver-

waltungskörpern wurde der Bedarf an neuen Beamten von Jahr zu Jahr größer. Das führte wieder zu immer schlimmerer öffentlicher Schuldenwirtschaft und zu einer immer drückenderen Besteuerung der freien Erwerbsstände. In alle dem, besonders in der bureaukratischen Reglementierung des wirtschaftlichen Lebens, gleichen die Wirkungen des modernen Staatssozialismus denen des Merkantilismus, dessen Herrschaft durch die Lehren der Physiokraten und des englischen liberalen Manchestertums gestürzt wurde. Nachdem der merkantilistische Colbertismus in Friedrich Lists Schutzsystem wieder auflebte und durch den modernen Staatssozialismus folgerichtig ergänzt wurde, scheint jetzt die Manchesterlehre vom Laisser faire, laisser passer in neuer Gestalt auferstehen zu sollen, um wenigstens einen frischen Luftzug in die stickige Atmosphäre des modernen bureaukratisch geregelten Wirtschaftslebens zu führen.

Otto Corbach

Ungarische Maler

Die Begleiterscheinung des Aehrenthal-Besuchs in Berlin bildete eine friedliche Magyaren-Invasion. Wie auf Verabredung erschienen plötzlich zwei ungarische Stücke auf den Berliner Bühnen, etablierte sich eine Vereinigung ungarischer Musiker, okkupierten ungarische Maler das Sezessionshaus am Kurfürstendamm. Allerdings: ungarischer Kunst von Charakter und Sonderart hat man sich nur bei den Musikern zu versehen; die anderen beiden Gruppen stehen unter dem Zeichen der Internationalität. Wie die Molnár und Lengyel ihre Dramen in Amerika und in der japanischen Kolonie von Paris spielen lassen, so treiben auch die Maler in der Hauptsache eine Kunst von allgemein-europäischem Stempel. „Allgemein-europäisch" — das ist in diesem Falle fast ausschließlich: Franzosennachahmung. Man sieht in der Gruppe ungarischer Moderner, die sich hier präsentiert, die ganze Linie der Pariser Entwicklung von Fontainebleau über Courbet und Manet bis zu Gauguin, Cézanne und Matisse in einem Spiegel. Einige germanische Elemente mischen sich bei: früher Deutsches, Münchnerisch-Düsseldorfisches, ein Gran Piloty, ein Lot Knaus-Vautier, ein Gläschen Leibl, ein Quentchen Böcklin; heute ein Schuß Nordisches, das Edvard Munch liefert. Aber das ist Nebenwerk, die Hauptkosten trägt Paris. Ladislaus von Paál steht dabei an der Spitze, ein gehorsamer Schüler der Meister von Barbizon; Rousseau, gemildert durch Corot, der der sinnlich-schwärmerischen Pußtasentimentalität des Ungarn entgegenkam. Das ergab eine nicht üble Rassenkreuzung, und als Resultat eine Landschaftskunst von warmen, duftigen Klänger. Paáls Altersgenosse Michael Munkacsy war aus anderem Holze geschnitzt. Es ist ein großes Vergnügen, diesem stärksten Talent, das die ungarische Malerei überhaupt erzeugt hat, wieder einmal zu begegnen. Man kennt im Publikum gemeinhin von Munkacsy nicht viel mehr als ein paar große historische Maschinen, wie den Christus vor Pilatus und das Kreuzigungsbild, in denen der Magyar

sich pilotymäßig gebärdete, und man hat nie recht begriffen, wieso in den Handbüchern zu lesen war, daß die jüngeren Deutschen, an ihrer Spitze Liebermann und Uhde, sich in den siebziger Jahren in Paris an Munkacsy geschult hätten. Jetzt werden diese Zusammenhänge zur Evidenz erwiesen an prachtvoll farbkräftigen Landschaften, Figurenstudien und Skizzen, die in ihren dunkeln, schweren Tönen eine fest zupackende Malerfaust von höchst persönlichem Griff ahnen lassen. Man sieht, wie der in Deutschland Herangereifte, der wohl schon in München durch Vermittlung der Rambergschüler die Brücke nach Westen zu schlug, bei den Franzosen der Courbetzeit sich wandelte. Dann geht's weiter. Manets kühle Valeurs, zarte Helligkeiten und japanisierende Geschmacksmotive kehren bei Adolf Fenyes wieder. Andere Pariser Impressionistenspiele klingen bei dem alten Szinyei nach, der andererseits in München den Kolorismus Böcklins kennen lernte und nun seltsam hin- und herschwankte. Auch Besnardsche Farbentendenzen tauchen auf. Überhaupt die ganze Pariser Speisekarte der letzten zwanzig Jahre. Bis die Jünglinge kommen und mit „Neoimpressionismus", „synthetischen Abbreviaturen" und altassyrisch-ägyptischen Stilisierungen herumwirtschaften, daß es nur so eine Art hat. Ein paar Ansätze zum Nationalen wagen sich erst in jüngster Zeit ans Tageslicht, von mehr kunstgewerblichem als künstlerischem Sinn. Hier jedoch haben wir auch das frischeste, persönlichste und überzeugendste Ungarn-Talent der ganzen Ausstellung: Josef Rippl-Rónai; auch er bis vor kurzem unverfälschter Pariser, aber seit einigen Jahren ein Hort und ein Zukunftsprogramm nationaler Kunstübung jenseits der Leitha. Das ist nun endlich die rechte Mixtur: vollständige Ausrüstung (bis an die Zähne) mit französischer Technik, und dazu ein schwer definierbares magyarisches Etwas, nicht etwa nur in den Gegenständen, in den Menschen, Häusern, Landschaftsblicken der Heimat, sondern nicht minder im Malerischen selbst, in der rassigen Buntheit, in der südöstlichen Sonne und Fruchtbarkeit, in der auch koloristisch faßbaren Stimmung einer erwachenden, vorwärts drängenden, kernigen Volkskultur, in der urwüchsigen, feurigen Natürlichkeit eines Stammes mit eignen Lebensgewohnheiten, eignem Wein, eigner Küche, eignen Liedern und eigner Sehnsucht.

* * *

Just als diese Zeilen niedergeschrieben werden, trifft aus Wien die erschütternde Kunde ein, daß einer der trefflichsten, liebsten ungarischen Kunstkenner und Schriftsteller: Ludwig Hevesi, in einem Alter, da man gemeinhin mit dem Leben zu geizen beginnt, freiwillig von diesem Planeten Abschied genommen. Durch den Pistolenschuß, mit dem er, der ewige Jüngling, sich vor einem Ende in Krankheitspein bewahrt hat, ist dem habsburgischen Schrifttum unserer Tage ein Stück aus dem Herzen gerissen worden. Auch unsere Blätter betrauern in ihm einen Freund. Erst vor wenigen Wochen (im zweiten Dezemberheft) veröffentlichten wir einen ausgezeichneten Aufsatz aus

seiner Feder über das Museum in Budapest, und in temperamentvollen Briefen, die einen weitausgreifenden Plan fernerer Mitarbeiterschaft aufstellten, versicherte er uns seines frohen Interesses an unsern Bestrebungen. Nun bleibt uns nichts übrig, als einen frischen Kranz der Liebe und Verehrung an seinem Grabe niederzulegen.

M. D.

Hermann Heiberg

Am 16. Februar ist Hermann Heiberg in Schleswig gestorben, in seiner Vaterstadt, die er über alles liebte. Erst als er sich in die Heimat zurückzog, hatte er gefunden, was er suchte, und er besang die einzige Geliebte, die er immer treu fand, in einfachen innigen Versen. Diese Verse schmückten nebst dem Wohnhaus des Dichters, einer Ansicht der einsamsten Partien Schleswigs und dem Bildnis Heibergs jede Postkarte, die er schrieb. Die Verse lauten: „Als Kind schon grübelt' ich, — wo wohl das Paradies gewesen. — Ich suchte es, als mich das Leben — warf ins Weltgetriebe. — Ich wollt' mich flüchten in die Gärten, — hör'n die Vögel singen! — Was dort an wunderſel'ger Lust, sollt' — meine Brust durchdringen! — Umsonst! Erst als mein Fuß — betrat die heimatlichen Fluren, — fand ich des einst'gen Paradieses — wundervolle Spuren!" Heiberg hat sich im Leben in allen möglichen Dingen mit wenig Glück versucht, und je älter er ward, desto enttäuschter, desto trauriger und bitterer waren die Briefe, die er an die Freunde schrieb, deren stets weniger wurden. Sein Vater hatte sich in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Politiker hervorgetan. Er war Rechtsanwalt, mußte eines Tages wegen politischer Verfolgungen die Advokatur aufgeben und begründete dann in Schleswig eine Buchhandlung, die der Sohn schon in jungen Jahren übernahm und im Laufe der sechziger Jahre zu einem bedeutenden Verlagsgeschäft erweiterte. 1870 verkaufte Heiberg den Verlag und siedelte nach Berlin über, wo er die geschäftliche Leitung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" übernahm. Seine Stellung brachte es mit sich, daß Heiberg die Gesellschaft kennen lernte, und im Alter von 42 Jahren schrieb er sein erstes Buch, die „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland", die ein bedeutendes Erzählertalent zeigten. Nach seinem Abgang von der „Norddeutschen Allg. Ztg." widmete sich Heiberg dem Bankfach, unternahm als Direktionsmitglied der Henckelschen Bankanstalt große Reisen durch Europa und befaßte sich selbst sehr ernsthaft mit finanziellen Unternehmungen, die zum großen Teil fehlschlugen. Der vielverheißende Erfolg der Plaudereien mit der Herzogin von Seeland veranlaßte ihn dann, Schriftsteller von Beruf zu werden. Die älteren Leser von „Nord und Süd" kennen Heiberg aus dem Roman „Die Leiden einer Frau", der seinerzeit in diesen Blättern zuerst gedruckt wurde.[1]) Auch kleinere Arbeiten aus seiner Feder konnten

[1]) Der Roman ist vor kurzem in einer billigen Ausgabe im Verlag Deutscher Zeitschriften erschienen.

hier veröffentlicht werden. Heibergs letztes Buch, seine Erinnerungen, sind unter dem Titel „Streifzüge ins Leben" wenige Wochen vor seinem Tode herausgekommen[*]). Das Werk zeugte für eine unverminderte Geistesfrische des Dichters und seine gläubige Liebe zur Menschheit. Sehr hübsch sind die Bosheiten dieses Buches: die Charakterisierung der „Modernen", die ihn aus der Gunst des Publikums verdrängt hatten, entzückend die Einteilung der Menschen in „Das-heißt-Menschen", in „Ich-meine, ich-meine-Menschen" und Leute, die „Wissen Sie, wissen Sie" sagen. Wenn man dieses letzte Buch Heibergs liest, zweifelt man doch sehr daran, ob dieser Tote nicht doch noch heute recht lebendig ist . . . Ernst Friedegg

Finanzpolitisches

Gewinne wünscht man nicht wieder zu verlieren! Das ist auch der Schlüssel zu der gegenwärtigen Zurückhaltung. In der Tat befindet sich heute die Börsenspekulation in dem Zustande jener Menschen, die erst, nachdem sie zu Geld gekommen, sparsam werden. Es wurde an der Aufwärtsbewegung der Kurse, zuerst von Kolonial- und sodann von Industriewerten, enorm verdient, und nunmehr wird der lange Emporstieg überschaut, um einmal Atem zu schöpfen und auszuruhen. Nicht etwa, daß das Publikum bereits völlig unempfindlich gegen jeden äußeren Anreiz geworden sei. Allein im Großen verschlägt es doch wenig, ob sich verschiedene Wechselstuben zusammentun, um an einem Mittage irgend eine kleine Fabrikaktie hinaufzusetzen und 24 Stunden später heißblütige Kauffreise dann teuerer nachkaufen. Die Banken selbst tun zwar so, als wären sie und ihre Wechselstuben keineswegs dasselbe, aber diese geschickte Art von Unverantwortlichkeit hat nicht mehr Wert, als z. B. die der leitenden Elektrizitätsunternehmen, falls einer ihrer Filialleiter Unterbietungen vornimmt, die den Syndikatsabmachungen ins Gesicht schlagen. Im übrigen kann es ja auch das Publikum mit Händen greifen, wie schwer sich sogenannte Kassapapiere verkaufen lassen, — im Gegensatz zu deren raschen Anschaffungsmöglichkeit. Und dies trotz eines billigen Geldstandes, der nur vorübergehend versteift wurde, als die Einzahlungen auf unsere Anleihen stattfinden mußten. Was wäre die beste Anlage? so fragt heute der Skeptiker, und die eigene Antwort lautet leider: „Leerverkäufe in den neuen Konsols und Reichsanleihen!" Damit wird ein solcher Spott noch keineswegs in Taten umgesetzt. Es geht jedoch ein trüber Ernst daraus hervor, bezüglich Deutschlands Finanzen, für den doch ziemlich sichern Fall, daß wir zu Wasser und zu Lande in dem alten Stile weiter rüsten. Optimistisch wird auf der andern Seite der Gang unserer Industrie angesehen, obgleich der Stahlwerksverband mit einer Nichterhöhung der Träger- und Formeisenpreise überrascht hatte. Dafür hat aber die Stabeisenkonvention

*) Bei S. Schottlaenders Schles. Verlagsanstalt, Berlin.

abermals ihre Sätze gesteigert, während sie für Univeraleisen-ihre Konventionswünsche noch einstweilen vertagen mußte. Übrigens glaubt man einen Handelskammerbericht von Essen oder Düsseldorf zu lesen, wenn man den jüngsten Geschäftsbericht des Schaaffhausenschen Bankvereins zur Hand nimmt. Soviel wird darin vom Eisen- und Stahlgußgewerbe, von der Waggonindustrie, von Werkzeugmaschinen, gewalzten Röhren usw. usw. gesprochen. Jenes Großinstitut dokumentiert eben auf solche Weise seine leitende Stellung in unserm Montanwesen, dessen Aufschwung nach Meinung von Schaaffhausen durch die Verbilligung des Geldes viel zu hoffen habe. Als ob nicht bei stärkeren Ansprüchen unserer Industrie die Flüssigkeit bald aufhören werde! — Die Kursstürze zu Ende Februar in Phönix, Harpener und Laura sind wahrscheinlich viel zu mystisch behandelt worden. Trotzdem ja Phönix schon lange einen Aufsichtsrat besitzt, der sich inmitten der widersprechendsten Bilanzgerüchte eher wohlgemut, als bänglich fühlt. Ebenso wie man bei Laura niemals die Rivalität zwischen Bleichröder und der Dresdner Bank übersehen darf (selbst wenn letztere es anders hinstellt), so daß selbst ein etwaiger Stückemangel bei den Ultimoschiebungen nicht immer als echt anzusehen ist. In Wahrheit sind aber die großen Montanaktien unverhältnismäßig hoch gewesen, so daß auch ohne die neuesten Balkanwirren und Herrn Aehrenthal in Berlin schon ein Rückschlag erwartet werden konnte. Und auch Disconto Commandit standen schon hoch genug, als der glänzende Jahresabschluß herauskam.

* * *

Mr. Taft scheint keine Angst mehr einzuflößen, wenigstens geben sich die New Yorker Großen momentan keine Mühe, durch Angstverkäufe eine Pression auf das weiße Haus zu Washington auszuüben. Auch muß drüben die wirtschaftliche Erholung rasch wiederhergestellt worden sein, da eine Reihe ungünstiger Nachrichten auf die Kurse ohne Eindruck bleibt. In Amerika sind solche Zeichen immer sehr bedeutsam. Der neue Star, der dort nicht etwa am Opern-, sondern am Börsenhimmel aufgegangen ist, heißt Hawley, und ihrem Alter nach scheinen die Railroadmen fast ebenso langsam emporzuwachsen, wie etwa berühmte preußische Heerführer. Hawley, der freilich mit ersten Häusern wie Speyer schon Einiges finanziert hat, soll einstweilen seine Eisenbahnunternehmen noch nicht so sicher fundiert haben, wie dies vor ihm Harriman zu tun vermochte. Ein solcher Umstand muß also zur Aufmerksamkeit mahnen. — Und auch ein erstes deutsches Unternehmen verdankt diesmal dem Aufschwung der Union seinen vorzüglichen Jahresabschluß. Es ist das die Hamburg-Amerikalinie. Man wirft manchmal einzelnen unserer Fabrikgeschäfte vor, sich zu ausschließlich auf Amerika konzentriert zu haben, da alsdann bei einer Krise drüben gar keine anderweitigen Umsätze vorhanden seien. Ähnlich steht es um unsere größten Dampfergesellschaften, nur daß man ihnen deswegen keinen

Vorwurf machen kann. Denn sobald in den Vereinigten Staaten eine Stagnation eintritt, wird erfahrungsmäßig auch die Handelsschiffahrt an fast allen andern Punkten dieser er- und importirenden Erde stocken. Herr Ballin könnte also ein noch umfassenderes Talent sein, als er tatsächlich ist, ohne an dieser gewaltigen Klippe ruhig vorbeizukommen. Ein vorsichtigeres Finanzieren hat er aber wohl inzwischen gelernt. Was die nunmehr verschobene amerikanische Ausstellung in Berlin betrifft, so ist es immerhin merkwürdig, daß der Staatssekretär Delbrück erst eine Reichstagsinterpellation abwartet, um diejenigen Bedenken zu äußern, die er bereits vor Monaten den Unternehmern selbst in entscheidender Weise hätte mitteilen können.

* * *

„Das ganze Deutschland soll es sein!" so intonierten bei uns einige einflußreiche Privatkreise, als auch der deutschen Hochfinanz das neue bulgarische Anlehen präsentiert wurde. Und das hieß: nicht nur unsere Kapitalisten, sondern auch unsere Industriellen müssen jetzt in Bulgarien Beschäftigung erhalten! Der weitere Einwand gegen die offizielle Zulassung — betreffs des fehlenden Unterpfandes wäre wohl sonst kaum erhoben worden, da neben England doch sogar Österreich diese Emission ohne Bedenken übernommen hatte und in Wien die Vorstände der Börse keineswegs stets nach der Pfeife ihrer Hochfinanz zu tanzen pflegen. Auch notieren 5%ige Bulgarische Tabak 102, was sogar trotz des Unterpfandes hoch ist, wo z. B. 4½%ige Portug. Tabak freilich noch höher stehen. Tatsächlich gilt das neue Königreich für ungleich solider, als z. B. das unter einer Schuldenverwaltung befindliche Serbien. Denn wenn Sir Ernest Cassel resp. Großbritannien ihre Gründe dazu hätten, würden sie genau wie kürzlich in der Türkei auch über den Kopf jener Administration hinweg eine Anleihe übernehmen. Das ist jetzt leider alles möglich geworden! Jedenfalls kam die kleine, aber erfolgreiche Bewegung gegen die Bulgarische Anleihe denjenigen Berliner Kreisen recht zu statten, welche gerade die neue Serbische Anleihe auflegen wollten. Denn zwei Balkanstaaten auf einmal sind zuviel! Was aber unsere Reichsregierung anbelangt, resp. Preußen, so hatte der Minister auf eine vertrauliche Anfrage tatsächlich erklärt: es wäre ihm lieb, wenn man ihm ein Einschreiten überhaupt erspare. Auf diese Weise unterblieb die Zeichnung in Berlin, während in Hamburg gegen die offizielle Notierung eine amtliche Vorstellung schließlich nicht zu umgehen war. Die Gründe hierfür können nun unmöglich politischer Natur sein, da wir uns ja in allen Orientfragen, den kleinsten, wie den größten, gänzlich den österreichischen Interessen anpassen. Vielmehr gaben unsere Herren am grünen Tische dem Drängen heimischer Fabrikanten nach, welche in Bulgarien diesmal leer ausgegangen waren. Man möchte um keinen Preis weiter in den Geruch kommen, unsere Industrie im Auslande schutzlos zu lassen. Die

Affäre Mannesmann hat ja gerechter oder ungerechter Weise einen ähnlichen Verdacht erzeugt, und das betreffende Syndikat weiß die diesbezügliche Lage noch immer gut auszunützen, wie u. a. eine seiner letzten Erklärungen beweist, wonach kein Vergleich angenommen werde, „der nicht die allgemeinen deutschen Interessen sicherstelle". Also wiederum: das ganze Deutschland soll es sein! Um nun auf Bulgarien zurückzukommen: wir sind gewiß gegen eine kaninchenartige Vermehrung von Balkanwerten und ebenso umgekehrt für die Förderung unserer Exportindustrie, allein es könnte doch sehr wohl einmal der Moment kommen, wo bei einer fremden Anleihe nicht nur das Kapital, sondern auch Deutschlands Handel ein anderes Interesse haben, als die einzelnen Fabrikanten, die zufällig auftragslos geblieben sind. Es wäre bedenklich, hierbei stets Frankreich nachzuahmen, das ja jetzt regelmäßig bei Anleiheversuchen auf seine Kapitalsmacht pocht, um seiner Fabrikation Sondervorteile zu verschaffen. Das so wichtige Billigarbeiten läßt sich aber bei einer Protektion um jeden Preis, leicht verlernen! Pluto

Zu Gabriel Max' „Schwestern"

Schon geraume Zeit, ehe die Vorbereitungen zur Jahrhundertausstellung von 1906 den Anlaß gaben, auch die vergessenen Jugendarbeiten der Berühmtheiten von heute zu durchstöbern, schon im Jahre 1899 kaufte Tschudi das reizende Bild der drei Schwestern von Gabriel Max, das dieses Heft in einer wohlgelungenen farbigen Wiedergabe bringt, für die Nationalgalerie. Es erregte Staunen und Entzücken. Denn dem großen Publikum war nur der Geisterseher, Märtyrer-, Leichen- und Gespenstermaler, der in aufregenden Sensationen, in erotisch-mystischen, spiritistischen, somnambulistischen oder darwinistischen Phantasien schwelgende Eigenbrödler bekannt, zu dem sich der böhmische Piloty-Schüler entwickelt hatte; und auch den Kennern, die von Max' weniger effektlüsternen, dafür malerisch feineren Frühwerken wußten, war diese kleine Skizze unbekannt geblieben, die den Münchner Kolorismus der siebziger Jahre zu einer Farbenwirkung von so tiefem, eigentümlichem Klang hinführte. Der Künstler hat das Bild im Jahre 1876 gemalt. Er hatte sich damals längst in seiner, ekstatischen, hypernervösen Stoffwelt eingerichtet, aber er war noch nicht ganz darin versunken. Auch unser Bild hat etwas seltsam Geheimnisvolles, eine Stimmung, die jenseits des Realen liegt; doch das ist rein mit den Mitteln des Handwerks, mit der Farbe erreicht, die durch die sinnliche Kraft ihrer zarten Töne und starken Kontraste eine Alltagsszene in eine süßschmerzliche Träumerei umbeutet. O.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Max Osborn in Berlin. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Walter Fliegel, Berlin. — Verlag „Nord und Süd", G. m. b. H., Berlin W. 9, Linkstraße 17. — Auslieferungsstelle für Österreich-Ungarn: Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Zuschriften und Einsendungen werden ohne Angabe eines Personennamens erbeten. — Druck: Schlesische Buchdruckerei vorm. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III, Siebenhufenerstraße 11—15.

Illustrierte Bibliographie

Villa Franz von Stuck in München. Mit Begleittext von Fritz von Ostini. (Sonderdruck aus der „Innen-Dekoration".) Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt.

Das Haus, das sich Franz Stuck vor zwölf Jahren auf der Gasteighöhe jenseits der Isar gebaut hat, war der Vorbote des neumünchnerischen Dekorationsstils und ist noch heute sein stolzestes Denkmal. Der bajuvarische Römerenkel fand ohne Mühe aus den Elementen seines Wesens und Blutes die Verbindung zwischen der altbayerischen Liebe zum Barock, den Empiregedanken der Zeit, den antikisierenden Tendenzen der eignen dekorativen Malerei und den italienischen Motiven, die aus dem benachbarten Welschland so gern auf Süddeutschland hinüberwirken, — jene Verbindung, die seitdem allenthalben in Deutschland anzutreffen ist. Man braucht nur an Emanuel von Seidl zu denken, etwa an seine Säle auf der Pariser Weltausstellung von 1900, oder an Littmanns und Heilmanns Bühnenhäuser, an das Prinzregenten-Theater in München selbst, an das neue Weimarer Hoftheater, an das Schiller-Theater in Charlottenburg. Man gehe etwa, um irgend ein anderes Beispiel anzuführen, auf die neue Rennbahn, die Otto March im Grunewald bei Berlin gebaut hat, und betrachte dort die Ausstattung des Restaurantgebäudes, die ein jüngerer Münchner durchführte. Es ist überall das gleiche Spiel: ein Stück Neupompeji im modernen Deutschland. Stucks Künstlerhaus aber bleibt die Krone aller Zeugnisse dieses Stils, weil es zugleich ein persönlichstes Bekenntnis seines Erbauers und Bewohners ist. Sieht man genau zu, so haben wir es hier mit einer Fortbildung des Lenbach-Stils zu tun; es ist hier wie dort die gleiche Flucht aus der Gegenwart in die Vergangenheit. Nur daß

Straßenfront der Villa Stuck in München
(Aus: „Villa Franz von Stuck". Verlag von Alexander Koch, Darmstadt)

bei Stuck nichts Gekünsteltes, Anempfundenes vorliegt, sondern alles natürlicher Ausfluß seiner Individualität ist, und daß bei ihm an Stelle der älteren Surrogatkultur, die am liebsten mit Stuck, Gips und gemachter Altertümlichkeit arbeitete, die Solidität und Ehrlichkeit des echten Materials trat. Die schöne Publikation des Verlags von Alexander Koch mit Ostinis klugem und lebendigem Text gibt von diesem Monument des Römertums in der gesegneten Gegend der Münchner Bierkeller eine prachtvoll anschauliche Vorstellung. Die Abbildungen, von denen wir hier zwei Proben geben, sind mit der besonderen Sorgfalt hergestellt und gedruckt, die einen Ruhmestitel der Darmstädter Firma bildet. Mit immer neuer Bewunderung verfolgen wir in der langen Reihe dieser Bilder die Einheit und Geschlossenheit des Geschmacks, der hier im Ganzen wie in jedem Detail, in den Zimmern wie in der Anlage des Gartens gewaltet hat. Es ist ein Traum von Schönheit und edler Kultur, der vor uns aufsteigt.

Richard Wagner an Freunde und Zeitgenossen. Herausgegeben von Erich Kloß. Berlin, Verlag von Schuster und Löffler.

Zahllose Briefe Wagners sind in den letzten Jahren veröffentlicht worden, teils einzeln, teils in größeren Sammlungen, in der Hauptsache aus den reichen Schätzen des Archivs des Hauses Wahnfried. Im vorliegenden Bande werden 336 Briefe mitgeteilt, von denen der größte Teil freilich schon bekannt war, wenngleich er in den verschiedensten Zeitschriften zerstreut war. Leider ist, wie in den früheren im Auftrag der Familie Wagner veröffentlichten Briefsammlungen, nicht bei jedem einzelnen Brief angegeben, ob und wo er schon gedruckt ist. Zum ersten Male veröffentlicht, wenigstens vollständig sind Briefe an Heinrich Porges, Karl Klindworth, Josef Standhartner, Karl Friedr. Glasenapp, Verena Stocker, endlich an die Prinzessin Marie Hohenlohe. Warum nicht alle in meinem Buche „Richard Wagners Briefe nach Zeitfolge und Inhalt" zuerst verzeichneten inhaltsvollen Briefe an Robert Schumann, sondern nur eine Auswahl daraus mitgeteilt ist, vermag ich nicht einzusehen. Der Zeit nach umfaßt diese neue Publikation, die übrigens den letzten Rest des Bayreuther Archivs der Öffentlichkeit übergibt, die langen Jahre 1834—1883; der Inhalt ist ein so mannigfaltiger, daß er sich schwer überblicken läßt. Vielleicht hätte der Herausgeber gut getan, hervorzuheben, welche Briefe tatsächlich Neues bringen. Die meisten geben nur Ergänzungen oder wiederholen Bekanntes. Sehr bedenklich erscheint mir, daß versucht worden ist, die Original-Orthographie Wagners wieder herzustellen. Für die in Aussicht stehende Gesamtausgabe der Wagner-Briefe, die voraussichtlich schon 1914 zu erscheinen beginnen wird, möchte ich dringend empfehlen, die heutige Schreibweise durchzuführen, zumal Wagners Orthographie auch schwankend gewesen ist. Es kann uns doch ganz gleichgültig sein, ob er einmal Punkt, ein andermal Punct

Wand im Musikraum der Villa Stuck in München
(Aus: „Villa Franz von Stuck". Verlag von Alexander Koch, Darmstadt)

schreibt. Viel wichtiger erscheint mir, daß keine Auslassungen vorgenommen werden, daß Briefe, die keinen literarisch-künstlerischen Inhalt haben, nicht vollständig abgedruckt, vielmehr nur in Regestenform geboten werden. Unbedingt nötig ist auch eine weit übersichtlichere Drucklegung als bei den bisherigen offiziellen Wagner-Brief-Publikationen; vor allem muß auf jeder Seite Datum und Adressat angegeben sein. Ganz besondere Sorgfalt wird auf die Register verwendet werden müssen. Auch mit Erläuterungen darf nicht gespart werden, besonders wenn es sich um wenig bekannte Persönlichkeiten handelt.

Wilhelm Altmann

Über Max Brod und sein letztes Buch.

Nie war das Zusammenspiel der dichterischen Kräfte in Österreich so mannigfaltig, ernst und intensiv wie in dieser Zeit. Man muß es — gleichsam gegen das historische Gesetz — bewundern, wie alle Generationen neben- und durcheinander wirken, Ideen sich kreuzen, ohne sich zu verletzen, und wie es immer nur das einzelne Leben ist, das den Wert hat, die Persönlichkeit, die sich in Gestalten und wie mit Musik symbolisch darstellt oder ganz ausspricht. Überall ist die Grillparzersche Tradition lebendig (vielleicht durch Ferdinand von Saar), aber doch wie im geheimen und ganz ohne Epigonentum; die Linie, die von Rosegger zu Schönherr und Rudolf Hans Bartsch geht, wird jene edlere niemals stören, der zwei ihrer leuchtendsten Lichtpunkte den eigentümlich anlockenden Schimmer verleihn: Hugo von Hofmannsthal und Rainer Maria Rilke. Doch schon ist ein jüngstes Geschlecht wach geworden, mit der Sehnsucht nach einer neuen Zeit, aber voll Liebe für die kaum vergangene, und mit Leidenschaft nach dem Kranz begehrend, der auf noch jungen Häuptern ruht. Unter ihnen ist einer, dem sicherlich eine starke Bedeutung und noch stärkeres Interesse zukommt. Am tiefsten von allen trägt er sein österreichisches Teil, daß man scharfe Augen haben muß, es nur zu ahnen, und man wird leicht verwirrt, wenn man ihn immer wieder in Begeisterung und Dank zu französischen Namen aufschauen sieht. Ich meine den Prager Dichter Max Brod.

Er hat Bücher hinausgeschickt, um die Kampf war, aus denen Leidenschaft kam, Leidenschaft aufzurufen; Novellen, in denen das Schöne oft nur in der Ahnung blieb; wie manche seiner früheren Gedichte streckenweise so seltsam gestaltet, daß man, unwillig oder befremdet oder gar verletzt, von diesen Schicksalen fortstrebt — aber dann schwebt immer eines der vielen dichterischen Geheimnisse her, und man ist beschämt oder zumindest im Unrecht und bezwingt sich. Die Lektüre seines großen Romans: „Schloß Nornepygge" ist eigentlich ein fortwährender innerlicher Kampf, namentlich zu Beginn; abgestoßen und wieder angezogen, schwankend zwischen Bewunderung und Mißbehagen, dringt der Leser wie ein Entdecker durch dieses Land voller Überraschungen und Gefahren. Unbeirrt zieht Bild auf

Bild von der magischen Laterne der schaffenden Phantasie durch die Dunkelheit der empfangenden, gegen das Ende zu großartig sich erfüllend in ekstatischen Visionen. Aber in den neuesten Gedichten kann man schon sehen, wie diese schlackenhafte Seele lichter wird, und wer das letzte Buch, den „kleinen Roman“: „Ein tschechisches Dienstmädchen“, gelesen hat — es ist wie alle Bücher Brods bei Axel Juncker in Berlin erschienen —, wird auch diese Entwicklung als Individuation der typischen erkennen, die aus dem Chaos in die Reinheit geklärter Sinne und geläuterten Herzens führt.

Dieses Buch von dem schönen tschechischen Dienstmädchen, der Rätselgestalt, die auftaucht und verschwindet und wieder hervorkommt, ist nicht sehr reich; es ist eine Liebesgeschichte, eine Geschichte der Sehnsucht, wenn man will — denn das Schönste an ihr ist das Warten; und dann die Erfüllung, in die sich alle losgebundenen Wünsche und Kräfte zu stürzen scheinen. Von einem jungen Menschen erzählt sie, der ein sonderliches Leben im Abstrakten hingebracht hat und nun durch eine plötzlich aufflammende Liebe zu jenem Dienstmädchen in der Welt des Tatsächlichen erwacht; wie seine Sinne sich schärfen und verfeinern, wie er sich ganz einlebt in die Sphäre der unermeßlichen Wirklichkeiten, wie er unablässig wacht und dieses Wachen doch nur ein Traum ist. Und wie schön und erregungsstark dieser Traum wird, aber wie karg und kurz, da er das Glück trägt. Sowie er versinkt, sinkt die Welt mit, und in der Nacht der kalten und sternfernen Ideen, unter Gedanken, Begriffen, Urteilsketten, Schemen, bleibt der Einsame zurück, in tieferer Einsamkeit als vordem ...

MAX BROD

MAX BROD

EIN TSCHECHISCHES DIENSTMÄDCHEN

BHD

Karikatur auf Max Brod und verkleinertes Titelblatt seines jüngsten Buches von Lucian Bernhard. (Aus dem Sonderprospekt des Verlages von Axel Juncker, Berlin, über Max Brods Werke)

Ich weiß: man soll den Inhalt eines schönen Buches, das man empfehlen will, niemals verraten, höchstens andeuten, nicht einmal ahnen lassen, und so sage ich nichts mehr. Nur noch das Eine, damit dieser Aufsatz doch auch einer Kritik gleichkommt: die schlichte Schönheit dieses Buches ist eigentlich eine dekorative; seine Architektur scheint dürftig und nicht genau. Aber man braucht nur in eines der innersten Gemächer zu sehen oder einzutreten, und die heimlich-verworrenen Gefühle des guten Wohnens umflüstern wohlig das Herz. Mögen viele kommen und verweilen! Es ist ein goldenes Haus; das steht mitten in einer schwermütigen Stadt, die man von seinen Fenstern weithin überblicken kann; eine alte Stadt ist es, voll Geschichte und verhüllt von Zukunft, groß und wie aus Träumen. So kann man sie langsam im Lesen sich auftun sehen, von der Heimatliebe neu erschaffen und hingestellt: das vieltürmige dunkle Prag.

Felix Braun

Georg Engel: Der verbotene Rausch. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.

Sechs liebenswürdige humorvolle Erzählungen bietet uns Georg Engel in dieser seiner neuen Novellensammlung. Auch in ihnen schildert er wiederum in der ihm eignen amüsanten und doch künstlerisch feinen und vornehmen Art Typen seiner Heimat, kleine Leute, Genre- und Charakterbilder von der pommerschen Küste. Eine außerordentlich lebensgetreu gelungene Figur ist die des „Martin Kriews“. Wer die pommerschen Fischer kennt, wird diesen ungehobelten, doch im Rausche höchst gemütlichen Burschen als ein Staatsstück der intimen Charaktermalerei bezeichnen müssen. Komisch wirkt die Geschichte von der verbotenen Ehe, in der die Seelenhirten dreier Konfessionen zwei Verlobte nicht zum Genusse ihres Glückes kommen lassen: alle drei wollen das zukünftige Kind für ihre Kirche retten. Von den übrigen Erzählungen will ich noch hervorheben: „Christin-Dörthes Verlobung“, — wohl die künstlerisch interessanteste und prägnanteste Novelle der Sammlung. Auch die schwankartige kleine Geschichte: „Das verbotene Stück“ möchte ich nicht übersehen. In ihr kommt der Satiriker zu Worte. Es würde sich übrigens wohl lohnen, diese oder jene der kleinen Geschichten zu scharfpointierten Lustspielen — vielleicht Einaktern — umzudichten.

Hans Benzmann

Lessing-Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft. Eingetr. Verein

In der Reihe unserer Veranstaltungen fand im Januar ein Grieg-Abend statt. Dr. Max Burkhardt sprach im einleitenden Vortrag über die Hauptdaten in Griegs Leben und kennzeichnete seine Stellung in der Musikgeschichte, indem er durch Proben am Flügel den Stil seiner Kunst und sein Verhältnis zur nationalen Romantik seines Vaterlandes zur Anschauung brachte. Sehr reizvoll gestalteten sich die musikalischen Gaben des Abends. Das äußerst geschickt zusammengestellte Programm wies Griegsche Lieder auf, die von Emmy von Holstein mit sympathischer Stimme, starker Empfindung und lebendigem Ausdruck vorgetragen wurden. Am besten gelangen ihr: „Vom Monte Pincio, Hoffnung", und „Ich liebe Dich". Den Mittelpunkt bildete die Franz von Lenbach gewidmete große C-Moll-Sonate, die in Amalie Radwaner-Birnbaums Violinspiel und André Torchianas Flügelbegleitung feinstes Verständnis und künstlerische Interpretation fand. —

Am letzten Vortragsabend sprach Philipp Spandow über das „Uneigentliche der Flugtechnik". Er motivierte den etwas befremdlich klingenden Titel mit dem Hinweise, daß dieser Vortrag eine Ergänzung zu seinem vorjährigen sein solle, bei dem er lediglich die Grundzüge — das „Eigentliche" — der Luftschiffahrt behandelt habe, während er dieses Mal nur vom „Nebenher", den Begleiterscheinungen des großen Ereignisses sprechen wolle. Er gab dann eine feine Auslese aus allerlei merkwürdigen Erfindungen und Erfinderschicksalen. Die geschickt aneinandergereihten Kapitel wurden im wesentlichen charakterisiert durch die Namen: Leonardo da Vinci, Lilienthal, Böcklin, Kreß und David Schwarz. — Der Redner verstand es auch diesmal wieder, eine ganze Reihe fachwissenschaftlicher Probleme ebenso gründlich wie leichtfaßlich in einem so amüsanten, liebenswürdigen Plaudertone zu behandeln, daß die mit Recht so gefürchtete, leidige „Trockenheit" derartiger Vorträge auch nicht einen Augenblick zur Herrschaft gelangte.

Einer unserer Atelierbesuche wurde durch eine Verkettung unglücklicher Umstände empfindlich beeinträchtigt: Prof. Tuaillons Atelier war verlegt, und durch eine nachträgliche Meldung erst wurde die an sich richtige Adresse der Einladungskarte in eine falsche „verbösert". Es war daher nur eine kleine Schar, die den Umweg nicht gescheut hatte, um den neuen Tuaillon zu betrachten, und wir bitten hierdurch an dieser Stelle wegen der entstandenen Unbequemlichkeiten um Entschuldigung.

In Prof. Tuaillons Atelier befand sich nur ein Werk — eines — und es war kein Löwe, sondern ein Reiterstandbild Kaiser Wilhelms, das durch Gegenstand und Ausführung gleich in-

teressant ist. — Fritz Stahl gab einen kurzen Überblick über Tuaillons Kunst, dessen Ruhm durch die Amazone begründet wurde, die nun ihren Platz zwischen Museum und National-Galerie gefunden hat. Durch dieses Werk wurde Tuaillon in die erste Reihe der modernen Bildhauer gerückt, die es sich angelegen sein ließen, die durch malerische Anschauung verweichlichte Plastik zur Größe und Einfachheit zurückzuführen und das plastische Gewissen zu erwecken. Als erster Künstler dieser Richtung wäre wohl eigentlich Adolph Hildebrand zu nennen, dem es aber nicht gelang, für den tiefen Ernst seiner Auffassung und die Realität der Wiedergabe das Münchener Publikum zu gewinnen. Erst Tuaillon brachte in der Amazone durch Form und Linie die Prinzipien der neuen Kunst zur Geltung: völlige Ruhe und Einheit der Gruppe trotz der Verbindung der antiken Gestalt und des modernen Pferdes. Tuaillons zweites großes Werk war das Kaiser Friedrich-Denkmal in Bremen, das durch eine schwungvolle Wiedergabe der idealen Volksauffassung, einer besonders heldenhaften Anschauung, meisterhaft die Aufgabe dieses Denkmals löste. Die vielumstrittene Kostümfrage bedeutet in diesem Falle eine glückliche Steigerung der Person. Kaiser Friedrich war schon während seines Lebens fast eine sagenumwobene Gestalt, ein Symbol von Schönheit und Kraft, Weisheit und Güte, und die römische Cäsarentracht hebt ihn als etwas Besonderes empor. Nun gibt uns der Künstler dieses Kaiser Wilhelm-Denkmal für die Rheinbrücke in Köln; ein Werk, das so ganz dem monumentalen Gedanken entspricht, der ihm zugrunde lag: die repräsentative Erscheinung zum Ausdruck zu bringen. Pferd und Reiter, jedes für sich besonders modelliert, wirken keineswegs als getrennte Stücke, sondern als einheitlich empfundene Linien, die aus dem lebendigen Ausdruck entstanden sind, charakteristisch für den Reiter und das Pferd, eines der Tiere, die in jedem Gliede zur höchsten Leistungsfähigkeit erzogen sind. Und wieder ist auch hier die Klippe, die die moderne Männertracht und vor allem die Uniform unsern Künstlern bietet, mit sicherem Blick vermieden. Für Kaiser Wilhelm, der unter uns weilt, der den Zeitgenossen lebendig vor Augen steht, konnte ein antikes Gewand nicht in Frage kommen, aber die künstlerische Umwertung des realen Kostüms, die absieht von den Einzelheiten aller Knöpfe, Schnüre, Schnallen usw., ermöglichte den monumentalen Umriß, der für den diesem Werk zugedachten Platz erforderlich ist. Es ragt aus der Monotonie all der vielen Kaiser-Denkmäler, die unsere Zeit aufweist, als ein Ganzes hervor, das eben nur der dargestellten Person dient und die Linie zur Geltung bringt, die nur diese Persönlichkeit charakterisiert, wie die machtvolle Linie die Persönlichkeit Bismarcks und die zarte, gebogene den Denker Moltke.

Humoreske.

„Pan von Bacchus kommend."

Paul Juon, Op. 18. № 7.

Allegro.

Piano.

p

f

S. 9146 (7)

p

f

dim

p

S. 9146 (7)

p

cresc.

p

Stich und Druck von C.G. Röder, Leipzig

Zu der Musikbeigabe.

Paul Juon

Verhältnismäßig sehr rasch ist der Name Paul Juons in weiteren Kreisen bekannt geworden, und zwar haben seine Kompositionen im Konzertsaal und, was noch mehr sagen will, in der Hausmusik sich Geltung verschafft, ohne daß eine geschäftige Reklame ihnen den Weg gebahnt hat. Sie entstammen eben dem Geiste eines reifen, vornehm denkenden und gedankenreichen Tondichters, der zudem das technische Rüstzeug, die sogen. kompositorische Mache von vornherein meisterhaft beherrscht hat. Um das Eigentümliche seiner Werke, von denen bisher rund vierzig veröffentlicht worden sind, und seinen Entwicklungsgang verstehen zu können, muß man von seinem Leben eine Vorstellung erhalten haben.

Sein Name weist auf schweizerische Abstammung seiner Familie hin, doch ist er, wie schon sein Vater, in Rußland aufgewachsen. In Moskau ist er am 8. März 1872 geboren. Früh zeigte sich bei ihm die Neigung zur Musik, doch durfte er sich ihr erst ganz widmen, nachdem er eine gründliche allgemeine Bildung sich erworben hatte. Er beabsichtigte zunächst Violinvirtuos zu werden, allein so aussichtsvoll auch sein Studium bei dem berühmten Hrimaly war, es befriedigte ihn auf die Dauer nicht; er fühlte sich mehr zur Komposition hingezogen, für die ihn auf dem Moskauer Konservatorium zwei ausgezeichnete Lehrer, die auch in Deutschland sehr geschätzten Komponisten Sergei Taneiew und Anton Arensky, begeisterten. Seine ersten Kompositionen verraten natürlicherweise ganz die Zugehörigkeit zur Moskauer Schule. Wer aber seine Violin-Sonate op. 7 ansieht, dem wird eine gewisse geistige Verwandtschaft mit Brahms auffallen. Und doch kannte Juon noch keine Note von Brahms, als er diese Sonate schuf. Erst als er im Alter von 22 Jahren nach fünfjährigem Besuch des Moskauer Konservatoriums noch die Berliner Hochschule für Musik, wo er besonders bei Bargiel arbeitete, bezog, lernte er Brahms kennen. Zwei Jahre blieb er zunächst in Berlin und nahm dann eine Stelle als Theorielehrer am Konservatorium in Baku am kaspischen Meere an. Aber hier hielt er es nicht lange aus; er sehnte sich bald gar zu sehr nach dem regen geistigen und musikalischen Leben, das er in Berlin genossen hatte, und kehrte kühn entschlossen dahin zurück, um ganz der Komposition zu leben,

soweit er nicht gezwungen war, dem Lehrberuf nachzugehen.

Jetzt begann eine neue Epoche in seinem eigenen Schaffen. Hier in Berlin, wo er in Robert Lienau jr., dem Besitzer der altberühmten Schlesingerschen Musikhandlung, nicht bloß einen unternehmenden Verleger, sondern einen treuen Freund fand, lernte er immer mehr Brahms lieben und schätzen, besonders als er Gelegenheit hatte, die mustergültigen Brahms-Interpretationen der Meininger Hofkapelle unter Fritz Steinbach zu hören. Ohne daß er den großen deutschen Meister, für den die Russen selbst heute noch sonst gar kein rechtes Verständnis haben, irgendwie kopierte, schuf er doch in dessen Geiste, wenngleich er seine Themen vielfach dem geradezu unerschöpflichen Reichtum der russischen Volksmusik entnahm. Als typisches Beispiel für diese seine Schaffensart in der zweiten Periode kann sein Sextett op. 22 für Klavier, zwei Violinen, Bratsche und zwei Violoncells gelten. Seine Symphonie op. 23 wurde sogar bei ihrem Erscheinen von einigen Kritikern geradezu als die fünfte von Brahms bezeichnet, was insofern nicht richtig ist, als Tschaikowskische Beeinflussung darin eigentlich noch unverkennbarer ist als Brahmssche.

Betonen muß ich aber nachdrücklich, daß abgesehen von der Verschmelzung des spezifisch russischen mit dem Brahmsschen Geiste Juons Tonsprache und auch die äußere Form seiner Werke vorläufig noch nichts absolut Neues bot. Seine ureigne Persönlichkeit hat sich erst neuerdings seit seinem Klavierquintett op. 33 und vor allem in seinem zweiten Klavierquintett op. 44 zu zeigen begonnen. Den Übergang zu dem letzten höchst eigenartigen Werke bilden zwei auch sehr charakteristische, die „Rhapsodie" op. 37 für Klavierquartett und die „Trio-Caprice" op. 39, die beide durch den phantastischen Roman „Gösta Berling" von Selma Lagerlöf angeregt sind. Während die etwas düstere „Rhapsodie" deutlich skandinavische Einflüsse erkennen läßt, spricht in der in lichteren Farben gehaltenen „Trio-Caprice" ganz offenbar ein russischer „Gösta Berling" zu uns. Beide Werke sind übrigens auch ohne Kenntnis des Romans als reine Musikstücke völlig verständlich, sie sind durchaus keine Programmmusik, wollen nicht etwa Vorgänge und Personen des Romans schildern, sondern nur die Stimmung dieses merkwürdigen Buchs wiedergeben, darum sind sie wildromantisch und voll der schroffsten Gegensätze. In diesen beiden Werken und mehr noch in dem erwähnten zweiten Quintett sieht Juon die Harmonie nicht mehr als das selbständige und hauptsächliche Moment an, dem sich die anderen musikalischen Faktoren unterzuordnen haben, vielmehr wird jetzt die melodische Führung der Stimmen, der sich die Harmonie damit unterzuordnen hat, für ihn die Hauptsache. Er nähert sich also der Kompositionsweise Robert Hermanns (vgl. Oktoberheft 1909), für den die Harmonie auch nur das zufällige Produkt des selbständigen Erklingens der Stimmen ist. Übrigens sucht Juon stets die einzelnen Melodien möglichst

charakteristisch auszubauen und selbständig zu machen, wobei es ihm ganz gleichgültig ist, wenn sich dadurch schroffe Dissonanzen ergeben; er ist auch bestrebt, unwichtige, nur begleitende Figuren möglichst fernzuhalten.

An den Formen der Klassiker hält er natürlich nicht mehr ängstlich fest, vielmehr sucht er sie in modernem Geiste fortzubilden. Er ist ein Meister des Kontrapunkts, den er seines Schulbeigeschmacks entkleidet und in glücklichster, oft überaus geistreicher Weise verwendet. Die Rhythmik weiß er sehr abwechslungsreich zu gestalten, aber wenn er den in seiner russischen Heimat so beliebten $^5/_4$ Takt oder selbst den $^7/_4$ Takt anwendet, so geschieht dies in einer so geschickten Weise, daß diese auch heute noch ungewöhnlichen Taktarten einem ganz natürlich vorkommen. Mit Brahms teilt er auch die Neigung für Synkopen und liebt es in seinem meist nichts weniger als leichten Klaviersatz die rechte Hand Triolen spielen zu lassen, während die linke die entsprechenden geraden Teile hat, und umgekehrt. Ganz besonders interessante Taktkombinationen und Rhythmen begegnen uns in seinen „Tanzrhythmen" für Klavier zu vier Händen op. 14, 24 und 41. Er hat sich übrigens auch erfolgreich als Ballettkomponist versucht, für das Budapester Opernhaus eine „Psyche", (im Dezember 1907 zuerst aufgeführt), geschrieben, die trotz der in Deutschland gegen mythologische Ballette herrschenden Abneigung vielleicht doch noch einmal bei uns zu neuem Leben erwacht.

Für Vokalmusik hat er bisher kein großes Interesse bekundet, doch sind seine Ballade „Mörtelweibs Tochter" op. 6 und seine „Lieder" op. 13 und 21 recht wirkungsvoll; er soll übrigens nach einem Operntext fahnden. Er ist vorwiegend Instrumentalkomponist. Außer den schon genannten Werken sei wenigstens noch auf folgende aufmerksam gemacht: „Wächterweise", sinfonische Phantasie über dänische Volkslieder op. 31, „Serenadenmusik" für kleines Orchester op. 40 (in der vor der Straußschen „Elektra" die Violinen dreifach und die Bratschen zweifach geteilt sind), Violinkonzert op. 42, Fünf Stücke für Streichorchester op. 16, Oktett für Klavier, Streich- und Blasinstrumente op. 27, Streichquartette op. 5 und 29 (letzteres stark russisch), Klaviertrio op. 17 (höchst empfehlenswert), Sonate für Bratsche und Klavier op. 15, Silhouetten für zwei Violinen und Klavier op. 9 und 43.

Aus den mancherlei reizvollen Klavierwerken Juons, unter denen die schwierige „Humoreske" op. 12 Nr. 3 das Repertoire unserer bedeutendsten Pianisten seit Jahren ziert, habe ich die verhältnismäßig nicht zu schwere, etwas russisch angehauchte Humoreske aus dem Zyklus „Satyrn und Nymphen" op. 18 ausgewählt, die bezeichnenderweise die Überschrift „Pan von Bacchus kommend" trägt.

Wie sehr Juon, dessen Werke stets den Eindruck der Reife machen und offenbar nie rasch hingeschrieben sind, in der musikalischen Welt geschätzt wird, erhellt am besten aus der Tatsache, daß er als Theorielehrer an die Königliche

Hochschule für Musik in Charlottenburg im April 1906 berufen worden ist, und daß die Dresdener Musikschule, da sie ihn nicht ganz als Lehrer gewinnen konnte, ihn seit April 1909 wenigstens bestimmt hat, zweimal im Monat an ihr Unterricht zu erteilen. Erfreulicherweise haben wir nicht zu befürchten, daß unter dieser ausgedehnten Lehrtätigkeit sein eigenes Schaffen leidet.

Prof. Dr. Wilh. Altmann

Redaktion der Musikbeigabe: Kurt Fliegel, Berlin, Linkstraße 17

Lessing-Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft. Eingetr. Verein

„Kriminalpsychologische Tagesfragen" lautete das Thema, über das Herr Medizinalrat Dr. Leppmann bei uns sprach und dessen aktuelle Wichtigkeit er durch die bevorstehende Reform des Strafgesetzbuches begründete. Ungewöhnliche, verbrecherische Taten haben zu allen Zeiten das Interesse weiter Kreise erregt, und der Neugierige, der Lüsterne, der Humorist beschäftigten sich eingehend mit Fällen wie die von Cartouche, dem bayrischen Hiesel oder dem Schinderhannes. Durch mündliche Überlieferungen wuchsen solche Persönlichkeiten ins Sagenhafte, wurden zum Kinderschreck und galten als ausgestattet mit unheimlichen Kräften und Geschicklichkeiten. Der italienische Psychologe Lombroso vertrat die Ansicht, daß im Verbrecher Urinstinkte wieder lebendig würden, daß in ihm ein Stück Urmenschentum, eine tiefere, tierische Stufe der Entwicklung zum Vorschein komme, die vom normalen Menschen längst überholt und überwunden sei. Diese Theorie, daß es geborene Verbrecher gebe, die einen besonderen Teil der Schöpfung darstellten, hat wohl, außer Lombroso, keine Anhänger und Vertreter weiter gefunden, aber das Studium der Verbrecherpsychologie ungemein gefördert. Wenn auch schon früher Geisteskranke straffrei blieben, so galt doch nur die Geisteskrankheit, die sich allen bemerkbar machte, die den Stempel des Blödsinns an der Stirn trug. Lombrosos Aufsehen erregende Hypothesen forderten Studium und Beobachtungen, in deren Verlauf sich die Notwendigkeit des Arztes, des Seelenarztes herausstellte, um neben dem Richter ein Verbrechen erklären und beurteilen zu können. An Beispielen aus seiner Erfahrung zeigte der Vortragende, wie ungemein schwer es ist, geistige Störungen überzeugend nachzuweisen, besonders bei Personen, die ganz folgerichtig denken und sprechen, aber von falschen Voraussetzungen ausgehen und auf Grund dieser Handlungen begehen, die jeder Moral und Ethik Hohn sprechen. Zu den Geisteskranken sind auch solche Personen zu rechnen, die zeitweilig in einen sogenannten Dämmerzustand verfallen. Ihre Straftaten sind zumeist Augenblicksverbrechen; ihr Zustand ist aber auch oft an körperliche Veränderungen gebunden und wird dann Veranlassung zu Gewohnheitsverbrechen. Hier erheischt die Diagnose die Durchforschung des ganzen Seelenlebens. Am schwierigsten ist die Behandlung der geistig Minderwertigen, das sind diejenigen, die in der Mitte zwischen geistiger Gesundheit und geistiger Krankheit stehen. In unserer vielverlangenden Zeit nimmt ihre Zahl und damit die

Kriminalität zu. Aus ihnen erwachsen die meisten gewerbsmäßigen Verbrecher. Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts gab es ganze Ortschaften, deren Bewohner nur von Raub und Diebstahl lebten, in denen die Kinder als selbstverständlich das Gewerbe ihrer Eltern fortsetzten. Heut ist das anders geworden. Es gibt selten Verbrecher f a m i l i e n; und die Gründe für Verbrechen liegen häufig auf sozialem Gebiet, dessen Kämpfen das Nervensiechtum unserer Zeit keinen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen vermag. In den Großstädten stammen die Verbrecher häufig aus anständigen Familien, die nicht unter Not und Entbehrungen litten, während andererseits Verbrecherkinder zu sozial tüchtigen Charakteren heranwachsen. Es ist aber nicht immer die erbliche Belastung, die geistig minderwertig macht, d. h. eine Psyche schafft, die nicht krank genug für das Irrenhaus und nicht gesund genug für das Zuchthaus ist. Sie zeigt sich, ehe der Geist vollreif ist, an Quantität und Qualität der Geistesarbeit. Der Geist ist in solchem Fall besonders leistungsfähig zu fabulieren und zu lügen. Typen dieser geistig Minderwertigen führt der Vortragende vor in den g e i s t i g S c h w a c h e n, die in der Schule schon nichts leisteten, den W i l l e n s s c h w a c h e n, den Phantastischen, zur Lüge Veranlagten, in denjenigen, die sich stets für etwas Besonderes halten und eigentlich mehr sich selbst als andern etwas vormachen. Aus ihnen rekrutieren sich die Hochstapler. Von den geistig Minderwertigen kam der Vortragende zu der kriminellen Jugend, die schon mit 12 Jahren strafmündig ist. Ihre Strafe in erfolgreiche F ü r s o r g e - E r z i e h u n g umzusetzen ist das Problem der Gegenwart, um möglichst viel Kräfte der menschlichen Gesellschaft nutzbringend zu erhalten. Von den Angeklagten wandte sich der Redner zu den Zeugen und unterzog die Psychologie der Aussage und die Autosuggestion einer eingehenden Analyse. Überall, wo es sich eigentlich um ganz konkrete Dinge handelt, drängt sich immer wieder das Abstrakte hervor, und wir rühren an Dinge, die an der Schwelle des U n b e w u ß t e n und des U n t e r b e w u ß t s e i n s lagern. So kommen wir notgedrungen zu dem Schluß, daß nicht nur bei Zeugen und A n g e k l a g t e n die Erfahrungen der Psychologie anzuwenden sind, sondern daß auch der Richter ihr unterworfen sein sollte und vor allem praktische Studien in ihr und mit ihr machen müsse, um zu einem klaren objektiven Urteil kommen zu können.

Der Vorstand

Im Zeitalter der Hygiene

Im Jahre 1911 wird in Dresden eine Internationale Hygiene-Ausstellung stattfinden, der bereits jetzt in weiten Kreisen lebhaftes Interesse entgegengebracht wird. Sie soll in vier großen Gruppen dem Zweck dienen, die Bevölkerung hygienisch aufzuklären und ihr ein Gesamtbild dessen zu geben, was auf hygienischem Gebiete bisher geleistet worden ist. Keine Stadt erscheint für eine solche Ausstellung geeigneter als Sachsens Residenzstadt Dresden, denn bekanntlich steht Dresden auch auf dem Gebiet der Förderung hygienischer Bestrebungen mit an erster Stelle. Das beweisen u. a. die in Dresden und seiner Umgebung in den letzten Jahren entstandenen Fabrikbauten, namentlich ein Fabrikgebäude, das zu Anfang dieses Jahres seiner Bestimmung übergeben worden ist. Schon die Lage des Baues deutet darauf hin, inwieweit sein Erbauer es sich hat angelegen sein lassen, über die Grundsätze, die man sonst als „soziale Forderungen" be-

Ein Stück Orient an der Elbe

zeichnet, hinauszugehen. Das Terrain, in dem diese Fabrik, die Zentrale der Firma Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik Yenidze, Inhaber Hugo Zietz, errichtet wurde, ist als ein für Fabrikbauten ideales zu bezeichnen. Auch kommen hier die orientalischen Formen um so wirkungsvoller zur Geltung. Unzweifelhaft trägt der Bau zur künstlerischen Ausgestaltung des Dresdner Stadtbildes bei und findet volle Anerkennung bei den täglich zu Tausenden vorüberfahrenden Fremden, sowie bei den zahlreichen Besuchern, welche das Gebäude bereits besichtigt haben.

Die Fundamente und die Stützen, auf denen die gesamte Last des Baues ruht, sind aus Beton und Eisen hergestellt. Zum Verblenden des Rohbaues wurde Kunststein verwandt, in Abmessungen, wie sie gleichgroß noch nicht in Frage gekommen waren.

Wiewohl es nicht unsere Aufgabe ist, die Fabrikation von Zigaretten zu beschreiben, mögen doch einige Angaben darüber gestattet sein, wie und wo die Herstellung der Salem Aleikum-Zigaretten und anderer Yenidze-Spezialitäten erfolgt. Der Rundgang im Yenidze-Bau beginnt mit der Besichtigung des Kessel- und Maschinenhauses. Das Innere dieser Räume gleicht einem Meisterstück, das jeder, der an der Einrichtung beteiligt war, geliefert hat, gleichviel, ob er Fundamente, Wandverkleidung, Kohlentransport-Anlage, Kessel, Dampf- oder elektrische Maschinen gebaut hat. Die zahlreich angebrachten Meß- und Registrierapparate neuester Konstruktion verstärken den Eindruck einer rationellen und sparsamen Betriebsweise.

Im untersten Stockwerk des Hauptgebäudes lagert ein Teil der ausschließlich zur Verwendung

Ein Blick in einen der 400 Personen fassenden Handarbeitssäle

kommenden orientalischen Rohtabake. Mittels besonderen Fahrstuhles steht mit der Tabakschneiderei der Raum für das Entbündeln und Auflockern des Tabaks in Verbindung. Zu sämtlichen Mischungen wird der Tabak naturell, also ohne Beigabe irgendwelcher Essenzen, verarbeitet. Seit Jahren sind Yenidze-Marken durch ihr Aroma, ihren Wohlgeschmack und ihre Bekömmlichkeit bekannt; alles Eigenschaften, die mit der Zunahme des Konsums und des damit größer werdenden Verständnisses für dieses moderne Genußmittel bei der deutschen Raucherwelt immer mehr anerkannt werden. In Anbetracht der hohen Leistungsfähigkeit der deutschen Zigarettenindustrie sollte die deutsche Raucherwelt das deutsche Produkt bevorzugen. Es gibt kein Fabrikat der Zigarettenbranche, welches mit größerer Gewissenhaftigkeit und gründlicherer Ausnutzung fachmännischer Erfahrungen hergestellt würde als das deutsche.

Das in bezug auf den Tabak Gesagte gilt bei der Firma Yenidze auch für das Zigarettenpapier. Es ist das beste, welches zurzeit existiert, und ist aus vegetabilischen Bestandteilen hergestellt sowie vollkommen unschädlich. Bei der Fabrikation von Zigaretten selbst wird unausgesetzt scharf Kontrolle geübt. Sie ist in so umfangreicher und scharfer Weise deshalb leicht durchführbar, weil die Mehrzahl der Arbeiterinnen von der Firma selbst nach ihrer eigenen Anleitung und mit großen Kosten angelernt und ausgebildet ist. Jeder der drei großen, hohen und hellen Handarbeitssäle faßt rund 400 Personen. Mehr als die Hälfte hiervon wird mit der Herstellung von Salem Aleikum-Zigaretten beschäftigt.

Ein Teil des Maschinensaales für Kartonnagenfabrikation

Der Vollständigkeit halber sei auch die Anfertigung von Kar-

tonnagen erwähnt. Der ganze ungeheure Bedarf in großen und kleinen Kartons, die zur Aufnahme der Zigaretten dienen, wird von der einfachsten bis zur luxuriösen Ausstattung in eigener Regie gedeckt. Die aufgestellten Arbeitsmaschinen verarbeiten gewaltige Mengen von Rohstoffen und gliedern sich dem System der sinnreichsten Arbeitsteilung an, wie es den Großbetrieb beherrschen muß.

Die Reinigung der Arbeitsräume kann täglich ohne Schwierigkeiten nach Arbeitsschluß erfolgen, denn die Räume sind sämtlich (eine Fläche von rund 12 000 qm) mit Linoleum belegt. Der Zugang zu den Arbeitsräumen ist für die Arbeiterschaft nur nach Passieren der Garderobe und Waschräume möglich. Letztere sowie die Toiletten sind mit Fliesen belegt, und auch die Wände sind mit weißen Kacheln, oben mit einer bunten Borte angenehm unterbrochen, ausgelegt. Überall angeordnete Entlüftungsanlagen bewirken eine ununterbrochene Luftauswechslung.

Im fünften Stockwerk, über den Arbeitsräumen, befindet sich der mächtige Speisesaal. Das in den unteren Stockwerken beschäftigte Personal gelangt hierher mittels elektrisch getriebener Aufzüge. Kalte und warme Speisen, letztere in Apparaten von rein Nickel, wie man sie in Sanatorien und Erholungsstätten kennt, hergestellt, werden hier mit geringem Aufschlag auf die Selbstkosten verabreicht. Wärmapparate nehmen die vom Personal mitgebrachten Speisen und Getränke auf. Eine recht beachtenswerte Einrichtung ist die in der Nähe des Speisesaales gelegene Ruhehalle. Sie steht, für Männer und Frauen gesondert, dem Personal unentgeltlich zur Verfügung und wird fleißig von älteren ruhe-

Ein Teil des Speisesaales

bedürftigern Arbeitern benutzt. Von hier aus ist auch die Plattform des Daches zu erreichen. Man hat von dieser aus die gewiß seltene Gelegenheit, auf der einen Seite das rasch pulsierende Leben des modernen Verkehrs zu beobachten, auf der anderen Seite aber die Stille der Natur und ihre Reize kennen zu lernen.

Im Dachgeschoß sind Brause- und Wannenbäder in großer Anzahl untergebracht. Die Benutzung derselben ist für die Arbeiterschaft unentgeltlich; ebenso steht bei etwa vorkommenden Verletzungen und Unfällen ein Krankenzimmer zur Verfügung.

In jedem Stockwerk befinden sich mehrfache Feuerlöschvorrichtungen. Eine gut organisierte Fabrikfeuerwehr wird von geschultem Personal geleitet.

All diese Sorgfalt und peinliche Sauberkeit kommen, abgesehen von den Vorteilen, welche die geschilderten Einrichtungen für Leben und Gesundheit der Arbeiterschaft im Gefolge haben, dem Fabrikat zugute. Der Konsument eines Genußmittels soll die Gewißheit haben, daß nichts verabsäumt wurde, was geeignet sein kann, die Fabrikation hygienisch einwandfrei sich vollziehen zu lassen. Je größer die Reinlichkeit und Sauberkeit bei der Zubereitung, um so größer der Genuß, den das Fertigfabrikat bietet.

Der Hersteller eines solchen Genußmittels hat aber auch in Anbetracht der besonderen Leistungen die Pflicht, das Vorhandensein des unübertroffenen Genußmittels bekanntzugeben. Sichtbaren Ausdruck hat dieser Gedanke durch Errichtung des Yenidze-Baues, bekrönt mit der stilechten Kuppel, bekommen. Die Verglasung der Kuppel ist gebildet von drei Kolliers smaragd- und rubinfarbener, edelsteinartig geformter Gläser; darüber entwickelt sich das Flechtwerk bis zur Kuppelkrönung, die in einem schweren Bronzeaufsatz endet. Die von innen erfolgende elektrische Beleuchtung der Kuppel gibt diesem schönen Teile des Gebäudes einen malerischen Anblick, der die deutschen Konsumenten mahnt, vorurteilsfrei deutsche Industrie-Erzeugnisse zu prüfen und diese zu bevorzugen, wenn sie, wie im vorliegenden Falle Zigaretten, preiswerter sind als die vom Ausland kommenden. „Salem Aleikum": Friede sei mit dir, grüßt es vom Bau der Yenidze herab; Salem Aleikum-Zigaretten, die seit länger als zehn Jahren eingeführte Spezialmarke, sind überall als erstklassiges deutsches Fabrikat bekannt.

R. E.

Oskar Fried
Nach dem Porträt von Max Liebermann
(Mit Genehmigung von Paul Cassirers Verlag, Berlin)

Narrenlied

(Der melancholische Narr)

für eine mittlere Männerstimme mit Frauenchor

Text von Otto Julius Bierbaum.
(aus „Nehmt Frau, diesen Kranz“.)

Musik von Oskar Fried.
Klavierauszug von Otto Lindemann.

Frei im Zeitmaß — *zurückhalten*

PIANO.

Mäßig im Zeitmaß

Aus einem jungen Linde hab ge-schnitzt ich meinen Nar-ren-stab; mein ei-gener Schä-del wak-kelt drauf, zwischen Schel-len und Bändern ein bun-ter Knauf. Lacht er?

zurückhalten — *ruhig*

Sopran. Alt.: Lacht er?

a tempo

Kuß mich, Kuß mich, Kängelstock mein, sei mein Lieb, und ich bin Dein!

Mit Erlaubnis des Komponisten, erstmalig als Lied abgedruckt.

Breit, nochmal so langsam

zurückhalten

Ach ich ar - mer Nar - r! Pst, pst, der Junker Lenz ist drauß' die

pp

Ar - mer Nar - r!

Breit, nochmal so langsam — *zurückhalten* — *Belebt, ziemlich schnell*

Ob. Fk. *sf* Fg. Br. Quint. u. Ob. Kl. Hr. *p ausdrucksvoll* Hlz. Hr. Hrf. Fk. Qu. *pp leicht*

gan - ze Welt steht blüh - sam aus. Du, Schellenschädel, ruhr dich, sag', lacht er uns auch, der

Hlz. Hr. *p* *sfs* *p* *cresc.* u. Qu. Pos. Tb. *cresc.* Pk.

Früh - lings - tag? Er schüt-telt

er schüt - telt?

Quart. Altob. Fg. Kl. Bkl. Hr. Quart. *sfs* *p*

Mäßig im Zeitmaß

Küß mich, küß mich, Klin-gel-stock mein, sei mein Lieb, und ich bin dein.

Harfe. *p* Viol. Br. pizz. *weich* Br. Hlz. ohne Fl. u. Bkl.

Sehr belebt

Ach, ich armer Narr, geh! Weg! Alle Fenster dicht zu. Wir zwei al - lei - ne,

Armer Narr

pizz. *sf* *p* Sehr belebt *p* zurückhalten Etwas ruhiger. *p*

ich und du, wir wis-sen doch das Glück ge-

cresc. noch ruhiger dim. sehr zurückhalten

wiß.

Sehr ruhig

Du glotzt in die Finsternis und grinse

grin - se

Mäßig im Zeitmaß

Küß mich, küß mich.

Sehr ruhig *pp* Mäßig im Zeitmaß *pp* Melodie warm *p*

Kann gel stock mein sei mein Lieb und ich bin dein.

recht ausdrucksvoll

Ach, ich ar - mer Nar - re!

Nar - re

recht ausdrucksvoll

Zeitmaß.

pp Harfen

zart

Wir zwei al - le - in ich und

Fl. Altob. Kl.

du. wir wis - sen doch das

Glück ge - wiß ausdrucksvoll

Sehr zurückhalten

p Hla. Hr

Pke.

Erstes Zeitmaß

Kl. I.

Fg. Altob.

Kl. II.

Kl. Fg. I. II.

Kfg.

Sehr verlangsamen

Pke.

pp

Zu der Musikbeigabe.

Oskar Fried

„Es ist kein Name von internationaler Berühmtheit, den dies Heftchen trägt" — so begann eine vor wenigen Jahren veröffentlichte kleine Studie über Oskar Fried*). „Sein Ruf ist heute wohl kaum über Deutschland hinausgedrungen, seine künstlerischen Taten kennt nur Berlin. Er ist kein Vollendeter — oder, besser gesagt, keiner, dessen Entwickelung einen gewissen Ruhepunkt erreicht hätte. Jenen Punkt, von dem aus der Künstler nur noch auszubauen und zu vertiefen hätte. Ein Werdender noch, ist er mit einem gewaltigen Satze in unser Musikleben hineingesprungen und steht nun da, frappierend in seiner ganzen Erscheinung, verblüffend durch den originellen persönlichen Stempel seines Wesens, zur Bewunderung zwingend durch den genialen Zug seiner Leistungen. Nur zwei Jahre früher — und niemand hätte seinen Namen gewußt. Und innerhalb dieser zwei Jahre waren es drei Abende, die genügten, um den Träger dieses Namens aus dem Dunkel vollständigen Unbekanntseins in die Reihe der ersten Konzertdirigenten zu stellen und ihm einen geachteten Komponistenruf zu schaffen. Diese drei Abende waren die Uraufführung des „trunkenen Liedes" unter Muck, die Wiedergabe von Liszts „heiliger Elisabeth" (aufgeführt vom Sternschen Gesangverein unter Frieds Leitung) und das erste der „Neuen Konzerte" mit einer ideal schönen Wiedergabe von Mahlers C-Moll-Sinfonie. Sprachlos schüttelten alle Apostel der Routine ihre Köpfe, sie, nach deren Überzeugung der Dirigent dienen muß wie Jakob um Rahel, ehe er fähig ist, das komplizierte, moderne Orchester zu beherrschen. Hier wurde ihnen einmal ganz gründlich ad oculos demonstriert: wenn sich Wille und Fähigkeit zu großen Leistungen zusammenfinden, wird es stets ein glänzendes Resultat geben. Und selbst wenn das Fehlen der handwerksmäßigen Routine sich bemerkbar macht, so wird man diesen Mangel nur als sehr untergeordnet empfinden."

Fast vier Jahre sind vergangen, seit ich diese Sätze niederschrieb in ehrlicher Begeisterung über ein Talent, das meteorengleich aufleuchtete und einen glänzenden Siegeszug erwarten ließ. Manches hat sich in diesem Zeitraum verändert — nicht nur an dem Künstler, auch am Betrachter. Der hingebungsvolle Enthusiasmus ist einer kritischen Überlegung gewichen, die im Getriebe des Konzertmarktes nicht selten zur Opposition

---

*) Erschienen in der Sammlung „Moderne Musiker" (Verlag Harmonie, Berlin).

führte. Einst fesselte und begeisterte mich die phänomenale Talentäußerung eines im Werden Begriffenen, der trotz mancher äußeren Unvollkommenheiten stärkere künstlerische Reize ausübte als so mancher brave, gediegene Handwerker. Heut hat Fried bereits jenen Ruhepunkt der Entwickelung erreicht, dem er damals noch zustrebte. Er hat sich in mühevollem, ernstem Ringen die Technik seiner Kunst angeeignet, hat sich durch eigne Zweifel und äußere Schwierigkeiten durchgekämpft, durchgerungen. Die Persönlichkeit ist gereift, und statt der früheren Begabungsproben bietet Fried jetzt abgerundete Meisterleistungen. Von Versprechungen ist er fortgeschritten zu Taten, aus dem aufsehenerregenden Talent ist eine Individualität geworden.

So hat sich die wichtigste Hoffnung jener, manchen vorsichtigen Gemütern verfrüht erschienenen Prophezeiung erfüllt. Sie hat vor allem darin nicht getrogen, daß Fried nicht in den Künsten der Routine befangen bleiben würde. So manchem sind sie verderblich geworden. Das ist das gefährliche Problem des zum Entwickelungsabschluß gelangenden Künstlers: geht die Persönlichkeit unter in dem zu gestaltenden Stoff, oder bezwingt sie ihn? Das unfertige Talent spielt mit der Materie. Es erkennt ihre Schwierigkeiten, ihre Gefahren und Rätsel nicht. Es mißachtet sie und wirkt gerade durch diese Unbefangenheit. Der reife Künstler erst erkennt seine Aufgabe nicht in der Vernachlässigung, sondern in der Gestaltung und Formung des Stoffes. Er sieht, daß er ihn nicht achtlos beiseite schieben, zum Spielball willkürlicher Launen erniedrigen darf, — daß er sich durch ihn vielmehr in langsamer, mühevoller, harter Arbeit hindurcharbeiten muß. Bleibt dann noch eine Persönlichkeit übrig — dann erst erweist sie sich als echt. Fried hat diesen Beweis geführt, und er wird ihn weiter führen als eine fertige Individualität, die sich ihrer Eigenart bewußt ist, sich in unablässigem Kampfe immer größere Gebiete erobert und zu eigen macht.

Bei dieser Anerkennung der bisherigen Leistungen Frieds kann indessen nicht verschwiegen werden, daß äußere Umstände ihn gedrängt haben, seine Gaben während der letzten Jahre vorwiegend nach einer Richtung zu entfalten: als ausübender Künstler. Eine andere Seite seines Talentes hat während dieser ganzen Zeit fast völlig brach gelegen: seine Komponistentätigkeit. Eine bedauerliche Tatsache, denn zweifellos wäre Fried berufen, auch als Schaffender manches Eigenartige zu künden. Wer sich über die Anfänge und bisherigen Leistungen Frieds auf kompositorischem Gebiete informieren will, mag das erwähnte Heftchen durchblättern. An Werken ist seither nichts nachzutragen. Erwähnen aber möchte ich, daß unter denen, die Fried einst förderten, der in jener Studie versehentlich nicht genannte Philipp Scharwenka mit an erster Stelle steht.

Die Beilage bringt ein schwermütiges Narrenliedchen aus Frieds einziger Oper: „Die vernarrte Prinzeß.“ Sie ist ein Jugendwerk und weist die Fehler und Vorzüge eines solchen auf.

Zu der Musikbeigabe

Persönliche Motive haben den Textdichter Otto Julius Bierbaum veranlaßt, die Veröffentlichung zu verhindern. Das Libretto wurde einem andern Komponisten übergeben, und die Arbeit Frieds vermodert fruchtlos im Pult.

Vielleicht ist es nur eine vorübergehende Lähmung, die Frieds Produktionskraft hemmt. Die äußeren Erfolge seiner Dirigententätigkeit, die seinen Namen weit über Berlin hinaus und nicht nur in Deutschland, sondern auch namentlich in Rußland bekannt gemacht haben, mögen ihm dazu helfen, die ihm zukommende Stellung als Künstler auch materiell zu befestigen, um dann wieder Neues zu wagen. Daß diese Hoffnung nicht verfehlt sein wird, lehrt Frieds bisheriger Entwicklungsgang. Der simple Stadtpfeiferlehrling, der sich durch die seltsamsten Metamorphosen hindurch bis zu einem der meistgenannten Dirigenten unserer Tage emporgearbeitet hat, der zuweilen mit capriciösem Eigensinn alle gangbaren Wege mied, sich reiner Abenteuerlust überließ, trägt trotz seiner scheinbaren Zufriedenheit mit allen Zufallslaunen doch Elemente einer Eroberer-Natur in seiner Brust. Er hat auch etwas von der Rücksichtslosigkeit dieser Naturen, die unbeirrbar auf ihr Ziel losgehen, sobald sie es mit Bestimmtheit erkannt haben. Dieser despotische Zug prägt sich auch in Frieds Direktionsweise aus, deren Vorzüge hauptsächlich in der Fähigkeit, großzügige Gliederungen zu entwerfen, explosive Steigerungen aufzubauen, beruhen. Er erstrebt monumentale Wirkungen und gehört zu den al fresco-Dirigenten. Die Vorzüge dieses Stiles mit den feinen Reizen subtiler Detailarbeit zu verbinden, das ist die Aufgabe, deren Lösung Fried gegenwärtig beschäftigt. Daß es ihm gelingen wird, auch hier seinen Vorsatz zu erfüllen, lassen seine letzten Triumphe in Rußland erhoffen, die er namentlich als Beethoven-Interpret errang. Die nächste Zukunft schon wird es auch uns lehren, wie weit Fried als ausübender Künstler den höchsten Zielen entgegengereift ist, und vielleicht dauert es dann auch nicht mehr lange, bis er aus seiner reproduktiven Tätigkeit neue Impulse für die Produktion gewinnt.

Paul Bekker

Redaktion der Musikbeigabe: Kurt Fliegel, Berlin, Linkstraße 17

ALEXANDER HEINEMANN gewidmet.

Der alte Herr.

(Börries von Münchhausen.)

Andantino. ♩ = 63.

Hans Hermann.

Gesang.

Piano.

Rec.

mf

Kennst du wohl den alten Herren, der zu jeder Mittagsstunde täglich durch die stillen Strassen seine Promenade macht?

p

mf

rit.

Ch. 90.

a tempo ♩ = 63.

Ja, ich ken-ne ihn, er woh-net in dem stil-len Vor-stadt-häus-chen,

p

wo der Lärm der Pfer-de-bah-nen nur wie fer-nes Rau---schen

poco rall.

poco rall.

a tempo

klingt.

a tempo

pp

rit

Ped. * Ped. *

Ch. 90

p a tempo

Meiss-ner Por-zel-lan-ge-sprä-che führt er oft mit ei-ner al-ten,

p a tempo

fei-nen, klei-nen, weiss-ge-lock-ten Da-me die er einst ge-liebt.

Und sie sit-zen ehr-sam bei-de hin-term zier-lich weis-ssen

Tee-tisch. Höf-lich-kei-ten al-ter Mo-de

pp

schwe-ben duf-tig hin und her.

p *mf* *rall.*

p a tempo

Küsst ihr dann das wel-ke Händ-chen, nimmt gra-ziös noch ei-ne Pri-se,

p

poco rall.

aus der klei-nen Sil-ber-do-se, sagt: „A-dieu" und

poco rall.

a tempo

stö-ckelt heim.

a tempo *pp*

Zu der Musikbeigabe.

Hans Hermann

Nicht nach jedermanns Geschmack ist ein tolles Karnevalstreiben, wohl aber ergötzt sich fast jeder gern an feinem, nicht aufdringlichen Humor, besonders wenn er mit einer kleinen Dose Satire gemischt ist. So, denke ich, wird, während draußen der Fasching tobt, so mancher seine stille Freude an Hans Hermanns Lied „Der alte Herr" haben. Ganz ausgezeichnet ist es dem Komponisten gelungen, die passende Musik zu dem hübschen Text von Börries von Münchhausen zu finden; wir hören geradezu die altväterischen Komplimente, die der gar nicht recht in die modernen Verhältnisse passende alte Herr an seine Jugendgeliebte richtet, die gleichfalls nur wie ein Überrest aus der Vergangenheit anmutet; wir müssen unwillkürlich lächeln, wenn die Musik so ungemein treffend malt, wie der alte Herr „heimstöckelt". Man beachte übrigens die Ungezwungenheit, mit der sich der häufige Taktwechsel vollzieht.

Hans Hermann ist schon seit mehr als fünfzehn Jahren eine bekannte Persönlichkeit. Die große Menge kennt ihn als einen der fruchtbarsten modernen Liederkomponisten; oft genug findet sie seinen Namen auf den Konzertprogrammen. In Berlin, wo er seine zweite Heimat gefunden hat, hat er auch durch seine geselligen Talente, vor allem durch seine frohe Laune und seine stete Hilfsbereitschaft, wenn es gilt, einen guten Trunk zu nehmen, einen großen Freundeskreis gefunden. Dieser weiß, wie schwere Zeiten der Komponist hinter sich hat, und freut sich, daß glückliche Umstände es ihm neuerdings ermöglichen, frei seiner Kunst zu leben und ausgedehnte Reisen, selbst nach Afrika, mit seiner Lebensgefährtin zu unternehmen.

Hans Hermann ist ein Leipziger Kind. Geboren am 17. August 1870, verlor er früh seinen Vater und war auch bald darauf angewiesen, für seine Mutter mit zu sorgen. Mit fünfzehn Jahren trat er in eine jener zahllosen sächsischen Stadtpfeifereien ein, in denen die Lehrlinge keineswegs auf Rosen gebettet sind. Von seinem Lehrherrn wurde er zum Kontrabassisten und Tubaisten gemacht. Wie oft ist er da mit dem dickleibigen Baß über Land gezogen und hat die Nacht über zum Tanz aufgespielt! Als die vierjährige Lehrzeit, in der er nach altem Musikerbrauch neben unzähligen Püffen und Ohrfeigen oft mehr zu trinken als zu essen bekommen hatte, vorüber war, begann für ihn die Wanderzeit, die ihn in die verschiedensten Orchester der Schweiz und Deutschlands auf mehr oder weniger lange Zeit führte. Da er aber nicht ein gewöhnlicher Musiker bleiben wollte und Schaffenstrieb in sich fühlte, nahm er, als er in Leipzig engagiert war, bei dem Thomaskantor Wilhelm Rust theoretischen Unterricht, einige Zeit lang auch bei dem Dresdener Edmund Kretschmer, dem Komponisten der einst viel gegebenen „Folkunger" und vieler Messen. Er hatte das Glück, daß

Zu der Musikbeigabe

Brahms auf ihn aufmerksam gemacht wurde. Auf dessen Rat ließ er das Kontrabaßspielen und Tubablasen ganz sein und siedelte 1893 nach Berlin über, um hier bei dem mit Brahms befreundeten, ungemein feinsinnigen und gediegenen Komponisten Heinrich von Herzogenberg ein gründliches Studium zu beginnen.

Mit eisernem Fleiß hat Hans Hermann die Lücken seiner musikalischen Ausbildung ausgefüllt. Sein technisches Können, von dem besonders sein auf den dem Namen Begas (b e g as) entsprechenden Noten aufgebautes Streichquartett op. 47 beredtes Zeugnis ablegt, wird allgemein bewundert, ebenso wird die Leichtigkeit seiner Produktion und die Frische und Gefälligkeit seiner Melodiebildung anerkannt. In seiner Harmonik und seinem ganzen musikalischen Fühlen und Denken ist er durchaus modern. In rascher Folge erschienen von ihm Stücke für Violine, Violoncello, Klarinette mit Klavierbegleitung, eine große Suite für Violine und Klavier in Sonatenform, Klavierstücke und vor allem Lieder, deren Zahl jetzt bereits an die vierhundert reicht.

Diese Lieder sind es vor allem, die seinen Namen in alle Welt getragen haben. Ganz besondere Beliebtheit erwarben sich z. B. „Drei Wanderer" op. 5 Nr. 4, „Wenn es schummert auf der Welt" op. 31 Nr. 4, das ohne Opuszahl erschienene „Gib mir dein Herze", seine verschiedenen Kinder- und Wiegenlieder (von denen eins in dieser Zeitschrift im Jahre 1908 zum Abdruck gelangt ist). Neuerdings hat er auch mit besonderem Erfolg sich auf die Balladenkomposition verlegt („Graf Eberstein", „Swend Gabelbart", „Das Regiment Forkade bei Hochkirch", „Robespierre" u. s. w.) Auch auf dem Gebiet der Sinfonie hat er sich versucht, doch noch nichts veröffentlicht. Manuskript ist vorläufig auch sein neues Streichquartett „Kisweni", in dem er die in Afrika unter den Schwarzen zugebrachten tropischen Nächte höchst stimmungsvoll schildern soll.

Seine kleine Oper „Der Stadtschreiber" interessierte als Versuch, ohne indes Verbreitung zu finden. Seine Vertonung des Wielandschen heiteren Siegspiels „Das Urteil des Midas" wurde im Sommer 1905 zur Eröffnung der kurzlebigen Wolzogen-Oper in Berlin gegeben und zwar in einer Weise, die der Beurteilung des Werkes nichts weniger als förderlich sein konnte. Wenn nicht alles täuscht, dürfte Hans Hermann seiner ganzen Veranlagung nach auf dem Gebiet der komischen Oper noch manchen Erfolg erringen. Voraussichtlich wird dies schon der Fall sein bei dem sich freilich stark der Operette nähernden, noch nicht ganz vollendeten „Verschwender wider Willen" (Text von Karl Dibbern); darin befindet sich u. a. ein mit keckem Schmiß hingeworfener Schlager „Der blaue Kassenschein", dem schon jetzt eine riesige Popularität prophezeit werden kann. Hoffentlich erlebt dieses heitere Bühnenwerk bis zum nächsten Karneval seine Uraufführung.

Prof. Dr. Wilh. Altmann

Redaktion der Musikbeigabe: Kurt Fliegel, Berlin, Linkstraße 17

Lessing-Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft. Eingetr. Verein

Wie selten Autoren ihren eigenen Arbeiten gerecht werden können, haben wir leider schon oft erfahren können; aber Ludwig Fulda am Vorleser-Pult zu hören und zu sehen, ist immer ein Genuß, und als ein solcher wurden denn auch seine diesmaligen Darbietungen empfunden. Die seltene Beherrschung der Sprachtechnik oder sagen wir lieber der Sprechtechnik und der feine Humor, der dabei zum Ausdruck kam, brachte die Dichtungen Fuldas zur vollsten Geltung. Eine „nachdenkliche" Geschichte „Feuerversicherung" brachte die Zuhörer in die behaglichste Stimmung. Das Vice versa der Probe auf die Feuersicherheit in Herzensangelegenheiten mit dem gegensätzlichen Erfolg legte die Warnung: „spielt nicht mit dem Feuer" recht nachdrücklich klar, aber die Diskretion der beiden gefährlichen „Brennpunkte" rettete die Situation und ließ die Zuhörer hoffen, daß keine prasselnde Flamme Schröder und Engelhards Eheglück in Rauch und Asche auflösen werde! In feinsinnigen Dichtungen „An die Sonne", „Was würde Goethe dazu sagen", „Definition", „Das erste Mal", usw. bewunderten wir aufs neue das glänzende Talent des Dichters für Ausdrucksformen und Reim, sowie den blühenden Reichtum an Bildern, die den Inhalt so plastisch und charakteristisch wiedergeben, daß ein tiefer Eindruck zurückbleibt. Die allerliebste Humoreske „Petersilie", mit der Fulda schloß, in der ein alleinreisendes junges Mädchen mit verblüffender Sicherheit einen sich unwiderstehlich dünkenden Assessor und Reserveleutnant ad absurdum führt, ihn veranlaßt, die Notleine zu ziehen und die für solchen Unfug festgesetzte Strafe zu zahlen, weil — er sie für irrsinnig hält, entfesselte durch den meisterhaften Vortrag Stürme der Heiterkeit.

Vor den neuen Schöpfungen Max Liebermanns, in dessen Atelier uns Fritz Stahl führte, tritt lebhaft die Frage auf: Welches Temperament lebt wohl in dem Künstler, das ihn den Weg zu diesen Zielen geführt hat. Liebermann ist Berliner vom Scheitel bis zur Zehe. Ein anderer eminenter Berliner Maler war Menzel, — Menzel, von dem es heißt, daß er keinen Schüler gehabt habe; aber vor seinen Werken zeigt es sich, daß sein eigentlicher Schüler und Nachfolger Liebermann ist. Nicht einer, der ihm Äußerlichkeiten abgeguckt hat, sondern der in seiner Anschauung weiter arbeitete, wenn diese Anschauung auch wiederum von Menzels verschieden war. Menzel faßte das Beharrende und gab es wieder mit unvergleichlicher Wahrhaftigkeit in erschöpfender

Darstellung, gleichviel, was es war: ein alter Stiefel, ein Bauwerk, eine Person; in der Wiedergabe setzte es gleichsam seine Existenz fort. Denn Menzel war das Kind einer langsam lebenden und erlebenden Zeit. Liebermann vertritt denselben Standpunkt; alles ist von der Wirklichkeit umrissen und zeigt den Respekt vor der Natur, vor dem Erlebnis; aber er ist das Kind einer anderen Zeit und bringt in sich den Unterschied der Generationen zum Ausdruck. In der Zeit eines anderen Verkehrs erblickt Liebermann ein anderes Kunstprinzip. Für Menzel ist der Stoff das Beruhigte, für Liebermann das Bewegte, das, was im Moment festgehalten werden muß oder vorbei ist. Wenig nützt ihm deshalb ein Modell, dem er nur die äußere Form entnehmen kann, nichts, was Luft, Licht, Seele betrifft: er ergreift die Bewegung, äußere oder innere ohne Beihilfe des Objekts; Mensch oder Baum oder Wolke wissen nichts davon, sie ist in Wahrheit abgestohlen, schnell und heimlich, denn die Kunst ist lang und das Leben kurz. Die Übersetzung einer veränderlichen Wirklichkeit in das zähe und spröde Material erfordert neben dem Talent das, was der Berliner „eine lange Puste" nennt, d. h. eine intensive Arbeit, das Temperamentvolle als Niederschlag in dem Unausgeführten, Fleiß, wie mechanische Bureauarbeit. Liebermann malt nicht wie andere draußen eine Studie und führt sie zu Hause aus. Er macht 100 Skizzen von demselben Motiv (die Wände seines Ateliers erzählen davon), bis es innerlich sein eigen geworden ist und er nun aus der Fülle der Erinnerungen, des Besitzes und des Eigenen heraus Eigenes schafft. Menzel faßte die Menge als Einzelheiten, Liebermann dagegen die Masse, die zusammengefaßt erst eine Individualität bildet. Um gewisse Dinge wirbt er jahrelang; Skizzen aus Amsterdam, Strandbilder, badende Kinder kehren immer wieder in anderer Beleuchtung, zu anderer Tagesstunde, in anderer Bewegung. Liebermann zeigt sich darin als Interpret von seines Landsmannes Theodor Fontanes klugem Wort:

Vor den Erfolg setzten die Götter den Fleiß.

Der Vorstand

* WXP
ÖWWWYau-wmats fchrift
Hundertzwejundd'reißigfier Ban'd
34. Jahrgang: 1910: Januar - Mäkz
GfK-FKK* ki x.
0 "f
x7
“AlqfKZl77
(dc
CKQLCQKÜW
?WNWWÜWGWH (n:
SML-ung fiiröenYuchhanö :
SSMWMTWYWWUW

Walt des 132. Bandes:
Januar/ Februar /März 1910

Politik und Gefchichte:

Nom ane, Novellen, Skizzen:

Wifienfchaft und Technik:

Mufifbeigaben:

M
Y

Albrecht Wirth:
Die Lage in Südwefiafien
Jran iii nur eine Figuk im großen Brettfpiel Englands. Still.
itand iii Rückgang. Jedes Weltreich muß walhfem oder es verliert an
Prefiige. Während wir einige Flecken Landes in Afrika- Schantung-
und Nen-Guinea errafften- die uns bisher eine runde Milliarde gelofiet
und wenig eingebracht habenr hat fich Englands Befiß im lebten Men-
fchenalter verdoppelt. Und Rußland hat feit vierzig Jahren einen täg-
lichen Landznwachs von 87 Geviert-Kilometern zu verzeichnen gehabt.
Weltbritannien beherrfcht jetzt */29 der fefien Erdef 1/20 der gefamten
Erde, dazu den ganzen Ozean, der 14/2„ der Globusoberfläche ausmachtr
zufammen alfo "/20 der Oberfläche unferes Planeten. Selbft wenn man
davon die oftafiatifihen Gewäfferf die Oftfeey und das Schwarze
Meere fowie vielleicht die arktifchen Ozeane ausnähme- lo ge-
langten wir doch zu dem erfiaunlichen Ergebnisr daß die englifche
Macht 10/20 oder */2 der Gefamt-Erdoberfläihe „kontrolliert“.
Nun find da aber auch in dem weitmafchigen- wenn anch feftgefiigten Ge-
webe des britifchen Weltreickns noch einige bedeutfame Lücken: in Mittel-
afrika- wo die Kap-Kairo-Bahn noch immer verzweifelt nach einem
„Pachtgebiet" lucht7 um das fehlende Mittelftück zu ergänzen; zwifchen den
Malaienfiaaten auf Malakka und Birma; endlich zwifchen Belutfchiftan
nnd Indien. Grade in den letzten Jahren arbeitet man jedoch von Kelat
und Ketta fowohl wie von Suez und Akaba aus dai-ant die Lücke im
weltlichen Süd-Afien zu fchließen. Eine militärifche Expedition ging vor
drei Jahren von Gwadar in Belutfchiftan nach Mekran zur um die dorti-
gen- halbwilden Stämme zu befuchen. Jm Anfchluß daran ift auf den
englifchen Karten eine Grenzregnlation vorgenommen wordenr durch
die fich der britifche Einflnßkreis um reichlich 120 Kilometer in der Rich-
tung des KufG-Naudar zu (eines 4000 Meter hoch aufragenden Vulkan-
kegels) nach Weiten verfchieben. wiirde. Die Küfien Süd-Jrans und
des ganzen perfifchen Golfs find ohnehin fäwn felt lange vom britifchen
.Handel und von britifchen Kriegsfchiffen abhängig gewefen. Jn der Tür-

kei arbeitet man hauptfachlich mit Konzeffionen. Sir William Willcotf
defien Ruhm bei uns in Deutfchland Rohrbach verbreitet hatt der bedeu-
tendfie Wafferteäiniker der Gegenwart- hat feinen Plant das feit dem Nie-
dergang der Saffaniden fta-rk vernaäfliiffigte und verkümmerte Mefopota-
mien künftlich zu bewäffernf ähnlich wie es fäfon unter den Babyloniern
und Saffaniden gewefen ift- wieder aufgenommen und die Erlaubnisf ihn
durchzuführen- in Konflantinopel mit Eifer betrieben. Seltfam nur- wie die
Angaben über das Kapital der Mefopotamia Irrigation Co.- Limited-
fchwanken. Die einen fprechen von nur 6 Millionen Markf die anderen
von 200 Millionen; und dritte* die es ganz genau wiffen wollen- ver-
fieigen fich fogar zu 600 Millionen, Jedenfalls kann man mit 300 000
Lx wie die leßte Nachricht lautete- keinen Hund hinter dem Ofen her-
vorlocten. Am Tigi-is und in Nordarabien fchließen fiel) daran Petro-
leum-Konzeffionen; ein auftralifcher Kapitaliftf Herr Deakin, hat fchon
mit Bohrungen zwifchen Sehufier und Ahwas begonnene und hat damit
fchöne Erfolge erzielt; um Nordarabien bemüht fich eine englifche Gruppe-
die mit dem Kreife von Piermont Morgan in Verbindung fieht. Weiters
ifi die britifche Schiffahrtsgefellfchafy die fchon feit 1876 auf dem
Sehatt-el-arab und dem Tigris arbeitete um eine Erweiterung ihrer Kon-
zeffion in Konfiantinopel eingekommen. Am wichtigften aber ifi ein
Eifenbahnprojekt. Es handelt fich darumf Suez durch den Nordfaum
des Nedfchd mit Basra zu verbinden und von da weiter eine Linie durch
Südperfien nach Ketta zu legen- wodurch denn der Anfchluß an das
indifche Syf'tem erreicht wäre. Die Transkontinentalbahn Suez-Bhamo
(in Birma)„ eine allbritifchq fiidafiatifche Linier böte ein Gegenftüct zu
der nordafiatifihen Überlandbahn- der fibirifchen. Wenn das gedachte
Projekt ausgeführt iftf fo wird ganz Arabien auf allen Seiten von briti-
fchem Einfluß eingefchnürt. Ob ein anderer Plan- der Aleppo iiber
Palmyra mit Basra verknüpfen will- ebenfalls mit britifchem Geld ausge-
fiihrt werden foll- habe ich leider nicht erfahren können.
Aus diefer Überfiäit erhellt dreierlei: ganz Südweftafien foll von
der britifchen Macht überfchattet werden; man fucht dies zunächft weniger
durch Anwendung von Gewaltf als durch wirtfäfaftliche Beherrfaiung
zu verrichten; die Gefrhicke Perfiens werden ebenfogut wie die der Türkei
von britifcher Hand manipuliert und find daher nur in engfter Ver-
bindung mit den türkifchen Vorgängen zu verfiehen. Beide Länder-
Türkei und Perfien- find ungefähr in demfelben Stadium der inneren
Entwicklung. Auf eine Revolution ift beiderfeits eine Reaktion- und

dann neuerdings eine Wiederherfiellung der liberalen Regierung gefolgt.
Augen-blicklich hat fich das Pendel abermals gedreht; untrügliche Merk-
male zeigen eine zweite Reftauration an. In Perfien i| der neue Schaht
Achmed, ohnehin nur gegen feinen Willen auf den Thron geftiegen; er
hängt mit Zärtlichkeit an feinem abgefeßten Vater und verabfäieut feine
Umgebung. Die Geiftlichkeit/ die urfpriinglich freiheitlich gefinnt wart
jedoch fich in ihren Hoffnung-ent die ausfchlaggebende Maäit bei der
neuen Lage der Dinge zu gewinnen- getäufrht fahx ift wieder fchahfreund-
licher geworden. Nicht minder neigen fich die Bauern den alten Zu-
ftänden zu. Dort nun- von wo die Umwälzung ausging- im äußerfien
Nordweften des Reichertx hat auch die jüngfte Reaktion wieder eingefeßt.
Ardebil war in die Hände der Schah-Partei gefallen. Der halbwilde Ge-
birgsfiamm der Schafewanen und der Rahib-K'han hat dabei das Befie
getan. Der ehemalige Flibuftierführer- Sepahdart nachfeiner Heimat
in Mazenderan auch Tunekabuni genanntf jetzt Kriegsminifier- hat aber
die drohende Gefahr fofort fäfarf erkannt und einen dreifach geteilten
konzentrifihen Angriff aus ganz Adherbaitfchan befohlen, Ein deutfcher
Militärinftrukteur mit Mafchinengewehren begleitet das Erpeditions-
korps. Wiedergewonnen wurde aber Ardebil feltfamerweife von
den Ruffen- die fich doch immer als Freunde des Schah auf-
fpielen. In der Türkei zeigt fich die Widerftandskraft der Reaktion eben-
falls in blutigen Auffiänden. Eigentlich ift das ganze osmanifche Reich
ein einziges Auffiandsgebiet. An Arabien werden fortwährend große
Schlachten gegen die Araber geliefert, In Mefopotamien und Syrien
find die Beduinenfiämme noch aufffäffiger denn gewöhnliäi. Am Tigris
befchießen fie fogar die englifchen Schiffe. In Kurdiftan mußten vor
Iahresfrift zwölf Regimenter gegen den einheimifchen Fürften Ibrahim
Pafcha aufgeboten werden. Allein die Aktion hatte wenig Erfolg. Ibra-
him fiel zwar durch Gifte aber die Kurden denken ni>7t an Unterwerfung.
Am bedenklichfien fieht es in Armenien aus; dort werden die Unruhen
aus zwei Nachbarreichen her genährtt und wird befiändig die ruififche
und perfifche Grenze verletzt. Scharen armenifchert und letzthin auch
georgifcher Revolutionäre ziehen über Choi nach Vent fowie nach dem
perfifchen Salmas- um ihren Glaubensgenoffenf den dortigen Armeniernx
gegen die Hamidiehmiliz beizuftehen. Der Traum eines geeinten arme-
nifchen Reiches tut fich wieder auf. Man denke fiäi einfach das preu-
ßifchß öfierreichifche und ruffifche Polen in Aufruhrf und man hat ein
genaues Bild von der Lage am Vanfee- Urmiafee und Ararat. Selbft

die harmlofen und gar nicht beherzten Neftorianer helfen den Arme-
niern. Ich möchte hier eine Bemerkung über die deutfchen Waifenhäufer
in dortiger Gegend einfchalten. Ich kam nach Ehoi und Urmia- als jene
Häufer gerade gegründet waren. und perfönlich kann ich nur mit Freude
und Dankbarkeit an die fo anregenden Tage mit Johannes Lepfiusf dem
leider verfiorbenen v. Bergmann (einem feinen. weltmännifchen Balten)
und dem Hans in allen Gaffen. Avetaranian- der aus den Makamen des
Hariri emporgetauiht zu fein fchien. erinnern. Ich konnte mich jedoch
fchon damals kaum davon überzeugen. daß das deutfche Geld nußbringend
angewandt war. Ein älteres Beifpiel dafür drängte fich in einem ur-
alten Flecken zwei Stunden füdlich von Urmia gradezu auf. Da war
ein Syrier vor Jahren durch die deutfchen Gatten gewalzt und hatte
tüchtig Geld für eine neftorianifche Kirche zufammengebettelt. Zunächft
konnte es billig auffallenL daß zwar eine recht hübfäze Kirche von dem
Geld erftand. aber daß auch der Einfammler. der blutarm von dannen
gezogen. fich ein fchrnuckes geräumiges Haus baute. Aber es kam noch
beffer, An 15 000 Syrer wurden durch die Bemühungen der Ruffen zur
griechifch-unierten Kit-Ge bekehrt. Diefe behaupteten. dem Glauben.
zu dem die Mehrzahl der anfäffigen Bevölkerung gehöre, müßte auch die
Kirche zufallen. Man verweigerte die Schlüffel zum Gotteshaus. Das
half jedoch nichts. Die Anhänger der Popen drangen einfach durch die
Fenfter hinein und behielten feitdem die Kirche. So haben alfo die
gutmütigen Deutfchen für eine Ausbeutung ruffifch-pravoflaver Macht
Geld gegeben. Ia) hoffe nur. daß jest die Waifenhäufer nicht ähnliche
bittere Erfahrungen machen werden.
Zu den Unruhen in Arabien- Mefopotamien und Hocharmenien
kommen weitere in Anatolien. wo das alttürkifthe Element fich noch
keineswegs mit der jungtürkifchen Regierung ausgeföhnt hat. kommen
Bandenkämpfe in Mazedonien und Bürgerkriege in Albanien. All das
fcheinr indes den drahtziehenden Engländer-rt nur höchft erwünfcht zu
fein. Kürzlich hat fich herausgefiellt. daß der britifche Gefandte in Athen.
Sir Edward Elliot7 dafür eintrat. Kreta den Griechen zu geben. Ein Ge-
fandter derfelben Machh die doch fortwährend die befte Freundin der
Türkei zu fein behauptet. Wie lol(man das zufammenreimen?

Felix Braun:
Der Schatten des Todes Roman
Erftes Kapitel.
Wie füß und fonderbar doch der Beginn ifi: fein eigenes Leben
für fich aufzufchreiben. Ich weiß nichtx wie es kam- aber eine Ahnung
i| in mim als müßte ieh durch diefe Worte langfam erlöfi werden, als
müßtex Teil für Teilt die große Laft von mir weichem die viele traurige-
in dumpfem Dahinbrüten verbrachte Jahre lang meine Seele befchwert
hattet fo daß ihr Leben anders und firenger ward als das aller übrigen
[eidvollen Seelen, Und es ift etwas Gutes daram die toten Stunden
fo heraufzubefchwörem - Lichtes und Finfieres träumend und ohne
tiefere Erregung gleichfam felbft als Schatten wieder zu erlebem denn
es mag dann manches er| voll verftanden werdem worauf wir in den
rafchen Tagen einen Fluch oder einen Segen legten. Darum meine ia,
anche erft jetzt geworden zu feim was die anderen mit dem großen Wort
„weife" auszudrücken glaubenf und das wohl dasfelbe bedeutet wie: „reif"
oder „bereit“ oder „befonnen". Dies i| ja das Ganze: in welchem
Spiegel wir die Dinge betrachten und ob auch die anderen in den gleichen
Spiegel blicken könnem ohne ihren Augen wehe zu tun. Aber ich will lieber
erzählem und es ift fo innig und fchöm daß ich mir das alles felber fage-
gleiehfam als hätte ich mich losgelöfi von meiner Seele und fpräche
nun mit ihr wie mit einem einfamen Freund- dem es genug Liebe ift:
zuzuhören. - - _
Solange ich zurüctdenken kann, immer haben mich die Menfchen
feltfam gefunden. Nicht- daß ich durch befondere Gaben irgendwie
meine Gefihwifier überragt hätte -: meine Kindheit glich in ihrem
Grunde nur zu fehr der Kindheit der vielem die fpäter auch im Leben ruhig
und unbemerkt dahingehen, Aber ich gehörte zu jenem mit denen das
Schiekfal gleich zu Beginn das Spiel der Gefahr verfucht. Man hat
mir fpäter oft erzähltx es wäre ein Wunder gewefem wie ich, dem alle
Ärzte mit Sicherheit das Leben abgefprochen habem dennoih hätte ge-
rettet werden könnem und meine Muttert die oft und oft davon fpracm

pflegte jedesmal zu fagen: „Gott muß dich fehr lieb haben. Clemens. gib
acht: er wird dich zu großen Dingen führen." Ich lachte darüber. wie
einer. der in ficherfier Höhe iftz heute aber. da ich mein Leben ruhig über-
fchaue. will mir jenes frühe Zufammentreffen mit dem Tode nicht aus
dem Sinn. und nun ift es mir. als hätte er fich gereicht an mir. dafiir.
daß ich ihm damals entriffen wurde.
Langfam floß die frühe Zeit dahin. Jeder Tag brachte neue Er-
eignifie. manche Name war fäfwer von Träumen. Und das war das
Befondere an mir: daß mich alle Dinge. felbft die geringften. gleich ftark
ergreifen konnten. Das Mitleid mar mein tiefftes Gefühl. Man durfte
mir keine Mär-Gen vorlefen und keine Kindergefchichten erzählen; denn
fobald ich fpürte. daß einem Helden. den ich bereits liebgewonnen hatte.
Unheil bevorftünde. begann ich bittet-lich zu weinen und zu flehen. nicht
fortzufahren. Ich fürchten mich. das Ende zu hören. und war dom voll
Spannung. Dann gefchah es wohl. daß ich den Weitergang der Ge-
fchirhte träumte und. fchweißbedeckt. mitten in der Nacht erwachte. Meine
Eltern fchliefen im felben Zimmer. und ihre Atemzüge flüi'terten in der
großen Stille. Ich lag und wagte kein Glied zu rühren. Aber in den
mondhellen Nächten lag ein fo weißer Schein auf den Dingen. daß mir
bange wurde. und je länger ich in das Li>)t ftarrte. um fo abenteuerlichere
Formen nahmen die Dinge an. und bald war ich von feindfeligen und
drohenden Geftalten umgeben. Die Säulen an den Seffcllehnen ftreäten
fich und wurden zu Armen. die nach mir zu greifen fchienen; die Löwen-
köpfe an den Käfien begannen die Mähnen zu fchiitteln. und die weißen
Tücher. dic an einem Ständer hingen. wurden zu Tieren und bekamen
glühende Augen. Manchmal neigte fich etwas fehr Säzweres über mich.
und ich fühlte Finger an meinem Körper. Dann begann ich zu fchceien.
bis meine Stimme umfchlug. und meine erfchreckten Eltern hatten viele
Mühe. mich zu beruhigen. Sie nahmen mich und legten mich in ihr
Bett zwifchen fich. und da war es auf einmal ganz ficher. daß ich lachen
mußte und alle Ungeheuer zum Kampf herausforderte. In der Früh -
wenn ich erwachte - fand ich das ganze Zimmer höchfi friedlich und
dachte kaum an die fchreckliche Nacht. Ich trieb allerlei Unfug. lärmte
und tollte den ganzen Tag lang. er| gegen Abend ward ich ftill. und
oft trat ich ans Fenfter. um die Wolken zu betrachten. denen ich allerlei
Geftalten andichtete. Dann fah ich immer. bevor es Nacht ward. den
lieben Gott aus einer großen weißen Wolke emportauchen und feine
Hand gegen mich ausfirecken, Gleich darauf fprühte es in allen Farben

über den Himmel- und ich war fehr gerührt und erfreut dariiber- daß
Gott fich mir offenbart hatte.
Ich erinnere mich einer Nachß da ich befchloß- einmal nicht zu beten.
Ich wollte fehen, wie Gott fich dazu itellte. Ich war fehr tapfer und
legte mich nieder- ohne das gewohnte: „Müde bin ichx geh* zur Ruh'“
auch nur zu beginnen. Mit offenen Augen lag ich und wartete auf
Gott. Ich dachte daran, daß er mich firafen würdef und nun geriet
ich ins Zittern- daß mir die Zähne aufeinander fchlugen. Zum Glück
kam meine Mutter und fragte mich. ob ich gebetet hätte. Da ftellte ich
mirl» als hätte ich es vergeffen- und fagte das Gebet nun zweimal her.*
Aber die Rene half nichtsf ich konnte nicht fchlafenf von dunklen Ge-
danken hin und hergeworfen. Von da an getraute ich mich nicht mehr,
Gott um ein Zeichen zu bitten. und wagte es auch nicht wieder. des Abends
am Fenfier zu fiehen.
Hierauf begann die Zeit der Furcht. der unerklärlichen Angft vor
finftern Ereignifien und finfiern Menfchen. denn nun hatte ich mein gutes
Gewifien verloren. Wenn es draußen Gewitter oder große Stürme
gab und ich mich in einem entlegenen Winkel verkrocl» fprachen die
Großen leife mit einander. aber doch for daß ich es hören konnte, denn
darauf war es eigentlich abgefehem was ein gutes Gewiffen wert fei.
und wie man fich nicht zu fürchten brauche- wenn man nichts Schleänes
angeftellt habe und Gott liebe. Ich hörte das alles aus meiner Ecke und
befragte mia) unaufhörlich ob ich noä) auf Gott zählen dürfe und ob
mein Gewifien noch ein gutes genannt werden könne. Aber ich kam
nicht lange zum Nachdenken: im nächften Augenblick hatte ich alles ver-
geffen und war nur der einen ungeheuren Angft wehrlos preisgegeben:
wenn der Bliß nur nicht zündet! „Lieber guter Goth wenn es nur nicht
einfchlägt! wenn nur kein llnglü> gefchieht! Lieber guter Gott. laß
es vorübergehenf diesmal noch, diefes einzige Mal noch, lieber, lieber
guter Gott!" . . . So kauerte ich in meinem Winkel und betete und fprach
die verworrenfien Redent bis mein Vater auffiand und mich anherrfrhte-
ich folle fchweigen und miä) fcha'men; ich wolle ein Junge fein und benehme
mich feiger als meine Schweitern. Dann bezwang ich mich wohl und
ward [till. aber die Angft tobte heimlich in mir weiter. bis fie auf einmal
durch einen Weinkrampf erlöft wurde. Doch dann war das Gewitter
fchon längfi vorüber.
Diefe Furcht vor den geheimnisvollen und großen Dingen erreiafte
endlich ihre Höhe. als ich im Menfchen ein Gefährliches erkennen lernte.

Der Schatten des Todes Felix Braun
Meine Mutter nahm mich jeden Donnerstag zum Befurh der Groß.
mutter min und ich freute mich fchon die ganze Woche darauf- denn die
Großmutter forgte gut dafür- daß ia) über Hunger nicht zu klagen
brauchte. Freilich: womit anders follte fie mia, entfchädigen, der ich
in einem großen Kreis von Frauen fißen mußte- die über alle möglichen
fremden Dinge fprachen. Da gefchah es nun einmal- daß es plößliap
fiille ward- und die Großmutter aus der Zeitung vorzulefen begann.
Solches hatte fich - foweit ich mich erinnern konnte - früher nie
zugetragem und da ich ohnehin allen Vorrat bereits verzehrt hattet fo
befchloß ich zuzuhören. Und je mehr ia, zuhörte- um fo erregter ward ich-
und fchließlich fiand ich leife auf und trat näher an die Lefende heran.
Der Inhalt des Vorgelefenen wart daß ein großer Raubmord in einem
der äußerfien Bezirke - in Ottakring oder Hernalsg glaube ich -- bc-
gangen worden war (wenn ich mich recht erinnere- war es ein Advokat,
den fein Schreiber erfiochen hatte), Ich hatte früher Ähnliches nie ge-
hört und ftand nung ganz rot vor Aufregung- hinter Großmutters Stuhl-
lehne. Als fie geendet hatte und unter den Frauen ein fchweres Schwei-
gen Plaß griff- fagte ich plötzlich fehr laut: „Und was ift mit dem Mann
gefchehem Großmutter?‟ Da fich hierauf aller Gefimter mir zuwand-
ten -* ein wenig angftvolh wie es mir fchien -- und meine Groß-
mutter- fprachlos vor Staunen7 die Brille abnahm und die Lippen öffnete-
ohne daß ihr eine Antwort gelingen wollte- rief ich aus: „Wer weißt ob
er nicht jeßt bei uns verfteckt ift?" Da begannen alle zu lachen, und
eine fchöne junge Frau- die mich oft emporhob und küßte- fagte: „Aber
Clemens- wer wird denn fo ein dummer Bub fein? . . . Der i| ja fchon
[ängfi eingefperrt und wird niemandem mehr etwas anhaben können."
Und eine ältere Dame- die ich nicht recht leiden konnte- weil fie eine große
Warze auf der Nafe hatte und beim Sprechen mit der Zunge anftieß-
fagte halblaut: „Der wird ohnehin aufgehängt werden; den begnadigt
der Kaifer keinesfall Immer mehr fchien fich mir eine verborgene
Welt zu öffnen- und i>7 blickte ratlos zu meiner Mutter hinüber- die
lächelte und aufftandF mich bei der Hand nahm und mit mir- nachdem
wir uns empfohlen hatten- nach Haufe ging.
Auf dem Wege fragte ich meine Mutter vieles- aber fie antwortete
ausweichend und fcherzte über alles- was ich fagte. Beim Abendeffen
wandte ich mich an den Vater; aber auch der wollte nichts hören und
begann mich zu necken, und als mich dies nicht befriedigen konnteg mochte
er fogar mit mir fpielen, Ich ließ mich von ihm herumtragen und auf

feine Schultern feßem fo daß ich mit dem Mittelfinger zur Not die große
Wanduhr ganz oben berühren konnte, Allein diesmal laune ich nicht.
Sonft pflegte ich es fo arg zu treiben, daß die Eltern zum Schluß böfe
wurdenr ja fogar mich manchmal ohne Gutenachtkuß fchlafen fchickten.-
Als endlich meine Zeit gekommen war und ich zu Bett ging, kam die
Mutter und fagte- daß ich nicht weiter iiber das nachdenken follef was
ich heute gehört habe. Man könne nie wiffen, ob alles wahr feir was in
der Zeitung fiünde. Es gäbe allerdings fchlechte Menfchem aber in
unferer Gegend kämen folche nicht vor. Auch fei das Haustor doppelt ver-
fperrt und die Türe desgleichenr ja fogar die Sicherheitskette hänge vor;
es werde kein Menfch fo dumm fein und fich in ein Haus wagen. in dem
fo viele Parteien wohnten- er hätte erfiens gar niäits davon und würde
zweitens jämmerlich aufgehängt werden. Joh folle mir alfo keine Ge-
danken machen und fchauem von etwas recht Schönem zu träumen. Da-
mit beugte fie fich zu mir nieder und gab mir einen langen Kuß. ich fchlang
die Hände um ihren Hals und wollte ihren Kopf nicht loslafienf bis fie
mir endlich über die Wangen firich und mir Gutenacht fagte. Dann
feufzte ich auf und fchloß die Augen.
Diefe Nacht zu befchreiben- bin ich auch heute nur fchwer imfiande,
denn noch immer wird die Erinnerung an fie lebendig und fafi tönend.
Ich verftellte mich lange gutt um meine Eltern nicht zu fiören- aber da-
mals hörte ich die geheimen Stimmen des Dunkels und der Möbel-
die mit einander über die Menfchen und iiber einander fprarhen. Jmmer
glaubte ict» Schritte zu hörenp und oft wähnte icht ein heißer fremder
Atem fihlüge mir entgegen. Es trieb mich anf aus dem Bett zu fieigen
und Licht anzuzünden- denn es konnte wohl als ficher gelten- daß einer
unter dem Bett der Eltern verfieckt lag. Ein Jäger mußte es fein; ich
hatte fein Gewehr gefehen- und auch den Dolch hatte (ä, bemerltr den
er halb verhijllt in der Hand hielt. Als aber- fchon gegen die Morgen-
fiunde zur einer der beiden dunklen Vorhänge - ich weiß nicht wodurch
- eine leife wellende Bewegung maihter fchrie ich gellend auf- als fuchte
ich all meine niedergepreßte Angft durch diefen Schrei freizumachen, In)
fchrie und fchrie und wollte nicht innehaltenr felbft dann nichß als die
ganze Wohnung erhellt wart die Lampen angezündet waren und Eltern
und Dienfiboten um mein Bett fianden. Mein Vater trug mich in fein
Bett- aber ich hielt mich an ihm fefi und fchrie - bis ich ermattet ins
Kiffen faul. Tags darauf lag ich in hißigem Fieber- und nun kamen
entfeßliche Träumer deren ich mich heute nur noch dunkel entfinne.

Der Schatten des Todes Felix Braun
Nicht lange darauf muß fich zugetragen haben- was ich wohl mein
erftes Erlebnis nennen kannF wofern man mit diefem Ausdruck etwas
bezeichnen will- das plötzlich gebieterifch vor uns fieht und uns zwingt-
einen anderen und vielleicht auch gefährlicheren Weg zu fuchen, als
wir bis jeht gegangen find. Aber ehe ich berichtet muß ich doch ein wenig
Geriaft über mich felbfi halten. Ich war nämlich, fo feltfam dies auch
nach dem vorher Erzählten fcheinen mag- überaus heftig- leicht aufflamm-
bar- manchmal fogar jähzornig. Ich ließ mich oft zu Worten und Ge-
bärden hinreißen- die ich an andern verabfcheutß ja die fogar mich felbft
in die größte Aufregung verfetzen konntenF und ich erinnere* mich noch
fehr gutx wie fehr erregt ich darüber warf daß einer meiner Mitfchüler
die Faufi gegen den Lehrer ballte und ihm freche Worte ins Geficht rief.
Dennoch konnte es nicht felten gefchehem daß ich wenn mich
die Mutter zurecht wies- zu fchreien begannf aufftampfte und zum Schluß
aus dem Zimmer fiiirzte- die Tür krachend ins_ Säfloß frhiagend. Dann
war meine Mutter den ganzen Tag fehr fiill und fprach nur wenige
Wortey die aber fo leife- daß ich vor Rührung und Reue hätte auf-
fchluchzen mögen; doch bezwang ich mich und ward nur noch troßiger.
Iäf fah wegx wenn fie an mir voriiberkam- und blickte zu Boden- wenn
fie Fragen an mich fiellte7 als wäre nichts gefchehen, Meine Schwefiern
aber fahen mich groß an und wichen fcheu vor mir zurückx oder fie fprachen
heimlich miteinander und zeigten dann wohl auch ab und zu auf mich
hin. Das brachte mich oft in fo finnlofe Wutx daß alles wieder von
vorn begann7 bis endlich der Vater energifch einfchritt und ich in meinem
Zimmer mit unaufhörlichen Tränen büßen mußte,
Eines Sommertags nun - wir wohnten damals auf dem Lande --
gefrhah das Befonderez von dem ich erzählen will. Meine Schwefiern
Angelika und Renate waren mir im Garten atemlos entgegengelaufen
und gaben mir ein Rätfel auf. Ich merkte nichty daß fie untereinander
abgemacht hatten, mich zum befien zu haben- und feßte nun meinen Stolz
dat-ein, es zu erraten. Ich riet und riet- aber es half nichts- und jedes-
mal- wenn ich etwas gefagt hattex blickten fich Angelika und Renate an
und begannen dann laut herauszulachen. Ich muß mich nicht fehl' Se*
fcheit dazu gefiellt habenz denn fie gaben mir nicht gerade fchmeichelhaftc
Namen. „Dummer Elemens- dummer Clemens‟ fangen fie und erfanden
dazn einen eigenen Rhythmusx der ihnen fo gefielf daß fie gar nicht auf-
hören wollten- „dummer Clemens!" zu rufen. Da fchoß mir das Blut
ins Gefichh ich fprang auf Angelika zu- ergriff fie beim Zopf und riß fie

fo heftig herum. daß fie fchmcrzlich auffchrie, Wie heute erinnere ich
mich darauf wie heute fehe ich das blafie Geficht des kleinen Mädchens-
dem die Tränen groß über die Wangen liefen. Noch fühle ich in der
Hand den Zugt mit dem fie fich losriß noch gellt mir der lange Schrei
in den Ohren- den fie ausfiießt als fie geheizt vor mir floh- der hinter
ihr her gelaufen kam- die Hände weit vorgeftrectt. um fie zu faffen. . .
Schon hatte ich fie. fchon berührten meine Finger ihr Kleid. als die
Mutter die Atemlofe in die Arme fchloß . . .
„Was haft du. warum läuffi du fo?‟ fragte fie, aber Angelika
vermochte nicht zu fprechen. „Er . . . er , . ,er‟ fiammelte fie und barg
den Kopf in den Schoß der Mutter.
„Er will uns hauen- Mama!" fagte nun Renatef die auf einmal
dafi-ano und die ich vorhin in meinem blinden Zorn nicht bemerkt hatte.
Ich wollte mich auf fie ftiirzen- aber Mutters Hand umfpannte un-
gewöhnlich hart die meine: „Was haben fie dir getan! Clemens?‟
„Ausgelacht haben fie mich- beide . . .l Die ganze Zeit lachen fie
mich aus! Die Elenden . . . die . . , die . . . - Aber ich werde es
ihnen fchon zeigen! -Morgenl Wartet nur: morgen! Da könnt ihr
verfichert fein! Wartet nur! . . . Da gebe ich euch mein Ehren-
wort . . .!"
„Was wirft du denn morgen tun?“
„Hau-en!"
„Da fürchte ich mich aber fehrl'h fagte Renatet die Mut bekam,
weil fie bei der Mutter ficher war. „Da fürchte ich mich ganz entfeßliäz!
Nicht wahrt Angelika . . . du! Hauen will er uns . . . hörfi du. An-
gelika?“
Die Angeredete hob den Kopf: „Er foll nur! . . . Der Kerl! Der
rohe Kerl! . . . Er foll fich nur trauen!"
Ich trat auf Angelika zu. „Haft du noch nicht genug?" fäirie ich,
vor Erregung am ganzen Leib zitternd.
Statt aller Antwort hob Angelika die Hand gegen mich, und nun
brach mein ganzer Schmerz und mein ganzer geknickter Stolz aus mir
hervor. Ehe die Mutter es fich verfah- war ich auf Angelika zugefprungen.
hatte fie von Mutters Kleide losgeriffen und hieb nun mit den Fäuften
blind auf fie ein. Dazwifchen fchluchzte und weinte ich und fpiirte die
warmen Tränen auf Wangen und Händen. Sinnlos fehlug ich um micht
und ich glaube. als die Mutter dazwifchentrah traf i>7 wohl auch fie mit
meinen Schlägen. Ich muß damals häßliche und freche Worte gefpro-

chen haben. denn ich fah deutlich. wie das Geficht meiner Mutter plöß-
[ich wie im Smatten war. Dann begann fie mir friedlich und liebevoll
zuzufprechen. aber ich war außer mir geraten und verftand in jedem
Wort eine neue Kränkung. Immer unverfchämter ward ich und getraute
mich. Dinge zu fagen. die mir. wenn ich daran denke. noch heute das Blut
in die Wangen treiben. Doch ift mir die Erinnerung fchon ftark ver-
dunkelt. nur das Ende des Streites fieht mir noch klar im Gedächtnis:
Ich lief fort. Ohne aufzuhören. lief ich. bis ich an ein Feld kam. auf dem
die Garden lagen. Auf eine feste ich mich und weinte . . . weinte und
trug Leid und Schuld fo mühfam. daß ich mich am liebften hingeworfen
hätte. Lange faß ich fo und wartete. ob man mich holen würde. denn
ich hatte befchloffen. keinesfalls nach Haufe zu gehen. felbft wenn die
Nacht kommen follte. vor der ich eine dumpfe Furcht empfand. Ich dachte
an die Tiere. die im Dunkel aus ihren Höhlen fihleichen. und fchon fah
ich ein paar glühende Augen in Wolfsköpfen. die aus Finfiernis waren.
Einige Sterne ftanden am Himmel. und der Abend hüllte fich tiefer in die
Schatten.
Da kam mein Vater ruhig die Straße her. Ich rührte mich nicht.
Ich konnte auch nicht fortlaufen. obwohl ich voll Scham war. Den Kopf
gefenkt. wartete ich auf meinen Vater. der langfam auf mich zufchritt und
endlich vor mir fiehen blieb. Ich fagte „Guten Abend". aber fehr leife.
und ftarrte noch immer zu Boden. bis mein Vater meine Säfulter be-
rührte. Dann erhob ich mich. ,.Komm!“ fagte er und nahm mich bei
der Hand. ..Wir wollen nach Haufe gehen. Obwohl es fehr fchön
im Feld ift.“ Ich ließ mich willenlos von ihm fiihren und fprach kein
Wort. auch er fagte nichts und blickte frei und anfcheinend gleichgültig
in die Ferne. wo die Nacht ftand und "wartete,
Als wir zu Haufe waren. fagte mir der Vater. ich brauche heute
nicht zum Abendeffen zu kommen; es wäre beffer. wenn ich auf die Man-
farde ginge und dort allein nachtmahlte; ich fei wohl zu aufgeregt.
Auch möge ich diefe Nacht im Nebenzimmer fchlafen. da ja ohnehin keine
Fremden dafeien. Damit ließ er mich ftehen und ging ins Zimmer. Ich
ftieg mit verhaltenem Sihluchzen zur Manfardenfkube hinauf. und nun
ift es mir. als könnte ich mein eigenes Bild fehen. wie ich verftört und
mit Tränen in den Augen oben am Fenfter ftand und die Nacht anfah.
der nun alles Land gehörte. Das Effen. das mir unfere Marie braäfte.
berührte ich nicht. und erft fpäter ging ich in mein Zimmer. Dort ftand ein
Licht und warf blaffen Schein an die Wände. die voll Heiligenbilder

Selbfiporträt (Ölbild) von Arthur Innghann s
(.Y'afenarbeiterf Hamburg; 24 Jahre alt; durchfchnittl,
Wochenverdienfi 32 Mark)
.3.,
. -F
Werkfiattbild (Paftell) von Karl Rother
(Tifchlen Dresden; 28 Jahre alt; durchfcbnittlicher
Wochenverdienft 28 Marl)
Zum Auffaß „Arb cite rku n ft“

#11 *-
a. u
"1- , ' --,
I.â€œ â€˜R0-rvi|\Â¢ .
I -
a I,
' .
V0
_W

warenr mit denen iär des öftern vertrauliche Zwiefprache hielt. Heute
aber fahen fie an mir vorbeir iar die heilige Veronika warf mir fogar
einen böfen Blick zur und als ich fie länger anfahr fchien es mirr als wollte
fie fich abwenden. Jch kleidete mich lautlos ausr löfehte das Licht und
legte mich nieder, *
Ich mochte wohl eine halbe Stunde gelegen habenr da tat fich die
Tür leife aufr und es trat jemand ein. Jch merkte baldr daß es mein
Vater war. Er ging auf den Fußfpißenr und als er an mein Bett ge-
langt warr beugte er fich vor und fragter ob ich fchliefe, Ich hatte mich zur
Wand gekehrt; nun drehte ich mich um und fah ihn an.. Hierauf fagte
err er fei eigentlich gekommenr mir Gutenacht zu wünfchenr da er aber
fchon hier feir möchte er einiges mit mir fprechen, Nach diefen Worten
trug er einen Seffel an mein Bettr fehte fich und begann.
Nie in meinem Leben habe ich einen Menfchen fo Liebes fagen
gehörtr wie damals meinen Vater; nie war eine Stimme fo klar durch
das Dunkel gefchritten. Jch lag und laufchte atemlos den fiillen Wortenr
die langfam und traurig wie ein Zug von Pilgern zu meiner Seele ge-
wallfahrtet kamen. Tief und bitter empfand ich es in mirr wie fehr ich
mich gegen meine Mutter verfündigt hatter und jedes Wortr defien ich
mich plötzlich entfannr ftach mich mit einem fpißen Stachelr daß es wehe
tat. Nie hätte fich mein Vater folches von mir gedacht. Daß es foweit
mit mir kommen konnter daß die Mutter über mich weinen müßte. Sie
könne nicht fchlafenr fie miifie immerfort weinen. Sie hätte dem Vater
auf feine Bitten alles erzählt und nun fchl-uchzte fie und ihr Polfier fei ganz
feucht von Tränen. Wie ich nur meiner Mutterr die fo gut und lieb zu mir
feir folches hätte antun können. Er wiffe fich das nicht anders zu
deutenr als dadurchr daß er meiner ich hätte mich felbfi vergefien und zu
wem ich fpräche, Denn er könne fich nimmer von mir denkenr daß ich
zu denen gehörer die das Zeichen der Undankbarkeit auf der Stirn trügen.
Gäbe es ein häßlicheres Lafier als diefes? gäbe es etwas Schlimmeresr
als feinem Zorn die Zügel fchießen zu laffen? Er hätte mich früher für
gut und brav gehalten und nun miifie er an mir zweifeln. Aber er wolle
nichts weiter fagenr er hoffer daß ich noch alles zur rechten Zeit gut
machen würde.
Mein Vater fiand aufr beugte fich zu mir nieder und küßte mich auf
die Stirn. Ich regte mich nicht: ich hielt den Herzfchlag an und ließ
die Tränen über mein Geficht rinnen. Am liebfien hätte ich mich ihm
an die Brufi geworfenr aber mein Wille war eifernr und ich blieb wie ver-

fdockt reglos liegen. Als er aber gegangen war, fiand ich auf, machte
Licht und kleidete mich an. Dann öffnete ich die Türe und trat in das
Schlafzimmer der Eltern. Mein Vater las noch die Zeitung und blickte
überrafcht auf, meine Mutter aber rief mich zu fich heran- und als ich vor
ihr ftand- umfchlang fie mich lebhaft und küßte mich. Ich fiand ver-
wirrt und wagte nicht- fie zu berührenx meine Arme hingen herab- mein
Blick war gefenkt- meine Lippen murmelten halblaute Worte ohne Sinn.
Wie viele Blumen fchüttete meine Mutter damals ihre Liebe über mich
aus- nie in meinem Leben hat mich jemand fo mit Liebe überfchüttet.
Damals war esX als rührte ein Engel an meine Schulter-nf und ich trug
ihm auf- eine Botfchaft zu Gott zu bringen. Ich gelobte etwas Großes
und Feierliches tief in mir und befchloß„ mein Gelübde wie ein Licht
forgfam durch mein Leben zu tragen. Damals ahnte ich noch nichts von
dem großen Sturm, deffen Sendung es wart das Licht zu löfchen .
Langfam glitten nun meine Tage dahin- und ich konnte mir lange
den Grund nicht deutenr warum ihr Gang fo leife war. Heute weiß
ich es. Die Laft der unendlich vielen fchlichten Gefchenke- die ich nur
zu oft verfchmähte oder veräăftlich beifeite fchobz war zu fchwer für fie;
alle fahen einander gleich und fie neigten fich vor mir gleich den Königen
aus dem Morgenlande. Manchmal griff ich auch nach ihren Gaben-
und es war oft eine reine Freude in mir- alle Dinge zu berühren und zu
fühlen, Ich fpielte _in den lichten Tagen des Frühlings in den Gärten
mit meinen Mitfchiilern wilde, leidenfchaftlichq aufregende Spieler die
einen erfchöpfen und ftolz machen können- in denen man fich verlieren
kann- daß man felbft- wenn man müde wird- nur faiwer wieder zu fich
zurückfindet; oder ich fchaute den Mädchen zur die ihre Ringeltänze in
den Rondeaus zu fpielen pflegten und dabei wunderliche Lieder fangen,
Einmal kränkte ich mich über einer die größer und fchöner war als die
andern und immer Befehle gab und fich im Kreife drehte- daß der Zopf
Mühe hatte, dem Kopf nachzukommen. Ich wollte mitfpielen- aber fie
fah mich fpöttifch an und fagte: „Du bift uns zu klein, - Und über-
haupt -: wir fpielen niiht mit Buben.“ Damals ging etwas Heißes
durch mein Herz, und ich hätte weinen mögen- ich glaube fogar: meine
Augen ftanden voll Tränen, Ich lief aber nicht fortf fondern blieb und
fah zur und erft als die Mädchen fich zerfireuten- um nach Haufe zu
gehen- und die Großer ohne mich anzufehenz an mir vorbeiging- durchzuckte
mia, mein Leid fo fehr- daß ich laut .auffchluchzte Dann fchämte ich mich„
lief zu meiner Mutter und verbarg mein Geficht in ihrem Kleid. Auf dem

Heimweg war ich ftill. und auch beim Abendeffen fchwieg ich beharrlich,
Als meine Mutter. die vom Tifch aufgeftanden war. um etwas zu be-
forgen. zurückkam. ging fie an meinem Plaß vorbei und firich mir liebe-
voll. ohne ein Wort dabei zu fagen. übers Haar; das rührte mich fo
fehr. daß ich. um nicht in helles Schluchzen auszubrechen. aufftand und
mich ins Vorzimmer fchlich. wo ich mich in eine Ear fchmiegte und. die
Wange an die kühle Mauer gelehnt. meinen Tränen freien Lauf ließ.
Aber bald kam Angelika und legte den Arm um mich. und Renate zog mir
leife die Hand von den Augen. Da fchämte ich mich und ließ mich von
ihnen wieder ins Zimmer führen.
So leife. ruhige Tage habe ich friiher nie erlebt. fo ficher und fo
voll Vertrauen habe ich nie in die Zukunft gefäiaut wie damals. als
zwifchen Wunfch und Erfüllung noch keine fo breite Kluft gähnte; ja.
es fchien keine zu geben. iiber die man nicht bequem hätte fpringen
können. und es waren ohnedies über viele Brücken gefpannt. Dann
aber kam das Große. plößlich. ungeheuer. überwältigend. Wem foll
ich's vergleichen? Dem Nahen des Herbfies. der über die Wiefen des
Sommers fchreitet oder dem plößlichen Verlöfchen aller Lichter in einem
fefiliäfen Saal? Oder dem Emporfchlagen einer Flamme. die den
Himmel berühren möchte? Ich weiß es nicht. Ich fühle nur dunkel
die Dinge. die ich fagen will. Eine unfagbar drü>ende Lafi lag feit
jenem Abend über meinem Denken und gab meinen Träumen jene Schwer-
mut. die fie immer niederzuziehen weiß. wenn fie einmal zur Sonne
auffliegen wollen. Denn damals fiel der fchwere Schatten des Todes
in mein Leben. Dunkel verworrene Töne erwaehten in meiner Seele.
und eine unfagbar müde Traurigkeit neigte fich tiefer über fie. Der
T'od ging durch unfer Haus und fpielte zum Tanz auf; ich habe ihm ins
Geficht gefehen. wie er im Zimmer ftand. und fein Schatten legte fich breit
auf meinen und deckte ihn zu. "
Es mußte fchon fpät gegen Mitternacht zu gewefen fein. Ia) lag im
Bette und konnte nicht fchlafen. Die Tür zum Wohnzimmer fiand offen.
und das Geplauder der Gäfte. die diesmal befonders zahlreich verfammelt
waren. drang in wirren Lauten zu mir herein. Die Mutter wollte die
Türe fchließen. aber ich bat und bettelte. denn ich fürchtete mich allein
im Dunkeln. So lag ich und ftarrte. ohne fchlafen zu können. in das
blafie Licht. das fich vom Zimmer hereinfchlich und. gleichfam um aus-
zuruhen. an die Möbel fchmiegte. Wohl mußten es wunderliche Dinge
fein. die mich wach erhielten. oder war es vielleicht der Stolz. mit den

Großen das Glück der fpäten Stunde genießen zu dürfen? Ich weiß
es nicht - ich weiß nur. daß plötzlich ein Auffchrei irgendwo erfcholl
und daß eine Sekunde lang ein Schweigen herrfchte. wie ich es nie zuvor
erlebt hatte. Dann wurden Seffel gerückt und ein Halten und Eilen.
ein Sprechen. Stocken. Atmen kam in gebrochenen. verworrenen Ge-
*räufchen zu mir herüber. daß ich ftaunte und felber den Atem anhielt.
*Darauf fchrien ein paar fchrille Frauenfiimmen auf. und ich hörte. wie
viele Schritte zufammenklangen. zugleich fiel etwas Schweres mit
dumpfem Auffchlag auf den Tifch. und nun vernahm ich die Stimme
meiner Mutter: laute. feltfame Worte. die von der Angft gepeitfcht
fchienen und endlich in den Abfchrei zufammenftrömten: ..Um Gottes
willen. Armand!“ - ,.Armand! Armand!" Sie wollte gar nicht ab-
laffen. den Namen meines Onkels zu rufen. der vor einigen Wochen
aus Berlin gekommen war und bei uns feinen Urlaub verbrachte. :Dann
ftürzte jemand zur Tür hinaus. und Rufe und Schritte klangen durchein-
ander. immer aber hob fich die Stimme meiner Mutter iiber den vielen
verworrenen Stimmen empor. und mich überlief es kalt vor Gmuen. denn
iä) hatte noch nie daran gedacht. daß meinen Eltern ann) etwas Böfes
begegnen konnte. vor dem fie Furcht empfänden wie ich. wenn die Schatten
der Nacht drohend duräz mein Zimmer fchwebten. Ich erhob mich im
Bett. um zu fpähen. da fchlug jemand die Türe hafiig zu. und nun drang
in abgeriffenen Lauten das Sprechen und Weinen der vielen Menfchen
an mein Ohr. bis endlich eine große Stille kam und die Stimmen der
Frauen mühfam auffchluchzten.
Ich erfuhr es früh genug: Onkel Armand war geftorben. ..Ein
Gehirnfchlag‟. fagten die Leute. und fie fagten es mit fehr bedeutender
Miene. Ich hatte den Onkel nicht fonderlich lieb gehabt. aber ich war
bis ins Tieffte erfchüttert. Ich ging den ganzen Tag wie im Traum. grü-
belte und grübelte) aber ich vermochte die Brücke nicht zu finden. die
von dem Leben in den Tod fiihrt. Ich konnte mir das Erlöfchen nicht
vorftellen und marterte mich. darüber nachzudenken. Aber alles erfchien
mir dunkel und ungewiß. ..Er ift bei dem lieben Gott“. fagte die
Mutter und küßte mich. ..Der liebe Gott hat ihn geholt. weil er fo gut
und brav im Leben gewefen ift." Ich fragte: ..Dann ift es ja ein großes
Glü> für ihn. wenn ihn der liebe Gott zu fich in den Himmel genommen
hat?“ _ „Freilich“. fagte fie. ..es muß wohl ein Glück fein.“ - „Aber
warum weinfi du dann. Mama. warum weinen dann alle. wenn ihm der
liebe Gott ein fo großes Glück gegeben hat?“ Die Mutter lächelte mich

an: „Ich hätte ihn aber doch lieber bei uns gehabt - er war fo jung-
er war viel zu jung um zu fterben . . Da fchmiegte ich mich an fie
und flüfierte; „Mamm ich fürchte mich fo . . . ich fürchte mich fo . . - „Wovor denm Clemens?‟ - „Daß dich der liebe Gott auch einmal
holtt Mama. Du mußt immer bei uns bleiben . . . Verfprich mir das-
Mama!" - „Wir wollen immer beifammen bleibem‟ fagte fie und firich
mir über die Wange. - „Ja Mama . . . ich glaube: uns kann der
liebe Gott gar ,nicht fterben laffen. Müffen denn alle Menfchen fierben?
Dann bleiben ja gar keine mehr übrig . . . und glaubft du, daß im
Himmel fo viel Plaß ift? - Was ifi eigentlich im Himmelf Mama?" -
„Die Seele". -_ „Was ifi das: Seele?" - „Das ift das Unfichtbare
am Menfchen." - „Und was gefihieht mit dem andern: mit dem- das
man fieht? Kommt das auch in den Himmel? Fliegt der ganze Menfch
in den Himmel- Mamm fo: mit den Kleidern? mit allem? So wie Iefus
Chrifius?" - „Nein: der Körper kommt ins Grabt oft mit Blumen,
Onkel Armand kommt auch mit Blumen ins Grab. Viel Kränäe und
Blumen liegen im Zimmer, wo er fchläft." - „Schläft er wirklich?“ --
„Er fieht fo aus: ganz for als ob er fchliefe." - „Darf ich hineim ihn
anfehn?“ - „Was fällt dir eim Clemensf das ift nichts für Kinder.
Spiele doch lieber! Wo find denn Angelika und Renate? Spiele mit
ihnen! Aber leife- hörft du?“ - „Ich werde niäft fpielem Mamat"
fagte ict» und trat ans Fenfier. Die Mutter blieb ftehem fchüttelte den
Kopf und ging endlich aus dem Zimmer.
Dunkle Gedanken raufchten und braufien in mir empor, und eine
füße fremde Stimme rannte mir zu: „Gehei“ „Gehef wenn es Abend
if] und alle zufammen find und fprechen. Gehe! Du mußt wiffem wie
er jeßt ausfieht. Vielleicht- daß man noch den Abdruck von der Hand
Gottes auf feiner Stirn fiehtt vielleicht- daß man feine Seele fehen kann!‟
Aber zugleich hielt mich eine fo fchwere Angft zurück- daß mir die Knie
zittertem fobald ich nur daran daehtet meinen Entfchluß zur Tat werden
zu lafien. Ein düfieres Grauen hüllte mich eim und doch ftieß mich die
Neugier an und flüfierte: „Tu'sl Tu's doch! Was kann denn dabei
fein? Was kann denn paffieren? Tu'sl Du wirft etwas Wunderbares
erblickem vielleicht find Sterne in feinem Haar- vielleicht hält er die Sonne
in der Hand."
Ich weiß nicht mehrt wie es kam: ich tat esl und ich erfiaune noch
heute darüber- wie ich den Mut gewann, die Angft in mir niederzu-
ringen. Genug: ich tat esp und als der Abend fich in die Nacht verlor,

öffnete ich die Tür zum Sterbezimmer. In dem großen Spiegel fah ich
mein Gefiiht; es war weiß. und ich fah. wie die Schimmer der Girando-
lenflammen darüber hinhufchten. Der Weihrauäzduft betäubte mich
halb und zog mich näher . . . wie im Traum trat ich ein und fchloß die
Türe. Da lag mein Onkel aufgebahrt. blaß. die Hände über der Bruft
gefaltet. im fchwarzen Rock. von einer fchwarzen Decke die Füße bedeckt.
Die Flammen zuckten. und ihr Schein irrte über das Geficht des Toten.
das zu lächeln fchien. Ich dachte: Es i| doch nicht fo grauenhaftz wun-
derbar fiill ift es hier. und ich fürchte mich faft gar nicht. Aber ich fühlte
dennoch. wie meine Finger zitterten. Ich fdand fehr nahe zur Tür. und
oft wollte ich zur Klinke greifen. aber ich fchalt mich feige und blieb.
Die Düfte der Blumen und des Weihrauchs wehten auf mich zu und
fingen mich in einem Reiz. das mich fefihielt. Ich fiarrte immer er-
regter und gefpannter auf das Geficht des Onkels und wagte es fchließ-
lich. ein paar Schritte nach vorn zu machen. Endlich trat ich ganz nahe
an den Katafalk heran. und nun fchlugen die Flammen der Girandolen
- wie es mir fehlen - höher empor. Zarte Flammenfäden hoben .rät
aus ihnen und fchienen die De>e zu berühren. von der jeßt viel Licht herab-
hing. das nach allen Seiten hin ausfirahlte. Ich blieb wie feftgebannt
fiehen. und die Angft umfchloß hart meine Kehle. daß kein Ruf fich her-
vorwagte. Im Kalten Schweiß ftand ich vor der Baht-e meines Onkels.
die Augen - weit aufgerifien - auf fein Geficht gerichtet. Und plöd-
lich. als fich die weißen Kerzen zu Fackeln verwandelten und rote Gluten
aus ihnen zur Decke fihwebten. gefchah das Entfeßliche: Der Leib des
Toten richtete fich empor. und feine Hände fireckten fich halb flehend.
halb drohend nach mir hin. Ich fah etwas Weißes vor mir und einen
Ring von einem knochigen Finger fallen, - Da fchrie ich gellend auf und
fiürzte zufammen. In eine unermeßliche Dunkelheit |ürzte ich biUEin- iu
der kein Grund war. und in die ich mia, langfam verwandelte.

Zweites Kapitel.

O Tage der großen. tiefen Traurigkeit - wie wunderbar wandelte
fich mein Leben unter euren Händen! O Abende voll köftlicher entgleiten-
der Phantafien. o Nächte der feltfamen. fchwermütigen und fchmerzlichen
Träume. wer kann euch vergehen. ihr Lieben. Guten? Was fpratht lbk
doll' für leulame Dinge zu meiner Seele. in der der Schatten des Todes
lag: breit. hingefireckt und fo kühl. daß ich oft bange erfchauerte und milk

zu fremdem leeren Spielen flüchtetez deren Licht viel zu fchwach warz um
die Schatten zu fcheuchen. Ihr leifenf einfamen Abendez euch liebte in):
ihr lehrtet mich Märchen und Gefchichten verftehen- ihr lehrtet mich
Bücher lefen und das Graufige und Furchtbarez das darin ftandz als etwas
Großes und Gefahrvolles mitempfinden. Früher fürchtete ich wohl die
Sagen und Erzählungen- die traurig endent und lief aus dem Zimmerx
wenn meine Gefchwifter von Siegfried oder .Sektor fprachen, die von
finiteren und blutgierigen Feinden jäh erfchlagen worden waren -z
jetzt ward mir das Heimliche und ErregendeF die dunkle Luft am Mit-
leid offenbar- und im las vieler viele Bücher- wahllos7 in bunter Reihen-
folge: Abenteuerliche- großartige Fahrten und Kriegsziige auserlefener
Helden- Kämpfe und Schlachten und die Taten weltberühmter Zauberer
und Kalifen. Ferne märchenhafte Infeln taten fich auf- und bald war ich
mit allen Wegen auf dem Eiland Robinfon Erufoes aufs befte vertraut
und fuhr in einem leichten fchwankenden Kahn um Mitternacht und bei
Sturm und Gewitter über das tofende Meer. Allein fuhr ich, einer ver-
geffenen Küfte zu„ Menfazen entgegen- deren Leben ewig und voll Sonne
war. .Hinter mir aber jagte auf fchwarzem Boot pfeilfchnell der Tod
dahinx und nun begann eine rafende Wettfahrt zwifchen uns beiden. Das
fiand nun freilich nicht in den Büchern -- das |and in den Stundenz die
für das Lefen zu dunkel warenf in denen man. das Buch in der Hand-
wortlos und ohne Sinn vor fich hinträumt. Das konnte ich gut und tat
es gern. Ich war fehr häufig allein7 einen Freund hatte ich niäzt und
auch mit meinen Schwefiern fiand ich nicht zum Befien. Darüber war ich
eigentliäz frohx denn ich moihte fie nicht recht leidenz weil fie fo viel und
fo grundlos [achten.

Auch als ich ins Gymnafium fame ward ich nicht anders: träumend
und in mich verfponneny faß ich am Eck der vorleßten Bank und ließ den
Vortrag der Lehrer an mir vorüber-ziehen; oder ich fah zum Fenfter hinaus
und machte mir Gedanken über Menfchen und Wolken. Wurde ich plötz-
lich aufgerufenx fo fchnellte ich von meinem Sitz empor und ftarrte
fafiungslos in das Geficht des Profefiors- gleithfam als fürchtete ich
irgend eine Gefahr und wüßte bei mirz daß ich ihr nicht entrinnen könnte.
Doch fobald mich ein Wort des Lehrers auf die richtige Fährte brachte-
fagte ich meine Lektion fließend her, aber mit dem Gefühl, als fpräche
das ein zweiter in mir- von deffen Erkenntnifien ich im tiefften Grunde
nichts wußtez weil ich an den .Himmel dachte oder an Onkel Armand
oder an Liefe Fellner-z die bei Angelika zum Befuch gewefen warz und der

ich mich nicht getraut harter die Hand zu reichen. Dann konnte es oft
gefchehen. daß ich etwas ganz Freundes und Dummes fagte, fo daß die
Klafie laut auflaäzte und felbft der Profefior den Mund verzog. Es
ging damals das Gerücht um- daß ich Verfe fchriebe. und man neckte mich
deshalb. wo man konnte. Da ich mich ganz unfchuldig fühlte. fo ward
ich immer fehr rot und beteuerte mit aller Kraft des Überzeugen.). daß
ich noch nie ein Gedicht gemacht hätte. Man glaubte mir aber nicht,
und es muß wohl deshalb gcwefen fein. daß ich befchloßr wirklich zu dich-
ten. Das wenige7 das ich mühfelig zufammenbrachte. zerriß ich und
fireute die Stücke in alle Winde. So kam es. daß ich früh begann-
Gedichte zu lefen- aber es wollte mir lange nicht gelingen. Gefühle und
Träume in Rhythmus und klingende Worte zu bringen.
Mit meinen Mitfchülern verkehrte ich nicht. und ich muß fagen:
ich war auch nicht fonderlich beliebt. denn mir ging alles ab. was man mit
den Worten „Kollegialität" oder „Gemeinfinn" zu bezeichnen pflegt.
Ich ließ mich nie in ihre Spiele und Gefpräche ein. ja ich duldete auc!)
nicht, daß fie bei den Schularbeiten von mir abfchriebem und zog mir io
einen ziemlich fchlechten Ruf zu, der mir auf dem Nachhaufeweg keines-
wegs freundliche Worte eintrug. Ich fuchte auch niemanden; es feinen-u
mir alle fremd und fern zu fein. der Schatten des Todes lag zwifkben
mir und ihnen. und ich wußte: wer es wagt. iiber ihn zu fchreiten. muß
ewig wandern. denn der Säzatten wächft mit feinen Schritten. IG
faßte die Fröhlichkeit nicht. und das ausgelaffene Lachen, das Sonnige-
das Frühlingshafte war mir verhaßtz vielleicht affektierte ich wohl auf()
den Schmerz und die große reife Erkenntnis. die mir feit jenem Tage ge-
worden warz da ich zum erften Male einen Toten gefehen. Manchmal kam
es mich an. über den Schatten zu fpringen und ihr e Spiele zu fpielen-
ihr Lachen zu lachen. einer von den vielen zu fein. die über dem Leben
fiehenr - aber mein Lachen klang gepreßt. meine Spiele waren ungefkllickt
und unklug. Wir vcrftanden uns nichh ich und fie. *und f-o oft einef
von beiden Teilen den Verfuch machte. den andern zu fich herübefzu'
When- eutfiand zum Schluß Streit, Heftigkeit und das unvermeidliche
Bösfein. Freilich dauerte das nicht lange; nach zwei Wochen kam die
feierliche Verföhnung zuftande. aber ich kümmerte mich dann lang nicht
mehr um das Treiben meiner Kameraden.
Dieles änderte fich jedoch in der dritten Klafie- als ein neuer Let)ref
'Wl- del* den feltfamen Namen Pius Fafching führte. und deffen 91'9-
teske Erfcheinung im Nu aus der friedlichen und furchtfamen ehemaligcu

[lb ein wahres Hottentottenlager machte, Man erkannte die lllb
nicht mehrr fagte der Direktor; nicht nur die (Ijljgeutiu, auch die 1110!'88
feien ganz beträchtlich gefunken. Wie konnte es aber auch bei Herrn
Pius 'Fafching anders fein? Nie noch hat es einen unerfahreneren
Lehrer gegeben, Schon feine äußere Erfcheinung wirkte aufreizend auf
das in jeder Schülerfeele fchlummernde Böfe: er war lang und fchmal
und fchien an beiden Seiten gepreßt zu feinr jar wenn man das Geficht
genau betraärteter fo mußte man fich fagenr daß hier ein unzweifelhafter
Übergang vom Pückling zum Menfchen vorlag. Seine Nafe war fehr
kurzr die Oberlippe entfprechend breitr fo daß alle feine Worte merkwürdig
hohl klangenr gleichfam als wären ihre Laute ohne Obertöne geblieben.
Alle Vokaler auch die hellenr fchienen befchattet zu fein und klangen wie
ein englifches sr das ihnen als Grundton blieb. Seine Hände waren
langr fchmal und fehnig und befanden fich in fiändiger Ratlofigkeitr
wohin fie fich wenden follten. Der ganze Mann wirkte wie eine Allegorie
der llngefchickliclfieitr und obwohl man fich in der Schule auf Allegorien
und Symbole gewöhnlich nicht befonders verfiehtr fo hat man doch einen
äußerfi klaren Blick dafürr wenn ein Lehrer felbfi die Güte hatr ein Ab-
firactum irgendwo ergößlich zu perfonifizieren. Diefe Erkenntnis: daß
Pius Fafching mehr als Mathematik dazu geeignet wärer Wiß und Scharf-
finn zu fordern und zu betätigenr war unferer Klaffe rafch gekommenr
und fo wie viele damals den Beruf in fich entdeckt habenr mit gutem
Beifpiel voranzugehenr gefchah es auch mir; eines Tages lachte ich herzlich
über die Streiche meiner Mitfchüler und befchloßr mich mit nächfier Ge-
legenheit felbfi zu beteiligen,
Freilich _ ich beteiligte mia) vorläufig nioht. Ich fah zu und lachte
viel. Auch iiber die dümmfien und billigflen Wise lachte ichr oft fogar
fehr lautr fo daß Pius Fafching es hören mußte. Wenn er dann felbft
etwas fagter wobei es meifiens vorkamr daß er fich in drolligen Rede-
wendungen erging oder einen Salz nicht vollenden konnter weil er den
Ausweg aus dem Labyrinth der Schachtelfähe und Perioden nicht fandr
brüllte die ganze Klafie vor Lachenr und auch ich lachte mit. Oft fogar
fehr frech und ohne mich zu genierenr wenn mich fein Blick trafr in dem
immer etwas Schmerzliches warr was mia) aber damals nicht im minde-
fien rührte. Es fchienr als wollte fich all das Lachenr das ich in den
vielen Jahren zurückgehalten und das fich im |illen wie ein unterirdi-
fches Gewäfier gefammelt hatter aus mir befreien und aus mir in nicht
enden wollender Fülle herausfirömen, Und Profefior Pius Fafching

fpielte den Mofes und fchlug an den Felfen -» und wie das Wafier
ftürzte mein totgeglaubter Frohfinn aus meiner Seele. Was kümmerte
mim. ob er darunter litt oder nicht? Fragte ich das? Es kümmerte
mich wohl. aber leife. faft im Unbewußten klang es in mir nach. wenn
ich ein freches Wort gebrauchte oder mit den Füßen trampelte oder laut
auflachte. Eine Stimme war es und - ich glaube -: es war dic
Stimme des Mitleids. Endlich tat er mir leid. wie er fo daftand: hilf-
los einer fchreienden. lachenden. lärmenden Schar halbwüchfiger Knaben
gegenüber. die alles mögliche erfannen. ihn zu quälen, Schrie er dann
plößlich mit gewaltiger Stimme irgend ein Schimpfwort in die Klaffe.
dann ward es auf einmal fiill. und alle fenkten. fehr ernft. die Köpfe. um
auf die -* längfi zugefchlagenen Bücher zu blicken. Aber er ertrug feine
eigene Strenge nicht; er gab die plötzlich eroberte Pofition augenblicklich
verloren. nicht aus Zartgefühl. fondern aus Schwäche. nicht aus Mit-
leid. fondern aus Angfi, In folchen Momenten haßte und verachten
ich ihn. und dann war ich imfiande. felbft den Führer zu fpielen: Papier-
kugeln zu fchleudern. die mit irgend einem Klebftoff befirichen waren.
fo daß fie ihm an Bart und Kleidern haften blieben. oder unter der
Bank Stimmgabeln anzufchlagen oder ein lang verborgen gehaltenes. für
einen befferen Zweck in einer Schachtel aufbewahrtes Infekt. das über
eine kräftige Stimme verfügte. in die Freiheit des Schulzimmers zu ent-
laffen. An folchen Dingen hob fich in der Regel der Lebensmut der kurz
vorher noch fehr niedergefchlagenen Genoffen. und bald hatte ein ohren-
betäubender Lärm die frühere Kirchenfiille erfchlagen.

Fortfeßung im nächfien Heft

Friedrich Nieb ergall:

Sexualpädagogik

Man hört und liefi überall von der feruellen Frage: Was ifi damit gemeint? Was ifi überhaupt eine folche ..Frage“? Alle Verhältniffe des Lebens und der Welt find fortwährend einer Veränderung unterworfen. die fich darin zeigt. daß fich die Lage einzelner Faktoren verfchiebt. Wird diefe Verfchiebung unter irgend welchen Umfiänden fehr fiark im Vergleich mit der früheren Art. wie fie zu einander geordnet waren. oder kommt fie einer Zeit auf einmal zum Bewußtfein. fo fpricht man von einer „Frage“. So befieht die foziale Frage darin. daß die Teile des Volksganzen ein neues Verhältnis zu einander fuchen. nachdem die Unhaltbarkeit des alten plößlich hervorgebrochen ifi. So bricht fich gegenwärtig das Gefühl Bahn. daß die alte Ordnung der Beziehungen der Gefchlechter zu ein- ander einer Nachprüfung bedarf: Das ifi die feruelle Frage. Sie ift ewig da. wie die foziale; nur ift fie jetzt ftark zum Bewußtfein gelangt - vielfach i| fie an die Stelle diefer getreten. Sie ifi von großem Intereffe. weniger für die Lüfiernheit als für den Blick. der gern Großes und Vieles in Einem fieht. Ganz verfchiedene Lebens- und Weltanfchauungen bauen fich hinter den verfchiedenen Antworten auf. Das wollen wir nur einmal fireifen. Unfere Hauptaufgabe ifi. zu fragen. wie wir u nf e r e K i n d e r zu fiihren haben. um fie vor Gefahren zu bewahren. Auf diefem Gebiet ifi alles fraglich geworden. Wir geben eine Überficht über die angeratenen Heilmittel. Sie heißen: Aufklärung und Erziehung. Wir befprechen fie und fügen unfere Gedanken hinzu.

l.

Als wichtigfies Heilmittel galt lange und gilt noch jeßt die A uf- klä r u n g. Damit beabfichtigt man fozufagen eine homöopathifche Kur. Denn es tritt das ganze Gebiet an die Jugend in der Regel als eine Auf- klärung heran über Dinge. die die Großen ihr vorenthalten. Und das reizt immer. Daneben nimmt leider die Phantafie fchon das Intereffe und die Lufi an diefem intereffanten Gebiet voraus. lange ehe die körperliche

Entwicklung des Kindes es erforderte. Und dann gibt es das bekannte
Raunen und Tufcheln. Winken und Zeigen. das man fehr gut die Auf-
klärung der Goffe genannt hat. Und wenn dann in der Schulklaffe alte
fißengebliebene Flegel find. die die Kleinen als unreif für folche Sachen
ausfchließen. fo verftärkt das nur den Reiz. Das fetzt dann das ganze Gebiet
in das unheimliche Licht des lockenden Rätfels. Der ganze Stolz. zu wiffen.
was die Großen wiffen. läßt dann die Ohren fpißen und die Augen auf-
machen. So gewinnt das Gebiet fchon von vornherein feine dämonifche
Gewalt über die Phantafie und den Willen. Diefe Naivität bricht und es
gefchieht. was die alte Gefchichte vom Sündenfall fagt. deren Tiefe und
Größe man leider verkannte. als man fie als ein einmaliges Ereignis faßte:
fie f a h e n . daß fie nackend waren. Noch immer ifi der Weg zur Erkenntnis
mit viel Schuld verknüpft. und ein Ergebnis ifi Scham und Furcht - das
naive vertraute Verhältnis zu den Eltern ifi dahin. Das ifk bitter für jeden
Vater und jede Mutter. Wie reizend war's. als das kleine Plappermäulchen
nur wiedergab. was es von uns gehört hat. als fein ganzer Gedankenvorrat
von uns lebte. Aber nun find ganz andere Geifier von Einfluß auf unfer
Kind gewefen. Diefe Lippen. die uns den Abfchiedskuß vor dern Schulgang
gaben. haben fie nicht fchon Häßliches gefagt? Was haben diefe Ohren und
Augen fchon wahrgenommen? Wir laffen uns nicht täufchen duräz die
noch fo kindlich reine Stirn: als wir fo alt waren. wie hat uns da fchon
die Gemeinheit umwogt - und heute follte es beffer fein. weil es unfere
Kinder find?
Es wird allgemein zugegeben. daß die Gewohnheit des Schweigens
über diefe Dinge zu böfen Folgen geführt hat, Zwar fie läßt fich ja verfiehn:
es ifi der Glaube und der Wunfch. daß die Unwiffenheit den zarten Schleier
füßer Kindlichkeit über dem lieben Mädchen und dem wackeren Buben
erhalten möge. Und es gibt ficher folche unberührten reizenden Kinder-
herzen. auch Buben. Aber es fragt fich. ob die böfen Keime nicht auf dem
Schulweg. oder wohin fonfi Elterntreue nicht nachfolgen kann. willige
Aufnahme finden. Und dann betont zumal die Frauenbewegung die oft
böfen Folgen. mit denen die füße Unfchuld bezahlt werden muß. Und
das mit Recht. Der andere Beweggrund zum Schweigen ift der Glaube.
daß das ganze Gebiet nun doch einmal fo von Gemeinheit und Widerlichem
durchzogen fei. daß man mit Kindern nicht darüber reden könnte. .hier
liegen nun tiefgreifende Unterfchiede in der fittlichen Gefamtbeurteilung
des Gebiets und in der erziehlichen Behandlung der Jugend zugrunde.
die wir noch bei Gelegenheit zu erwähnen haben.

Diefer Gewohnheit des Schweigens tritt nun um jener Schäden willen
die Forderung der Aufklärung entgegen. Und zwar handelt es fich um
eine andere Art der Aufklärung als fie die Goffe bietetj denn der Ton macht
die Mufik. Man will den Geifi der Gemeinheit fchlagem indem man einen
andern Geift aufbietetj nämlich entweder den Geift des bloß fachlich-gegen-
|ändlichen Wiffens um dief e Dinge oder gar den Geifi ehrfürchtigen Staunens
gegenüber der Weisheit und Liebe- die auah auf dem Gebiete walten. Und
das ifk durchaus nichts Neues. Es kommt ja in der gefchichtlichen Ent-
wicklung alles wieder. Wir haben gegenwärtig eine folche Fülle von Ahn-
lichkeiten mit der fog. Aufklärungszeitj wie fie vor etwa 150 Jahren herrfchte.
daß es uns gar nicht überrafchh wenn wir auch in unferm Punkte uns
auf ihrem Pfade finden. Wiffen und Erkenntnis foll Aufklärung
fchaffen und Aufklärung foll beffern - fo hat man damals gedacht
und denkt man heute wieder. Nur daß die fpätere entfprechende
Periode allerlei Ubertreibungen befeitigtej wie die„ daß etwa
der Vorgang der Geburt den Kindern im Bild oder gar in natura
gezeigt werden follte (i). Dafür verlangt man heute allgemein Aufklärung
duräh das Wort. Und zwar foll Haus und Schule fich diefer Gegenwirkung
gegen die Goffe gemeinfam annehmen.
Auf jeden Fall ifi es nötig„ nicht mehr das Märchen vom Storch zu
verbreiten. Es gibt noch manchen erlaubten Pfad zwifahen Lügen und
rückfichtslofer Offenheit; und der befte Pfad heißt: die Wahrheit fagen
in dem Verhältnisj wie fie begehrt und verftanden wird. Es ifk meifk das
fieife Unvermögem diefer Forderung gerecht zu werdem das die einen
für die Lüge„ die andern für die brutale Aufdeckung der Wirklichkeit fich
entfcheiden läßt - _ auch auf ganz anderen Gebieten. Nun will ich fagem
wie es mir bekannte Eltern mit ihren Buben gemacht haben. Als fie
etwa 11 und 12 Jahre alt waren j quälten fie - es war gerade ein Schwefier-
chen angekommen - ihre Mutterj woher die kleinen Kinder kämen. Da
war die Stunde da. Die Mutter nahm die beiden Blondköpfep einen unter
ihren rechten und einen unter ihren linken Arm und erzählte ihnem woher
die Kinder kommen - fie hatte nie das Storchmärchen aufgetifcht. -
Und da laufchten fie denn voll Andachtj als die Mutter ihnen fchildertej
wie auch fie in ihrem Leib gewachfen waren und wie fie fich gegenfeitig
alle drei fo lieb hatten. Das war eine große Stunde. Und die Burfchen
waren zufrieden. Ihr Forfchungstrieb war mit dem erreichten Ausgangs-
punktj der mit Recht im erfien Vers von „Nun danket alle Gott" der Prüderie
noch nicht anheimgefallen ifh völlig beruhigt. Sie fragten nichtj wie denn

nun die kleinen Kinder dort entfiehen. Unter dem Druck der auf folche
Aufklärung drängenden Literatur hatte ich mir diefen Teil der Sache meinen
Jungens zu entdecken vorgenommen. Wenn wir abends Arm in Arm zu Drift
ums Haus gingen. feßte ich oft an. aber es ging nicht - es wollte durchaus
nicht heraus. Da ließ ich es. der inneren Stimme vertrauend. bleiben.
Jetzt weiß ich. warum. Die Geburt ift als eine Sache des Opfers und
der Schmerzen der Poefie und der Verklärung fähig; aber ihre erfie Ur-
fache ift das man. Ich denke fonft fehr frei. aber in diefem Punkte hat mich
die ganze neuere Dichtung und Literatur nur noch in meinem Abfcheu
befiärkt. Es if'i eine Roheit. wenn Vater und Sohn von diefen Dingen
fprechen. Und in diefem Abfcheu liegt. mag er auch folgewidrig und alt-
modifch fcheinen. mehr Vernunft und Kraft als in der ganzen Aufklärerei:
es geht nun einmal nicht. Die Scham ifi eine zu große Macht. Und fie
umhegt alles. was die Menfchen vom Tier unterfcheidet. Sie ift der Aus-
druck für den Wunfch und das Gefühl. mehr als das Tier. nämlich eine
Perfon zu fein und eine Perfönlichkeit zu werden. Das Tierifche ifi nun
niemals Sünde - ich bin kein Dualifi; aber es ifi auch niäyt „heilig".
wie die Modernen fchreien. denen fon| nichts heilig ifi als diefe Auf-
frifchung der alten Naturkulte. mit ihrem Opfer der Keufchheit. So
können wir alfo nicht verfahren. - Das fei zur Warnung oder zur Be-
ruhigung gefagt.
Aber foll man denn nun gar nichts tun. um diefen Urfprung des Menfchen
ins rechte Licht zu feßen? Durchaus nicht. Aber es gibt noch andere Wege.
Nämlich die rein objektive naturwiffenfchaftliche Aufklärung über die ent-
fprechenden Vorgänge nicht nur im Pflanzen-. fondern auch im Tier-
reich. Von da aus mag fich das Kind zu feiner Zeit für fich felbfi die nötigen
Schlüffe auf den Menfchen ziehen; aber man fchone doch fein Heiligfies.
die Ehrfurcht. die durch unmittelbare Aufklärung beeinträchtigt wird.
Natürlich ruft man hier gleich nach dem Mädchen für alles. der Schule.
Und mit Recht. Denn fie hat die Pflicht und Fähigkeit. hier den fachlichen
Ton zu treffen. der allein geeignet ifi. jenen böfen dämonifchen Geift zu
bannen. Diefer kühle Ton ift beffer als die fentimentale Weihefiimmung.
In einer vortrefflichen Schrift „Die f eruelle Frage und die Schule" (Leipzig.
Erwin Nägele 1907) macht der Hamburger Lehrer K o n r a d H ölle r
Vorfchläge. die vor allem den Fachmann befchäftigen. Sie kommen darauf
hinaus. durch rein wiffens- und unterrichtsmäßige Behandlung des Gebiets
im biologifchen Unterricht ihm nicht nur feine verführerifche Einzelfiellung
zu nehmen. fondern es auch dem Wiffensdrang fachlich intereffant zu machen.

Je mehr dies im Ton des ganzen Unterrichts gefchiehß um fo mehr weicht
jener Dämon von dem Ganzenx und beffere Geifter können einziehen.
Aber nicht nur die arme Schulej fondern auch das Haus hat hier feine Auf-
gaben. Nun will ich wieder erzählen. Mein Altefier hat Fifchej chinefifche
Makropodenz ein Männajen und ein Weibchen. Das wurde alles bei Tifche
ausführlich und ftreng naturwiffenfchaftlich erörtert. Auch die Umfiände„
wie die Eier zutage treten. Endlich kam diefe Stunde. Ich wurde gerufen.
Und was fah ich! Um das Aquarium fianden etwa 10 Gefpielenz darunter
einige Freundinnen. Und der glückliche Züchter erläuterte ganz ausführlich
die Vorgängez die richtige und die Scheinbefruchtungz die Eier und die
Sorge des Männchens für fie. Er fperrte das Weibchen von dem Männchen
abF weil jenes die Eier frißt. Aber das Weibchen fchnellte fich über den
Rand des Glafes hinausj „weil es zum Männchen will". Es war reizend.
Über dem Ganzen lag die Spannung wie fie vor intereffanten Vorgängen
herrfchtj vielleicht auch etwas Weihe.
So find - das möchte ich fagen - die Haustiere ein Mittel. um durch
Intereffe und Liebe jenem böfen Geifi ein Gegengewicht zu bieten und
um eine Ahnung zu erweckenz wie diefe Dinge vor fich gehen. Diefe Er-
kenntnis aber follte jedem einzelnen Kinde aufgehem wenn es dafür reif
ifi. Das ifi das Bedenkliche an aller umfaffenden Aufklärungz daß man
nie den rechten Zeitpunkt für fie weiß. Der ift nur dann klarj wenn ge-
radezu von dem Kinde gefragt wird; in dem Fall würde ich an alle jene
Vorgänge im Pflanzen- und Tierleben erinnern und fagen: So geht's
auch bei den Menfchen zuj das Nähere kannfi du dir denken. Aber in andern
Fällen ifi's bös: unbegehrtes Wiffen zu geben ift ebenfo mißlich wie mit
feinem Wiffen zu fpät zu kommen - oder-:neinj das erftere ift doch noch
viel beffer. *
l).
Bis vor einigen Jahren glaubte man mit folcher Aufklärung feine
Pflicht getan zu haben. Und gewißz wenn die Aufklärung der Goffe alles
böfe machte- fo muß die von reinen Lippen alles gut machen? Neinj nur
das Schlimmfte kann fie vermeiden helfen. Aber einmal macht fie noch
lange nicht alles gutj und dann rottet fie die Macht des Böfen im Menfchen
felbfi leider nicht aus. Wir überfchäßen wie die Zeit des Nationalismus
die Macht des Wiffens und die des Wortes. Unfere tiefere pfychologifche
Erkenntnis hat uns eine Einficht dafiir gebrachß wie kraftlos ein Wiffem
das bloß Wiffen iftj in dem Getriebe unferes Innern bleibt. Es ifß als ob

man in das Getriebe einer Riefenmafchine einen Spazierfiock fieckte- um
fie aufzuhalten- als ob man die Naturgewalt eines braufenden Bergbaches
aufhalten wollte mit einem Brett. Es geht nie bei andern fo zuz daß ein
weifes Wort von uns die Naturgewalt bändigt- von der wir reden- - fo wenig
wie bei uns felbft. Und fie braufi und wütet und ftürmt in anderen geradefo
wie in uns felbfh auch in unferen fo ruhig und rein dreinfchauenden
Kindern. Wir müffen uns nur einmal diefe Gewalt etwas klar machen. -
Indem wir fie uns befehen und überlegem haben wir ja freilich f>)on einen
gewiffen Standpunkt über ihr gewonnen, Aber vielleicht ifi diefe Erkenntnis
ihrer Macht mehr eine Folge der Herrfchaft über fie als ihre Urfache, -
Die Natur ifi im ganzen fiumm. Nur ein doppeltes merken wir ihr ab:
fie will mit aller Macht das Einzelwefen und fie will die Gattung erhalten.
Dazu brachte fie in die Lebewefen den Hunger und - neinh nicht die Liebez
wie Schiller es ausdriicktx das Wort ifi nur eine freundliche Umfchreibung
für die Wirklichkeit und muß für höhere Dinge aufbewahrt bleiben -
aber den Gefchlechtstrieb. Eigenfinnig feht die Natur ihre Zwecke durch-
indem fie die Lebewefen mit der Kette der Qual an fich kettet- die fie erfiilltx
bis fie der Natur den Gefallen getan haben. Dafür zahlt fie dann mit der
Münze einer Befriedigung bis fie2 ängfilich vor der Trägheit und dem
Idealismus ihrer Sklaven- aufs neue mit der Qual an ihre unveräußerlichen
Rechte erinnert. Sieht die Sache fo biologifch aus- was niemand eindrucks-
voller als Schopenhauer in „Welt als Wille und Vorfiellung“ gefchildert
hatx fo gewinnt diefelbe Sache pfychologifch den Grundzug der Zwangs-
idee. Iay fo herrifch ifi diefe Zwangsidee- daß man fie mit dem Bild eines
richtigen Dämons am beften malt. Diefer hockt im verborgenen Dunkel des
Geifiesz er hat feine Verbindungen nach den Augenz nach den Ohren hinz
daß fie alles fofort erfpa'hen und wahrnehmen/ was ihmz dem unheimlichen
Kobold- zufagt. Er fiellt die Weichen in dem großen Nangierbahnhof der
Gedankenverbindungen foz daß die Gedankcnzüge immer in feine Halle
einlaufen. Gemein und fchadenfroh dreht er alles Ideale und Hohe um/
daß doch eine Seite daran irgend eine Beziehung zu feiner einzigen Aufgabe
ergibt, Das ift die unheimliche Gewalt des Triebs„ mit dem fich die Gattung
ihre Glieder unterjocht. Unvernünftig und blöde ifi die Natur: fie hat noch
nicht das Problem begriffem das im Verhältnis von Allgemeinem und
Befonderem liegt: fie will ftets neue Einzelwefen fchaffem die nur Gattung
erhalten follen. Hier merken wir fofort einmal am daß es ein Unfinn ifiz
wenn man die rückhaltlofe Unterwerfung unter die lifiige Natur mit dem
Namen „Ausleben der Perfönlichkeit" fchmüclt. Dabei ifi man ja keine

Perfon. fondern Natur. ift man nicht frei. fondern Knecht. . Der Menfch beginnt erfi in feiner Kulturhöhe da. wo eigenes und geiftig-perfönliches Wefen ihm einen fefien Stand gibt über jenen dummen Kreislauf der blöden Natur. Aber davon fpäter mehr, Wir wollten ja nur die Gewalt des Triebes fchildern. gegen den alle Aufklärung. auch die über die böfen Folgen feiner falfchen Betätigung ohnmächtig ift. Darum muß ihr zur Seite eine Bändigung treten. die Sache der Erziehung ifi. Diefe wird zuerft glauben. mit „du follfi und du follfi nicht‟ auszukommen. Ia. das ift fchon etwas. wenn dem „Ich will“ oder gar dem ..Ich muß“ ein ..Du darfft nicht" entgegentritt. Da |oßen zwei Welten wider einander: die der N a t u r und die der Pflicht. Aber jener Dämon ift lifiiger als alle Gedanken der Pflicht, Er faugt nämlich fogar aus feinem Feinde Säfte der eignen Stärkung und wirft den Kraftlofen über den Haufen. Die Phantafie nämlich. jenes Dämons unheimlichftes Organ. heftet fich plump anLdie Bilder. die das Verbot hinmalt. und fchaut fie an voll Luft und macht fie fich riefengroß. fo daß alle wohlgemeinten Ausmalungen der Folgen vor ihrem lockenden Kilzel verfchwinden. Niemand anders als der Apoftel Paulus hat mit ewig bewundernswertem Scharfblick empfunden und befchrieben. wie die fatanifche Macht der Tiefe darin befieht. daß fie fogar das Verbot des Gefelzes zum Böfen kehrt. Darum muß der Unwille gegen jene Unterjochung durch den Trieb vorfichtig fein z er muß mehr in der ganzen ernften Haltung liegen als in beftändigem Reden über die Sünde. Er darf nur einmal vorfichtig und leife antippen. So mache ich es. ich laffe mitunter einmal bei meinen Buben ein Wortfallen wie: Wenn in eurer Klaffe oder auf der Straße Sachen befprochen werden. die ihr mir nicht wiederfagen könnt. dann hört nicht zu. Oder: Man darf feinen Leib nur berühren. wenn es ganz unumgänglich nötig ift. -

Wenn jenes Ungeheuer durch eine folche Befehdung nur noch fiärler wird. dann muß man es anders anzupacken verfuchen. Man muß ihm unmittelbar ans Leder gehen und das gewaltige wilde Roß foweit bändigen. daß es als unfer Diener den Wagen der menfchlichen Gattung weiterzieht. Und dazu dient - man erfchrecke nicht - eine richtige A skef e. Kein Theologe. am wenigften ein katholifcher. fondern ein Philofoph. Fr. W, F ö r fi e r in Zürich. predigt es feit einigen Jahren. Zuvor will ich noch fagen. daß man das „Tier" ärgern kann. wenn man es auf ganz knappe Hungerkofi felzt. ihm alfo vor allem üppige Speifen und Alkohol befonders entzieht. Zum Turnen ift's zu faul und eine große Wafferfcheu ift ihm eigen. darum foll man es mit Turnen und Waffer plagen. Aber dann muß

.“*.-
i' 1
y x r
lkit' ,
' v. ,XL l
l-Urxii'ei-i'.: -

man ihm mit feelifcher Arbeit. mit allgemeiner Willenspflege. zu Leibe gehen.
Man muß fich und feine Kinder erziehen zu dem. was man Selbfiverleugnung
nennt. Man darf nicht gewöhnt werden. ein ..jedes Gelüfi bei den Haaren
zu greifen“. fondern man muß es lernen. es am Schopf zu faffen. um es
hinaus zu werfen. Man muß feine Kinder anleiten. auf anderen Ge-
bieten ihren Willen fahren zu laffen und den der Autoritäten zu tun z und
wenn das auch mitunter einmal fchier zwecklos und bloß eine Willensturn-
übung ifi. fo ifi das auch gut.
Das ifi doch das Ziel jedes Menfchenlebens. nicht fich auszuleben.
wenn das „fich‟ dem Tierifch-gattungsmäßigen gleichgefeßt ifi. fondern
diefes „fich“ erft zu überwinden und fich dann ein höheres geiftiges „Ich“
anzulegen. das man dann nach Herzenslufi „fich ausleben‟ laffen kann.
So kann man den Willen ftark machen. daß er nicht fofort der Ge-
walt des Dämons unterliegt. Das find die fog. fchwachen Stunden. die
die Stunden der ftarken Leidenfchaft find. Ihr felbft in diefem Augenblick
entgegenzutreten. ifi meift ausfichtslos; das gilt nicht nur für den warnenden
Erzieher. fondern oft auch für den Menfchen felbft. der fo überfallen wurde.
Sie ifi eine wirkliche Elementarkraft. wie der Wildbach. Und wie man
diefen unfchädlich zu machen fucht. indem man zeitig dafiir forgt. daß er
abgelenkt werden kann. fo tritt auch zu den fchon genannten Schulzmitteln
diätetifcher Art die wichtige Aufgabe der Ablenkung des Intereffes. Diefe
richtet fich nach einem einfachen pfychologifchen Gefeh: der Wille folgt
dem fiärkeren Motiv und verfagt dann dem fchwächeren den Gehorfam.
Nun ift freilich in der Regel der Trieb. den wir zu bändigen fuchen. das
fiärkfie Motiv felber. Darum müffen wir eine Reihe von minder fiarken
Motiven in Kraft feßen. Damit können wir hoffen. den Willen in Anfpruch
zu nehmen und zu befchäftigen. um fein Intereffe zu teilen. daß es
nicht vollfiändig und rettungslos dem Dämon entgegenfliegt. So if't es
die Aufgabe eines klugen Erziehers. alle Neigungen der Buben zu nähren.
die in andere Richtungen weifen. Wie/gut. wenn Vierzehn- bis Fünfzehn-
jährige noch Indianer fpielen. wie die meinigenl Und dann ift fchon das
Intereffe an anderen Dingen da. die halb Ernft. halb Spiel find: elektrifche
Mafchinen. Züchtungen von Seidenraupen. Fifchen und wer weiß was
fonfi. Dazu müffen die Burfchen Zeit. Geld und Raum bekommen. Ich
forge. daß die Meinen das alles für folche Sachen haben. Jede Liebhaberei
follte man fo fleißig unterfiüßen. das ift gefcheiter. als ‚für dumme Gefell-
fchaften feine Zimmer. fein Geld und feine Zeit zu verfchwenden. während
das eigene Fleifch und Blut dabei leidet. weil fich die eigenen Kinder irgend-

wo herumdriicken und befchäftigen müffen. Und wenn* die alten Jntereffen abflauem es kommen immer neue„ literarifchej äfihetifche und fportliche: fie foll man immer pflegem denn was man ihnen zulieb tutj tut man dem „Tier" zuleid. Und dabei kommt die Hauptfache zufiande: nämlich die langfame Gewöhnung an beffere„ edlere Dinge. Diefe ifi natürlich leicht da zu erreichem wo im Grunde der Seele folche höhere Jntereffen ihre Anknüpfung haben. Manchmal ifi Stumpffinn und Gemeinheit fo großp daß die Sinnlichkeit keine Dämme findet und alles überflutet. Aber in der Regel find doch folche Jntereffen vorhandem die als Hemmungen für die Macht des Triebes herangebildet werden können.

* Eins wollen wir noch hier zuleßt nennem obwohl es nicht das Un- wichtigfie ifi. Und das ifi die Gefellfchaft. So weit ich beobachten kanm hört da die Macht der Eltern und Erzieher. je älter die Kinder werdem immer mehr auf. Zunächfi fieht man nicht hinein. Man kennt die Kame- raden kaum; fie fehem wenn fie in unfer Haus zu unfern Kindern kommem gerade fo aus wie diefe felbft. Und wenn fie uns einen fchlechten Eindruck machem wer wagt darum fchon den Verkehr zu verbieten? Und find nicht am Ende unfere felbfi die Übeltäter und Anführer? Und in folch eine Klaffe fieht man gar nicht hinein. Damit fieht es aber„ glaube ichj nicht immer ganz gleich: manche Jahrgänge find durch ältere und verwahrlofte Lümmel ganz befonders verunreinigt. Dagegen kann man gar nichts machen. Viel weniger unwirkfam ifi man natürlich kraft feines Hausrechts gegenüber dem Verkehr feiner Kinder außerhalb der Schule. Natürlich ifk diefer Ein- fluß fehr wenig vollfiändig: denn den Dämon zieht es zu feinen fchlimmen Brüder-m und lifiig weiß er alle Verbote und Vorfichtsmaßregeln zu um- gehen. Aber man hat doch- wenn man fchärfer und mit klarem Auge darauf achtetj eine gewiffe Macht über den Verkehr. Jch habe gefundem daß der Verkehr mit gleichaltrigen Mädchen ein gutes Mittel darfiellh um Anftand und Idealismus zu wahren. Und wenn eine gründliche Verliebtheit mit allem jugendlichen Idealismus eintrith fo halte man doch ja die Hand des Verbotes und des Spottes fern; denn es ifi wirklich eine in ihrer Weife heilige Sache.

Schluß folgt

Arthur Eloeffer:

Aus Jbfens Werkftatt

„Meifier jeglichen Gefchickes fchloß gelaffen er das Haus.“ Das fchöne Wort. mit dem Gottfried Keller von dem toten Boecklin Abfchied nahm. darf Ibfens Sein und Schaffen mit noch vollerem Tone nachklingen. Kein Künftler unferer Tage i| fo fertig. in fich vollendet und abgefchloffen von uns gegangen. keiner hat das eigene Gefchick mit folcher Strenge und Unerbittlichkeit gemeiftert. Selten erfchöpft fich die Perfönlichkeit in dem vom Leben abgeläuterten Werk. Die meiften laffen noch ein Stück Chaos zurück. einen unbearbriteten Lebensftoff. der fich nicht in Form kriftallifiert hat. Ibfens Leben ift von feiner Kunft rein aufgezehrt worden; das Ehaos ordnete fich zum Kosmos. Namentlich deutfche Naturen leiden an einem Uberfluß ohne zweckmäßige Ökonomie. an dem Widerftande gegen die erwählte Gattung. die das unendlich Gefühlte nur in der begrenzenden Form darftellen kann. Ihre Werke haben häufig etwas von glücklichen Rettungen. von einzelnen Siegen zwifchen vielen Niederlagen und Kapitulationen. Wenn fie ihr Haus fäjließen. fcheinen fich noch alle Geifter zu regen. die nach Geftalmng verlangen. Es war vorauszufehen. daß fich in Ibfens Werkf'tatt. die uns nun von berufenen Händen[1]) aufgefchloffen worden ift. auch nicht ein einziger angehauener Block finden würde. den der Meifter im Stiche ließ. Man wußte. daß er den „Brand" erft epifch verfucht hatte. bevor er ihn dramatifierte; man fand auch den Torfo einer Novelle als jugendlichen Verfuch. aber auf ein dramatifches Fragment hat niemand gerechnet. Die Reihe der Dramen hat fich fo fe| zu einem Ganzen gefchloffen. daß man fich ein fehlendes Glied überhaupt nicht vorftellen konnte. Als Ganzes follte diefes Lebenswerk immer betrachtet werden: das war die einzige Forderung. die Ibfen an fein Publikum ftellte. Wie man in keinem Stück auch nur die kleinfte Szene umfeßen kann. ohne feinen Organismus zu zerftören. fo follte jedes genau an dem Plaße gelten. den er ihm angewiefen hat mit feiner individuellen und relativen Wahrheit unter der höheren Wahrheit des Gefamtwerkes. Es war eine Forderung im Namen feiner Kunfi u n d feines

1) Henrik Ibfens Nachgelaffene Schriften in vier Bänden. Herausgegeben von Julius Elias und *Halvdan Koht. Berlin. S. Fifcher.

Lebens. Ibfen wollte die Zuftimmung. daß feine dichterifche Eriftenz. wenn auch gegen die Außenwelt egoiftifch abgefchloffen. fiä) aus den tief- ften Wurzeln des Lebens genährt habe. daß jedes neue Werk einen Jahres- ring des Wachstums an dem feften Stamme der Perfönlichkeit bedeutete. Wenn wir nun in feine Werkftatt eintreten dürfen. wenn wir die fertig- ften. klarfien Gebilde. die ein moderner Schöpfer hervorgebracht. ent- fiehen und wachfen fehrn. fo gewinnen wir noch einmal die Sicherheit. daß auch unter der Difziplin und dem Bewußtfein des fchärfften dialek- tifchen Geiftes nichts bloß erfunden oder erdacht. daß alles natürlich g e - w o rd e n ift. Alle Glieder diefes Gefamtkunfiwerks. auf einander an. gewiefen zu gegenfeitigem Dienft. gehören nicht nur demfelben Gehirn. fondern auch dem Kreislauf desfelben Blutes.
Darauf kam es ihm. darauf kommt es uns an. Ibfens Menfchen rechnen mit ihrem hellen Bewußtfein. wägen mit ihrem peinlichen Ver- antwortungsgefühl. Seine Dramen denken. fie find Gedanken. die fich durch den dialektifchen Prozeß formen. die feinften Rechnungen. die ein Künfclcr je angeftellt hat. Aber der größte Nechenmeifier des Theaters befieht darauf. daß er in feine Exempel nur Poften eingeftellt hat. die ihm vom Leben felbft geliefert wurden. Gewiß ift die Empfindung durch den Kühlraum der Reflexion geführt worden. aber das Elementare. das Zeu- gende. Handelnde war Le i den f chaft. Wenn wir Ibfens Nachlaß anfehen. feine Pläne. Studien. Skizzen. dann gelangen wir in diefes warme Erdinnere feiner Menfchlichkeit. dann treten wir auf den heißen fchwankenden Boden. unter dem die Lavaftröme noch zucken. DerMann. der auf feiner Stirn eine eherne Impaffibilität zu tragen fcheint. der feine pri- vate Eriftenz hinter einer glatten Front der Korrektheit fchützte. hat dieGe- fchicke des Menfchen feiner Zeit mit leidenfchaftlicher Hingebung durch- lebt. Wie der Skalde in den ..Kronprätendenten“. empfing er die Gabe des Leids. des Leids. das der ganzen Menfchhcit zugeteilt ift. der alten Menfchheit. die wieder jung werden möchte. Seine Leute. die nicht ver- geffen können. fchleppen fich mit ihrer Seelenlaft von Iahrtaufenden auf den Berg der Erkenntnis. um das verheißene Land der neuen Jugend und Unfchuld zu fchauen. das dritte Reich des Kaifers u n d des Galiläers. in dem die Wahrheit zur Schönheit wird.
Jbfen war kein Kämpfer gegen feine Zeit. kein Unzeitgemäßer; er glaubte. daß es vorwärts ginge. und er fchritt dem langfamen fchweren Zuge der von Jrrwahn Beladenen als Aufklärer und Wegweifer voran. Sein Zukunftsglaube war einfach und feft trotz der unerbittlichen Zer-

ftörungsarbeit. die er| den Weg frei legen mußte. Der fcheinbar Einfame ging nie für fich; er blieb der Menfchheit durch das. was er Solidaritätsgefiihl nennt. untrennbar verbunden und zwar der Menfchheit von heute. die. wie jedes Heute. klein. nüchtern. häßlich ausfieht. In feiner romantifchen Jugend trug auch er einen Kranz auf dem Haupte und träumte fich fort nach Dichterländern. Später hat er keine poetifche Flucht und Rettung mehr gefuchtz er wurde ein Bürger unferer Zeit. ganz in ihren Dienf't geflellt. eine der unhiftorifchften. gegenwärtigften Naturen. Vor keinem Altar der Vergangenheit hat er mehr gekniet. die Bundeslade mit den neuen Gefetzen follte dem Volke vorangehen. der Zukunft entgegen. So fehr er die Menfchen verachten konnte. er glaubte an die Möglichkeit ihrer Selbfterziehung. ihrer Eharakterbildung, Ibfen war Moralift. war es viel offener als der Ubermenfchz diefer Zertriitnmerer von Götzenbildern war ein Erbauer. häufig fogar erbauliäiz diefer fkeptifch bohrende Verftand gehörte einer pofitiven praktifchen Natur. die froh aller kritifchen Oppofition mit der Zeit. an der Zeit arbeiten mußte.

Die in feinem Nachlaß veröffentlichten Entwürfe. Studien. Skizzen beweifen uns diefen Pofitivismus. Sie nehmen beftimmte Anregungen der Zeit auf. füllen fich rnit Aktualität. nur daß der Künftler fireng darauf bedacht bleibt. das Vergängliche an Stoff und Tendenz in das veredelte und haltbare Material der Kunft umzufchmelzen. Wir haben die er9iebigfken Vorbereitungen zur „Nora". zu den „Gefpenfiern". zu ..Rosmersholm“ und der ..Frau vom Meere". Diefe vier Stücke gelten der Frauenfrage. aber keins davon. etwa das erfte ausgenommen. läuft Gefahr. in die böfe Rubrik der Tendenzftiickes zu fallen. Die zufammenhängenden und verwandten Ideen. die diefe Werke hervorbrachten. haben fich durch fo ftark individualifierende Geftaltung differenziert. daß von einer abfkrakten Erifienz des bewegenden und zielgcbenden Gedankens keine Rede fein kann. Es fteckt in Ibfen ein Polerniker. ein Redner und Advokat. ein Mann. der fortwährend debattiert. aber auf diefen paßt der Künftler auf. und er verwifcht ihm alles. was nach Partei und Plattform ausfieht. Ibfen. der ein großer Zeitungslefer war. empfängt feine Anregungen vom Tage. aber er bemüht fich zugleich. fein Werk vom Tage wieder unabhängig zu machen. ihm Vornehmheit und Dauer. eine Haltung für die Ewigkeit zu geben. Dazu übt er ein doppeltes Syftem. Während er feine Figuren immer fchärfer und befiimmter auspriigt. gibt er das Momentane und Aktuelle der befonderen oder fremden Anregung

einer anonymen Unbeftimmtheit preis. Keiner hat Einflüfie der öffent-
lichen Meinung und ihrer führenden Geifter fo rein aufgezehrtbis zur
Verleugnung. Es gibt in den vollendeten Arbeiten kein Wortz das nicht
Ibfenfch klingt. keinen Gedanken7 der nicht Jbfenfehe Farbe trägt. aber
die Vorarbeiten. wenn wir die ficheren biographifchen Ergänzungen der
Herausgeber zu Hilfe nehmenx geben uns die interefiante Möglichkeitx
die Umficht und Konfequenz diefes Afiimilifationsverfahrens zu bewun-
dern. In der erfien Faffung der „Nora'J die als Tragödie der Gegen-
wart bezeichnet wird. fteht noch eine vollftändigel recht nach Lektüre
fchmeckende Diskuffion zwifchen Nora und Ehriftine über die Frauenfragez
über Ehe und Ehefcheidung- die fpäter auf einige abgeblaßte Anfpielun-
gen zufarnmenfchrumpfte. Doktor Rank hält nach Darwin und Spencer
einen akademifäzen Vortrag über Anpaffung- Zuchtwahl- Veredlung der
Waffe. und er ift indiskret genug, die Helmerfche Ehe als Beifpiel zn
zitieren. Ibfen hat ihn dann ganz um feine wiffenfchaftliäzen Raifonne-
ments gebrachtt hat den Arzt und Biologen hinter dem Freundez befonders
dem der Nora zurückgezogen. Gegen Rank bleiben ja immer noeh Be-
denken übrigt weil er als lebendiges Beweisftück der gerade aktuellen
Vererbungstheorie durch das Stück geht. Aber jest muß er in feinem
Organismus dienent und wie fein hat Ibfen ihn durch die fpätere Faffung
zu einem Faktor der Handlung befördert, indem er ihn durch feinen Flirt
mehr auf die Seite Noras brachte. Nun gewinnt er die ebenfo graziöfe wie
charakterifiifche Szenez da fie kokettierend nicht nur ihre rofafeidenen
Strümpfet fondern auch ihre- reinliehe Fraucnart zeigt durch die Ableh-
nung feiner Erklärung und feiner Hilfe.

Wir wifien- daß alle Figuren Ibfens unter einander verwandt find,
daß fie fich gegenfeitig fortfeßen. fteigern oder auch widerlegen. Der
Photograph Hjalmar Ekdal ift noch mit dem komödiantifchen Kaifer Ju-
lian verwandt. Eilert Lövborg. ein Bruder von Ulrik Brendelt und John
Gabriel Borkmann fieht zwifchen zwei Vettern. dem Baumeifier Solneß
und dem Konful Bernie-k. Die leichte graziöfe Nora und die impofante
Frau Alving haben gewiß keine Ähnlichkeit an Temperament- Blut und
Nerven. aber die Skizzen zu den beiden Dramen lafien bereitwillig er-
kennen- wie die kleinere Figur des erwachenden Weibchens zu der mäch-
tigeren der gereiften Frau gefieigert wird. Das Schickfal der Kinder
blieb in der Nora noch unerledigt; nun verlangt die Frau, auch als
Mutter gehört zu werden. „Diefe Frauen der Gegenwart". heißt es im
Plan der Gefpenfter- „mißhandelt als Töchter- als Schweiteß als Gattin-

nen, nicht ihrer Begabung entfprechend erzogem fern gehalten ihrem
Beruf- um ihr Erbe betrogenz verbitterten Gernütesy - diefe find esz die
der neuen Generation die Mütter fiellen. Was ift die Folge?" Nun fest
Ibfen theoretifierend feinen Doktor Rank fortf und zwar auf Grund
wiffenfchaftlicher Anregungenf ganz befiimmter Reminifzenzen. Der fertige
Menfch ift nicht mehr ein Naturprodukt- er ift ein Kunfiproduktf fo wie
das Korn es ift und die Obftbäume und die kreolifche Raffe und die edlen
Pferde- und Hunderaffen und der Weinfiock u. f. w. Die Grundfti-m-
mung des neuen Werkes f-oll fein das ftark aufblühende Geifiesleben in
Literatur und Kunft und dann als Gegenfaß dic ganze Menfchheit auf
Irrwegen. - Solche Bücher lefen Sie? fagte Paftor Manders. Aomjlm
ount 0(1j08nf wie Ibfen mit der einzigen Ausnahme von Paris auch nie
einen Städtenamen- fait nie ein Land nennt, Aber mit Hilfe diefer
Skizzen und der trefflichen biographifchen Erläuterung können
wir fehr leicht fefifiellenf welche Bücher bei Frau Alving und
bei Ibfen damals auf dem Tifch gelegen haben. Was feine Studie
an Aktualität enthielt, hat er wieder ausgewifcht. Da ift einfach alt
und neuf ein Zeitbewußtfeinz das rückwärts, und ein entgegengefeßtes- das
vorwärts fieht. Das Iahr oder das Jahrzehnt hat feinen materiellen
Inhalt verloren; die Zeit mußte fich entmaterialifieren und idealifieren
laffen. In diefer rein ideellen Steigerung feßt Frau Alving die Nora
fortz fie weiß allesf was das erwarhende Weibchen erfi lernen wollte.
Und doch keine Spur von einer bloß gedanklichen Fortfetzung. Da find
andere Menfehenz andere Stimmungenz und die Seelenwanderung hat fich
mit folcher Vollkommenheit der Neufchöpfung vollzogen, daß eine be-
wußte Erinnerung an literarifäfe Präeriftenz nicht mehr fiattfinden kann.
Gewiß geht Ibfen von der Idee ausz er weiß ganz genaue worauf es ihm
mit einem neuen Stück ankommt- aber das Stück felbft denkt nie allein
theoretifch, und bevor er an die erfie Niederfchrift geht- hat er die Fi-
guren im Kopfe fertig bis zum lehren Gamafchcnknopf. Mit ihrer ganzen
Individualität gerüftet fleigen fie aus dunkel zeugender Nacht in fein Be-
wußtfein herauf. Kein Lied wird beim Licht des Tages geboren; man
kann es wohl aufzeichnen im Sonnenfäfein; aber gedichtet wird es in
einer fiillen nächtlichen Stunde. So fagt für ihn Iatgejr der Skalde.
Die Idee i| vorhanden- fie kennt ihr Zieh aber fie darf über den Köpfen
der Individuen keine abftrakte Erifienz führen. Natürlich macht Ibfen
feine Verbefferungem Verkürzungenz er verfeinert ftetig den Organismus
der Handlung bis alle Mädchen leicht in einander greifenf wie er über-

haupt der einzige Dramatiker ift. deffen Gebilde aus dem Zeitalter der Technik zu fiammen fcheinen. Ibfen bewährt fich immer als das unfehlbare dramatifche Organifationstalent. Sie wollen ein Drama fchreiben und haben keine Dispofition? Mit diefen Worten feste er einen jungen Dichterling vor die Tür.
Wie die ,.Gefpenfter" fich in ..Rosmersholm“ fortfeßen. das zeigen wieder die Pläne und erfien Faffungen. die im Nachlaß veröffentlicht werden. Ibfen hat das neue Werk fofort bis zur Kataftrophe gefehen. bis zum Dpfertode Rosmers und Rebekkas. In ihren Grundlinien ftehen die beiden Hauptcharaktere fefi. aber den zweckmäßigflen Weg. den fie gehen müffen. fchlägt er erft nach einigen Schwankungen ein. Merkwürdig berühren die fortwährenden Umbenennungen der Perfonen. Rosmer heißt erft Boldt-Römer. dann Rofenhjelm. gibt diefen Namen an Ulrik Brendel ab. der vorher noch einige andere angenommen hatte. bevor er den definitiven behielt. Rebekka Weft. die auch verfchiedene Male umgetauft wurde. tritt in einem Entwurf bereits als Fran Rosmer auf, Zwei Töchter hat ihre Vorgängerin hinterlaffen. die die Skizze fchon im wefentlichen individualifiert. Sie werden geftrichen und für fpätere Verwendung aufgefpart. Wir erkennen fie als Bolette und Hilde Wangel in der ..Frau vom Meere" wieder. wie Ibfens Figuren häufig eine lange Eriftenz in feiner Phantafie führen. bevor fie ins Dafein entlaffen werden. Seine Erfindung ifi fo reich wie fparfamz nichts geht verloren. ..Rosmersholm“ hieß urfprünglich ..Weiße Roffe". ..Alle mir bekannten Menfchen." fagt Rebekka in der älteren Faffung. ..die fich frei gemacht haben. - alle. die fich für frei halten. - alle haben irgendwo folch' ein weißes Roß. an das fie nie aufhören werden zu glauben.‟ Diefe weißen R-ofie unterfcheiden fich in gar nichts von den Gefpenftern, Ibfen |rich fie aus dem Titel. ließ fie im Stück nur noch beiläufig gelten. hauptfächlich durch die naive Vorftellung der Haushälterin Helfet. um eine Wiederholung des Motivs zu vermeiden. Rebekka geht durch das Stück wie ein fchönes Raubtier auf weichen Sohlen. fie fi-ammt aus dem wilderen Norden. die Frau von den Bergen da oben. die der Frau vom Meere voran geht. In der urfprünglichen Faffung hat fie noch mehr Literatur als Natur. eine Belefene. Aufgeklärte und Emanzipierte. die dem zögernden Rosmer den Weg zur Befreiung weifk. Wir wiffen nun. was die beiden unter anderem gelefen haben. Die Herausgeber des Nachlaffes raten nicht. fondern fie beweifen. daß es fich um des Bodenreformers Henry Georges Werk ..Armut und Fortfchritt“ handelt. das damals im Norden

großes Auffehen machte. Auch Ulrik Brendel verfichert es recht deut-
lich. Die Ideen. die er perfiflierend vortriigt. f'tehen fchon in dem
Buche. von dem die beiden aufgeftanden find. und er ift wie immer zu
fpät gekommen. In der älteren Faffung des Stückes hat diefe Figur noch
nicht den vollen Zauber. Sie gewinnt in bewundcrungswürdiger Weife
dadurch. daß Ibfens eigentümliche Methode den aus fremder Anregung
empfangenen Inhalt feines Denkens unkenntlich maäft. daß wieder die
Aktualität verwifcht wird. Was Ulriks Ideen find. wiffen wir nun nicht
mehr genau. aber wir glauben ihm um fo lieber. daß er welche hat. und
von allem Wiffensqualm entladen. fteht er nun als der geniale Land-
ftreicher da. von der Freiluft umfloffen. die ihn unter Ibfens bürgerlichen
Stubenmenfchen auszeichnet. Er ift es. der in dcm vollendeten Stück die
Idee der Sühne bei Rebekka anregt durch die folgenfchwere Anfpielung
feines Humors auf den kleinen Finger der fchönen Gnädigen. den fie fiä)
abhacken foll. In der älteren Faffung fprach er mit weniger Laune. be-
wußter. theoretifcher. anfpruäfsvoller. Die ganze Menfchheit ift ver-
pfufcht von ihrem Schöpfer. weil er ihr Schwingen zu geben vergaß.
Die tote Frau Rosmer. die fich zu opfern wußte. hatte folche Schwingen.
und aus diefer deutlichen Anfpielung. die ihm gar nicht zukommt. empfängt
Rebekka ihre Lehre.
Aber wir danken es gerade diefem Brendel in feiner unvollkomme-
neren Gefialt. daß er uns den unterirdifchen Gedankengang zum nächften
Werke weif't. In der ..Frau vom Meere“ nimmt Ibfen die unerledigte
und aufgefparte Idee vom verpfufäften Schöpfungswerk wieder auf. Ifl
der Entwickelungsgang des Menfchen verfehlt? So überlegt er in dem
ausführlichen Plan. den wir von ihm befitzen. Warum mußten wir der
trockenen Erde angehören? Warum nicht der Luft? Warum nicht dem
Meer? Die Sehnfucht. Schwingen zu haben. Die feltfamen Träume.
daß man fliegen könne. ohne fich darüber zu wundern. - wie läßt fich
dies alles deuten? - - Merkwürdig mifchen fich hier Überlegung und
Schwär-merci vor diefem geraden Zukunftswillen. befonders impofant
durch die Einwände. die von Ibfen gegen die eigene Gutgläubigkeit erhoben
werden. Sind das Ideale. find das Schrullen. ift das Weisheit oder Nar-
rentum? Beides zugleich fiir den Mann. der feine Gedanken immer dra-
matifch erlebt. der fie zugleich groß und klein fehen wird. in Ellida noch
unter einem Schein myfiifchen Zaubers. in dem Maler nach der fkurrilen
Seite gezerrt mit feinem Accla-cli-cla. Kein Werk von Ibfen fehen wir
fo deutlich. fo notwendig entfiehen wie die Frau vom Meere. Die Ringe

äußerer und innerer Erlebniffe fchließen fich dicht zufammen. um der neuen Inkubation feiner Phantafie Gefkalt und Form zu geben. Ibfen befchäftigt fich mit der Evolutionstheorie. Aus Haeckels Schöpfungsge- fchichte interefiiert ihn als Ubergangsform eine Fifchart. die zugleich zu den niederen Ahnen der Wirbeltiere rechnet. Sind wir auch Ubergangswefem fisen Rudimente früherer Zuftände in unferem Inneren? Die Fran vom Meere hat ihren feelifchen Fifchfchwanz. Das Meer verfügt über eine Macht von Stimmungen. heißt es weiter in dem Plan. die wie ein Wille wirkt. Das Meer kann hypnotifieren. Die Natur überhaupt kann es. Das große Geheimnis ift die Abhängigkeit des Menfchenwillen vom „Willen- lofen“. Das war perfönliihes Erlebnis. Ein Augenzeuge berichtet. wie Ib- fen in dem Sommer. der diefes Stück hervorbrachte. während eines Bade- aufenthalts an der jütifihen Küfte häufig ftundenlang auf demfelben Flecke ftand mit gekreuzten Armen und traumverfunken in die blauen Wogen ftarrte. Böcklinfche Wunder muß er da gefehen haben. von Meerweibern und Meermiinnern. Wo finde ich das Land meiner Heimat? fchrieb er fpäter an Brandes_ Was mich am meifien anzieht. ift das Meer. Aber aus der fchweifenden Empfindung kehrt Ibfen immer wieder zum Men- fchen zurück. der keine Schwingen hat und am trockenen Lande klebt. Die märchenhafte Vorftellung von der Meerfrau verfchwiftert fich mit be- fiimmten menfchlichen Beobachtungen und Erfahrungen. Er denkt an Frauen. die wie fie im Exil lebten. die die Rechte ihrer Perfönlichkeit auf- geben follten. um in einen engen Pflichtenkreis verpflanzt zu werden. So wurde diefes Drama wieder zu einem Frauenftü>. auf das Problem der Freiheit gerichtet. ohne die keine Liebe ift, Der Entwurf ifk größer. weiter gezogen als das Stück. das fich dadurch geflaltete. daß die phanta- ftifche Pracht des Motivs auf die mögliche Wirklichkeit zufammen- fchrumpfte. Von einem melancholifch verträumten. Neifefommer erhielt das Werk urfprünglich Licht und Farbe. „So wird der kurze helle Sommer dahin gelebt. Und hernach - ins Dunkel hinein. Dann er- wacht die Sehnfucht nach dem Leben der großen Welt da draußen. Aber was ift wohl damit gewonnen? Mit den Verhältniffem mit der geifti- gen Entwicklung wachfen die Anfprüche und die Sehnfü>jte und die Wünfche. - - Überall Begrenzung. Daher die Schwermut wie ein gedämpft klagender Gefang über dem ganzen Menfchendafein und dem Tun der Menfchen. Ein lichter Sommertag mit dem großen *Dunkel hinterher. - das i| das Ganze.“ - -

Im Plane fpielt das Stück zwifchen .Himmel und Erde; in der Voll-

endung hat es ein bürgerliches Anfehen bekommen. Der myfteriöfe Steuermann kann uns die dämonifche Macht des Meeres nicht recht re- präfentieren. Die atavifiifchen Rudimente in Ellidas Konfiitution äußern fich wie pathologifche Störungen. was ja die Wiffenfchaft billigen wird. Schließlich experimentiert Wangel als Arzt und Gatte mit Ellida nicht anders als mit einem kleinen Kinde. dem die verbotene Frucht erlaubt wird. Die Natur fpielt nicht die ergreifende Rolle. die ihr urfprünglich zugedacht war; fie tritt nur in fymbolifcher Bedeutfamkelt auf. ftimmbe- rechtigt zur Debatte. aber in ihrer blinden Größe fpielt fie nicht mit. Der Sommernachtstraum ift verflogen. Ibfens Menfchen leben weniger von der Landfchaft. als es fonft in der Freiluft des germanifchen Dramas gefchiehtz fie halten fick) in der Sphäre der Gefellfchaft und der Bürgerlich- keit. Diefes dramatifche Experiment als das reinfte Beifpiel der Ibfen- fchen Methode beleuchtet den Erperimentalcharakter feiner ganzen Dra- matik. Ibfen geht von der Natur aus. aber wie ein Naturforfcher. wie der Meifter im Laboratorium. der feine Stoffe auszieht und auf den Zufiand von Reinkulturen bringt. Er kann der Natur nicht vorfchreiben. was die vorauseilende Erwartung ahnt und wünfcht. aber er kann fich einen ab- gegrenzten Kreis der Prämifien fichern. den feine geduldige Beobachmng überwacht. Ibfens Werke fiammen aus dem Zeitalter der Technik und der Naturwiffenfchaft. tief von ihrer Zeit durchtränkt. die er mit völliger Hingebung erlebt hat. Sie lieferten ihm die Ideen. die Stoffe und die Methode. Ihre Erlebniffe hat feine Dichtung aufgetan. ihre Sehnfucht aus vieltaufendjähriger ungefunder Plage des Alten nach einem jungen Menfchheitstag. Aber die Sehnfucht felbft ift ungefund. if't nur Ro- mantik. wenn fie nicht zum Willen wird. Das ift der Sinn. die Gefin- nung feiner Kunf'tz wir empfanden fie aus feinem Werke. und wir er- kennen fie noch einmal mit ihrer großen Strenge in der nun geöffneten Werkftatt.

Tabakgenuß und geiftige Arbeit
Eine Umfrage von br. C. F. van Vleuten*)
Fortfeßung
.Hans Benzmann:
Auf Ihre gefällige Anfrage bezüglich der Wirkungen des Tabaks antworte ich mit Vergnügen; denn ich bin ein paffionierter Raucher. Freilich rauche ich nur leichte Zigarren - 4-5 den Tag über -. gelegentlich eine Zigarette. Ich rauche ebenfo gern bei berufsmäßiger Arbeit wie ..im Zuftande der Ruhe“. befonders gern bei guter Lektüre und bei künfilerifchem Schaffen. Allerdings iit es mir oft paffiert. daß ich beim Verfemachen fogar das Rauchen vergeffen habe. Anregend wirkt die Zigarre gewiß; aber ich muß geftehen. daß fie bisweilen auch - am Vormittage - beunruhigend wirkt. je nach dem Zuftande der Nerven. übrigens. ich müßte lügen. wollte ich der geliebten Zigarre zuliebe behaupten. daß fie eine b e f o n d e r e förderliche Wirkung auf künfilerifche Produktion ausübt. daß fie die Intenfität einer dichterifehen Stimmung erhöht.
Walter Bloem:
Ich kann mit abfoluter Beftimmtheit behaupten. daß das Rauchen für mich beim Schaffen unentbehrlich ifi. Ich rauche im Stadium der Konzeption und der Entwürfe Zigaretten. in denen ia) Kenner und Verfchwender bin. bei der Ausarbeitung aber eine leichte und qualitätslofe Zigarre. bei der nur der blaue Dunft vonnöten ift. Pfeife habe ich als Student auf der Kneipe 'mit Wonne geraucht. Später konnte ich fie nicht mehr vertragen. heute ift mir der Geruch des Pfeifentabaks direkt widerlich,

*) Vergleiche ..Nord und Süd“ Band 131. Seite 135 ff.. 232 ff.. 360 ff.

Tabakgenuß und geifiige Arbeit
Ich glaube beftimmt an einen Zufammenhang zwifchen Tabakgenuß
und produktiver Phantafietätigkeit. Ich habe die Gegenprobe gemacht.
Vor einigen Iahren war ich ein Rauihabfiinent: in diefer Zeit habe ich
nur eine kleine Novelle zuftande gebrachh und die war miferabel.
Victor Blüthgen:
Sehr geehrte Herren! Vor mir liegt ein hübfches kleines Bändchem
in Zigarrenkiftenholz gebundenf mit eingebranntem Titel- Zigarrenbänder
als Verfehluß - das Ergebnis einer Umfrage über das Tabakrauchen
von feiten der Deutfchen Tabakzeitung als Inhalt. Scherzhafte und ernfi-
hafte Äußerungen zu Ihrem Thema von Geiftesarbeitern- darunter in
Frage kommende ärztliäfe Autoritäten erfien Ranges. Daraus ergibt fich
im allgemeinen nun erfilich, daß die Nichtraucher das Rauchen für un-
günfiig oder fchädlich haltenx die Raucher für etwas Erfreuliches und
mäßig genoffen Unfchädliches- zweitens daß „mäßig genoffen“ ein ganz
relativer Begriff ifh der fich für den Einzelnen verfchieden bemißt- drit-
tens- daß noch nicht ausgemacht ifif was beim Rauchen das hauptfächlich
Schädigende ift- ob das Nikotin oder die brenzligen Beftandteile des
Rauchs- die bei Importen eine befondere Rolle fpielen- da man diefe frifch
rauäuz während ihr Nikotingehalt verhältnismäßig ein geringer ift.
Ach diefes verwünfchte Rauchen -- was danke ich ihm alles an Ge-
niifien und Leiden! Wenn ich mit irgend etwas in der Welt zu beftechen
wäre„ fo wäre es eine Kifie Importen von befonderer Güte. Ich habe
nämlich was man „Zunge“ nenntf und zähle eine beffere Importe zu
den Dirigent um deretwillen „fichs allein fchon lohnh zu leben". Ju'
übrigen tue ich es auch billigen rauche feit meinem fünfzehnten Jahre-
wenn irgend angängig„ anfangs meifiPfeife- feit derHauslehrerzeit Zigar-
ren _ damals fogar in meinen Unterrichtsfiunden _7 aber nicht Zigaret-
tenf die mir fatal find; für gewöhnlich andauernd eine beftimmte Sorte-
die mir zufagt, Von Diners oder Soupers ift mir neben einem fehr guten
Tropfen immer das Liebfie die Zigarre hinterher gewefen. In der Tat:
ich bin zeit meines Lebens in meiner Bekanntfchaft als leidenfäyaftlicher
Raucher berüchtigt gewefen- und ich betra>7te cs als höchft erftaunlich-
daß ich trotzdem mit dem weiblichen Gefchlecht leidlich ausgekommen bin.
Allerdings -* und hier will ich ein intimes Geftändnis machen - hat*s mir
meine Erfte nie ganz verziehenF daß ick» um ihr den* erften Kuß zu geben-

Wafferoogei
.. r
„l e
g
W c
,n r
t WB
n ..MW
..l h
v fib.
…Umm
?oO-“KL
„Horn
apMo
ai'mv
kb t
sem-…t
.T 3e
ÖQÖT

die brennende Zigarre weglegte und fie alsdann - fie brannte noch - fo-
fort weiter rauchte. und meine Iehige kämpft mit allen weiblichen Waffen
Tag für Tag gegen meine Lafterhaftigkeit. deren Betätigung ihre gute
Nafe freilich durch Wände und Zimmerdecken hindurch riecht. und durch
welche fie fürchtet vorzeitig zur Witwe zu werden. abgerechnet. daß ihr
Tabaksgeruch übel macht. Unfere Ehe wäre wahrfcheinlich längft gefchie-
den. hätte nicht eine zeitweilige Difianz zwifchen Eheleuten auch ihr Gutes
und hätte fie nicht zur Entfchädigung das Privileg. beftändig alle Fenfter
aufzureißen.
Denn in Wahrheit: ich habe mich bisher mehrfach. allein fiets ver-
gebens bemüht. mir das Rauchen abzugewöhnen. Am bef'ten geht's noch.
fo lange ich faulenze und alle meine Kraft darauf verwende. mir gut zuzu-
reden. Sobald ich anfange. geiftig zu arbeiten. bin ich verloren. Iäj
rauche - rauche - je intenfiver ich arbeite. defto intenfiver rauche ich.
Als ob ich meinen Körper dadurch entfchädigte. indem ich den Mund be-
fchäftigte. für die Bevorzugung des Geiftesz ohne dies ift er eiferfüchtig und
beunruhigt mich. Dabei weiß ich erfahrungsgemäß. daß ich geiftig klarer
und kräftiger bin. wenn ich nicht rauche. ja daß meine Sinne dann unver-
gleichlich reiner und fchärfer empfinden.
Vielleicht. daß der ..Nikotindufel“. den mein Freund Lohmeyer mir
vorzuwerfen liebte. den einen Vorteil bietet. daß fich der geniale Impuls.
Pegafus oder Genie genannt. leichter vom Talent zügeln läßt. Denn
das Dampfen dämpft - es fteigert nicht!
Es if't mein Verhängnis. daß ich Raucher bin. Ich danke diefen ver-
wünfchten wundervollen ..Giftnudeln“. wie die Rofenlippen meiner Teuren
fie nennen. alle Krankheiten meines Lebens: ein paar Iahre faf't hoff-
nungslofen Siechtums. ein paar Blinddarmentzündungen und Anläufe
dazu. Magen- und Leberkatarrhe mit ihren Folgenz ich zweifle nicht daran!
Vor elf Jahren hatte ich Typhus. natürlich nicht vom Tabak - feitdem
bin ich als Raucher nur halb noch. was ich war.
Ich fürchte. ich werde bis zu meinem Tode nicht weniger als dies
werden.
Eugen Bracht:
Das Rauchen? Darüber etwas Schriftliches abgeben. etwas Neues
-* Perfönliches - 9.0 1100 Ausgedachtes? - Eigentlich fatal!

Tabatgenuß und genüge Arbeit
Meine Gefinnung wäre: ..Am Krankfein ift das Argerlichfte. daß
man nicht rauchen kann!“ Im Luftbad bei Lahmann auf dem ..Weißen
Hirfch" hörte ich als einziger Raucher: ..Wasl Ihnen ift das Rauchen
gefiattet?‘‘ - ..Ia - er hat. Gottfeidank. nichts davon gefprochenl"
Punkto Aberglauben - wenn die bei Gerold beftellte Sendung unter-
wegs ifi - pflegt regelmäßig eine leichte Halsfchwellungeinzufeßen -
fchändlichl Aber die Wirkung bei der Arbeit:
Es wird gefagt: die Nervofität wird geglättet -- ärgerliche Stim-
mung befänftigt - die Denkarbeit gefördert! Wiefo?
Gefeßt den Fall einer renitenten Stelle an einem Bilde; die ge-
gebenen Verfuche fcheiterten - Paufel Wo [leckt das Hindernis?
Jm Gefühl der Unzulänglichkeit fißt man vor dem Elend und ftarrtl
Mit der nun einfetzenden verfiärkten geiftigen Gymnafiik fteht in-
deffen eine völlige körperliche Untätigkeit im Widerfpruch - fie ift gerade-
zu unerträglich!
Bei frifäf angezündeter Zigarre dagegen ift unfer phyfifcher Menfch
gerade hinreichend untätig befchäftigt. fozufagen behagliäf ausgefchaltet
- um das Spiel der Phantafie. mittelft deffen die Löfungsmöglichkeiten
eine nach der andern am Objekt ausprobiert werden müffen. mit minderer
Erdenfchwere fich vollziehen zu laffen. das heißt. beim kräufelnden Rauthe
denkt es fich befierl
Earl Buffe:
Ich bin feit meiner Schulzeit ein leidenfchaftlicher Raucher. Und
da in meiner halbpolnifchen Heimat die Zigarette durchaus dominiert.
habe ich mich fo früh und fo vollftändig daran gewöhnt. daß jeder fpätere
Verfuch. mich zur Zigarre zu bekehren. fehlfchlug. Das erfie und einzige
Gedicht. das ich jemals aus einer fremden Sprache in deutfche Verfe
übertrug. war das Gedicht eines polnifchen Poeteu an die Zigarette.
Die mir felbf't abhanden gekommene übertragung muß fiäf non) in einem
der früheren Jahrgänge von ..Aus fremden Zungen“ oder dem Vorläufer
diefes Blattes finden.
Auf der Schule waren wir natürlich insgefamt ..Lungenraucher“.
und diefer nie ganz gelaffenen Angewohnheit fchreibe ich es mit zu. daß

ich zur Zigarre kein Verhältnis fand. Früher pflegte ich mir wohl den täglichen Vorrat felber zu drehen oder zu fiopfen; feit vielen Jahren kauf' ich ihn aber fertig. und zwar bin ich feit einem Jahrzehnt von den „Ruhen“ zu den „Türken“ übergegangen. Ich habe mich da an eine be-fiimmte Marke einer Dresdener Fabrik gewöhnt. die ich nicht nur ihres Gefchmackes wegen fchäße. fondern auch deshalb. weil fie fich immer gleich bleibt. Ieder Zigarettenrancher weiß. wie eine bald zu feft. bald zu locker geftopfte Zigarette einen zur Verzweiflung bringen kann. und befonders die „Ruffen“ mit ihrem kurz gefchnittenen. jeden Augenblick ausgehenden Tabak leiften darin Erkleckliches.

Mein Tagesbedarf beziffert fich etwa auf 30-40 Zigaretten. fo daß ich in meinem bisherigen Leben eine Viertelmillion Stück konfumiert haben dürfte. Vor dem erfien Frühfkück. auf nüchternen Magen. rauche ich felten. Sonft aber den ganzen Tag hindurch bis zum Schlafengehen. Im Zimmer und bei der Arbeit mehr als im Freien und beim Wandern. Nam dem fommerlichen Bade in Fluß oder See. nach einem guten Effen und während eines fröhlichen Trunkes dünkt mich die Zigarette als einer der herrlichfien Lebensgenüffe. Ich könnte den Alkohol in jeder Form viel eher entbehren als fie. Schmeckt mir die Zigarette nicht mehr. fo ift das ein untrügliches Zeichen. daß ich krank bin.

Was den Einfluß des Rauchens auf die Produktion und überhaupt auf die ganze Gemütsverfafiung anbelangt. fo kann ich nur folgendes fagen: Mich b e r n h i gt die Zigarette ganz außerordentlich. Ie hefti-ger ich erregt bin. nm fo ftärker und anhaltender rauche ich. Schwere Lebensfiunden half mir die Zigarette treulich durchhalten. Ich öffne keinen Brief. in dem ich entfcheidende Nachrichten vermute. ohne mir vorher eine Zigarette angezündet zu haben. Liliencron erzählt irgendwo von einem alten dänifihen General. der ganz gebrochen hinter dem Sarge feiner treuen Lebensgefährtin die Treppen hinunterfchwankt. aber plötzlich umkehrt und mit tränenerfiiclter Stimme fagt: ,.O. ich hab' meine Sigar-ren vergeffen!“

Das Beruhigende. Lindernde. Dämpfende des Tabaks fühle ich aua) bei der Arbeit. Die Gedanken ordnen fich leichter. die Form rundet fich rafcher. Rauche ich nicht. fo fehlt mir etwas. und fchon das lenkt mich ab. fo daß im weniger fchreibe. Ob der Tabaksgenuß im übrigen fchuld ifi an den periodifch auftretenden fchweren Magenverfiimmnngen. an denen ich leide. fei dahingeftellt. Es wäre ja möglich . . .

Ludwig Dettmann:

Hochgeehrter Herr!

Über mein Rauchen? Nichtraucher fafi bis zum vierzigften Jahr.
-- Abgerechnet die verfchiedenen Perioden heftiger Rauchentwicklung während meiner Lehrzeit“ und fpäter ab und zu das Verqualmen einer Zigarette - überredete mich mein Freund- der Maler Otto H. Engel. während einer Studienfahrt auf unferem geliebten Föhr zu einer Zigarre. Sie fchme>te gut. und feitdem rauche ich täglich zwei Zigarren', bei befonderer Gelegenheit wird's wohl auch eine mehr.

Welche Sorte? Am liebfien alle Sorten meiner tabakkundigen Freunde; fonit halte ich zum täglichen Gebrauch eine iL-Pfennig-Holländer (befiere Freunde bekommen bei mir übrigens auch eine Upmann.) Im Freien rauche ich nicht gernz denn der ringelnde Rauch i| mir der halbe Spaß an der Zigarre. Wenn ich müde und abgefpannt bin7 beruhigt und erfrifcht mich das Rauchen ungemein. Dies erwirkt wohl zunächit die Ausübung einer gleichmäßigen TätigkeitX das „Verdöfen“ aller Gedanken und Grübeleien mit dem verfchiedenen Rauch dann aber ficher die Einwirkung des Tabaks felbft auf Lunge und Zunge, Beim Malen rauche ich nie: die Hände brauche iu) zum Handwerkszeug. den Mund zum Pfeifen. Wenn ich rauche- fühle ich mich behaglich und bin immer friedlich. Deshalb bedauern meine Frau und Freundef daß ia) durch fehr fpätes Beginnen ein fchwacher Raucher bin. Augenblicklich rauche ich eine fehr gute Zigarre- die mir mein Freund Heinrich Wolff dediziertez und bin deshalb in vorzüglicher Stimmung. Daher fchrieb ich Ihnen auch endlich.

Albert Geiger:

Ich effe. wenn ich Luft habe„ ich trinke. wenn ich Luft habe. Ich rauche. wenn ich Luft habe: Zigarren. Zigaretten. i>7 fchnupfe fogar zuweilen. Das Schnupfen macht das Hirn klar- und man follte wieder ich n u p- fe n, Im iibrigen ift das Werden einer künfilerifchen Arbeit von derlei Sachen unabhängig; wenigfiens bei mir.

Rudolf Huch:

Ich habe vom fechzehnten Lebensjahre an geraucht. in früheren Jahren viel. allmählich weniger und jekt ganz wenig. Nur Zigarren. Zigaret-

_-_
ten kann ich nicht vertragen. Produktiv zu arbeiten und dabei zu rauchen. wäre mir unmöglich.

Wilhelm Kotzde:

In meiner Iungenzeit habe ich natürlich Rauchverfuche angeftellt. mit einem Spielfreunde in der Popillone draußen vor dem Dorf. Hernach rauchte ich halb gezwungen hin und wieder eine Zigarre. Freude hatte ich nie daran. Das mag von meinem Vater vererbt fein. der nie rauäjte. Seit acht Jahren habe ich die Sache ganz eingeftellt und bin fehr froh. daß ich's getan habe. Ich kann alfo nicht fagen. daß mich der Tabakgenuß je angeregt oder gefördert habe. Wenn ich geiftig zu arbeiten habe. ift mir Tabaksqualm im Zimmer äußerft unangenehm. und ich glaube. daß er mich fchneller erlahmen läßt. In Vereinsfißungen. die häufig angefkrengte Arbeit von mir fordern. habe ich das oft bemerkt.

Franz Servaes":

Ich fchäße den Tabak als Genußmittel anderer Leute - foweit fie mir gegenüber die gebührende Diftanz halten -- ferner auch als legales Kokettiermittel fehr graziöfer Damen.

Mir felbft verurfacht das Rauchen Bauchgrimmen und Denkdefekte, Ich rauche deshalb höchftens in luftiger Gefellfchaft - um die mich umgähnende Langeweile zu übertäuben.

.Heinz Tovote:

Ich rauche ganz gern mal eine Zigarette - aber nie ift es mir eingefallen. diefes Vorkommnis mit dem. was ich gelegentlich fchreibe. in irgend eine Verbindung zu bringen.

Ich rauche nie. wenn ich ar b e i t e. Denn zum Schreiben habe ich nicht nur meinen Kopf. fondern auch meine beiden Hände nötig.

Johannnes Trojan:

Als junger Mann und auch fpäter habe ich ftark geraucht. Pfeifen. Zigarren und Zigaretten durcheinander. feit vielen Iahren aber fchon bin ich ein mäßiger Raucher. In meinem Arbeitszimmer rauche ich nie. weil

ich beforgt bin. der Tabaksgeruch könnte fich den Büchern anheften. Kalter Tabaksgeruch aber ift mir fehr zuwider. Bei meiner fiarken Korrefpondenz bekomme ich öfters Briefe. denen Tabaksgeruch anhaftet. Diefe verbrenne ich. wenn ich fie gelefen habe. nach Patfchuli riechende Briefe aber -- auch folche laufen mitunter ein - werden ungeöffnet von mir verbrannt.

Ich rauche zu Haufe nur am Feierabend nach dem Abendbrot im Eßzimmer eine Zigarre. Sonft rauche ich außerhalb des Haufes gern nach einem Diner. oder wenn ich mit Freunden und Bekannten abends beim Glafe Wein oder Bier zufammen bin. Auch auf Fußwanderungen rauche ich gern im Freien.

Auf den Gedanken. mich durch Rauchen zu fchaffender Arbeit anzuregen. bin ich nie gekommen. Doch kann ich nicht fagen. daß ich nicht auch beim Rauchen einmal arbeite. Bei meiner Art des Schaffens kommt es vor. daß mir. während ich auf der Straße oder in Gefellfchaft bin und rauche. plötzlich etwas einfällt. das ich fogleith in Gedanken verarbeite.

Ich fehe darauf. daß ich nur etwas Gutes zu rauchen habe. und kann das tun. weil ich nur wenig rauche. Zweimal war ich ein Vierteljahr in Amerika und machte dort die Erfahrung. daß ich auch für hohen Preis keine Zigarre bekam. die mir rauchbar erfchien. Da gab ich das Zigarrenrauchen auf und kaufte mir. dem Beifpiel der Eingeborenen folgend. ein kurzes Pfeifchen. aus dem ich ..Morningdew" rauchte. eine Tabaksart. die gut gegen die Mücken war,

Einmal vor Jahren gab ich auf hundert Tage das Rauchen auf. um zu erproben. ob ich mich ohne Rauchen wohler befände. Als die hundert Tage vorbei waren. gab ich noch zehn Tage zu. habe dann nach den hundertzehn Tagen wieder fehr gern meine Zigarre geraucht. Im vorigen Iahr lag ich neunzehn Wochen in der Charite auf dem Krankenbett und hätte dort. als es mtr beffer ging. gern einmal eine Zigarre geraucht. tat es aber doch nicht. um die Kammer. in der ich lag. von Tabaksgeruch frei zu halten. Nachher aber. als ich wieder zu Haufe war. erfchien es mir wie ein kleines Feft. als ich eines Tages mir nach dem Abendbrot die erfie Zigarre wieder anzündete.

Und fo denke ich. als ein mäßiger Raucher. wenn ich von Krankheit und Unglück verfchont bleibe. noch manches Kifichen Zigarren. die aber angenehm fchmecken. nicht zu fchwer fein und gut brennen müffen. leer zu machen.

Heinrich Vierordt:
Ich bin Nichtraucher. keineswegs aus Grundfaß oder weil ich den
Tabak für gefundheitsfchädlich halte; aber Tabak und meine Natur
feheinen einander völlig auszufchließen. Die einzige Zigarre. die ich
- damals bereits im 24. Lebensjahre ftehend - rauchte. hat mich zu
keiner feelifchen. wohl aber zu einer überaus leibliäjen Produktion in-
fpiriert. deren nähere Schilderung mir in Gnaden erlaffen fei. Jeden-
falls hat das Erlebnis folchen Eindruck auf mich gemacht. daß ich mich
niemals zu einer zweiten Zigarre aufgefchwungen habe. Zigaretten habe
ich Scherzes halber fpäter ab und zu einmal geraucht. ohne irgend-
welche Genußempfindung oder Anregung davon zu haben.
Tabaksranch ift mir unangenehm. wenn auch keineswegs uner-
träglich. Hat einer meiner Befucher den unglücklichen Einfall. zu rauchen.
fo werden nach feinem Weggang Fenfter und Türen anfgeriffen. als fei
der Gottfeibeinns felber mit feinem Höllengeftank zu Gaf'te gewefen. - --
Das arme Mittelalter. das fiäj ohne jenes indianifche Uberkömmfel
behelfen mußte! Was hätten Dante. Petrarka. Wolfram von Efchen-
bach mit einer Tabakspfeife zwifchen den Zähnen erft für Meifierwerke
zufiande gebracht! Auch bei Walther von der Vogelweide. als er „bein
mit; deine“ auf jenem bekannten Stein denkend faß. wäre eine Zigarre
zur Gedankenkonzentration gewiß fehr angebracht gewefen! - - -
Da jedoch fo viele moderne deutfche Dichter. Denker. Schriftfteller
etc. den Tabak zum künftlerifchen Schaffen. ja zum L e b e n für unent-
behrlich erklären. fo wollen auch wir Nichtraucher ihn aus der Ferne
gläubig verehren. da wir ja fonft ohne ihn einer Fülle von Genie ver-
luftig gegangen wären oder gehen würden.
Hans von Volkmann:
Ich rauche gern und bin ein wohl mittelfiarker Raucher; meif't
Zigarre. fporadifch mal eine Zigarettez wenn ich auf dem Lande bin. be-
fonders bei rauhem Wetter. draußen auch Pfeife. ebenfo hie und da im
Atelier. Ich rauche regelmäßig. vor- und naäjmittags. wie auch abends.
und komme dabei durchfchnittlich täglich auf etwa 5 Zigarren. Für ge-
wöhnlich begnüge ich mich mit einem einfachen. leichten oder wenigfiens
leichteren Kraut. obgeich ich gern auch einmal eine volle Importe rauche.

Tabakgenuß und geifiige Arbeit
Auch bei der Arbeit. wenigftens beim Malen. fehlt mir felten die Zigarre. während ich beim Zeichnen und Radieren mich ihrer aus praktifchen Gründen in der Regel enthalte.
Mit Vorliebe fiecke ich mir im Atelier. wenn es dunkeln will. noch eine Zigarre an und laffe ausruhend die Tagesarbeit Revue paffieren. Da if't mir die Zigarre ein lieber Gefährte: fie unterftülzt. ebenfo wie auch das Dämmerlicht. die Neigung zu kontemplativer Betrachtung. zur Nachprü-fung des Gefchaffenen und zu feiner inneren Weiterbildung. zum Weiter-fpinnen der Gedanken für künftige Geftaltungen.
Doch kann ich das Rauäfen für mich nicht als Mittel zur Infpiration fchlechthin betrachten; jedenfalls habe ich. als ich zeitweife aus Gefund-heitsrü>fiihten (doch nicht infolge des Tabakgenuffes) das Rauchen fehr einfchränken mußte. durch den Verzicht keinerlei Wirkungen auf meine fchaffende Tätigkeit entdecken können.
/
Adolf Wilbrandt: -/
Ich habe viele Jahre geraucht (Zigarren). rauche aber nun fchon jahrelang nicht mehr; nicht durch einen irgendwie begründeten Entfchluß. fondern weil mein Verhältnis zur Zigarre nach und nach von felber er-lofch.
Es gab einmal Zeiten.. wo ich auch beim S ch af f e n rauchte. und wohl auch zur ftärkeren A n r e g u n g; das verbot ich mir aber bald und habe feit Jahrzehnten nie mehr während des Ptoduzierens geraucht. es auch nie vermißt. Ich kann nicht verfichern. daß die Zigarre meinem Schaf-fen förderlich (oder hinderlich) gewefen wäre; höchfiens half fie wohl ein-mal _ in minder gefunden Zeiten - wenn die Nerven einen erf'ten Anftoß wünfchten.
(Fo-rtfelzung folgt)

Richard Hamann:

Austaufch von Profefioren

Es foll hier nicht die Rede fein von dem Austaufaj der Profefforen.
der zwifchen Deutfchland und den Vereinigten Staaten von Nord-.
amerika |attfindet. Einfichtige Leute find fich darüber einig. daß er in
der befchränkten Form. in der er jeht gefchieht. nur einen Akt inter-
nationaler Höflichkeit darftellt. ohne erhebliche wiffenfchaftliche Bedeu-
tung. Über die politifche Bedeutung einer folchen Einrichtung haben
wir kein Urteil. Jedenfalls wird diefe Austaufäjprofeffur mehr ein
Symptom als ein Agens der freundfchaftlichen Beziehungen zwifchen
den beiden beteiligten Nationen fein. Einem tief- und über das
Wifienfchaftliche hinausgehenden Einfluß der amerikanifchen Austaufch-
profeffur auf das deutfche Geiftesleben könnte man auch nicht anders
als verdroffen gegenüberftehen. Eine Übertragung amerikanifchen
Geiftes und amerikanifcher Methoden auf die deutfche Wiffenfchaft und
Kultur würde einen weiteren Schritt in der unleugbaren Amerikanifierung
des modernen Lebens bedeuten. unter der an und für fich fchon nichts
fo zu leiden hat. als die -- deutfche Kultur.

.Hier foll vielmehr von einem ganz anderen Austaufch von Pro-
fefforen die Rede fein. dem Austaufch der Profefforen unter den deutfchen
Univerfitäten felbft. Natürlich wäre es ein undurchführbarer Gedanke.
daß die Profefforen von Iahr zu Jahr ihre Lehrftühle wechfeln follten.
daß fie den Sophiften ähnlich mit ihrem geiftigen Vorrat durch die Lande
ziehen. und daß eine ungeheuerliche Unraft und Unftetigkeit in das Leben
derjenigen Perfonen eindränge. die zu ihrer Arbeit der Seßhaftigkeit
und Ruhe am ftärkften bedürfen. So ift es alfo nicht gemeint.

Etwas Ähnliches wie einen Austaufch von Profefforen haben wir
aber bereits. wenn eine betriebfame Konzertdirektion Gelehrte von Welt-
ruf unter ungeheurem Andrang des Publikums in ihren Konzertfälen
reden läßt. An diefem Austaufch profitiert aber nur die Großftadt. wo
allein folche Veranftaltungen im großen Stil möglich find. die Großftadt.

die fowiefo fchon mit Bildungsftoff überhäuft. mit Anregungen aller
Art überladen ift. Auch kommt es weniger den Studenten als dem
großen fenfationslüfternen Publikum zugute. und ein Anflrich von Ge-
fchäft und Reklame ifi notwendig mit diefem Verfahren verbunden.
Es wiirde nun fowohl für die betreffenden Profefforen eine wür-
digere Form fein. wie den Studenten ganz anders entgegenkommen. wenn
die Univerfitäten felber ihre Pforten den auswärtigen Dozenten öffneten.
aber nicht nur zu einem kurzen Gafifpiel. fondern einem wirklichen Kolleg.
und dadurch diefem Auftreten in fremden Städten jede Form der Konzert-
vorlefung nähmen. Daß fowohl die Profefforen geneigt fein werden.
fiä) anderswo hören zu laffen. als auch die Studenten. die auswärtigen
Berühmtheiten im Hörfaal kennen zu lernen. zweifle ich nicht. Diefe
Idee der n a t i o n ale n Austaufchprofefforen ließe fich aber nur durch
Neuordnung des ganzen Studienplanes an den Univerfitäten. vor allem
durch eine neue Semeftereinteilung verwirklichen. Für eine folche Neu-
ordnung Freunde zu gewinnen. dürfte weniger fchwer halten. als es zu-
nächfi fcheint. da die bisherige Einteilung in ein Winterfemefier von
menig mehr als vier Monaten. ein Sommerfemefter von drei Monaten
Nachteile genug mit fich bringt,
Rein äußerlich find Sommer- und Winterfemefier vollkommen gleich-
gefiellt. Tatfächlich aber ifi das Sommerfemefier für ernfihaftes Stu-
dium dem Winterfemefier weit unterlegen. Die kurze Zeit von drei
Monaten erfordert: entweder iiberhaupt andere Stoffe im Kolleg zu
behandeln als im Winter. oder diefelben Themata flüchtiger durchzu-
nehmen. Die Folge wird alfo das überwiegen allgemeiner Überblicke
fein (Einführungen. Grundzüge. allgemeine Wiffenfchaften) oder eine
mehr anregende als ausführende Behandlung eines fpeziellen Vorlefungs-
|offes. Dazu kommt bei Dozenten und Hörern in der heißen Jahreszeit
die Ermüdung und Schlaffheit. die den Iuli oft ganz für die Arbeit
verloren gehen laffen. in den kleineren. fchön gelegenen Univerfitäten
noäj die Reize der Landfchaft. fo daß hier der Sommer fowiefo dazu
dient. mehr das Studenten l eb en als das Studium zu genießen. Ein
ernfthaftes Arbeitsfemefier kann das Sommerfemefter nicht fein. Alfo
fei es ein Anregungsfemefter.
Die eigentliäfe Arbeit findet im Winterfemefter fiatt. Aber auch
diefes ift für viele Vorlefungen noch zu kurz. Vorlefungen wie die über
Weltgefchichte oder Gefchichte der Philofophie. Volkswirtfchaft oder
Phyfik. Chemie. kurz. die fogenannten Pflichtkollegs der ordentlichen Pro-

fefforen find felbfi in diefen Monaten kaum mit der erwünfchten Griind-
lichkeit zu erledigen. Vielfach wird fchon zu dem Ausweg gegriffen. die
Vorlefung in zwei Abfchnitte zu zerlegen und diefe auf zwei Semefter zu
verteilen. und zwar wird fich die Reihenfolge Winter - Sommer wegen
der kürzeren Ferien dazwifchen empfehlen, Dabei muß aber im
Grunde auf diefelbe Zuhörerfchaft gerechnet werden. Es gefchieht dann
fofort den Studenten Unrecht. die im zweiten Semefter erft in das Kolleg
eintreten. ein Zuzug. derim Sommer befonders fiark fein wird. Ifi aber
der Dozent genötigt. für diefe das Penfum des vorangegangenen Se-
mefkers zu rekapitulieren. fo geht wieder Zeit verloren. und ein Erfaß
für das Vorausgegangene ifi doch nicht vollgültig gefchaffen. Bei Se-
minarübungen fieigeren fich diefe Bedenken. obwohl auf ein beftändigeres
Stammpublikum bei ihnen zu rechnen iftz denn die Neueintretenden
müffen fich hier fowohl im Hinblick auf den Stoff wie auf die Methode
ganz verlafien vorkommen.
So liegt es eigentlich nahe genug. das intenfive Studium ganz auf
den Winter zu verlegen und den Ausfall des Sommerfemefiers dadurch
auszugleichen. daß es um faft zwei Monate verlängert wird. indem die
Vorlefungen nicht Ende. fondern Anfang Oktober beginnen und nicht
Anfang. fondern Ende März fchließen. Alfo ein fechsmonatliches fiatt
viermonatliches Semefier einzuführen. fo daß es faft zwei Semeftern
entfpricht. Durch vermehrte wöchentliche Stundenzahl können
die Vorlefungen ganz auf den Stand von zwei Semeftern
gebracht werden. Diefe übrige Stunde könnte durch Ausfall von öffent-
lichen Vorlefungen gewonnen werden. für die wir - es vorwegznnehmen
- das Sommerfemefter allein noch übrig laffen. Durch Befchränknng
aller bloß einführenden und Ausfall der öffentlichen Vorlefungen fände
eine Entfaltung der Studenten fiatt. eine Verhinderung weitgehender
Zerfplitterung. die der Uberarbeit in einem fo langen Semefier ein Ge-
gengewicht hielte. Dies gefchieht weiter durch fiärkeres Ineinander-
arbeiten von Profefforen und Privatdozenten. indem erfiere die großen.
das ganze Gebiet umfafienden Vorlefnngen halten. letztere kleinere Ka-
pitel ausbauen und ftärker zu den feminariftifchen übungen affifiierend
herangezogen werden. ähnlich wie esjeßt in Kliniken und technifchen Hom-
fchnlen der Fall ifi. Übungen der von Hörern überlaufenen ordentlichen
Profefforen. befonders an den großen Univerfitäten. pflegen jest fchon
mehr ein öffentliches Kolleg als eine Anleitung zum methodifchen
Arbeiten zu fein. Jede Syftematifierung des Studienftoffes. jedes In-

einandergreifen der Vorlefungen i| aber eine Erleichterung. Zugleich
erfparen forgfältig. fpeziefl angelegte Vorlefungen und erfchöpfende
Seminarübungen einen Teil der Selbftarbeit des Studentenj auf die er
bei dem jeßigen Betrieb angewiefen ifi. und zu der er doch nie recht
kommt, Bleibt ihm aber der ganze Sommer zu eigener Arbeitz in der
ihn das Anhören allgemeiner anregender Vorlefungen mehr erfrifehen
als belaften wir-dj fo gewinnt er auch dadurch eine Gelegenheit, die ihm
jeßt ganz fehlt. Denn die Ferien find jeßt in ihrer Kürze oder daduräfj
daß fie in die heißen Monate fallen. wirklich Ferien. und man wird es
niemandem verdenken. wenn er das Bedürfnis fühltz fich auszuruhent
und feine Heimreife in erfier Linie eine Befuchsreife wird. Daß für
die Profefforen der Ausfall auch nur eines und nur einftündigen öffent-
lichen Kollegs und die Möglichkeit. fich für jede Stunde feiner großen
Vorlefung auf einen kleineren Abfchnitt des ungeheuren Stoffes einzu-
ftellen- eine Erleichterung bedeutetj die der Ermüdung durch das lange
Semefier entgegenwirktt fcheint mir außer Frage.
Für das Sommerfemefter würden wir zunächfi nur zwei Monate
übrig laffen- Mair Inni. Denn geifiige Arbeit und Betätigung im Iuli
würde erft zuträglich fein, wenn die Vorlefungen im Hochgebirge ab-
gehalten würden. Auf diefes Semefter würden wir nun alle Anregungs-
vorlefungen verlegen. die öffentlichen des Winter'femeftersz die jetzt
ebenfo lang oder länger fein könnten als früherz da kein Grund beftehh
fie nur einftündig zu halten. Pflichtkollegs müßten auf ein Minimum
befchränkt werdenz für ältere Semefierz die fich bereits für eine Arbeit
entfchieden haben. ganz wegfallenj damit der Sommer für fie frei wird.
Auch für die Dozenten müßte im Hinblick auf wiffenfchaftliche Arbeiten
die Möglichkeit des Dispenfes erleichtert fein und könnte es fein. Die
Privatvorlefungen könnten dann durchaus jenen Einführungenz Grund-
zügen entfprechen. und für'erfte Semefter in der Weife verpflichtend fein.
daß etwa für Nichtphilofophen das innerhalb der geiftesphilofophifchen
Wiffenfchaften geforderte philofophifche Studium jeßt abfolviert würde,
oder für die Studenten der nichtphilofophifchen Fakultäten ein Kurfus
der allgemeinen Bildung. oder für Mediziner die natu-rwiffenfchaftlichen
Fächer des Phyfikums auf den Sommer verlegt wiirden. Es wiirde zu-
gleich eine Art fozialer Gerechtigkeit darftellenz wenn außerordentliche
Profefforen und Privatdozenten hierzu in erfier Linie herangezogen
wiirden. und es würde eine große Erleichterung für die Studenten be-
deutenf wenn die Prüfungen in den geforderten Fächern gleich nach jedem

Semefter in der Art. wie jekt die Dekanatseramina. vorgenommen
würden. Auch fo bliebe alfo das Studium in diefe-r kurzen Zeit mehr
Genuß. Anregung als Arbeit felbft bei den zum Hören der Vorlefungen
Verpflichteten. Für die fpäteren Semefker aber bliebe die Wahl. fich
ganz von der Univerfität zu emanzipieren und auf eigene Arbeit zu kon-
zentrieren. oder aber die Zeit. mit der man nichts anzufangen weiß.
mit Kolleghören auszufüllen. oder. wenn das Verlangen danach fieht zu
bummeln. es ohne große Gewiffensbiffe zu tun. Auch das eigentliche
Studentenleben im Sommer ftärker zu pflegen. würde nur gefund fein.
Für diefes Sommerfemefter fcheint uns ein Austaufch von Pro-
fefforen nicht nur möglich. fondern wünfchenswert. Die Anregungen.
die die öffentlichen Sommervorlefungen bieten follen. würden für die
Studenten. die aus dem Winter her Art und Methode ihres Profeffors
kennen. durch folche Gafivorlefungen einer auswärtigen Größe gefteigert
werden. Das lebhafte Intereffe daran. in der anregenden Form der
Vorlefung einen bekannten auswärtigen Profeffor kennen zu lernen.
würde von felber gegen den Dispens von Sommervorlefungen ein Ge-
gengewicht fein. Nun würde es nicht fo fein. daß jeder Dozent jedes
Jahr von Haufe wegziehen müßte. fondern fo. daß immer nur unter
mehreren Jahren ein Sommer dafür in Betracht käme. und daß durch
ein Statut der Austaufch fo geregelt würde. daß an derfelben Univer-
fität die Austaufchdozenten möglichfi wechfeln. daß ferner Großftadt-
profefforen in kleine. die von kleineren Univerfitäten in die größeren
gingen. norddeutfche nach Süddeutfchland ufw. Der Wunfch. fremde
Dozenten in der eigenen Stadt dort-ragen zu hören. wird fich in erfter
Linie auf die Profefforen mit Namen richten. Aber ein Grund. Privat-
dozenten auszufchließen. befieht nicht. um fo weniger. als künftige Be-
rufungen dadurch erleichtert. vorbereitet und auch von dem Protektions-
wefen mehr befreit werden.
Die Zumutung an die Dozenten. innerhalb mehrerer Iahre auf
zwei Monate in eine fremde Stadt zu einer Gaftvorftellung überzufiedeln.
wird heutzutage kaum etwas Erfchreckendes haben. Mehrmonatliche
Sommerreifen gehören ja heute zu den Regeln. nicht zu den Aus-
nahmen. Dazu kommen die pofitiv verlockenden Momente. daß für den
-Großftadtprofeffor der Aufenthalt in einer kleinen Univerfitätsftadt mit
fihöner Umgebung fchon eine Sommerreife erfeßen kann oder für Ar-
beiten an einem „kühlen“ Ort im Sommer frifch erhält. Für die Do-
zenten der kleineren Univerfitäten kommt dagegen in der Großfiadt der

ungeheure Apparat in Frage. Kliniken. phyfiologifche. pfychologifche
Inftitute. Bibliotheken. Mufeen aller Art. felbft Theater und Oper. die
ja in der Großfiadt nicht fo zeitig wie anderswo zu fchließen pflegen.
Diefe Vorteile werden gewiß manchen beftimmen. den Aufenthalt über
die zwei Monate noch auszudehnen.
Für viele wird diefer unfchähbare Vorteil bereits ein Äquivalent
fein für etwaige Mehrkoften des Aufenthaltes in der fremden Stadt.
Aber auch für die finanzielle Entfchädigung ift ein Ausgleichsmodus leicht
zu finden. Das Winterfemefter müßte natürlich in allen das Honorar
betreffenden Dingen als zwei Semefter gerechnet werden. Da die
Sommervorlefungen an auswärtigen Univerfitäten den Gratisvorlefungen
entfprechen. fo ift ein Ausfall an Kolleggeldern nicht zu befürchten. Die
Entfchädigung für die Mehrkofien des Aufenthaltes in der Fremde würde
aber leicht aufgebracht. wenn zu diefen Gaftvorlefungen oder allen
öffentlichen Sommervorlefungcn Hofpitanten in viel allgemeinerem
Maße zugelaffen würden. als es jetzt der Fall ift. diefe aber für die
Vorlefungen Honorar zu zahlen hätten. Es würde dadurch fogar die
Möglichkeit gewonnen. die Zulaffung von Niäjtftudenten zu den
privaten Vorlefungen im Winter durch firengere Befiimmungen
zu befchränken. da ja überhaupt durch den ernfthafteren Be-
trieb im Winter dem Zulauf unberechtigter Hörer. befonders
zu den geifieswiffenfchaftlichen. äfthetifchen Vorlefungen. ein Riegel
vorgefchoben wiirde. Fragt man. wohin fich denn alle die wenden
follen. die kein Fachfiudium im ftrengen Sinne treiben. aber Anregungen
aus Vorlefungen fuchen und nötig haben. fo kann man fie im Winter
auf die Volkshochfafulkurfe verweifen. im Sommer f'teht ihnen die Uni-
verfität offen. fo aber. daß weder bei diefen Hörern ein angemaßtes
wifienfchaftliäfes Bewußtfein noch bei den Dozenten im Winter eine
Verfälfchung des reinen wiffenfchaftlichen Studienbetriebes zugunften
populärer Wirkung zu entfiehen braucht.
An fich ift die Teilnahme weiterer Kreife an den Ergebniffen
wiffenfchaftlicher Arbeit und das Lefen der Hochfchuldozenten vor einem
nicht fachmännifch. aber allgemein gebildeten und ernfthaft intereffierten
Publikum duräfaus als fegensreich zu betrachten. Die geif'tigen und
abftrakten Güter fchützen das Volk vor llberwucherung der materiellen
Intereffen. Die Dozenten andererfeits werden gezwungen. auf Klar-
heit. Allgemeinverftändlichkeit und auf Form der Rede etwas zu geben
und fich darauf zu befinnen. daß alles Erkennen und Forfchen zunächfi

einem menfchlichen Erkenntnistrieb Genüge tun foll. einen geifiigen
Hunger ftillen. und nicht nur dazu da ift. in einer großen unüberfehbaren
Organifation irgendwo eine kleine Lücke auszufüllen. Dadurch werden
fie am ehefien vor Verknöcherung gefchüßt und behalten den Zufammen-
hang mit dem Leben und mit den Menfchen. Für eine philofophifch
gefiimmte Epoche. der wir - wenn nicht alle Anzeichen trügen _ ent-
gegengehen. würde es von größter Bedeutung fein. wenn ein Profeffor
fich verpflichtet fühlen müßte. fich zufamnicznfaffen. fein Eigenftes und
Eharakterifiifches und dies möglichft ganz. erfchöpfend zu geben. weil er
nur einmal an einem Orte fich hören läßt. Er müßte fich felber als
Einheit betrachten. fich philofophifch nehmen. Dem geifttötenden Klein-
betrieb. der fich uferlos verlierenden Einzelforfchung würde der An-
fpruch genommen. allein Zweck und Ziel aller Wiffenfchaft zu fein. ohne
daß die Wiffenfchaft dadurch der Spekulation ausgeliefert würde. Es
mag komifch klingen. hat aber fehr viel für fich: Philofophie für den
Sommer. Forfchnng. Spezialarbeit für den Winter; hier arbeitfames.
dort anregendes. genußreiches Denken.

Ohne diefe forgfältige Trennung der allgemeinverfiändlichen. pn-
blizifiifchen Vorlefungen nnd der ftrengen Fachkollegs liegt - vielleiäjt
weniger in kleinen als großen Univerfitäten - die Gefahr nahe. daß
infolge des übermäßigen Zudrangs zu den Univerfitäten der Ton der
Vorlefnngen immer mehr herabgeftimmt wird auf den einer Volksver-
fammlung. Rein phyfiologifih fchon möchte man es begründen. daß. je
mehr auf die Kraft der Stimme. das PathosWert gelegt werden muß. um
fo mehr Kraft den Gedanken entzogen wird. Ein zahlreiches. fiark ge-
mifchtes Publikum muß aber auch den abgehärtetften Dozenten dazu
bringen. fäfließliäjfür alle oder viele zn fprechen und dadurch immer
populärer und unwiffenfchaftlicher zu werden. foll ihm nicht das Bewußt-
fein. gegen die Wand zu fprechen. die Vorlefung überhaupt verleiden.
Oder es verdirbt innerhalb desfelben Univerfitätsbetriebes die große Zu-
hörerfchaft in öffentli>fen Vorlefungen auch den Ton der privaten Kollegs.
Das Katheder wird zur Tribüne. zum Podium. Eher aber darf man
dem Pfarrer als dem Profef'for erlauben. den Komödianten zu fpielen.
Die fchärferen Zulaffnngsbeftimmungen. der ernfthaftere interne Winter-
betrieb find der befie Schuß dagegen.

Für die Studenten befteht der Vorteil. daß diejenigen. die an der-
felben Univerfität verbleiben möchten oder durch die Verhältniffe dazu
gezwungen find. es jest tun können. ohne der Einfeitigkeit zu verfallen.

immer diefelben Dozenten zu hören. Die aber. die gerne wechfeln. können
es nach wie vor tun und ohne den Schaden der beftändigen Unterbrechung.
da ja ein Winterfemefter immer zwei Semeftern des jetzigen Betriebes
gleichkommen würde. Ia. es ift möglich. daß die kleinen Univerfitäten
noch mehr als jetzt frequentiert. auch wohl rein zur Erholung auf-
gefucht werden. da ein Sommerfemeftcr in einer kleineren Univerfität
das eigentliche Studium gar nicht unterbricht.
Durch diefen Austaufch wird fich aber iiberhaupt ein Ausgleich
zwifchen den größeren und den kleineren Univerfitäten vollziehen. eine
Profeffur in der Hauptf'tadt wird fich nicht mehr in demfelben Maße wie
jeßt zu einer folchen in kleinen Univerfitäten verhalten wie eine Offiziers-
fielle bei einem Garderegiment zu der eines Linienregiments. Pro-
fefforen von Univerfitäten. deren Ruf im wefentlichen auf erleichterten
Examensbedingungen beruht. unterliegen einer gewiffen Kontrolle. wenn
fie vor ein anderes Publikum und unter die Kollegen einer Univerfität
von befierem Rufe treten. Die Vertreter der erf'ten deutfchen Profeffuren
werden von einem oft nicht berechtigten Standesdünkel etwas verlieren.
wenn fie an der Stelle zu reden haben. wo vorher bereits eine bedeutende
Perfönlichkeit gewirkt hat und es nicht möglich ift. deren Eindruck einfach
durch die Herkunft wettzumachen. Auch das wäre Gewinn. wenn in
Städten mit kleinem engherzigem Geif'te etwas von dem liberalen. weit-
fichtigeren Geif'te der Großf'tadtprofefforen hineingetragen würde. diefe
felber aber den fröhlicheren und gemütlicheren Ton in diefen kleinen
Städten als Erholung von Skepfis. Superklugheit und Blafiertheit in
der Großf'tadt empfänden. in der Großf'tadt andererfeits den Leuten ein-
mal etwas mehr Pathos als Geif't vorgefeßt wiirde. und wiederum manche
durch Lokalgößenanbetung auch zur Selbftvergötterung gebrachten Größen
vor der intellektuelleren und kritifcheren Zuhörerfchaft wieder etwas zur
Befinnung kämen. Alfo ein Ausgleich fowohl in fachlicher wie perfön-
licher Beziehung. Ein Abfchleifen der Individualität der bedeutenderen
Perfönlichkeiten ift dabei nicht zu befürchten. höchfiens der durch ein allzu
gefüge gewordenes Milieu anerzogenen fchlechten Gewohnheiten. Die
wechfelnde- Zuhörerfchaft. die geifiige Konkurrenz mit den Vorgängern
zwingt gerade dazu. das Eigene. Befondere immer mehr zu durchdenken.
zu kräftigen und kritifch zu läutern. bis es auf jedem Boden gedeihen
kann. Es wäre geradezu eine Erhöhung des Niveaus der Univerfitäts-
profefforen zu erwarten. eine Erhöhung. die viele heute nicht nur für
möglich. fondern auch für wünfchenswert halten. Durch diefes Wirken

am anderen Orte muß fich ein gegenfeitiges Verfiändnis anbahnen. eine
viel größere Gemeinfchaft der Intereffen. ein Kennen- und Verfiehen-
lernen. daß der Begriff Deutfchland eine ganz andere konkrete Bedeutung
bekommen muß als vorher. Städte und Staaten müfien fich in Kultur-
fragen begegnen. eine Einigung wird zufiande kommen. die auch nicht
ohne Einfluß auf die politifche Verfiändigung zwifthen Klein- und Groß-
fiaaten. zwifchen Nord- und Süddeutfäjland bleiben kann, Kleinere
Univerfitäten. die einft als fpezififche Landesuniverfitäten ihren Zwe>
erfüllten. jeßt aber im Reiäje nur noch ein kümmerliches Anfehen frifien.
können fo wieder zu Ehren kommen. aus Landes- Reichsuniverfitäten
werden.
Denn das halten wir fchließlich für den größten Gewinn aus diefem
Austaufch von Profefforen. daß der auch in geifiigen Dingen fich immer
meh-r vollziehenden Zentralifierung des Lebens in Deutfchland dadurch ein
fiarkes Gegengewicht geboten wird. daß eine Dezentralifierung fiatt-
findet. die mit einer Zentralifierung in allen technifchen. die Hilfsmittel
betreffenden Dingen zufammengehen kann. Indem durch diefen Aus-
taufch die Dozenten alle an die Quellen herangeführt. die Hilfs-
mittel allen leicht zugänglich werden. auch wenn fie in der Reichshaupt-
ftadt zentralifiert find. werden andererfeits die Refultate überallhin ver-
breitet. Ein frifcherer Zug kann dura) das Geifiesleben Deutfchlands
wehen und eine Wirkung ausüben wie die Reinigung eines fiagnieren-
den Waffers durch Ebbe und Flut. indem Verbreitung und Verallge-
meinerung der Ideen neben gründlicher Konzentrierung und Ernfthaftig-
keit des Wiffenfchaftstriebes einen Plaß hat. der Ortswechfel und die
Kenntnis der Fremden neben prinzipieller Seßhaftigkeit. die Dezentra-
lifierung der geifiigen Kultur neben überwiegender Zentralifierung der
technifchen. Die beiden Gefahren. die dem Univerfitätsbetrieb drohen.
eine von alters her beftehende: Verknöcherung. Abfchließung vom Leben.
mangelndes politifches Bewußtfein. und eine moderne: Literatentum
und Journalismus. können fo am leichtefien vermieden werden. indem
die dazu tendierenden Kräfte in das richtige Bett gelenkt werden.
Deutfchland wird eine geifiige Gemeinfchaft. Schließlich muß diefer
Austaufch von Profefforen auch ein Austaufch von Meinungen und I71-
tereffen zwifchen den Profefforen felbft werden. ein perfönlicheres Sich-
begegnen und Verfiehenlernen. als es jeßt in Zeitfchriften und auf Kon-
greffen mit Repliken und Gegenrepliken der Fall ift. Der Wechfel in
den Profeffuren. der Zuzug von außen wird das Intereffe der breiteren

Menge an Univerfitätslehrern und Wiffenfchaften wach erhalten. die Lehrer felber. indem fie örtlich zufammentreffen. miiffen fich auch innerlich folidarifch fühlen. So wäre es gerade für einen Verein von Hochfchullehrern eine der gewiefenfien Aufgaben. fich diefes Gedankens zu bemächtigen. feine Durchführbarkeit zu prüfen und ihn ins Werk zu feßen. obwohl oder gerade weil feine Durchführung vielleicht geeignet fein wird. einen folchen Verein überflüffig zu machen.
Gründe für diefen Austaufch von Profefforen und eine damit verbundene Neuordnung der Univerfitäten haben wir genug aufgeführt. Vielleicht genügt aber fchon die gerade an der Univerfität herrfchende Tradition. diefen Gedanken als umfiürzlerifch. verwegen. abfurd von vornherein abzulehnen. Vielleicht fprechen auch technifche Umftände. Hinderniffe genug dagegen. ein gutes Prinzip durchzuführen. Immerhin verdiente aber diefer Punkt. bei den einfchlägigen Inflanzen genauer erwogen zu werden. Da wir noch immer überzeugt find. daß Deutfchlands Bedeutung nicht auf feinem Reichtum. auf Handel und Wandel. Induftrie und Arbeiterfürforge in erfter Linie beruht. fondern auf allem. was mit geif'tigem Leben. mit Wiffenfäfaft und Univerfität zufammenhängt. fo fchien es uns Pflicht. eine Idee. deren Durchführung eine Auffrifäjung diefes Univerfitätslebens mit größerer Vertiefung verbinden könnte. nicht unausgefprochen zu laffen.

Kurt Bieling:

Der Winterfport in Deutfchland

Ein frifcher Zug weht durch unfere Lande: der alte Typus des
Deutfchen- die behäbige Bierbankfigur des fatten Philifters- die runde
Gefialt der würdigen Matrone„ das alkoholgedunfenß von Schmiffen
durchfurchte Antlitz des Eouleurfiudenten- das blaffex vet-träumte Etwas
von höherer Tochteß und was es fonfi für Typen gab - fie verfchwinden
mehr und mehr.

Wieder befinnt fich der Deutfche darauf„ daß er feiner Weltmiffion
nicht genügen kannx wenn er nicht das fich wieder zu erringen trachtetx
womit er dereinfi die Welt erobert hatte: feinen eifenfefien Körper.
*Ö-,Turnenh Spiel und Sport- fie haben fich allen Anfeindungen zum
Troy das Volk gewonnen und ihm damit ein neues und altes Ideal
wieder nähergerüclt; die Kalokagathia der Griechenz die harmonifche
Ausbildung von Körper und Geifi- die Vereinigung von Tüchtigkeit
und Schönheit.

Und fo klopft mit eherner Faufi heute der Geifi des Sports an alle
Türen und ruft die-Deutfchen hinaus aus der verdorbenen Luft und
der geiftigen Ode der Schulfiubex aus dem täglichen Einerlei der Werk-
fiath des Kontorsx der Moderluft des amtlichen Bureausf aus dem von
kleinlichen Sorgen erfüllten Heim der Hausfrau- dem fiaub- und geruch-
erfüllten cFabrikfaal - uns alle ruft er in die Naturh der wir allzu lange
untreu geworden waren.

Doch aller Sport lebte im Sommerz im Winter ward er zu Grabe
getragenx und nun wurde der arme Leib erft recht mit all den fchönen
Schädlichkeiten gemarterh die die fogenannte Kultur uns unglücklichen
Menfchenkindern gebracht hat. Denn da draußen herrfchte ja der Winter:
ein alter griesgrämiger Gefellh mit dem man nicht verkehren konntex
der Eis und Schnee mit fich bringtx Eis und Schnee - gleichbedeutend
mit Erfiarrung und Tod. Und fo fiel das Dornröschen des Sports in
den'Schlaß und eine Mauer wob fich darum- aber nicht aus Dornen
und Rofen des MiirchensX fondern aus dem Eis und Schnee des Winters.

Der Winterfport in Deutfchland Kurt Bieling
Nun ift auch diefe Mauer geborfien. und der Weg ift frei. Das
Zauberwort „Winterfport“ öffnete ihn. Aus unferen deutfäjen Bergen
und Wäldern ließ es eine neue Quelle der Freude und des Lebensge-
nuffes entfpringen. die zugleich Kranken und Leidenden ein Gefund-
heitsborn ward. Schnee und Eis - vordem Erftarrung und Tod -
jeßt bringen fie Leben und Frohfinn.
Mit Ski und Stab fteigen wir hinauf in die Welt der alten ger-
manifchen Reifriefen. Ruhe und Frieden finden wir heute. Sturm
und Empörung morgen. Mutig der Gefahr ins Auge blickend faufen
wir mit Rodel und Bob in rafender Fahrt zu Tal. und mit munterem
Peitfchenfchall und Schellengeläut treiben wir auf gleitendem Ski das
flinke Pferd zu munterem Trade.
Und da weicht alles. was Unnatur. was Krankheit ifi. Menfchen -
ja Kinder werden wir. und neue Kräfte. neue Gefundheit wecken und
bringen wir für kommende Gefchlechter.
Wer je im Winter den Weg zu einem unferer Winterfportpläße fand.
ward er nicht mächtig gepackt! Die wunderbare Winterluft. klar und
durahfichtig wie Krifiall. prickelt wie kühler. perlender Sekt. fo frei und
rein. daß man die Bruft nicht weit genug öffnen kann. um all den Staub
und die Bazillen der Großfkadtluft los zu werden. um den armen kohlen-
fäurefchwangeren Blutkörperchen frifchen Sauerfioff zu bringen! Und
um uns her fchimmernd und funkelnd die weiße. reine Weite; Schnee
fo weit das Auge reicht. die Matten und Felder deckt er und macht fie
endlos weit. Und die Stille redet zu uns. erzählt uns von der Un-
endlichkeit und eint uns im großen Schweigen mit der ewigen Natur!
Wieder ein anderes Mal - da fährt faufend der Schneefiurm über
die Bäume. alles ift in Bewegung. die Luft ift lebendig vom Flocken-
gewimmel. es faufi und brauf't in den Afien. und nur im Kämpfe ringen
wir uns Fuß für Fuß vorwärts.
Und endlich. wie bezaubert uns die geheimnisvolle Schönheit der
weißen Nacht. wenn der bleiche Schimmer des Mondes auf Feld und
Wald liegt! Wann wir auch kommen mögen. immer gibt es neue Schön-
heiten zu finden. und zugleich damit im Uberwinden der Schwierigkeiten
und Gefahren Selbf'tvertrauen und Mut. und in der Einfamkeit des
Winterwaldes geht uns die Gewißheit dafiir auf. daß das kleine Ich
fchwinden muß vor der Majefiät der Natur...
Jünger als der Eislauf find die anderen Arten unferes fchönen
Sportes in Deutfchland: das Rodeln. das Bobfahren und der Skilauf.

Kurt Bieling: Der Winterfport in Deutfchlan_d
Was ein Rodel ifi. weiß heutzutage wohl ein Jeder. Ein kleiner
Schlitten aus Holz oder Stahl für ein bis drei Perfonen. gelenkt und ge-
bremf'i zumeifi durch die Füße des vorn fißenden Steuermanns. hie
und da auch durch befondere Lenk- und Bremsvorrichtungen.
Der Rodelfport ift fo recht der Winterfport für alle. Eine mehr
oder weniger lange Straße mit größerer oder geringerer Neigung. ein
kleiner Schlitten. und das Rodeln kann losgehen. Der Vorteil des Rodels
ifi. daß der Lenker ihn. namentlich beim Alleinfahren. vollkommen
in der Hand behält. Es liegt nur an ihm. ob er langfam mit aufgefetzten
Füßen die Bahn heruntergleiten will. jeden Augenblick gewärtig. das
Fahrzeug durch leichtes Bremfen anzuhalten. oder ob er als Meifier
des Faches feinem Rodel freien Lauf laffen und nun dahinbraufen
will. alle Muskeln gefpannt. durch eine Bewegung des Körpers. ge-
wiffermaßen infiinktiv. wie ein mutiger Reiter fein Pferd. lenkend. daß
der Schnee und die Funken um ihn herumfliegen. Hierbei heißt es dann
wohl anfpaffen. und wir fehen in diefer Art des Rodelfports eine ge-
waltige Übung für Mut und Energie. wenngleich ernfie Unfälle unter
normalen Bahn- und Schneeverhältniffen felten find. Liegen doch im
allgemeinen rechts und links von der Bahn große Schneehügel. die bei
unfreiwilligen Strandungen mit weichen Armen den Rodler liebevoll
in fich aufnehmen. Etwas anderes ifi es. wenn. wie im Winter 1907/08.
bei verhältnismäßigem Mangel an Schnee und vielen Niederfchlägen
die Bahnen vereifen. Hierbei find fchwere Unfälle durch Herunterfahren
von der Bahn und Umfchlagen der Sahlitten beinahe unausbleiblich.
und es ifi Sache der Winterfportvereine. wie wir dies beifpielsweife
in Friedrichroda ftrengftens gehandhabt haben. dafiir zu forgen. daß
unter derartigen Verhältniffen die Bahnen lieber gefperrt werden. ehe
man dem Winterfport an fiah die Schuld für derartige Unfälle in die
Schuhe fchiebt und ihn dadurch in Mißkredit kommen l'a'ßt.
Als befondere Abart des Rodelfports können wir das Kjaelkefahren
auf den langen norwegifchen Schlitten erwähnen. die wegen ihrer Bauart
über die Unebenheiten der Bahn leiäjter hinweggleiten. Sie werden
mit einer nachfchleifenden. fiinf Meter langen Stange. die jedem Druck
gehorcht. ohne Auffeßen der Füße gefieuert. laffen ein Fahren auf ver-
hältnismäßig wenig geneigter Bahn noch zu. feßen aber wegen der
rafenden Gefchwindigkeiten. die erreicht werden. eine ganz befondere
Schulung des Führers voraus. Eine Fahrt auf dem Kjaelke über eine
Strecke von 4 bis 5 lem ifi ein Hochgenuß. den man durchgekofiet haben

muß. um ihn ganz zu verftehen. und der einem bei der Überwindung
der Schwierigkeiten durch die Energie ein gefieigertes Kraftgefühl gibt.
das gerade unferem neurafihenifchen Zeitalter recht wohl tut.
Eine weitere Abart des Rodels ift der Skeleton. ein niedriger Schlitten.
deffen Seitenteile annähernd elliptifch find und ziemlich f'tark federn.
Der Führer liegt. den Kopf nach vorn. auf dem Schlitten und lenkt
ihn durch die auf dem Schnee leicht nachfchleifenden f'iachelbewehrten
Füße. Fiir den Skeleton' ifi eigentlich eine befonders angelegte Bahn
notwendig. die natürlich in erfier Linie darauf berechnet fein muß. daß
dem Führer nicht unvorhergefehene größere Hinderniffe in den Weg
kommen dürfen; auch muß die Fläche der Bahn ziemlich hart fein. Der
Skeleton feiert feine Triumphe vorläufig in St. Moritz auf der berühmten
Erefiabahn und if'i in Deutfchland bisher wohl nur wenig benußt worden.
War das Rodeln der Winterfport für alle. fo if't das Bobfahren
gewiffermaßen der feudale Zweig des Winterfports. der fchon etwas
fchwierigere Vorbedingungen und größere Vorbereitungen vorausfeßt.
Unter einem Bobfleigh verftehtman ein Gefährt. das aus zweiSchlitten
befieht. die durch ein feftes Brett mit einander verbunden find. und von
denen der vordere um eine Achfe drehbar ifi. wodurch er die Lenkung
des Bobs ermöglicht. Die Drehung felbf'i gefchieht durch eine Steuerung.
von der wefentlich zwei Formen gebaut werden. die fog. Seilfteuerung.
wie fie hauptfächlich in St. Moriß Verwendung findet. und die Auto-
mobilfieuerung durch ein Lenkrad. das mit dem Schlitten durch ein Draht-
feil verbunden if'i. Am hinteren Ende des Bobfleigh befindet fich eine
Bremfe. damit man an gefährlichen Stellen und am Ende der Fahrt
bremfen kann. Bobfleighs werden fowohl aus Holz wie aus Metall herge-
fiellt. Die leßteren find der Gefahr des Umfchlagens weniger ausge-
feßt. aber fehr fchwer. bis zu 4 und 5 Zentner wiegend und daher natürlich
bei etwaigen Unglücksfällen die Gefahr vergrößernd. Der Bob wird
bemannt mit 5 bis 6 Perfonen. denen die Aufgabe zufällt. bei Kurven
durch Hineinlegen des Oberkörpers in das Innere der Bahn den Schwer-
punkt des Fahrzeuges möglichft nach innen zu verlegen. um fo die Gefahr
des Umfchlagens zu verringern und des weiteren auf ebeneren Strecken
der Bahn durch taktmäßiges Vorwärtsfchnellen des Oberkörpers die
Gefchwindigkeit des Schlittens zu erhöhen. Das Fahren mit Bobfleighs
i| natürlich nur auf befonders vorbereiteten Bahnen möglich. bei denen
die Kurven auf der Außenfeite erhöht find. um ein Hinausfahren des
Schlittens aus der Bahn und ein Umfchlagen durch die Zentrifugalkraft

unmöglich zu machen. Der Reiz diefes Fahrens liegt darin. daß durch
ein gefchicktes Zufammenarbeiten der Mannfchaft und durch ruhige
Befonnenheit des Lenkers und Steuermanns eine ungeheure Gefchwin-
digkeit erreicht werden kann. die fich auf guten Bahnen bis zu 60 und
80 lem, d. h. der Gefchwindigkeit eines Schnellzuges fieigern kann. Aller-
dings liegt hierin zugleich die Gefahr des Sportes; denn Unfälle find
bei derartigen Gefchwindigkeiten fchwer völlig zu vermeiden und leicht
von ernfieren Folgen begleitet. Und fo verlangt denn der Vobfport
in erfier Linie eine faehgemäße Ausbildung und ein regelrechtes Training
der Mannfchaft. bevor fie fich an große Gefchwindigkeiten heran-
wagen darf.

Doch die Krone des Winterfportes ift und bleibt der Skilauf. „Über-
all". fo hören wir einen Norweger feinen Sport preifen. „wo der Skilauf
erft Eingang gefunden hat. wird er mehr dauernde Anhänger finden
und behalten und wird unbedingt einen Triumphzug durch alle diefe
Länder machen. und mit Recht. Ob man in faufender Fahrt. in bliß-
fchnellen Windungen durch Waldfchneifen hinuntergleitet. alle Hinder-
niffe fpielend überwindend. fich auf der nur leicht aufliegenden elaftifchen
Skifpiße wiegt. oder ob man bei fiarker. fiets zunehmender Gefchwin-
digkeit leicht vornübergebeugt fich dem elektrifierenden Rande des Sprung-
abfaßes nähert. jeden Nerv. jede Muskel aufs äußerfie gefpannt. und fich
in nächfter Sekunde in fchneller Fahrt herunter-gleiten läßt in das un-
befchreiblich fchöne Luftgewebe. oder man macht einen Dauerlauf in
Gebirgsöden hinein. fern vom Tummel und Streben der Stadt. das
ganze Ich im Kontakt mit Sonne. Himmel und der weißfchimmernden.
reinen Weite. - ich wette zehn gegen eins. niemand pflegt einen ftolzeren.
edleren und freieren Sport als der Skiläufer. und niemand liebt ihn
fo fehr wie er."

Ich wüßte dem kaum fchönere Worte hinzuzufügen. die beffer den
ungeheuren Reiz des Skilaufes fchildern. Wenige Jahre find es her.
daß zum erfien Male Norweger uns in Deutfchland die Geheimniffe
ihres heimatlichen Sportes lehrten. und in diefer kurzen _Zeit hat fich
die Zahl der Skiläufer in geradezu fiaunenswerter Weife vermehrt.
Wer je ein Winterfportfefi befucht hat. wird feine helle Freude an dem
Laufen und Springen von Jung und Alt gehabt haben und wird be-
fonders darüber herzlich fich gefreut haben. daß allerorten eine fo große
Anzahl unferer Jungen mit Eifer und Gefchick dem edlen Sport fich
widmet. Wenn wir die Jugend haben. haben wir auch das kommende

Gefchlecht. und fo find die Ausfichten für die Zukunft unferes Sportes die allerbefien. Zur Anregung des Wetteifers der Jugend find auch bereits befondere Preife ausgefetzt worden. wie beifpielsweife in Thüringen von dem Leiter des Landerziehungsheimes Wickersdorf ein Wanderpreis für diejenige Schule. die die drei befien Springer beim Sportfefi des Thüringer Winterfportverbandes aufzuweifen hat. und zweitens ein Wanderpreis für akademifche Skiläufet. den Herr Kommerzienrat Zorn. Friedriehcoda. feinem heimifchen Winterfpoctverein übergeben hat.
Wer zum erfien Male in feinem Leben die ca. 274 Meter langen Hölzer fieht. wird kaum glauben können. daß man fich auf ihnen fo vollkommen heimifch fühlen und mit ihnen fo leichte und elegante Bewegungen ausführen kann. Aber unter der Vorausfeßung. daß eine richtige Anleitung und ein gutes Vorbild vorhanden find. ifi der Skilauf keineswegs fo fchwer. wie man annimmt. Schon in wenigen Stunden gelangt man dahin. daß man mit Freude an der Bewegung felbfi Touren unternehmen kann. wenngleich natürlich länger dauernde Fahrten mit fchwierigem Terrain eine gute und lange Schule vorausfeßen. Die Vorbedingung für das Erlernen des Skilaufs fehen wir am befien in den Skikutfen. die allenthalben während des Winters unter der Leitung von norwegifchen Herren gegeben werden. die in felbfilofer Weife ohne jeden pekuniären Vorteil diefen Unterricht übernehmen. lediglich um den Sport in Deutfehland zu fördern.
Der Skifprung ifi ein Tief-weit-Sprung. der auf fiark abfallendern Gelände geübt wird. .In der Mitte des Sprunghügels befindet fich ein horizontaler. fprungbrettartiger Abfah. von deffen Vorderkante. die fich ungefähr ein Meter erhebt. der Springer in rafender Fahrt abfpringt. um mehr oder weniger weit und tief wieder zu landen und - das ifi die Hauptkunfi - ebenfo elegant weiter abzufahren und dann endlich unten mit kühnem Schwunge feine Fahrt aufzuhalten.
Eine ebenfo intereffante Variation des Skifportes ift das fog. Skikjöring oder Skifahren. bei dem der Skiläufer fich durch ein Pferd ziehen läßt. Der befie Übungsplaß hierfür find leicht feftgefahrene Straßen. Bedingung ift natürlich. daß der Läufer felbft auf feinem Ski vollkommen zu Haufe ifi. jeder Unebenheit der Straße nachgibt und nebenher fein Pferd gut lenken kann. Wenn es dann in fchlankem Trabe oder vollem Galopp mit Schellenklang und Peitfchenknall in die Lande hinausgeht. dann kommt hier auch jenes wunderbar erhebende Kraftgefiihi. das der Sport uns Menfchen gibt. das uns über die Alltägliehkeiten hinaushebt

und uns innerlich frei macht und fomit uns gleichzeitig Erholung und
eine Kraftquelle für den Kampf ums Dafein ift.
Unfere moderne Frauenbewegung. foweit fie auf gefunder Bafis ruht.
kann night genug gerade dem Winterfport ihr Intereffe zuwenden. Denn
diefer gefunde. an Körper und Geifi Anforderungen fiellende Winterfport
macht aus zarten. zaghaften. verträumten Mädchenblumen freie frifche
Gefährtinnen des Mannes. denen Mut und Entfchloffenheit aus dem
Auge blitzt. und die imfiande find. auch Gefahren und Schwierigkeiten
durch fefien Willen und tatkräftiges Handeln zu überwinden. Nimmt es
uns jetzt noch wunder. daß nachdem im Schwarzwald zu Todtmoos
der erfte deutfche Skiklub im Jahre 1891 gegründet wurde. in kaum
20 Jahren der Sport fich ganz Deutfchland erobert hat, Im Harz find
es die Orte Andreasberg. Clausthal. Zellerfeld. Braunlage und Schierke
unter der Agide des Oberharzer Skiklubs. Im Riefengebirge ifi es der
Winterfportverein Schreiberhau. im Erzgebirge der Skiverband Sachfen.
in Thüringen unter der Führung des Thüringer Winterfportverbandes
die beiden Orte Oberhof und Friedrichroda. die die Pflege des Winter-
fports in die Hand genommen haben. Im Taunus ifi es an verfchie-
denen Orten das Rodeln. das in erfier Linie gepflegt wird. während
nach alter Tradition der Schwarzwald die Heimfiätte des Skilaufes
und Skifprunges ift. vor allem auf den weit und breit berühmten Feld-
bergrennen. die der Skiklub veranftaltet. Nennen wir auch noch das
bayrifche Hochland. in erfier Linie Bad Kohlgrub in Bayern. fo haben
wir wenigftens die Hauptfiätten wirklich fyfiematifcher Betätigung des
Winterfports genannt. die in ihrer Gefamtheit aufzuführen natürlich
über den Rahmen diefes Auffaßes weit hinausgehen würde.
Kommen dann für alle größeren Sportorte die hohen Tage des
Sportfefies. dann ifi es. als wenn ein Fieber alle packt! Um
einen Begriff zu geben von dem Riefenverkehr eines folchen
Tages möchte ich nur erzählen. daß im Februar 1909 am Haupt-
tage des Winterfportfefies in Friedrichroda. obwohl dort die Bewegung
noch jung ifi. allein mit der Bahn ca. 3700 Perfonen befördert wurden.
fo daß wohl mit Einfchluß aller der zu Fuß und zu Schlitten Gekommenen
ein Fremdenbefuch von ziemlich 6000 Menfchen angenommen werden
kann. An der Hand folcher Zahlen können wir uns dann wohl fchon
einen kleinen Begriff von dem Verkehr überhaupt maajen. den der Winter
in unfere deutfchen Winterkur- und -Sportpläße bringen kann und gewiß
mehr oder weniger bringen wird.

Damit fireifen wir dann auch kurz die volkswirtfchaftliche Seite
der Bewegung. In den wenigen Jahren feines Aufblühens und gerade
in der allerjüngfien Zeit hat der Winterverkehr bereits eine große Be-
deutung fiir viele Orte erlangt. denen er für den Winter Leben und
damit Erwerb gebracht hat. Wer über die Verhältniffe der Kurorte
unterrichtet ifi. weiß ja. welch ungeheures Kapital darin angelegt
ifi. und wie fchwierig feine rationelle Verzinfung in den kurzen Sommer-
monaten häufig wird.
Und nun zum Schluß möchte ich auch als Arzt noch fpeziell der
Bedeutung des Winterfportes als Heilmittel für unfere Kranken ge-
denken. Krankheiten kommen. wie wir wiffen. nicht von ungefähr; zumeifi
find fie die Folgezuftände einer falfchen Lebensweife. die von den Forde-
rungen der Natur allzuweit entfernt ift. Ganz logifch tritt eine Natur-
heilung in vielen Fällen lediglich dadurch ein. daß wir den Körper wieder
unter natürliche Lebensbedingungen bringen.
Überall da. wo wir duräj konfequente Bewegung. durch Übung
von Herz und Lunge. durch Trainierung der Muskulatur eine Steigerung
der körperlichen Funktionen herbeifiihren wollen. finden wir im Winter-
fport ein hervorragendes Mittel. überall auch da. wo wir den Kranken
möglichfi bald von feinen Krankheitsgefühlen befreien. feine Gedanken
von feinem Ich ablenken. ihn vor allzu ängfilicher Selbfibeobachtung
behüten wollen. ihn abhärten gegen die Unbilden der Witterung wie
gegen feine eigene Überempfindlichkeit.
Es nimmt daher nicht wunder. daß eine Reihe von Sanatorien
dem Winterfport einen großen Raum bei der Behandlung vieler Kranker
einräumen. Die Erfolge treten fchneller ein und find nachhaltiger als
im Sommer.
So fehen wir. wie das. was manchen wohl vor noch nicht allzu
langer Zeit „ein kindifehes Spiel“ war. zu einer großen. immer weitere
Kreife ziehenden Bewegung geworden ift. hygienifch. medizinifch. volks-
wirtfchaftlich bedeutfam. und damit eine Mahnung auch an unfere Be-
hörden. in jeder Weife fördernd einzuwirken.
Allen aber. die den deutfchen Winter noch nicht kennen. möchte
ich zurufen: hinaus aus dumpfer Stadtatmofphäre. aus der Enge des
Krankenzimmers. aus dem leeren Treiben der Gefelligkeit in die
glihernde Herrlichkeit der befchneiten Berge!
l f

Mar Osborn:

Arbeiterkunfi

Stolz fißen wir auf unferm bourgeoifen Kulturberge und haben keine Ahnung von dem. was da unten in der Ebene gärt und brodelt. Seien wir doch ehrlich: keine Ahnung! Wir reden wohl gefcheit über Sozialpolitik und Arbeiterfrage. über Kapitalismus und Marxismus. über das Emanzipationsftreben des vierten Standes und die Theorie von der Verfiaatlichung der Produktionsmittel und dergleichen. und find fchiere Analphabeten in der Wiffenfchaft vom Leben der Millionen. die da unten ans Licht drängen. Nicht ein anderer Volksteil ifis. mit dem wir hunderte von Berührungspunkten haben. und von dem uns nur ein paar Anfchanungsnnancen trennen; fondern ein anderes Volk. ein fremder Stamm. eine fremde Raffe. mit anderer Sprache. mit völlig anderen Lebensformen. völlig anderen Hoffnungen. Es gab eine Zeit. da die beiden Mächte fich näher zu kommen fchienen. Nicht eine Verfchmelzung bereitete fich vor. aber es war. als follte ein neutrales Terrain frei gemacht werden. auf dem man fich hie und da traf; als wollte man ein foziales Efperanto erfinden. mit deffen Hilfe man fich wenigftens verftändigen könnte. Wenn nicht alles tänfcht. ift die Zeit diefer beginnenden Annäherung fchon wieder vorüber, Es zeigt fich. daß das „foziale Jntereffe" der achtziger und neunziger Jahre eine Art Mode war nnd bereits einer andern Mode gewichen ift. Die Fäden find wieder zerriffen. Und die Entfremdung wächfi aufs neue.

Da kam kürzlich ein Warnungsruf. So laut und fchrill. daß niemand ihn überhören konnte. Jn Berlin. in einer freien Etage der Potsdamerfkraße. lockte eine merkwürdige Veranfialtung: eine Ausftellung von dilet.-tantifcher Arbeiterkunfi. Man bekam die Einladung und fragte verblüfft: was ifi das? Man ging hin und fah. grenzenlos überrafcht. eine Welt fich öffnen. von der man nichts gewußt hatte. Eine Welt von einem unerhörten Reichtum. einer feltfamen Kraft und einer ergreifenden Schönheit. Eine Welt der fiürmifchen. gierigen. leidenfchaftlichen Sehnfucht. Davon war nichts zn uns gedrungen. daß im Proletariertum. das fo viele ungenußte Gaben und Energien birgt. auch eine folche Fülle künftlerifchen Wollens und Könnens der Erlöfung harrt. Es war wohl bekannt. daß die Arbeiterfchaft feit langem fchon neben dem Wiffen auch den Genuß

der Kunft auf ihr Programm gefeßt. Wenn ich von perfönlichen Erfah-
rungen fprechen darf: bei zahlreichen Vorträgen vor einem Publikum von
Arbeitern (nicht nur in Berlin) habe ich das deutlich genug gefpürt. Längft
ift dem Proletarier die Erkenntnis aufgegangen. daß ihn die mangelnde
Bildung und Verfeinerung der geiftigen und feelifchen Elemente mindeftens
in gleichem Grade vom Bürgertum trennt wie die Verfchiedenheit der ma-
teriellen Lage. Aber ein anderes ifi diefer Durft nach folcher Erweiterung
der Lebensintereffen; ein anderes der produktive Kunfttrieb. deffen leben-
diges Wirken wir nun fpürten.
Wir verdanken den Einblick in dies unentdeckte Land einem Arzt. der
in jahrelangem Sammeleifer die Proben zufammengeb-racht hat. Herr
D1'. Adolf Levenftein. feines Zeichen Pfychi-ater. ftieß bei der Arbeit an
einer weitumfaffenden wiffenfchaftlichen Enquete über die fozialpfycholo-
gifche Seite des modernen Großbetriebes auf diefe Zeug-niffe künftlerifcher
Bemühungen in der deutfchen Arbeiterfchaft. Er hat Taufende von Num-
mern notiert und in feinen Befilz gebracht. von denen er nur das Wefent-
lichfie ausftellte. Levenftein hat auch von einem anderen Zweige feiner
forfchenden Tätigkeit fchon öffentlich Kunde gegeben. Unter dem Titel
„Aus der Tiefe" hat er eine ausgewählte Sammlung von Arbeiterbriefen
herausgegeben (Morgen-Verlag. Berlin. 1909). die jeder lefen follte.
Hier wie dort der gleiche fehnfüchtige. glühende Schrei nach Licht und
Luft. Hier wie dort der gleiche Reichtum an unterdrüäten. unter Zentner-
laften feufzenden Begabungen. an urfprünglichen. unverbrauchten Kräf-
ten. Aufrüttelnd. hinreißend. erfchiitternd find diefe Stimmen einer vor-
wärts. aufwärts ftürmenden Armee von Millionen. Und neben dem Wahn
der fozialdemokratifchen Dogmen fehen wir ihren Segen ruhen: daß eine
ganze riefenhafte Kaffe deutfcher Menfchen durch fie in der Finfternis
oder dem Halbdunkel. in dem fie hinlebt. ein Zukunftslicht aufglimmen
fieht. das fie aufrecht erhält. Der Glaube an den nebelhaften Zukunfts-
ftaat if't die Religion des erwachten Proletariats. Das materielle Ideal
hat die Stelle des metaphyfifchen Ideals eingenommen. Es ift ebenfo un-
erreichbar wie diefes und findet. ebenfo wie diefes. eben in der Unerreich-
barkeit feine unvergängliche Gewalt. feine erzieherifche. ethifche Macht.
Ohne dies dem begrifflichen Denken fich entziehende Ideal - auch
hier gilt das 01-960 quju adam-(111111 - wäre den Verfertigern diefer Ge-
mälde und Zeichnungen vielleicht niemals der Mut und die Initiative ge-
kommen. Pinfel und Bleiftift zur Hand zu nehmen. Levenf'tein berichtet.
daß er die Exempel künftlerifäfer Betätigung lediglich in den Kreifen der

fozialdemokratifch organifierten Arbeiterfchaft angetroffen habe. daß die fogenannten ehriftliäfen Verbände feinen Forfchungen in diefem Punkte ftumm blieben. Man fieht. wie die politifche Aufpeitfchung. der predi-gende. anftachelnde. gewiß auch reichlich wühlende und heßende Fanatismus die Individuen von Grund aus ummodelte. Gebundenes in ihnen frei-machte. woran zunächft niemand dachte. In diefen Bildern. Skizzen. Karikaturen. Phantafien brechen die Knofpen naiver Talente auf. die ohne die Befruchtung durch den Sturm und das Gewitter der Arbeiterbe-wegung wohl verkümmert wären. Freilich. es fehlt nicht an Beweifen der Verbildung. der Ernährung mit allzu fchwer verdaulicher (und auch unverdaut gebliebener) geiftiger Speife. der Frühreife und übergroßen Schnelligkeit der Entwickelung. Viele machen hafiend nach. was fie etwa auf Ausftellungen. vielleicht auch nur in Schaufenftern. gefehen haben. Einer tüpfelte fogar neoimpreffioniftifch drauf los. daß es nur fo eine Art hatte; nicht unbegabt. aber doch fo. daß man fühlte: hier fteht es wie mit einem frühreifen Talent. das nicht weiterkommen wird. Aber andere wiffen. wie man Anregungen in fich verarbeiten kann. daß fie mit dem Perfönlichen zufammenwirken. Wieder andere fiürmen ganz primitiv vor. völlig ohne Einflüffe und ohne Vorbilder. rein dem Drängen ihrer natür-lichen Begabung folgend. Das ergiebt dann Blätter und Bilder. die fich faft mit prähiftorifchen Stücken oder mit Gebilden der Naturvölker ver-gleichen laffen. Ebenfo fern von allem Wiffen. aber auch von aller Rou-tine. Ebenfo kindlich-groß. Ebenfo lediglich auf das Entfcheidende. Maßgebende in den Erfcheinungen bedacht. So malt ein Schufter aus dem Magdeburgifchen feine Sehnfucht nach Gebirge und Meer. die er nie gefehen. auf Leinwandfeßen - und feine ungeübte Hand wagt Far-ben. wie Gauguin fie auf Tahiti fuchte. So wiihlt ein Bergarbeiter mit dem fchwarzen Kohlenftaub feiner Hände auf den Rand von Zeitungs-blättern ein phantaftifches Ehaos. aus dem er primitive Vifionen. bleiche Frauen- und Kindergefichter. oder ein gräßliches Skelett. mit dem Nagel herausfchabt. Andere wieder fteigen ruhig und ficher zu fo reifen künft-lerifchen Leiftungen auf. wie unfere Abbildungen fie vorführen. Nirgends aber eine Schule. ein Unterricht. eine direkte Anleitung. Alles in kurzer Mittagsraft oder an Feierabendftunden oder des Sonntags hingefeßt. Ein Trofi aus der Enge und dem Druck des Dafeins. wie andere ihn im Alkohol finden. blüht hier aus der Kunft auf.

Wochenlang kümmerte fim kein Menfch um diefe Ausfiellung. Nach einem Monat zählte man 180 Befucher. das macht gerade fechs auf

den Tag! Und ich hätte geglaubt, die Räume müßten gefiürmt werden; kein Künftler vor allem auch hätte es verfäumtf fich hier darüber zu informieren, wie unverbildete Augen die Welt betrachten. Erft zum Schluß erwachte das Intereffe- als die -- bekanntlich fo finnlofe- bekanntlich fo entbehrliche -- Preffe der Bourgeoifie und den Maßgebenden die Augen geöffnet hatte. Nun gabs einen Strom von Neugierigen- die verblüfft umherwanderten und nachdenklich das Haus verließen.
Naäzdenklich nnd wehmütig. Wie? fagte man fiel» fo viel feiner Sinn- fo viel tiefe Wünfchq fo viel Zartheit und Andacht vor den höchfien Dingen ift in diefem fremden Volker das fich uns fo finfter verfchließt? Sollten wir nicht heißer begehren- es uns und uns ihm zu nähern? Daß wir uns befier verliehen? Daß wir zufammenmarfchieren? Solche Fragen find das wefentlichfte Ergebnis der Ausfiellung. Nicht darauf kommt es anf daß „einzelnen Talenten die Möglichkeit künftlerifcher Ausbildung geboten wird". Ach du lieber Goth der Kunfiberuf i| durchaus nicht ohne Weiteres ein Glück und oft nur ein anderes, fehlimmeres Proletariertum! Aber das ift wichtig: daß der Schlagbaum fortgeräumt wird. Daß ein Hinüber und Hierüber möglich wird. Daß eine Leiter ins Unterland gefenkt wirdl auf der die Kräftigen emporklettern können. Im vergangenen Semefter hatte die Berliner Univerfität unter ihren akademifchen Bürgern einen Arbeiterfohn. In diefem Semefter - keinen! Alfo fpricht die Statifiik . . . Der Schlagbaum muß fort!

(Buchbinder. Fri-:driai-Zhagen; 8"' Jahre :;:t;dm.rx'rt“1nici
Wocl'euvetdienfi 30 Mat!)
Kaffeegarten. Zeichnung von Mar Emil Mji'icr
(Lithograph. Dresden; L0 Jahre air; diircbiclrnirr'im.-;
Wochenverdienfi l8 Mark)
Zum Anffah ..A r b e i t e r i u n x7“
'Y

Rund
fchau
König Leopold und feine
Sittenrichter
Wie tief fiecken uns noch immer
hündifche Jnfiinkte im Blut! Noch
immer kennen wir nichts Unter-
haltfameres. als - mag man
uns auch die Türe hundertmal
vor der Nafe zugefchlagen haben
- in die Myfkerien fürfklicher
Schlafzimmer uns einzufchleichen
und königliche Unterwäfche zu be-
fchnnppern. Das war wieder ein-
mal eine erbauliche Heßjagd im
alten Schloßpark zu Laeken! Wenn
Leopold ll.. diefer unbeirrbare
Skeptiker. fein innerfies Wefen
mit Menfchenverachtung gewappnet
hat. fo gab ihm die Schamlofigkeit
recht. die Tag und Nacht den ein-
famen Palmenpavillon nmlauerte.
in dem der Vierundfiebzigjährige
kaltblütig und zäh. wie er fein
Leben lang jeden Strauß be-
fianden hat. mit dem häßlichften
Tode rang. Und wir haben mit
Behagen all das Appetitliche ge-
fchlürft. das die würdigen Späher
bei den Treibhäufern erlaufcht
hatten. Wie im grauen Vormärz.
fo gilt auch heute noch. was
Hoffmann von Fallersleben zum
Ruhm der Zeitung fang. die fo
intereffant ifi für unfer liebes
Vaterland:
Was haben wir heute nicht
alles vernommen!
Die Fürfiin ifk geftern nieder-
gekommen.
Und morgen wird der Herzog
kommen
Die Lakaien
Borden.
*erhielten filberne
Die hohen Herrfchaften gehen
nach Norden . . .
Wie intereffant! wie intereffant!
Gott fegne das liebe Vaterland!
Man hat uns auch in diefem
Falle über alles Wiffenswerte be-
lehrt. Wir follten nicht im nn-
klaren darüber bleiben. ob Fräulein
Karoline Lacroix. ehe fie zur Ba-
ronin Vaughan erhoben wurde.
ein makellofes oder ein bemakeltes
Vorleben geführt hat. ob fie eine
Portierstochter aus Paris war oder
aus Loewen fiammte und in einer
Singfpielhalle fich produziert hat.

Die Hifioriker firitten darüber. ob
der König fich mit ihr auch wirkliäj
von einem Priefter habe trauen
laffen und wieviel Millionen ihr
zufallen werden. Man hat der
Prinzeffin Luife durch die von
Gläubigern belagerte Tür Reporter
ins Haus gefchoffen und mit an-
mutigen Ausfchmückungen verkün-
det. was Herr Leutnant a. D.
Mataffich huldvoll mitzuteilen ge-
ruhte. Das Krankenzimmer diefes
Königs. der immer fein e i g e n e s
Leben gehabt hat und felbft vor
feinen Vertrauten faft nie von
feinen perfönlichfien Angelegen-
heiten fprach. war umfiellt von
einer ganzen Horde von Zeitungs-
fpionen. die fich mit den amtlichen
Nachrichten nicht begnügen konnten
und um des Lefepöbels willen
nicht begnügen durften. Als man
ihre Zudringlichkeit ' von der
Schwelle wies. machten fie nicht
etwa kehrt. fondern bettelten. man
möge ihnen doch in einer Scheune
oder in einem Ställe Schirm vor
der Winterkälte gewähren. und als
8:

Rundfcdau
fie abermals hinausgeworfen wurden. telegraphierten fie noch ihre Schmach in alle Winde.
Und nun erzählten fie munter drauf los. was fie weder fehen noch hören konnten. Der Arzt habe gefagt. er könne nicht operieren. das Meffer werde ihm vor Aufregung aus den Händen fallen. der König habe gefeufzt: ..Ich glaube. das Ende naht“. dann habe er plötzlich Luft nach einer Kalbskotelette verfpürt. Sie erfparten *uns weder die Morphiumeinfprißungen noch die Klyfiiere mit Eiswaffer und keine der erquicklichen Einzelheiten einer Darmoperation. die fie mit dem ganzen Aufwand ihrer medizinifchen Kenntniffe zufammenphantafiert hatten. Befonders aber apportierten fie allen Kehricht aus den verf'iecktefien Lebenswinkeln des Kranken und hefteten fich feiner morganatifchen Gemahlin und feinen unftäten Kindern an die Ferfen. Und das alles wurde von den Zeitungslefern verfehlungen. als wären wir ein Volk von Domefiiken und Schlüffellochguckern.
Es ifi ein geringer Trofi. daß wir dabei nicht allein blieben und auch die anderen Kulturnationen in diefer Entwürdigung mit uns wetteiferten. Wie wenige Blätter hatten den Stolz und die Kraft. diefer Schmutzflut einen Deich entgegenzufeizen? Wo merkte man in den Tagen der Krankheit ein Bedürfnis. die Lebensarbeit diefes Königs zu verftehen. die Weite und die fchroffen Grenzen diefes Herrfchergenies mit ernfter Mühe abzumeffen? Die Kraft diefes Willensriefen. die in vierundvierzig Regierungsjahren ungebeugt geblieben ift? Eines ungewöhnlichen Vaters ungewöhnlicher Sohn. ein Vollblut-Koburger. immer auf feinen Vorteil bedacht und felbft dieVerfaffung zum Hebel des Erfolges kiefend. Allein auch das Volk ift über Kultur: und Wahlrechtskämpfe. über nationale Rivalität. über foziale Putfche. über liberale und klerikale Minif'terien hinweg zu immer größerer Macht und - dem Evangelium des Königs getreu - zu immer üppigerem

Reichtum emporgeklommen.
Er aber hielt die goldbefchla-
genen Zügel feft in der Hand.
bis zuletzt. und alle Gerüchte von
Abdankungszwang waren papiernes
Gefchwäß von Leuten. die nicht
ahnten. wie viel felbf't die Tadler
im Lande von feiner überlegenen
Klugheit noch immer erwarteten.
Lohnt es nun ni>)t. dem uner-
müdlichen Sinnen und Planen
diefer Regenten- und Kaufmanns-
phantafie. den diplomatifchen
Meifterf'ireichen diefes thronenden
Spekulanten. der aus dem Nichts
ein neues Kolonialreich fchuf. bis
ins Einzelne nachzugehen und dann
erft aus feinen großen und in
ihrem Wuchs beinahe pittoresken
Fehlern die Tragik feines Lebens
aufzubauen. anftatt mit dem wohl-
feilen Wiizblatt-König fich zu be-
gnügen? Freilich if't es bequemer.
verf'taubten erotifchen Legenden als
den blanken gefchichtlichen Not-
wendigkeiten nachzufpüren. be-
quemer. die überall klebende Eti-
kette „Eleopold“ abzulefen alsinnere
Zufammenhänge eines ideen-
reichen Lebens aufzudecken und
die ganze Arbeit diefes leiden-
fchaftlichen Führers zu überfchauen.
der immer fein eigener Minifter-

Rundfcvau
präfident undx wie die Belgier
wiffen- der bauluftigf'te Unter-
nehmer und der eigentliche Bürger-
meifier von Vrüffel warf auch
noch als ihn Unrafi von Schloß
zu Schloß- von Land zu Land
jagte.
Die Sentimentalität der Schnüff-
ler und Sittenrichter zu Laeken
greinte in diefen Tagen beweglich
über die Graufamkeit feines Vater-
herzens. Niemand aber kennt
alle Erlebniffe- die es bis zu
diefem Grade verhärtet haben,
Gewißh es war kein anmutiges Bild
aus dem Familienlebenx und man
erinnerte fich wieder der Simpli-
ziffimus-Karikatur: die Töchter
bitten die Geliebte des Vaters
um abgelegte Kleider. Es war
der leßte- grimmigfie feiner Ge-
waltf'ireiche- als er aus den
Schlöffern Möbel und Bilder reißen
ließ und den Meifibietenden nach-
warf- fo daß er zuletzt zwifchen
nackten und wunden Wänden fein
Lager auffchlagen mußte, Un-
erwünfchte Erben- dem Vater an
Starrfinn nur zu fehr verwandt-
follten nach feinem Tode nicht
um jedes Stück kaufen und lachend
die Schätze heimtragen. c?zwei
verhaßten Töchtern follte das Vier-
teil„ das ihnen nach belgifchem
Recht als Erbe zufallen müßte-
entgleiten. Diefem Zwecke diente
auch die Quafi-Schenkung faf'i
feines ganzen belgifchen Immo-
bilienbefißes an die Nation- eine
Umgehung des Erbgefeßes ebenfo
wie die im Moniteur bereits ver-
öffentlichte und dadurch rechts-
gijltig gewordene Gründung dreier
Gefellfchaftem bei denen er den
Refi feines Befißes gerichtlich hin-
terlegt hat.
So ward im Amtsblatt feine
bewegliche und unbewegliche Habe
Stück für Stück in fchier endlofer
Reihe in denfelben Tagen auf-
gezähltx in denen die Arzte an
feinem wellen Leib herumfchnitten.
Ein Haß- der aus Abgründen der
Seele flieg. Und daß er feine
Überlebensgröße felbft in den
Stunden des Todesgrauens nicht
einbiißtey hat bei aller Ungeheuer-
lichleit etwas Impofantes. Noch
impofanter war die Arbeitszähigkeit

diefes greifen Hirns. Von feinem
Schmerzenspfühl noch diktierte der
von den Ärzten Aufgegebene Briefe
und Staatsurkunden- und in Not
und Gefahr kannte er keinen fehn-
licheren Wunfch als die Annahme
der folange erftrebten Heeres-
reform- und als der Senat ihm
fchnell willfahrt hattex felzte er
mit fefier Hand triumphierend
feinen Namenszug unter das Gefeß-
das wie die von ihm gegen eine
Welt von Widerfpruch erfiegte Be-
fefiigung Antwerpens Belgien die
getreue Erfüllung feiner Neutrali-
tätspflichten im Falle eines deutfch-
franzöfifchen oder deutfch-englifchen
Krieges fichern foll. Deutfchland„
dem Leopold ll., als er n..h
„Souverän des Kongoftaates“ war-
die Unterfiüjzung Bismarcks bei
diefer grandiofen Kolonialgründung
und das auch fonfi mit Selbfiver-
leugnung erwiefene Wohlwollen
übel gedankt hatx hatte keinen Grund
zu befonderer Sympathie, Aber
die Kleinlichkeit der meifien feiner
Sittenrichter ließ feine Bedeutung
nur um fo deutlicher empfinden.
Seine unerfättliche Machtgierx
feinen Goldhungerf alles Wilde
und Häßliche mag man beden-
ken. Aber ehe ihn jemand zu
6'

höhnen und zu verurteilen wagt. foll ererfi verfuchen. feinem ragenden Lebenswerk genug zu tun. Erft dem Toten hat man bei uns zögernd Achtung gegönnt. Wie man von dem Kranken und allen feinen Menfchlichkeiten fprach. das war wieder einmal eine befchärnende Probe dafür. welche Kofi der „politifche“ Lenz in Deutfchland du!-det und wünfcht. I. A. B.

Vfißners „Armer Heinrich“ in Leipzig

Als Vierundzwanzigjähriger fchrieb Hans Pfißner feinen „Armen Heinrich“. 1895 wurde das Werk zum erftenmal in Mainz aufgeführt; weder hier noch fpäter an andern Bühnen (fo am Berliner Opernhaufe) vermoäfte es fich zu halten. obwohl gleich anfangs Einfichtige die überragende Bedeutung diefer Mufik erkannten. Seit 1900 erklang nur in Konzertfälen von Zeit zu Zeit die große Erzählung Dietrichs aus dem erften Akt; kein Theater mochte mehr die Arbeit auf fich nehmen. Endlich am 5. Dezember 1909 ging das Werk am Stadttheater in Leipzig in Szene. Der Erfolg war ein ungeheurer, Kein Menfch. auch nicht Pfitzners näohfie Freunde. hatten einen folchen Jubel erwartet. Der Komponift und die Ausführenden wurden am Schluß an die zwanzigmal gerufen - und zwar nicht etwa von der Minderheit der Kenner oder der Freunde. die aus allen Teilen Deutfchlands gekommen waren: die Gefamtheit des Theaterpublikums applaudierte. ausdauernd und unermüdlich. Und fo groß die Verdienfte der Aufführung _.-
(unter Kapellmeifker Hegel. mit Urlus in der Titelrolle und Fräulein Sanden als Agnes) gewertet werden müffen - der Applaus galt doch ebenfo dem Werke. Und daß nicht nur ein beifallsfreudiges Premierenpublikum den Erfolg gemacht hat. beweift die Tatfache. daß auch die erfie Wiederholung mit dem gleichen Enthufiasmus aufgenommen wurde.

Man wird fich den Tag merken müffen: Pfißners Stunde if: gekommen! Seine Mufik. die zar-

tefte. innerlichfie. keufcheite. die
heute gefchaffen wird. beginnt zu
wirken.
Der ..Arme Heinrich“ hat nichts
an fich. wodurch fich der Erfolg
auf das heutige Publikum äußerlich
erklären ließe. Die Handlung. poe-
tifch fehr fehön. ift ungemein einfach
und ermangelt faft gänzlich der
wirkfamen Momente. Das Stück
hat auch keine Glanzrolle. Die
Stimmung i| äußerft düfter. faft
ohne Gegenfäße. Was jeden. der
den Tert fchon kannte. am meiften
bedenklich machen mußte. ift die
äußerliche Ähnlichkeit vieler Situa-
tionen mit denen der Wagnerfchen
Werke. Nicht nur die Krankheit des
armen Heinrich gemahnt an Tri-
ftans dritten Akt: die Erzählung
Dietrichs ift der Nomfahrt Tann-
häufers faft direkt nachgebildet »-
nur daß überall die dramatifche
Straffheit. der blendend klare
Glanz der Empfindungen fehlt. der
bei Wagner fiets herrfcht, Im
„Armen Heinrich“ ift alles ftiller.
innerlicher.
Und das. was wirkt. ifi eben
nichts als diefe Innerlichkeit.
Pfißner hat feine Mufik gefchrie-
ben. ohne einmal an die Wirkung

zu denken. Er ifi darin der wahre
Romantiker. daß bei ihm die Emp-
findung an fich feine ganze Welt
ift. Und er ift darin ganz genial.
daß fich ibm diefe Empfindung un>
mittelbar in Töne umfeßt. ohne
Konvention. ohne äußerliche
„Form“. Innerlich gefehen. ift
diefe Mufik voll von Form
(abgefehen vom rein mufikalifchen
Standpunkt. von dem aus man die
konzentrifch thematifche Arbeit aufs
höchfie bewundern muß): die ver-
fchiedenen Empfindungskomplere
find fo klar gegen einander abge-
feßt. daß man in dem reinfien Ele-
ment fchwebt. und die übergänge
von einer Empfindung in die andere
vollziehen fich mühelos. wie Wol-
kengebilde fich voneinander löfen.
übereinander fchieben.

Welches Wagnis. nach dem
Triftan noch einmal das Leiden
eines Todkranken zu fäfildern: kaum
bei einer Wendung denkt man an
Trifian! Pfißners Mufik erfihließt
ganze Empfindungswelten; ein Na-
turgefühl. wie es fiäf beim Öffnen
der Vorhänge im erfien Akt äußert.
da. wo die Frühlingslüfte bis zu
Heinrichs Schmerzenslager dringen.
oder wie es aus Dietriäjs Erzäh-
lung vom Übergang über die Al-
pen und vom ..Land der Wonne“
fpricht. hat es in der Mufik vor
Pfißner nicht gegeben.

Der Erfolg von Leipzig kann
nicht vereinzelt bleiben: nunmehr
kann keine Bühne fich mehr dem
..Armen Heinrich“ verfchließen.
und es ift kaum anzunehmen. daß
die Wirkung irgendwo ausbleiben
wird - vorausgefeßt. daß für die
Aufführung die nötigen Kräfte zur
Verfügung fiehen. Die Oper wird
aber wahrfcheinlich dem Publikum
auch die Augen für die übrigen
Werke Pfisners öffnen. vor allem
für die gewiß fchwer zugängliche
„Nofe vom Liebesgarten“.

Pfißner hat länger als irgend
ein anderer Mufiker unferer Tage
auf den großen Erfolg warten
müffen. Es wäre unrecht. darüber
zu klagen: denn wer neue Empfin-
dungswelten erfchließt. defien
Sprache klingt zuerit finnlos und
verwirrt. Wilhelm Riezler

Unfere handelspolilifchen Ve-

ziehungen zu den Vereinigten
Staaten
Am '7. Februar 1910 läuft
das Handelsabkommen ab. welches
z. It. zwifchen dem Deutfchen
Reiche und den Vereinigten
Staaten von Amerika befieht. Zu
demfelben Zeitpunkt endigt auch
das britifch-amerikanifche Handels-
abkommen. während diejenigen mit
Frankreich. Bulgarien und der
Schweiz bereits am 31. Oktober
abgelaufen waren. Günfiiger ge-
fiellt find nur Portugal. Italien.
Spanien und die Niederlande.
deren Handelsabkommen noch bis
zum 7. Auguft 1910 reichen. Alle
diefe Handelsabkbmmen waren von
den Vereinigten Staaten abge-
fchloffen auf Grund von Sektion 3
desDingley-Tarif-Gefetzes. undihre
Kündigung erfolgte auf Grund
von Sektion 4 des Payne-Tarif-
Gefeßes vom 5. Augufi 1909.
Es herrfchte im Anfang Unklarheit
darüber. ob der Payne-Tarif
wirklich eine Verfchärfung des
Schutzzollfyfiems gegenüber dem
Dingley-Tarif bedeute. Nach den
Voranfchlägen über die Zoll-
einkünfte follen im neuen Fiskaljahr
85

Rundfchau
die Zölle auf Lurusartikel
171 Millionen Dollar ergeben.
während fie nach dem Dingley-
Tarif nur 162 Millionen Dollar
erbracht hätten. Dagegen follen
die Zölle auf notwendige
Artikel nur 162 Millionen Dollar
ergeben. während fie nach dem
alten Gefeß fich auf 167 Millionen
Dollar gefiellt hätten. Da aber
die Gefamtzolleinnahme nach den
Schätzungen der Regierung nach
dem neuen Tarif höher als
nach dem alten Tarif fein wird.
fo läßt fich wohl nicht befireiten.
daß die Schutzzollmauer der Ver-
einigten Staaten wiederum ver-
fiärkt iii.
Das Payne-Tarif-Ge-
feß erhält einen Minimaltarif
und einen aus diefem durch einen
Zollzufchlag von 25 "/0 ati ya-
lorem gebildeten Marimaltarif.
Diefer foll vom 1. April 1910 ab
gegen jeden Staat fo lange an-
gewendet werden. bis der Prä-
fident der Vereinigten Staaten
eine Proklamation erläßt. die nach
dem Wortlaut des Gefehes nicht
eher möglich fein foll. als bis
„the kreaiclent shall he 8ati8-
fiacl in yieee of the character
of the: conceasion granteä by
the minimum tariff of the
l.). 8., that the goyemment
of any foreign country im-
poses no terms or reatrictiona.
either in the Way of tariff
ratea or proyiaionß, traefe or
other regulations, charges, ex-
actiona, or inanyothcrmannet,
(Lirectly oi* inclirectly, upon
the importation into 01* the
83.16 in auch foreign country
of any agkicultural, manufac-
turer] or other prociuct of
the l). 5.. Which unäuly
äjßcriminatcagainatthc
l). 8. oi* the prociuctg thereof,
anti that auch foreign country
pays no export hounty ot
jmpoßag no export (Juty o1*
prohihition upon the expor-
tation of any article to the
l). 8. whichunäulyäis-
criminateß againat the
l), 8. or the prociucta thereof,
ancl that Zuch foreign country
accoräa to the aZricultui-al,

manufacturer] or other pro-
äucta of the: l.), 8. treatment
Which i8 reciprocal anti equi-
yalent, there-.upon ancl there-
afteruponproclamation
to this effect by the Dreaiäent
of the l.). 8."
Der Präfident der Vereinigten
Staaten hat alfo eine außerordent-
lich große Machtbefugnis hiermit
erhalten. zumal die fchwierige In-
terpretation des Begriffes „unc
äuly“ ganz in fein Ermeffen
gefiellt if't. Diefe Proklamation
kann fich auf das gefamte Terri-
torium des fremden Staates er-
ftrecken oder nur auf Teile von
ihm. aux das Mutterland felbfi
oder au Kolonien oder andere
politifche Gebietsteile. Sobald
aber der Präfident zu der Uber-
zeugung gelangt. daß die Be-
dingungen. welche zu der Pro-
klamation führten. nicht länger
eriftieren. kann er mit einer neuen
Proklamation die gewährte An-
wendung des Minimaltarifes mit
einer Frifi von 90 Tagen kündigen.
fo daß dann derMarimaltarif gegen-
über dem betr. Staate in An-
wendung kommt.
Der Präfident hat außerdem
das Recht. zu feiner Information

W
RundfW
einen Tariff Boa rd zu bilden-
der indeffen lediglich beratende
Stimme hat- und es find ihm
zu diefem Zweck 75 000 Dollar
jährlich zur Verfügung geftellt.
Der Präfident hat von diefer
Befugnis fchon Gebrauch gemacht
und hat in den Tariff Board
berufen: den Profeffor Henry
E. EmeryX Mr.Iames B. Reynoldsy
Mr. Alvin E. Sanders. Der Erfi-
genannte gilt als Free-trauer,
der Zweite als recjprocjtz- man
und der Dritte als milk(uncl
'unter protectionjgt, mit wel-
chem fchönen Ausdruck gefagt wer-
den foll- daß er ein gemäßigter
Protektionift ift. Da alfo alle drei
keine ausgefprochenen Schutzzöllner
findz fo ifi die Wahrfcheinlichkeit
vorhanden- daß der Marimaltarif
gegeniiber den Staaten- die bisher
Handelsabkommen mit den Ver-
einigten Staaten hatten- nicht in
Anwendung kommenx fondern daß
diefen der Minimaltarif zugebilligt
werden wird.
Eine wichtige Frage wird aber
immer die Anwendung des
Tarifs durch die Zollbehörde fein.
Die amerikanifchen Zollve-
amten haben fich als fophiftifche
Meifter in der Kunft des „carrying
0ut the tariff“ gezeigtz und
da die meiften Zölle nicht nach
dem Gewichte der Warem fondern
nach ihrem Wert erhoben werden,
ifi natürlich ihrer Willkür Tür
und Tor geöffnetN wenn nicht
irgend welche amtlichen Wertbe-
fiimmungen- wie beifpielsweife die-
jenigen der deutfchen Handels-
kammerm den amerikanifchen Zoll-
behörden gegeniiber rechtliche Gül-
tigkeit haben. Es wird der ganzen
Aufmerkfamkeit der maßgebenden
amtlichen Stellen in Deutfchland
bedürfen„ um gerade in diefer
Frage fefte Abmachungen mit der
Regierung der Vereinigten Staaten
von Amerika zu treffen- denn
unfer bedeutender Handel mit ihnen
kann fich nur dann gleichmäßig und
ünfiig entwickeln- wenn er mit
fiabilen Zollverhältniffen zu rechnen
in die Lage gefeßt wird.
Adolph von Flöckher
Anatole France in Argentinien

Unter den lebenden franzö-
fifchen Schriftfiellern ifi Anatole
France nicht nur deshalb der
größten einerf weil er der befte
Stilifi Frankreichs und der liebens-
würdigfke Ironift feiner Zeit ift-
fondern vor allen Dingen deshalbx
weil er in der allgemeinen intellek-
tuellen Augendienerei unferer Li-
teraturepoche nicht mittut. So
meifierhaft einfachx fo ideenfchwerz
fo originelh das heißt fo ehrlich
wie France fchreiben wenige. Er
befißt jene Ehrlichkeit des echten
GeniesF die die Wahrheit um
jeden Preis reden muß und fich
wenig darum kümmern wie fie
aufgenommen wird. Der Künfilery
der diefe Kinderehrlichkeit nicht
befißtz ifi wie ein gefchorener Sam-
fonx ohne Kraftf ohne Originalitäth
ohne Mitteilfamkeit. Und wie-
viele unferer Zeitgenoffen haben
fich nicht von der Schere unferer
Salonmeinung ihrer fchönfien
Kraftlocken berauben laffen ?
Ich lobe mir France. Er hat
fich feinen intellektuellen Locken-
fchmuck zu bewahren gewußt. Und
die Argentinier- die ihn einge-
laden hatten- ihnen eine Reihe
von Vorträgen zu halteny haben
von diefer höchf'ten Künfilertugend

Rundfcbau
einen nachhaltigen Eindruck be-
kommen. France fprach ihnen
zunächft über Rabelais und deffen
Einfluß auf die Literatur. Bis
dahin war feine Wanderfahrt nach
Argentinien eine rein intellektuelle
und literarifche Aufgabe. Der
Vortragende erntete mit feinen
ironifch-ernfihaften Ausführungen
fiürmifchen Beifall. In fpalten-
langen Berichten feierten die
Zeitungen den Meifier nicht nur
als den höchfken Ausdruck des
franzöfifchen Geniesz fondern des
neolateinifchen Genies überhaupt.
Bevor France jedoch Argen-
tinien wieder verließy hat er feinen
Gaf'igebern einen Abfchiedsvortrag
gehalten. Und diefes Deffert
feines intellektuellen Fefimahls
trug die Uberfchrift: Meine Ein-
drücke von der Republik Argen-
tinien. Alles was Buenos-Aires
an Intellektualität befitßtx alles
was in diefer Stadt einen Titel
oder einen Namen trägt und An-
fpruch erhebt mitzureden im Reiche
der Ideen- der Kunf'ix der Politik
und Wiffenfahaft- hatte fich zu
diefem letzten Vortrag des Meifkers
eingefunden.
Gliche France den vielen an-
deren Literaturlöwen unferer Zeitz
dann wäre über diefen Vortrag
nichts zu berichteny denn dann
hätte er als gefchickter Ideen-
jongleur diefer arifiokratifchen Elite
jufi die Ideen vorgetragenz die
fie zu hören liebt. Aber darin
eben fteht France in lebhaftem
Widerfpruch mit feinen Zeitge-
noffenz daß er immer und überall
er felbft bleibt und feinem je-
weiligen Publikum nicht einen
Zollbreit feiner Idee opfert. Und
darum war fein Vortrag eine
mutige intellektuelleTat. Jemand-
der von einer ganzen Nation im
Triumph getragen wirdz deffen
Bild in allen Zeitungen prangtz
deffen Bücher und gedruckte Vor-
träge überall an erfier Stelle
ausliegem der mit einem Wort
den literarifchen Ruhm bis zur
Neige auskofken darf und - -
dennoch Worte des fcharfen Tadels
findet und feinen begeifkerten Ver-
ehrern unliebfame Wahrheiten
fagt? . . . Hut ab! Denn was

wenige am Genie am meiften
verehrenh das ift feine unbedingte
Ideengeradheitx und was die meifien
am Manne gleich nach dem Genie
am rneif'ien haffenx das ift feine
Wahrheitsliebe. Und France befitzt
die unzeitgemäß gewordene Eigen-
fchaft„ den Ariftokraten feine Wahr-
heiten mit demfelben ruhigen
Lächeln zu fagen wie den Arbeitern.
Während der fpanifche Schrift-
fteller Ibanezz der bald darauf
ebenfalls Vorträge in Argentinien
hieltz kürzlich fchmeichlerifch behaup-
tete (fo wie fich das vor der kauf-
kräftigen Kundfchaft gehört» in
Argentinien gäbe es keine foziale
Klaffenz fondern alle feien gleich-
hat France vor feinem ausge-
wählten Publikum feftgefiellt- daß
das ökonomifche Problem nicht
nur überall in der Weltz fondern
namentlich auch in Argentinien
vorhanden if'i- daß es fich auf
einen unleugbaren Klaffenantago-
nismus bauez und daß es eine
Dummheit feiz darüber willentlich
die Augen zu fchließen.
Alle argentinifchen Zeitungen
haben Francens Rede in exten80
wiedergegeben. Die Kammer hat
fogar befchloffenx fie in mehrere
Sprachen überfeßen und in ganz

c ,
Ö. ..4.
e 1 c
„. wk... „ ..ML
,k
»
75.-. .
...ner
m K." '
. o. |
Wann-,M
. p
.4.
ntfmer:
s niit weißen A
i
star Zw
O
B
fie:
i
ldn
i
(*7
'4.-
'ert von Lothar r
l?
Br
ger-Waf
fcroo
.-
gel

Rundfchau
Europa verbreiten zu laffen. Die Zeitung „Diario ciemocrate" fagte unter anderem. daß diefes das erfie Mal fei. daß jemand aufrichtig zu den Argentiniern gefprochen habe.

Hier einige Zitate aus diefem Vortrage:

..Heute ganz ebenfo wie vor 2000 Jahren muß man. um die Zukunft vorauszufehen. nicht die Unternehmungen der Mächtigen diefer Erde betrachten. fondern die untergeordneten Beftrebungen der arbeitenden Klaffen."

..Ich werde Ihnen ein großes Geheimnis verraten: In unferem alten Europa. wenn das Volk fich nicht mehr mit der genügenden Sanftmut regieren läßt. das heißt. wenn es nicht mehr ohne Murten und Klagen die Ungerechtigkeit. die Willkürlichkeit. die Ungleichheit der Steuern ufw. erträgt. dann - - machen ihm die Regierenden mit dem Nachbar Angfi, Hier haben Sie die Haupturfache der Kriegslärme. von denen Europa von Zeit zu Zeit durchzittert wird."

..Sie find intelligent. Sie find glücklich. Wohl. [eien Sie gut. feien Sie gerecht. feien fie edelmütig. Vor allen Dingen aber: Verfchließen Sie Ihre Herzen der Güte nicht. Sie haben große ökonomifche Probleme zu löfen. Der Belagerungszufiand (dies ifi eine Anfpielung auf den 1. Mai diefes Jahres. wo es in Buenos-Aires bekanntlich Hinrichtungen gab) ifi ein graufamer Ausweg. aber keine Löfung. In Ihren Städten. in allen Städten des Weltalls taucht die Frage der Löhne. der Steuern. der Arbeits- und Kapital-Konflikte auf. Und es wird nicht länger möglich fein. fie wie bisher mit der rohen Kraft zu löfen."

Seine letzten Worte über das foziale Problem waren die folgenden: ..Es ifi ein trauriges Gefchick für ein Volk. wenn eine arbeitfame Demokratie von einer finanziellen Oligarchie verdrängt wird. Ich wünfche aufrichtig. daß in Zukunft auf der ganzen Erde die Reichtümer eines Volkes aufhören mögen. die Reichtümer

einer Klaffe zu fein.“
Alfo fprach der Verfaffer der „Thajs“. des ..Jardin d'Epicure“ und vieler anderer unvergleichlicher Kunftwerke zu den Argentiniern.
Kommentare find hier überflüffig. Nur das eine muß immer wieder hervorgehoben werden: daß es nämlich Taufende bei uns gibt. die fo oder fo ähnlich denken und fich wohl hüten. es unter allen Umftänden offen herauszufagen. Fiir unfere Schriftfieller und Redner gehört die Zungen-. die Federn: und die Gedanken-Verkrümmung zum guten Ton. Jeder hat feine Partei. feine Kundfahaft und - feine Rüclfichten. Nur ja nicht fubjektiv werden. nur keinen Anftoß erregen. Das Urwüchfige. Einfache und Ehrliche ift nicht fein. Stil ifi Trumpf. Lobhudelei Bedingung des Erfolges. die Länge einer Idee wird mit ängftlicher Elle zugemeffen; im iibrigen riechen ungewohnte Ideen nach Wahnfinn. Schriftf'teller. Künfiler fein heißt in unferer Zeit: Hübfch auf das Publikum hören. ja nicht auf fich felbfi. Formen anbeten. Oberflächen kräufeln. Weihrauch ftreuen

und mit vielen eleganten Worten
möglichft nichts fagen. In unferer
fchönfien aller Literaturperioden
fchwimmen die Allerweltsplatt-
heiten „berufener Federn“ oben-
auf- fchillernd- glänzendz wider-
wärtig wie übelriechendes Öl auf
klarem Waffer. Sintemalen un-
feren Afiheten drei Dinge ab-
handen gekommen findx die fie
von Anatole France lernen könnten:
Muth Ehrlichkeitx Einfachheit.
Hermann Fernau

Finanzpolitifches

Das alte Jahr geht zu
En de. und daher wartete man
mit neuen Engagements. Indem
aber neue Engagements die um
diefe Zeit übliche Scheu erfahrenx
dehnt fich die leßtere unwillkürlich
auch auf die - befiehenden Po-
fitionen aus. Es läßt fich ja mit
Gewinn verkaufen- alfo warum
noch länger zaudern? Kein
Wunder-z daß fich aus einem folchen
Verkaufsandrang- dem nur wenig
Meinungskäufe gegenüberfiehen-
jene Luftlofigkeit entwickeln mußteL
die in den Tagesberichten ebenfo
geifireih wie weit hergeholt be-
gründet wurde. Gibt es doch
eine Art von pfychologifchem Gefeß.
wonach der Kapitalismusx er fei
nun reich- oder nur wohlhabend-
gegen Iahresfchluß gerne feine
Bilanz zieht. Und gleicbwie in
der Induftrie bei einer Inventur
die Werke möglichfi ruhen- fo
paufieren alsdann auch die Rentner
und die Spekulanten. Mit der
Herabfeßung des englifchen Bank-
diskonto hat diefe unfere Allge-
meintendenz kaum etwas zu tun!
Das ift eine für den letzten Monat
überaus feltene Maßnahme ge-
wefen„ die aber doch nur aus
den erleichterten Goldverhältniffen
hervorgehen kann. Indeffen jene
Berliner. welche unfere Börfen-
fiille gerne düfierer ausmalen
möchtem wollen wiffenz daß man
in London den Diskonto lediglich
aus parlamentarifchen Urfachen re-
duziert habe. Das heißt doch
nichts anders- als daß jene Bank-
direktoren die öffentliche Meinung
beruhigen wollten. Ganz ab-
gefehen aber von der Tatfache-
daß jeßt beide Parteien- Tories wie

Whigs- gerade ein umgekehrtes In-
tereffe haben- nämlich das Land
ordentlich aufzuregenz fo konnte
auch die Bank von England un-
möglich ihr Steuer derart aus
der Hand geben- daß fie in einer
fundamentalen Gefchäftsfrage po-
litifche Schleppenträgerin wird.
* * *
Iurifien oder Kauf-
l e u t e? Nach der Kieler Werft-
affcirey die jedenfalls noch weit
fchlimmer if'ix als fie feftgef'iellt
werden konnte- klagte man zunächff
über die Verwaltung durch Offi-
zierez anfiatt durch Kaufleute. All-
mählich aberx indem die allge-
meinen Befprechungen vom Ver-
kaufe der Altmaterialien zum Ein-
kaufe des Neumaterials übergingen.
bemängelt man auch die Jurif'ten-
denen u. A, das Submiffionswefen
unterfieht. Dabei trat die Unge-
heuerlichkeit zutagex wie deutfche
Kaufleute- die der englifchen Ma-
rine feit langem liefern- unfern
eigenen Behörden aus dem Wege
gehen. Dies„ weil den Einkaufs-
kontrakten Bedingungen beige-
druckt find- die zwar dem Scharf-
finn der betreffenden Affefforen

Rundfcbau
alle Ehre machenf jedoch von Kauf-
leuten und Fabrikanten ehrlicher-
weife gar nicht unterfchrieben
werden können. Bisher hat diefe
Kritik nur hohe Preife als Folge
eines folchen Syfiems hingefiellt;
Preife- die gegen jedes Rifiko
bei fpäteren Beanfiandungeny oder
Auslegungen der jeweiligen Kon-
traktez zu fchützen vermögen. Wir
möchten hier aber noch weiter
gehen und auch auf folche Sub-
mittenten hinweifen- die nur des-
halb unterbietenx weil fie ficher
findx umfangreiche Nachrechnungen
machen zu können. Zu derartigen
nachträglichen und auch ein-
träglichen Schlußforderungen gehört
natürlich das Sicherheitsgefühl be-
züglich der Gutwilligkeit einzelner
Beamtenabteilungen. Eine intime
Perfonalkenntnis braucht noch
durchaus nicht zu bedeutem daß
irgend eine Lieferungsfirma dort
„Füße unterm Tifche“ habe. Jeden-
falls kann fie orientiert fein und
dai-nach ihre Gebote genau ein-
richten. Man kontrolliere in Kiel
und Wilhelmshaven jetzt nur einmal
eine große Anzahl von Nachrech-
nungenz und es dürften faft immer
dabei auffallend niedrige Preife
zutage treten. c

* * *

Die Anleihewut nimmt
zu! Bulgarien- dasy weil es
kreditwürdiger als Serbien ifih
damit noch keineswegs einen erfien
Emiffionskredit verdient- erfcheint
plötzlich als ein in diefer Beziehung
fiark umworbenes Land. Immer
fpielt aber dabei die außerordent-
liche Abundanz der Franzofen mit-
welche geldfuchende Völker noch
hochmütiger machen wiirdex ohne
die Nebenpolitik des Handelsmi-
nifiers. Diefer .herr bleibt natürlich
auch anderen Parifer Elementen
zugänglich und fucht deshalb noch
immer Vorteile für den fran-
zöfifchen Export herauszufchlagen.
Mißlingen aber folche geheimen
Schachzügef fo fiocken unverfehens
die Anleiheverhandlungen- wofür
dann finanzielle Gründe angegeben
werden. Zu welchen Zugeftänd-
niffen übrigens die franzöfifchen
Banken inmitten ihrer Bai-fülle
bereit find„ erhellt aus der neuen

eidgenöffifchen Anleihe. Seit
Jahren wollen fich dabei die Fran-
zofen nicht zur Schweizer, fondern
nur zur franzöfifchen Valuta ver-
fkehenx nunmehr ift der Schweizer
Frank von ihnen bewilligt worden.
- Reichtum lehrt beten!
* * 4'
Unfer Bankgewerbe
kl a g t. Wenigfiensin feinem neue-
fken Jahresberichtex wo fich vollauf
Gelegenheit findet- die fattfam
bekannte Finanzreform als ein
unvernünftiges Attentat auf den
öffentlichen Verkehr zu behandeln.
Immerhin hat das Jahr 1909
fafi allen unfern Bankinftituten
recht günfiig gelächelt- vorausge-
fehty daß nicht etwa eine böfe
Defraudation die Dividende ver-
ringern mußtex anfiatt lediglich
die betreffenden Auffichtsräte zu
treffen. Das weitaus befte
Moment betrifft aber das Depo-
fitenwefen- dem- wie es nunmehr
als ficher erfcheint- kein Gefetz
aufgehalfi werden foll. Damit
werden unfere Großinfiitute und
auch unfere leitenden Provinz-
infkitute (mit leider nicht unter
M. 50 Millionen) von einer un-

Rundfchau
bequemen Sorge befreit. Denn
die Zwifchenzinfen gerade diefes
Gebietes haben fiets die Erträg-
niffe ganz außerordentlich alimen-
tiert7 da doch abnorm billiges
Geld nur fehr felten am deutfchen
Markt länger oorhält.. Würden
unfere erfien Banken mit diefen
Gewinnen nicht mehr wie fonft
rechnen dürfen„ fo wäre das
doppelt peinlich- angefichts der
veränderten englifchen Verhält-
niffe. Hatten doch unfere Fi-
lialen in London als einen der
Hauptzweckez fich die dortigen
reichlichen Barmittel zu Nutze zu
machen- was wohl von nun anx
ganz gleichz ob die englifche Steuer-
reform gelingt oder fcheitert„ auf
lange„ lange hinaus unwahrfchein-
liah bleibt. Freilich konnte damals
die deutfche Hochfinanz eine der-
artige Umwälzung des Weltmarktes
unmöglich vorausfehen. Denn-
als Doktor Siemens mit feiner
Londoner Filiale der Deutfchen
Bank den Anfang machte- in lo-
gifcher Folge einer Niederlaffung
auch in unfern eigenen erften
Seehandelsfiädten- war an eine
ernftere Spannung zwifchen Eng-
land und Deutfchland gar nicht
zu denken. Wer weiß- ob wir
nicht jetzt bald zu Filialen in
Parish dem gegenwärtig und für
lange Zeit reichfien GeldplatzF ge-
langen? Wollen doch franzöfifche
Banken in Berlin Gefchäfte er-
öffnenx fo daß ähnliche Ausdeh-
nungen unfererfeits dann weniger
auffallen würden.

* * *

Unfer Handel im Aus-
l a n d e hat feit kurzem zu höchft
lebhaften Bcfprechungen im Reichs-
tage geführt. Zunächfi war es der
Vertrag mit Portugalz der einer
fo allfeitigen und fireng faahlirhen
Kritik unterlag- daß Herr Minifier
Delbrück daraufhin eigentliah eine
eingehende Unterfuchung der Fähig-
keiten feiner Mitarbeiter überhaupt
hätte verfprechen müffen. Statt
deffen fchien der Genannte bis zu
dem Augenblick jener Debatte von
all den fo äußerfk gravierenden
Bedenken kaum etwas gewußt zu
haben. Er überfchlug fich denn
auch bekanntlich vollfiändig- indem

er: der Handelsminifier- als Wich-
tigfies unferen Abfaß im Inlande
und nicht unfern Export hinftellte.
Noch hartnäckigere Auseinander-
feßungen entfeffelte die Abweifung
der Mannesmannfchen Anfprüche
in Marokko. Hier ift es wohl
unfer auswärtiges Amt gewefen,
das die deutfchen Intereffen ge-
nug vertreten glaubtez wenn Krupp
dort durchdringen würde. Letzterer
war freilich fo klugz feine Kon-
zeffionen mit denen eines fran-
zöfifchen Rivalen zu verbinden-
der noch dazu auch bei Lieferungen
in Europa fein fchärffter Kon-
kurrent bleibt. Augenfcheinliah
hat auch unfere Diplomatie gegen
die Brüder Mannesmann weniger
kommerziellez als politifche Ge-
fichtspunkte innegehaltenz ohne
ihnen aber dabei kluger Weife
den Rat zu erteilen„ fich nun eben-
falls in ein internationales Syn-
dikat zu begeben. Und gerade
die Mannesmann - Konzeffionen
wollte das Ausland als eine heim-
liche Mine unferer Reichsregierung
anfehen! Die Deutfche Bank ift
übrigens mit den Genannten nicht
mehr liiert.

Pluto

Rundfchan
Zn unfercn Bildern
Wilhelm Raabe
Ein breites und tiefes Zimmer
mit altem. fchlichtem Hausrat. Bü-
cher über Bücher an den Wänden.
darunter die feltenen erfien Drucke
der „Chronik der Sperlingsgaffe"
und des „Hungerpaftors". die
leider noch ziemlich häufigen
des ..Schüdderump". Aus den
Fenfiern der Blick über einen
weiten Plaß. der an guten
Nachmittagen voll fpielender Kin-
der ift; und dahinter die Wipfel
hoher. alter Bäume. der Bäume
vom Magnikirchhof. auf dem Lef-
fings Sterbliches ruht. Am Fenfier
oder an dem großen runden Mit-
teltifcb- auf dem fo viele Bände
gefchrieben wurden. der Mann.
deffen Bild diefes Heft eröffnet:
Wilhelm Raabe. Immer noch ift
die Gefialt ungebeugt. obwohl acht-
undfiebzig Jahre über fie dahinge-
gangen find - und was für Jahre!
Schon lange hatte Raabe die größ-
ten nnd fchönften Romane gefc_hrie-
ben. die unfere neuere Dichtung
hervorgebracht hat. den „Schüd-
derump" und den ..Abu Telfan".
und immer noch war er dem Publi-
kum nur der Dichter der „Sper-
lingsgaffe“. immer noch galt diefes
hübfche. aber leichte Erzeugnis der
Berliner Semefter in der Spree-
gaffe als Raabes eigentliches
Hauptwerk. Erft als das Meifier-
buch der „Akten des Vogelfangs"
erfchienen war. ja als Raabe mit
ruhiger Energie einen Strich unter
fein Säjaffen gemacht und fich den
Titel „Schriftfieller a. D." gegeben
hatte. er| da kam dem faft Siebzig-
jährigen der weithin und weither
hallende Ruhm. Weithin - über-
all in dentfchen Häufern und deut-
fchen Herzen wohnt er nun; und
weither -- denn von allen Seiten
flattern jetzt in das ftille Zimmer
der Leonhardfiraße zu Braun-
fchweig die Zeichen einer Liebe. die
ihren Gegenftand niäjt mehr läßt.
Das wies fich laut am fiebzigften
Geburtstagsfeft: da ward Wilhelm
Raabe feierlich eingeholt ins Alt-
ftadtrathaus. den wundervollen
Bau feinfker mittelalterlicher
Stadtarchitektur. und tief bewegte
Huldignng fprach zu dem Meifier.

der wie kein anderer Lebender ein
praeceptor- Germnnjue ifi. ohne
Lehrdünkel und Pedanterie. aber
voll tiefglühender Leidenfchaft nnd
jenes Humors. der in der Überwin-
dung der Welt zum Welthumor
wird. Und leife erweift diefe Liebe
fich immer wieder in guten Stun-
den nnd fucht den auf. der fo vielen
Vieles gegeben hat. Er aber.
Raabe. behält auch dann den ftill
verfonnenen. aber immer ein wenig
liftigen Blick. wie ihn die Büfte des
Künfilers aufweifi. Lange fchweigt
er wohl und fcheint. ganz in fich
verfenkt. kaum zuzuhören: ..Ver-
kniffenheit vor lauter. lauter
Seele“ hat Peter Hille das ge-
nannt. Dann aber fällt ein Wort.
ein Satz - und wir merken. wie
feinhörig diefer wundervolle
Menfch ift für alles. wie er menfch-
licher Größe und menfchlicher
Kleinheit. Liebe und Haß und -
Torheit ganz die Sinne offen ge-
halten hat. die Künfilerfinne. In
feinen Schriften fieht's oft genug zu-
erfk kraus und feltfam aus. und am
Ende offenbart fiäj doch die feine
Künfilerhand. die mit höchfier Ein-
heitlichkeit und Klarheit durch des
Erlebens Dumpfheit und Wirrnis.

Rundfibau f
dura) das „Verworrene Leben“ uns
zur Vollendung führt. Und wie der
Kiinfilerf fo auch - wie bei jedem
Großen - der Menfch: unpathe-
tifch. fcheinbar nüchtern und dann
voll blißenden (Heißes, der kein
Feuerwerk wißiger Wortfpiele
bringt. fondern felbft in tiefer
Ironie immer noch eine in Schmer-
zen und Kampf fefigehaltene Liebe
zur Menfchheit und, ohne Phrafe
und Pofe. zu feinem deutfchen Volk.
„Unfere tägliche Selbfttäufchung
gib uns heute“ - das ift ein
Naabefches Wort der Bitte an die
Gottheit über uns.
Erl den fie einft- da er fäfon
Vieles gefchaffen hatte. kaum kann-
ten. ift heute den Braunfchweigern
ein fiolz gehegtes Wahrzeichen ihrer
Stadt und ihres Landes. Auch
die Gefchiehte der hier abgebildeten
Büfie weiß davon. Ernft Müller
- er lebt jetzt in Charlottenburg
- hatte fie ohne jeden Auftrag vor
dem fiebzigflen Geburtstag Raabes
gefchaffen- aber er fand für das
Marmorwerk keinen Käufer. Da
trat der Herzog Johann Albrecht
von Meälenburg-Schwerin die Re-
gentfehaft über das Herzogtum an.
Und das erfte fait. was er tat- war:
Raabe auszeichnen. Er bat ihn zu
fich und der inzwifchen verfiorbenen
Herzogin ins Schloß. Und eines
Tages ließ er ihn ins Mufeum
laden und führte ihn die Treppe hin-
auf: da fiand oben Müllers Mei-
flerfiüF individueller Charakteri-
ftik- der Regent hatte es aus eigenen
Mitteln angekauft und der Samm-
lung gefchenkt. Und die Braun-
fehweiger freuten fich des Feinge-
fühls. das der neue Herr bewiefen
hatte. indem er durch feinen großen
Dichter zugleich das Land ehrte.
:M
Wilhelm Raabe- Ehrendoktor
zweier Fakultätenf Ritter hoher
Orden. Ehrenbürger Braun-
fchweigs und feiner Geburtsfiadt
Efchershaufenf Pate der Raabe-
ftraße Berlins, Magdeburgs- Kaf-
fels, Ehrenmitglied zahlreicher Ver-
eine und fo weiter - er muß es
fich fchon- mag er liftig lächeln- ge-
fallen laffen. daß wir ihn wieder
und wieder einen großen Dimter
nennen. Nicht um all der Ehren

willen- fo reich verdient fie find - fondern um der Unvergängliehkeit feiner Geftalten willen. um feines tiefen Humors willen- um feiner großen Perfönlichkeit willen. Er fchuf- ein treuer Sohn feines engen niederfäehfifchen Bezirks. weltweite und weltweife Dinge. Und wir lieben ihnf wir alle- und grüßen ihn aus Nord und Süd in „Nord und Süd" zum neuen Jahre. Dank und aber Dank und mitten im Winter ein herzhaftes: Zur-com coräal
Heinrich Spiero

Oskar Zwintfcher

Oskar Zwintfcherf ein noeh nicht Vierzigjähriger und geborener SaäffeF der in Klopfche bei Dresden fißt- ift genau dasy was man im alten Sprachgebrauch einen deutfchen Maler zu nennen pflegte, Das Wort ift ein bißchen in Mißkredit gekommen heutigen Tages, wo uns jeder Laie mit den Namen der großen Franzofen nur fo um die Ohren fchlägtf daß uns angfi und bange wird, aber es hat eine fo unzerftörbare Frifche wie ein Lied des Freiherrn Iofef von Eichendorff oder ein Bild des Herrn Moriß von Säfwind (erinnere mia) übrigens noch ganz gut - es ifi erft ein

Dußend Jahre her - der Zeit. da Schwinds Bilder in der National-galerie in der gefürchteten ..Rum-pelkammer“ hingen). Gerade in Berlin haben wir ja an folch kunft-gefchichtlich feingebildeten Laien keinen Mangel. und es mag wohl fein. daß mancher von ihnen bis jeßt gar nicht gewußt hat. wer der Maler Oskar Zwintfcher in Dresden ift. ja dafiir auch vielleicht kein Intereffe befißt. Denn befagter Malprofeffor ift fo recht feine eige-nen Wege gegangen bis zum end-lich errungenen Erfolge und Kauf-intereffe. in allen Ehren. mit dem rechten. fchlichten. dazu gehörigen deutfchen Künfilerhunger. Fiir diefe Lefer fei hier darum zunächft fefigeftellt. daß fich der Maltrieb in dem einer Künfilerfamilie Entfiam-menden fchon früh regte und ihn bereits die Unterfekunda des be-rühmten Thomasgymnafiums zu Leipzig. wo er geboren ward. mit der Dresdener Kunftfchule vertau-fäfen ließ. Da hat er denn auch bei Pauwels gemalt. der fchon früher Mar Liebermanns Lehrer ge-wefen war. und fchließlich den rokokoeleganten und herzlich füß-lichen Künftler mit einigem ehr-lichen Unwillen verlaffen. Sich felbft und ein ihm die Sorgen der nächften Jahre erleichterndes Sti-pendium fand er im malerifchen Meißen. faßte eine gewiffe Vor-liebe für München. die Völklins der dortigen Säfackgalerie. einige Münchener Freunde wie Slevogt. Eichler. und kämpfte fich alles in allem redlich durch die erfien Aus-fiellungserfolge und die erften Bil-derverkäufe hindurch. Trotz loh-nenden karikaturiftifchen Nebener-werbes bei den „Meggendorfer Blättern“ - welcher an fich harm-lofen Zeitfchrift hier als frucht-barer Mäzenatin ehrend gedacht werden foll - waren die materiel-len Sorgen keine geringen. und Zwintfcher tat in diefer prekären Lage das. was jeder rechte Deutfche feit Urvätertagen in ihr traditionell zu tun pflegt: er nahm ein Weib und zeugte Kinder. Schließlich wäre dann noch zu berichten. was den verföhnenden Schluß eines Ro-manes ausmacht: von endlichem

Durchringen zu Ruhm und Erfolg. guten Bilderpreifen und reichlichen Käufern. und davon. daß Zwintfcher heute überall da. wo man ernfthaft über deutfafe Kunft diskutiert. aua) ernfihaft in erfter Reihe mitzählt. Auch daß er heute als Malprofeffor an der Dresdener Kunftakademie forgenlos lebt. darf nicht unerwähnt bleiben.

Was die Gemälde Oskar Zwintfchers betrifft. fo ift von ihnen zu fagen. daß fie die Eingebungen eines reinen deutfchen und adligen Gemütes find. welches die Schönheit heimatliäfer Landfchaft tief und dichterifch empfindet und zugleich modern-nervös genug ift. um dem Pfychologifchen im menfchlichen Porträt einen bleibenden und endgültigen Ausgang zu geben. Wie die Töne einer edlen Amatigeige find diefe fcheinbar fo ruhigen und dabei fo tiefgefühlten Porträts; fie geben die ganze zauberreiche Impreffion. welche die Perfönlichkeit des Dargef'tellten einem unendlich fein empfindenden Künfiler gab. Mit zunehmendem Alter wird diefe fiiße Reife eine immer wohllautendere. und das fchöne Porträt Rainer Maria Rilkes etwa läßt gar keinen Zwie-

Rnndfihau
fpalt mehr zwifchen den Künften erfcheinen: es deckt fich feelifäf völlig gleichklingend mit einem fchönen Gedichte Rilkes.
Zum Technifchen wäre zu bemerken. daß eiferne Arbeit in der ganzen Kompofition - wie kann man eigentlich immer von ..Zeichnung" und von „Farbe“ reden. anftatt von der Hauptfache: dem Bilde! - zu entfchiedener harmonifcher Vollendung führte. Außer den alten deutfchen Malern und dem Böcklinkreife haben wohl auch die englifchen Präraffaeliten - nicht immer vorteilhaft -- ihren Anteil daran. Aber das Ganze ift doch eben unverkennbar nie etwas Anderes als Oskar Zwintfchen ein Gefühlvoller und höchft intelligenter Sachfe deutfcher Kunft. der fich zum Meifier erzog.
Lothar Brieger-Waffervogel
Zwei cWilder aus den fcchzi-:xer Jahren
Die beiden Dreifarbendrucke. die diefem Hefte beigegeben find. fiellen zwei hübfche Repräfentanten deutfcher und franzöfifcher Malerei vor einem halben Jahrhundert dar. Schwinds Gemälde (auf Seite 33) zeigt. wie der Romantiker fich bei derartigen Szenen aus dem Leben auch noch in fpäteren Jahren zu dem guten Farbengefchmack und foliden Handwerk zurückfand. das er in der Jugend befeffen. dann aber unter dem Einfluß Schnorrs und Eornelius' meif't allzu fehr feiner fröhlich-phantaftifchen Fabulierluft geopfert hatte. Aber es zeigt zugleich. wie der kolorifiifche Vortrag auch dann etwas Gebundenes behielt. wie das Auge im wefentlichen durch die muntere Buntheit des Spiels der Lokalfarben erfreut wird und erft die liebenswürdig-behagliche Erzählerkunfi Schwinds dem reizenden Bildchen feine Wirkung fichert. Nenoirs Studie aber (auf Seite 65) gibt Kunde von den neuen Gedanken. die in demfelben Jahrzehnt in Frankreich auftauchten. wo damals die um Manet ihre erfien Programmwerke fchufen. Hier i| alles auf malerifche Qualität gefiellt. auf den finnlichen Reiz und Zauber der Farbenvaleurs und des Ge.-

famttons. auf die Weichheit und
Delikateffe der Pinfelführung. auf
die feinfühlige Wiedergabe der
Licht- und Luftwerte. Wer will
fagen. das Heil und das Ziel der
Kunfi lägen hier oder lägen dort?
Mich dünkt. wenn man nur hier
wie dort fich vom Künfiler felbft
leiten läßt. kann man an beiden
gleiche Freude haben. O.

Redaktionelle Notiz

Die Überfeßung der „Briefe
aus Belgien" von Charles Baude-
laire. die wir im zweiten Dezember-
heft veröffentlichten. ftammt von
Augitfte Förfker. der Heraus-
geberin des von Bruns in Minden
vorbereiteten Briefbandes.

- Für den
Verantwortlicher Redakteur:
1)!: Mar Qsborn in Berlin.
Jnferatenteil verantwortlich: Walter Fliegel. Berlin. - Verlag „N ord un d
Süd". G, m. b. H.. Berlin Ri. 9. Linkfiraße l7. _ Auslieferungsfielle
für Öfierreich-Ungarn: Hermann Goldfchmiedt. Wien l. Wollzeile 11. -
Juichriften und Einfendungen werden ohne Angabe eines Perfonennamens
erbeten.- Druck: Smlefifche Buchdeuckerei vorm. S. Schottlaender. A.-G.,
Breslau [ll. Siebenhufenerfiraße 11-15.

ISI
V e l a z q u e z:
PortrÃ¤t der Infantin
Margareta Terefia
(Wienf GemÃ¤ldegalerie)
Tert auf Seite 176

ÖWWMYau-m anatSWc-ift
WFIWYW- *- ,.
_. _-_..._.-_..._._..„-.„-_. _.,_.. ._
WW'NW UUÜGWF-Gm-WÖn-[m
. ertretmng fiiröenxZFuchhanöel;
GSWNTWeriGchüfYrrlegMtfinlt
?Jahren BdwzeÜeftzaZ Zweites Zanultkhefi “(910

X
...L
â€ž7
ee
' Ã–H...
i
V c l a z q u e z :
PortrÃ¤t der Infantir
M-trgut'e ta Tecefn-
(View GemÃ¤ldegaleru'
Tert auf Seite 17*

vereint met*
Morgen
WWW-halben .mals f'ehrifi
j
extremen) ftir .Jen Buchhandel:
SSOoltlaenÃ¶erYchleÃŸYerlug-zanfÃ¶m
VerlagNorÃ¶unÃ¶SÃ¼WmbhcYn-[m
MZabrg. Bd.132 Heft 398 Zweites Iannarheft [Jr-a

.H (F rne .Kun vereint' -
&VOD-ï¬bre;- eFYlNhaN gung
unFWefï¬nog-Hochfchule SucYerï¬n..

Julius von Pflugk-Harttung:
Land und Volk der Neugriechen
Seit Wochen ziehen die Vorgänge in Griechenland die Augen auf
fich. Es dürfte deshalb nicht unwillkommen fein. Land und Leute näher
kennen zu lernen.
Einft bildeten Hellas und Kleinafien ein gemeinfames Bergland.
Dann kamen gewaltige Erfchütterungen: das ganze Mittelgebiet begann
fich zu fenken und wurde vom Meer überflutet. bis fchließlich die Höhen-
rücken und -fpitzen nur noch als Infeln aus der feuchten Umarmung her-
vorragten, Griechenland felbft ift ein Alpenland von wunderbarer Schön-
heit und Großartigkeit. Kühn und formengewaltig ftreben fchroffe Ge-
birgszüge empor. teilweife oben mit Schnee. wie mit weißen Hauben be-
deät. darüber wölbt fich der tiefblaue Himmel. und unten raufcht uner-
müdlich das tiefblaue Meer, Die Küften laden ein zu Fifchfang und
Handel. die Ebenen zum Ackerbau. die Hänge zu Waldwirtfchaft und die
Höhen zur Viehzucht. Freilich der Wald ift größtenteils durch unver-
nünftige Abholzung und den Zahn der Ziegen verfchwunden. fo daß nur
kahle graue Felfen übrig blieben. Dadurch verfiegten die Flüffe oder
blieben nur als fchmale Ninnfale übrig. die fich bei ftarkem Gewitter-
regen rafch in braune Gewaltbäche verwandeln. Ana) Luft und Ge-
filde wurden trockener. fo daß der Kulturboden verdorrte und nur ge-
wiffermaßen oafenhaft übrig blieb.
Das Klima Griechenlands hält fich zwifchen dem fait regenlofen
der Wüfie mit geringem Pflanzenwuchs und dem ftets Regen zulaffenden
von Mittel- und Nordeuropa. Es zeigt eine ausgeprägte Trockenzeit. die.
mit dem Hochfommer zufammenfallend. in Athen vie-r Monate. von Mitte
Mai bis Mitte September dauert. Die Hive ift dann groß. grauer
Staub bedeckt weithin die Gefilde. Anders der Winter: er bringt Nie-
derfchläge. felbfi Frof't und Schneefall. die aber nur von kurzer Dauer
find. Im ganzen ift die Luft gefund. durch Berg und See kräftig und
bewegt. Die Mannigfaltigkeit der Landfchaft bewirkt folche des Klimas.

des Pflanzenwuchfes. der wirtfchaftlichen Verhältniffe und felbfi der Bewohner.

Leßtere befiehen aus Griechen. Albanefen und Slaven. mehr oder weniger vermifcht. wobei das Grieäfentum überlegen durchfchlug. fo daß deffen Sprache und Anfchauung zur Herrfchaft gelangte. Die Bevölkerung der Jnfeln blieb unvermifchter. teilweife ganz rein.

Die Grieäfen find kein fchönes. kein Raffevolk. Jn manchen Städten trifft man Menfchen. die den Stempel eines entarteten Gefäfleäftes tragen. Die Männer pflegen mittelgroß zu fein. mager. fchmalfchultrig. flachbrufiig und zartknochig. mit fchwarzem Haar. feltener braunem oder gar blondem. Das Geficht ift ohne Farbe. gelblich oder bräunlich. oft etwas eingefallen. felbft verfallen. das Auge bisweilen matt. ausdruckslos oder fiier. Gang. Haltung und Benehmen zeigen wenig Frifche und Strammheit. Natürlich gibt es auch tadellos gewachfene Männer mit vornehmen. edlen oder doch mit kräftigen. ausdrucksvollen Zügen. Aber fie find auf dem Lande mehr als in den Städten. und wenn fie alt werden und der firuppige Bart ergraut. fo verwittern auch fie und können wahre Galgenphyfiognomien erhalten mit dunkelbrauner Lederhaut. Auf den jonifchen Jnfeln ift der Schlag derber und kräftiger. auf den Kykladen und auf Kreta fchöner. man möchte fagen eleganter. Hier gibt es wahre althellenifche Prachterfcheinungen: gefihmeidig. wohlgebildet. mit zierlichen Händen und Füßen.

Den Männern entfpricht der weibliche Teil der Bevölkerung, In den Städten fieht man auffallend felten hübfche oder gar fchöne Mädchen und Frauen. Sie find zierlich gebaut und haben fchmale. gelbliche. farblofe Gefichter mit ausdruckslofenAugen; derBufen pflegt fchwach entwickelt zu fein. Gang und Haltung find wenig elafiifch; werden fie älter. neigen fie zur Korpulenz. Vereinzelte Griechinnen find berüäend. mit vornehmen. regelmäßigen Zügen und breiten Mandelaugenz fie ähneln dann der Franzöfin. find aber gemeffener im Wefen. Auf dem Lande finden fich mehr runde Gefichter und derbere Körper. felbft dralle frifche Bäuerinnen mit roten Backen und feinen Zügen. Mit den Jahren verblühen fie fchnell und können dann abfchreckend häßlich werden. Dies liegt in der Waffe. beruht aber nicht minder darauf. daß das Weib auf dem Lande zu viel und fchwer arbeiten muß. Auch bei den Frauen if't der jonifche Schlag derber. der der öfilichen Jnfeln klaffifcher geformt; zumal die kleine Jnfel Mykonos fieht in dem Rufe befonderer Frauenfchönheit.

Der Grieche ifi heiter. harmlos. gefellig und bedürfnislos. Im Be-
nehmen erweifi er fich ruhiger und würdiger als der gewöhnliche Italiener.
dem er an Lebhaftigkeit. Leidenfchaft und Sinnliäjkeit nachfteht. Man
möchte fagen. der Durchfafnittsgrieche hat wenig Raffe. Ungemein fiark
ift der Hang zu Außerlichkeiten ausgeprägt. Gemüts- und Innenleben
find dagegen weit fchwächer entwickelt. Außerlichkeit und Genügfamkeit
befiimmen geradezu das Leben. Der höchfie Ehrgeiz des Mannes ift. vor
feinen Mitbürgern zu glänzen. womöglich als Abgeordneter. oder doch als
Partciführer eines Abgeordneten. Er firebt deshalb auch nach Titeln.
Würden und Auszeichnungen. Das Studium von Iurisprudenz und
Medizin gewährt ihm dafür die befte Gelegenheit, So gibt es denn
maffenhaft Ärzte und Advokaten. In dem kleinen Nauplia follen mehr
als fiebzig Advokaten und fünfundzwanzig Ärzte wohnen. Höchfiens ein
Drittel ift von ihnen tätig; die übrigen wollen nur eine bürgerlich ange-
fehene Stellung haben. Man kann faft fagen. auf zwei Kranke kommt
ein Arzt. Ununterbrochen raftlofes Arbeiten ift ebenfowenig Sache des
Griechen wie wirkliche Gefialtungskraft.
In allem ift er genügfam: im Effen. Trinken. Vergnügen und in
der Liebe. Eine Taffe Kaffee. ein Glas Rezinatwein. ein Lukumi (fade
fchmeckender. zäher Zuckerfaftwürfel). ein Maftirfchnaps. eine dürftige
Mufik und ein Kir-henfeft mit viel Weihrauch und Lichte-rn find fo ziemlich
feine höchfien Genüffe. Stundenlang fißt er auf dem Bürgerfieige vor dem
Kaffeehaufe bei einer kleinen Taffe fasvollen türkifchen Kaffees. zu der
er mehrere Gläfer Wafier trinkt und eine Zigarette nach der anderen
raucht. halb gedankenlos auf die Umgebung blickend oder fich ruhig
mit feinem Nachbar unterhaltend. Ebenfo unverdroffen kann er jeden
Nachmittag diefelben Straßen plan- und ziellos auf und ab flanieren.
jahraus. jahrein. Die Vornehmen machen viele Befuchez der Ärmere
lädt einige Freunde zu einem Krämer und bezahlt eine Runde geharzten
Weines. Bei diefem einen Glafe pflegt es zu bleiben. Vom Werte der
Zeit hat man erft mangelhafte Begriffe.
Mit der Bedürfnislofigkeit hängt eine ftarke Selbftüberfchäßung zu.
fammen. Seinen geharzten Wein und feine fremdartige Mufik findet
der Grieche herrlich; mit fich und den Seinen ift er höchlich zufrieden.
fein Volk erfcheint ihm als das der Zukunft. Da entfchuldigt er gern
und überfieht noch lieber das Mangelhafte. faft in einer naiven. kind-
lichen Art. Alles. was fiarke Handlung. was moralifche und phyfifche
Kraft und Ausdauer erfordert. entfpricht wenig feinem Wefen.'deshalb

auch nicht Verbreihent wie Raub und Diebftahl. Straffachen find auffal-
lend felten in Griechenland; man reift dort durchaus ficher. Da aber Armut
und der Sinn für Äußerlichkeiten habfüchtig machen, fo neigt der .Sellerie
zu übervorteilung und Betrug. Den Diebftahl verbietet feine Religiont
aber nicht Wahrnehmung des perfönlichen Nußens. Nirgends wird mehr
von Geld gefprochen als in Athen und Patras. Wo er kann, nutzt der
Grieche die mangelnde Sprach-f Orts- und Sachkenntnis des Fremden
aus. Er berechnet Dinge übertrieben hoch oder feßt folche auf die
Rechnung- die der Fremde gar nicht gehabt hat. Diefer tut gut- fich fogar
auf dcr Poft und am Eifenbahnfchalter beim Her-ausgeben von Geld in
acht zu nehmen. Schlauheit und Gewinnfucht machen den Griechen zum
geborenen Händler- aber nicht zum wirklichen Kaufmanne. Daheim leidet
feine Gefchäftsführung meiftens an Kleinlichkeit, erfi im Auslande ent-
wickelt er fich mehr im größeren und großen Zufchnitt. Seine nüchterne
Denkweife kommt ihm dort zu |atten. Ritter-lichkeit im germanifäzen
Sinne liegt ihm fern; er erachtet es als einzig richtig- den Verleßer feiner
Ehre meuchlings niederzufchießen,
Weil der Erwerbsfinn in dem armen Lande nicht Genüge findet-
verlaffen viele jüngere Leute die Heimatz um auswärts ihr Glück zu fuchen.
über die ganze Welt find fie verftreut- am meifien in den Städten Klein-
afiens und auch fonft im türkifchen Reiche. Sie erweifen fich als geriebene
Gefchäftsleute und gute Seefahrer; die türkifchen Schiffe werden großen-
teils von Griechen gefteuert. Manäye erwerben ein bedeutendes Ver-
mögent das fie dann gern daheim. in Athen, verzehren
So iit das Volk geartet, welches neuerdings durch die Macht
des Soldatentums eine Neugeftaltung feiner Zuftände erfirebt,

John Keats:
[an belle (lame 821118 mer-ai
übertragen von Mario Spiro.

Ach- ärmfter Knecht, was ift das Weh,
Das einfam dich zu irren zwingt? -
Das Schilf am See ift längft verdorrt.
Kein Vogel fingt . .

Act» ärmfter Knechh was i| das Weh.
Das fcheu und bitter dich bedroht? . . .
Des Eichhorns Speicher ifi gefüllt,
Und der .Herbfi ift tot. --

Und deiner Sti-rne Lilien find
Von Angft und Fiebertau fo feucht.
Auf deinen Wangen bleicht das Rot -
Vom Gram verfcheucht.

Im Walde eine Dame trat
Zu mir. o wunderbares Bild! -
Ihr Haar war lang, ihr Fuß war leicht-
Und ihr Blick war wild.

Ich hob fie auf mein fchnelles Roß
Und fah fonfi nichts den Tag- fo lang; -
Denn feitwärts lehnte fie- ihr Lied
Verzaubert klang.

Ihr fchweres Haar bekränzte ich
Und fchmückte Gürtel ihr und Arm;
Sie fah mia) an. als liebte fie
In füßem Harm. -
Sie bot mir füßer Wurzeln Duft
Und Mannatau und Honig fchier
Und fprach - wie klang ihr Wort fo fern! -:
Ich bin bei dir!
Rahm in ihre Elfengrotte mich
Und blickte fchwer und feufzte tief-
Ich küßt ihr wehes wildes Aug,
Bis daß fie fchlief . . .
Und fchlummerten dann in dem Moos,
Dort träumte ich - o welches Weh! _
Den letzten Traun» den ich geträumt
An dem kühlen See.
Sah bleiche Kön'ge. Prinzen zumal
Und Krieger mit todesbleicher Mien'z --
Sie fchrien: [ta delle (18m8 87.1118 meroi
Läßt nie dich ziehnl
Sah fahle Lippen voller Qual --
Sie klafften weit und warmen weh.
Und ich erwaäft und fand mich hier
An dem kühlen See . .
Das ift's. darob ich harre hier.
Was einfam mich zu irren zwingt.
Wenn gleich das Schilf fäfon lang verdorrt-
Kein Vogel fingt . . .

Felix Braun:
Der Schatten des Todes Roman

F o r t f e h u n g.
Den größten und gefährlichfien Streich taten wir aber doch an jenem Afchermittwoch. den ich nie vergeffen kann. weil ich da mein reinfies und kindlichfies Lachen gelacht habe. Wir kamen alle lang vor acht Uhr und jeder hatte eine Larve mitgebracht. Scheußlichere Gefichter hatten felbfi die alten deutfchen Maler für ihre Teufel und Ungeheuer nicht erfinnen können als diefe Larven. die wir nach vielem Wählen um fchweres Geld beim Trödler erfianden hatten. Jch glaube: es ward das aus einer gemeinfamen Kneipkaffe bezahlt. die für die Maturakneipe gegründet wurde. obwohl es bis dahin noch fünf Jahre Zeit hatte. Um acht Uhr wurde das Zeichen gegeben. die Larven umznbinden. und bald waren aus den vierzig Schülern abfchreckende Unholde geworden. die fich gegenfeitig zu fchrecken fuchten und ihre Larvengefichter aneinander heranrückten. fo daß fich die langen roten Nafen nicht felten - unter ungeheurem Halloh der Zufehenden - berühren oder freundlich nach Jndianerfitte reiben konnten. Plöhlich* öffnete fich die Türe und Pius Fafching trat ein. Wir fprangen mit großem-Gepolter auf. richteten uns kerzengerade empor und fianden vor dem verduhten Profeffor faft lautlos; mühfam klang in die Stille das unter--drückte Lachen einiger. die fich nie zurückhalten konnten. und zu denen wohl auch ich gehörte. Wer kann den Anblick befchreiben. der fich Pius-Fafching darbot? Vom Katheder aus muß fich das Heer der abfcheulichen Fraßengefichter viel wirkungsvoller angefehen haben. Weiß und zitternd fiand Pins Fafching. keines Wortes mächtig. Seine Finger fchlugen aneinander. feine Lippen fianden offen. feine Augen waren weit aufgeriffen. Er machte einige Schritte vor. wollte etwas fagen. vermochte es nicht. wollte fich feßen. fand feinen Stuhl nicht und hielt fich an der Kante des Tifches fefi. Da brach das Lachen der Klaffe jäh. ungeftüm hervor. fchwoll auf. wurde tofend und fchien nicht enden zu können. Wie ein Beifalls-

klatfchen immer ftärker und fiärker werdendf immer fich erneuerndf praffelte
das unermeßliche Gelächter auf den hilflofen Mann nieder- in deffen Augen
jetzt etwas Glühendes und Verfiohlenes wart an dem ich den heimlichen
Haß erkannte„ den er gegen uns trug. Noch ftanden witz die Larven um-
gebundenx aus vollem Halfe lachend und johlend7 als der Direktor erregt
eintrat und die Tür mit aller Kraft ins Schloß fallen ließ. Wir fuhren
zufammen- und es ward mäuschenflill. Sprachlos fiand der Direktor-
fprachlos Pius Fafching der vor Scham und Verlegenheit fich wand und
krümmte. Endlich eilte der Direktor in großen Schritten aufs Kathederf
ließ die geballte Fauft auf die Tifchplatte fallen und fchrie mit wutverzerrtem-
rotem Gefi>>t in die Klaffe hineinx unfinnige Süße- die halb Latein und
Griechifch„ halb ein fehlerhaftes Deutfch waren. Ich habe mir diefe Rede
nicht gemerlh gemerkt habe ich mir nurx daß ich mit Mühe das Lachen
verbiß/ und daß mein Nambar auflachte„ worauf der Direktor auf ihn zu-
fiürzte und ihn fo heftig fchüttelte- daß ihm die Larve hin- und herbaumelte.
Dann fiieß er ihn aus der Bank und trieb ihn vor fich herx zur Tür hinaus,
Da fiel die Larve herab und rollte zu Boden . . . Ich glaube- damals
lachten alle bis zu Tränen hinter ihren Larven.
Das Refultat des Ganzen aber war: Profeffor Pius Fafching wurde
auf unbefiimmte Zeit beurlaubt.
Seinem Nachfolger gelang es bald- der Klaffe den Craft des Lebens
begreiflich zu machen- und fo wurden die Schultage wieder von jener Angft
fchwerx über die man fpäter leichthin fpottet- und in der fo viel Lufiigkeit
gewefen fein foll- daß man vieles darum gäbe! fie wieder zu erleben. Wir
halten uns eben ausgetollt und fielen nun in den gleichen dumpfen Mißmut
zurückx den man fchweigend als etwas Unabiinderliches trägt- von deffen
Erlöfung man nur fchüchteen zu träumen wagt. Gegen Profeffor Weber-
leins kaudinifches Joch half nichtsX als wortlos hindurchzugehenx in mögliahfi
langen Reihem fo daß man fich feft aneinanderfchließen konnte- um in
grimmigen- von tiefer Bitterkeit erfüllten Gefprächen die gemeinfame
Schmach zu heben/ zu erklären und im Grunde als etwas Nebenfächliches
abzutun. Auch ich fchloß mich damals an eine Gruppe Kameraden an-
und wir erörterten auf dem Heimweg mit großer Leidenfchaftlichleit und
jenem wundervollen Ernfi der frühen Tage alle Ereigniffe und Gefahren-
die aus der Schule hervorwuchfen- und deren Schatten manchmal fo groß
ward- daß er felbfi die freien Stunden überdunkelte. Wer weiß nicht von
jenen furchtbaren quälenden Tagem da man im leeren Zimmer immer
wieder auf- und abgeht- immer wieder den einen bleiernen Gedanken

im Sinn. der eine fchlehte Note oder eine Rüge oder ein Hohnwort lauernd umkreifi? Wer kennt niht die Stunden. da man bemüht ift. irgend ein tiefes Leid in fih zu verbergen. indes einen die eigenen brennenden Wangen und die verweinten Augen Lügen firafen? Da man feinen Eltern etwas Shlimmes verheimlihen muß und doh den heißen. unbezähmbaren Drang in fih fühlt. fich anzuvertrauen und die drückende Lafi auf fremden Shultern für Augenblicke ruhen zu laffen? Zu viel Finfternis ift über die Tage g-breitet. die am fhönften und klarfien zu leuchten vermögen.

Die Knaben. denen ih mich anfhloß. waren niht meine Freunde. Freunde befaß ih niht. und ih hatte auh keine Sehnfuht darnach. Aber wir fprahen über viele Dinge. die auh mich zu tieffi angingen. fo daß ih fie gern auffuhte und oft mit ihnen beifammen war. Von mir felbfi verriet ih niht viel: unfer Gefprächsfioff war die Schule. ..Was. glaubfi du. hab' ih heute in Latein bekommen?" - „Befriedigend" - ..Meinfi du? Ih wäre fhon zufrieden damit. denn ich hab' wirklich keinen Tau gehabt. Alles hab' ih herunter gelefen. und er hat nichts gemerkt." - ..Beim König Alfred hat er's aber doch gemerkt." - ..Freilihl Wenn der es fo dumm anfiellt. gefhieht ihm fchon recht." - ..Ifi morgen viel in Mathe-matik auf?" - ..Bitt' dich. wer lernt denn etwas in Mathematik?" - ..Na. na. tu niht fo! Wir wiffen ganz gut. daß du ein Stucker bift." - ..Ih ein Stricker?! Da fhneideft du dich gewaltig. mein Lieber! Ih hab' fchon einen Monat - feitdem ih dran war - kein Buch angefchaut." - ..Ih auch nicht, In Religion." - ..Heldentah was? Bei einem fo blöden Menfhen!" -- ..Hahahal Da muß ich euch was erzählen. was ih aus ficherer Quelle weiß?" - ..Was denn?" - ..Euer Ehrenwort?" - ..Ich ja! Aber los!" Und dann folgte irgend eine haarfträubende Ge-fhihte aus dem intimfien Leben des Religionsprofeffors. die natürlich verbürgt wahr und fo komifh war. daß wir uns ausfhütten wollten vor Lahen. glaubten es auh aufs Wort. erzählten es unter größter Diskretion weiter und ärgerten uns fehr. wenn uns die Eltern niht glauben wollten und fich über uns und unfer apodiktifhes Wiffen auf fehr überlegene Weife lufiig mahten.

Eines Nachmittags fhlenderte ih mit zwei Kollegen - eigentlich follten wir diefes Wort niht gebrauchen. weil es ..Amtsgenoffe" bedeutet. wie Profeffor Bierwaldner öfters hervorhob - an der Elifabeth-Pro-menade und bewarfen uns von Zeit zu Zeit mit kleinen Bällen aus Märzen-fchnee. der für diefe Zwecke befonders geeignet ift. weil er fofort an Gefiht oder Gewand des Getroffenen zu Waffer gerinnt. Plößlih fhrie einer:

„Aufgepaßtl Ich glaube- da kommt Prinz Karneval.“ (Dies war der
Spißname für den „verfloffenen“ Pius Fafching.) Wir erkannten ihn
'bald am Gang und beratfchlagten in aller Eile- was wir ihm antun follten.
Schaden konnte er uns nicht mehrx das ftand fefh und fonach hatten wir
wenig zu fürchten. Es mußte unbedingt etwas gefchehen- irgend eine
.hohe und kühne Tan die unferen Ruhm und den der Klaffe für ewige Zeiten
begründen follte. Von diefem großen Gefichtspunkt ausgehende begannen
wir baldx den Prinzen Karneval mit Schneebällen zu bewerfen„ und freuten
uns königlichX fo oft einer traf. Pius Fafching war ein Stoiker- er fchüttelte
das Waffer ab und ging fiirbaßy weder rechts noch links blickend. Diefe
Ruhe empörte unsF wir verdoppelten Quantität und Qualität unferer
Gefchoffe„ und eines traf den bedauernswerten Menfahen mitten ins Geficht-
fo daß er erfchrocken zurücktrat und - wohl infolge des Schmerzes - eine
komifche Grimaffe fchnitt. Darauf fiimmten wir drei ein wahres Indianer-
-geheul anz und ich lief vor; ganz an Pius Fafching heran und warf ihm
durch einen „Schuß" aus nämfier Nähe - faft mit der Hand - den Zylinder
in den Schnee. Er ftand einen Augenblick wie hilflos da„ fah mich voll
Schmerz an und fagte fehr langfam/ mit eigentümlich wehmiitiger Stimme:
„Fortisz ich habe Sie für einen anfiändigen Knaben gehalten. Sie find
wie die andern.“ Damit drehte er mir den Rückenx bückte fich nach feinem
Zylinderz feßte ihnz ohne ihn abzuwifchenz auf„ fo daß der Schnee in fein
Geficht tropftex und ging fort„ als wäre nichts gefchehen. Ich aber fiand
*mit flammenden Wangen regungslos und blickte ihm naclg von einer heißen
*Wallung von Scham und Mitleid überwältigtX meiner felbfi kaum mächtig.
von den wenigen Worten des früheren Lehrers wunderlich ergriffen . , .
fiand und wußte nichty was ich fann und tat/ wie gebannt von etwas Ent-
feßlichemz dem man nicht entrinnen kann. Diefes Entfeßliche war in mir;
ich fühlte es und es fchien mir„ als würde ich langfam an feinem Anblick
zu Stein. - Da fchlugen Hände fchwer auf meine Schultern nieder und
zwei laut lachende Stimmen gellten mir ein „Bravol" in die Ohren, Ich
.drehte mich umz warf meinen Begleitern einen wilden Blick zug wandte
mich und lief in einer fremdem wilden Haft nach Haufe„ wo ich die Bücher
in eine Ecke fchleuderte- mich ins Sofa warf und mir felber mit lauter Stimme
.alle erdenklichen Schimpfworte fagte„ fo daß Angelika laahend aus dem
Nebenzimmer kam und fragtez ob ich verrückt geworden fei.
Ich benahm mich den ganzen Tag wunderlich und blieb auch bei Tifch
fiill und verfchloffem fo daß es meinen Eltern auffiel und fie mich fragtenX
was mir gefchehen fei. Darauf antwortete ich ausweichend und benüßte

die erfte Gelegenheit; um aus dem Zimmer zu gehen. Ich konnte niemand
recht ins Geficht fehen und fchämte mich meiner und meines niedrigen
Betragens. Immer und immer wieder rief ich mir die Szene ins Gedächtnis
zurückz und fo fehr mich die Luft ankamz mir felber einiges zu entfchuldigenz
fo mußte ich mir dennoch bekennen; daß ich da Dinge getan hatte, die
meiner unwürdig waren„ und die ich felbft nie von wir erwartet hätte.
So oft ich die Gefialt des Profeffors vor mir fah: hilflosh komifch; zum
Lachen nur fo herausfordernd; aber dann doch von einem großen; miihfani
verborgenen Schmerz niedergedrückh - ftieg mir das Blut in die Wangenx
und Worte traten auf meine Lippenx die mich felber fchonungslos zu treffen
fuchten. Ich hatte etwas von mir entweihh zu Boden gefchleift und mit
Schmach bedeckt: das kränkte mich bitter und gab mir die grenzenlofe Unraft-
wie fie mich manchmal des Nachts befällt- wenn ich ein Buch gelefen habe
und es zu vergeffen trachteh um fchlafen zu können. Wie hatte er doch zu
mir gefagt? Ich hörte die Worte immer wieder; in einer wunderbar klaren
und fcharfen Betonungz wie er fie vielleicht felbft gar nicht gefprochen
hatte. „Fortis„ ia) habe Sie für einen anftändigen Knaben gehalten . . .
Sie find wie die andern." Sie find wie die andern! Tiefer hätte man
mich nicht treffem bitterer nicht verletzen können. Ich marterte mich/ zu
ergründen; wie'er es wohl gemeint hatte, Ob er wirklich daran glaubte?
Ob er es nur gefagt hatte- um mich zu |rafen ? Ob er fich nur rächen wollte?
Ob er nur fo gefprochen hatte- ohne fich etwasBefiimmtes dabei zu denken?
- Ich fann und dachte und konnte zu keinem Ende kommen. Das einzige;
das fefifiand; war; daß ich meiner felbfi vergeffen hatte und nun nicht
beffer war als die iibrigen.
Wie aber das andere gekommen iftX weiß ich nicht mehr zu fagen. In
meiner Erinnerung ifi eine dunkle Strecke; es ift. als ob alle Kerzen er-
lofchen wären und nun ein langer Korridor ganz im Finfiern |ünde. Nunz
da ich ihn durchfchreite; dringt leife Angfi in mich und läßt mich zittern.
Wie kam es nur? Ich vermag es nicht zu fchreiben. So unbedeutend
es ift _t heute fcheint es mir dennoch eine große und reife Tat gewefen
zu fein- als ich den Glockenfl-rang an der Wohnung Pius Fafchings zog.
Ich war verwirrh und meine Stimme klang heifer- als man mich fragte/
wen ich zu fprechen wünfche„ und ich kann mich nicht mehr entfinnen; wie
ich in das Zimmer des Profeffors gekommen bin. Daß ich auf ihn warten
mußte- machte mich ruhiger. Ich befah die Öldrucke an den Wänden; die
Albums mit den Anfichten von Venedig und der italienifchen Schweiz
und fchlug hafiig eines oder das andere der dicken Bücher auf; die in großer
LL]

Unordnung auf dem Tifch und felbfi auf den Seffeln herumlagen. Schillers
„Abfall der Niederlande“ war darunter - das weiß ich noch ganz genaux
und ich glaube: es lag auch ein franzöfifches Buch auf feinem Schreibtifch-
das auch meine Mutter befaß und darin ich nicht einmal blättern durftez
weil Bilder von nackten Frauen darin waren. Endlich trat Pius Fafching
ein und blieb„ als er mich erblickte„ ftaunend fiehen. „Sie wünfchen?!“z
fragte er dann und runzelte die Stirn- gleichfam als wollte er fich gegen
einen neuen Streich wappnen; er lehnte fich mit dem Rücken an die Türe
und blickte mich forfchend anz anfcheinend ruhig und abwartendz allein ich
konnte doch gut merkenz daß es um feine Lippen zuckte und daß er feine
Furcht vor mir durch eine unbefangene Haltung zu verbergen firebte.
Dadurch ermutigß begann ich meine Entfchuldigungsrede aufzufagenh
die ich mir vielleicht hundertmal vorgefprochen hatte und die jeßt ganz
anders und - wie es mir fchien - bedeutend beffer ausfiel. Ich fprach„
ohne zu fiockenx fafi fließendz aber doch mit leifer Stimmeh die Augen be-
harrlich gefenkt- auf die verblichenen Mufier des dünnen Teppichs gerichtet-
der die ganze Fläche des Bodens bedeckte. Auch als ich gefchloffen hattex
hob ich den Blick nicht; es widerfirebte mir/ einem Menfchen ins Geficht
zu fehen7 dem ich ein Leid zugefügt hatte. -. * .
Ich hatte mir in meinen Träumen vorgeftelltz wie Pius Fafching
ganz gerührt und unter Tränen mir die Hand reichen;würdez mich ein-
laden würde„ bei ihm zu bleibenx feine Sammlungen zu befichtigen und
mit ihm zu plauderm und wie wir nachher„ troß des großen Altersunter-
fchiedesz die befien Freunde werden würdenf unzertrennlickz ewigh fürs
Leben verbunden. Von all dem traf nichts einh fondern es gefchah etwas.
das mich aufs tieffte verleßtez meinen jungen Glauben an Großes und
Edles zu fchwer erfchütterte. Sobald nämlich Pius Fafching bemerkt hatte-
daß meine Reue fo groß warx daß fie fafi nach einer harten Sühne begehrtez
änderte er plößlich den Ton und fpielte den Überlegenenz indem er mich
anherrfchte„ zu fagen„ was ich wolle. Er verfiehe von alledem kein Wort;
ich rede etwas her und erzähle Gefchichtenz die ihm völlig fremd feien.
Wenn ich glaube„ mir eine Heß machen zu könnenh fo befinde ich mich fehr
im Irrtum; er wiffe fchonz worauf ich hinauswollez er kenne die Sorte
und habe fie bis an den Hals fatt! Wenn ich alfo nicht verfiündez deutlich
zu redenx fo möge ich mich packen und fchleunigft verfchwinden . .
Ich wollte auffahren„ aber ich zwang mich nieder. Er ifi mißtrauifchf
dachte ich mirz und er hat ein Recht dazux denn ihm ift übel von uns mit-
gefpielt worden. Deshalb begann ich diesmal ihm voll ins Geficht fehend

i
"Zi ll '7 *' k 3': „7' t 'r' ll: W377 [tigt .7. intime-rung
,- 7'?" ruh- x7*
:JR-F*- *> 4.."
B
e
. >71
v *M ez q...
-.--
- . K VLN'. .'-
F *L "f7 2* .
7er* *. . 7.7; 7:“
*JZ-M ...MN-:ks _'
r *. WX" ..ä-*k ,FBZ- *b,'.kä*....'k**x:*.*.
- 'tk-ik' 7N) *"-“e-- 7'?“-
.' 7.77'
'V i n c e n t v a n G o g h: Säeniann. :Feten-...sg
x.
K'
Men 'der Winterausftellung der Berliner DVGW-icli
ZW'- Auiiaß von Mar Osborn
*--

-» -- een-_WW
. . .. - ._
. *. - ' 0-. . . * x1 auf den Scffeln herumlagen. S-hillert
f *-3- 2..-
- - runter - das weiß ich noch ganz genen,
„ni- 1a antun. - x . :ianzöfifaies Buch auf feinem Schreibtifclh
'cu-r .c *ih :ii-1*:: ' * . und darin ich nicht einmal blättern durfte-
Wei* But-*e rm! anti-un - --1a- n darin waren. Endlich trat Pius Fafching
ein end blieb* als :*- mä- c!‘.-!i>te„ fiaunend fiehen. „Sie wünfchen?l‘,
fragte e; dann und ri.'*.::eli-* die Stirn- glei-:hfam als wollte er fich gegen
einen neuen 'Streich .ogni-cn: er lehnte fich mit dem Rücken an die Tui-e
und dunkle mich forfehend am anfcheinend ruhig und abwartend- allein ich
konnte doch gut merken! daß es um feine Lippen zuckte und daß er feine
Furcht vor mir durch eine *tnbefangene Haltung zu verbergen fircbte.
Dadurch ermutigtp begann ich meine Entfayuldigungsrede aufzufagenp
die ich mir vielleicht hunter-mal' vorgefprochen hatte und die jeßt ganz
anders und - wie es mir faien - bedeutend beffer ausfiel. J-h french-
ohne zu ftocken7 _fafi fließen!) aber doch mit leifer Stimmep die Augen bc-
hair'nch gefenin auf die online-,nen Mußer des dünnen Teppichs geriet/tetf
der die gen-„e Fläche dcs .Ii-:ent bedcclie, Auch als ich gefehloffen hattex
hob ich den Blick nicht; ce wi:e*.firebte mirX einem Menfchen ins Gefichi
zu leben-7 dem ich ein Leid *ui-fügt hatte. :-
* .
Ich hatte mit i.. meinen Träumen vorgefiellt- wie Pin Zafohnu
ganz .-cfiihrt und .-.1 ..r [einer. mir die Hand reichen;würdez mich ein-
la*: n wird.; ,'ri 77-*: ,u ?bein-nY feine Sammlungen zu befichtigen :int
eric ibm zt. :Kai ou'. 3-1* .rfe n i:- nachher/ troß des großen Altersunter-
ick :deep die '..l'nn 7*'e1'cliki. werden wiirdenp unzertrenniichp ewigp fürs
("even verband-*77, ?Roi ai: dem traf nichts einh fondern es gefchah etwast
das mich 'id-*L ..c-'ic rene-(zw, ncincn jungen Glauben an Großes und
(Wies zu ict-r r* c **'a int- cie. »Le-bald nämlich Pius Fafching bemerkt hatte.-
d-if» w»- n .. . ..- .'.q grrf; war; daf* lie faü nach einer harten Sühne begehrte,
.mt- rkc -. t.--".*;li.h 'een Ten und 'r-ielte den Überlegenen- indem er iniay
eye. msi- 5u irgem was ich ne'ie, Er verfiehe von alledem kein We",
..;,- d her und eiza'ne (Lei-*nichtenx die ihm völlig fremd feicn.
Vic-i 1 ich gie-ile. mir eine FM; mem-*n zu können fo befinde ich mich "ehr
im gemini; er tuiffe fetten wor-:uf ich hinauswollep cr kenne die Sort'
und hebe fie bis an den .fals fait! Wenn ich alfo nicht verfiündg deutlieh
zu redenx io nik-ge ia; mia; r.icli-u und fchleunigfi bericht-binden .
Ich wollte auffahren, aber ich zwang mich nieder. Er ifi mißtrauifmf
dachte im mii-p und er bu! ein Reel-t dazux denn ihm ifi übel von uns mit-
gcfpioxn werden. Deshalb begann ich diesmal ihm voll ins Geficht fehr-.d
7L?,

Radierung
errmge.
Anders Zorn: Waff
*FM .z Vâ€œ 1
. . ,. M
KW.. ..
V f k
...v n
W ,w
n â€œll
W m.
e
8. S
. N
m .m
a l
m R
.M Bm
. o
S Nb
*. h WO
o l
eM
G .W
n am
a to
v w..
nk.-
t .1a
n ï¬,
e am
c d
n nm
.l V VZ:

_ __-
- die Schneeballfzene zu fchildern. wie fie fich zugetragen hatte. ohne
aber die Namen meiner Kameraden zu nennen. Pius Fafching unterbrach
mich jedoch und fchrie mich. ganz rot im“.Geficht. an. er könne fich nicht daran
erinnern. und es fei ihm ganz gleichgültig. was folche Buben trieben. Übrigens
intereffiere er fich gar nicht für meine Darlegungen. und feine Zeit fei
gemeffen. Ich erwiderte. ein wenig gereizt. daß ich bloß deshalb gekommen
fei. um mich zu errtfchuldigen. und näherte mich der Türe. Darauf fagte
er höhnifch und verbiffen. er könne fich beiläufig denken. was mich her-
geführt habe; ich möge denen. die mich gefchickt haben. ausrichten. daß ihm
folche Befuche. wie der meine. keineswegs willkommen feien. Womit er
die Ehre habe. fich zu empfehlen! Mit diefen Worten ging er aus dem Zimmer
und ließ mich fiehenz ich nahm. ganz rot vor Zorn und Verachtung. meinen
Hut. fchlug die Türe hafiig zu und ftiirmte die Stiegen hinab. mich und
meinen unfeligen Plan immer wieder zu allen Teufeln wünfchend. Dennoch
aber war ich zu zerknirfcht. um mir über fein elendes Benehmen klar zu
fein. und immer noch fchob ich mir die Hauptfchuld daran zu und fuchte
fein Mißtrauen zu rechtfertigen. in dem ich heute doch nur jämmerliche
Feigheit erkenne. Und wenn mir meine Tat einfi leid getan hat. fo freue
ich mich ihrer heute und lache noch oft dariiber mit dem Lachen einer richtigen
Schadenfreude.

Nun war es wieder aus zwifchen mir und meinen Kameraden und
ich ging meine Wege wieder allein. Ich las viel und rezitierte - wenn
niemand zu Haufe war - mit großem Pathos Schiller und Shakefpeare.
und ich ward immer ganz beraufcht von den vorgetragenen Verfen. fo
daß ich ernfilich daran glaubte. Schaufpieler zu werden. Ich lernte vieles
auswendig und befchloß. mich in aller Stille auf meinen künftigen Beruf
vorzubereiten. der mir als der höchfie erfchien und für den ich mich ganz
befonders geeignet hielt. Meine Eltern erlaubten mir. Ausflüge zu machen.
und fo fuhr ich jeden Sonntag in den Wiener Wald: ins Kahlenbergerdörfl.
nach Grinzing. Heiligenfiadt oder Hütteldorf und wanderte in den Wäldern.
da und dort raftend. auf den Abend wartend. deffen Schönheit ich damals
begriff. In der Dämmerung fchlug ich mich tiefer ins Gehölz; wo es ganz
dicht und dunkel war. blieb ich fiehen und hielt den Atem an. gleichfam.
als wollte ich in das Schweigen aufgehen. das feierlich und bebend rings
um mich her war. Oft umfchlang ich einen Baum. und nun fchien mir.
als berührte die Seele des Baumes die meine -: fo wunderlich fein löfie
fich ein Gefühl von mir wie etwas Auffchwebendes. So ftand ich und
begann erfi leife. dann immer lauter werdend. etwas aus einem Gelefenen

zu fprechenj und endlich fagte ich ganze Stellen aus Don Carlos oder Hamlet
her und bildete mir ein„ ich fiiinde in einem großen Saal und die Bäume
wären die Zuhörer; die atemlos und hingegeben meinen Worten laufchten.
Hatte ich geendigß fo klang das Naufchen ganz anders und feierlicher:
gleichfam ergriffen. Dann fprach ich leife ein paar Waldlieder wie einen
Gruß vor mich hin und freute mich- wie die Eichendorfffchen Verfe im
Abend klangen und in das Waldgeflüfier träumerifch hinüberfpielten.
An folchen Tagen war alles in mir gehoben und faft fchwebendz mein
Heimweg glich einer romantifchen Fahrt. Sobald ich aber im Kupee [aß
und die hohen Häufer das Nahen der Stadt ankündigtenj befchlich mich ein
feltfam weher„ beklemmender Schmerz den ich mir lange nicht zu deuten
vermochte.
Als ich in der vierten Klaffe warj trat mitten im Schuljahre ein neuer
Schüler einj der Camillo Krifieller hieß. Diefer ward mein Freund. Wie
das gefchah und was ich feiner Freundfchaft danke- will ich jeßt erzählen.
Eigentlich begann es in der Mathematikf'iunde. Ich war in diefem
Fach einer der befkenj aber es gefchah trotzdem nicht felten„ daß ia) ver-
fagtej vor der L'o'fung felbfi einer leichten Aufgabe ratlosj wie blind fiand.
als wäre eine hohe Mauer zwifchen mir und ihrj die zu überfpringen finnlos
wäre. An einem folchen Tage tat fich einmal Camillo Krifieller befonders
hervor- und je dunkler meine Kenntniffe warenF um fo heller fchienen die
feinen zu firahlen. Dies zog mich auf eine unbegreifliche Wcife zu ihm
hin z ich bewunderte ihnj und darum liebte ich ihn und feine Art- die etwas
Stolzes und doch Befcheidenes an fich hatte. Er war fehr ftillj fchweigfam
und träumerifchj aber er konnte manchmal auffahrenj und dann brannten
Flammen in feinen Blickenj vor denen man unwillkürlich die Augen fenkt
und begütigende Worte fiammelt. Ich fühlte oft7 daß ich ihm vieles fagen
könntej was ich noch zu keinem Menfchen gefprochen hattej und da ich oft
an ihn dachte und mir überlegtej wie ich wohl am beften mit ihm zufammen-
kommen könntez wuchs meine heimliche Sehnfucht nach ihm und ward bald
fo tief und groß. daß ich verlegen ward. wenn er an mir vorüber kam oder
ein flüchtiges Wort an mich richtete. Darüber ward ich ärgerlich und fchalt
meine mädchenhafte törichte Scheu„ allein ich konnte fie nicht befiegen.
und fo gefchah esj daß ich heimlich um ihn warb und in erdichteten Ge-
fprächen feine Freundfchaft begehrtej ja iah brachte ganze Abende damit
zu„ mit ihm zu fprechen und ihn mir antworten zu laffen- was manchmal
wunderbar ward- fo daß mir das Geficht zu glühen begann. Einmal aber
faßte ich mir ein Herz und lud ihn einj mich zu befuahen. Er kam nach:

mittags und war fehr freundlich aber kühl. Es wollte kein Gefpräch ge-
lingem und wir wußten keine Spiele; er lud mich aber für den nächfien
Sonntag zu fich ein: an diefem Abend find wir Freunde geworden.
Wir faßen allein in feinem Zimmer und fprachen allerlei. Schulfachenj
natürlich. Wir entdeckten viel Gemeinfames und freuten uns darüberj daß
wir viele Gewohnheiten gleich hatten „ die unfere Eltern nicht leiden mochten.
So zum Beifpiel pflegte auch er zum Frühfiück keine Semmel zu nehmen;
man könne ja fonfi die Schule verfäumen und wegen einer Semmel wird
man doch nicht friiher auffiehen! Auch er fiihrte die Gabel nicht mit der
linken .Pauly auch er hatte einen Widerwillen gegen jedes Gemüfe. Er
haßte Tulpen und ich auch; feine Lieblingsblumen waren die meinen:
Nelkc und Vergißmeinnicht. Von den wilden Tieren liebte er am meifien
den Panther und ich gleichfallsj von den Vokalen das ij von den Tagen
den Montag von den Farben grün. Nur in einem gingen unfere Anfichten
auseinander: er liebte Goethej während ich für Schiller war. Doch einigten
wir uns fchließlich zu einer großmütigen und entgegenkommenden Aner-
kennung beider, Ibfen haßtcn wir tödlich; wir hatten allerdings nicht viel
von ihm gelefenj aber Rosmersholm darin die Stelle vorkam von den
„abgelegten Idealen". Das war empörend„ ja herausfordernd! Wir
waren beide ausgemachte Idealifien. ez
In folchen Gefprächen ging der Abend him und es war dunkel im
Zimmer geworden. „Soll ich anzünden?" fragte Camilloj aber ich er-
widerte lebhaft: „Nein, Es ifi viel fchöner im Finfiern. Ich habe das Licht
nicht gern." - „Es plaudert fich hübfcherj das ifi richtig" entgegnete erj
„aber man darf nicht fo über das Licht fprechen." - „Iaj weißt du?"j
fagte ich„ „ich bin einmal geblendet worden und feitdem - . . ." - „Was'k
Geblendet?!" - „NN ich meine nur fo, Bildlich gefprochen! Aber reden
wir lieber nicht davon!" - „Warumk Ifi es ein Geheimnis?" - „Ge-
heimnis? - Nicht einmal! . . . Neinj Geheimnis ift es nicht! . . . -
Übrigens finde ich„ wir zwei follten gar keine Geheimniffe voreinander
haben!" *- „Hafi du fchon jemandem alles gefagt?" - „Niemandem,
.Haft du fchon einen Freund gehabt?" - „Neinj du ja ?" - „Ich auch nicht?"
- „Dann könnten wir eigentlich -" - „Was eigentlich?" - „Dann
'könnten wir uns eigentlich alles erzählen; nicht? und Freunde fein . . ."
- „Ia. Ießt im Finftern i" _ „Oder follen wir nicht lieber zwei Kerzen
anzündenj uns mit einem Meffer in die Haut rißen und fchwören ?" ->
„Reim ich kann kein Blut fehen." - „Alfo dann im Finfiern!" - Wir

reichten uns die Hände und fagten lange kein Wort; ia) fpürte *meinen
Pulsfchlag im Takt der Uhr„ und wie meine Wangen und Ohren glühten.
Endlich begann Camillo: „Alfo fag! Was ift das mit der Blendung ?“
- „AhK erwiderte ich wegwerfend„ „das ift eine alte Gefchichte. Übrigens:
hafi du fchon einmal einen Toten gefehen ?" - „Nein, Du ja ?‟ - „Im"
(Ich hauchte das Ia nur fo hin) - „Wirklich? einen Toten?“ - „Im“ -
„Wie hat er ausgefehn ?“ - „Wie ein Schlafender.“ -- „Alfo nicht verwef't?
Erzähle doch!‟ - „Reim nein. Verwefi nicht. Es war ein Tagh nachdem
er geftorben war . . . . Große Girandolen brannten und viel Weihrauct»
furchtbar viel Weihrauch ift im Zimmer gewefen.“ - „Wozu Weihrauch ?"
- „Ich weiß' nicht. In) weiß überhaupt nichts mehr davon„ als daß viele
Flammen waren und daß es eigentümlich gerochen hat . . . und daß der
Tote . . . “- „Was? Was war mit dem Toten?!" - „- daß er auf mich
zukommen wollte . . .“ - Camillo fchrie auf: „Auf dich zukommen?!
- Und du hafi dich nicht gefürchtet?“ - „Ich fiel in etwas Dunkles hinein„
und es fchien mirz als würde ich darin aufgelöfi.‟ - „Das verfiehe ich
nicht.“ - „Ich auch nicht. Glaubft du an Gott?“ - „Warum fragf't du?“ -
„Es ift fo fonderbar: manchmal glaube ich an ihn und manchmal nicht.“
- „Mir geht es gerade fo. Betefi duin der Nacht?" - „Nicht immer" -
„Ich immer. ich fürchte mich.“ - „Ich fürchte mich auchh aber eben des-
wegen bete ich oft nicht.“ -> „Warum 7“ - „Weil ich fehen willy wer fiärker-
ifi„ Gott oder ich.‟ - „Das ift merkwürdig; fiehfi du„ mit mir ift es ganz fo.
Wenn ich Fieber habe/ kommt etwas Schreckliches. Da liege ich in einem
Schnellen. Ich kann es nicht fo ausdrücken. wie ich es meine. Es ift eine Be-
wegung- vor der ich Angft habe und die fchnell ift. Aber. wenn fie aufhört.
dann - -i' - „Was dann?“ - „Dann fitzt Gott an meinem Bett und
fchaut mich an.“ - „Was hat er für Augen?“ - „Dunkle, Aber hör zu! -
Es ift eigentlich zum Lachen, Du lachft - ich fehe es . . .“ „Aber nein,
warum follte ich denn lachen ?“ - „Weißt du: es ift eigentlich fehr dumm.
Gott fchaut mich an und fagt: „Wer eher lacht„ du oder ich?“ und dann
wird fein Blick fo fiarrh daß ich wie zu Eis werde.‟ - „Seltfam ifi das„
Camillo.“ - „Ia- das ift feltfamx und ich könnte noch vieles ähnliches
erzählen - aber einen Toten habe ich noch nicht gefehen.“ - „Möchtefr
du das fo gerne?" - „IQ" - Da trat feine Mutter ein und fchalth daß
er noch nicht Licht gemacht hätte. So zerriß die Stimmung. Rach einigen
Worten empfahl ich mich und ging„ von einer reichen Lafi dunkler und
feliger Gefühle fchwer„ nach Haufe.
Run kamen wir öfter zufammen und wurden immer vertrauter;

nnfere Geheimniffe hatten wir alle erzählt. aber wir hatten uns doch foviel
zu fagen. daß wir uns während der Unterrichtsfiunden Briefe fchrieben.
Nicht felten gefchah es auch. daß ein folcher Zettel einem Profeffor in die
Hände fiel. und wenn es nicht fo aufregend gewefen wäre. hätte man viel
lachen können über die Gier. mit der er das Papier auseinanderfaltete.
und über das verduizte Geficht. das er machte. wenn er die Geheimfchrift
bemerkte. die wir vorfichtshalber anwandten und die änßerfi kompliziert
war. Oft lachte ich heimlich über die Ratlofigkeit eines folchen Unglücks-
menfchen. über den in dem Brief felbfi fchwcr gravierende Dinge ftanden.
die er nicht ahnen konnte. Meißens pflegte man uns die Briefe mit einem
firengen Verweis zurückzugeben. nur einmal kam es zu einem größeren
Auftritt. der aber auch keine bedeutenden Folgen hatte. Darüber lachten
wir viel. wenn wir zufammen nach Haufe gingen. und auch auf unferen
gemeinfamen Spaziergängen und Ausflügen ward über die Schule fehr
gefcherzt. die wir damals leicht nahmen. weil uns keinerlei Gefahr drohte.
Nur Montag fürchteten wir uns fehr. denn da waren wir immer unvor-
bereitet. da der Sonntag viel zu fchön gewefen war. als daß man ihn zum
Lernen hätte benützen dürfen. Nun war ich nicht mehr allein: Camillo
Krifieller und ich durchfireiften gemeinfam Wald. Weinberge und Wiefen-
land. und bald hatten wir unfere Lieblingspläße. an denen gelefen oder
rezitiert wurde. Jmmer kam ein anderer Dichter an die Reihe; Schiller.
Goethe. Shakefpeare. Leffing. Körner und Lenau waren unfer Repertoire.
Wir hielten uns beide für bedeutende Schaufpieler und Redner und be-
fchloffen. einen Verein zu gründen. den wir den ..Freiheitsbund“ nannten
und in deffen Namen wir eine Wochenfchrift mit dem Titel „ln tyrunnos“
herausgaben. Jch fchrieb Artikel und er Gedichte. Jeden Sonntag wurde
das Blatt dem Walde vorgelefen. deffen Raufchen wir in Begeifterung,
für göttliche Zufiimmung anfahen. Was hielten wir nicht für flammende.
Reden. die das fchlafende Echo auffchreckten und hinter fich herfchleiften!
..Meine Herren. die große Stunde ifi gekommen! Es ifi ein Klirren von
leuchtenden Waffen in den dunkelfien Städten. Es erheben fich die Völker.
das fchmachvolle Joch empörender Knechtfchaft in den Staub zu fehlendem.
Dinge gefchehen in diefen Tagen. von denen unfere Enkel als Gefchichte.
ja als Zeitalter der Heroen bewundernd und voll Sehnfucht fprechen werden.
Die Flamme der Revolution ift in Rußland entzündet und fchnellt empor
und jagt ihren Widerfchein über den Himmel. Alles ift rot und wie tief in.
dunkelndes Blut getaucht. Bis in unfere Lande leuchtet das Licht und ruft
und lockt zu gleichen Taten. Meine Herren! Die Stunde der Empörung

ifi nahx und wir warten nur mehr auf den Stumm der das große Feuer
herüberträgt. Unter feinem Raufchen bricht der Staat und feine Tyrannei
ohnmächtig zu blinder Afche zufammen!“ *
So ungefähr fprachen wii*- der eine dem andern ähnlich und das
Feueß von dem wir fo Begeifterten zu künden wußtem warf feinen Schein
auf unfere Wangen. „Heute haft du herrlich gefprochen'h fagte ich. -
„Auch du“„ erwiderte er„ „es war fehr fchön.“ - „Ia'h entgegnete ich
aufatmend„ „es find wundervolle Tage und es ift guy fich das zu fagcn.
Camillo.“ Aber es gab auch Stundenp da wir ftill waren und fchweigfam
neben einander gingen oder von den dunklen Dingen fprachen und vom
Tod und feinen Schreckniffen wirke Worte redeten. „Fürchtefi du dich
vor dem Sterben?“ fragte ich oft. - „Nein'h erwiderte er„ „ich glaube
nicht daran. Wie ftcllf't du es dir denn vor?“ - „Wie einen Schlafz in
dem man träumt.“ *- „Alfo werden wir dann ewig träumen? Das glaube
ich nicht. Ich meine etwas ganz anderes.“ - „Was ?“ - „Ich glaube -z
hafi du fchon von der Seelenwanderung gehört?‟ _ „IaN das ifi Unfinn.‟
- „Nein, Das ifi kein Unfinn: Darin fieckt fehr viel. Kannft du dir denn
den Moment vorftellem wo du aufhörfi„ zu denken?‟ -- „Eigentlich nicht.
Es ifi wunderbarp was du fagfi. Daran habe ich nie gedacht.‟ - „Siehfi
du? Alfo„ ich meine/ wenn ich f'terbex werde ich zu einer ganz anderen
Gefialt und mit einem ganz anderen Charakter neu geboren.‟ - „Auf
einer ganz anderen Welt?“ - „Möglich“ - „Als Tier vielleicht.“ Wir
mußten beide lachen. „Vielleicht als Tier. Es ift aber gar nicht zum Lachen
. . . Kannfi du dir etwas Schrecklicheres denkem als zum Tier verurteilt
zu fein?“ >- „Vielleicht waren wir fchon einmal in einer anderen Welt
beifammen. Oder gar in diefer?“ - „Wer kann's wiffen ?“ - „Vielleicht
warfk du Oref'ies und ich Pylades.“ - „Möglich“ - „Aber daß man fich
gar nicht daran erinnern kann!“ - „Das ifi eben das Furchtbare.“ -
„Das i| eben das Sterbenx das Auslöfchen der Erinnerung; die Seele
fcheidet vom Leib und vergißt ihn.“ - „Jax er ift ganz Nebenfache.“ -
„Wer weiß alfo/ Camillo- was für herrliche Dinge wir nicht fchon gefchout
haben!“ - „In einem früheren Leben . , .“ „Und od wir nicht bei vielen
Taten dabei gewefen find„ von denen wir heute erfi lernen miiffen.‟ -
„Das wäre prachtvoll fich auszudenken.“ -- „Das wäre wundervoll.“
*- „Darüber könnte man ein Stück fchreiben“ . . . „Und uns fo hineinlebenr
bis wir felbft die Zufammenhänge erkennen . . .“ *- „Im du - das wäre
eine unendlich große Idee.“ - „Alfo gut - verfchieben wir das weitere
auf den Sonntag.“

So gingen unfere Gejpräehe ruhig hin„ von einer leifen Erregung
geführtx wie Bootey die [ich von [anfter Strömung treiben laffen. Aber
einmal kam Camillo [ehr aufgeregt zu mir und flüfierte mit zux er mülie
mir etwas Wichtiges mitteilen„ ich dürfe es aber ja nicht weiterfagen. Wir
zogen uns in ein leeres Zimmer zur-iich wo wir vor Störung licher waren-
und als ich ungefiüm fragte„ was gefchehen feix lächelte er feltfam und er-
widerte- er könne es doch nicht lagen. Ich drang in ihnx aber vergebens:
er hatte es fich überlegt und könne es nun nicht erzählen. Erfi als ich ihm
drohte- in Hinkunft auch fchweigen zu wollenX und heftig zu werden begann-
fagte er zögernd„ ohne mir ins Geficht zu fehenx die Wangen von flammender
Nöte übergoffen: „Es ifi nichtsh Clemens„ . . . ich wollte nur . . . ich
habe heute . . . ein - nacktes Mädchen gelehen.“

. *1 .4, .

*' Drittes Kapitel. * _

Eine Flöte tönt im Wald„ lockt: rate dochh wo meine Heimat ifi! Es
ifi ein ferner leifer Klang- und die Seele ahnt einen Engel- der hinter einer
Fichte fieht und auf filberner Sihalmeie bläft. Nah und näher kommt
der fiiße Lautx warhfend an der Sehnfucht des ?llöanderndeny und ehe der es
[ich verfieht/ |eht er erfthrocken in der Lichtung und fieht die Wiefe weit
im Abend liegen und die Herde und den Hirten: läffig hingefireckt- die
Flöte an den Lippen. Da laufeht der Staunende tief in fich und fragt lieh
lächelnd„ wie es kam. -

Ach: wie es kam- wohin der Ton mich führte: ich will es erzählen.
Ich will denken: es hätte mir einer dies vertrauy den der Klang wie mich
gelockt hat: bis zum Hirten hin. Kein Engel blies es auf lilberner Schalmei -:
es war nur das erfie Lied des Lebens. Ich fehe das Bild wie damals und
das Feine der Melodie ifi mir tief im Gehör geblieben. Dureh alle großen
Gefinge- die über diefe Seele hinfchollenX zog [ich der ecfie Tom und wenn
ich ihmh allzu hingegebenh laufcheh kann es gefchehem daß er mich Ruhigen
wieder ins Wandern fchickt.

.c *7 .
..3 a *

Da war einer meiner Mitjchülerh der Herbert Ludwig hieß. Der war
immer iehr fein gekleidet und hatte einen goldenen Ring am reehten Mittel-
finger. Das fiel auf. Er war nicht fonderlich hübfclx aber er hatte ichönes
braunes Haar; das in Locken gebrannt war. Um deffentwillen bewunderten
ihn die meifien mit Ausnahme der Sozialdemokraten und Anarchifien in
der Malie. Aber ihn forht das nicht an: er hatte einen großen Kreis von

Anhängern um fich gefmart. die ihn vergötterten und alle feine Ausfprüche
weiter trugen. Mit ihrer Hilfe gelang es ihm. fich am Schluffe des Jahres
durchzudrücken. obwohl er nie etwas Rechtes arbeitete und lieber in den
Gärten fpazierenging oder auf dem Korfo in der Kärtnerfiraße auf- und
abpromenierte. Mit diefeni in feiner Art merkwürdigen Knaben traf ich
nun eines Sonntags ganz unerwartet auf der Hohen Warte zufammen.
wohin ich mit meinen Eltern und Schwefiern einen Ausflug gemacht hatte.
Er kam auf mich zu und begrüßte mich herzlich wie einen Freund. und fo
wurden unfere Familien miteinander bekannt, Er fprach viel und lebhaft
mit meinen Schweftern und bemühte fich. Fremdwörter anzubringen.
auch fireute er allerhand galante Redensarten ein und machte fo den Ein-
druck von Wohlerzogenheit und Weltgewandtheit. was mir fehr imponierte
und auch meinen Schwefiern fo gefiel. daß fie noch viele Tage von ihm
fprachen, Da aber auf dem Heimweg Freundinnen Angelikas unvermutet
zu unferer Gefellfchaft fiießen. fo fchloß fich Ludwig an mich an. und wir
kamen in ein Gefpräch. in dem ich viel neue und aufregende Dinge erfuhr.
Er fagte mir manches. was ich früher zwar fchon geahnt hatte. aber doch
ohne es klar erfaffen zu können; auch löfie er mir gewiffe Rätfel. über die
ich oft nachgedacht hatte und worüber die Erwachfenen lächelnd zu fprechen
pflegten. Ich war allerdings fchon früher -wie man fo fagt. aufgeklärt
worden. aber ich wußte doch nur das Wefentliche der Dinge und war in
vielem noch ein Kind. Diefes Gefpräch mit Herbert Ludwig nun zerriß
in mir etwas und ließ mich in ein weites halbhelles Land fchaun. Ich ging
fiumm neben ihm und verriet durch nichts. wie tief mich feine Worte er-
regten. Meine Sinne waren angefpannt. und ich hatte Mühe. fie zum Aus-
ruhen zu bringen. Unter vielen anderen Gefchichten erzählte mir Herbert
Ludwig auch eigene Abenteuer. die höchfi verwegen klangen und mir viel
Achtung vor ihm einflößten. Er fah allerdings größer und männlicher aus
als ich (man mochte ihn vielleicht für fechzehn Jahre halten). aber fo Großes
hatte ich noch nicht erlebt. Er hatte einmal ein Mädchen angefprochen
und begleitet und wäre fafi in ihr Zimmer gekommen - aber zum Unglück
fei die Mutter plößlich vor ihnen gefianden. und dann fei er gelaufen.
foweit ihn feine Füße trugen, Er wundere fich über mein Staunen. Ob
ich denn noch mit keinem Mädchen gefprochen hätte? Ich fchämte mich und
fenkte den Kopf, Darauf gab er mir. meine Armut an Erlebniffen bedauernd.
»etliche Ratfchläge. erzählte einige Einzelheiten. legte feine Anfichten über
Frauen und Mädchen dar und verfprach mir. wenn ich zu ihm käme. viele
intereffante Artikel aus dem Konverfationslerikon vorzulefen. Auch wolle
'o

er mich einem wunderfchönen Mädchen vorfiellen. das mich von der Straße
her kenne. Sie heiße Leonore Alberti und wohne am Schottenring. Ob
das nicht ein fchöner Name fei? Sie wäre oft im Volksgarten. und alle
bewunderten fie. Man fagte. fie hätte fchon ein Verhältnis. mit einem
Doktor. einem Schriftfieller. Arel Jungental. Ob ich den Namen fchon
gehört habe? Herbert Ludwig hatte fie einmal des Abends nach Haufe
begleitet und fie hätte ihm erlaubt. ihre Hand zu küffen. Wenn ich ein-
verfianden fei. könne er fie mir vorfiellen; ich würde mich ficher in fie ver-
lieben.
Ich fprach auf dem ganzen Weg nur wenig; ab und zu warf ich ein
Wort hin. das mein Verfiändnis für feine Erzählungen bezeugen follte
und worauf ich ein bißchen fiolz war. fo daß ich mir auf einmal wie er-
wachfen vorkam. Trotzdem ward ich ein leifes Gefühl der Abneigung gegen
Herbert Ludwig nicht los. ja er fchien mir manchmal geradezu widerwärtig.
Seine fafi an Fridolität grenzende Sicherheit fiieß mich ab. der überlegene
Ton und die glatte Art des Dozierens. darin er fich gefiel. empörten mich
beinahe. und oft war ich nahe daran. ihm ein höhnifches Wort entgegen-
zufchleudern. Allein: was er fagte. rührte etwas in mir an: ein Schlafendes.
das langfam ins Erwachen kam. Ich wußte dafür keinen Namen - aber
ich vermochte es dunkel zu deuten. Ich dachte an mein eigenes großes Er-
lebnis und verglich es im fiillen mit dem feinen. und je mehr ich mich mühte.
die Gegenfäße zu erkennen. um fo tiefer ward mir klar. was mich von den
iibrigen trennte. und ich fah fiaunend und fchmerzlich zugleich. wie viel
Licht auf das Leben Herbert Ludwigs und der anderen fchon ausgegoffen
war. während ich im Schatten ftand und die fonderbaren Träume des Todes
träumte. Während ich die Kraft meiner Jugend nuhlos in trüben Grübeleien
vergeudete. tauchten die anderen tief in die Fluten der Luft und des Lebens.
die zu meinen Füßen hinfloffen - ich aber mußte am Ufer fiehen und
warten . . , .-
Nun hatte ich eine köftliche Nacht zum Denken. Ich lag im Bette
und fah auf den fchmalen Streifen Mondlicht. der das Zimmer faft in
zwei gleiche Teile teilte. an der einen Wand emporfiieg und fich oben in
den nebligen Schatten auflöfie. der ihm wie ein breiter. unregelmäßiger
Fluß entgegenkam. Ich horchte um mich: es war alles fiill. Nur manchmal
kam aus einem der Nebenzimmer ein leifes Geräufch herüber. als ob fich
jemand im Bette umdrehte oder fich fefter in die Decke hüllte. Viele Ge-
danken flatterten mir zu Häupten und erfchreckten den Schlaf. der es nicht
erwarten konnte. feine Hände auf meine Lider zu legen. Doch es war
12!

feltfam: ich hörte die Reden Herbert Ludwigsx und fie klangen an mir
vorbei„ nur etwas blieb in mir„ und es war wie eine fingende Stimme„
die fich ins Schweigen verlieren will. Das war: ich dachte an Leonore
Alberti. Ich hatte fie nie gefehcn„ aber ich dachte an fie und f'tellte mir vor.
wie fie ausfah. So kamen meine Gedanken langfam an allen Mädchen
vorbeij die ich kannte/ und ich fagte ihre Namen her und fragte mich- ob
fie fchön feien- Ich fah. wie ich mit Life Fellner über eine Wiefe gingt die
ganz tief in der Sonne lag. Wir gingen weit voneinandeß denn es war
ein Schatten zwifchen unsh den ich mir nieht erklären konnte. Ich fah ihre
Hände und dachte daranj was Herbert Ludwig zu Leonore Alberti gefagt
hatte . . . und es kam mich eine Lufi anj um das gleiche zu bitten und
meinen Mund an die kühle fchmale Hand zu fchmiegen. Das war dumm-
fühlte ichj und da ich nach den Worten fuchte- überflutete mich eine heiße
Wellet gleichfam als wäre mein Wagnis Wirklichkeit geworden. Da ward
es mir klarz daß ich nie und nimmer das Herz haben würdej Life Fellner
zu berührenj und ich erfchauerte in einem eigentümlich füßen und bangen
Gefühl bei dem Gedankem ich könnte fo nahe neben ihr hergehenx daß
mein Arm den ihren fkreifen mußte. Zugleich gingen heißere Bilder durch
meine Träumez und ich mußte an ein Erlebnis meines Kameraden denkem
das mein Blut dunkel erbraufen ließ. Ich fah mich in einem tiefen Wald,
in dem ein klarer Weiher lag. Wenn man hinter dem Stamm einer großen
Eiche kauertej konnte man fehenj wer im Weiher badete. Und ich fah viele
fchlanke Mädchenleiber aus der Tiefe emportauchem indes andere vom
Waldufer gefchmeidig in das Waffer glitten. Und es war ein unaufhörliches
Spiel der weißen Körper: immer fiiegen neue empor-j immer tauchten neue
hinein. Als ich zuleßt alle erkannte und mit Staunen und einem traum-
haften Gefühl die Gefichter der Badenden betrachtete„ da bemerkte mich
Agathe Marhold und zeigte mit dem Finger auf mich„ und nun lief icht
foweit mich meine Füße trugen. Obwohl ich fafi im Halbfchlummer war-
merkte ich dochj daß ich diefen Ausdruck erfi vor kurzem gehört hatte. und
nun erinnerte ich mich- daß es Ludwig war- der ihn gebrauchte. Dann
kam eine leife wallende Sehnfuchtj und ich entfann mich eines wohligen
Gefühlsz nach dem ich plötzlich ein ungefiümes Begehren empfand: ich
hatte einfi mit Angelika zufammen in einem Märchenbuch gelefenz und
da wir beide die Köpfe tief in das Buch gefenkt hatten„ fo waren Angelikas
Haare oft an meine Stirn oder an meine Wange gekommen. Ich fpürte
den feltfamen Duftz und ein geheimer Schauer kann durch mein Blut.
Ich fah Life Fellners langes Haar und fühlte es feidenweich an meinen

Wangem ich fah - aber hier fchlief ich fchon - wie fie mit ihrer weißen kleinen Hand die meine ergriff und in ihren Locken wühlen ließj fo daß alle meine Worte fich überfchlugen und in die verworrene Sprache des Glückes verirrten . .
Hierauf träumte ich: ich war ein Ritter und ritt durch einen dunkelgrünen Wald zu einem Schloß. Das ftand auf einem Berg im Mond und war in allen Fenfiern erleuchtet. Ich flieg vom Pferd und trat in den Hof Z von ihm führten hundert Stiegen zu unzähligen kleinen Gemächern. Auf einer ftieg ich emporj und ein Diener öffnete mir eine Türj die ganz aus Amethyfi war. Das Zimmer war klein und fenfierlosj eine goldene Lampe brannte auf dem Tifchz und das Licht fammelte fich auf dem Boden wie zu einem See. Plößlich kam eine Frau in lofen Gewändern von einer geheimen Tür; fie ergriff meine Hand und fagte: „Lös mir die Spange an der Bruft.“ Aber ich getraute mich nichtj und wie ich mich verwirrt rauf-.h- fiand eine andere vor mir und fprach: „Nimm mir die goldene Nadel aus dem Haar.“ Da hob ich meine Hand und griff nach dem Kopf der Nadel - aber da löfie fich das Haar wie von felbft und fiel herab und überfchiittete meine Hand und verdeckte fie ganz rnit dunkler Fülle; und alles glitt und begann fich irgendwie zu fenkenj und es glitten die Kleider beider Frauen langfam wie im Takt einer verzauberten Melodie. Ich aber wagte nicht hinzufchauen und wandte mich ab„ das Geficht vor Scham im Mantel verbergend. Da fliegen Frauenbilder aus dem Rahmen und fangen und lächelten und griffen nach mirj und auch ihre Kleider begannen zu gleitenj bis das ganze Zimmer fank und in Finfiernis verfchwand. Und in dem großen Dunkelj das mich kühn machtej fo daß ich nach den Frauen zu tafien begannj blihte etwas auf. Ich fühlte einen Stich in der Brufk wie von einer Nadel oder einem Stilet. Da fchrie ich auf und erwachte mitten in der Nacht. Die Sterne fianden hochj und kühles Licht kam vom Himmel. Ich fchlief nicht mehr ein und lag wach bis zum Morgen - da fühlte ich den Klang der Flöte wunderbar . . .

Fortfeßung im nächfien Heft

Wilhelm Münch:

Ein Leben in Briefen

Fafi immer heißt man Briefe willkommenx aus denen fich uns das
Bild eines bedeutenden Lebens ergänzt- das aus großen Leiftungen zunächfl
gewonnen wurde. Man fieht fehr gerne die fchlirhte Innenfeite zu der
glanzvollen Außenfeite. Man blickt auch wohl mit einer Art von Neugier
in das intimere Leben der vor der Öffentlichkeit ftehenden Menfchen hinein-
oder mit Wißbegier auf das Werden ihrer Perfönlichkeit und ihres Werkes-
und mit Sympathie auf das MühenF Sorgen und Ringen„ das fafi niemals
gefehlt hat- wo ein großes Ergebnis uns vor Augen fieht,

Einige unter den Berühmten aber haben jufi durch ihre Briefkunft
ihre geifiige Bedeutung dargetan und ihren Ruhm erworben. Es ifl nicht
Zufall/ wenn uns hier fogleich eine Franzöfin- Madame de SEvigne, in
den Sinn kommt. Die Kunfi des Brieffchreibens hat doch offenbar mit
dem franzöfifchen Genius viel zu tun: alle befien Seiten der franzöfifchcn
Geifiesanlage kommen dabei ins Spiel; und wenn diefe Kunfi- wie es
gegenwärtig den Anfrhein hay aus der Welt *i>erfclnrinben__wolltex in
Frankreich müßte fie doch am längften fich behaupten.

In diefem Jahre nun ift zu Paris die fehr umfaffende Sammlung
*von Briefen eines Mannes erfchienenlY der - das möge fogleich gefagt
werden - durch diefe Briefe Anfprurh gewinntX von Gebildeten auch
außerhalb der franzöfifchen Welt gekannt zu werdenx der von nun an als
geifivoller und feffelnder Schriftfteller in die Reihe der guten literarifchen
Namen eingefchloffen werden muß der aber auch durch den Inhalt feiner
Briefe allen denen intereffant wird/ die an der inneren Gefchichte Frank-
reichs während des fo bewegten mittleren Teils des neunzehnten Jahr-
hunderts Anteil nehmen. Niemand wird beftreiten dürfenx daß hier eine

1) Ed m o n d N o uffe: „hella-68 ii un ami.“ 'fame l. ll. Paris-
Hachette. Herausgegeben von G. Picot- G. Bellet und E. Haguenin.
(Letzterer der bei uns wohlbekannte Profeffor der franzöfifchen Literatur
an der Univerfität Berlin).

kulmrgefchichtliche und nationalpfychologifche Quelle von hoher Schätz-
barkeit vorliegt.
Der Name Ed m on d R o u ffe klingt bis jetzt fchwerlich vielen
Deutfchen oder überhaupt vielen Nichtfranzofen bekannt ins Ohr. Er
ifi allerdings fiinfundzwanzig Iahre lang einer der vierzig Unfierblichen
gewefem aber diefe Würde war ihm nicht etwa zugefallem nachdem er
als Schriftfieller fich einen Weltruf gefichert hatte. Die Mitglieder der
franzöfifchen Akademie feßen fich ja herkömmlich aus verfchiedenen Gruppen
zufammen; grundfäßlich kommen fozufagen verfchiedene geiftige Pro-
vinzen darin zur Vertretung. Rouffe hat zwar im Laufe feines Lebens
etliches Literarifche veröffentlichtj aber er ifi in die Akademie aufgenommen
worden wefentlich als ausgezeichneter Vertreter der gerichtlichen Be-
redfamkeit; und daß mit diefer Beredfamkeit die Sprache„ ja die fpezififche
nationale Geifteskultur ebenfo würdig und verdienfilich gepflegt werden
kannj wie durch fchöngeifiige oder auch formftrenge wiffenfchaftliche Schrift-
fiellereij diefe Anfchauung wird man billigen könnenz namentlich wenn
eine f olche Pflege der Beredfamkeit vorauszufeßen ifi„ wie fie bekanntlich
innerhalb des franzöfifchen Barreau tatfächlich zu Haufe ift. Es liegen
denn auch im Druck vor: .,l)j8(:0ur3, plaiäoz-ers et deurres clirerses“
von E. Rh neben einer größeren Arbeit über Mirabeau und noch etlichem
andern. Aber welches auch der Wert diefer Arbeiten fein mag; fo viel
Intereffe wie die Sammlung feiner Briefe können fie fchwerlich erwecken.
Und zwar find alle diefe Briefe an einen und denfelben Empfänger
gerichtet. Fünfunddreißig Iahre lang (von 1845 bis 1880) fchreibt der
junge und dann allmählich alternde Parifer Advokat Edmond Rouffe an
den ihm während der Studien- und Vorbereitungszeit nahe gekommenem
dann aber als Advokat in feine kleine Provinzialftadt (Sedan) überge-
fiedelten Henri Vefferon Brief auf Briefj felten mit langen Unter-
brechungenj und zwar meift ausführlichej inhaltreiche Briefe„ nicht bloß
um in die Provinz hinaus zu berichtenj was in der Zentrale des Weltlebens
vorgeht in Literaturj in Politikj in der GefellfchaftF auf der Straßej im
Iufiizpalaft: fondern offenbar noch weit mehrj um fich irgendwohin aus-
zufprechenj um die Unruhe feines empfänglichen Innern; um die Be-
wegung feiner überaus fenfitiven Seele durch Einkleidung in Worte zu
bannenj und offenbar ifi ein echtes fchriftftellerifches Bedürfnis dabei im
Spiele. Diefe Briefe find gefchrieben mit all der Lebendigkeiß der fprach-
lichen Feinheih der ftilifkifchen Ruhe und Sicherheitj wie fie nur den be-
rufenfien Autor zieren: dabei gibt ihnen ihre intime Befiimmung und

die Echtheit des Empfindens ein erhöhtes Leben. Rouffe erholte fich offenbar in diefen Ergießungen von der Trockenheit feiner Berufsgefchäfte, von Ermüdung wie auch von Leid und Sorge: denn daran hat es ihm während eines großen Teils feines Lebens nicht gefehlt. Er fühlte auch von Haufe aus in fich etwas vom Dichter; er hat diefem Drang in jungen Jahren wenigfiens in der Stille und ohne Selbfiüberfchätzung nachgegeben; und diefe Neigung war es; die ihn mit dem ähnlich gefiimmten fpäteren Empfänger feiner Briefe überhaupt zufammenführte. Säfon die Dichterlektiire feiner Schuljahre hat auf ihn fichtlich in ungewöhnlicher Weife gewirkt; und er wird nicht müde; lateinifche oder auch griechifche Verfe in feinen Briefen zu zitierenh ja feinen tieff'ten Empfindungen gibt er gern Ausdruck mit folchen Zitaten.

Aber er hat dann anfiatt Poet Advokat werden müffen; und nach fehr befcheidenen (in Rückficht auf materiellen Erfolg befcheidenen) Anfängen ift ihm nur ein allmählicher Auffiieg möglich geworden. Da wandeln fie mit oder durch einander in den Vorräumen des Gerichtsfaals; in der gleichen Robe und mit dem gleichen Barett und reden von einander als Meinst-83. Aber der eine hat eine Iahreseinnahme von 100000 Franken; und der andere ifi überglücklich; diefem als eine Art von Sekretär zu dienenf einen großen Teil der Arbeit abzunehmen und dafür 1200 Franken im Jahre einftreichen zu dürfen. Denn der Sprößling einer alten Parifer Familie aus dem gebildetf'ten Bürgerfiande; der Sohn eines einfi vielbefchäftigten Notars; in den freundlichfien Familienverhältniffen aufgewachfen; er erlebt den finanziellen Zufammenbruch des Vaters und muß eine Reihe peinlicher Sorgen und bedrückender Schwierigkeiten durchmachen; die er; ungleich empfindlicher als robufiere Naturen und weich gemacht durch die Zartheit und Jnnigkeit der die Familienglieder umfhließenden Bande; auch verwöhnt durch die angefehene Stellung von ehedem; doppelt und dreifach fchmerzlich empfindet. Nur ganz allmählich alfo; im Laufe mancher Jahre; arbeitet er fich empor; erringt rednerifche Erfolge; wird 1870 zum Vorfieher (Ww-mißt) der Adookatenfchaft gewählt und darf zehn Jahre fpäter daran denken; fich um einen Siß in der sensitmje kraogujee zu bewerben (ohne perfönliche und ausdauernde Bewerbung. ohne demütiges Stimmenfammeln geht das bekanntlich nicht ab); der ihm denn auch zuteil wird und ihn felbf't nebft allen. die zu ihm gehören und halten; mit einem Jubel erfüllt; wie er nach der nationalen Schäßung diefes Erfolges felbftverfiändlich ift.

Aber zwifchendurch denn auch alle__die großen nationalen Erlebniffez

die Februarrevolution von 1848 und der blutige Juniauffiand desfelben
Jahres (wobei er zufammen mit feinem Bruder als Nationalgardifi fehr
ernfilich ins Feuer kommt» der Übergang zur Pröfidentfchaft Louis Na-
poleonsz das Kaifertum„ der deutfch-franzöfifche Krieg/ die Kommune
von 1871: das alles erlebt diefer fenfitive Kulturmenfch mit fo viel Unmutz
EntrüfiungF Schmerz- daß er aus tief melancholifcher Lebensfiimmung
nicht herauskommt -- oder vielmehr nicht herauskämez wenn er nicht
vermöchtß fich immer wieder zu fich felbft zu flüchten und in hinreißenden
Ergießungen feines Inneren fich felbfi zu befreien. Dem Freunde „fern
in den Ardennen" wird alles übermitteln und mit viel Äußerungen der
Herzlichkeit und treuen Anhänglichkeit ift es durchwoben. Und als während
des großen Krieges die Verbindung unterbrochen ifiz wird in ein Tage-
buch alles eingetragenz was der Freund in der Provinz nachher von den
Erlebniffen und Empfindungen des Freundes in der Hauptftadt erfahren foll.
Diefes Kriegstagebuch„ dem fich das über die Zeit der Kommune
anfchließß füllt die erfte Hälfte des zweiten der beiden mächtigen Bände.
Begreiflicherweife ifi diefem eingefleifchten Pariferz der in der ganzen
Welt eigentlich nur von feiner Stadt etwas wiffen will und nach jeder
nötig werdenden Fahrt hinaus ins Land mit einer Art von Wonne in fie
zurückkehrtx der mit der überkommenen franzöfifchen Kultur fo im Tiefften
verwachfen iiiX begreiflicherweife ifi ihm. wie fo vielen feiner Landsleutez
der Erobererzug der Deutfchen nach Frankreich herein wefentlich eine
unerlaubte Brutalität; es fchaudert ihn bei dem Gedanken/ daß Deutfche
als Sieger über die geheiligten Boulevards fchreiten könntenz er glaubt
an alle Unmenfchlichkeit der deutfchen Truppenz an allen edlen Heroismus
der franzöfifchen Soldatem an die grandiofe Hinterlift des Ungeheuers
Bismarck und auch an die ganz unedle Seele König Wilhelms. Wir
deutfchen Lefer können durch dergleichen nicht mehr überrafcht werden.
Und wie hier der Verfaffer nicht über den Gefichtskreis des Durchfehnitts
feiner Landsleute hinausblicktz fo hat diefes ganze Kriegstagebuch natur-
gemäß auch nicht an dem ftilifiifchen Wert der Briefe teil. Aber gerade
das Tagebuch hat man zunächfi (um 1882) veröffentlichtX und fpäterz
längfi nach dem Tode des Empfängers find denn auch größtenteils die
Briefe der franzöfifchen Leferwelt (im Cokkesponännt) zugänglich gemacht
worden. Die gegenwärtige Buchausgabe konnte nur gewiffe Ergänzungen
hinzufügen- nachdem der Autor feinen Freund non) um 25 Jahre über-
lebt hat und erf't 1905 im Alter von 88 Jahren gefiorben ift. Ifi es alfo
doch nicht eigentlich fein Leben„ was in den Briefen fich fpiegelh fo find

es 35 Jahre aus diefem Leben. die Lebensjahre von 28 bis 63. von der
beginnenden Selbfiändigkeit bis auf die Höhe der Anerkennung und der
Ehren. alfo doch der Kernteil diefes Lebens. Und wenn uns deutfchen
Empfängern des Buches etwa zunächfi gegenüber dem Namen Edmond
Rouffe eine Frage kommen möchte wie: was ifi uns Hekuba ?. fo vermag
die Lektüre felbft uns doch leicht in ihren Bann zu fchlagen. Um des echt
Menfchlichen willen. und um der fchönen Lebendigkeit willen. um des
Reichtums der inneren wie äußeren Erlebniffe willen. doch der inneren
weit mehr als der äußeren.
Aber man wird damit zugleich in ein wichtiges Stück Kulturgefchichte
hineingeführt. Denn von dem. was zur Kultur gehört oder gerechnet
werden kann. ifi dem Verfaffer wirklich nichts fremd und fern. Und wenn
er die politifchen Vorgänge von der Höhe verfeinerten Menfchentums aus
betrachtet. fo ifi das für den Lefer ein Gewinn mehr. Fiir Nichtfranzofen
freilich wäre die Beigabe von allerlei erläuternden Noten wünfchenswert
gewefen. aber felbfi manchem unter den eigenen Landsleuten dürfte der
Verzicht auf folche doch unerwünfcht fein. Das Verdienfi der Herausgeber
würde fich erhöhen. und daß fie - wie es in der Vorrede heißt - fürchten
müßten. den gebildeten Lefer zu beleidigen. wenn fie ihm nicht die Kenntnis
diefes Stückes franzöfifcher Vergangenheit zutrauten. war doch vielleicht
eine Täufchung. Es wäre ja wefentlich auf Art und Ton der Kommen-
tierung angekommen. Manche Geftalten. die um die Mitte des vorigen
Jahrhunderts im Lichte des Tages fianden. find doch inzwifchen weit in
den Schatten entwichen. manche literarifche und fonftige Tagesfragen
find den Neueren dunkel geworden. Das Jntereffantefie bleibt freilich
das feelifche Erleben des Brieffchreibersz man lief't oder rät fich auch in
das zunächfi nicht ganz Aufgehellte hinein. man lernt einen M e n f ch e n
kennen. was auch heute bei aller zeitlichen und fonf'iigen Entfernung von
der Ara des Diogenes nichts fo Geringwertiges ift. man lernt ihn von
innen kennen. nicht durch irgend welche Laternenbeleuchtung von außen
her. den Typus eines feinen Kulturmenfchen. der doch zugleich - neben
innerer Unabhängigkeit - die Natürlichkeit und Unmittelbarkeit fiäj bewahrt
hat.
Es if't offenbar nicht Ziererei. wenn er in diefen vertrauten Briefen
viel über einen Zufiand geifiiger Dumpfheit. über Verfagen feines Könnens
klagt: die Dummen find es eben nicht. denen der Unterfchied von Licht und
Trübe zum Bewußtfein kommt; wie es den Weifen vorbehalten ift. zu
wiffen. wieviel fie nicht wiffen. fo fühlen die wirklich Begabten am fchmerz-

haften. was fie nichtvermögen. Aber hübf-.h ifk es. wenn der B7'effrhr-iher
.7. V. über eine neue und allgemein begrüßte lit-:rartfche Eefcheirumg ein
n*weichendes Urteil fällt und alsbald dreh in feine gerihtliche *ltr-:rie
fill) "erfeßt fühlt und um feiner peffitnifiifthen Stimmung willen it's* *,'elb'fi
es def-:ngenen Richter feierlich ablehnt. (F3 me :rouge ile router 1 'i*)t..--,>
Denn die Sch-iftfieller und Kiiitflier. die hier mit ihr-in Neueft-„n :ie Welt
-n Ai-fregeng verfehen und den Brieffchreiber einigermaßen mit_ fiir :77s
ß hen fie nun in hiftorifger Ferne und längft fertig etii *tc-er;- t3-, .' Nero
als Autor der llistaire au Consul-tt, Lamartine wie Murat 'ni .*:eti
füi-.eren Sachen. Muffet. Ponfard. Augier. Horuce Verne' tu. --tr ue
.zeZJg-:ntlicheu Zweifel und Vorbehalte unferes Autors gez-nude; der
..nei-meinen Begeifterung find inzwifthen oerförlich fank'tto-.iieri .rote n.
-aterlier ifi es doch eine Ehre. zur reinen ?eit innerlich zu C“- '1- .1- -
Keuter'. zi; haben. Ähnlich flebt es übrigens *rt-.o u*-'t *er 2"“. *- *i-
*- - *,:olit-.fahen Vorgänge. Gefii-tien. Stimu urn-q; i1b.**--r-. ori-r .' -- '
.-. h ganz anders. infefern hier die Urteile i.. .u-.r t-:tc
unendlich viel .Hohlheiß Sieg der Phrafe. innere "i- r-
***.n*i,.'-*-.., c
und W-.rtlofigt'eit bei Ziihrern und Gefährten gefunden turk. Z * n. *'*
der Umwiilztmgen des Jahres 1848. d .nn des liber-_range zi-.n Kathrein-:-
-and in deffen weiteren Stadien.
Eigentliah ifi es immer der höher.- ,".' ni-_hemrcrh den der Verfaffer
:mißt (und in der breiten Sthicht wie nut-:- den fich Vordcängenden
*'.äq wiirde 'oerntiffen mijffen). Denn: .- .ai 17.. man nun, j'ai
i,- - zu! cl'an poi-te- pl ,18 quo lo tits (l'ttil 'rc-l*: -i- :Z *'- l im? er immer
:-* '.n ihm fiihrten Werten ein-r alten Zu'. -*.-r.-.. .- --r Ö -r'k :ue: feinen
:un :.i:nf>)iichen Sympathien fiir die trugen 'lO-i1 * .- '-»l-re.:e niihl
frei man-en. verfteht die Sprache der neue-i Keil n-- 7.- * (1'. der erfi
Dreißkgjahrigei). „b-es til-t8 iii-t pet-I: leur se-i.- -, 'm tr-tiaunuireq*
.cc nt a *glu-*i* “ Was bedeute*- ;--;;t Worte wie Religion. Zi'.- * »Mental-r?
*3s fetteint. daf, dem gro-Za. :nn-k. das man die Menfchheit tre-1:. --n neues
'“ orachbuch gefchrieben werden fell. Ju den bejten Worten ift r c* .- *l' *'*c'chen
K* Gegenwart du* wahre Inhalt gefihwunden. „Di-'antik - ?rc
.--n le' keine 7 04 ». t-ils äe graue), 8i110n i'0rgueill“ Und Wei-'le t - ("Pf-
*Kandelbarkeit - ei den Zeitgenoffen! „Immer miZffen fie vor .rg-nd
' ?kk-ticket! platt auf dem Bai-che liegen! Nachdem fie no-.h gefiern
'-:*t republik-1:»ifrki-deniokratifrher Verfaffung haben ine* Werk feß-n
. kriffer' fie heute die Stiefel eines ebenfo fragwürdigen wie hart-
-- *Thuner* tendenten. dcr zweimal ein Affenfviel um die Kaifer-
,l
/

Ei?: Lehr-**1 :n Briefen Wilhelm Münch
_. *4....* . . ...- .._._„._-.-.._-
c'. i- _'.1-re an.. diefem Leben. die Lebensjahre von 'ZK bio' 63 von 'ot
.-5- ..-1 n Zclbfia'ndigleit bis auf die Höhe der Anerkennung und der
i .-e. - .--fe cock* der .Kernteil diefes Lebens, Und wenn uns d-:atfct-..a
.Yu-.itt'lar'q des Buches etwa zunächfi gegeniiber dem Namen Een-.ont
.*--t-.iic .--'ne *Frage kommen möchte wie: was ifi uns Öekuba?. fo v* rn. 1a
**.i . um felbfi uns doch leicht in ihren Bann zu fchlagen. Um des mt.-
ü'*.-**fi..i.hcn willen. und um der fchönen Lebendigkeit willen. um dcr-
!!.ichtume der inneren wie äußere-n Erteixniffe wiilen. doch 0er '-nnerr.-
weit mehr als der äußeren,
Aber man wird damit zugleich in ein wichtiges Stück Kulturgeieixiar.-
bruch-geführt. Denn von dem. was zur Kultur geb-,ier oder gerechru
werden kann. Lfi dem Verfaffer wirkl7ch nichts fremd und fern. lind io-*n-i
er die t-olitii-oex' Norgäng. von det .höhe verfeinerten Menfchentn-n: .* :-
betrachtet 1* ifi das für den Lefer ein Gewinn mehr. Für Michcfra- ii"-
freilich t-,ire --e Brigade von allerlei erläuternden Noten Winfried...
gewefen. aber feldfi nummern unter den eigenen Landsleuten din..- f.-
Verzict-* auf folchc doch -tnetnjiifch: fein. Das Verdicnfi der Hanne-9b."
ini-rl.- init erhöhen. und daß fie -* wie er in d-:c ?Vorrede heißt - f.i.mt- r
t: 1if*e*1,dct'- gebildete-i Lei-*r zu beleidigen. wenn fie ihm nicht die. .lien-it; 2-
:..,.s *Lücke- frau -*-' "Kr-*r Berge-:graben zutrcuteu. war doch "icli .-r
.*.ne In. fa ung. c- *-.crc ta tncfi--..u-t- auf Art und *Ton dcr Kom *.
ner-alu ang-.'- .nur .. ..fur 'Jui-alten. die um 'die Mitte des ve- ..er
:eo bin-dirt- n-e . wc des 'Inner handen. i-ad dach inzwtfck-en "ci
'-*rn :wan-*n ...-*r.-.-*-n. manch. lit ctrifthr un.; fenfiige face-97a. .
1.' d 1. *Luiz-en kante' gen :*di-n. Das Jnfercfiantefic ble'b* fen-a-
te f. ».Z-t - Erbin-n, 2-...- "4'm71a :rider-o; man lief(oder rät zuhaus *n
L. u. *.n-rä nfl wär.. *tanz Auig *br-lite hinein. man lernt einen M e n ich e -*
'tc-rc*: nie mt* teuer "ori alu-1 z--t. chen und frnfiigen Emi-*enn 1.7 vc-
* .x L. Tagen-*s nichts fo Ger-:..rwe'ciqes ift. men lei-tt **ai* rw!
- i *r n, nm' durch irgend weg. Taternmbewuchtnng von art'.-
-, (7*. .7: r us eines feiner. Kultur-.mni-heß. der born _Zugleich -- nebe-
nan-*er Unabhängigkeit *- rie Natürlnhli' nr. "rmioetbackcit fiel* bete-*nr-
bat. _
Es ift offenbar ni-nt Ziirerei. wenn er in rief-.n *zatrauten Brief *
viel aber einen Jufiand geifiiger Dumpfheit. iiber Vc-.i ..ten feines .Könner
klo-,7: die Dummen find es eden niärt. denen dcr Un c-fchied m1. *um '
LW." zum Bewußtfein'konrmt; wie es den Weiß* roibcoai---* *z*
wii; *..irieviel fie nicht wiifcn. fo fühlen die wirklich Legale-*en a" u
"...3

lichflem was fie nicht vermögen. Aber hübfch ifi esx wenn der Brieffchreiber
z. B. über eine neue und allgemein begrüßte literarifche Erfcheinung ein
abweichendes Urteil fällt und alsbald doch in feine gerichtliche Praris
fich verfeßt fühlt und um feiner peffimifiifchen Stimmung willen fich felbft
als befangenen Richter feierlich ablehnt, (.[o me recuse ae toutes faeooe.)
Denn die Schriftfieller und Künftlerz die hier mit ihrem Neuefien die Welt
in Aufregung verfeßen und den Brieffchreiber einigermaßen mitg für uns
j'tehen fie nun in hifiorifcher Ferne und längft fertig etikettiert daz Thiers
als Autor der liistoire au Consult-it, Lamartine wie Guizot mit ihren
fpäteren Sachem Muffetz Ponfard„ Augierx Horace Vernet ufwh und die
gelegentlichen Zweifel und Vorbehalte unferes Autors gegenüber der
allgemeinen Begeifterung find inzwifchen perfönlich fanltioniert worden.
Hinter-her ifi es doch eine Ehrez zur rechten Zeit innerlich zur Seite ge-
fianden zu haben. Ähnlich fieht es übrigens auch mit der Beurteilung
der politifchen Vorgänge- Geftaltenh Stimmungen: ähnlichz oder vielmehr
doch ganz andersh infofern hier die Urteile fchroff und bitter erklingen-
unendlich viel Hohlheith Sieg der Phrafe- innere Unfelbfiändigkeitx Eitelkeit
und Wertlofigkeit bei Führern und Geführten gefunden wird. So während
der Umwälzungen des Jahres 1848x dann des Übergangs zum Kaifertum
und in deffen weiteren Stadien.
Eigentlich ift es immer der höhere Menfchenwerß den der Verfaffer
vermißt (und in der breiten Schicht wie unter den fich Vordrängenden
ewig würde oermiffen müffen). Denn: „l/0118 le sui-er, man ami, j'ai
le coeur- ci'un poste pws que in tete cl'un politique.“ Auch hängt er immer
an den ihm ficheren Werten einer alten Zivilifationh kann fich von feinen
rein menfahlichen Sympathien für die jungen Prinzen von Orleans nicht
frei machen/ verfieht die Sprache der neuen Zeit nicht mehr (er- der erfi
Dreißigjährigel). „[498 mois 011k per-(iu leur* 80118 ei; 163 cljctjonnuircw
80111; s keluike.“ Was bedeuten jetzt Worte wie Religionz Goth Eigentum?
Es fcheint- daß dem großen Kindh das man die Menfchheit nennt„ ein neues
Sprachbuch gefchrieben werden foll. Zu den befien Worten ifi den Menfchen
der Gegenwart der wahre Inhalt gefchwunden, „Qu'cmt-ilß ue fort,
Zjuon [u daiue 7 Du'ont-jls (le grnuci, Ziuou 1'0rgueil l“ Und welche fchimpf-
liche Wandelbarkeit bei den Zeitgenoffen! „Immer müffen fie vor irgend
einem Menfchen platt auf dem Bauche liegen! Nachdem fie noch gefiern
eine Art republikanifch-demokratifcher Verfaffung haben ins Werk felgen
wollen- küffen fie heute die Stiefel eines ebenfo fragwürdigen wie hart-
näckigen Thronprätendentenz der zweimal ein Affenfpiel um die Kaifer-

würde verfncht hat; und der nun einfiweilen auf die Präfidentfchaft los-
arbeitet; bis er höher reichen kann." Und manche Iahre nachher erklärt
der Brieffchreiber die gegenwärtige (kaiferliche) Regierung Frankreichs
für „eine der fchimpflichfien; die je auf einem zivilifierten Lande gelafiet
haben“. Aber er weiß auch andern Ländern fchlimme Worte zu fagen„
nicht bloß den böfen Deutfchen 1870; fondern z. B. auäz dem neutralen
England; das „nun feit zwanzig Iahren überall in Europa das Feuer
der Revolution anbläfi zu Nutzen feiner eigenen Bedeutung und feines
Gedeihens.“
Wie man auch zu diefen Urteilen fiehen mag; fympathifcher muß
uns der Verfaff er jedenfalls durch feine rein menfchlichen Wefensäußerungen
fein. Er ifi überhaupt zu fein geartet für die Gemeinfchaft mit den Vielenz
den Gewöhnliahen. Ihm ift von je laut lärmende Freude zuwider gewefen
und ausgelaffene Vergnügtheit (in joie qui but-le et ie pioisir qui tkspigne).
Er ift keines leichtherzigen Vergeffens der Gegenwart oder Zukunft fähig.
Er findet; wenn er eine neue Enttäufchung mit Menfchen erlebt hat; Trofi
darin; fich - übrigens nicht ganz ernfilich - der Mifanthropie zu ergeben.
Aber feinen Kummer deutet er doch auch dem Freunde gegenüber nur an;
um das Gute; das ihm widerfahren ift; ausführlicher zu erzählen. ...le
suis rie eeux qui ont la _foie oornrnunicatjro et non pero le einigt-in.“ Er
hätte fich eines Tages gern ein hübfches Kunfiwerk für 2000 Franken gekauft.
aber er hat feinen Monat trotz mancher durchgearbeiteten Nächte mit einem
Kaffenbefiand von 7;50 Franken abgefchloffen. Er fieht nicht ohne BitterkeitX
daß die Leute auf der Höhe des Erfolges es verlernt haben; fich die Lebens-
nöte der Anfänger vorzufiellen. Er weiß mit Refignation feines Freundes
Anficht zurück; daß man als Redner zugleich ein Stück Dichter fein könne
oder müffe. Diefelbe Intelligenz könne fich nicht auf fo ungleichen Wegen
manifeftieren. Freilich etwas vom Dichter müffe jeder haben; der nicht
ein inkompletter Menfch fein wolle. Und er felbft befitzt diefes Etwas un-
verkennbar: viele Stellen feiner Briefe bezeugen es. Man nehme nur
die folgende; von der ewigen Wiederkehr des Leides unter den Menfchen:
„bloß pleinteo n'ont-ellee pas äeje rotenti dien >98 t0j37 West-ee [>35
l'bietoire Sternello (io co "jeux moncio quo bellotto la main (ie biet!?
Ce quo nous soujkrone, on l'e sanfter-t Want. nous; ee que nous ciisons,
on 1'n (lit; ee que nous plourons, on 1'u pleure; ee qua nous erions, ol'
l'a orte. de models est Zj 'jeux et, a toujours ers si plein rie missres, (xt-'ji
"*7 I pas ici das uno clouieur neuue. bios [armes sont 198 len-mes (l8
"03 WMS, Lt quelque grenä eri quo nous poueßiono (ions [105

angoisses, oe ori a aejs ats entonclu Want nouä; notre uojx
n'est qu'un scho.“
Doch mit folchen Stellen wechfeln dann die witzigen Einfällß die
anmutigften Scherzwendungen. „Combjon ä'exouseß jo 'aus (Foul-sie. si
l'on Stent, tonu (Metro poli ani-ers les gens qu'on ajmel" (Hier kommt
er dem gehaßten Bismarck nahez der es gelegentlich für felbftverfiändlich
erklärte/ daß man fich's nicht übel nehmez gegen feine liebe Frau grob zu
fein.) Übrigens tröfiet es unfern feinfinnigen Brieffchreiber immer wieder
trotz allem- daß es ihm befchieden iftz fein Leben in der intereffanteften
der Städte hinzubringen. „Qi-ec l'smour e16 i'm-t, jo orois qu'il est äiffiojle
ci'stre aboolument (neubau-*aux (inne uno 'Ute comme cells-oi.“ Der Nitt-
befiß der fcanzöfifchen Kultur - neben Familienliebe und Freundfchaft
und den fich allmählich einfiellenden fchönen perfönlichen Erfolgen - ift
es- worin er die Befriedigung feines Lebens findet, Und in der Zeitz wo
die Deutfchen Paris aufs fchwerfie bedrängen und Frankreich in taufend-
fache Not verfeßenx fieht oder lieft er ein Molisrefches Stüik und fagt fich
zum Trofiß daß die von draußen her doch nimmermehr einen Moliere
würden hervorbringen können. Wir wollen unfrerfeits möglichfi höflich
fein und den .franzöfifchen Lefern die Herzensergießungen eines feinen
Geiftesmenfchen gönnenz die fie in diefem Briefwerk befitzem wollen fie
aua) als literarifches Erzeugnis ganz fo hoch einfchähem wie fie es ohne
Zweifel verdienen. -

Art'hu'r Dix:
Oftafrikanifche Streitfragen
über die Zukunft von Deutfch-Oftafrika im ganzen und in feinen
einzelnen Teilen gehen die Meinungen der Kolonialpolitiker weit aus-
einander. Daß große Zukunftswerte in der Kolonie ftecken. darüber
freilich ift man allgemein einig; aber die befie Art. fie zu erfihließen. ift
noch heute im Grunde genommen ebenfo firittig. wie fie es feit dem Fuß-
faffen des Deutfchen Reiches auf jenen Teilen afrikanifcher Erde dauernd
gewefen ift. Es braucht nur daran erinnert zu werden. ein wie heftiger
Kampf jahrelang um die Eifenbahnfrage. insbefondere um die jeßt fo-
genannte ..Ofiafrikanifche Mittellandbahn". geführt worden ift. Auch
über die am vorteilhafteftcn zu ziehenden Landesprodukte ift man in der
Praxis oft genug im unklaren gewefenz das beweifen u. a. die Lehr-
gelder. die man in Zuckerfabriken und Tabakplantagen hat zahlen müffen,
Wie ungeklärt auch heute noch die Grundfragen deutfch-oftafrikani-
fcher Kolonialpolitik find. das ift felbft weiteren Kreifen. die ihr Inter-
effe höchftens einmal fo nebenher den kolonialen Dingen zuwenden. zum
Bewußtfein gekommen feit der Erkundungsreife Dernburgs nach Deutfch-
Oftafrika. Seit jener Zeit weiß auch der letzte Zeitungslefer etwas von
dem Kämpfe um das ,.Syfiem Rechenberg". etwas von den Gegenfäßen
zwifchen weißen Pflanzern und Beamten und etwas von der Eriftenl
einer „Inderfrage" in Deutfch-Oftafrika. Wer etwas genauer beob-
achtet. kennt noch eine viel größere Kompliziertheit der Probleme.
Noch immer fieht die Frage obenan. welche Kulturen fich am brfken
für Deutfch-Ofiafrika eignen - eine Frage. die in fich mannigfache
Einzelprobleme birgt. Welche Kulturen. das heißt: - um nur die
wichtigfke Unterfrage herauszugreifen - die Kultivierung welcher Nuß-
pflanzen? Es heißt aber auch: die Kultivierung durch welche
Hände? Es ift alfo fowohl eine Frage nach dem Objekt
wie nach dem Subjekt der Wirtfchaft. Vom letzteren Gefichtspunkte aus
betrachtet. ergeben fich die Unterfragen: ob die Kleinfiedlung oder die

Großfiedlung, ob die europäifche Plantagenkultur oder die Eingeborenen-
kultur den Vorzug verdient. Die einen betrachten mit Dernburg den
Neger als das werwollfte Aktivum unferes kolonialen Befißes und be-
obachten die Anfiedlung der Europäer in größerem Umfange nur mit
*gemifchten Gefühlen; die andern halten die Kolonien fiir wertvoll nur
infoweit fie europäifcher Siedlung Raum geben, und empfinden es be-
fonders unliebfamz daß dem indifchen Element im o|afrikanifchen Han-
delsverkehr ein bevorzugter Plaß eingeräumt ift. Unter fich aber find
die Freunde europäifcher Siedlung uneinsz wenn die Frage des Groß-
und Kleinbetriebesz die Heranziehung von Buren oder von Deutfch-
Nufien zur Erörterung und praktifchen Löfung kommtz* und nichts weniger
als einig auch. wenn die Stellung der Regierung zur Nutzung des
fchwarzen Eingeborenen durch den weißen Anfiedler erörtert wird.
Vergegenwärtigen wir uns nur diefe Auswahl aus den zahlreichen
Streitpunkten oftafrikanifcher Kolonialpolitik- fo können wir nicht im
Zweifel fein. daß das Problem der Befiedelung Dentfch-Oftafrikas ein
ebenfo vielfeitiges wie bedeutfames ift und man jeden Verfuch dankbar
begrüßen mußz der darauf hinausläufh in emfigem und möglichfi objek-
tivem Studium an Ort und Stelle an einer Klärung der Frage mitzu-
wirken. Einen folchen Verfuch hat kürzlich auf längerer Studienreife
Paul Samaffa unternommenz und das Ergebnis liegt in einem
umfangreichen Werke vori).
Samaffa geht davon aus„ daß die Befiedlungsfrage mit am Aus-
gangspunkte unferer ganzen, jetzt ein Vierteljahrhundert alten Kolonial-
politik ftehh daß aber inzwifchen die Erkenntnis der Unmöglichkeit reifen
mußte- auf dem Boden- der für koloniale Erwerbungen Deutfchlands bei
dem damaligen Stande der Verteilung der Erde noch in Betracht kam,
auch nur annähernd fo ftarke Bevölkerungsteile unterzubringenz wie fie
in den Zeiten der maximalen Auswanderung Deutfrhland verlaffen
haben. Heute freilich ift unfere deutfche Auswanderung nur fehr ge-
ring. Aus dem ganzen europäifchen Offen ziehen wir heute das ver-
fprengte Deutfchtum in unfere Ofimarkenz weil wir in der Heimat nicht
genügend Anfiedler für das national fo bedeutfame Werk der Anfiede-
lungskornmiffion finden. Hand in Hand damit geht aber eine allmähliche

1) Paul Samaffa: Die Befiedelung Dentfch-Oftafrikas. Leipzig.
Verlag Deutfche Zukunft,

Aufteilung des Großgrundbefißes; eine kleinbäuerliche. zur Auswande-
rung geneigte Bevölkerung werden wir vielleicht auf Jahrzehnte hinaus
nicht haben. Man täufche fich darüber nicht. daß. wenn einmal die Frage
der Auswanderung wieder an uns herantritt. es nicht ein fo einfaches Pro-
blem fein wird. daß es felbft mit geeigneteren Kolonien. als wir fie befißen.
zu löfen wäre. Die Vereinigten Staaten werden uns dann verfchloffeu
fein. denn fchon heute zeigt fich. daß wir die wirtfchaftlichen Krifen ge-
meinfam durchmachen. Die Zukunftsziele unferer Auswanderung liegen,
fo meint Samaffa. diäjt bei unferer Grenze und weifen nach dem euro-
päifchen Südoften. ..Dort werden dereinft die Schlachten um die Er-
oberung deutfchen Landes gefchlagen werden - fei es nun. daß es fich
um ein nationales Vordringen ohne politifche Verfchiebungen handelt.
oder daß die politifche Landkarte eine Veränderung erfährt.“
Was fpeziell die Befiedlung Deutfch-Oftafrikas anbetrifft. fo fieht Sa-
maffa durchaus auf dem Standpunkt. daß die volle Erfchließung der kolo-
nialen Werte erft möglich fein werde. wenn in allgemeinem Umfange die
Europäer die Wirtfchaftsleitung in die Hand nehmen werden. Jm Hinblick
auf die für diefe volle Werterfchließung fo entfcheidende Tätigkeit des
europäifchen Wirtfchaftsleiters hält Samaffa nicht viel von der Be-
wertung des Eingeborenen als ,.wichtigftes Aktivum" unferes kolonialen
Befihes:
..Beweifen läßt fich die Sache natürlich leiäjt; etwa nach folgen-
dem Mufter: Fünf Leute fireiten fich darüber. was das Wichtigfte an
einer Fabrik fei; der eine meint. der Befißer. aus deffen Initiative und
mit deffen Kapital fie entftanden ift; der zweite jagt: die Beamtenz der
dritte. die Arbeiter; der vierte. die Mafchinen; da führt der fünfte alle
ac] absurcluui. indem er einer beftimmten Schraube an der Dampf-
mafchine diefe Rolle zuweift. die man blos herauszunehmen brauche. um
die ganze Fabrik mit einem Schlage zum Stillfiand zu bringen.
yr-obatum est, Daß wir den Neger zur Erzeugung von Werten in
der Kolonie nötig haben. ift noch nie von einem Menfchen beftritten
worden. der feiner fünf Sinne mächtig war; wenn man aber fragt. was
der wertvollfte Beftandteil der Bevölkerung des Schuhgebietes ift. fo
braucht man fich doch nur anzufehen. was es denn hervorgebracht hat.
bevor der Weiße da die Herrfäjaft übernahm. und was überhaupt die
Leifiungen der fchwarzen Raffe find. Ich meine. es kann wirklich nicht
zweifelhaft fein. zu welchem Nefultat man dann kommt, An fich wiirde
ja ein Streit kaum lohnen; wenn aber diefe übertriebene Wertung der

Eingeborenen zu einer Politik führt. die die Eingeborenenkulturen weit überfchäßt und fie zum Rückgrat der Wirtfchaft unferer Kolonie machen will. dann wird dies eine fehr ernfte Sache. man kann fagen: die brennendfte Frage unferer oftafrikanifäfen Kolonialpolitik.“

Samaffa fucht aus allen gemaäften Erfahrungen nachzuweifen. daß die Kultur unter europäifcher Leitung viel rationeller und insgefamt viel ergiebiger i| als die von manchen Kreifen jest weit in den Vordergrund gerückte Eingeborenenkultur. Dabei fliiht er bemerkenswerte Beobachtungen über die Behandlung des Eingeborenen durch den europäifchen Unternehmer ein. Er weift auf einen Umftand hin. der die Hygiene des Eingeborenenlebens nicht minder berührt. wie die ethifche Auffaffung unferer Pflichten den Eingeborenen gegenüber. Jene fogenannte hu m a n e Politik dem m ä n n li ch e n Neger gegenüber. die möglichft wenig in feine Lebensgewohnheiten eingreifen will. ift im Grunde eine brutale Politik gegenüber der Frau. Denn nur die männliche Hälfte der Negerbevölkerung i| an die Arbeit nicht gewöhnt und unterliegt keinem Zwangez der weibliche kann fich weder der Arbeit noch dem Zwange entziehen.

Es ift ziemlich einleuchtend. daß die Eingeborenenkulturen diefes Verhältnis zu ungunften der Weiber verfchieben. Denn natürlich wird auch der Anbau der zum Verkauf beftimmten Produkte die. Arbeit der Weiber noch vermehren. auch für den Fall. daß fich nun der Mann etwas mehr anftrengen follte. Anders liegt es aber. wenn der Mann in die Plantage des Europäers arbeiten geht und den Barlohn nach Haufe bringt. Man hört über Roheit des Negers gegenüber feiner Familie felten klagen; daß die Frau das Arbeitstier ift. ift ihm etwas Selbftverfkändlithes. worüber er kaum je nachgedacht hat. Darum wird er aber feinen Lohn auch feiner Familie zugute kommen laffen. und das. was er dafür an Nahrungsmitteln befchafft. entlafiet die Frau und verbeffert die Ernährung der ganzen Familie. Endlich i| vielleicht auch zu erwarten. daß die dauernde Gewöhnung an die Arbeit in der Plantage den Neger auch geeigneter machen wird. auf feinem eigenen Felde tätig zu fein und die Arbeit der Frau dadurch zu vermindern. Die Nückwirkung von all dem auf eine erhöhte Zahl von Kindern. vor allem aber auf deren beffere Pflege und verminderte Sterblichkeit. läßt fich leicht ausdenken. Hier liegen die praktifchen Grundlagen einer vernünftigen Bevölkerungspolltik. die in diefer Weife fcharf ausgedrü>t zu haben. Samaffa als Verdienit angerechnet werden muß.

Für die kleinen Siedlungen vermag Samafia fich wenig zu erwär-
men; er hält fie nur in fehr begrenztem Umfange für ausfiehtsvol(und
trägt mit Recht auch der Pfychologie des europäifchen Afrikaner-s Rech-
nung- der im Gegenfaß zur europäifchen Enge eben das weitez freie
Herrfchaftsgebiet liebt und fich bedrüät fühltz wenn in feinem Horizont
der Rauch einer Nachbarhütte fichtbar ift.
Befonderes Gewicht wird man auf die Kritik legen miifienf die ein
Mann wie Samafia an dem Wert der Burenfiedlung in Deutfch-Ofiafrika
übt, Denn wer wie er feinerzeit- als die Burenbegeifierung in Deurfch-
land die höchfien Wellen fchlugx mit unter den Führern diefer Bewegung
geftandenx wird als befonders objektiver Beobachter angefproehen werden
können- wenn er jeßt nur in bedingtem Umfange die Buren als Pionier-
element für gänzlich unerfchlofiene. Teile der Kolonie bezeichnen mit dem
Hinzufügenf daß bei weiterer Entwickelung der Zeitpunkt kommtf wo
fie für eine befiimmte Gegend ihre Schuldigkeit getan haben und man
nur eine Auslefe der befien unter ihnen als dauernde Anfiedler brauchen
kann. Diefer Zeitpunkt wird am Kilimandjaro und Meru fpätefiens ge-
kommen feinf wenn die Bahn Arufeha erreicht; dann mögen fie in einer
andern Gegend diefelbe Pioniertätigkeit entfalten wie hier; die brauch-
baren Elemente- die wirklich gut wirtfehaften wollen- löfen fiel) dann
von felbfi von den minderwertigen Treäburen.
Auch die verfuehsweife ins Land hineingezogenen Deutfeh-Nuffen
find für Samafia von dem ofiafrikanifchen Siedlerideal weit entfernt.
Sein Ideal ift vielmehr der in großem Stil kolonifierende „Gentleman'Z
und fehr hübfch find die Bemerkungeni die er in diefer Beziehung
vielfach an das englifche Vorbild anknüpfend - macht, Er geht dabei
aus von den fozialen Verhältnifien- in der Heimat:
„Wenn es in den Schiihten unferes Proletariates einen negativen
Druck gibt- der uns polnifche und rufiifehe Arbeiter aus dem Auslande
hereinfaugtx fo gibt es einen fiat-ken pofitiven Druck in den fozialen
Sehichteni die man als Mittelftand im weitefien Sinne bezeichnen kann.
Hier gibt es wirklich eine Überfüllungf die nach neuen Feldern der Betä-
tigung drängt. Ich meine nicht nur den Kampf um Beamtenfiellungenf
die Überfüllung akademifcher Berufe* die Schwierigkeit für den Kauf-
mannf zu einer auskömmliäyen felbfiändigen Stellung zu kommen - ich
glaube, felbfi dort- wo materielle Not nicht drückt- herrfcht etwas wie
Befchäftigungslofigkeit im Hinblick auf eine Betätigung bei der auch

wirklich das Herz dabei ift. Da find die jüngeren Söhne von Kauf-
leuten und Indufiriellenj die ohne innere Berufsfreudigkeit Affefforen
oder Offiziere werdenl bloß weil es nun einmal die fozial angefehenften
Berufe in unferer Gefellfchaft find; an die Stelle der Berufsfreudigkeit
tritt öde Strebereij materielle Lebensauffaffung oder blafierte Gleich-
gültigkeit. Und diefes neidifche Drängen um Futterplaß und Stellung
gibt unferem öffentlichen Leben heute fo oft einen kleinliihen und phili-
liröfen Zug. Gerade das aber ift der große Segen des Kolonialbefitzesj
wie wir ihn vor allem in England verkörpert fehenj daß dort der taten-
frohe junge Mann der befferen Gefeüfchaftsfchichten ohne weiteres ein
weites Feld der Betätigung in den Kolonien findet; fait jede Familie
hat Angehörige draußen, nicht die Mißratenenj fondern die Unter-
nehmendfien. Endlich unfer Grundbefißerfiandj vor allem der preußifche
Kleinadel! Wer wollte die große Rolle leugnenj die er in der preußifchen
und damit auch in der deutfchen Gefchichte gefpielt hat; aber nichts kann
über die Tatfache wegtäufäfenj daß fein Einfluß und feine Bedeutung
heute in dem ftark induftrialifierten Deutfchland im Schwinden find;
und was vergangen iftj kommt nicht wieder, Würde diefer Adel nicht
zu feinen beften Traditionen zurückkehren. wenn er noch einmal eine
große kolonifatorifche Aufgabe löftej wie er feinerzeit an der Kolonifation
des deutfchen Oftens den Hauptanteil gehabt hat? In diefen Kreifen
lebt noch die Liebe zur Unabhängigkeit auf eigener Scholle; wie mancher
mag fie in feinem Herzen tragenj der bei „ftandesgemäßer" Befafäftigung
in feinem Beruf doch verkümmert. Was der Vater dem Sohne als Zu-
fchuß oft bis in ein recht fpätes Lebensalter geben mußj würde kapitali-
fiert ein recht hübfches Sümmchen ausmachen und bei perfönlicher Tätig-
keit vollkommen ausreichenj um in den Kolonien eine geficherte Erifienz
als Farmer oder Pflanzer zu begründen, Auch fo manäfer Ritterguts-
befißer befindet fich heutej troßdem ja die Landwirtfchaft in den lebten
Jahren einen gewiffen Auffchwung genommen hatj in wenig beneidens-
werter Lage. Wenn jemand ein Gut hatj deffen Verkaufswert um
100 000 Mark die Höhe der darauf ruhenden Hypothekfchulden über-
fieigtj wenn er dabei in feiner Lebensführung gewiffen fozialen Anfor-
derungen entfprechen und überdies feine Kinder ftandesgemäß erziehen
follj fo wird das Wort vom freien Mann auf eigener Scholle faft zur
Ironie. Was könnte er mit dem ihm zur Verfügung fiehenden Kapital
alles in der Kolonie fchaffenj wenn er perfönlich tüchtig ift! . . .
Das find die Kreifej aus denen fich in Zukunft immer mehr der

Anfiedler für unfere Kolonien rekrutieren muß. Sie kommen bereits -
zunächft in befcheidener Zahl; fie werden noch in großer Menge kommen.
Wie war Südweft bei uns als unfruchtbare Wiifie verfchrieenl Es
bedurfte nur des an fick] ja wenig erfreulichen Anlaffes. daß der Krieg
Taufende von Deutfrhen mit dem Lande bekannt machte. und die Be-
fiedlung kam auf einmal in Fluß; unter den Siedlern aber befindet fich
eine ganze Anzahl von Offizieren in guten Verhältniffen. Es weht ja
frifcher Seewind feit einigen Jahren in unferem Vaterlande; aber es
dauert natürlich einige Zeit. bis alle Fenfker und Türen ihm geöffnet
werden. Dann wird fich manches wandeln; gefellfchaftliche Vorurteile
werden fallen. und die Fähigkeiten eines Menfchen werden nicht mehr
danach beurteilt werden. durch wie viele Eramina er fich glücklich durch-
gebracht - oder durchgefchwindelt hat. Unfere Jungens werden frifchere.
rötere Backen haben. und ftatt der unfruchtbaren philologifchen Paukerei
wird mehr Kenntnis des Lebens treten. wie es um uns flutet. Charak-
terbildung wird an die Stelle des Vollftopfens mit Wiffen treten. das.
halb verdaut. auch bald wieder vergeffen ift. und dann wird auch ein
tatendurfiigeres Gefchlecht unfere höheren Schulen verlafien. das bei
der Wahl des Lebensberufes auch noch an andere Dinge denkt. als an
die Auswahl zwifchen den vier Fakultäten."

Anknüpfend an die Vorbilder des britifihen Oftafrika. fiellt Sa-
maffa fäjließlich fein Ideal des deutfch-oftafrikanifchen Anfiedlers auf:
..Aus all den hier angeführten Elementen muß fich fchließliäj ein
gemeinfamer Typ des ofiafrikanifchen Siedlers heransbilden. für den ich
kein befferes Vorbild weiß. als den englifchen „Gentleman“. Ich
muß mich rechtfertigen. wenn ich hier nach dem fremden Vorbild greife;
es gefrhieht wahrhaftig nicht aus Auslandsfucht oder Englandanbetung.
Man hat es oft verfucht. das Wort „Gentleman“ zu überfeßen. und hat
damit nie Glück gehabt; denn an das Wort knüpft fich auch ein Begriff.
der bei uns beflenfalls erft in Entwicklung ift. Das Gentleman-Ideal
des Engländers wurzelt in feinen beften germanifchen Eigenfchaften. Bei
uns hat jede foziale Schicht. jede Kafte ihren eigenen Ehrbegriff und
beinahe auch ihre eigenen Umgangsformen; in England ift beides der
ganzen Oberfchicht der Nation gemeinfam. Und wenn der fozial Niederer-
fiehende mit dem Höherftehenden verkehrt. fo braucht der erftere den Män-
nerftolz nicht durch Ranhbeinigkeit zu markieren; er behandelt den andern
mit ruhiger Selbfiverfiändlichkeit als feinesgleirhen. In Britifch-Ofi-
afrika beftehen zwifchen den Anfiedlern und der Beamtenfchaft fcharfe

Gegenfäße; aber der gefellfchaftliche Verkehr wird davon gar nicht berührt,
Wenn irgendwo bei uns. fo kann fich in einer Kolonie folch eine einheit-
liche Gefellfchaft von „Herren" bilden. wenn mit diefem Wort vielleicht
doch eine. wie mir wohl bewußt iftF anfechtbare Uberfeßung des englifchen
„Gentleman“ gewagt werden darf.“

Mit diefer „Zukunftstaffe" als Sieger im oftafrikanifchen Waffen-
kampfe könnten wir wohl zufrieden fein.

Friedrich Ried ergall:
Sexualpädagogik
lil.
(S ch lu ß)

Alle die zuleßt genannten Maßregeln beruhen auf der Vorausfeßung. daß unmittelbar der Wille nur wenig zu beeinfluffen ift. Man muß ihn „hinten herum kriegen“. Wir fiellen uns alle die Vorgänge des Handelns und der Betätigung noch viel zu einfach vor. einerlei ob man nun an die Freiheit oder an die Gebundenheit des Willens glaubt. Denn meifi meint man im erfien Fall. es werde zu dem Gebote entweder Ja oder Nein gefagt. je nach Laune und Überzeugung; und im andern Fall fehe fich ein Trieb der Seele oder eine Gewohnheit oder ein Anfioß der Außenwelt im Willen des Menfchen durch. Wie verwickelt das ganze Getriebe ift. darauf ifi hier nicht der Ort näher einzugehen. Nur wollen wir dies betonen: die Eindrücke der Außenwelt arbeiten fich in der allerentfchiedenfien Weife mit angeborenen Neigungen zufammen. daß daraus Beweggründe der verfchiedenften Grade werden. die unmittelbar oder in einer fehr entfernten Vermittlung unfer Leben beftimmen helfen. Eben darum erfordert es unfere Aufgabe. nicht nur den Menfchen felbfk zu bearbeiten. daß er-alfo fein geifiig perfönlicher Teil. feft werde gegen f ich felbft. nämlich feinen finnlich unperfönlichen Teil. Sondern wir müffen auch. fo weit das irgend angeht. die Außenwelt oder wenigftens feine Außenwelt zu beeinfluffen und unferen Abfichten zu unterwerfen fuchen. Mit anderen Worten: wir wiffen. wie geladen diefe Außenwelt mit dämonifcher Verführungskraft ift; wir wiffen. wie ihren Reizen in den uns zur Pflege anvertrauten Menfchen. wozu wir ja auch felbft gehören. eine übergroßc Empfänglichkeit lauernd entgegenkommt. Stößt der f'tarke Reiz auf einen Willen. der finnlich ftark und geiftig fchwach ift. dann gibt's ein Unglück. Darum fuchen wir den guten Willen durch Askefe zu ftärken und die Gewalt

des b'o'fen durch Ablenkung und Hemmungen zu fchwiichen, Aber damit
ifi's noch nicht genug. Wir müffen auch die Macht der äußeren Reize zu
mindern fuchenj denn der gefta'rkte Wille hat oft wieder feine fchwache
Stundej und das halb gebündigte „Tier“ bricht plöhlich wieder mit Macht
hervor. Soweit unfere Kraft reichtz follten wir wenigftens die Umwelt
unferer Zöglinge von diefen dämonifchen Kräften zu befreien fuchen.
Und reichen wir weiter in die allgemeine Umwelt hineinj fo follen wir das
unfere tunj um fie zu entfpannen. Man kann fogar noch weiter gehen,
Die Regierung hat einmal erklärtj fie betrachte alle Ereigniffe und Maß-
regeln unter dem Gefichtspunktej wie fie auf die Sozialdemokratie wirken.
Noch nötiger wäre esj daß man die Außenwelt unter dem Gefichtspunkt
abfuchtej wie alles auf diefen unfern Dämon wirkt- denn gegen feine Ver-
heerung ift die Gefahr der Sozialdemokratie nichts. Dem widerfpricht
nichh daß man den Dämon fett füttern wenn man ihm eine folche Wich-
tigkeit beilegt: denn die Leutej die jenen Kampf zu beforgen habenj follten
fchon über die Gefahr hinaus feinj und die Öffentlichkeit follte von ihm
weniger Worte machen als ftumme Maßregeln oder nur das Wegfallen
böfer Dinge einleitem was man ja„ wie jedesVerfchwinden und Fehlenz viel
fchwerer bemerkt. Davon wollen wir noch einiges anführen. Damit gehen
wir über Förfters Erziehung hinaus„ wie er über die Aufklärung
hinausgegangen ift. Wenn der Name 'nicht zu anfpruchsvoll klingtz wollen
wir für diefe Aufgabe Erlöf ung fagen und meinendamit die Be-
freiung der Welt von den überfiarken Kräften der Verführung; - der
Welt - zunächfi ift dabei immer an die Außenwelt unferer Kinder gedacht.
Bei allemj was darüber zu fagen iftx wird folgendes vorauszufeßen
fein. Zwar haben wir noch keinen tiefen Einblick in die Art gewonnenz
wie in Wirklichkeit unfer Verhalten und Handeln zufiande kommt. Aber
das können wir doch fagen: es ift nicht fo einfach„ wie wir es uns denken„
als ob auf einen Druck unfres Willens hin oder auch durch die äußern
und innern Umfta'nde allein etwas von uns getan würde. Die Sache ifi
viel verwickelter; auf einen äußern Reiz wirkt unfer W ill e zurüch
wenn diefer Reiz genug Motivationskraft hat und keine Hemmungen
dazwifchen treten. Die Motivationskraft hängt nun von einer Reihe
von Einflüffen abj die mir wenigftens noch lange nicht durchfichtig find;
jedenfalls kommt dabei in Betrachtz wie friiher fchon die ganze Außen-
welt auf das Innere eingewirkt und es befiimmt hat. Die Hemmungen
find teils von früher Jugend an da„ wie etwa die Schamj oder fie müffen
erworben und befeftigt werden. Jedenfalls aber fpielen in den ganzen

Vorgang fehr wirkfam die äußeren Reize herein„ und das nicht nur auf
einmalh fondern lange Zeit hindurch z und auch nicht nur in dem halb-
bewußten Zufiandx in dem wir meift folche Einflüffe aufnehmenh fondern
vor allem unterbewußt und unbewußt. Diefe ganze Lage verlangt es
num daß alles im Dienfi der Jugend getan wirdx um die Fülle und Kraft
der Reizeh die auf fie in dem böfen Sinn wirken könnenx umfichtig und
kraftvoll zu befchränken.
Dabei kommen eine Menge von Dingen in Betracht. Mit fcheinbar
geringen Außerlichkeiten fangen wir anh um dann zu den größten An-
gelegenheiten emporzufieigen. Zunächft handelt es fich um die äußere
u mg e b u n'g unfrer Kinder. Sie muß möglichfi folcher Reize ent-
laden werden, Darum heißt es aller Sorglofigkeit und allem firafbaren
Leichtfinn gegenüber: alles gefrhloffenx was gefchloffen fein muß! Türen
zux Fenfier und Läden zuh Kleider zu. Denn man kann nicht erwarten-
daß fich immer von felbfi die Augen fchließenx wenn Gefahr im Verzug ifi.
Es liegt doah eine tiefe Vernunft in der Gewohnheit- alle jene Dinge
zu fchließen; aber die Gedankenlofigkeit ifi oft zu großx und fie wird zur
firafbaren Unbarmherzigkeit. Jeder tadelt den König David; aber Bath-
feba„ Urias Weibx hätte auch vorfichtiger fein können. - Bild er und
Bücher fpielen auf unferm Gebiet eine befonders verhängnisvolle
Rolle. Es fieht fich hierbei gegenüber der firenge asketifche Standpunkt
der Frömmigkeit beider Bekenntniffe und die freie Weitherzigkeit eines
forglofen oder auch leichtfinnigen Afihetentums. Die eine Niahtung iii
peffimifiifch und will vor der Gefahr bewahrenx die andre ifi idealifiifcb
und will an das Natürliche gewöhnen. Gabe es keine Vermittlung fo
müßte man aus rechter Kenntnis unfrer Jugend heraus unbedingt für
den erften Standpunkt eintreten. Darum gehören Schriften und Bücher
mit folchem Inhalt in einen Giftfchrank und Bilder ins Feuer. Es ifi
nicht rechtx daß man folche Bilden die man fich nicht getraut öffentlich
in feiner Wohnung aufzuhängem an entlegenen Orten unterbringt.
Natürlich wird geläuterter Gefchmacl immer unterfcheiden. Es ifi ja
doch weniger das Wash das gefährlich ifiz als das Wie. Vor idealifierten
Darftellungen des menfchlichen Körpers follte man die Jugend gerade
an den naiven Genuß folcher Schönheit gewöhnen. Jedenfalls ifi die
übliche Begeifierung für die „Freiheit derKunfl" vom Übel; denn die
Freiheit ifi überhaupt nur in folchen Zeiten ein höchfier Grundfaß- wo
gegen eine große Gebundenheit angegangen werden muß; fonft nimmt
die kluge Fiirforge für die Menfchen diefe Stelle ein.

Lithographie
'
'
is Friedrich Naumanns.
Von der Winterausï¬ellung der Berliner Sezeff
Mar Liebermann
Bildn
ion
ZumAuffalZ von Mar Osborn

Auch die Ohren bedürfen des Schußes. Das Alterj von dem wir
WWUmfmmfiemmnwwjmswüawwm IWeAndeutungwnd
begierig aufgenommen und arbeitet dann in dem Geift unter der fcheinbar
fo ruhigen Stirn oft verhängnisvoll weiter. Man weiß gar nichtj durch
welch kleines Steinchen oft die Lawine ins Rollen gekommen ift. Am
ficherften ift darum der grundfähliche Ausfchluß folcher Gef prä che
von der Unterhaltungj die der Jugend zugänglich fein kann. Nebenbei
wirkt der Anblick der Mienenj mit denen fie zu gefchehen pflegtj einfach
verwüfiend auf alle Achtung vor der Autorität. Dann ifi es aber das
Befiej wenn man auch im engften Krcife überhaupt diefe Dinge nicht
befpricht oder nurj wenn es ganz unvermeidlich ift. Denn abgefehen
davonj daß man fo feiner felber immer fichrer wird für gefährlichere
Lagenj gewinnt dadurch die ganze Seele an Reinheit und fittlicher Kraft.
Denn wir dürfen nicht meinenj daß unfer Gedankenvolk fo fefi hinter
den Mauern unfrer Stirn verfchloffen bleibt; es dringt zum Augej zum
Mund und an allen Ecken hinausj ohne daß wir es wiffen. Und Ge-
danken find Maihtj fie bilden einen Luftkreis um uns her. Und der Luft-
kreis unfres Haufes bildet die geiftige Nahrung unfrer Kinder zum guten
Teile. In diefem Luftkreis äußert fich unfer wahrftes Wefen; die Artj
wie wir urteilen und die Dinge fchähem drückt fich unwillkürlich in un-
fern Äußerungen ausj und unfer ganzes Streben und Wefen äußert
fich in Blicken und Bewegungen - das alles ifi viel mächtiger als unfere
Mahnungen und Strafen oder auch das fog. gute Vorbild. Denn diefe
unfere Auswirkungen atmen unfre Kinder von Jugend auf ein und
bilden aus ihnen den Grund ihrer Seele,
Damit find wir noch höher gekommen. Es handelt fich nämlich
um unfere ganze Lebeuns- und Weltanfchauung. Nur ein
Idealismusj der völlig echt und wahr iftj kann zuletzt den Gefahren
fieuern. Denn der übliche Materialismusj beruhe er nun auf theoretifcher
Überzeugung oder auf einem trägen Sich-gehen-laffenj bildet vor allem
jede bindende und fpannende Machtj die unmerklich oder auch geradezu
nachweisbar die Jugend verheerend beeinflußt. Davon kann nur ein
Idealismus erlöfenj der dem Geifi und dem Guten den oberfien Platz
und auch die höchfie Kraft in der Welt zutraut, Natürlich kann man fich
einen folchen Idealismus nicht von heut auf morgen zulegen. Aber
wenn man nicht langfam von felber darauf kommtj follte man fich um
der Jugend willen in ihn einmal einzuleben fuchen; was tut Liebe denn
nicht alles? Dann wird er fich vielleicht in feiner Wahrheit und Un-

entbehrlichkeit fchon von felbfi geltend ma chen; denn er iii doch die einzig
wahre Auffaffung vom Leben.
Und nun follte noch von der Vollendung und von de'r fiärkfien Bürg-
fchaft alles Idealismus. von der R elig i o n die Rede fein. Und fie
gehört unbedingt hierher; denn die geiftige Welt. die fie in den Mittel-
punkt fiellt. ift das ftärkfie Gegengewicht gegen die finnliche, Darum
herrfcht auch in der Welt der Menfchen eine Todfeindfchaft zwifchen
beiden Gebieten. Echte Frömmigkeit bleibt keufch. und Unkeufchheit
haßt die Religion; nur felten verträgt fich in Heuchlern finnlich-religiöfes
i Gerne mit der Sünde. Aber von diefer ganzen Sache wollen wir nicht
ausführlich reden. Das hat der Philofoph. eben der fchon genannte
F. W. Fb r fie r in feiner „Serualethik und Pädagogik" klar und gut
genug getan. (Zweite vermehrte Auflage. Miinchen 1909. Iofef Köfel.)
Das find die erl öf e n d e n Mächte. die darum tiefer eingreifen
als Aufklärung und Erziehung. weil fie langfam in die Tiefe
der Seele hineinwirken. wo fie fiark genug find und die Seele empfängliih
genug für fie iii.

Julius Elias:
Spielzeitwende
(Bon Berliner Bühnen):
Den Stern von Bethlehem fachen am grauen Winterhimmel die
ungläubigen Berliner Theaterdirektoren mit ebenfo heißen Blicken wie
die gläubigen Kinder. Er bringt ihnen eine Art Entfcheidungsftunde.
Wird er ihnen ein Unikern oder ein Gliickfiern fein? Wird der not-
leidende Kunfkagrarier. faniert. fich's auf trächtiger Scholle bequem machen
können? Oder wird er weiter tappen müffen durch das Dunkel der Miß-
erfolge und durch das Gefiriipp entmutigender Kaffenrapporte? Wir
haben zu viele Bühnen. und dazu Betriebe. die von unberufenen und un-
befähigten Köpfen aus dem Boden gefiampft wurden. dank dem zeitweili-
gen Theaterdelirium begüterter Herrenleute. Ein gefunder Krach könnte
nicht fchaden: er wiirde die Luft reinigen. Er muß kommen. und er wird
kommen. Von diefen faulen Stämmen wird das ganze Erdreich unferes
Theaterlebens angefteckt: der forcierte Wettbewerb verfprengt die fchau-
fpielerifchen Kräfte. verführt künftlerifäje Menfchen. Autoren wie Büh-
nenleiter. zu den fonderbarften Purzelbäumen. macht das Publikum
nervös und fenfationslüfiern und alte ehrliche Kritiker zu Kapuzinern.
Hätte Mar Reinhardt mit der Don Carlos-Aufführung. die in der
erften Hälfte der Saifon die wefentliche Leiftung des „Deutfchen Theaters"
war. feine Direktoren-Laufbahn begonnen. - er wäre kaum fo weit in der
Gunfi der großen Menge zwifchen Rhein und Weichfel gelangt und hätte
iehr wahrfcheinlich am Schiffbauerdamm ein kläglich Künftlerleben fort-
fretten müffen: fo fchlicht war diefe Earlosvorftellung. fo ungepfeffert
gut. fo gerade losgehend auf den Kern der Sache. fo ganz ohne den
Selbftzweä der Regie. fo unkokett nnd wenig tüftlerifch. - man fagtc
fich: da ift eine Handvoll guter Schaufpieler. die machen mit dem Don
Eat-los das. was ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit ifi: fie f p i e l e n
ihn ganz einfach. Das fieht fehr felbftverfkändlich aus. ift's aber gar
nicht. wenigftens für Reinhardts Suchergenius nicht. Ihm vollzieht
fich nicht die Wiedergeburt der Klaffiker auf dem Wege des modernen
Schaufpieltemperaments. fondern im Spiegel felbfkherrlicher Regie;
die alten überrafchungen. die in der Dichtung felbft liegen und der fchöpfe-
küchen Kraft des Darfiellers harten. genügen ihm reimt; die Phantafie des

Dichters - Kinderfpielz Mitdichten des Zufihauers - Unfinn! Jay
itabiliere m e in e Phantafie als weber (Le drop-e; den Nervenreiz der
überrafchungen erwartet nur von mir; fchaut her: ward Shakefpeare
je in folcher Launi gefreit?!
Die Freite war das [este Mal ein bißchen arg. Das Kind
Neinhardtfcher Laune war eine Mißgeburt- die man in Spiritus feßen
müßte7 ein bedenkliches Experiment am völlig untauglichen Objekt, „D e r
Widerfpenftigen Zähmung". Man deduziert: „Mit einem
fremden Stück ift Shakefpeare nach dem Belieben feiner Phantafie
umgefprungem warum follte Reinhardt nicht mit diefem Stücke
Shakefpeares nach dem Belieben feines Wines umfpringenz auf den
groben Klotz diefer fhakefpearefchen Luftfpielmotive gehört ein grober
Keil; fiehe .die englifche Tradition.“ Aber weder die Philo-
logief bei der er Unterftüßung fuchte- gibt Reinhardt unbedingt recht-
noch kann die englifche „Tradition" ins Gewicht fallen. über die äfche-
tifche Qualität der Komödie find die Philologen fehr verfchiedener Anficht
- am weitefien in der poetifchen Wertfchäßung geht der Baron Hermann
von Friefen (deffen demütiges Shakefpeare-Werk- 1875/ Reinhardt fich
anfchaffen follte): doch nirgends ift zu lefenf daß diefe Komödie als
Sprungbrett für Clowns und Erzentriks angefehen werden könnte. Und
die „englifche Tradition"? Iahrhundertelang wurde das Stück nicht in
den drei britifchen Reichen gefpielt; zwifchendurch hat Garri> einmal eine
dreiaktige Poffe daraus gemacht, die bald wieder verfchwand. Shake-
fpeare teils als Ausfiattungsftüä, teils als fiilifierte Farcef beides
ziemlich nah an Gehirnerweichung fireifend: das ift heute Londoner „Tra-
dition') Betrieb Beerbohm-Trees und feiner Schule. Was bei Shake-
fpeare Nebenfachef Konzeffion an feine Zeit war: durch Spaß felbft derbfier
Art die Gründlinge zu kapernf wird zur Hauptfache erhoben. In der
pfychologifchen Tiefe feiner Menfchendarftellungf in feinen fozialen Vor-
ahnungen war Shakefpeare ein Bürger derer, die da kommen werden;
er wartete auf die Zukunft; die Zukunft follte ihn nicht enttäufchen. Rein-
hardt aber hat Shakefpeares Säfatten enttäufcht; es ift nicht das erfte
Mal. Diesmal freilich ift der Schaden irreparabel. Die Wahrheit wird
wohl fein, daß „Philologie" und „Tradition" nur Vorwände wat-ent daß
vielmehr das burleske Vorfpiel, das Shakefpeare zum Gaudium der
Gründlinge wie der zufchauenden Lordfchaften beigab- auf den Irrweg
lockte: eine Shakefpearefche Komödie fonderbarer Charaktere mittels einer
Zirkuspoffe zu parodieren. Ans dem zufälligen Lügenfniel des zum Herrn

erhobenen armen Keffelflieters hat unfer Shakefpeare-Erneuerer den
Striä gedreht. an dem der Dichter aufgeknüpft wurde. Die Leute flrömen
ins Theater. nicht um „der Widerfpenftigen Zähmung". fondern um das
zu fehenL was Reinhardt daraus gemacht hat. Wird durch die Zeitung
ruchbar. daß Fräulein Höflich virtuos fpucktF daß Baffermann koboldfchie-
ßeud auf die Bühne trudeltz daß Unrat aus den Fenftern geworfen wird,
daß es Ohrfeigenj Peitfchenfchlc'igef Stockhiebe nur fo regnetz daß Pe-
trucchio zur Brautfahrt auf einem riefigen Holzpferd rollt, daß eine
Norte Harlekine. die fich gegenfeitig mit Fußtritten in vordere wie hintere
Körperteile regalierenj die Dienerfchaft erfeßt. daß das wilde Käthchen
hoch oben auf einer Pyramide zappelt - dann find hundert Aufführun-
gen gefichert. Mög' euer Lohn nicht eure Strafe werden. Wir aber
wollen zur Tagesordnung übergehen und hoffenF das Haus fei von den
Gefchöpfen zirzenfifchen Wahnwilzes gereinign wenn Hofmannsthals
neues Komödienfpiel mit feinen feinen Geiftern einzieht.
Auf andere Art kam das „Schaufpielhaus" zu einem Weihnachtser-
folg. Als bekannt wurde. das Königliche Theater führe einen neuen S u-
d e r m a n n im Schilde. da läuteten dieGlocken im Lande: es ift dochFrüh-
[ing worden hinter der chinefifchen Mauer der Hofbiihnej und unfer rültiger
Lindau ifi bei der Arbeitj ein gut Stück abzutragen von diefem künftlichen
Schuhwalh der dem Anfturm der Zeit begegnen follte. Was ift das aber
für ein Gaftz der durch das brüchige Mauerwerk guckt? Ein verkapptrr
Wildenbruch, - oder eigentlich noch weniger. Man kann nicht einmal
lagenj der moderne Geifi fei in gefchichtlichem Gewande eingefchliipft,
„S t r a n d k i n d e r" find wirkliäf nur eine hiflorifierende Tragödie älte-
ren Opernftils; zumal in der höchft impofanten Gerichtsfzene der Deutfch-
orden-Komthurei (2. Akt) wurde ein Meyerbeer verlangt. Einige An-
fäße lebhafter Wirklichkeitsfchilderung im Vorfpiel des verfemtenz wil-
den, unglücklichen. tückifchen Kinderbettelvolks und ihres armfeligen
Vogts - eine makabre Freiluftgefellfchaft. mit Sturm. Meerz Himmel
und Wolken vertraut. Geduckte und Rebellen, - diefes frühlingshafte
Dünenleben mit dem Unterton fozialer Wehmut hat eine gewiffe Stirn-
mung. Dann aber beginnt eine traurige Komödie wilder Taten. Meinun-
gen. Lebensläufte. eine bluträcherifche. feeräuberwilde. familienkämpfe-
rifche. vater- und brudermörderifche. ehebrecherifche Koftiimfache. rofig ein-
gerahmt von einem Käthchen von Heilbronn-Jdyllz das Gute fiegt. und das
Laiter geht unter. In den Tagen der norwegifch-dänifchen Nationalte-
mantik blühten diefe Wikingerdramenz Adam Oehlenfchläger brachte die

überlebensgroße- in unkomplizierten Gefühlen fich austobende Nordlande-
tragik mit ihren wilden Parteiungen- den Duellen feindlicher Gefippen,
mit Raubt Knechtung- fchuldlofem Untergang Entehrung und Wiederer-
höhung auch den Deutfchen nahe; ihre lehref wahrhaft poetifche Frucht
waren Ibfens „Helden auf Helgeland“. Durch gerader |raff zufammen-
gefaßte Konflikte trieb eine einfache ftarke Leidenfchaftt und helle oder
diifierrf doch immer fchlanke Seelen triumphierten in Menfchenfieg oder
Menfchenfall. Wie kraftlos und unglaubwürdig wird diefe Welt beim
Spätling Sudermann. Den Trieb zum übermaß des Theatralifchen hätte
man gern hingenommen - er umfchreibt die eigentliche Domäne diefer
glänzenden Technikers. Nur eine .Häufung zugefpißter Nomanmotive.
Heimlicher Kampf zwifchen zwei Seefahrerdörfern, Der Nynke von Hein
wird durch den Falkner von Pulzig erfchlagenz die Rynkeföhne kapern
niirhtens das Schiff des Falkners und morden den Alten. Die Falknere-
tochterh die blonde Brigoll-af frhnaubt Rache . . . Nun eine Gruppe
falfcher Gefiihlskontrafte. Nämlich; ein weifer Daniel gewährt der
rafenden Brigolla nicht Rachel fondern Ausgleich. Ausgleich mittels Ehe.
Sie foll einen ihrer beiden Erbfeinde heuren. Troß ihrer wiitigen Ver-
geltungsgelüftc hat fie bereits ein Auge auf den Rynkefohn Gregor gr-
worfenf und diefer Rynkefohn hat feinerfei-tsf in haffender Liebe- Leiden-
fchaft empfunden; die Blonde bekommt natürlich nicht ihn- fondern den
andernf Heimerinäx der eine andere liebtx das braune lyrifche Strand-
kind Melide. Die Blonde fteht dem Schwager gegenübert nachdem
eine rätfelhafte Ladung des Danziger Komthurs den Ehemann fchi>lich
von der Szene entfernt hat. Man will fich mit Peitfche und Dolch
traktierenf doch die Leidenfchaft treibt die Sündigen brunftvol(einander
in die Arme. Der Bruder muß aus dem Wege; man zündet feinem
nahenden Schiff Irrfeuer an, aber man hat ohne die Strandkinder ge-
rechnet: Ritter Heimcrinck fteigt gefund ans Land und heiratet fpäter
fein „Braunkind'H das eine heimliche Fürfientochter ift. Die Blonde und
ihren Böfewicht hat das Meer geholt . . .
Hier hört fich das Stück auf und noch vieles andere. Sudermann
hat fehr geringe Anfpriiche an fich gefielltz er dämpfte feinen Elan zu
äußerfter Trivialität herab. Verkappter Wildenbruch, doch auch ver-
fchlcchterter Wildenbruch. War er gut genug fürs „Schau-
fpielhaus"? Die Antwort lautet: Nein! Lindau feiner-feine!
hat die größten Anfprjjche an feine ergänzendef ausfüllende-
belebende Arbeit gefiellt: nnd dadurch i| das größte Mal-

heur verhütet worden. Er war auf gutem Wege: die Aufführungen von
,.Puppenheim“. der Gloäengießer-Tragödie. des „Eingebildeten Kranken“
waren Stationen eines Aufftiegs. wo man gern verweilte. Er paktierte
mit Sudermann. Das war vielleicht diplomatifch. aber richtig ifi's nicht.
Auf die Dauer nicht. Er holte feinem Schmerzenskiud (fchließlich uufer
aller Schmerzenskindl) einen Arzt. der Symptome kuriert. Er follte fich
mit diefem Doktor nicht eher wieder einlaffen. als bis der Doktor gelegent-
lich einmal größeren Mut aufgebracht hat und die Luft. fefter zuzugreifen.
Sank hier ein fchwereres Theater-talent. fo flieg im „Leffing-Theater"
eine leichtere Begabung mit einem Lufifpiel von knapper Handlung. vou
klarer. gerader Linienfügung. von graziöfer und gefchmackvoller geiftiger
Struktur: H e r m a n n B a h r. Diefem leichtherzigen und kühlen Vir-
tuofen des Theaters. der in behender Produktion jeder Saifon den Tribut
eines neuen Spiels entrichtet. gelingt im Lauf der Jahre dann und wann
ein großer. guter Wurf - ein Drama. in dem er Dichterähnliches voll-
bringt und mir Verzicht auf feine Beredfamkeit. die amüfant. reif und
weltficher. aber auch kokett ifi und fich an fich felbft erfreut. ein Stück vom
Leben lebendig gefialtet. Ein folcher Wurf war ..Der Meifter". ein
Schaufpiel bedentenderen Stils. - ein folcher Wurf ift
jetzt die flotte Komödie vom beliebten und geliebten Meifter:
..Das Ko n z e rt". Die lachende Kraft diefes Stückchens.
die von Anfang bis Ende aushält. zwar fchwankhafter Kon-
firnktionen nicht enträt. doch durch eine kräftige Dofis Menfchlichkeit.
durch die ungezwungene Wahrfchcinlichkeitsreäfnuug der Intrige und
durch einen reichen Fonds beweglichen. durch Weltbeobachtung gefchöpf-
ten Wines fich abfeiten aller Schablone durchfefzt. hat dem Publikum
ein rechtes Vergnügen bereitet und dem Autor wie den Darftellern einen
ganzen Erfolg eingetragen. Meifier Heinks Mufik beraufcht Seelen
und knictt Herzen; auch der Alternde noch kann dem Anfiurm der Weibchen
nicht widerftehen. Er bricht gern und oft die Ehe, die Ehe mit der gütigen
Frau Marie. die den naiven Frühlings-. Iohannis- und Herbfttrieben
ihres Mannes zufah und zufieht in Liebe leidend. doch mit widerfiands-
kräftiger Duldung. Sie hat fich fchließlich in ihres fchlimmen Eheberrn
Lehre: ,.Liebhaben kann man nur eine. lieben viele“ wie in ein tragikomi-
fches Schickfal ergeben. Kinder blieben ihr verfagt. und doch
betätigt fie auf ihre Art Muttergefühle: fie betreut ihren Gufiav.
diefes große. ungezogene Kind. wie eine gute Mama und nimmt ihn
immer wieder in ihre Arme. wenn er heiter lächelnd. als fei nichts ge-

fäfehen- von feinen Ausflügen ins Erotifehe an den häuslichen Herd zurück»-
kehrt. Man muß an Geifi und Herz bcgabt fein, um dies zu können,
.ßmmoriftifche Lebensübrrwindungf an die wir glauben. um fo mehr glau-
ben. wenn E l f e L e h m a n n s feelenvolles Naturell in diefe Gefialt hin-
einfchliipft, Meifier Heink kämpft wieder einmal mit lieblichen Wallungen;
diesmal foll es kein kaßenjämmerlicher Sieg. fondern eine gefunde, drollige
Niederlage werden. Er hat einem guten Menfchenf dem Doktor
Iura das Weib genommen. Da ifi er nun an den Rechten gekommen:
der Mann ifi nämlich bei-eit- ihm die Frau zu laffenf für alle Tage zu
laffenr nicht etwa- weil er ihrer iiberdrüifig ift- fondern weil er ihrem
Glück nicht im Wege fein will. Ia- mehr noch: er eröffnet fich felbfi
die Perfpektive einer zweiten Heirat und verbiindet fich deshalb mit
Frau Marief um durch das fajf uccomplj einer rafchen Neuordnung
der Dinge dem entlaufenen Paar alle Steine aus dem Weg zu räumen
und ihm den Schritt ins Eheparadies zu erleichtern. Ihm ift*s bitter
ernftf für Frau Marie aber ifk's nur Spiel und Strafgericht: fie kennt
ihren Gufiavf - ifi die Frucht nicht verboten. fo ifi er desillufioniert. Der
Doktor Jura ifi ein Original: fein behagliches Lebensphlegma und feine
vorwivige Selbftverfpottung erinnern im erfken Augenblick an gewiffe
Mufiertypeu Bernhard Shaws. Aber nein„ dies ift*s nicht. Die Figur
trägt ein eigenes Antlih- eine echte und rechte Bahrphyfiognomie. Einer,
der für verrückt gehalten wii-dp weil er anders denkt und handelt wie
andere Menfchen. Sein Lebensphlegma ift altruiftifche Weltweisheit;
feine Selbfiverfpottung nicht kühler Autorenwih, fondern des Menfrhen
Klarheit über fich felbf't. Jura wurde weltklug. weil er dem übel des
Lebens nicht widerfirebte. fich vielmehr gutherzig treiben ließ von den
kraufen Zufallswellen der Wirklichkeit. Er liebt weder fick), noch über-
haupt einen einzelnen oder eine einzelnex fondern die Menfehheit und
möchte dem Glück des Nächfien nie im Wege fiehen. llnd weil er folchen
Geifies Kind ifif gilt der unverbefferliche Idealif't für einen überflüffigen
Mitbürger. Im warmen Rhythmus der Verwirklungem deren Löfung die
unbewußt wie die bewußt Abirrenden einander wiederzuführt- ift natür-
licher Fluß und glaubhafter Schluß, weil die Begründung aller Irrungen
und Wirrungen in des Menfchen Herz und Geifi verlegt ifk.

Max Hochdorf:

Aus dem Leben der Feuertänzerin

Eine Tänzerin ift ein hüpfendes Wefen- und darum fell auch ihre
Seele leicht fein. Die Tänzerin lächelt nur; fie kennt nicht den Ernfi; fie
weiß nicht, was hohe Gedanken find. Melancholie möge ihrem Gemüte
fern bleiben; es wäre fchade- wenn fich ein Schmerz oder eine Trauer
auf ihrem Antliß zeigten. - So meinen wir gewöhnlich aber wir irren
in folchem Glauben. Eine Meifierin des Tanzes- die Erfinderin der
feurigeuSerpentinen- die ausAmei-ika kommendeL o i e F u l l e rt belehrt
une- daß eine Frau der loleften Kunft dienen kann und dennoch nicht
vergißt- fich zum klugen- weitfehauenden Menfchen zu bilden. Loie Fuller
ifi nur eine Tänzerin und wurde dennoch vertraut mit den Gefchehuifien
des menfäflichen Herzens und hundert anderen bedeutenden Dingen diefer
Erde. über ihre Schicffale hat fie jüngft ein Buch gefchriebent das in
franzöfifcher Sprache bei Felix Iuven in Paris erfchienen ift. („CuilU-E
am. (Le mu eien") Sie erzählt von fünfzehn Jahren ihres Lebens. Viel-
leicht ift die Zahl etwas ungenau- wie ja Frauen mit angeborener Unficher-
heit und Flüchtigkeit rechnen- wenn es fi>7 um Daten ihres eigenen Lebens
handelt. Aber das tut gar nichts. Miß Fuller fieht die leßten fünfzehn
Jahre als die entfcheidende Zeit ihres künfilerifchen Fortfehritts an. Was
davor lag- i| nur eine Vergangenheit der Priifung- da aus dem ameri-
kanifehen Farmerkinde ein fchön deklamierendes Fräulein wurde- aus dem
fchwärmenden Fräulein eine fahrende- oft forgenvolle Komödiantin und
endlich aus der wenig anerkannten Heroine wandernder Theatertruppen
eine Reformatorin des Tanzes. --

Die Feuertänzerin wurde in einer Frofinaeht geboren. Bei Chicago
waren die Fullers anfäfiig, ein großes- weitverzweigtes Gefchlechtf das in
primitiven Landhäufern wohntet das Feld anbaute und Kühe auf die
Weide trieb. Aber von allen Seiten blies der Winterfiurm in die luftigen
Landbehaufungen. Zum Auffiellen von mafiiven _Öfen reichte es bei den
meifien Fuller-6 nicht, Da kamen fie auf eine vorzügliche Idee: die Fa-
milie baute fich einen Tanzfaal. Während man nun bei Tag von der

Arbeit heiß wurde. griff man fich zum Abend fefi an. um den Frofi aus den Gliedern zu tanzen. Der Ofen. der im einzelnen Heim zu teuer fehlen. wurde im gemeinfamen Tanzfaal für alle Fullers eingefeuert. Und wie fonft Verwandte zufammenkommen. um ein Schwäßerchen einzufädeln. fo verfammelten fich die Fullers allabendlich um das große Familienkohlen-becken zum Tänze. Natürlich fehlte Loies Mutter nicht. Da kam es pl'ohlich iiber fie. und im Tanzfaal wurde das Töchterlein geboren. wäh-rend ein Onkel auf der Fiedel firich. während ein Vetter auf der Hirten-pfeife trällerte. Loies Wiege wurde ganz nahe zum glutroten Kohlen-becken des Tanzfaales gerückt. Draußen faufte der Orkan. flatterten die Schneeflocten über Waldbäume. fchlumncc-rnde Beete der Gärten und einfame calme. die am Wegrand froren.

Das Mägdelein Loie war drei Jahre alt. und eine feltene Mufik fang in ihm. Es konnte fich hinftellen. auf die Zehen recten. die Arme heben. das Köpfchen reizend in den Nacken beugen und dann im wiegen-den Schritte einherwandeln. So tat fie. wenn gute Laune und Sonnen-ichein in ihr herrfchten. So trieb fie es. als fchon milde. gute Frauen ihr das Alphabet und einiges mehr beibrachten. Und Loie hatte ein gutes Gedächtnis. ein angenehmes. fchmiegfames Wefen. das ihr die Zuneigung der Lehrer gewann. das aber auch in ihre Stimme überging. wenn fie irgend etwas Schmelzendes vorzutragen hatte. Die Freunde ihrer Jugend follen dann entzückt gewefen fein. fie follen das Kleine an fich gezogen. einmal auf die rechte Wange. ein zweitesmal auf die linke und fo der Reihe nach auf den Mund. auf den Scheitel der Haare. auf die Stirn und fogar aufs Nafenfpiplein gekiißt haben. Glückliche Loie! Sie hatte über ihrer Jugend einen prächtigen. gnädigen Gott. der wohl wußte. was er dem künftigen Liebling der Welt fchuldetez der das friihefie SchiFfal feines Töchterleins dermaßen lenkte. daß es harmonifch und füß den An-fang gab zu ihrem wertvollen weiteren Leben. Loie mifcht dabei fiäfer nicht Wahrheit und Phantafie . .

Sie haftet über die Jahre. die ihrer eigentlichen Kunft verloren gingen. da fie auf amerikanifchen Senfationsbühnen die Soubrette für Kriminalftücke. Mordaktionen und ähnliche Pöbeleien machte. Sie ift wohl keine unbrauchbare Schaufpielerin gewefen. und da war es kein Wunder. daß auch fchwerere Rollen auf ihre fchmalen Sihultern gelegt wurden. Loie foll eine hypnotifierte Träumerin geben. Vor fie tritt der Mann mit dem bannenden Auge. Er reißt fie in feine Gewalt. er fchläfert fie ein. nnd als fie. fchlafwandelnd. über die Szene fäjreitet.

da erlaubt fie fich eine unerwartete Gefie. Sie trägt ein lofes. flatterndes Gewand. und als eingefchläferte Traumwandlerin rafchelt fie von einer Bühnenfeite zur anderen. läßt fie die Arme auf- und niederfchweben. wie eo enoa ein Vogel tut. der verfehüehtert ifi und fich dem Boden nähert. Natürliä) läßt der Scheinwerfer auf die flatternde Traumwandlerin ein gefpenftifches Licht fallen. Sie finkt in die Knie; die Arme. die umhillt find von den zuckenden Falten ihres Gewandes. regen fich immer noch nervös. Da ruft jemand aus dem Publikum: Ein Schmetterling! Loie hört das. Ein Schmetterling! Der Beifall. der ihr gezollt wird. ift fehr laut und herzlich. Das Wort vom Schmetterling haftet ihr im Ohre. und eines Tages fieht fie vor einem großen Spiegel. um künftlerifch umzuformen. mit Bewußtfein zu üben und zu pflegen. was fie infiinktiv erfunden hatte.
Sie probt mit größeren Stoffmafien. fie ergänzt die befchriinkte Beweglichkeit der Arme durch Stäbe von Gefchmeidigkeit. Niäjt nur der Schmetterling will fie fein. fondern vor ihrem Auge ftehen die Bilder leuchtender Sterne. flammender Orchideen. fchimmernder Blumenkelche. Im gefchickten Schleudern kann fie all das bilden. für den Zufchauer hervorzaubern. und bald hat fie Sehnfucht. von der Bühne herab zu zeigen. was fie bisher felbfi nur im Spiegel erblickt hat. Es war ein Raufch in der Loie. und es war auch eine Angfi in ihr. da fie ganz alles verließ. was man bisher fo Tanz genannt hatte. Sie hatte den Plan. den wahren Tanz aus ihrer engen Studierfiube in die Welt hinauszutragen. Sie fühlte fich als eine Reformatorin und hatte wohl Grund zu folchem Stolz; denn aller Tanz war bisher nur eine Gefäjicklichkeit. ein körperliafes Vermögen der Glieder gewefen. Die Fuller wollte den Tanz befeelen. Sie wollte alle menfchlichen Sinne anfpannen. daß fie beim Genießen des Tanzes aufblühten und erqui>t würden. Wir ftannen über die wundervolle Lebendigkeit danagräifcher oder tarentinifäjer Terrakotten. Unfere Augen find entzüctt. wenn wir die Anmut. die bunte Beweglichkeit diefer zarten Frauengeftalten erblicken. die alle wie ruhende Tänzerinnen erfcheinen. Und es fcheint uns. diefe Frauen müßten nur die Grazie. die jihillernde Leichtigkeit ihres Körpers in Bewegung fehen. damit der Betrachter in Jubel ausbricht über fo viel leichte Schönheit. Kleine Nippes der Antike. hinter den blanken Scheiben der Vitrinen grüßend.
Die Fuller hat diefen Formenreichtum aufgeweat. ihn eine lebendige Wahrheit werden laffen. einen Augentrofi und eine helle überrafchung. Ich dachte das fchon lange. und nun begegne ich in ihrem Memoirenbuch

dem Saßej daß ihr R o din von folchen Empfindungen gefprochen hat.
Warum follen nicht die gefäfürzten Frauen und Freundinnen der füditali-
fehen Kleinmeifter im Sonnenfchein oder gar im Mondfäfein oder
beim warmen Flimmern der Sterne ihre Vollendung gewiegt und im
Reigen offenbart haben? Miß Loie erfeßt durch künftliche Lichtwirkun-
gen die Pracht des Firmamentes- aber fie hat fyftematifeh, von Fein-
fühligkeit unterfiüßtf die Phantafie und technifäje Gewandtheit der Elektri-
ker gelenkt. Dies Finden der Einheit von Licht und Bewegung ifi iin-
großes Verdienfi,
Es wurde nur langfam anerkannt. Loie Fuller hat ernft zu kämpfen-
ehe fie ihrer neuen Kunfi Ruhm und Reichtum fchafft. Oft gerät fie in
bittere Not. Oft muß fie die meiften ihrer Träume verjagen und fich mit
einer niederdrückenden Wirkliäjkeit begnügen. So in Berlin7 wo fie fich
vor biertrinkendenf lauten Spießbürgern zeigt. So in Kölnj wo fie auf
dem Zirkusfande die Gefährtin eines dreffierten Elefanten und eines ftör-
rifchen Efels ift. Der Efel fchreit„ der Elefant trompetetf und Loie Fuller-
die klaffifehe Schönheit erneuen möchtet findet weniger Beifall als die
ihr gefellten Kumpane. Aber fie hat kein verzagendes Herz: „Oft dab'
ich die Erfahrung gemacht, daß die Gefellfchaft kluger Pferde und mnfika-
lifcher Elefanten weniger demütigend ift als diejenige mittelmäßiger
Menfchen." So philofophiert fie aus der Menge.
In Paris fand fiel was fie langj lang erfehntej verftändige Freunde
ihres Willens und ihrer Kunfi. Und fie fpart nicht mit Lobfprüehen auf
die Stadt des Lichtes und der Liebez mit Enthufiasmus für die Men-
fchen diefer Stadtf die weit ihre Arme öffnen- wenn ihnen ein feines
Wunder neuer Kuufi begegnet, Die Fuller hat recht mit folchem Preife.
Sie hat Ritterlichkeit und Güte in Paris empfangen, Nur an der Seine
war es möglich daß ein graziler Schriftftellem der Meifier Anatole France,
für die Lebensgefchichte einer Tänzerin- fiir flüchtige und unterhaltende
Schnurren einer Tänzerinj die Einleitung fchriebf daß er fie fchrieb mit
galanter Anbetung und bewundernder Dankbarkeit, Männer von An-
fehen und Pathetik unterhielten fich in Paris gern mit der lächelnden
Tänzerin. Sie wurde fogar häufig vom jüngeren Dumasf von dem mox
ralifehen Kämpfer zu Tifeh geladen. Da faß fie nun bei ihm. Da küßte
die junge Frau den alten Herrm der bald fierben follte, auf die Stirn. Da
pflüäte er ihr Rofen in feinem Garten. Da lachte erf wie fie das Fran-
zöfifche mit englifcher Ungefrhickliäfkeit radebriiht. lind nachträglich er-
zählt fie nun von feiner milden Fröhlichkeit, von feinen mit Koketterie

gepflegten Frauenhänden und von feiner afevaleresken Unterwürfigkeit da-
mals. als er ihr fein Bild fchenkte und darauf fchrieb: ..Von Deinem
Freundleiu Alexander",
Er ift nicht mehr. und auch Mr. Eurie ift fchon dahin. der große
Forfcher und Entdecker des Radiums. Mit ihm und feiner Gattin ift
die Fuller einmal nach Meudon hinausgefahren. und Robin hat fie dort in
feinem Kunfttempel empfangen. Der Meifter übernahm die Führung. und
die Gäfte folgten ihm fchweigend. Der Forfcher hat dabei nicht zu feiner
Gattin gefprochen. auch nicht zur Tänzerin. die an feiner Seite fchritt. So
hat kein Wort die Herzen geftört. die im Augenblick alle fehr hoch fchlugen.
(Während ich diefes Erlebnis im Buche der Loir Fuller lefe. erinnere
ich mich. daß ich die Witwe Eurie einmal in ihrer Werkfiatt wirken fah.
wie fie Flüffigkeiten über dem Bunfenbrenner fiedete. wie fie von irgend-
welchem Inftrument den fchühenden Glasmantel hob. wie fie die Pole
eines zarten Elektrifierapparates einer Magnetnadel näherte. Junge
Männer und Mädchen ftanden rings herum und beobachteten und griffen
diefe und jene Belehrung auf. Da betrachtete ich genau die Züge der
Witwe und war erftaunt: fie waren den Mienen ihres feligen Gatten ähn-
lich geworden. Und mir fiel die Gefchichte von einem Naturwunder
ein. die ich im Naäjtigallenbuche des prächtigen Buffon las. Männchen
und Weibchen der Nachtigallen lieben oft einander fo innig. daß fich das
Weibchen völlig nach dem Männchen verwandelt. Das Weibchen ifk von
Natur fiumm. aber es fängt an zu fchmettern. wenn das Männchen nicht
mehr mag. Die Gefiederfedern des Weibchens werden vollkommen den.-
jenigen des Geliebten gleich. Du wäreft niäjt imftande. eines vom an-
deren zu unterfcheiden. an der Melodie der Kehle. am Rhythmus des
Fluges. an der Farbe des Federleibes. Vielleicht ift das unwahr und ein
Märchen. Mir aber fchien damals. daß Mine. Curie ihrem feligen Gatten
immer ähnlicher würde. wie das Nachtigalleuweibchen dem Herrn feiner
Treue . . .)
Loie Fuller. die Künfllerin für die Erde. ift auch eine Freundin des
Srernenguckers Flammarion. Wir kennen diefen Aftronomen und wiffen.
daß er gern von gewöhnlichen Ideen abfchweift. um mit Geiftern Zwie-
fprache zu halten. daß er ein großer Feind jener Alltägliäjen ift. die niajts
von einem fpirituellen Ienfeits wiffen wollen und ahnen, Von ihm
wurde Loie Fuller wohl angeregt. myftifäjen Regungen nachzugeben.
Aber auch ihr eignes Naturell neigte zu derartiger Verfunkenheit.
Auf offenem Meere verfuäjt fie den Rythmus der Wellen nachzu-

ahnten. Das Verfuchen. das urfprüngliche Erfinden und Empfinden ifi
iiberhaupt ein großer Zug in ihr. Sie folgt keinem Lehrer in ihrer Kunfi.
die fie aus fich felber gebar. Sie folgt auch keinem Lehrer in ihren Ge-
danken und ifi kühn genug. herzufagen. was ihr auf dem Herzen liegt. Ein-
mal wandert fie durch die dämmerigen Gänge von Notre Dame in Paris.
In der Schatzkammer fieht fie die wundervollen. juwelenbeftiäten Stoffe.
die zu großen Zeremonien dienen. Sie geht weiter. und fie fieht den Son-
nenfirahl. der iiber die bunten Heiligenbilder fpielt. Ihr fcheint. daß die
Gefialten der heiligen Maria und der fürfprechenden Apofiel in der
Sonne das Leben gewinnen. Sie glaubt zu fehen. daß die Himmlifrhen
ihre Köpfe neigen. ibre Arme bewegen. zum Schreiten die Füße empor-
heben. Als fie noch genauer hinblickt. mit ihrer regen Phantafie. die er-
fiillt ifi von üppigen Bildern des Tanzes. da ift ihr nicht anders. als
wenn all die hohen und heiligen Heerfcharen des Himmels auf den Bil-
dern tanzen. Da nimmt fie ein weißes Tafehentuch. läßt es auf- und
niederfchweben. ballt es zu Falten und baufchigen Figuren und ver-
meint. daß all die Heiligen im Serpentintanz fchwanken. Nach ihrer
Einbildung tanzen auch die Ikonen über den kleinen Altären; die mar-
mornen Statuen und auch die winzigen Bilder hinter den fchweren.
fäfwarzen Eifengittern. all das gewinnt Leben für fie. rhythmifches. wie-
gendes. fließendes Leben des Tanzes. Sie verliert fich ganz in derartige
Vifionen. Sie bemüht fich zu verwegenen Stellungen. um die .Himmels-
fchar zu wilderem Tanze anzufeuern. Sie fchwenkt ihr Tüchlein. das
einzige Gewand. das fie den fteifen Heiligen zur Serpentine geben kann.
Sie beugt fich. fie fireckt fich. fie wird auffällig und vom Kuftos als eine
verrückte. Gott läfiernde Frau aus der Kirche vertrieben.

Loie Fuller ift in einem Dorfe geboren und wurde zur weltläufigen
Künfilerin. In zwei Erdteilen und noch weiter wird ihr Name genannt.
Aber fie begnügt fich damit nicht und fchaut nach erotifchen Strirhen.
Wenn wir heute die Zartheit der Saba Iacco bewundern. das unerhört
Feine ihres Reigens und gleichzeitig das Schreclliche. Erfrhiitternde ihrer
Kraft. den Todeskampf auszumalen. dann feilen wir denken. daß Mill
Fuller ihre japanifihe Freundin ermunterte. vor Europäern zu tanzen.
Die Fuller hat auch das andere japanifäie Wefen. das unfere Augen
entzückt. zum erften Male auf die Bühne gebracht; das ift die Hanako. Ein
Schickfal erzählt fie von diefer Frau. die heut' eine ehrfanie Gattin
wurde. das nah* verwandt ift jenen Märchen. die Lafcadio .Hearn von
iapaniiehen Frauen erdichtet. Die Hanako war arm und wußte nicht. wie

im fremden Land Europa den Hunger zu fiillen. Da hat fie in der hollän-
difehen Sihifferkneipe getanzt- fie, das Gebrechlichfie- Lieblirhfie- unter
dem gröbfien und derbften Gefindel. 'Sie hat getanzt- und fie hat ge-
rührt- und obwohl fich manihe Hand begehrend nach ihr ausre>ter wurde
jede Hand immer ftheu zurückgezogen- wenn die Hanako ihre Augen
öffnete, Augen- die fchwarz und langbewimpert find- die damals voll
waren von Schmerzenstränem wie die guten Trauben voll find von
fißefiem Safte. Heut fpielt die .Hanako ein Königsfpiel mit einem Prin-
zen- und wenn fie auf dem Theater diefe Prinzefiinnenliebe zeigt, diefe
lächelnde Hingabe, diefe lächelnde Fröhlichkeiß diefe nicht minder ange-
nehme Todesbereitfchaft, dann verfiehen wir die Innigkeitx mit der Miß
Fuller ihren erotifehen Schüßling preifi.

Sie hat noch für vieles ein lobendes Wort, und ihr Lob trifft nichts
Schlechtes. Ganz zum Schlufie gilt es einem braven Manny der jeßt
auch frjwn tot ift- der ihre englijch gefchriebenen Plaudereien ins Fran-
zöfifche übertragen hat: es i| der Prinz Bojidor Karageorgiewitfch.
Während er als friedlichen befcheidener Künftler Schmuck und Gefchmeide
aus edlen Metallen formte- mordeten feine nächften Verwandten ein fehla-
feudes Paar; das noch nicht vom Tode träumte. Er i| geftorben, und feine
Nächflen leben noch. Sie herrjchen- und manchen von ihnen fah ich
tanzen, wenn im Palais des franzöfifchen Präfidenten die Stadtgardifien
zum Walzer auffpielten,

Mar Osborn:
Moderne Zeichenkunfi
(Zur Winterausftellung der Berliner Sezeffion)
„Moderne" Zeichenkunft - gibt es das? In demfelben Sinne.
wie manz mit Fog. gelegentlich von moderner Malerei und moderner
Plaftik reden kann? Wenn wir der Saäfe auf den Grund gehen. gibt es
nur eine Antwort: Nein! Die Malerei unferer Tage und der letzten
Jahrzehnte fucht tatfächlich Neuland; finnt kolorifiifchen und luminifii-
fchen Problemen naäf. die frühere Zeiten nicht kannten; feßt fiäf nach
vielen Seiten hin in fcharfen Gegenfatz zu wichtigen und maßgebenden
Kunfitendenzen langer Jahrhunderte. Die Bildnerei hat fich. wenigftens
zum TeilF von den Malern ins Schlepptau nehmen laffen und fahndet
gleichfalls gierig nach einer Erweiterung ihrer Ausdrucksmittelf nach einer
neuen Auffaffung der Form. Aber die Zeiäfenkunf't? . . .
Gewiß, auch hier trat die jüngere Generation revolutionierend auf.
Doch die Bewegung wandte fich durchaus nicht gegen den gefamten Heer-
dann der älteren Traditionen. fondern. wie eine richtige Revolte- ledig-
lich gegen die „herrfchenden Zuftände". Ein Auflehnen gegen den Zwang
der akademifchen Regelny die fiäf im neunzehnten Jahrhundert gebildet
hatten. darf wohl konfiatiert werden; doäf bei Licht befehen handelte es
fich eben darum. über diefe verhältnismäßig jugendlichen Regeln und Ge-
wohnheiten wieder auf das vordem Gültige zurückzugreifen. War es
gerade ein Wiederanknüpfen an die großen Überlieferungenf die das neun-
zehnte Jahrhundert durchbrochen hatte. Ein Studienblatt von Marses
oder eins von Liebermann - um zwei Extreme zu nennen - haben zwar
mit Zeichnungen von Kaulbach und Piloty gar nichts. aber mit Zeich-
nungen von italienifchen und holländifchen Renaiffancemeiftern fehr viel
gemein. In ganz anderem Sinnef wie die Farbenkunfi der neueren Fran-
zofen und ihrer internationalen Gefolgfchaft ihrenStammbaum iiber-Geha,
Watteam Velazquezi Rembrandt, den Delftfchen van der Meer und Frans
Hals bis auf den alternden Tizian und Piero della Francesca zurüa-
fiihren darf- kann die Schwarz-Weiß-Kunfi der Lebenden in den Bleifiift-
und Kohleblättern der alten Meifter ihre Ahnherren verehren.
1 6c")

._'1 _ - -. .. x_. _2 ...7....
,.4 .. .aM-...7..-. - ..„- -x ,
W* ' . . .._._ N. .
er . - *
t*
.rl-
. '
*-
rc_ * X “ _ -, ._ y ' " . K. . *' .. . *
KFZ. F *y . _.' * 1. RF*
**7 c* - : :i ' ' kl*
L o v is E o r in th: Studienblatt (Wolf
und Hyiine). :Zeichnung
»M
L.
. - * Ä'- .
. . X .
M W a l t h e r K l e mm: Brücke. Holzfchnitt
Von derWinterausftellung der Berliner Sezeffion
Zum Auffatz von Mar Osborn

BBL-*LL
H 9.: -rnc
Wine-8177
0''
(Lacke-_0704''

Ein Blick auf die Kunfigefchichte des lehten Zeitabfchnitts erklärt
das ohne Mühe. Der fpringende Punkt ift die doppelte Wandlung im
Begriff der Zeichnung. die fich feit dem Einfehen der klaffiziflifäfen Be-
wegung am Ende des achtzehnten Jahrhunderts verfolgen läßt, Damals
erfolgte in Deutfchland ein entfchiedenes Abrücken von der Farbe. Zur
Hälfte waren dabei die an der antiken Plaftik gefchulten gräzifierenden
Doktrinen. zur .Hälfte die ausgefprochen literarifchen Tendenzen. die fich in
der Provinz der bildenden Künfke häuslich einrichteten. die treibenden
Kräfte. Diefe beiden Mächte wirkten zufammen. um die organifche Fort-
bildung der Farbenlehren des ausklingenden Rokoko zu durchkreuzen. Das
führte bis zu der offenen und entfchiedenen Ablehnung der Farbe bei
Peter Cornelius. der zuleht in ihr etwas Rohes. äußerlich Effektvolles.
Sinnliches. ja beinahe Sündhaftes fah. was die fublime Geiftigkeit feines
künfilerifchen Ideals bedrohte. Und es führte zu einem Zuftande. in dem
das eigentliche Malerifche durch das Zeichnerifche fchlechthin verdrängt
wurde. Es gab eine Zeit. wo die beften deutfchen Talente weit mehr im
Karton als im Fresko oder gar im Ölbilde zu fagen hatten und zu fagen
wußten. Man braucht auf diefe Epoche durchaus nicht mit der fouveränen
Verachtung zu blicken. die heute üblich ift. Auch fie hatte ihren hiftorifchen
Sinn und auch fie hatte ihre pofitiven Qualitäten. Aber darüber iii kein
Zweifel. daß fie die logifche Weiterentwicklung der Malerei. fofern man
fie zunächft und vor allem als die Kunf't des Farbenausdrncks begreift.
unterbrach und erfchwerte. Und wenn der kolorif'tifche Sinn auch bald
rebellierte und fich fein altes Recht zurückerkämpfte. fo blieb doch als
dauernde Folge eine Verfchiebung der Stellungen. die Malerei und Zei-
chenkunfi bis dahin eingenommen hatten.
Die Zeichnung war früher ein Hilfsmittel gewefen. das den Maler
bei feinen Studien und bei der Vorbereitung zu feinen Bildern ftühte.
Sie blieb etwas ganz Perfönliches und dachte gar nicht an das abfchlie-
ßende Objektivieren. das im Gemälde gefucht wurde. Jetzt rückte fie auf
einen weit anfpruchsvolleren Platz vor. ward in zahlreichen Fällen aus
einem Hilfsmittel zum Selbftzweck. und das Refultat war. daß fie auch da.
wo fie gar nicht den Ehrgeiz hatte. Selbftzweck zu werden. im Hinbli> auf
Abgefchloffenheit. „Fertigkeit“. Objektivierung getrieben wurde. Der aka-
demifche Unterricht wurde. bewußt oder unbew-ußt. von diefer Auffaffung
beftimmt. Die Zeichnung. früher nur für den Künf'tler felbft. höchftens
noch für den kleinen Kreis der Kenner und Sammler vorhanden. die für
die perfönlichften Äußerungen Verftändnis befaßen. wandte fich an das

große Publikum. Das heißt: fie gab ihre einftige individuelle Frei-
heit und Selbftherrlichkeit auf und unterwarf fich den Anfpriichen. die
(damals) an das Gemälde gefiellt wurden.
Mit diefem Zuftande räumte die moderne Zeit auf. indem fie die
Zeichnung wieder in ihre urfprünglichen Ämter einfetzte. Man könnte
fagen: zurückverfeßte - denn fie wurde in engere Grenzen zurückverwie-
fen -. wenn man nicht den Anfchein einer Degradation vermeiden müßte.
von der niemals die Rede fein kann. wo es fich darum handelt. eine Sache
ihrem natürlichen Beruf zuzuführen. So ward die Zeichnung alfo wieder
eine perfönlichfie Angelegenheit des einzelnen Künftlers. und ihr gegebener
Aufenthaltsort nicht die Öffentlichkeit. nicht die Ausftellung. fondern das
Atelier. die Mappe. der Schrank des Sammlers. höchftens des Mufeums.
Eine Ausfiellung von Handzeichnungen war in jenen Garten-Zeiten (nen-
nen wir fie der Kürze halber einmal fo) viel finnvoller als vorher und nach-
her. Tatfächlich wäre man vorher niemals auf folche Gedanken gekommen;
fie find auch heute einigermaßen unlogifch. und man müßte fie ablehnen.
wenn nicht der Reiz. den fie der Logik zum Troß ausüben. ein fo außer-
ordentlicher wäre. Und wenn nicht das Verftändnis und die Leidenfchaft
(auch die Neugierde) für die Intimitäten der künftlerifchen Arbeit fo uu-
geheuer zugenommen hätten. Wir treiben heute in der Kunft (auch auf
anderem Gebiete) einen früher unerhörten Kultus des Perfönlichen. der
oft genug ins Maßlofe umfchlägt und zahllofe böfe Refultate zeitigtz der
aber auch für geheime Züge. die früher verborgen blieben. und für viele
Dinge. die unfere Fähigkeit des Begreifens in manche Urgründe leiten.
die Augen von Taufenden geöffnet hat.
So wandern wir durch die Winterausfiellungen der Berliner Se-
zeffion. und gierig blicken wir in die Werkftattgeheimniffe. die fich uns
öffnen. Wir fehen *Hunderte von Blättern. die uns fozufagen gar nicht?
angehen - und das ift einer der ftärkfien Reize. Sehen Dokumente der
Arbeit. durch deren öffentliche Vorlegung fich die Künftler genau genom-
men profiituieren. oder doch in einer Toilette zeigen. die man zum Empfang
von Gäfien nicht wählt - und gerade das zieht uns an. Wir legen
uns auf die Lauer und betrachten mit dürfienden Blicken die Augen-
bli>sniederfchriften. die aus plötzlicher Erregung geborenen Notizen.
den Niederfchlag von Impreffionen der Umwelt. die darum fo fiat'
wirkten. weil fie mit einer ihnen günftigen Stimmung des Empfangen-
den zufammentrafen oder gar einem längfi dunkel daftenden künfilerifcheu
Willen greifbaren Halt gaben. Wir fehen mit Ergriffenheit. wie fill?

hier die Temperamente der einzelnen mit fait erfchre>ender Unmittel-
barkeit offenbaren: Liebermanns geiflreich-nervöfe Beweglichkeit; Co-
rinths derb zupackender Realismus; van Goghs machtvolle Naumvor-
ftellungen und (Millet überholende) Wirkliäfkeitsfiilifierungen; die er-
wachende Linienkraft der Jüngeren. wie Waldemar Rösler. Theo Bro>-
hufen; das delikate Formgefühl der römifch-pariferifchen Iungdeutfchen-
wie Karl Hofer; und fo fort. Man lernt bei diefer Schau mehr als
aus dicken Handbüchern über das Wefen der modernen Kunf't. Einzelne
nehmen auch heute noch die Zeichnung um der Zeichnung willen. wie
Ian Toorop- der katholifch gewordene Holländer. der in dem köftlichen
kleinen Nordfeeneft Dornburg das ehrfame Fifchervolk zu fchwärmerifchen
Myflizismen entbietet.
Dies aber führt uns fchon zur Graphik hinüber. Denn der Bild-
druck ift die Form- in der allein einftens die Zeichnung als Selbftzweck
erifiierte. Auch hier hat die jüngfte Zeit den status quo ante wieder-
hergeftellt. nachdem das neunzehnte Jahrhundert die graphifchen Künfke
auf der ganzen Linie zum Reproduktionsdienft abkommandiert hatte.
den ihnen heute die photomechanifchen Verfahren abgenommen haben.
Namentlich die Lithographie und der Holzfchnitt find dadurch wieder zu
ihrem Rechte gekommen. Mit wahrer Luft an der Gefchmeidigkeit des
Materials laffen Liebermann und Slevogt die Kreide über den Stein
gleiten; mit Feuereifer verfuchen fich die Jüngeren in der neu begriffe-
nen dekorativen Strich- und Flächenfprache der Xylographie.
Die diesjährige Winterausftellung der Berliner Sezeffion baut die
Proben aller diefer Bemühungen mit vorbildlicher Überfichtlichkeit auf.
Sie bringt auäf einen Saal mit Aquarellen und andern Farbenftudien.
die fiir fich das gleiche Recht der freien Subjektivität in Aufprmh neh-
men. Manche Eigenwilligkeiten. die bei der Handzeichnung felbft-
verfiändlich erfäfeinen. wirken hier trotzdem als einigermaßen aggreffivc
Ertravaganzen. weil wir daran denken. wie gering heute der Unterfchied
zwifchen Studief Skizze und Bild geworden iftz was uns ein bißchen
melancholifäf macht. Aber hierf wo diefe Dinge anfpruchslofer auf-
treten, eben nur als Dokumente erfter Konzeptionsakte. entwaffnen fie
und find uns gleichfalls willkommen als Einführer in alle Sehnfüchte.
Farbenphantafieu, Grübeleien und mehr oder minder fympathifche Ver-
drehtheiten der anrückenden Generation.

Rund
lchau
Die Liberalen
' **' Deutfchland bleibt nicht fiehen.
Seine wirtfchaftliche Krafh feine
politifche Macht- feine geifiige Reg-
famkeit fchreiten immer weiter.
Der Liberalismus aber kommt feit
Dezennien nicht vom Fleck. Die
Zeitungen mit den höchfien Auf-
lagen find in feiner Gewalt. feine
Agitation flattert täglich auf Milli-
onen papierener Flügel in alle
Winkel. und dennoch ifi fein direkter
Einfluß auf die Leitung der Staats-
gefchäfte lächerlich gering. Soll
er fich fchmeichelm daß das Fluidum
feiner Ideen troß alledem in jede
Pore des öffentlichen Lebens dringt
und daß ihm durch feine Uner-
müdlichkeit die Rolle des idealen
konfiitutionellen Königs zugefallen
fei. der herrfcht- aber nicht regiert?
Es wäre doch ein heuchlerifcher
Troft. Soll fich namentlich der
Freifinn ewig damit befcheiden.
daß die wenigen Auserkorenenx
denen feit Jahrhunderten die
Kunfi zu regieren und zu fiegen
vererbt wat-dh die Mufil' machen
und er dafür ftolz und alles beffer
wiffend im Merkerfiuhl zu fißen
habe.
Noch jeden Kritiker hat es
in den Fingerfpißen gejuckt. auch
einmal ein Bildner zu werden.
Eine politifche Partei kann am
allerwenigften nur das griesgrä-
mige Rezenfentenhandwerk üben.
ohne endlich von der eigenen und
ihrer Wähler Unzufriedenheit auf-
gefreffen zu werden. Eine Mi-
norität. die nicht in jedem-Augen-
blick von dem leidenfäfaftlichen
Wunfch befeelt ifi.. die Majorität
zu fich herüberzuzwingen. ifi iiber-
haupt nicht wert. auf dem po-
litifchen Kampfplaß zu fiehen, If(
es wirklich. wie alle ihre Gegner
rechts undlinks behaupten- das
Schickfal aller Vermittelnden. der
Fluch der Zwitterhaftigkeit- der
die Freifinnigen in die Sackgaffe
der Untätigkeit bannt. während
der Radikalismus zu neuen Er-
folgen ausholen kann?
Weder die geheimrätlichen noch
die demokratifchen Re epte haben
ihnen aus ihrer Eritarrung zu
helfen vermocht. Die regierende

Kaffe hat fie. wie in der eben erfi
abgelaufenen Periode, gelegentlich
zu kurzen Erperimenten heran-
geholt und. wenn fie einmal ihren
eigenen Willen haben wollten.
rückfichtslos wieder beifeite gefioßen.
in den Grollwinkelx der die Eigen-
tümlichkeit hat- daß man viel
fchneller in ihn hinein als aus
ihm herauskann. Und der Hinweith
daß der Liberalismus - wie
Frankreich und fehr wieder England
mit feinem großen Wahlkampf be-
weifen - heute kaum mehr anders
als in Gemeinfchaft mit dem So-
zialismus zu fiegen vermögeX er-
fcheint den meifien im Vaterlande
Bebels wenig fruchtbar. Aber
man begreift. daß auch der Führer
des rechten liberalen Flügels. .herr
Baffermann. in feiner letzten Reichs-
tagsrede. in der er feine Bereit-
willigkeit zu einem taktifchen Zu-

Rundfihau
fammenfchlufii mit dem Freifinn
zu erkennen,l gabx feine fchönfien
Hoffnungen darauf: gebaut hat-
daß die Sozialdemokraten von ihrer
weltfremden Staatsdoktrin zurück-
kommen werden. Aber' was foll
jeht gefchehem wo es immer deut-
licher wird und bei allen Erfah-
wahlen für den Reichstag- bei den
Landtags- und Kommunalwahlen
zutage kommh daß die einzigen/
die einen Gewinn von dem wü-
tenden Kampf um die Reichs-
finanzreform haben- wiederum die
Sozialdemokraten find. Auch das
jeßt zum Feldzeichen erhobene
Eofinfchwein wird nur ihr fprich-
wörtliches „Schweineglück“ mehren.
Dennoch ifi gerade jeßt für
den gefamten Liberalismus in
Deutfchland der Augenblick ge-
kommenh in dem er den Weg zu
einer befferen Zukunft finden
könnte. Er muß nur mit auf-
merkfamen Sinnen dem Zug der-
felben wirtfchaftlichen Kräfte folgen/
die zur Gründung des Hanfabundes
gedrängt habenx und dabei weder
nach oben fchielen noch nach wohl-
feilem Beifall aufgeregter Mei-
nungsmacher gieren. Diefe Kräfte
quellen aus heißen Griinden- aus
tiefen Notwendigkeitenx aus Nöten
des Bürgertums und werden- ob
nun der Bund feiner Pflicht ge-
wachfen ifi oder nichß fich freie
Bahn reißen. Vet-fieht es
der Liberalismusx fich zu ihrem
Pionier zu machenx dann werden
fie ihn fpäter felbft immer weiter
tragen und höher heben. Die
erfte Vorausfehung aber ifih daß
er aus der Vergangenheit lerne.
Eine dicke Bibelx die jeßt in der
Deutfchen Verlagsanfialt in Stutt-
gart erfchienen ifix Hermann
Onckensl Buch?4 über Rudolfl' von
Bennigfen- das deffenZ Laufbahn
nach feinen'ZBriefen'n und hinter-
laffenen Papieren fchilderß kann
ihnen dabei fehr behilflich fein.
Sie können daraus wieder einmal
erfahrem wie wenig der Libe-
ralismus es bisher verfianden hat-
Difziplin zu halten7 die Maffen
zu organifieren und mit ihnen
in Fühlung zu bleiben- und wie
gefchickt er immer die befien Ge-
legenheiten- die Macht an fich zu

zwingen- verpaßt hat.
Der Liberalismus verfügt heute
im Reichstage über 100 Stimmen.
Das ifi wenig und viel. Wenig
wenn fie in dem von 397 Boten
befeßten Saal der Mehrheit führer-
los und temperamentlos gegen-
überftehen/ viel angefichts der
allgemeinen Parteizerfplitterung„
wenn fie fich nicht zur Unzeit
wichtig machen- aber in entfchei-
denden Augenblicken gefchickt ins
Treffen geführt werden. Daß
die Nationalliberalen gelobt haben„
mit dem Freifinn fo oft wie
möglich eine taktifche Einheit zu
bildenx ift eine der erfreulichften
Folgen der erbitterten parlamen-
tarifchen Kämpfe des vorigen
Jahres. Auch die Fufion der
drei freifinnigen Parteienx die man
jeßt/ trohdem die Parteitage noch
das lehte Wort der Entfcheidung
zu fprechen habenx fchon als voll-
zogene Tatfache anfehen kannx ifi
durch fie befrhleunigt worden. Drei
Jahre haben die Berge gekreißt.
Nun ifi endlich ein ellenlanges
Programm der neuen „deutfch-
freifinnigen Volkspartei“ (fchon der
Name verrät mühfame Klitterung)
geboren worden. Alle liberalen
Perlem die man feit 1848 ge-
r65

Rundfchau
fammelt hatx find forgfältig auf
eine Schnur gezogen;*-„der ganze
Rofenkranz ifi beifammenx den ein
freifinniger Politiker vor einer ju-
belnden Wählerverfammlung her-
unterbeten kann.
Merkwürdiger und bezeichnender
Weile hat die Kritik im eigenen
Lager an diefem Programm fonfi
nichts ausgefeßy als daß es -
zu kurz- noch nicht vollfiändig
genug fei. Noch immer glauben
diefe Barrikadenkämpfer aus Zei-
tungspapier- Anfang und Ende aller
Dinge fei das Programm. Noch
immer wollen fie nicht begreifen-
daß man mit allen Kräften zum
Endziel |reben„ im Einzelnen aber
Bewegungsfreiheit haben muß und
fich nicht durch detaillierte Pro-
grammfäße noch mehr Fußangeln
legen darf. Wer aber wird General-
feldmarfchall fein und werden alle
dann Order parieren? An diefe
Kernfrage hat noch keiner gerührt.
Wenn von den baren 50 Mannx die
der Freifinn heute glücklich im
Reichstage fißen hat- alle wieder
den Feldherrn fpielen wollen- dann
kann man das Ende der Einigungs-
herrlichkeit fchon heute vorausfehen.
Ift es nicht wie ein parodifiifcher
Scherzx erfonnen zum- Gaudium
der Gegner/ wenn am Tage der
Programm-Veröffentlichung die He-
rolde der Freifinnigen Volkspartei
ins Land hinausfchmettern: „Ia-
aber Herr Weinhaufen darf unter
keinen Umfiänden Gefchäftsführer
werden.“ Soll die neue Ara fo
beginnenx dann wird es wieder fo
fein wie nach der fchönen Fufion
im März 1884- die 1893 wieder
in die Brüche ging. Heute verlangt
das gemeinfame Programm „Si-
abet-ung der vollen Wehrkraft des
Reichert“x und eine Parteif hinter
der 11/4 Millionen Wähler fiehen-
könnte im Parlament und beiä' den
nächfien Wahlen fchon manches er-
reichenx wenn fie fich endlich *zur
Unterordnung unter einen gemein-
famen Plan verliehen wollte. Or-
ganifation ifi alles. IAB.
Tichudi in Miinchen
?ij-i Mit der Berufung Tichudis
zum Direktor der. ftaatlichen Ge-
mäldegalerien in -Bayern zog ein
freies Aufatmen durch die Reihen

der-i Münchner Künfiler und auch
durch die Gemüter der nochZnicht
ganz verhärteten Kunfi-freunde in
unferer bayerifchen Kunfimetropolc.
Ießt endlich7'dämmerte fürZunfere
Mufeenx befonders aber für die
Alte und die Neue -Z'Pinakothrh
das Morgenrot einer'neuen Zeit.
Man wußte es von feiner Berliner
direktorialen Tätigkeit her: jeßt
kam der Mann„ der Wandel fchaffen
konnte!
Tichudis erfie Herkulestat voll-
zog fich auf dem Boden der Alten
Pinakothek. Seit Jahr und Tag
war hier alles beim alten ge-
blieben. Das Beifpiel des Berliner
Kaifer Friedrich-Mufeumß die mo-
dernen Gefichtspunkte- nach denen
eine Menge anderer Galerien re-
organifiert worden waren„ blieben
in München unfruchtbar. Viele
deri-i-bedeutendfien Schätze fand
man früherunmöglich hoch gehängtf
dem Gefichtsfeld entzogen. Die
Überfüllung det-“Wände fchmälcrte
allzuhäufig die genußreiche Be-
traahtung des Einzelwerkes. ?i
Fehlte dem in feinem Unite
grau gewordenen Geheimrat von
Reber die Initiative- war es Tra-

Rundfchau
ditionh falfche Pietäß oder war
er zu (müdey den Kampf mit dem
Bureaukratismus immer wieder
aufs neue aufzunehmenx - gleich-
vielt kein Bild wurde vom alten
Platz bewegt; es wurde nach gut
münchnerifcher Gewohnheit ewig
„fortgewurfielt".
Nach einer fechswöchentlichen
Arbeitsleifiung hatte Tfchudi das
erfie Großreinemachen beendet. Er
hatte der Galerie ein total neues
Anfehen verliehen!! - - -
Wer all die Grundfätze zu
kontrollieren vermag- unter denen
fich die Reorganifation der Galerie
zu vollziehen hatte„ wird von dem
Refultat- das Tfchudi keineswegs
als ein Definitivum betrachtet
haben willx hochbefriedigt fein,
Freilicht an den Einzelheiten läßt
fich mäkelnz hinter dem Ganzen
aber fieht eine Perfönlichkeit- die
fich des rechten Weges voll bewußt
1
Folgende Programmpunkte lei-
teten den neuen Direktor: „Auf-
locker-ung der Maffe und neue Zu-
führung von Licht'I „Ausfchaltung
des Entbehrlichen mit dem Ziel-
der Galerie ein Qualitätsniveau
zu geben“z „Auf dem Wege des
Austaufches - innerhalb des Be-
ftandes der fiaatlichen Galerien -
vorhandene Lücken auszufüllenx mit
Rückficht daraufL den kunftgefchicht-
lichen Zufammenhang möglichfi un-
unterbrochen vorzuzeigen".
d :Nach Sichtung des Materials
feßte fich die noch größere Arbeit
der Neuordnung nach praktifchen
und äfthetifchen Gefichtspunkten
fort. Zuerfi die gute Sehbarkeit
und ri tige Beleuchtung der Bilder.
Das i nahezu vollendet in Er-
füllung gegangen. Jedes Bild
kann ohne Beeinträchtigung des
Nachbarn genoffen werdenx un-
bequeme Halsverrenkungen find
dazu nicht mehr vorzunehmen.
Auf die dekorative Wirkungskraft
einer ganzen Wand wurde mehr
Bedacht gelegt als auf die er-
hoffte Ifolierung einzelner Bilderz
die ohne noch viel weitgehendere
Aufräumungen nicht durchzufeßen
war. In jedem der zwölf Säle
und der dreiundzwanzig Kabinette
ward der Verfuch gemachty durch

zentrale Anordnungen den Haupt-
werten eine kräftigere Akzentu-
ierung zu verleihen. Das fpät-
liche Oberlicht in den Hauptfälen
wurde ehemals von den dunkel-
roten Wandbefpannungen der
Wände aufg'ezehrt. Ohne radikale
bauliche Veränderungen war diefem
Übelfiande nur abzuhelfenh indem
man die Wände hellgrün oder
weiß überfirich oder in den Ka-
binetten eine lichtere Befpannung
der Wände-.oder auch einen hell-
braunen oder olivgrünen Anftrich
einführte,
Die permanente Verfchwendung
des Raumes wird fich immer fühl-
bar machen. Eine Nuhbarmachung
der großen Loggiengalerie z. B.
(von Klenze in der Parallele zu
den Kabinetten angelegt) hat
Tfchudi noch nicht ergründet; aber
durch Verfperrung der Ausgänge
nach diefen Loggien hat er vielfach
Plaß gewonnen.
Es wiirde zu weit führen- auf
jede Einzelheit aufmerkfam zu
machen/ den Lefer vor alle Bilder
zu führem die fich jeßt in anderm
Lichte zeigen_l_;,als vordemh die
jetzt wieder neu erkannt/ ja entdeckt
werden. Endlich kann man BildernF
wie der „Iudenbraut“ des Aart
1:67

de Gelder oder-*dem großen'Höllen-
fiurz des'Rubensj fox nahe treten„
daß auchLdie technifchen Feinheiten
einer 4. num-hörten Farbenkühnheit
zu genießen find. Rubens' do-
minierende Stellung in der Pina-
kothek wird in der Neuanordnung
noch ftärker betont. In dem
einen ungeheuren Raum verloren
fich ehemals die kleineren Bilderf
jetzt dehnen fich hier ausfchließlich
die Riefentafeln von Rubens und
feiner Schule zu hinreißen-
der Wirkung. Durch Einziehung
mehrerer keilförmiger Scheide-
wa'nde aus Holz gewann man in
einem zweiten Rubensfaal neuen
Plaßh um die Fülle der kleineren
Bilder des Meifiers höchft geifireich
auf Farbklänge und Farb-Akkorde
hin zu ordnen. Es war das rechte
Mittel- den Kolorifien Rubens in
feiner farbigen Differenziertheit
wirken zu laffen. Über den etwas
paßig grünen Anfirich läßt fich
fireiten! Im van Dyk-Saal wirkt
er als Grund gut/ er fpielt 'hier
nicht in die vornehme zufammen-
genommene Farbenhaltung der
Bilder hineinx umgibt fie vielmehr
wie grüne Wellen. Die farbig
fein abgeftimmten van Dyk-Wände
beweifen hinlänglich den kul-
tivierten Augenfinn Tfchudis. Nur
im Reiche Tizians fcheint fich
fein Blick verwirrt zu haben. Hier
fpielt das Grün allerdings in die
Farbhaltung der Tizian und Tinto-
retto hinein (zumal in den grau-
grünlichen Ton der aus Schleißheim
neu gewonnenen Bilder des Gon-
zaga-Eyklus). Die außerdem noch
vortretendeDrapierung in Grün tut
neben dem* Rot des Teppiche
im Bilde Karls des Fünften dem
Auge geradezu wehh und auch
das fchönfie' Bild der) Galerie:
Tizians „Dornenkrönung'h hat in
feiner Farbenwirkung'ö durch die
gleiche; grünef etwas ,kitfchigefDra-
pierungverloren. * Tintoretto ift
nunmehr-'B- durchQ dieZ_ Augsburger
Tafel „Maria hat: den befien Teil
erwählt" (eines der vorzüglichfien
Werke des Meifiers) ganz hervor-
ragend vertreten. Man kann es
den Augsburgern nicht verübelnF
daß fie der Entführung diefes
Bildes Tränen nachweinen. Tfchudi

hat nach feinem guten Rechte
der Staatsgalerie zu Augsburg
fieben Bilder genommen; er will
ihr dagegen neun andere zurücl-
geben. Darob eine große Re-
volution im Augsburger Gemeinde-
ratx der fich auf einen Willensakt
König Ludwigs l. berufen möchte.
Die Mißftimmung wird hoffentlich
von Tfchudi durch weitere liberale
Zugefiändniffe befchwichtigt werden
können. Im Magazin der Pina-
kothek finden fich ja auch noch
manche Bilder aufgefpeicherh die
keineswegs zum Ballaft der Galerie
gehörten. Aus Augsburg kommt
uns noch das feltene Stilleben
von Iacopo de' Barbarif deffen
malerifche Feinheiten im Gefieder
des Rebhuhns für das Entfiehungs-
jahr 1504 ganz rätfelhaft find.
Aus Schleißheims befiem Be-
fiand kommen die „Kreuzigung" von
Lukas Eranach und der reitende
Olivareg zu deffen Autor neuer-
dings der Schwiegerfohn des Ve-
lazquez: - d e M az o - erhoben
worden ifi.
---Mit dem Umtaufen verfchie-
dener deutfcher Bilder hat man
glücklich begonnen. Aber das [Lace
1101110 von Hans Multfcher (7?)
wäre beffer in Schleißheim ge-

u.: ZS Z :um
SSA. Zee-U... ..m :0m ?ZR .co-â€žZR
Z ...VZ-â€žMR :VVK-.Z SN :LSR ZZ :ZYYQZZQ
...o-:Y c; :IcYLNZTK: ..ZL-..ZIS :LN ?Ã„
?ZZ-S ..Z-.W :Z ?ZZ-SW .JK
Lo:Y-QWNNSFWV

blieben - dagegen wird man
bedauern- daß die großen Pfeudo-
Grünewalds ins Depot verfchwun-
den find. In Saal Il] hat der
farbenpriichtige Mauritius - Altar
von Mathias Grünwald endlich
die ihm zukommende Mittelfielle
gefunden.
Die Dürer-Apofiel find leider
durch einen grauen Vorhang zu
weit von einander getrennt worden.
An eine Ehrenfielle rückte dagegen
die neuerworbene Tafel des Mai-r
Reichlich aus der Pacherfchule (aus
dem Nachlaß des alten Prof. Sepp).
Was weitere Neuerwerbungen an-
belangh fo hat Tfchudi die Konjunk-
tur fchnell und gut genützt. Auf
das Hauptfiück der Errungenfchaften
war man befonders gefpannt. Es
ifi das - G r e c o s „Entkleidung
Ehrifti". Neben der ungemein
geifivollen Kompofition und der auf-
gewühlten Farbhaltung in diefem
Bilde kommen die übrigen Spanier
in feiner Umgebung nicht mehr
recht zur Wirkung. Im Mittel-
grund dominiert der Heiland im
roten Mantel. Vorn rechts fällt
der Kriegsknecht in Gelb auf.
Im Hintergründe dunkle Gefialten
auf graublauer Luft. Dazu die
merkwürdigen Lichter und fcharfen
Schlagfchatten. Das Werk atmet
keineswegs klaffifche Nuhe- man
wird aber oft zu ihm zurückkehren
müffen- um den geiftigen und
farbigen Gehalt ganz aufzunehmen.
Das „Konzert im Damenfkift"
von Guardi bedeutet beinahe eine
noch verblüffendere Überrafchung.
Es vermittelt Impreffionen im
modernfien Sinne; man denkt etwa
an Adolf Menzels friderizianifche
Gefellfchaftsbilder. Die gerupfte
Pute- das Stilleben von Goyah
ein neuer Elouetxein im Ton außer-
gewöhnlich ernfi gehaltener Gaius-
borough gehören zu den Neuer-
werbungenh denen fich noch Schen-
kungen und Leihgaben zugefellen.
Auch der frühe Rembrandt „David
mit dem Haupte des Goliath vor
Saul" ifi als Leihgabe des Kunfi-
falons Heinemann von Tfchudi
dankbar akzeptiert worden. Einige
der Kabinette- z. B. das in Gelb
gehaltene der Engländer- reprä-
fentieren in bezug auf Ruhe etwas

geradezu Vorbildliches, - 6
Facit -: man fpürt den Luft-
zugh der durch altverfiaubte Räume
fuhr! ?ji-ut sequeuZ!
Alfred Mayer

Neu-Konftantinopel

Über dem hamidifchen Kon-
fiantinopel lag fiets ein beäng-
fiigender Druck. Kein Fremderh
den Beruf oder Neigung zu einem
längeren Aufenthalt am Bosporus
veranlaßte„ blieb von diefem un-
heimlichen Gefühl verfchont. Nur
etwa der Tourifi- der im engfien
Eookfchen Reifezirkel blieb. Wer
tiefer hineinftapfte in das türkifche
Milieu. den faßte es. Die Scheu
der Bevölkerung vom Yildizh vom
Sultan/ vom .Brennpunkt des dor-
tigen öffentlichen Lebens auch nur
laut zu fprechenh die überall umher
fchleichende Gefahr der Spione
und Denunziantem noch vermehrt
durch die anfängliche Beforgnis-
irgend ein Wort oder eine Gefie
könnte die verborgene Empfin-
dungswelt des Islams und deffen
angeblichen Fanatismus reizen„ er-
füllte jedermann mit einer ner-
vöfen Unficherheitx die erft befiegt
wurde- als die unvermeidliche-h fa-
Ö()

talifkifche Läffigkeit des* Orientsx
jene Denk- und Tatenfaulheitf die
fich im Morgenlande in alles ein-
fchleichy auch den zappligen Weft-
europäer erfaßt hatteZ
Das müßte heute nun 'alles
anders geworden fein. '
Seit die Saloniker unter jung-
tiirkifchen Fahnenz mit fchmettern-
den Hörnern in die Hauptftadt
eingeriickt findf der Reformenfiurm
das dunkle Gewölk zerfireut. hatx
der Yildiz zum recht banalen
Schaupavillom der fogar ein wenig
an einen erotifchen Jahrmarkt er-
innertx herabgefunken ift- die Worte
„SultanE „Thronfolger“ folgenlos
und frei gefprochenwerden könnenz
feitdemz'kauch der Landsmann des
Fremden- der fich ihm beim Bier
oder Kaffee anbiedert und ein
politifches Gefpräch zu provozieren
fucht- fich nicht mehr als befiallter
oder freiwilliger Spion der Palafi-
polizei entpuppen kannz feitdem
einzelne türkifche Frauen die Eman-
zipation des Harems auf die Straße
tragen - follte man glauben-
daß der fumpfige Nährboden-für
diefe Bangigkeit zerftört fei.
Und doch bewegt fich - auch
jetzt kein Fremder frei„ mit un-
gebundenem Senforium- mit dem
Gefühl ficheren Bodens unter den
Füßenz im neuen Konfiantinopel.
Vergebens verfichern ihm die
fremdenfreundlichen Jungtürkenz
daß alles folid unterbaut feiz daß
es keine Fallen und Hinter-halte
mehr gebez man wird die peinliche
Empfindung nicht losx bis die
Narkofe des Orients endlich ihr
Wirkung tut. ".1
Von der Politik fei hier ganz
abgefehn. Sie ifi eher beunruhigend.
Die Kämpfe um die Vorherrfchaft
zwifchen den drei Gewaltenz der
Regierung der Militärpartei und
dem jungtürkifchen Komitee/ voll-
ziehen fich im Geheimenz fo daß
die Öffentlichkeit niemals recht weiß-
wer gerade am Zug ifi. Die Statik
iii zerfiört und bisher nicht wieder
hergefiellt worden. Der Wechfel im
Großvezirat beweift es von neuem.
Im fozialen Leben ifi esh glaube
ick» die fehlende Einheitlichkeit der
Tonarn in der das Tun und Treiben
fchwingtx die jene Unficherheit er-

zeugt. Das eine Milieuz das
europäifch durchfeiztiy in dem fich
die Reformbewegung abfpieltex
hat eine; neue Stimmung ange-
nommenHAuch die dortigen Türken
find mitgegangen. Aber es waren
doch zumeift Leutex in denen der
alte Ton nicht mehr ficher anfchlugz
die ihn vielleicht zum Teil ganz
vergeffen hatten, Da ging's na-
türlich lei>)ter. Ein weniges half
dann noch das Muß der Bajonette
nach. Man nehme aber einmalx
wie ich es tatz einen intelligentenz
vorurteilslofen Neutürken unter den
Armz führe ihn direkt von den
modernifiertenx reformiertenh eu-
ropäifchen Teilen Konfiantinopelsx
aus ._ demxGewirrz Gefchreiy aus
der Hafi- Eilez von Neu-Pera
undßGalata- die bald ganz weftlich
werden dürftenz hinüber in die
afiatifchen Schwefterftädte von Kon-
ftantinopel und frage ihn auf
fein Gewiffen undzauf feine Er-
innerungen an anderez große Städte-
komplere der Kulturwelt hinx ob
er - ganz abgefehnyvom eigent-
lichen Straßenlärm und dem
Außern der Lokalität - nicht
fofort empfindez daß die eigentliche
Türkenfiadtx der Herd des Türken-
tumsz auf einen ganz andern Ton

Rundfchau
gefiimmt bliebz als es jener Teil iftj
den wir als Konfiantinopel be-
zeichnen. -' Man:verfiehe'*mich recht
- ich meine den Volkstonj die
Grundfiimrnungx die ein feines
Ohr auch aus dem gröbften Ge-
töfe heraushört und ein gefchultes
Auge hinter den Außerlichkeiten
eines noch fo geordneten Straßen-
wefens fofort wahrnimmt. Gewiß
ändert fich auch in Paris oder
Berlin der äußere Afpekt wefentlichy
wenn man die Verkehrszentren
verläßt und fich in Vororte begibt.
Aber der Grundton des Volks-
empfindens bleibt einheitlich. In
Konftantinopel fioßen jeßt zwei
einander gänzlich fremdgewordene
Welten zufammen. Und der foziale„
ethifche Brückenfchlag zwifchen
ihnen ifi den Iungtürken bisher
ganz und gar nicht gelungen, Daher
wohl ftockt alles - hübenj wie
drüben. Hüben können jeßt alle
früher hierz_ verfemten Neuerungen
der modernen Technik (elektrifches
Lichth Telephon ufw.) anfiandslos
eingeführtj das fchreckliche Pflafier
der Straßen gangbar gemachtj die
Berge und Täler nivelliert„ die
berüchtigten Straßenhunde befei-
tigt werden - es klingt doch
nichts „drüzb ein“ mit. Vor-
läufig fiehn die Jungtürken ja
noch immer hilflos vor dem Pro-
blemj wie eine gemeinfame Grund-
ftimmung hergeftellt werden könnte.
DieaRückwirkung diefer aus
der Volkstiefe kommenden Spaltung
bleibt nicht: ausj obwohl die Rei-
bungen bisher dem Fremden nur
vereinzelt vorxAugen treten. Es
lebt fich jetzt ganz ruhig und
relativ ficher in Konfiantinopel.
Ruhig - aber doch wird man
die Empfindung nicht losz als
fchreite man auf unterhöhltem
Boden. Und gefchieht nichts -
zu einer gegenfeitigen Annäherung
- fo droht auch tatfächlich der
Einfiurz.
'z ?Er mag ja noch ferne fein -
aber er liegt nun einmal im Bereich
des logifchen Schluffes aus den
heute gegebenen Prämiffen.
N. Freiherr von Stetten

Finanzpolitifches

Das .iPublikum gibt
den Ton an! Noch war das

alte Jahr nichtganz ausgeläutetj und
fchon begannen die Kurfe kräftig
anzuziehen. Freilich fo fiark ifi die
Börfe noch nicht/ daß fie gleich-
zeitig alle Gebiete bearbeiten
könnte. Sie mußte fich vielmehr
damit begnügenj zuerft BankwerteX
fodann Indufiriepapiere und endlich
Montanaktien hinaufzufeßen. Na-
mentlich die leßteren würden ohne
die Milderungen des Börfenge-
feßes fo ungemein lebhaft gar
nicht zug-denken fein. Das Ver-
trauen zur Differenzzahlung ifi
eben zurückgekehrth fobald die
Haltung der Gerichte aufgehört
hatj böswillige Schuldner unwill-
kürlich hervorzurufen. Indeffen
weder diefe Bequemlichkeit noch
die Ausfichten von Stahl und
Eifen an fichj werden den kühlen
Rechner von der Legitimität fo
hoher Kurfe überzeugen. Hatte
doch nicht einmal das definitive
Scheitern des Zufammenfchluffes
unferer Roheifenintereffenten die
Notiz für Bochumer wefentlich
zu beeinfluffen vermocht. Ge-
wonnen haben eigentlich jeßt nur
diejüngerenGefchäftsleute/während
die älteren als gebrannte Kinder
:71

Rundfchau
das Feuer fcheuen und in diefem Sinne an“ eine* gewiffe'i Depefehe erinnern: „Wegen Mangel an Unerfahrenheit völlig gefchäftsunfähig.“ Solche Zweifler genieren fich daher auch keineswegs heute von einer „Eommis-Hauffe“ zu fprechenj d. h. von Steigerungenj die imGrunde„ anfiatt durch das Publikum„ durch die Kommis der Banken und Bankfirmen unterhalten werden. Als fo ganz unabweisbar läßt fich diefe Verfionj unter Umfiänden auch: Befchuldigungj kaum hinfiellen. Wird doch die Börfe täglich von jedem Bankhaufe mit einer Anzahl von Hilfskräften befuchtj denen die Kauforders der Kundfchaft bekannt findj fo daß ihnen Borkäufe fchon möglich wären. Angeblich foll diefe Geheimtätigkeit aufs intenfivfte betrieben werdem und ficher gibt es auch gute Menfchenj welche Angeftellten mit M. 200 monatlich/ noch nebenbei Iahresverdienfie mit M. 20000 gönnen. Nur fragt es fich/ ob die folide Bafis der Kurfe dabei gewinnen kannj befondersj wo fchon in den erfken Tagen des neuen Iahres die allgemeinen Engagements in immer fchwächere Hände übergingen. Und die Banken? fo wird man fragen. Ihre Macht über die Börfe ifi nicht mehr die alte. Bislang genügte wohl ein Wochenbericht der Deutfchen Bankj um das Publikum zu ernüchterm vorläufig verhallen aber diefe Warnungsrufe. Denn es ift eine Spekulation erfiarktj die fich mittelft ihrer Gewinne im Jahre 1909 eine fefie Stellung an der Börfe erobert hat. Und von der Energie und Zähigkeit diefer neuen Faktoren wiffen die eifrigenj* manchmal auch übereifrigen Disponenten unferer Großinfiitute? manch* Lied zu fingen. Nach alledem mußte alfo die Hauffe bei uns in drei Linien formiert fein: das Publikumj die_Bankkommisj die Spekulation. Alle drei Linien würden fich natürlich auflöfenj falls Geld teuer wirdj was bei einem weiteren Auffchwunge der Indufirie fo ziemlich unvermeidlich erf*cheint.
3" *

"'*rinfere Diplomatie
bekommt zu tun! Denn
an den verfchiedenfien Punkten
wird ihre Gefchicklichkeit jeßt auf
die Probe gefiellt. Da ifi die
Mannesmannaffärej die fich
immer mehr zu einer Verlegen-
heitsfache des auswärtigen Amtes
auswächftj nachdem der wichtigfie
Teil unferer Preffe und fafi der
gefamte Reichstag für die Ver-
fechtung jener Erzkonzeffionen ein-
tritt. Wahrfcheinlich wird ein
Rückzug des Staatsfekretärs vor
unferer öffentlichen Meinung not-
wendig feinj ganz gleichh ob die
Mannesmann bei ihrem Vertrag
mit dem Sultan von Marokko
fich weniger auf Gefchäftsklugheih
als auf die Rechtsgrundfäße ein-
zelner Profefforen verlaffen haben.
- Noch peinlicher mußte der
Befchlagnahmeverfuch r u f fi -
fch e r Guthaben bei Mendelsfohn
wirkenj weil unter Umfiänden fo
ein gefchädigter Lieferant feine
Hand ja auch auf Gelder legen
konnte„ die mit für den Zinfen-
dienfi in Deutfchland beftimmt
waren. Im firengeren Sinne
ift dies hier fogar der Fall ge-
wefenF da alle ruffifchen Guthaben-
die Mendelsfohn als tägliches Geld

auszuleihen pflegt. einen Teil
der zukünftigen Kuponverpflichtun-
gen bilden. .Jener Befchlagnahme-
verfuch hätte alfo im Grunde ein
Depofit angetaftet. welches das
Berliner.Bankhaus für die Be-
fiher der ruffifchen Staatsfchuld
lediglich verwaltet. Allerdings wur-
de diefer Standpunkt gar nichtfgel-
tend gemacht. gegenüber dem weit-
tragenderen der Erterritorialität.
Falls nun die Ruffen dem Haupt-
mann v. Hellweg keinen Vergleich
anböten. würde unfere Reichs-
regierung fich entweder vor der
eigenen Bevölkerung blamieren.
die einen eifrigen Gefchäftsmann
dann Millionen einbüßen fieht. oder
fie würde unfehlbar in Spannung
mit dem Petersburger Kabinett
geraten. Jm letzteren Falle könnte
fie fich mit den Franzofen tröfien.
die z. B. ohne jegliche Rückficht
auf Zaren-Empfindlichkeit politifche
Auslieferungen verweigern. Einen
Gewiffenskampf. den die Herren
in Berlin niemals gekämpft haben.
- Auch unfer Handelsvertrag mit
Portugal erhält noch eine fchärfere
Beleuchtung. nachdem der englifch-
portugiefifche Vertrag allmählich
bekannt wird. Unglaublich. aber
wahr und für den Handelsminifker
Delbrück befonders lehrreich: die
Briten werden für ihre Spezial-
artikel befondere Zoll-Vergünfti-
gungen erhalten und dagegen ihre
Zölle auf Portwein und Madeira
herabfehen. d. b. fie werden diefe
ihre Lieblingsgetränke von nun an
weit billiger trinken. Das nennt
man in London ein Opferij. x
-tc * »e
.jAmerikanifche Elfen-
bahngefchäfte werden faft
täglich gemeldet. und man erfieht
daraus die vorzügliche Konjunktur
des Landes. Jedenfalls war es
klug von Morgan. das Steel-
Syndikat. in dem bekanntlich auch
das fo vielbegehrte Paris mit-
wirkte. bei einem Kursnußen von
21]) . perShare aufzulöfen. Wären
Steels wirklich in Paris eingeführt
worden. fo hätten wir wohl fäjon
bald einen Kursfturz erlebt. in-
deffen bei jener Hauffe die bloße
Ausficht auf die rEinführung am
franzöfifchen Markt zu einer ziffern-

mäßigen Begeifterung geniigte. Jm
übrigen prophezeien Erfahrene
binnen zwei Jahren einen aber-
maligen Krach für die Union. dem
ja aber dann wieder die außer-
ordentliche Kraft jener unaufhörlich
vordringenden Kultur ausgleichend
zur Seite ftände. fSelbfk fchlechte
Objekte kommen drüben fchließlich
in Ordnung. weil auch hieran
Große beteiligt zu fein pflegen.
die dann durch einen neuen
Schwindel den alten gleichfam
fanieren. Von einem entfcheiden-
den Regierungskampfe gegen die
Trufts wird es übrigens immer
ftiller. alfo ganz wie es u. A. auch
die deutfche Hochfinanz vorausge-
fehen hatte.-*c *
Die Akkumulatoren
B ö f e . eine Berliner Gefellfchaft.
die Jahre hindurch als höchft aus-
fichtsvoll galt. wäre noch zu Ende
1909 faft konkurs erklärt worden. Jn
den Tagen. da keine geringere
Bank als die Bergifch-Märkifche
fich zu einem folchen Antrage bei
Gericht gezwungen fah. konnten
die Vorzugsaktien (die zuleht im
Jahre 1906 kaum 2 Proz. Di-
vidende fgezahlt hatten) noch
17 notieren. Die 41/2 o/0 Obli-

gationen aber fchienen noäj zu
78 behauptet zu werden, Das
bliebe fehr hoch für den Fallj
daß irgend eine Übernahme durch
eine andere Firma noch im letzten
Augenblick gefcheitert wäre, Denn
unhypothezierte Obligationen j
wie fie heute leider die meiften
Induftriegefellfchaften ausgebenj
würden doch in die Muffe als ganz
unbevorzugt zu fallen haben. Im
Grunde genommen find daher alle
derartigen Obligationen wenig
mehr als Vorzugsaktienx indem
fie lediglich zuerfi aus dem Jahres-
gewinne verzinft werden müffen.
Eine Referve etwax könnte ja
bereits aufgebraucht feinj nach dem
ebenfalls nicht gerade fehr foliden
Grundfaßej die Refervefonds mit
im Betrieb arbeiten zu laffen.
Großkapitaliften find denn auch
von jeher politifch genug gewefem
eine Indufirieaktie der betreffenden
Obligation vorzuziehen. Die erfiere
ift billigen eben je nach den Di-
videndenausfichten! Einft fiand
die Böfegefellfrhaft ftark in der
Gunfi des Publikums/ da befonders
die enge Verbindung mit dem
Reichspoftamt aus höchft unklaren
Gründen- an der Vörfe als eine
Art von Axiom galt. Die raft-
lofe Intelligenzj die Findigkeit und
Zähigkeit der Leitung war ähnlich
wie bei der verblichenen Elektrizi-
tätsgefellfchaft: Helios, Beide ar-
beiteten außerordentlich gefchicktj
aber zu ihrem Unglücke verfian-
den fie zu wenig von dem
Allerwichtigften - dem Finan-
ziellen. Übrigens find die Böfe-
Obligationen mit einer Art Sicher-
heit auf den verfchiedenen elektri-
fchen Blockftationen der Gefellfchaft
verknüpft, - Eine alte Methode-
in den Profpekten von Induftrie-
Obligationen folche Niederlaffungen
ziffernmäßig zu bewerten! Zu der-
artigen Tarationen haben die Fach-
kreife faft ftets gelächelt. Handels-
kammernj fowie die öffentliche
Kritik glitten ahnungslos ,daran
vorüber. Pluto

"Zn unferen Bildern

Der Egerer Marktplaß von
Richard Tefchner

Man kennt die farbenmunterenj
fonntäglich aufgepußten „Bilder

aus Aufcha“ des Deutfchböhmeu
Emil Orlik. Sie laffen erraten-
welch eine originelle und reiche
Welt dort künfilerifch noch zu er-
fchließen ift, Troß kraftzehrender
politifcher Nöte hat der deutfche
Stamm in Böhmen auch in »unferen
Tagen fruchtbare Künfilertalente
-- es fei nur der wuchtigfiej felbft-
|ändigfte Meifier: Franz Meißner.
genannt - hervorgebracht.
Es ift darum ein begreiflicher
Ehrgeiz, wenn der Verein der deut-
fchen Künftler in Böhmen nicht nur
den Volksgenoffen in der Öeimat,
fondern auch allen draußen im
Reich zeigen with was die Jungen
vermögen, und was die Väter feit
je in Böhmen an kulmreller und
küufilerifcher Arbeit geleifiet haben.
Er hat befchloffenj ein großes
Mappenwerk „Deutfchböhmen im
Bilde“ herauszugeben und auf
achtzig Kunftblättern die befonders
charakteriftifchen Landfchaften und
Städtebilder Deutfchböhmens vor-
zuführen. Die jungen Maler-j unter
denen Richard Tefäjner wohl der
vielfeitigfte und gefchmactvollfte iftj
haben mannigfache Techniken; Ra-
dierungf Steinzeichnung und Holz-

fchnitt aufgeboten. um ihre Heimat zu verherrlichen. Das Prachtwerk. das mit feinen farbigen Blättern auch von einer außerordentlichen Leifiungsfähigkeit auf reproduktionstechnifchem Gebiete zeugt. erfcheint im Verlage der deutfchen Kunftanftalt von A. Haafe in Prag. Soeben ift ein „Böhmerwaldheft“ ausgegeben worden. das vie-r Blätter von Otto Schneider. Karl Kofiial. Alois Wicker und Ferdinand Staeger enthält.

Um unferen Lefern eine Probe von der Schönheit und dem Wert diefer Kunftblätter zu geben. reproduzieren wir hier eine Radierung von Richard Tefchner. die einer fpäter erfcheinenden Serie angehört, Sie ftellt den alten Markt von Eger. der Wallenfteinftadt dar. und zwar den älteften Teil. „das Stöckl". mit dem im Anfang des fechzehnten Jahrhunderts erbauten Marktbrunnen. dem Wahrzeichen Egers, Als Schiller in Eger weilte. um für feine Trilogie Studien zu machen. fiel ihm der ernfte. herbe Grundton der Stadt auf. und ein dumpfer Nachhall diefer Empfindungen i| in „Wallenfteins Tod“ zu vernehmen.

Diefen ftrengen. beinah düfteren Charakter der alten Stadt läßt uns nun Tefchners Blatt empfinden. aber auch das Trauliche eines mittelalterlichen Marktplaßes mutet uns hier an. Mit gutem Takt hat der Radierer den bizarren Block befonnter. hellgetiinchter Häufer. die in der Stadtchronik fchon im vierzehnten Jahrhundert erwähnt werden. von dem fchattenden Hintergrund abgehoben: Und die Turmfpißen. die über die fchiefen. eigenfinnig gegen- und übereinander gegiebelten Dächer geiftern. laffen die troßige Kraft diefer in flawifche Nähe vorgefchobenen germanifchen Siedelung ahnen, Durch die feeleuvolle Hervorhebung des Eigentümlichfien. durch die energifche Kontraftierung von Einft und Ießt in diefen altersftrengen und wieder auch gegenwartsfreundlichen. wohnlichen Bauten hat Tefchner feine regfame Begabung bewiefen. In diefes grandiofe architektonifche Gefüge hat er allerlei

(vielleicht ein wenig zu viel) Men-
fchenbeiwerk hineinkomponiert; je-
denfalls fpricht das Leben diefer
Stadt fo eindringlich zu uns. daß
wir es nicht fo leicht vergeffen wer-
den. Wenn das auf allen Blättern
diefer Sammlung gelingt. dann ifi
der Zweck. das deutfchböhmifche
Kulturgut in feinen charakteriftifch-
ften Erfcheinungen künftlerifch zu
fpiegeln. erreicht. und man wird
diefem Unternehmen auch im deut-
fihen Reich herzliche Sympathie
nicht verfagen. K b.
Als Philipps*lll. von Spa-
nien erfte Gemahlin Ifabella von
Bourbon. die Schwefier Ludwigs
x111.. die Tochter Heinrichs l7.
und der Maria von Medici. geftor-
ben war. mußte der fchon alternde
Fürft der Staatsraifon zuliebe
noch eine zweite Ehe fchließen. und
feine Nichte Marianne. die Tochter
feiner Schwefter Maria und des
Kaifers Ferdinand. ward Königin.
Es war ein ähnlicher Fall wie der
des Schillerfchen Don Carlos.
Denn Marianne war auserfehen.
die Gemahlin von Philipps Sohn
Baltafar zu werden. der freilich als
Knabe geftorben war. und ftatt dem
Vetter mußte die fechzehnjährige

_Yundfihau
_-
l
Wienerin nun dem Oheim die Hand
reichen. Diefer ungleichen Ehe ent-
fproß die Infantin Marga-
reta Terefa. und der „Hof-
maler" V e l a z q u ez. der zuvor
den blaffen Kronprinzen Baltafar
als Baby. auf der Loggia. als klei-
nen Iäger. in der Manege. als Rei-
ter und in Hoftracht konterfeit hatte.
begleitete nun auch Mariannens
Töchterchen mit feinen Bildniffen
von den Kinderfahren bis zur
Brautzeit. Am jüngften und un-
fchuldigften erfcheint fie auf dem
Kniebild im Louvre zu Paris. wo
fie das kokette blaue Bändchen fcit-
lich im Blondhaar trägt. Dann
folgt unfer Wiener Bild (auf Seite
98). wo die Dreijährige fafon in
fpanifcher Grandezza repräfentativ
vor uns fieht. Auf einem dritten
Kinderbilde trägt fie. fünf Jahre
alt. bereits die entfehliche Riefen-
krinoline (jetzt im Städelfchen In-
fiitut zu Frankfurt). Etwas fpäter
entfianden die Menifias im Prado
zu Madrid. wo Margareta Terefa
gleichfalls im Mittelpunkt fieht.
Ebendort hängt das letzte Bild. das
Velazquez von ihr gemalt hat. da
fie fchon als Braut des fpäteren
Kaifers Leopold l. galt (der wie-
derum ihr Oheim wari). Des
Meifiers Hand fchrieb hier die Ge-
fchichte einer Jugend. deren Hold-
heit und Anmut er in den Feffeln
der fpanifchen Etikette nur um fo
himmlifcher und rührender zu be-
fchwören wußte.
f
Verantwortlicher Redakteur:
Franz .Krügers Ber-
liner Paradebilder gehö-
ren zugleich zu den liebfien und
wertvollften Dokumenten vom Le-
ben der Hauptftadt Friedrich Wil-
helms lll. Unfer Dreifarbendruck
(auf Seite 129) gibt als Ausfchnitt
aus der Darfiellung des militäri-
fchen Schaufpiels. das Anno 39 auf
dem Opernplaß fiattfand. die
Gruppe dreier Frauen. denen da-
mals die bewundernde Huldigung
der Berliner galt. Augufie Cr e-
lin g er. die mit dem Mädchen-
namen Düring 1795 in Berlin ge-
boren war. 1812 in Ifflands

..Hageftolzen“ zuerft debütierte. bald darauf den Schaufpieler Stich und nach deffen friihem Tode den Sohn des Bankiers Crelinger geheiratet hatte. war in den dreißiger Iahren die angeben-tr und gefeierte Maria Stuart und Lady Macbeth. Iphigenie und Sappho. Phädra und Gräfin Terzky des preußifchen Hoftheaters. Auch ihre Töchter Berta Stich und Klara Stich (die fpätere Gattin Franz Liedtkes). die fchon als Kinder auf dem Königfiädtifchen Theater die Bühnentaufe empfangen hatten. gehörten. als Krügers Bild entfiand. dem Schaufpielhaufe an. und die fpätromantifch - biedermeierifchen Berliner mögen fich weiblich über die Preisfrage geftritten haben. wer fchöner und bezaubernder fei: die Mutter oder die Töchter .

l)r. Max Osborn in Berlin. - Fiir den Jnferatenteil verantwortlich: Walter Fliegel. Berlin. - Verlag ..Nord und Süd‟. G. m. b. H.. Berlin N7. 9. Linkfiraße 17. - Auslieferungsfielle für Öfierreirh-llngam: Hermann Goldfchtniedt. Wien l. Wollzeile 11. - Zufchriften und Einfendungen werden ohne Angabe eines Perfonennament erbeten. - Druck: Schlefifche Buchdrurkerei vorm. S. Schottlaender. LWS.. Breslau [ll. Siebenhufenerfiraße 11-15.

7.-"'n"' -q.._y-' -

*Richard Mitthers Vermächtnis

Als Richard M u t h e r im ver-
gangenen Sommer/ von fei-
nem fieberhaften Arbeitsfanatismus
lange vor der Zeit zerrüttet und
entkriiftet- durch eine jähe Todes-
krankbeit graufam hingerafft
die er uns gebracht hatte und
nun hinterließ! Er war gewiß
nicht der einzigex der zu Beginn
der neunziger Jahre als ein Hecht
im Karpfenteiche der deutfchen
Kunfifchriftftellerei erfchien. Anderex
'wie Heilbut-Helferich Cornelius
Gurlitt und Julius Elias/ haben

Adolph Menzel:
'die Potsdamer Bahn bei Berlin. 1847
„ r „i
(Aus : R i ch a r d M u t h e r : „Ge chichte der Malerei“.
Leipzig, Konrad Grethle ne Berlaqlk

wurdeh erwachte in Deutfchland-
nach langen Jahren des fkeptifchen
Abrückens- noch einmal die Dank-
barkeit gegen den Frühvollendetem
der anderthalb Jahrzehnte fo fchwer
unter pharifäifchem Rafenrümpfen
gelitten hatte. Kein Zweifel:
Muther hatte allerlei kleine und
auch große Sünden auf dem Kerb-
holz. Aber was bedenteten diefe
Paffiva gegenüber dem gewaltigen
Reichtum; an pofitiven Werten/
damals ebenfo klug und energifch
für die neuen Anfchauungen und
für eine moderne Form der kri-
tifchen und hiftorifchen Analyfe
geftritten. Aber Muther wagte
den kühnen Schrith das- was die
jüngere Generation .dachte und
empfand- in einem dreibändi-
gen Riefenwerk zufammenzufaffen.
Freilich das ging reichlich fchnellx
und von der nötigen Sorgfalt der
Arbeit konnte keine Rede fein.

Zllufirierte Bibliographie
Die fouveräne Art des Verfaffers-
die Lücken durch Anleihen zu
fiopfenz führte gelegentlich fogar
zu böfen Konfequenzen. Dennoch:
das Gefamtrefultat war ein glän-
zendes. Mochte an einzelnen Stellen
noch fo fehr mit fremden Kälbern
gepflijgt fein„ das Werk als Ganzes
war Muthers eigenftes Eigentum-
und die höchft perf'onliche Wirkungx
die davon ausgingX eine ungeheure.
Ganze Armeen von Kunfifreunden/
Laien- Gefchichtsfchreiberm Schrift-
ftellern haben fich davon ernährt.
Es bedeutete die endgültige Be-
fiegung der bis dahin immer noch
herrfchenden literarifchetn vom Ge-
genftändlichen ausgehenden Bilder-
befchreibung- den Beginn einer
vordem unbekannten Methode hi-
ftorifcher Betrachtungz eine fabel-
hafte Erweiterung der Kenntnis
von der modernen Entwicklung und
von den Zufammenhängen ihrer
Triebkräfte/ und die Begründung
einer völlig neuenkKunft der Cha-
rakterifierung künftlerifcher Indi-
vidualitäten und Strömungen.
Wie fich Muther diefe Kunfi
durch Jahre einer raftlofenz über-
fiiirzten/ wütenden Schaffensgier
bewahrthattex zeigtjetzt fein nachge-
laffenes Werkx wieder ein Drei-
biinder: eine den Riefenftoff genial
zufammenraffende „G e f chi ch t e
d e r M a l e r e i" (Leipzig- Kon-
rad GrethleinsVerlag» deren Ab-
rundung und Drucklegung H a n s
R o fe n h a g e n / dem Verfior-
beiten durch enge Freundfchaft
verbundein pietätvoll beforgthat.
Natürlich wirkt Muthers Art jetzt
nicht mehr fo neu und revolu-
tionierend wie damals. Die moder-
ne Form und Methode der Kunfi-
fchilderungh die er einfiens herein-
brachte„ ift inzwifchen nicht nur
Allgemeingut gewordenx fondern
hat auch eine Weiterentwicklung
erfahren. Dennoch befteht ihr
eigentümlicher Zauber unbermin-
dert fort. Das große Kompendium-
an deffen Niederfchrift er eben die
letzte Hand gelegt hattez als der
Tod ihn abberiefx ifi aber noch
in anderer Hinficht wichtig. Aus
naheliegenden Gründen hatte
Muther fich fiets gefcheun von dem
erfienz längft vergriffenen und heute

in den Antiquariatskatalogen zu'
anfehnlichen Preifen aufgefiiegenen
Werke eine neue Auflage erfcheinen
zu laffen. Verfchiedene Zwifchen-
publikationen lieferten dafiir teil-
weife Erfah. Aber erft jetzt wird
ein Ertrakt der ausführlichen älteren
Darftellung der Malerei des neun-
zehnten Iahrhunderts »- immerhin
ein Extrakt von 600 Seiten - in
völligen ganz felbftändiger Um-
arbeitung vorgelegt und als dritter
Band zwei anderen angefügt- die
das internationale Gefamtgebiet
der Farbenkunfi von der dekorativen
Malerei'des Mittelalters an be-
handeln. So haben wir im Vor-
liegenden Muthers letztes Wort
iiber allesz was er vorher durch:
dacht' und gefchildert hat.
Der erfie Band giebt Italien
bis zum Ausklang der Renaiffance.
Darunter einige Kapitel-von be-
fonderem Reizz toeläze die Stil-
wandlungen im Quattrocento- ' das
Zeitalter Lorenzo Magnificosz die
Venezianer- den „Schönheitsbegriff
der K'laffik" behandeln. Unter
den Abfchnitten über die Größten
bewundere ich am- meif'ten den
über Raffael mit *feinen klugen
Abwägungen. Der zweite Band
umfaßt dann die Renaiffance im

Illufirierte Bibliographie
des Kultus die
Kennerfchaft gc-
. treten ift.
Eine befondere
Reverenz gebührt
den Illufirationeru
die für die zwei
letzten Bände
Rofenhagen be-
dachte. Das ganze
Werk ift durchfireut
mit einer impo-
nierenden Menge
kleiner Reproduk-
tionenj die dura'
GuitaoeCourbet:DerBac-d '* ' ' '
(Aus: Richard Mother: „Gefchichte der Malerei". [htc Wmzlgkmt
Leipzig, Konrad Grethleine Verlag.)
Norden und die Barockzeit, Wie-
derum eine Fülle ausgezeichneter
Einzelkapitel. Kofibar Dürer) Tin-
toretto„ die Spanier (unter denenx
der neuefien Mode entfprechend„
Greco einen fehr ftattlichen Raum
zugewiefen erhält). Rembrandt
hätte mehr durchgearbeitet werden
könnenX um das Konfiruierte zu
verlierenj das fchon in Muthers
„Kunft"-Bändchen fieckt und mit
Recht fcharf kritifiert worden ift.
Aber prachtvoll find wieder die
fummarifchen Abhandlungen über *
die holländifchen Genre- und Land- .
fchaftsmaler. Der dritte Band
fchließlich führt vom Rokokobeginn bis heute. Befonders gut find(
- Watteauund Goya fortgekommen. _ -
wenig Raum ein:
nehmen und fo der
Zahl nach anderen Gefchichtswerlen
gegeniiber bedeutend vermehrt
werden konnten. Alles ifi vorzüglich
gewählt. Namentlich aber erfreut
die Beifügung hiftorifcher Paral-
lelenx die den Tertausführungen
ergänzend folgen, So findet man
etwa bei Lionardo zum Vergleich
auch die älteren Abendmahlsbilder
von Fra Angelica und Ghirlan-
dajo„ bei Michelangelos firtinifiber
Den .Abgefang des Ganzen bilden -* **
die modernen Wiener mit Guitar
Klimt, Das wirkt nicht allzu har-
Anfügung einer Schlußpaffagej die
darauf hindeutetj wie in der Ge- K
genwart und für die Zukunft
der Begriff des Kunfipublikums
fich gewandelt hatX da an die Stelle
; [2*
f:

F7:
*r
:-'-
!- e
:*' 1._
W - - nl.-
, . "2"."
momfch/ aber es gibt Anlaß zur ti".
M a x Li eb erm an n: Reiter am Strandr
Mus: Richard Muther: „Gefchichte der
alerei“, Leipzig, Konrad Urethleind Verlag)
17c)

Decke auch die friiheren Darftel-
lungen Gottvaters (Vivarinh Ma-
folinoX Gerard David) oder der
Erfchaffung Evas„ der Prophetem
Sibyllen ufw. Es ift gerade in
diefer Wahl und Anordnung der
Bilder eine außerordentlich ge-
wiffenhafte und kenntnisreiche Or-
ganifationsarbeit geleiftet wordenj
die der fchriftftellerifchen Logikj
Klarheit und .fJelläugigkeit Muthers
entfpricht.
M. O.
ElotildeBrettauer:Steffi
Werland. Aus einem kleinen
Alltagsleben. Roman. Berlin.
S. Schottlaendetrs Schlefifche
Verlagsanftalt.
Das Buch. das die Verfafferin
felbfi als einen Roman der Alltäg-
lichkeit bezeichnet. ift kein alltäg-
licher Roman. Man hat die
Liebe verherrlicht und den _Hel-
denmuh die Wtterlandstreue und
den Freiheitsdrang V - aber
an der Alltäglichkeit find fie
alle fcheu und ftill vorüber-
gegangen und haben ein Gru-
feln dabei verfpiirt. Nun hat
auch fie einmal ihren liebevollen
Verkünder gefunden. Und feltfam
genug: der Roman ift fpannender
und lebensvoller geworden. als
wenn er von Schlachten und gro-
ßen Dingen, von tjickifchen Ver-
leumdungen oder heldenhaftem
Opfertod erzählte.
Auf einen Ton ift das Buch ge-
fiimmt. und das ift der Ton der
Sehnfuchh des Tages Einförmig-
keit und'Monotonie durch liebe-
volles Erfaffen ein wenig zu ver-
golden. Steffi Wei-land. die reiche
Fabrikantentocbter. liebt einen
.fichtswinkel
* eintönig iiber allem liegt.
jungen Violinvirtuofen. Es ift die
erfte erwachende- fchamhaft knei-
pende Liebe eines reifen Mädchens.
Sie ift ebenfo fchön wie unver-
niinftigh und fie wird durch den
liebevollen Rat der Eltern Steffis
im Entftehen erftickt. Das junge
Mädchen begräbt ihre tote Liebe
mit jenem hohen Gefühl der Ent-
fagung. das den Menfchen erft über
die Alltäglichkeit zu erheben ver-
mag. Von nun an ift fie Siegerin
im Leben und die traulichen _Gegen-

ftände ihrer Umgebung; ihre Be-
kannten und Freundinnen erfchei-
nen ihr unter einem anderen Ge-
Ruhig und gelafien
geht fie in die von den Eltern be-
giinfiigte Ehe mit Rolf Werland.
dem fie zwar keine himmelhoch
jauchzende Liebe. aber unbedingte
.Hochachtungj Verehrung und auf-
richtige Zuneigung entgegenbringt.
fo daß eigentlich alle Bedingungen
fiir ein bürgerlich glückliches Ver-
hältnis gegeben find. Von diefer
Ehe follte man in einem trauten
Eckchen lefen. wenn die Holzfcheice
im Ofen knifiern und eine behag-
liche Wärme das Zimmer durch-
i'trömtf wenn draußen Schneeflocken
fallen und der Himmel grau und
Dann
wiichft man in der Befcheidenheit.
und vielleicht fchleicht das Ahnen
eines ftillen. tiefen Wohlgefiihls
dem Lefenden ins Herz. Das ri'f
das Glück vom Verlieben. Der
jugendliche Braufekopf wird es
niemals erreichen; denn fein Blick
ift noch getrübt durch kindliche
Wiinfche. die im Märchenlande lie-
gen. Wie fchön ift diefes ver-
i'tehende Glück der Ruhe. lind io
wird aus der kleinen Steffi Wer-
land eine Frau mit verzeihenden.
.ll
'P_
'
l
t8()

,-,-,_"-',__,
K',-
großen. f'tillen und tiefen Augen.
eine Frau mit einem lieben Lächeln.
in das fich ein Quentchen Weh-
mut mengt. Aus der Zuneigung
Steffis zu ihrem Gatten wächft
eine große Liebe. die nicht auf töner-
nen Füßen fieht. weil Achtung und
Vertrauen fie zum Leben weckte.
Eine ganz andere Liebe. als fonft
die Dichter fie fchildern, Ein felt-
fames Gefühl. das vom Herzen
Voetifche Reife - Impreffionen
Vor uns liegt ein Buch*). das
feine eigenen Wege geht. abfeits
von der Heerftraße des Alltäglichen.
Mitten ins blühende. buntfchillernde
Leben einer Reife um die Welt
hinein führt uns der Verfaffer.
der es liebt. immer unter einem
anderen Pfeudonym feine Per-
fönlichkeit zu verbergen. Wir find
Wilhelm Trübner: Blick in den Odenwald
.1 1 eW'W >
-Aus: R i ch a r d M u t h e r: ..Gefäjichte der Malerei".
Leipzig. Konrad Grethleins Verlag)
kommt und dennoch durch den Ver-
ftand geht.
Und darum hat das _Buch einen
ethifchen Wert. So flott und an-
ziehend es fich auch lieft. es wirkt
innerlich und beherzigend. es wirkt
erzieherifch. ohne banale Lehr-haf-
tigkeit. Es ift ein Buch. das zu
den lieben Vertrauten in dcr Bi-
bliothek zählen wird. Ein Büch.
das man nicht weglegt und vergißt.
l)1*. R. J.
ihm fchon früher begegnet und
haben bereits damals die Kraft
feiner Verfe gerühmt. Es ift ein
ausgefprochen männlicherkDichter.
deffen Herbheit einen eigenen Reiz
hat. Jn feiner neuefien Gedicht-
fammlung*"„D u r ch f ch i ll e r:n -
'd e s L e b e n" fchildert er
*) Durch fchillerndes
L e b e n. Eine Weltfahrt. Ge-
dichte von Ludwig Eurt.
Berlin. Verlag Harmonie.

Momentbilder einer Weltfahrt, Die
Pracht aller Zonem die Schickfale
und Gebräuche aller Völker) Zu-
kunft„ Gegenwart und Vergangen-
heit aller Nationen läßt er in
ernften und lachendem fiiirmifchen
und nachdenklichen Werfen an uns
vorüberziehen. Über allem leuchtet
die fonnig-felige Siegerfiimmung
eines Mannesj der rnit klarem
Auge und frohem Herzen die
Schönheiten der Erde zu fehen
ver-fieht. Wer das Buch zur Hand
nimmt- follte die einzelnenj nach
Ländern gegliederten Abteilungen
der Dichtung in der gegebenen
Reihenfolge durchlefen; an feinem
Auge werden dann Menfchenj Ge-
genfiändej _Sitten und Gebräuche
ferner Länder lebendig vorüber-
ziehen und fich zu einem feffelnden
Gefamtbilde vereinigen. Die Ge-
dichtform paßt fich fehr fein dem
Inhalt an. Man glaubt die Geifhas
auf ihren Pantöffelchen hin- und
hertrippeln, die Geifer in ihrer
Tätigkeit zu fehen und zu hören.
Für die Freunde und Kenner
Amerikas hat derfelbe Verfaffer
ein Sonderbüchlein**) abgezweigß
das Gedichte aus dem praktifchem
realenj fcheinbar fo poefielofen Ame-
rika enthält. Aus den packenden
Verfen glaubt man etwas vom
fchnellen Pulsfchlag unferer Zeit
zu_vernehnien. - R

Meyers Großes Konver-
fations-Lerikon, Sechfte
Auflage. Band LUX-ZL(
(Sternberg-Lg.). - Bibliogra-
phifches Inititurt Leipzig und
Wien,

**) Im Lande der Ju-
g e n d. Amerikanifche Eindrücke.
Gedichte von Ludwig Curt.
Ebenda.

Mit den vorliegenden zwei
Bänden ift die neue Ausgabe von
Meyers Großcm Konverfations-
Lexikon nunmehr abgefchlofien. Wir
haben ihren Fortgang in diefer
Zeitfchrift (Oktober 1905; Juni
1906; Juli 1909) verfolgtj wir
haben die wefentlichften Vorzüge
und Verdienfte des großartigen
Werkes zu würdigen gefuchtj hin
und wieder auch für eine fpätcre
Neuausgabe einen Wunfch ausge-

fprochen. Durch Beifügung von
Illufirationsproben wollten wir
den Lefern diefer Zeitfchrift zu-
gleich eine Vorfiellung von der
Reichhaltigkeit und Vortreffliäikeit
des Bildermaterials geben. Es er-
übrigt fich daher wohlf hier noch-
mals auf all dies zurückzukommen;
es fei nur kurz auf Einiges aus
dem Inhalte der beiden Schluß-
bände hingewiejen. - Dem Eba-
rakter des Konverfations-Lerikons
als eines fiir Jedermann prakti-
jchen Nachfchlagewerkes entjpre-
chendj ftehen Technik und Natur-
wifienfäjaftenf nicht minder die
ftaats- und rechtswiffenfchaftliäjen
und die volkswirtfchaftlichen Arti-
kel wieder im Vordergrunde. Über
die „Tuberkulofe" werden
dankenswerte und bis auf die For-
fchungen der jüngfien Zeit gut
orientierende Informationen gege-
ben. Die Artikel über
„Steuern" und „Zölle“,
iiber „S t r a f p r o z e ß" und
„Strafrecht"„ über "Vieh-
und FleijchhandelA wie
iiber „Welthandel und
W eltverkehr" im Allgemei-
nen„ oder über die „Z e i r u n -
g e n" werden gewiß großem In-
:82

"a", 'Lk-*"7" k».'_'..*-'**-.--"":'.'.
Zen . '
.
“*l'r'n_„
.1'7' i
*--
W
>-
tereffe begegnen. zumal überall. wo
erforderlich und angängig. fiatifti-
fches Material (zumeift in den Bei-
lagen) unterbreitet wird. Dahin
gehört u. a. auch die ausführlichere
Gefchichte des „S ji d a f r i k a n i-
f ch e n K ri e g e s 1899-1900".
oder die Mitteilungen iiber T u r n-
unterricht und Turnver-
einez und unter dem Gefiäfts-
punkte einer genügenden Vertraut-
heit mit dem politifchen Leben
Deutfchlands in der Gegenwart ift
es zu verfiehen und zu billigen.
wenn z. B. der „Tivoliverfamm-
lung" und dem „Tivoli-Parteitag".
wenn den hervorragendfien und
einflußreichfien deutfchen Zeitungen
eigene Artikel gewidmet find. Die
ueueften Kunfi- und Literaturbe-
wegungen werden mit Anteilnahme
und. was befonders anerkennens-
wert. mit objektivem Urteile ver-
folgt (vgl.. Symbolifienz Suder-
mann;
fchen Belehrungen. die allenthalben
reichlich fließen. hervorgehoben
werden: fei es. daß es fich um die
Stellung des „W e i b es" handelt.
oder um die Gefchichte des
,.Wohnhaufes oder des
„T h e a t e r s". Die Entwickelung
des griechifchen Theatergebäudes
ift bei aller Knappheit klar und
faßlich nach den Ergebniffen der
Dörpfeldfäfen Forfchungen gefchil-
dert und fogar die uralten ,.Feft-
plätse". die in den Palaftruinen von
Knoffos und Phäftos auf Kreta
aufgedeckt worden find. nicht über-
fehen. Noch trefflicher vielleicht ifi
die Gefchichte der griechifchen Va-
fenmalerei (im Artikel ..V a f e n")
zur Darftellung gelangt. die eben-
falls bis auf die kretifchen Kama-
Frank Wedekind). Vor _
allem aber mijfien die kulturhiftori- ;
resgefäße zuriickgeht und durch
eine in jeder Hinficht gute Aus-
wahl von farbigen Abbildungen
griechifcher Vafen unterfiiißt wird.

Etwas kurz ift wohl ..Tiryns'
mit feinen wifienfchaftlich fo be-
deutfamen Überreften weggekom-
men. Sonft kann auch der Phi-
lologe mit dem Gebotenen durch-
aus zufrieden fein.
So hat nun das
rige. riefenhafte Werk
langjäh-
feinen
Max Sleoogt: Totentanz
Aus: Richard Muther: „Uefa-lichte der
Malerei“. Leipzig, Konrad Grethleinr. Verlag
Abfchluß gefundenz aber Leben
und Gefchichtc gehen weiter.
Nur eine kurze Spanne Zeit. und
all die aufs forgfältigfte bis zum
letzten Moment fortgefiihrten An-
gaben bleiben hinter der Wirklich-
keit zurück. Das ifi unvermeidlich;
auch Supplementbände können dem
Übelfiande nur unvollkommen ab-
helfen. Immerhin bleibt der
Wunfch rege: die Supplement-
bände möchten in Inhalt und An-
ordnung fo geftaltet fein. daß
wenigftens fiir die wichtigfcen
Punkte der Benutzer des Lerikons

fich leicht und znreichend iiber den letzten Stand der Dinge zu infor-mieren. fich anf dem Laufenden zu erhalten vermag.
B.

Alice Fliegel: Toten-w a ch e. Sechfte Auflage, Ber-lin. Harmonie. Verlagsgefell-fchaft fiir Literatur und Kunfi.

, Die Tragödie vom .Kaffe der Tochter gegen den eigenen Vater ift durch Guido Renis Bild und Shel-leys Drama in dem Namen Beatrice Cenci verkörpert. Prosper Meri-mees groteskes Drama ..bei Lt'ninille (16 0n.r-rn_jnl“ (1828). in dem der Kampf zwifchen Vater und Tochter fich in der Wildnis Paragluahs vollzieht. fand neben der auf dem Bo-den des ewigen Rom fich ab-fpielendcn Familientragödie wenig Beachtung. Die moderne Dichterin hat das alte graufige Motiv der milderen Gefittung der Gegenwart entfprechend abgeändert. Nicht um verfuchte Schiindung und Mord handelt es fich. fondern wie in Su-dermanns Gefafwifiernovelle ..Der Wunfch“ um den das Gewiffen nach der Erfüllung belaf'tenden Wunfch: der Gegner eigenen Gliickes möchte flcrbcn. In gelun-gener kunfivoller Weife hat Alice Fliegel uns die Gedankenfiinde und Tragödie vorgeführt, Am Sarge .des plötzlich gefiorbenen Pafiors Birkner hält feine Tochter Maria in der Nacht vor dem Begräbniffe die leiste Totenwache. und in diefer Einfamkeit verlebt fie nochmals das waaffend entfeßliche Bild ihrer traurigen Kindheit. Nach außen galt der beliebte. falbungsvolle Pre-diger als Mufier eines Pricfiers und Menfchen. Aber der heimliche Sä-ufer und Wiifiling hat im Haufe die liebende Frau bis zur Verzweif-lung gequält. und als die beiden Kinder. Mädchen und Knabe. her-anwachfend das Leiden der Mut-ter und die Schuld des Vaters all-mählich erkannten und qualvoll mittrugen. da cntziindete fich der Haß zwifchen Vater und Kindern. bis in Maria der eine Gedanke fchließlich alles iiberwucherte. möchte doch der Quäler. ihrer In-gend und der heißgeliebten Mutter

fterben. Vor ihren Augen hat
den betrunken Heimkehr-enden der
Schlag getroffen. Aber fo groß
find Leid und Haß geworden. daß
fie bei der Selbftprüfung in der cin-
famen Nachtwache doch zuletzt ihren
Wunfch als berechtigt erkennen
muß und gefefiigt einem neuen Le-
ben entgegenfieht. Diefen großen
Monolog hat die Dichterin mit
einer Anfchanlichkeit und pfycholo-
gifchen Vertiefung ausgefiihrt. daß
ihre Dichtung den Lefer mit tiefem
und trotz des diifieren Inhalts nicht
qniilendeni Eindruck entläßt.
Mar Koch

Udill/ZKZW!
cr
"4' :â€ž_. x
â€ž1: '. *_Ã„Â»
ii
Z

Stephan Krotowski:
Artur Nikifch
Jntarfia-Karikatur
(Tert von Lothar Brieger-Waffervogel)
x-i * .-- .
..2"1'_

ge .i
:KRÜMMER fehkifi
-_i_ , ...K A .
___H zu»
--'"i-W-c,i.?iorö urrsSrih“Gnr.b7„x:iz2krrlin
, *IVW-“MAM MANN) cY'LEYhll.ä1ör-f:
. 4 z Murr-:irrecuaxVe--luWW
K-.W-*_W.W"_ _---
. _..1- --q- "-.-- .
.."- _..-._.» ._-
:n't-:tß Bd 132'Hrt't 399 Erfirs Februarhcft 1910

I
,vski
o
t
o
r
K
.J
1.5?
p
e
t
/I
w.
a
) r
d i
f
..l'
k
Io.)
5.(
..d .
'ur U
Jntaq'ta-Kar
0-'-
J
fer-"s I '
' Wa(
k'negcr:
‘Kcrwon Qotbar
(
l
/
_—___
I I
AA A_> .
>‘ i ...Y- ‘m'-—-V
74¢¢~l#-M‘
'wlrrJ-
yk'GM/J�much'rr'fl.‘

WWW
vereint mit*
Margen
Henrich-Hauer» umts 'Drift
?erlagNoröunöSüWmbßcYn-[m
ertretung ÜMYUehhanö-el:
SSWoüWnöerSchufYetlmWW
34.Jabrg. Vid-132 Heftzoo Erfies Februarheft 1910

.O Ã¤ .K v eâ€œn' -
&regt-:xx referiert er - WW
11.1171' elï¬ng-Hoehjehufe SucYex-[r'm
.-*K-e

Rudolf Eucken:

Finlands Not

Mit Finlands politifcher Lage fich zu befchäftigen. hatte die Welt
in den letzten Jahrzehnten wiederholten Anlaß. Das Land. das uns
fonft vornehmlich durch feine wunderbare Volkspoefie und durch feine her-
vorragenden Kulturleiftungen von Jntereffe war. und deffen höchfi eigen-
tümliche Natur eine wachfende Anziehung übte. trat neuerdings öfter
in den Vordergrund der politifchen Diskuffion. Und das ift felten ein
gutes Zeichen für das Befinden eines Landes; fehen wir. woher es
kommt. daß über jenes abfeits gelegene und fon| in ruhiger Kulturarbeit
befindliche Land unruhige Tage hereingebrochen find.

Finland trägt feinen Namen von dem mongolifchen Volksfiamm. der
den Grundftock feiner Bevölkerung ausmacht. und deffen Sprache einen
hochentwickelten Zweig des ural-altaifchen Sprachftammes bildet. Für
das Chriftentum und zugleich für die weftliche Kultur ift es im zwölften
und dreizehnten Jahrhundert von Schweden aus gewonnen worden. dura)
feine Vermittlung hat es die Reformation in der Faffung Luthers an-
genommen. überhaupt den Lauf der Jahrhunderte hindurch ein Stück
des fchwedifchen Reiches gebildet und feine Gefchicke geteilt. Zahlreiche
Finländer gehörten dem .Heere Guftav Adolfs an. So trug die Kultur
in Finland zunächfl ein fchwedifches Gewand. fchwedifch war die Sprache
der Literatur. fchwedifch find auch die Werke des Mannes gefchrieben. der
vor allem als der Nationaldichter Finlands gelten darf: Runeberg. Erft
im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts. namentlich in feiner zweiten
Hälfte. erwachte in der Bevölkerung finnifcher Zunge ein Verlangen nach
geiftiger Selbfiäudigkeit. es entftand eine nationalfinnifche Bewegung.
die bedeutende Kräfte an fich zog und mit jugendlicher Frifche in alle
Verzweigung der Kulturarbeit eindrang. Es gibt jetzt eine umfangreiche
Literatur in finnifcher Sprache. ein hochentwickeltes Zeitungswefen. ein
finnifäfes Theater u. f. w. Die wiffenfchaftliche Spiße diefer Be-
wegung bildet die finnifche Literaturgefellfchaft. in Wahrheit eine Akade-
mie der Wiffenfchaftenz unter ihrer Leitung ift eine reichhaltige wiffen-

fchaftlirhe Bibliothek in finnifcher Sprache entftanden. eine wiffenfchaft-
liche Terminologie in diefer Sprache gefchaffen. ferner wurden und wer-
den in diefelbe manche Werke der Weltliteratur überfeht. In dem allen
vollzog fich ein Auffrhwung von einer Rafchheit und einer Tüchtigkeit.
wie die Kulturgefchichte ihn felten: aufweifi.
Zugleich aber verblieb in Finland ein reges und fruchtbares fchwe-
difches Leben. Mochte die Zahl der Schwedifchredenden hinter den
Finnifchredenden weit zurückftehen (nach den lehren Zählungen bilden jene
nur etwa 13 bis 14 Prozent der Gefamtbevölkerung. die vorwie-
gend am füdlichen und weftlichen Rande des Landes wohnen). aber ihnen
kam zugute eine alte Tradition. fowie eine fiärkere Verbreitung in den
Städten und in den leitenden Bevölkerungsfchichten. fie befißen noch immer
eine verhältnismäßig weit größere Zahl von Bildungsanftalten. Frifch
und kräftig haben auch die fchwedifchen Finländer gearbeitet. aus
eignem Vermögen Bedeutendes gewirkt und gefchaffen. Hier hat die
Schwedifche Literaturgefellfchaft mit eifrigem und gefchiektem Walten
die führende Stellung. fie hat uns namentlich wertvolle Werke über die
Entwi>lung geiftigen Lebens in Finland geboten. Aber zugleich nimmt
auch fie vollauf an der fortfchreitenden Bewegung des modernen Lebens
teil. Beide Bewegungen konnten nicht wohl zufammentreffen und das
Neue fich nicht feinen Plah gegeniiber dem Alten erringen. ohne daß
mannigfache Kämpfe entfianden und bisweilen das Volk zu zerfpalten
drohten. Aber diefe Kämpfe haben zugleich mächtig zur Erwe>ung und
Betätigung der Geifter gewirkt. Und aller heftige Streit ließ gewiffe
Grundlagen des Lebens und Strebens unangetaftet. Gemeinfam blieb
der Grundftock der religiöfen Überzeugung. gemeinfam die rege Teilnahme
an der Bewegung der wefieuropäifchen Kultur. gemeinfam vor allem
die warme Liebe zum finnifchen Lande. feiner ftillen. großen und herben
Natur. feinen unermeßlichen Wäldern. feinen vielen Seen u. f. w. So
hat fich troh aller Gegenfäße in Finland ein gemeinfames Nationalbe-
wußtfein und eine eigentümliche Kultur entwickelt. eine Kultur. welche die
Probleme des modernen Lebens mit voller Intenfität erlebt und dabei
zugleich eine felbftändige Eigenart einfeßt. In diefer finnifchen Art
trifft mit großer feelifcher Tiefe. mit Weichheit und Innigkeit des Ge-
mütes eine männliche Denkart. ein fiarker Unabhängigkeitsfinn. ein fef'tes
und fiolzes Wurzeln im eignen Wefen zufammen und verbindet fich mit
ihr zu fonft felten gefundenem Einklang. Dabeihat diefe ganze Kultur
einen ftarken künftlerifchen Einfchlag von höchft wohltuender Art. So fpre-

chen alle. welche das finnifche Leben und Streben aus eignet Anfchauung
kennen. mit großer Begeifierung davon; dem Verfaffer diefes Artikels
fchrieb vor kurzem ein hochangefehener amerikanifcher Autor. den große
Reifen durch alle Weltteile führten: „kieleiugfore man the greatest:
eur-prise t0 me in 9.111117 trareko - 80 mund intelligence auc] leur-ning,
so man!) art uncl benutzt, redet-e l kennt expecteck t0 fine] it“, zugleich
nannte er die Finnen „a rer-7 rem-tb!, noble race“.
Diefe glückliche Entwicklung Finlands im Lauf des neunzehnten
Jahrhunderts ward aber nur dadurch möglich. daß nach außen hin fichere
Ruhe herrfchte und die innere Selbftändigkeit in keiner Weife bedroht
war. Die entfcheidende Wendung der politifchen Verhältniffe des Landes
brachte der fchwedifch-ruffifche Krieg von 1808/09. Die Finländer
haben. von Schweden nur matt und ungenügend unterfiüßt. wacker gegen
die Ruffen gekämpft. Runebergs ..Fähnrich Stahl" berichtet in ergreifen-
der Weife von ihren Taten und Leiden in diefen Kämpfen. feine Poefie
hat diefe dauernd verklärt. Der Sieg der ruffifchen Übermacht war dauernd
nicht abzuhaltenz wie aber der Krieg gegenfeitig mit Achtung vor dem
Gegner geführt wurde - es ift dafür bezeichnend. daß Runeberg bei aller
feiner fiarken Vaterlandsliebe auch Gedichte zum Lobe rufiifcher .Heer-
führer hat --. fo wurde er durch eine direkte Verftändigung der Fin-
länder mit Kaifer Alexander l. beendet. die erfi fpäter von Schweden an-
erkannt wurde. Auf dem denkwürdigen Landtage zu Borga wurden am
27, März 1809 von jenem Kaifer die Religion und die Grundgefeße des
Landes in feierlicher Weife beftätigt. Finland wurde keineswegs zu einer
ruififchen Provinz. fondern es behielt feine eigne Verfaffung. Gefeßgebung
und Verwaltung. es wurde durch jene kaiferliche Erklärung ein felbfiändi-
ger Staat. der nur für die Ordnung der Thronfolge und für die Leitung
der auswärtigen Angelegenheiten gänzlich an Rußland angefchloffen war.
So hatte Finland feine eigene Regierung (im Senat). feinen eignen
Landtag. eigne Zollgefeßgebung. eignes Münz-. Bank- und Poftwefen. fo-
wie auch ein in allen Stufen felbftändiges Unterrichtswefen. kurz. es hatte
alle Attribute eines felbfiändigen. nur in gewiffer und deutlich begrenzter
Beziehung mit einem anderen verbundenen Staates. Auch noch in den
ruffifchen Grundgefeßen von 1906 heißt es im zweiten Paragraphen:
„Das Großfürftentum Finland. das einen untrennbaren Beftandteil des
ruffifchen Reiches bildet. wird in feinen inneren Angelegenheiten durch
befondere Inftitutionen auf Grund einer befonderen Gefeßgebung ver-
waltet." Demgemäß entfendet Finland in die Duma keine Vertreter.

Diefe von Alexander l. begründete ftaatsrechtliche Stellung Fin-
lands ift von allen nachfolgenden ruffifchen Kaifern. auch dem gegen-
wärtigen. in feierlicher Weife bekräftigt worden. es hat fich daraufhin
durä) mehrere Menfchenalter hindurch ein Reäitszuftand und ein Zufam-
menleben entwickelt. mit dem beide Teile zufrieden fein durften. Finland
konnte fich unter ficherem Schuß nach außen aufs glücklichfte entwickeln.
Rußland aber hatte einen treuen und loyalen Genoffen. der nie das
mindefte Feindliche oder auch nur Unfreundliche gegen es unternahm. der
vielmehr in allen Gefahren und Nöten fich fiets bereit gezeigt hat. nach
beltem Vermögen zu helfen und zu fördern.
Diefer glückliche Zuftand wurde erlt gegen das Ende des neunzehnten
Jahrhunderts ernftlich bedroht. Je mehr der ruffifche Nationalismus mit
feiner Abweifung alles Nichtruffifchen Einfluß auf die ruffifche Regie-
rung gewann. defto fiärkere Eingriffe erfolgten in die finnifche Autonomie.
de|o trüber geftalteten fich die Gefchi>e des Landes. Eine 1899 von
hervorragenden Forfchern und Künitlern aller europäifchen Völker unter-
zeichnete Adreffe zugunften Finlands mußte den Herzen der Finländer
wohltun. hat aber praktifch nicht den geringften Erfolg gehabt. Vielmehr
fchritt die Ruffifizierung einftweilen unabläffig fort. das Streben. Fin-
land zu einer ruffifchen Provinz zu machen. trat immer unverhüllter
hervor und fiihrte fchließlich zu ganz akuten Konflikten. 1903 ward die
finländifche Verfaffung aufgehoben und eine Diktatur eingeführt, Dann
aber brachten 1905 die Wandlungen im inneren Leben Rußlands. die der
japanifche Krieg im Gefolge hatte. eine entfchiedene Wendung zugunfien
Finlands. die verfaffungswidrigen Gefehe wurden aufgehoben und ein
außerordentlicher Landtag einberufen. Mit diefem wurde eine neue. fehr
radikale Ordnung vereinbart. auf Grund deren ießt die Wahlen zum
Landtag erfolgen.
Aber bald ftellten fräi neue Verwirklungen ein. und die Autonomie
Finlands wird heute nicht minder ftark bedroht. als es friiher der Fall
war. Den Ausgangspunkt der neuen Gefährdung bildet nament-
lich die Ordnung der Rußland und Finland gemeinfamen Ange-
legenheiten. Ohne Zweifel befteht hier ein Problem. die Verhältniffe
liegen nicht mehr fo einfach wie zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts.
die Völker leben nicht mehr fo ruhig nebeneinander. das unabläffige
Wachstum der gegenfeitigen Beziehungen will beachtet fein, Aber was
dadurch notwendig wird. das ift ganz wohl durch eine gegenfeitige Ver-

ftändigung erreichbar. die Finländer find kluge und befonnene Leute; daß
fie fich fachlich berechtigten Forderungen eigenfinnig entgegenftemmen. ift
nicht im mindeften zu befürchten. Das aber macht einen gewaltigen Unter-
fchied. ob diefe Forderungen einfach von der einen Seite diktiert und dem
anderen durch Machtgebot auferlegt werden. oder ob man auf gleichem
Fuße verhandelt und eine freie Verfiändigung beider Seiten erftrebt, Fin-
land ift durch feier-liches kaiferliches Wort - und ein Kaiferwort
foll man nicht drehen und deuten - die volle Autonomie in feinen inneren
Angelegenheiten zugefichert worden. es kann nach dem Zufammenhange
und auch nach der durch Menfchenalter tatfächlich geführten übung nicht
der mindefte Zweifel daran fein. daß darunter die ganze Staatsverwaltung
mit Ausnahme der äußeren Politik zu verftehen fei. wie denn auch die
den Borgaer Landtag abfchließende Thronrede des Kaifers ausdrücklich
fagt. daß das finländifche Volk „nunmehr in den Rang der Nationen
verfeßt fei (pl-tes (Mam-mais an rang (les nations .ll
Von ruffifcher Seite - übrigens keineswegs von allen Rufien. denn
viele von ihnen anerkennen vollauf Finlands Recht. und die ruffifche ge-
bildete Gefellfchaft dürfte überwiegend auf diefer Seite ftehen -. jagen
wir alfo lieber von bureaukratifcher und firengnationaliftifcher Seite
wird hingegen dem Begriff „innere Angelegenheiten" die Bedeutung ge-
geben. es feien darunter nur die Angelegenheiten zu verftehen. welche in
keiner Weife die übrigen Teile des Reiches berühren, „Innere Ange-
legenheiten“ würden dann nicht mehr fein als provinzielle. und das
Schlimmfie wäre dabei. daß die Befugnis der Abgrenzung ganz und gar
bei den ruffifchen Beamten läge. die von finländifcher Selbfiändigkeit
bald kaum einen S>jein zurücklafien würden. Schon in der kurzen Zeit
liegen Anhaltspunkte zur Genüge vor. wie wenig das ruffifche Beamten-
tum Finland an Eignem zu laffen bereit ift. Befier als allgemeine Er-
wägungen zeigen das ein paar Beifpiele. die der ausgezeichnete nieder-
ländifche Staatsrechtslehrer Prof. van der Vlugt (Leiden) in einem höchfi
inftruktiven Artikel der Frankfurter Zeitung vom 30. Dezember 1909
anführt. Aus der Lifte der finländifchen Angelegenheiten. die der ruffifche
Minifterkonfeil durchzuprüfen hatte. erwähnt er folgende Nummern:
„1. Entwurf eines dem Landtage zu überfendenden Vertrags betreffs
des Austreibens der Viehherden auf die Weiden. 2, Jährlicher Zufchuß
von 5400 Mark an eine induftrielle Privatfchule zu Björneburg. 3. Ent-
fendung zweier Staatseifenbahnbearnten namens Gronfeldt und Stier
zur Teilnahme an einem Kongreß in Kopenhagen." Was wird von Fin-

lands Selbfländigkeit verbleiben- wenn die rnfiifchen Behörden derartige
Dinge ihrer Kompetenz unterwerfen?
Daß diefes Verfahren der durch kaiferliches eidliches Gelübde fefige-
fiellten und immer von neuem beftätigten Ordnung fäyroff widerfpriäht,
kann für keinen Unbefangenen zweifelhaft fein. „Der ganze Prozeß der
Befiätigung der finländifchen Verfaffung- ihre Bekräftigung durch die
folgenden Herr-jeher beweifll daß die Rechtsftellung Finlands im rufiifchen
Reiche als nur mit feiner Einwilligung abänderlich zu denken ift- anderen-
falls diefe feierliche Verbriefung der finländifchen Rechte- ihre Be-
fiätigung bei jedem Thronwechfel keinen Sinn hätte" (Iellinek- Staats-
fragmente S. 45).
So ift es nichts anderes als ein Rechtsbrucl» der in dem gefchilderten
Verfahren liegt. Und für einen jeden- defien Sinnen und Trachten nicht
gänzlich in den wilden Kampf ums Dafein aufgehtt ift es eine betrübende
Sache- ohnmächtiger Zufchauer defien fein zu müßen. Mag der Menfch
fiä) noch fo oft über Recht und Gerechtigkeit hinweg-feßen- er zerfiört da-
mit das- was feinem Leben er| den rechten Wert verleiht. Denn es
bleibt doch fihließlich bei dem Wort des alten Kant: „Wenn die Gerechtig-
keit untergeht- fo hat es keinen Wert mehrl daß Menfchen auf Erden
leben.“
Aber nicht nur die Sorge um das Recht- auch die um die Kultur
läßt jene Unterdrü>ung Finlands fchmerzlich empfinden. Das fteht wohl
außer Fragel daß dem Verluft der politifchen Autonomie auch die Zer-
ftörung der nationalen und geiftigen Eigentümlichkeit Finlands bald
folgen würde- wie ihre glü>liche Entwicklung mit dem Befiße politifcher
Selbftändigkeit aufs engfte verbunden war. Die Zerftörung wäre um
fo bedauerlicheq da hier nicht ein höherer Kulturftand einen niederen zu
fich emporheben- fondern ein niederer den höheren zu fich herabziehen
würde. Denn wir mögen noch fo hoch von den literarifchen Leifiungen
Nußlands denken- noch fo hoch von den geifiigen Kräften7 die in diefem
großen Lande fich regen- noch fo viel von der Belebung der Tiefen er-
wartenl die in der dortigen Volksfeele fchlummern: daß der Gefamtfiand
des Lebens in Finland ein höherer iftl daß Finland durch die Herab-
drü>ung zu einer bloßen Provinz aus ficher fundierter, ruhig for-tfchrei-
tender- glücklich gelingender Arbeit in fchwerfte Verwi>lungen und Un-
ruhen hineingezogen würde, das ifl mit Sicherheits zu erwarten. Uns
anderen aber, die wir in der Kulturarbeit |ehen, kann es unmöglich gleich-
gültig feint wenn ein jugendfrifches und hoffnungsreiches Glied der Kul-

turgemeinfchaft dem Herrfchergelüf't eines alles nivellierenden und me-
chanifierenden Beamtentums aufgeopfert wird.
Von den ruffifchen Beamten hat Finland ficherlich nichts Gutes zu
hoffen. Aber das ruffifche Beamtentum if't nicht Rußland fchlechthin.
nicht die ruffifche Gefellfchaft. nicht das ruffifche Volk. Es läßt fich hoffen.
daß in diefen weiteren Kreifen. die felbft vor fo großen Auf-
gaben ftehen. die Achtung vor dem Recht und die Sympathie
für das auff'trebende Naäjbarvolk. das gegen Rußland ftets
loyal war. die Oberhand gegenüber den feindlichen Tendenzen erlangen.
Rußland hat eben jeht die Bahn einer konftitutionellen Entwicklung be-
treten. feine Volksvertretung. die Duma. hat fich ihre Stellung in der
Schätzung der Kulturwelt erft zu erringen. Von größter Bedeutung
dafür wird es fein. ob fie das finländifche Problem als eine Frage des
Rechtes und der Kultur. oder als eine folche der bloßen Gewalt behan-
delt. Die fophiftifchen Verfuche. dem Gewaltverfahren ein Mäntelchen
des Rechtes umzuhängen. find zu kläglich und fadenfcheinig. um einen
unbefangenen Betrachter auch nur einen Augenblick täufchen zu können.
Zwifchen Recht und Unrecht gibt es einmal kein Mittelding. eine klare
Entfcheidung ift nicht zu umgehen. Es wäre etwas Großes. es würde
ein leuchtendes Vorbild für die ganze Menfchheit fein. es würde das
Streben nach Recht und Gerechtigkeit in den gegenfeitigen Beziehungen
der Völker aufs nachhaltigfte fördern. wenn die Entfcheidung der raffi-
fihen Volksvertretung nach der Seite des Rechtes fiele, Sie wäre zu-
gleich im eigenen Intereffe Rußlands. Denn Rußland hat wahrlich
Probleme genug. um fich noch mit einem neuen zu belaften. und auch ein
großes Volk tut nicht klug daran. fich ftatt eines wohlgefinnten und treu-
verbündeten Genoffen einen durch brutale Gewalt unterdrückten und tief
verletzten Gegner zu fchaffen. Mit gefpannter Aufmerkfamkeit verfolgt
daher die Kulturwelt den weiteren Verlauf diefer Sache; möchte er in
einer Weife erfolgen. die Finland wie Rußland zum Heile gereicht!

Wilhelm Conrad Gomoll:
Zu zweien in der Abendftille
Sie.
Z
Z
Es ift der Tag verglutet. Z
fein harter Klang verweht, Z
die Sonne ift verblutet- x
der Sternenreigen geht. Z
Auf blauen Traumespfaden Z
blick' ich zum Himmel hin . . . Z
ift's Ahnen feiner Gnaden? -- L
Rings blüht licht das Gefilde- Z
Bild reiht fich ftill zu Bilde Z
in feierlichem Sinn. Z
Er.
Auch ich muß innehalten
auf der Gedanken Bahn;
viel hehre Liehtgeftalten
kommen und rühren mich an . . .
ich muß die Hände legen
ganz ftill nun in den Schoß;
denn gar fo reich an Segenj
fo tief und wundergroß
ift diefe Abendfiille.
daß einfchläft all mein Wille.

Z
Z S i e.
Z Aus tiefen Quellen fteigen
Z feinleife Stimmen auf.
Z wie *Harfenlaut und Geigen
Z klingt zart ihr Flüfterlauf;
. ..
Z das dringt mir feiertaglich
fchwer in das Herz hinein . . .
da fingt Sehnfucht unfäglich
und löft mich von der Erde
mit güt'ger Troftgebärde.
die fchöner nicht kann fein.
Er.
Z
-
Z
Z
'
'
'
'
'
'
'
'
'
Z
Z Wie du fpür' ich mich heben;
Z und wie in fanftem Schweben.
x handein. bei reinen Klängen.
Z mit dir auf Sphärengängen.
Z verlier' ich Raum und Zeit.
Z Jenfeit der Erdendeiche.
Z verklärt in andrem Reiche --
Z nur Stern noch unter Sternen --
Z durchpilgern wir die Fernen
Z
Z
Z
'
Z
'
'
'
*
'
'
Z
Z
'
'
'
'
'
'
Z
'
'
Z

-
'
'
'

glücktiefer Einfamkeit.

L97

Felix Braun:
Der Schatten des Todes Roman

Fortfeßung.
Die nächfien Tage war ich wie traumverloren und alle Dinge hatten
für mich etwas Verklärtes. fafi Wefenlofes. Ich war viel allein und führte
Gefpräche mit mir felber. indem ich mir einbildete. es fäße eine der Frauen
vor mir in meinem Zimmer und fpräche füße und verwirrende Worte zu
mir. auf die ich Antwort gab. gleichfam. als hätte jemand wirklich gefprochen.
Die Abende waren von feltfamen Gefialten und Gefichten erfüllt. und ich
meinte. Sagen zu erleben. fo tief träumte ich mich hinein. Ich war ein
Königsfohn. und viele Mädchen pochten des Nachts heimlich an meine Türe.
mit fchmeichelnden Stimmen um Einlaß bittend. - aber ich faß da und
fürchtete mich. zu öffnen. Verkleidet ftieg ich auf einer Strickleiter zu dem
Gemach einer kafiilifchen Prinzeffin empor. und es war ein wunderbares
Gefühl. fo zwifajen Himmel und Erde zu fieigen: in eine unendliche blaue
Nacht hinein. Ich war Romeo. Faufi und Lionel; König. Edelmann.
Bürger und Student. Immer aber. in allen Verwandlungen. wanderte
ich irgend einem großen Ziel zu und wartete. bis eine Pforte mir auf-
getan wurde. Und fo träumte ich ohne Ende Abenteuer". Fahrten. Gefthichten
und Gefpräche: unerfchöpflich firömte aus mir die Fülle deffen. das voll
Begier darnach war. erlebt zu werden.
Eines Abends hatte ich vergeffen. die Türen meines Zimmers abzu-
fperren - da trat plöhlich jemand ein. Es war ganz finfier. und ich wußte
nicht. wer es war. Erft das Lachen. das wie ein Licht durch das Dunkel
lief. verriet mir Angelika. Ich fragte fie. was"fie von mir wolle; fie wiffe
doch. daß ich abends gerne allein fei. Darauf erwiderte fie mit fpöttifchem
Ton. fie bitte taufendmal um Entfchuldigung; fie hätte bloß duräy das
Zimmer durchgehen wollen. da fie aber fchon hier fei. möchte fie mich etwas
fragen. Ich antwortete mürrifch. was das fei. Angelika. die am nächfien
Tage dreizehn Jahre alt wurde und fich fchon fehr als Dame fühlte. zuckte
- beleidigt - die Achfeln und wollte fchon nach der Klinke greifen. als

ich einlenkte und fie bat. zu fprechen. Sie begann nun fehr wichtig von ihrer
Geburtstagsjaufe zu erzählen und daß es fich gehöre. daß ich dabei fei.
Mama habe ihr gefagt. daß ich morgen einen Ausflug machen wolle. und
fie komme mich bitten. ihn zu verfchieben. Ich möchte doch wenigfkens
einmal bei ihrer Geburtstagsjaufe fein. Überall. wohin fie komme. feien
die Brüder da und unterhielten fich mit den Mädchen. Nur ich fei fo ein
Hafenfuß. Ich unterbrach fie: daß ich keineswegs Furcht hätte. ich fei der
Stärkfie in der Klaffe und würde doch vor Mädchen keine Angfi haben.
Übrigens hätte ich den Ausflug fchon mit Camillo vereinbart. - „Camillo
kommt nicht!“ fagte Angelika rafch. ..Er ift krank. ich habe gerade feine
Mutter gefprochen." - Es war gut. daß es fo dunkel war. fonfi hiitte An-
gelika fehen können. daß ich rot wurde. Ich fagte: „Gut, Wenn Camillo
krank ift. bleibe ich zu Haufe. damit du fiehfi. daß ich mich nicht vor euch
fürchte. Wer ifi übrigens da ?“ feßte ich mit einer Gebärde hinzu. die
ich Herbert Ludwig abgefehen hatte. - „Agathe Marhold. Life Fellner.
Leonore Alberti. und noch einige andere." q „Leonore Alberti *2“ - „Im
Kennfi du fie ?“ Vor meinen Augen begann es zu flirren. „Ia - nein -
ja. das heißt -‟ fiammelte ich und wandte mich zum Fenfker. „Woher
follte ich fie auch kennen 7" - „Leonore Alberti ifi fchon fünfzehn Jahre.‟
fagte Angelika. ..es ifi ein Wunder. daß fie überhaupt angenommen hat.“
- Es drehte fich mir alles im Kreife. ..Und woher kennfi du fie?“ ftieß
ich mühfam hervor. - „Ich7 Von der Tanzfiunde natürlich.“ - „So?
Ah - jeht erinnere ich mich.“ fagte ich mit erzwungener Kühle. „es i|
gut. Angelika. ich werde zu Haufe fein.“ Angelika reichte mir durch die
Finfternis beide Hände. „das ifi lieb von dir. Clemens. du wirft dich übrigens
herrlich amüfieren.“ Hierauf ging fie leife aus dem Zimmer.
Ich fiand beim Fenfier und regte mich nicht. Ich war der Fels. an
den taufend fchäumende Traumwogen heranbrandeten. Etwas hatte
mich verwandelt und hob mich über mich hinaus. eine Hand griff nach
mir und fiellte mich in etwas Dunkles hinein. aber fowie fie mich freiließ.
hörte ich feltfames Stimmengewirr tief in mir tönen. und es fchien mir.
als wäre ein Wald in meiner Seele. der raufchte. weil es Morgen geworden
war.
Nun wartete ich den Abend und wartete die Nacht. Alles. was ich
fann und fprach. war nur ein Schleier vor dem Warten. Ich ging hinter
etwas her. das mich einhüllte und meinen Blick trüb machte. In der Schule
achtete ich auf nichts. und als ich aufgerufen wurde. mußte ich fchweigen.
Ich erhielt in zwei Gegenftänden die fchlechtefte Note. aber dies berührte

mich kaum. Sonft pflegte ich mich oft tagelang über ein „Nicht geniigend“
zu kränken. diesmal waren das Pfeile. die vor mir kraftlos zur Erde fielen.
Was bedeutete das auch für mich? Heute mußten größere Dinge gefchehen:
Leonore Alberti kam. und ich hatte zu denken. wie ich wohl mein Gefpräch
mit ihr beginnen follte.
Am Nachmittag nahm ich mir ein Buch. aber ich legte es bald fort:
ich konnte nicht lefen. Die Unrafi trieb mich. im Zimmer auf und ab zu
gehen. doch das Zimmer war fo eng. Da nahm ich Hut und Stock und
eilte auf die Straße. Die Sonne brannte auf mich nieder: ich ging und
ging und wollte nicht müde werden. Alle Gärten. die am Ring liegen.
wanderte ich durch: den Votivpark. die beiden Rathausanlagen. den Volks-
garten. ja felbfi den Stadtpark. wie groß der auch war. Die Stunden
gingen hin: es war fünf Uhr geworden. Langfam trat ich den Heimweg an.
Mein Geficht glühte. Etwas in meinem Herzen hemmte mich und ließ
mich kürzere Schritte machen. Wie damals. als ich ins Totenzimmer trat.
war ein unfichtbares Gewicht an meinen Füßen. das mich oft zwang. inne
zu halten. Oder war es. daß mein Herz fo klopfte? Oder daß mein Atem
fkoßweife ging? Ich bekam plötzlich Angfi. nach Haufe zu gehen. aber ich
mußte. es zog mich hin.
Endlich fiand ich vor der Türe und läutete. Als ich eintrat. fah ich
fchon die vielen bunten Jacken und Hüte am Rechen hängen. Ich zählte
nach: es mußten fechs Mädchen dafein. Diefes überrafchende Refultat
benahm mir allen Mut: ich fchlich mich vorfichtig durch die Küche in mein
Zimmer und wartete. Ein Buch lag aufgefchlagen auf dem Tifch. Es
war Wilhelm Meifier. Alle Viertelfiunden las ich gerade einen Abfaß.
Es trieb mich an wie damals! Geh hinein! aber das Damals war
nicht fo furchtbar wie das Heute. Wenn ich mir bloß vorftellte. wie ich ins
Zimmer träte. fror mir das Blut ein. Natürlich: ich würde die Türe öffnen
und die Türe wiirde entfeßlich knarren. Dadurch würden alle auf mich
fchauen und ich würde dafiehen. ein ungefchicktes Lächeln auf den Lippen.
Und dann die Stille. diefe entfehliche Stille! Und das Vorgefielltwerden.
das „freut mich fehr“ und das Schweigen vor dem erfien Gefpräch! Und
alles andere! Ich mochte es nicht weiter denken - nein - nein! es war
entfchieden: ich ging nicht. und wenn man mich mit Gewalt holen käme.
Gerade. als ich foweit in meinem Entfchluß war. kam das Stuben-
mädchen und richtete mir aus. ich möge zur Iaufe kommen. Ich fagte.
ich hätte zu arbeiten und könne nicht; fie folle mir den Kaffee ins Zimmer
bringen. Das Mädchen ging. aber es mochten kaum zwei Minuten ver-

.. Simpliciffi mus â€œ)
mm u
u y
un a
kedd
o..|[..â€ž. e
tWgpm
Lan-.A
nu
eq.WM
rAmv
P leon.
nWm
t
lea'.
ir.â€œ A
mem/..nm
aMU
EEG-&Z

|richen fein. als mein Vater eintrat und mich aufforderte. mit ihm zu
kommen. Ich fchüßte Arbeit vor; darauf fagte er. ich möge alfo in Gottes-
namen arbeiten und dann die Mädchen begrüßen; fie feien fchon fehr ge-
fpannt. mich kennen zu lernen. Aber als mein Vater nach einer Stunde
unvermutet die Tür öffnete und mich beim Fenfier fihend fand. während
Bücher und Hefte umherlagen. fragte er unwillig. was das heißen folle.
Ich fagte. ich wolle ihn nicht belügen und ich hätte keine Luft. zu den Mädchen
zu gehen. Darauf entgegnete er. daß ich ein Flegel fei und daß ich auf
der Stelle mit ihm kommen müffe. Ich weigerte mich. aber er beftand
energifch darauf und fiellte mir eine tüchtige Strafe in Ausficht. So entfchloß
ich mich denn fchweren Herzens. den Gang zu tun.
Es kam fo. wie ich es vorhergefehen hatte: ich ftand hilflos in der Türe.
und das laute Schwäßen und Lachen. das ich durch zwei Zimmer gehört
hatte. war verfiummt. Ich kam mir höchfi unglücklich und linkifch vor und
fühlte. wie mir die Schweißtropfen über Stirn und Wangen rannen.
Meine Hände waren heiß und feucht; ich hörte Namen an mein Ohr klingen
und hörte meine eigene Stimme fremd. weithergekommen. die üblichen
Phrafen fprechen, Jah hatte ein verzerrtes Lächeln. das ich unvermutet
in einem Spiegel fah. und darüber erfchrak ich fo. daß ich zufammenfuhr.
Aber gerade das erweckte mich: ich fühlte eine Kühle an meinem Körper.
und mein Blick ward frei. Es glitt ein Schleier von mir langfam in eine
Verfenkung.
Ich begann mich umzufehen: da faßen acht Mädchen. darunter eines. r_
in Trauer; das hatte ein blaffes Geficht und dunkles Haar. Es lag-ein,
Glanz auf dem Haar. das _ wie mit einer zärtlichen Bewegung - Schläfen
und Ohren einhüllte. Sie fah mich mit einem merkwürdigen Blick_ an;
es war etwas in ihm wie ungläubiges Lächeln. Sie hieß Maria von der.
Stadt. Das erfuhr ich aber erft am nächften Tag. Sie hieß Maria *von-der
Stadt: ich fühle den Frühling in mir noch jetzt. da ich dies fchreibe.
Ich bekam meinen Platz ihr gegenüber. zu meiner rechten faß Agathe
Marhold. zu meiner linken meine Mutter. Mit meiner rechten Nachbarin
fprach ich fafi nichts. dafür viel mehr mit meiner Mutter. die mir alles
erdenkliche Zuckerwerk auf den Teller legte. fo daß ich glücklicherweife
nicht zum Sprechen kam. Ich fchaute in meinen Teller und fchwieg . . .
und da begann das kurz vorher unterbrochene Gefpräch der Mädchen langfam
wieder aufzuglühn wie eine Kerze. die vom Garten in einen windfiillen
Gang gebracht wird. und bald fchlug Fröhlichkeit und helles Lachen wie
Wellengewirr über mir zufammen. Ich lächelte zu allem. auch zu folchem.

das ich entfeßlich dumm und kindifch fand. ia) lächelte den ganzen Abend
unaufhörlichL- aber ich fprach fafi nichts. den ganzen Abend lang.
Eleonore Alberti enttäufchte mia) gänzlich; fie war fehr groß und
fah fchon wie eine richtige Dame aus. Ihr Lachen war breit und laut.
ihre Hände unfchön und rot aufgefprungen. Ich wunderte mich über
Herbert Ludwigs Gefchmack und befchloß. ihm mit nächfiem meine völlige
Verachtung auszudrücken; auch dachte ich nach. was ich ihm fagen wiirde
und wie ich es machen müffe. daß er die Ironie in meinen Worten merkte.
Dabei blickte ich verfiohlen zu Maria von der Stadt hinüber. und nun wußte
ich. wen ich Leonore Alberti gegenüberzuftellen hatte. Maria fah mich an.
gleichfam als hätte fie meine Gedanken erraten. und ich war fo überzeugt
davon. daß ich rot ward. den Blick fenkte und mit dem Meffer Figuren ins
Tifchtuap fäznitt. Das fiel meiner Mutter auf. und fie nahm mir mit einem
tadelnden Blick das Meffer aus der Hand. Da fchämte ich mich und wollte
auffiehen. aber meine Mutter hielt mich fefi und zwang mich zu bleiben.
Hierauf wurden allerlei Spiele gefpielt. aber ohne daß fich etwas
Sonderliches zugetragen hätte. Nur einmal gefchah etwas Merkwürdiges:
Beim Blindekuh-Spiel hatte mich Leonore Alberti* gefangen. und nun
wurde mir die Binde umgelegt. Das Lachen der Mädchen. das ich als
Spott und gegen mich gerichtet deutete. verwirrte mich fo. daß ich
alle Augenblicke an einen Kafien anfiieß und ein paar tüchtige Beulen
davon trug. Ich machte täppifche und linkifche Bewegungen und hätte
am liebfien aufweinen mögen: fo lächerlich kam ich mir vor. Plößlich fühlte
ich etwas Weiches in meinen Händen. Das entglitt mir blißfchnell. aber
ich erhafchte denTeil einesKleides. den ich fef'thielt und an mich heranzog.
Die Gefangene wehrte fich unter ungeheurem Gelächter der übrigen
mit aller Kraft. aber ich hielt den Teil des Kleides - den ich bald als Armel
erkannte - mit beiden Händen umfpannt. Dabei berührten meine Finger
den Arm. der fich vergebens firebte. zu entkommen. Es war ein aufregender
Kampf; mein Blut trommelte in meinen Ohren. mein Atem ging fchwer.
meine Füße wurden von einer unfagbar tiefen Müdigkeit ergriffen. ein
Schauer rann durch meinen Körper. kühl. wie wenn ein Fieber fich ver-
kündigt. Endlich ließ ich mit der rechten Hand ab und ergriff den Arm
der fich Sträubenden. Sie taumelte und fiel mir an die Brufi. Ich fühlte
den weichen fchlanken Körper wie eine beklemmende Lafi und riß mir
blißfchnell das Tuch von den Augen. Da fah ich zu meinem grenzenlofen
Erfiaunen: es war Maria von der Stadt.
Als fich das Gelächter gelegt hatte. empfahl ich mich und fagte. ich

müffe lernen gehen. Ich reichte jeder einzelnen die Hand. aber ich fah
keine an. fondern fchaute zu Boden. Als ich zu Maria von der Stadt kam.
verfuchte ich zu lächeln. aber es gelang mir nicht. und ich hauchte. kaum
hörbar. „Auf Wiederfehen“. Sie fagte ..Adieu!“ Es klang fehr kühl.
Jch habe über den Ton diefes Wortes viele Tage gegrübelt und weiß es
auch heute nicht. welches Gefühl ihn gefchickt hat.
So endete der große Tag. an dem viele Tage hingen wie Eifenfpäne
an dem Magnet. Die Nächte waren wieder von Träumen und Gedanken
überfchwer. und ich fchrieb Gedichte in ein großes Buch. auf deffen erfier
Seite in großen Lettern zu lefen war: „Cum Der) et hierin, nirgine
startete", und auf die letzte Seite fchrieb ich: „ln nomine Marine Zcrjpßit
111m6 lidellum Siem-ene bortis puer meximc) amor-e uifeetuß",
Seltfame und erregende Gefchichten fchrieb ich hinein. und alles klang
aus in die *geheime und fchwermütige Sehnfucht. mit ihr zu fprechen. ganz
allein mit ihr. in einem „Zimmerl“. das ganz klein war. fo daß nur zwei
Menfchen darinnen Plah hatten. Zu Camillo aber fprach ich nichts von
diefen Dingen. denn ich fchämte mich im Grunde und fürchtete feinen Spott.
Da gefchah es einmal. daß ich abends aus meinem Zimmer ins Vor-
haus gerufen wurde. Draußen ftand Maria von der Stadt. zum Fort-
gehen bereit. und gab mir die Hand. Und meine Mutter fagte. ich müffe
Fräulein Maria begleiten. fie fei heute nicht abgeholt worden. Ich ward
rot und nahmfchweigfamRock und Hut. Maria empfahl fich von meinerMut-
ter und meinen Schweftern und fagte zu mir: „Sind Sie fertig?“ Ich nickte.
- ..Alfo gehen wir". fagte fie. und eine Hand fchloß die Türe hinter uns.
Der Geruch von Regen war noch in der Luft zu fpüren. und die feuchten
Straßen glänzten in dem ungewiffen Licht der Laternen. Wir gingen
fchweigend nebeneinander her; ab und zu. wenn der Weg fchmal war
oder viele Menfchen uns entgegenkamen. fchmiegten fich unfere Kleider
aneinander und das dunkle. ftrömende Gefühl von damals ergriff mich
wieder. fo daß ich die Augen fchloß uud fekundenlang in einer Finfiernis
hinfchritt. aus der unzählige Sterne hervorkamen. Maria fragte mich
einiges. und ich gab einfilbige Antworten. An einer Straßenecke grüßte
ein junger Mann von etwa einundzwanzig Jahren. Maria nickte ihm zu
und lächelte. Das tat mir weh; ich wandte mich nach dem Fremden um
und fah nun. daß er fkand und Maria nachfchaute.
Darüber empfand ich einen gewiffen Stolz: ich durfte allein mit einem
Mädchen gehen. dem ein anderer voll Bewunderung nachfah. und ich kam
mir mit meinen fünfzehn Jahren fehr erwachfen vor. wie ich fo an ihrer

Seite dahinfrhritt. Ich fragte fie. wie mir fchien. mit klarer; fafi veränderter
Stimme: „Sagen Sie. Fräulein. warum tragen Sie Trauerkleider?“
Sie blickte mich überrafcht an: „Sie wiffen es nicht? Meine Mama i|
gefiorben.“ - Ich wunderte mich. daß fie fo davon fprechen konnte. ohne
zu weinen. und es fchien mir fonderbar. wie ruhig fie war und wie gefaßt.
Sie kann wohl nicht mehr weinen. dachte ich mir. wer weiß. wie lange
ihre Mutter krank war und wieviel Tränen fie fchon vergoffen hat. Ich
fiellte mir vor. wie fie die Kranke betreute. ihr Arzneien brachte und Nächte
an ihrem Bett faß. ihrer felbft vergeffen. nur der großen unfäglichen Sorge
hingegeben. Ich fühlte eine warme Welle über mein Herz fluten. und es
kam mich an. den Arm um ihre fchmalen Schultern zu legen. In diefem
Augenblick kam ein Wagen über die Straße geraft; wir traten zurück. und
ich fireckte unwillkürlich den Arm hinter ihr aus. aber ohne fie zu berühren.
„Geben Sie acht“. fagte ich und meine Stimme verfank in Zärtlichkeit.
- Sie lachte. - „Jetzt wären wir bald geftorben“. fagte ich. - „Hu“.
erwiderte fie und machte eine komifche Grimaffe. „das wäre kein hübfcher
Tod gewefen. da wünfche ich mir fchon einen andern.“ - „Zum Beifpiel?“
- „Nein. das fage ich nicht.“ -„ Warum nicht? Ich will es niemand
weiterfagen.“ - „Es fieht in meinem Tagebuch. und das hat noch kein
Menfch gelefen. nicht einmal Leonore Alberti.“ - Ob das ihre Freundin
fei? - „Ia. Seit Mamas Tod.“ - Ich fchrak zufammen. Wie fie nur
davon fprechen konnte! Ich begriff es nicht. Wie ruhig fie das fagte. als
ob es fie gar nichts anginge! Vielleicht hat fie ihre Mutter nicht recht lieb
gehabt. dachte ich ganz im fiillen und erfchrak. als diefe Frage plößlich
wie fprungbereit auf meinen Lippen fiand. Mühfam brachte ich hervor:
„Und wie ifi Ihre Mutter geftorben ?“ - Maria fah mich erfiaunt an: „Ich
weiß nicht. Man hat mich ja nicht ins Zimmer gelaffen.“ - „Wie? -
Sie waren nicht dabei?“ - „Neint Papa erlaubte es nicht.“ - „Ia. aber
um Gottes willen. haben Sie denn das ertragen können? haben Sie nichts
dagegen gefprochen? Ich begreife das nicht!“ -* „Wenn es verboten war.
- was follte ich denn dagegen tun l“ - „Ins Zimmer gehen! Heimlich!“
- „Wie heimlich? Es war ja doch immer jemand bei ihr.“ - „Aber wie
fie aufgebahrt war - haben Sie fie auch da nicht fehen dürfen?“ - Maria
machte ein entfetztes Geficht: „Einen Toten anfchaun? Das hätte ich mich
nicht getraut. Ich hätte gefchrien - Sie. ich hättewahnfinniggefchrie - en.“
- „Ich habe nicht gefchrien. Fräulein.“ - „Wiefo? Haben Sie denn
fchon einen Toten gefehen ?“ - „Ia.“ - „Ia? Erzählen Sie. bitte! Das
muß entfeßlich gewefen fein!“ - „Ia? entfeßlich war es fchon - aber

gefäyrien habe ich doch nicht'ß fagte ich ein wenig überlegen und erzählte
ihr meine Gefchichte, Ich kam aber nicht zu Ende damitX denn wir waren
am Haufe Marias angelangt. Da fie nicht lange fiehen bleiben wolltex
faßte ich haftig die Einzelheiten zufammen und erzählte nur noch den Schlußx
wie der Tote die Hand nach mir ausftreckte. Ich hatte eine große Wirkung
davon erwartet und wunderte mich darum fehr„ daß Maria mich luftig
anfah und mir lachend die Hand reichte, „Das haben Sie gut erfunden-
Sie'ß fagte fie, „Oder zum mindeften geträumt, Ich habe noäy nie gehört-
daß Tote die Hände nach Lebenden ausfirecken. Komifch find Siex Clemens.
Das muß ich heut zum Abendeffen erzählen.“ Sie lachte hell auf„ winkte
mir zu und lief durch den Gang. Wie betäubt fah ich ihr nach- dann ging
ich langfam nach Haufe- die Lippen aneinandergepreßtX einen fiechenden
Schmerz im Herzenh der immer wieder aufzuckte. Am liebften hätte ich
mich hingeworfen und wild aufgefchluchzt. Aber ich zwang mich nieder
und fuchteX weit ausfchreitendh ihr Lachen zu betäubeny das in meinen
Ohren immer und immer wieder emporklang.
Am nächften Tage vertraute mir Camillo das Geheimnis anx von
dem iäy fchon berichtet habe. Da erzählte auch ich von Maria von der Stadt-
und von da an fpraäzen wir nur mehr über die Mädchen und die großen
Fragen der Zukunfß vor denen wir ohne Rat fianden. Nun war ein neues
Band um uns gefchlungem fefier und dauerhafter als die früheren. Wir
hatten ein leerftehendes Zimmer in Camillos Wohnung ausfindig gemaäyt-
und da befpraahen wir des Abends im Dunkeln alles- was wir wußten
oder zu erfahren firebten. Wir fchleppten uns ein altes Konverfations-
lexikon herüber und lafen bei Kerzenbeleuchtung mit brennenden Wangen
die großen Geheimniffe„ die wir bis jetzt nur fernher geahnt hatten.
Eines regte uns vor allem auf: daß es Frauen gab„ die fich verkauften-
die man für geringes Geld befißen konnteh wie es in den Romanen hießx
die wir gleichfam verfchlangen, Wir ergingen uns in phantafiifchenF glut-
vollen Gefprächenh die uns beraufchten- wir malten uns unmögliche Si-
tuationen aus und ließen uns von einer zügellofen Einbildungskraft in
märchenhafte Ideenreiche jagen. Unfere Seelen fianden hell in Flammen:
mit Büchern und Gefprächen fachten wir das Feuer von neuem an7 wenn
es einmal zu erlöfchen drohte.
An einem Abend gingen Camillo und ich durch eine Dirnengaffe- und
das gab uns viele Gefprächq in die wir oft fo tief eintauchten- daß wir das
Nachtmahl vergaßen und uns verwundert anfahen„ wenn Camillos Mutter
kam und fagtex es fei faft zehn Uhrh und ich möge endlich nach Haufe gehen.

Jeder wollte etwas anderes erfpäht haben: ich eine junge Schöne mit ent-
blößter Brufij er eine mit offenem fchwarzem Haar. Wir redeten uns
ins Feuer-j wir fchwärmten und waren von einer betäubenden Angfi erfüllt-
die alle Dinge wertlos und flüchtig machte und uns wie Bogen fpanntej
an die man einen Pfeil legt. Ich dachte viel an die Schöne aus der Gaffe
- wie ich fie nannte -j das Bild ftand vor mir und verdrängte zuweilen
das Marias; oft aber verfchmolzen beider Gefichter zu e i ii e m und riefen
Borfiellungen in mir wachj deren ich mich manchmal fchämte. Ich fragte
michj ob meine Liebe zu Maria echt feij und wußte mir felbfi keine befriedi-
gende Antwort zu* gebenj ich fiichte das Bild der Fremden gewaltfam zu
vergeffenj aber die Nächte trugen es und fchwenkten es mir entgegen. In
Unraft und Qualen lag ich viele Stunden langj aufreizenden Bildern wehr-
los preisgegebenj die ohne Ende aus mir in die Nacht fiiegen und aus der
Nacht vor mich hintraten. Ich träumteSeltfames undVerwegenesj über den
Schatten des Todes fchritten brennende Träumej die ihn weithin überhellten.
Am Abend vor meinem fechzehnten Geburtstag befchloß ich naeh vielem
Uberlegem diefelbe Gaffe noch einmal aufzufuchen. Ich ging langfam
dahinj immer die Rückkehr erwägend- maßlofe Erregung mühfam nieder-
haltend. Endlich fchlich ich um die Ecke und drückte mich an die Mauer
anj um ungefehen von den übrigen Paffantem unter denen vielleicht Be-
kannte fein konntenj in die Gaffe zu gelangen. Es war fehr dunkel. Wenige
Menfchenj wie es fchiem untern Ständen angehörigj fianden vor den Fenfiern
und plauderten mit den Mädchen. Ich fah niemandem ins Geficht. fondern
fchaute zu Vodem ab und zu warf ich einen verfiohlenen Blick in ein Fenfierj
aus dein ein gefchminktesj lächelndes Geficht größte. Hinter mir fiel das
Geflüfier der Mädchenj die den oberen Stock bewohntem zur Erde. Viele
winkten mirj einige fprachen mich an - ich gab keine Antwort und ging
weiter. Als ich am Ende der Gaffe angelangt war/ fchlenderte ich noch
ein Stück in die Nebengaffe weiter-j drehte dann um und ging denfelben
Weg zurück. Da fah ich in einem der Fenfier diej von der ich träumte;
fie lächelte mich an und winktej aber ich ging vorbeij bis ich an das andere
Ende der Gaffe gekommen war. Da blißte plößlich ein Entfchluß in mir
auf. Ich kehrte wieder umj und nun fah ich mir mutig alle anj prüftej ver-
warf und zögerte dennoch„ weiter zu gehen. Diej von der ich träumte.
winkte mir wieder; ich fchwankte und ging vorüberF einige Schritte nurj
dann befann ich michj drehte umj gab ihr ein Zeichen und trat ins Haus.
Durch einen dunklen Korridor mußte ich durchj aber nun wußte ich niäjt
mehr den Weg und blieb ratlos fiehen. Da kam fie in weißemj lofem Gewandj

mit offenem Haar. von irgend einer Türe und trat lebhaft auf mich zu. Jch fah fie an. wich zurück. vernahm ihren Gruß. den fie mir in breitem Dialekt und fehr laut zurief. und machte einige Schritte vor. Jhr Atem fchlug mir entgegen. ich fpürte den Duft des Parfüms und fah mit eigentümlicher Klarheit die leife wellenden Bewegungen ihres Kleides. Da umnebelte etwas meinen Sinn: ich fagte ein paar verworrene Worte. lächelte. drehte mich um und lief. fo fchnell ich konnte. über den Gang. Auf der Straße blieb ich ftehen und atmete auf; glühend ftand ich. wie im Fieber. und fiarrte auf den einzigen Stern am Himmel. Dann lief ich wie geheht. finnlos. aus der Gaffe und hielt erft ein. als die Lichter des Burgrings mir entgegenleuchteten.

Viertes Kapitel.

Es war hohe Zeit. daß wir aufs Land zogen. denn Wien war von erinnernden und gefährlichen Dingen überfchwer; an diefen heißen Tagen. da eine erbarmungslofe Sonne funkelnd über der Stadt ftand. fäjien alles groß. erregend und heimlich voll furchtbarer Ereigniffe zu fein. die eine beklemmende Gewalt fchon aus der Ferne ausübten. Jch ging. fcheu wie nie. durch Straßen und Gärten. nur den einen Gedanken tief in mir: fo bald als möglich wieder zu Haufe zu fein. An jeder Ecke lauerte etwas auf mich. das mir Verderben drohte; in unermeßlich viele Geftalten verkleidet. fchlich fich mein Schickfal an mich heran. in Türke den Moment erfpähend. da ich wehrlos war und mia) feiner nicht verfah. Wie aus einer unbemerkten Verfenkung fchwebte der Todesgedanke vor mir auf: da verfiel ich wieder in Düfierheit und Schwermut und ward von fremdartigen Träumen erfüllt. die mich manchmal fo fehr überwältigten. daß ich daran dachte. freiwillig ein Ende zu machen.

Sobald wir aber in dem fteirifchen Gebirgsdorf angekommen waren. verfchwand die traurige Stimmung mit einem Male und wich einer merkwürdigen klaren. fafi füllen Heiterkeit. die ich am liebften golden nennen möchte. Jch fpürte den Atem der Berge unabläffig in mich einfirömen. das dunkle Raufchen einfamer Gewäffer. die irgend etwas Verlorenes zu betrauern fchienen. klang in mir nach. nur ruhiger und geklärter. und das wogende Flüftern des Kornes in den Feldern. das den Abend begrüßt. zitierte tief in mir als ein unbefchreiblich fchönes und fchmerzlofes Gefühl. das einem endlofen Verftrömen zuftrebt. Auf vielen Spaziergängen. dem Morgen zu. richtete fich mein Gemüt wieder auf. des Abends aber ließ iah es tönen. fich erlöfen. danken und voll Demut fein. Ich bereitete mich

für das Große vorj das mich plötzlich leuchtend überrafchte: von ihm zu
berichten ift der Beruf diefes Kapitels„ dem ich am liebften den Namen
vorangeftellt hättej von dem es befirahlt wird„ und den ich auch heute nur
fo ausfprechen kaum wie man - es mag dies gefucht fcheinen -- einen
kofibaren Gegenftand behutfam zwifchen zwei Fingern hält. Über mein
Leben neigte fich eine fonnige Gefialh und es gab Lichß folange fie fich
darüber beugte . . . ich hielt in jeder Hand eine Schale und wartete . . .
und plötzlich waren Blumen in jeder Schale. Ich fchrieb verworrene Briefe
in langen Nächtenj und im Lampenlicht glänzte die Schrift wie golden;
ich fiand im Walde„ und es fielen Perlen und Edelfteine von den Bäumen;
ich ging durch die Felder und fah helle Geftalten mir entgegenkommen.
Meine Träume waren voll befeligender Erfcheinungenj ich hatte das Gefühlz
plötzlich zu klingen wie eine Harfe im Frühling. Gedichte firömten aus
mir und fehnten fich nach den Windem die fie trugen: ftrahlenden Fernen
entgegen. Stand ich in der Sonne auf freier Ebene„ gefchah es nicht feltenj
daß die Strahlen fein zu klingen begannenj und daß ein Echo in meiner
Seele den Klang auffing. Dann wollten fich die goldenen Strahlen auf
das Echo ftürzenj um es zu firafenjund drangen in mein Herz aber da
war das Echo längfi nicht mehr: es faß im Walde verfteckt und rief- ja es
wollte gar nicht innehalten im Rufenj bis die Strahlen fich felbft vor lauter
Wonne vergaßen und des Echos Echo wurden in meinem Herzen. So wirkte
fich das Spiel und wurde mannigfaltig und unendlichj bis ich zum Schluffe
hinfchrith von vielen feinen Stimmen umhalltz die alle denfelben Namen
tiefem gleichfam als hätte Gott nichts Lieberes auf Erden als dies.

Es kam aber fo;

Ich fchlenderte fpät abendsh vom Wald kommendz durch das Dorfj
das fchweigend und arglos unter blauem Himmel dalagj weiß vom Licht
des Mondes und der Sterne befchienen. Meine Schritte waren hafiig und
fchollen in der Stillej denn ich hatte Furchtz allein zu gehenh auch zitierte
noch die Erregung in mir nach„ die mich befallen hatteF als es im Walde
dunkel zu werden begann und die großen Schatten der Baumkronen heimlich
über die Wege fchwanktenj Dunkelheit überallhinj in die geheitnften Gründe
des Waldes tragend. Längft vergeffene Kindheitsgefühle waren gleichfam
noch fchlaftrunken in mir aufgewacht und hatten fich zu einer unbefiimmten
Furcht verdichten die meinen Schritt beflügelte und mein Herz antriebj
fchneller zu fchlagen. Erft als ich durch die Lichtung die fpärlichen Lichter
der erfien Häufer gewahrt hattej war etwas wie ein Gefühl von Geborgen-
heit erlöfend in mich gekommenj fo daß ich fiehen blieb und tief aufatmete.

Nur ein Zittern lief noch über mich hin. folange ich im Walde war. auf
der Straße aber riefen mich geheime fremde Stimmen an und ermahnten
mich. vor gefährlichen Menfchen auf der Hut zu fein. zugleich vernahm
ich eine fingende. die immer: ..Nach Haufe“ fagte. fo daß ich zu laufen
anfing: fo fehr trieb mich Sehnfucht nach der Sicherheit. Aber gerade.
als ich vor der Villa des Grafen Waldfiein vorüberkam. gefchah das Un-
erwartete. das mich ftaunen ließ.
Im Garten der Billa brannten alle Laternen. ja felbft Bosketts und
Laubengänge waren durch Lampions erhellt. während alle Fenfier ganz
im Dunkel waren. ausgelöfcht. wie blind und wie mit krankhaftem Glanz.
Ich vermutete ein Fefi und fchlich. von dem geheimnisvollen Leuchten
wunderbar erregt. ganz nahe an das Gitter heran. durch das ich nach allen
Seiten hinfpähte. Es rührte fich aber nichts. Tief im Schweigen lag der
Park. durch feine Erhabenheit und Ruhe ins Feierliche überwältigend.
Plößlich ging ein filberner Laut durch die Stille. fo: wie wenn feiner Sand
über eine glatte Fläche rinnt. und ehe ich auch nur zum Nachdenken kam.
fah ich ein Mädchen von etwa fünfzehn Jahren mit aufgelöfiem braunem
Haar. das ihm über die Schultern lang herabfiel. mit einer Springfchnur
in der Hand. vorfichtig aus einer der erleuchteten Lauben treten. Mir fiand
das Herz ftill. Ich mußte den Blick abwenden. etwas rannte mir zu. zu
fliehen. aber gleichzeitig ging ein Strom durch meine Glieder. daß ich
das Gefühl hatte. ich wäre wie ein Baum in die Erde gepflanzt und müßte
unbeweglich bleiben. Sooft ich jedoch den Blick hob. fie anzufehen. fchien
es mir. als träfe der ihre mein Geficht. und obwohl ich wußte. daß die
Nacht. das Gitter und das Gebüfch mir Freunde waren und miah gut ver-
verdeckten. fo ergriff mich doch eine ängftliche. verwirrende Scham. die
mich bald fo ftark überraufchte. daß ich mein Leben und Atmen wie ein
Blühendes zu fpüren meinte. Wie ich nun fo. in widerftreitenden Ge-
fühlen. von kaum zu deutender Sehnfucht fchmerzlich erfaßt. die überirdifche
Erfcheinung immer tiefer in meine Seele dringen ließ. gefchah das Schaufpiel.
das ohnegleiahen wie eine Krone ift in der Schaßkammer meiner Erlebniffe
und Begebenheiten. Alles. was ich früher von Frauen wußte oder zu wiffen
glaubte. fiechte hin und |arb in dieferNacht. die lautlos mit allen Sternen und
Düften in mich eindrang. mich verwandelte. verzauberte. verzückte und meine
Schritte fo frei und luftig machte. als wären Flügel an meinen Ferfen.
Und doch war es bloß dies: Das Mädchen begann durch die Schnur
zu fpringen. erft langfam. träumerifch. dann fchneller. verwirrter. atemlofer.
bis fie endlich in wehender Haft über die wie der Blih auffchimmernde

Schnur fchnellte. fich drehte. tanzte und dabei fonderbar melodifche Laute
über die Lippen brachte. Wie etwas Silbernes tauchte die Schnur unter
ihren Füßen auf und verfchwand ohne Übergang in die Dunkelheit. immer
wieder hervorleuchtend. immer wieder wie erfchöpft zurückfinkend. manchmal
wie ein zarter Reifen oder ein weiter feiner Glorienfchein die fchmale
Gefialt umrahmend. die - ihrer fonderbaren Tätigkeit hingegeben -
felbfi. gleichfam aus Silber. lichtvoll in der Nacht war. Ich hatte dergleichen
bei erwachfenen Mädchen nie gefehen -: atemlos. in unendlicher Spannung
verfolgte ich den Tanz und die Gebärden. die eine Einfame erlöfen follten
und doch für mich und die Bäume gefchahen. auf die der fpärliche Glanz
der Laternen und Lampions fiel. daß fie bunt und fchreckhaft ausfahen.
Endlich ftand das Mädchen ftill. atmete ein paarmal auf. legte die Schnur
langfam zufammen und ging tiefer in den Garten mit langfamen Schritten.
Zugleich erlofchen die vorderfien Laternen. dann die andern nach und
nach. nur die Lampions brannten noch. und nun fah man erfi ihr ärmliches
Licht. Bald erlofthen auch fie: auf welche Weife. kann ich mir auch heute
nicht erklären. obgleich ich Schatten und Gefialten im Garten bemerkt
haben wollte. Über dem lag dichte Finfiernis. in die ich unabläffig fiarrte.
immer wartend. daß das Mädchen von neuem auftauche und durch die
Schnur fpringe. Doch das gefchah nicht. dafiir aber brannte ein leifet
Licht in einem Fenfier des oberen Stockwerks.
Da wandte ich mich und ging unferm Haufe zu. Hinter mir brachen
cifige Reiche zufammen. aber der Himmel fiand fo voll unzähliger Sterne.
daß es mich ankam. als müßte ich nach ihnen greifen. Trunken von ge-
heimnisvoller Begeifierung hob ich die Hände und fühlte das kühle Licht
an meinen Fingern herabgleiten. Da ertrug ich's nicht mehr -: Ich warf
mich ins hohe Gras. das voll Blumen fiand. breitete die Arme aus und
preßte wie Ganymed die taufeuchten Halme an Herz und Wange. Un-
finnige und fchwärmerifche Dinge hab' ich damals getan. ehe ich nach .haufe
kam. und das fchlimmfie war es nicht. daß ich in meinem lecken Kahn über
den Teich fuhr. in den fich die Sterne voll Wolluft zu fiürzen fchienen. Das
Schlimmfie war: daß ich die Nacht wach lag bis zum Morgen und den
Traum verfäumte. den mir Gott entgegengefchickt hatte.
Nun unterließ ich es keine Nacht. zu der Villa zu gehen. in der ich
das feltfame Spiel gefchaut hatte. und die ich mir im Innern geheimnisvoll
und erfüllt von köfilichen und wunderwirkenden Gegenftänden dachte. Aber
ich mochte f'tundenlang am Gitter fiehen und mit aller Kraft meiner Augen
in die Dunkelheit ftarren -: die. nach der ich begehrte. fah ich nichtwiedet.

Felix Braun; Der Sämtten des Todes
Einmal - es mußte fchon fehr fpät gewefen fein - klirrte im oberen
Stockwerk ein Fenfier. und eine fremde Frauenftimme rief mich an, Darüber
erfchrak ich heftig und wußte in meiner Verwirrung nicht. was ich ant-
worten follte. Bis endlich der Garten erleuchtet fkand und Männer mit
Kerzen in den Händen auf das Tor zufchritten. an dem ich lehnte. Da
begann ich zu laufen. und ehe ich es mich verfah. fiand ich am Eingang
des Waldes. der groß und feierlich ragte wie ein drohenderHerrfcher. Und wie
ich mich fo dem ungeheurenDunkelgegenüberfah. fühlteich das unabwendliche
Schickfal meines Lebens über mich hereinbrechen und fpürte die Hand des
Todes erfiarrend an meiner Schulter. Halbvergeffene Gedanken ftürzten aus
mir. wie Gewäffer aus Gefiein ftürzt. immer neue Dunkelheiten fanken über-
wältigend auf mich hin und ließen mich über Ahnungen und Aberglauben
hinweg in ein Land fchauen. darin man nichts mehr weiß vom Leben.
Aber das Leben gab mich nicht auf: über die Finfternis fiieg ein großes
Leuchten. unermeßlicher Frühling rief mich in unermeßlich lichterfüllte Gebiete.
Dies gefchah fo:
Jch mußte eines Nachmittags für meine Mutter einen Gang tun z der
Weg führte an der Villa vorbei. Schon von weitem hörte ich fröhliches
Geplauder und helles Lachen junger Stimmen. Als ich am Gitter ange-
kommen war. fah ich drei Knaben und drei Mädchen Krocket fpielen. Erfi
fchien es mir. als wäre fie nicht unter ihnen. aber nun bemerkte ich fie:
ein wenig abfeits von den übrigen fah fie gefpannt dem Spielenden zu.
einem großen fchlanken Knaben. deffen Haare in Locken auf die Schultern
fielen. Wie ich nun halb in Bewunderung. halb in törichter Eiferfucht
den edlen und zierlichen Gebärden des fremden Knaben folgte. rief eine
bekannte Stimme meinen Namen. und zu meinem größten Erfiaunen
gewahrte ich Herbert Ludwig. der den Schlegel wegwarf. zu mir ans Gitter
ftürmte und mich fiürmifch begrüßte. Aus dem unverfiändlichen Schwall
von Worten erfuhr ich - oder beffer: - erriet ich nur. daß er in der Villa
wohnte und fich nicht genug wundern konnte. mich hier zu treffen, Ich
fiotterte verwirrtes Zeug und fchickte mich an. zu gehen; hauptfächlich
deshalb. weil ich ihren Blick aufgefangen hatte und dunkelrot im Geficht
geworden war. Aber Ludwig fchien nichts davon zu merken und fchrie
die beiden andern Knaben an. ans Gitter zu kommen. was diefe. die fehr
ins Spiel vertieft waren. nur widerwillig und aus Wohlerzogenheit taten.
Die zwei Mädchen waren nun auch näher-gekommen und tufchelten mit-
einander. wobei fie auf mich zeigten. indes fie ruhig. als wäre nichts
gefchehen. auf ihrem Plaße verblieb und kein Auge von mir wandte,

Der Schatten des Todes Felix Braun
Ich erfuhr die Namen der beiden Knaben und fühlte ihre Hände in
der meinen. die Namen der beiden Mädchen klangen an mein Ohr. aber
nun begann eine Geige irgendwo zu tönen. und ein Gefang fchwebte aus
mir in den Park. Denn es gefahah ein Wunder zu diefer Stunde. da fich
die Gartentür auftrat und ich den weißen Weg betreten durfte, Und dann
blühte etwas in niir auf . . . „Das ifi Herr Elemens Fortis“. fagte Herbert
Ludwig zu ihr. die noch immer unbeweglich auf derfelben Stelle verharrte.
und. zu mir gewendet: „Ich fielle dir Fräulein Elvira Graf vor“. Ich
weiß nicht mehr. ob ich damals zu der würdevollen Art meines Milfrhülers
gelächelt habe. ich weiß nur: daß plötzlich Tränen über meine Wangen
rannen. wie ich die kühle Hand Elviras in der meinen gleichfam fchweben
fühlte und daß mich ein folcher Strom von Glück überfchauerte. daß ich
beflügelt ging und zu fehen glaubte. daß mein Atem leuchtete. „Spielen
Sie mit uns?‟ fragte fie. aber ich war unfähig. auch nur das geringfie
zu fprechen. fo nickte ich nur und fah fie an. glücklich über ihre Nähe und
zugleich zu tiefft betrübt über meine eigene Niedrigkeit. und fonderbar:
es fchien mir die ganze Landfchaft. der Garten. das Haus und die Straße.
tief im Feuer zu fiehen. Dann lächelte ich. rief einen Gruß. fprang über
den Zaun und lief. als trüge ich Schäße und Edelgut. geradewegs in den
Wald. Wo es am dunkelften war. warf ich mich hin. ohne Sinn. ohne Ge-
danken. fprach ich verworrene. abgeriffene Laute. fchaute in das Wipfel-
gewirr der den Himmel verbergenden Bäume und fang in das Raufchen
hinein. bis es Abend ward. Dann breitete ich die Arme aus und ließ die
Waldkühle in mich einftrömen. Ihren Namen aber fchrieb ich mit großen
Lettern auf einen weißen Stein. der in der Nähe lag und den ich nur mit
Mühe tragen konnte. Ich fchleppte ihn ganz tief ins Gehölz. wandte ihn
um und begrub ihn im Moos. In den Baum. der davor fiand. fchnitt ich
ein großes Kreuz. das ich mit meinem Rotfiift folange bemalte. bis es
leuchtend war und als Erkennungszeichen dienen konnte. So ward es
dunkel. und da mich die Angfi zu treiben begann. trat ich den Heimweg an.
auf dem ich unabläffig füße Stimmen zu hören vermeinte und oft anhielt.
weil die Fontänen in meiner Bruft zu laut raufchten. Über der Nacht aber
flatterten unaufhörlich die hellen Träume. deren einer fich wunderbar
in den Nehen des Morgens verfing.
Fortfeßung im nächften. Heft

Alfred Mayer:
Emil Preetorius
Der Name des jungen Künftlersj den ich der Aufmerkfamkeit der
Lefer diefer Zeitfchrift empfehlen möchtej ifi den Freunden der modernen
Graphik feit zwei Jahren bekannt. Er hat bereits - ganz befonders in
Münchener Künftlerkreifen - einen vollen Klang!
Jm Münchener Boden wurzelt ja bekanntlich die moderne Graphik-
deren künftlerifche Ziele auf Unterhaltung der lebendigften Beziehungen
rnit dem fozialen Leben der Gegenwart hinauslaufen. Jhr Geburtsjahr
fällt zufammen mit dem Erfcheinen des „Simpliziffimus“. Vorher er-
füllten die gelefenften deutfchen Wißblätter zumeift den Zweck eines Unter-
haltungsbedürfniffes. Der „Simpli" fiellte fich von Anfang an höhere Auf-
gaben. Er hatte eine Miffion zu erfüllen- indem er die kritifche Sonde
an die vielen Auswüchfe unferes politifchen und fozialen Lebens legte.
Jetzt - da wir gewohnt findj feit vierzehn Jahren jede Woche diefe Schlag-
kraft beißenden Spottes in Wort und Bild auszukoften -- vermögen wir
ihn gar nicht mehr aus der Fülle unferer Bedürfniffe zu fireichen oder
wegzudenken, Die künftlerifchen Leifiungenj die uns da ferviert werdenz
fiehen zwar nicht mehr immer auf der alten Höhe. Langfam vollzieht
fich auch hier ein Abfterbeprozeß. Die Mitarbeiter finden wir allefamt
zu fehr auf eine Note gefiimmtj junge Talente läßt man nur zögernd -
ungern - aufrücken.
Wichtig ift aber allein der Umftandj daß die befondere Ausdrucksform
der modernen Graphik von hier aus bereits weite Gebiete e r o b e rt hat.
Durch eine ganz befonders glückliche Konfiellation konnte Albert
Langen feiner Zeit eine Anzahl künftlerifcher Jntelligenzen um fich fammelnj
von denen faft jede durch fcharf geprägte Eigenart Selbfiändiges zu fagen
hatte. Jm leßten Jahre hat der Tod die Reihe der ausfchlaggebenden
Talente bedenklich vermindert. Weder der fchon früher nach Berlin ver-
zogene Bruno Paul noch die feit feinem Tode fo häufig zitierte
Genialität Rudolf Wilkes und ebenfowenig die mondaine Eleganz Rez-
niceks konnten leicht erfeßt werden. Der pater epiritue Thomas Theodor

Heine und der blendende Zeichner Gulbranfon halten allein noch die befie
Tradition des Blattes hoch.
Zu den feltenen Gäfien (wie felten und willkommen ift mit jeder
Zeichnung beifpielsweife der verderbt göttliche Paszin!) des Simpli
gehört E mil P r e e t o r i u s j aber gerade er wäre wie wenige berufen,
auch von diefer Stelle aus an unferer Zeit- und Kulturgefchichte dauernd
mitzuarbeiten. Eines fchon läßt ihn fympathifch erfcheinen; er ifi
d e u tf ch - in feiner Künfilerart nicht entwurzelt.
Noch vor drei Jahren Jurifij kam der damals 23jährige Darmftädter
nach Abfolvierung feines Doktoreramens nach München. Während einer
kurzen Lerntätigkeit an der Münchener Kunfigewerbefchule - (fie fpielt
in feiner fchnellen Karriere keine Rolle) - fertigte er in feiner freien Zeit
Zeichnungen an. Der Vater - Jurifi in großer angefehener Stellung -
wollte die künfilerifchen Neigungen des jüngeren Sohnes fchon deshalb
nicht unterfiiißenj weil der ältefie Sohn Willy zum Malerberuf befiimnit
worden war. Der Vater hatte die von feinem Standpunkt aus berechtigte
Meinung gewonnenj daß fein Sohn Emil auch als Iurifi Karriere machen
würde. Warum nichtj da er alle Eramina trefflich beftand? Aber tiefer-
als der Vater glauben wolltej faßen die Neigungen zur Kunfibetätigung iii
Emil Preetorius. Erj der Erbe einer alten Familienkulturj war in dem
Punkte mehr das Kind feiner Mutterj die feine junge Seele fo fein bildete.
Der Sohn hat auch nie aufgehört/ in der geifiig ungemein reich begabten
Mutter fein Frauenideal zu fehen.
Der befonderen Artung feines Talentes kam die feltene Mifchung
angeborener und anerzogener Kultur zu fiatten. Scharfe Intelligenz.
eine bei Malern ganz felten anzutreffende univerfelle Bildung und der
erzogene literarifche Gefchmack leiten die Bew ußtheit in feinen
Arbeiten. Zu diefer Bewußtheit tritt der intuitive Zugj der ihm tief im
Blute fieckt/ der fich romantifäy entlädh oft ins Reich der Metaphyfik hin-
übergreift und dem Wefen und der Perfönlichkeit des Künfilers eine Prägung
gibt. Es firoht in ihm von fubjektiv eingeborner Form! - Das ifi das
Entfcheidende. Weltanfchauung Menfchenkenntnisj Lebenshumore feßen
fich bei ihm in Formen um oderj präzifer ausgedrückt, in Lin ie n. Leid
und Freudj Anmut und Dummheitj Gefialt und Raum treten im ewig
kraufen Spiel der Linie in Erfcheinung. Es reizt ihnj die fchwarze Sil-
houettenkunft in zackig bewegtem Kontur neu zu belebem in den fchwarzen
Körpern durch wenige weiße Binnenftriche die Struktur verfiändlich zu

machen. Aber Preetorius ift nicht einfeitig. er bevorzugt die Vielfeitigkeit in der Technik.
Die Münchener Kunfthandlung Zimmermann hat zuerft vor kaum drei Jahren verfchiedene Zeichnungen aus-gefiellt. die dem noch Zaghaften damals / abgenötigt werden mußten. Ein homo nouus erfuhr die Genugtuung. daß der Simpliziffimus eine Anzahl diefer Zeich-nungen kaufte.
Nach diefem erfien Debüt führte ihn kurz danach der junge Verlag Hans von Weber in die Buchkunfi ein.
Mit den Schattenriffen zu Ehamiffos ..Peter Schlemihl“ kam der erfke große Erfolg für Preetorius. der fein Bewußt-fein fiärkte. Bei diefer Gelegenheit muß man des fpeziellen Verdienfies Hans von Webers im Künfilergang Preetorius' ge-denken. Diefer gleicherweife tempera-mentvolle Mäcen hat es in der kurzen Zeit feiner Verlegertätigkeit verfianden. die künfilerifche Buchausftattung zu heben. er war aber auch wachfam. fo oft es fich darum handelte. feinem Verlage junge unbekannte Talente zuzuführen.
Die romantifche Phantafie in Eha-miffos Peter Schlemihl ftellte Preeto-rius' verwandter Begabung die erfebnte Aufgabe. Das zeichnerifche Problem ver-langte die richtige Verfchmelzung fchar-fen Jntellekts mit unbewußter Befchau-lichkeit. Preetorius projiziert hier gerne langgezogene Gefkalten in die Fläche. Den Raum. in dem fie fich bewegen. gibt er mit knappen. aber doch illufionsfiarken Andeutungen. Mit feinfter Erwägung wird jede groteske Übertreibung vermieden. Ein befonderes Wohlgefallen bietet des weiteren eine farbige Flächenwirkung. bei der immer das Weiß des Papieres mitzufprechen hat. Die Verteilung der Maffen vollzieht

fich nach einem Prinzip„ das den Iapanern abgelaufchß aber ganz fubjektio
verarbeitet worden ift. Wenn z. B. Peter mit den Siebenmeilenfiiefeln
den Rahmen fprengn fo gefchieht das aus innerer Notwendigkeit mit dem
bewußten Willen. einem phantafiifchen Motiv denintenfivfien Ausdruck zu ver-
leihen. Reiche und fympathifche Abwechflung bringen ferner kleinere fchwarze
Buchvignetten und Silhouetten in die Folge der großen bunten Bildfzenen.
Ganz anders kommt uns Preetoriush wenn er die Gefchichte von Triftan
und Ifolde zu Emil Luckas „Ifolde Weißhand" (Verlag S. Fifcherj Berlin)
illuftriert. Das Gedicht treibt die ihm eigene lyrifche Note an die Oberfläche.
Diesmal führt er mit zarter Senfibilität den Stift und gibt in leifen Kon-
turen ein mehr abftraktes Abbild deffenh was die Vorftellung von Triftan
und Ifoldens Liebesglück erhöhen wird. Er fetzt fich über den fchwächeren
Text Luckas hinweg.
Von diefem Intermezzo aus führte ihn bald Hans von Weber in die
Sphäre des Humors zurückj nämlich zu „Onkel Benjamin“ von Claude
Tillier. Das Buch liegt eben in einer neuen Verdeutfchung von Otto
Wolfskehl-Darmftadt vor (Verlag Hans von Wehen München). Wir
Deutfchen lieben das uns unfranzöfifch anmutende Buch mehr als die
Franzofen. Es hat von Deutfchland aus feine große Popularität erlangt.
Mit Onkel Benjamin erweitert fich das Gebiet des Zeichners. In der
Gefamtheit der Illufirationen finden wir nichts was objektiv unrichtig
gefehen wärej immer aber mifcht fich die objektive Art der Darftellung mit
ganz fubjektiver Empfindung für humorifiifche Motive. Gemeinhinverdunkeln
Zeitfiil und gefchichtliches Intereffe die individuelle Handfäjrift der minder
begabten Illuftratorenj die fich dann allzu fehr an beftimmte Vorlagen
zu halten fuchen. Wie häufig begegnen wir in jüngfter Zeit einem Rokokoj
das fich ftrikt an Ehodowiecki anlehnt. Selbfi ein fo geifivoller Künfiler
wie Th. Th. Heine verfchmäht es nichtj in feinen Paraphrafen zu Hebbels
Judith recht erborgte Beardsley-Akzente anzufchlagen. In den Schatten-
riffen zu Onkel Benjamin ift der Geift des fpäten Rokoko quafi auf unfer
modernes Empfindungsleben übertragen. Nach diefer Hinficht bedeuten
fpeziell die Porträtzeichnungen der im Roman auftretenden Perfönlich-
keiten etwas fchlechthin Meifterliches. Diefen Geftalten ift durch die be-
fondere charakteriftifche Art der Haltung die künfilerifche Phyfiognomie
verliehen - nicht in der Hauptfache durch das Koftüm oder durch äußerliche
Zugaben.>:Wie gefchmackvoll find diefe Porträts in den Rahmen gefielltz
wie unübertrefflich ift die Raumfüllung der Ovale angeordneh in allen
Punkten bis auf die Lettren der den Bildern beigegebenen Texte wird

:Mc- .NZZ-zr?,
&KAW &SWR-*.74* .-Z*-!ie.e.4'--“f&.-.W: x d
GMJGZ'WXÜRÖ ,
(NN _ 4
Emil Preetorius:
Ans : Claude Tiilier. „Mein Onkel Benjamin“
(Hyperion-Verlag Hans von Weber. Münden)
i.
Zum Auffaß von Alfred Mayer

harmonifche Einheitlichkeit herbeigeführt. Die landfchaftlichen Zutaten
find wiederum ganz aus einem inneren Geficht geformt; es ift ihnen ein
fchöpferifcher Eigenwille aufgeprägt. Nach den angeführten Leiftungen
ift Preetorius fehr fchnell eine der begehrteften Perfönlichkeiten im
Kunfk- und Buchverlag geworden.
Im Infel- Almanach 1910 finden wir eine Luftfchifferzeichnung7 in der
mit ftupendem Zeichnervermögen das Fliegen im Raume dargeftellt wird.
Diefe Reproduktion ift den Jlluftrationen entnommem die eben für den Jn-
felverlag von Preetorius zu des „Luftfchiffer Gianozzi Seebuch" von
Jean Paul vorbereitet werden, Auch der Münchener Verlag Georg
Müller beabfichtigt dem Künftler in allernächfter Zukunft verfchiedene
dankbare Aufgaben für fein Talent zu ftellen. Die köfilichen Blätter„ die Pree-
torius zum „gekihelten Askulap" des Herrn Felix Schlömp (Verlag Georg
Müller) geliefert hatjverdienten allerdings eine humorvollere Tertbegleitung,
Ein reiches Betätigungsfeld findet Preetorius in der von ihm ge-
pflegten Erlibriskunft. Die Wirkung des Exlibris i| auf Knappheit und
Intenfität gefiellt. Hinfichtlich des Inhalts wird eine fymbolifche Be-
ziehung zur Perfon des Eigentümers genügenj dem Bücherzeichen die
charakterifiifche Befonderheit zu geben. Ein literarifches Zuviel an Be-
ziehungen und Gedanken macht die notwendige einheitliche Geftaltung
unmöglich. In einem unlängfi erfchienenen Erlibriswerk Emil Pree-
torius' (Kunfiverlag H. Hohmamy Darmftadt 1909) wird man das eben
erwähnte Prinzip erkennenj womit der Künftler - nicht immer mit dem-
felben Gelingen - den befonderen intenfiven Ausdruck erzielt. Dem
Lefer kann leider nur eine Probej das Erlibris Otto Wallotz vorgeführt
werden. Der bienenfleißige Jurifij dem fichj über feine Akten gebeugtj
die Haare fchaudernd zu Berge ftellenj fiihrt als Palladium die Riefen-
federj die ragend den fchwarzen Hintergrund zackig durchfliegtj und bei
der der Charakter der Kielhaare köfilich getroffen ift. - Auf dem Exlibris-
gebiet wird von ihm mit Freude das Problem der Teufelsgefialt aufge-
griffen. Er gibt trefflich voneinander unterfchiedene Eharakteriftika indi-
vidueller Eingebungenj die in einer noch zu fchreibenden Ikonographie
„germanifcher Teufelsfraßen in der Kunfi‟ gewiß nicht fehlen follten.
Schließlich müffen die Plakate des Künftlers erwähnt werdem von
denen das jüngfie zu feiner eigenen Kollektivausfiellung im Münchener
Salon Brakl die Vorzüge feiner geiftreichen Zeichnung ebenfo fiark wie
den erquifiten Gefchmack für farbige Flächenfüllung zur Geltung kommen
läßt,
.'.'. XY“

Emil Preetorius Alfred Mayer
> Ausblicke nach allen Seiten und eine Fülle der Entwicklungsmög-
lichkeiten!
Mit Zuverficht wollen wir der weiteren Entfaltung feines Talentes
entgegenfehen. Die ftarken Anregungenj die ihm vom Farben-Holzfchnitt
Aus den Bildern zu Claude Tillier. „Mein Onkel Benjamin"
(Verlag von Hans o. Weber, München)
der Iapaner kamenj die unverkennbaren Eindrücke von Beardsleyj Wilke-
Bruno Paul und Paszin haben feine Unabhängigkeit nicht bgengt.
Seine kritifch gebildete Intelligenz wird feine frifche finnliche Auf-
nahmefähigkeit nicht unterdrücken. Wir haben Grundj es zu glauben.

Wilhelm Waeholdt:
Die mimifche Afymmetrie des Gefichts
L
Mit der Phyfiognomik verbindet der moderne Menfch im allgemeinen die Vorf'tellung einer myfiifchen Pfeudowiffenfchaft. die fich zur Pfychologie verhält wie etwa die Alchimie zur Ehemie oder die Aftrologie zur Aftronomie. Es fcheint. als ob L a v a t e r s naive und phantaftifche Interpretation des linearen Profilablaufes und feine überfpannten Frageftellungen an einem durchaus unzulänglichen Material die Phyfiognomik ein für allemal in Verruf gebracht haben.
Und doch befißt die Phyfiognomik - freilich nur als ein Zweig der angewandten Pfychologie - eine gewiffe praktifche Bedeutung. Da man von einer ..Soziologie der Sinne" fchon redet. könnte man fie vielleicht eine Verke'hrswiffenfchaft nennen. bilden ihren Gegenftand doch die durch den Sinn des Auges geleiteten Wechfelwirkungen zwifchen Menfäjen. Richter und Ärzte. Schaufpieler und Lehrer. kurz Perfonen. die berufsmäßig mit dem unmittelbaren finnlichen Verkehr von Menfch zu Menfchen zu arbeiten haben. bedienen fich eines meift fehr elementaren und für die jeweiligen Bedürfniffe gefammelten Schaßes an phyfiognomifch-mimifchen Erfahrungen. Der eventuelle Ruhen. den ein Vertrautfein mit den allgemeinen Prinzipien der phyfiognomifchen Gefichtsbildung und ihrer mimifchen .Handhabung für diefe Kreife haben kann. liegt in der Ausfchaltung von Fehlerquellen bei der phyfiognomifchen Beurteilung eines Menfchen. foweit fich diefe Fehler aus der Deutung genereller Merkmale als individueller ergeben, An pofitive Leiftungen der Phyfiognomik für die Erkenntnis der individuellen Charaktere. alfo an eine Eharakterologie. glauben wir nicht mehr,
In den Bereich anwendbarer phyfiognomifcher Erfahrungen gehört auch die Beobachtung einer mimifchen Afymmetrie des menfchlichen Gefichtes. auf die H a l l e r v o r d e n zuerft aufmerkfam gemacht hatl). Es handelt fiäj hierbei nicht um die altbekannte phyfiognomifch-anatomifche Verfchiedenheit der beiden Profilanfichten. um die Differenzen der rechten und der linken Seitenanficht. fondern um Unterfchiede in der Mimik. im Gebärdenfpiel und mimifchen Ausdruck der beiden Enface-Halbgefichter. Diefe Beobachtung ift nicht nur von Jntereffe für den Pfy-

l) Pfychiatrifch-Neurologifche Wochenfäjrift 1902 und 1906. und Deutfche Medizinifche Wochenfchrift 1902. Nr. Z1.

chiater. fondern vor allem auch für den Porträtmaler. der ja feinem
Modell gegeniiber vor der Wahl einer möglichft charakteriftifäjen Anficht
des Gefichtes fieht und nicht erft aus einer Kenntnis der individuellen
Seelenhaftigkeit des Darzuftellenden beraten werden darf. um deffen An-
fchaulichkeit für feine künftlerifchen Zwecke zu werten. Das Wiffen um
folche Dinge gibt dem Maler zwar nicht Material zu einer Deutung
des Charakters im ethifchen Sinne. - damit könnte er auch gar nichts
anfangen. - wohl aber macht es ihn aufmerkfam auf fichtbare und dar-
ftellbare Elemente von allgemeiner phyfiognomifcher Bedeutung.

I]

Hallervorden beobachtete eine verfäjiedene mimifche Handhabung
der beiden Gefichtshälften derart. daß die rechtsfeitigen Gefichter (rechts
und links vom Betrachteten aus) mehr apperzeptiven. tätig denkenden
oder verftändig wollenden. die linksfeitigen Gefichter mehr einen affek-
tiven. direktionslofen Charakter tragen. Befchränkt man die Beobach-
tung auf die Verfchiedenheiten im Augenausdruck. fo kommt man zu
der Unterfcheidung eines beobachtenden. eines träumenden und des dazwi-
fchen "tehenden ..tafienden" Blickes'). Durch photographifäje Verdoppe-
lung der einen Gefichtshälfte. d. h. durch Hinzufügung des Spiegelbildes
einer Gefichtshälfte zur gewöhnlichen Aufnahme diefer Hälfte. laffen fich
nun künftliche Gefichter herftellen. Zu dem ungeteilten Normalgeficht er-
hält man fo je ein ganzes rechtsfeitiges und ein ganzes linksfeitiges
Geficht. Drei derartige. natürlich im ftrengften Enface aufgenommene.
Photographien zeigen demnach nebeneinander die Mimik des gewöhnlichen
Gefichtes und ifoliert. aber gleichfam über ein Vollgeficht ausgebreitet.
den mimifchen Ausdruck der reäjten wie der linken Gefichtshälfte. Aus
der photographifch nachweisbaren Tatfache. daß bei linkshändigen
Menfchen der apperzeptive Ausdruck auf die linke Gefichtshälfte hinüber-
wandert. folgert Hallervorden: es befieht für die Mimik des Gefichtes eine
Linkshirnigkeit. ebenfo wie für Hand und Sprache.

lll

Mir fcheint nun: die ungleichmäßige mimifche Handhabung der
beiden Gefichtshälften läßt fich zurückführen auf die ungleichmäßige In-

1) Ohne Hallervordens Auffaß zu kennen. kam ich durch das
Studium der gemalten Selbftporträts zu einer Unterfcheidung von
..Blicktyp en“ in meiner „Kunft des Porträts“ (Leipzig. Ferd. Hirt
und Sohn. S. 355 ff.).

anfpruchnahme unferer beiden Augen im Leben. fo daß die mimifche Präponderanz des Auges allen anderen anfchaulichen Gefichtselementen gegenüber auch hierdurch beftätigt würde. Wir laffen - das ift eine allbekannte Erfahrung *- nicht gleichmäßig das rechte und das linke Auge am Fixieren. am Lefen und beim Schreiben teilnehmen. Das rechte Auge wird von der überwiegenden Mehrheit der Menfchen. der Bevorzugung der rechten Hand entfprechend. mehr gebraucht als das linke. So bildet fich das rechte Auge zum firierenden Auge aus. während das linke ihm fozufagen nur fekundiert. (Bis zu welchem Grade tat-fächlich das eine Auge mehr gebraucht wird als das andere. läßt fich an Schulkindern und Rekruten beobachten. von denen die rechtsfeitigeu nur mit großer Anftrengung oder überhaupt nicht das rechte. die links-feitigen nicht das linke Auge fchließen können. z. B. beim Zielen.)
Die phyfiognomifche Folgeerfcheinung diefer Tatfache ift: die be-weglichen. leicht verfchiebbaren und bildfamen Teile um das rechte Auge herum und die Stirnmuskeln über ihm werden ftärker angeftrengt als die entfprechenden Haut- und Muskelpartien links. Die ganze rechte Gefichtshälfte erhält allmählich einen mimifch anderen Charakter als die ganze linke -- und zwar. infolge der firierenden Tätigkeit des Auges. einen „apperzeptivem tätig denkenden oder verftändig wollenden". während ihr gegenüber das linke Halbgefiäft durch einen „direktions-lofen. träumerifchen und mehr paffiven" Ausdruck gekennzeichnet wird. Erweckt doch die Tätigkeit des Firierens f'tets den Eindruck höchfter feelifcher Aktivität. des willentlichen Ergreifens und Fefthaltens von Menfchen und Dingen. während fich dem Blicken ohne befiimmtes Blick-ziel der Eindruck des Vertieftfeins. der Träumerei und der gefühls-mäßigen Entrücktheit und Pafiivität verbindet. Bei linksfeitigen Menfchen. alfo bei folchen. die auch das linke Auge mehr anftrengen als das rechte. geht der Ausdruck von Willentlichkeit und Aktivität von der rechten Gefichtshälfte auf die linke über. richtiger: er haftet der linken an.
Diefe ungleichmäßige mimifche Betätigung beider Gefichtshälften wird noch durch folgende Umfiände unterftüßt: Jnfolge feiner ftärkeren Arbeitsleiftung dem linken Auge gegenüber zeigt das rechte vielfach eine leichte Kurzfichtigkeit. Diefe nötigt ihrerfeits nun wieder zu energifcherem Zufammenziehen der Augen- und Stirnmuskeln auf der rechten Gefichts-hälfte zum Zwecke des deutlichen Sehens. Ferner: bei fcharfem. an-geftrengtem Nachdenken. im geifiigen Fixieren eines Gedankens fozu-fagen. kontrahieren wir niäft gleichmäßig die Stirn- und Augenmuskeln

beider Gefiäytshälften- fondern analog unferer gewohnten Bevorzugung
des rechtem bezw. des linken Auges beim Fixieren eines Punktes in der
Außenwelt- fühlen wir die mimifchen Begleiterfcheinungen des Nach-
denkens mehr rechts oder mehr links. Augengebrauch und geiftige Arbeit
mit ihren Begleiterfcheinungen: typifchen Bewegungen- modellieren alfo
an den bildfamen Teilen der einen Gefichtshälfte ftärker als an denen
der anderem prägen meiftens dem rechten Halbgeficht den Charakter einer
Intelligenzfeite- gegenüber dem der linken als der Gefühlsfeite- auf. Die
erworbenen und bleibenden phyfiognomifrhen Merkmale einer folchen
ungleichen mimifehen Handhabung der Gefichtshälften beftehen in den
feinen Falten und Fältchen unter dem einen Auge und in den zugehörigen
Stirn- und Nafenwurzelpartien.
Wenn es alfo eine alte Porträtiftenerfahrung ift- daß Männer rechts.
Frauen links hübfcher find und infolgedefien bei der Wahl einer Anficht
für männliche Modelle die Drehung des Kopfes nach links- d. h, die
Betonung der rechten Gefichtshälfte, für Frauen die Drehung nach
rechts und damit die Präfentierung des linken Halbgefichtes bevorzugt
wird- fo erklärt fich diefe Praxis aus der - felbfiverftändlich gewordenen
- Gleichfeßung fpezififeh männlicher Schönheit mit geiftigem Dureh-
gearbeitetfein des Gefichts und der Gleichfeßung (harakteriftifch weib-
licher Schönheit mit dem Ausdruck des Gefühlsmäßig-Weichen und Un-
verarbeiteten. So akzentuiert durch Profilierung des Kopfes oder
durch die Licht- und Sehattenverteilung der Maler in Männerporträts
die faltenreichere Intelligenzfeite- in Frauenporträts die glattere Gefühls-
feite des Gefichtes, Es lohnt fick» der Frage nachzugehem ob die Scharf-
fichtigkeit und der phyfiognomifche Inftinkt guter Porträtiften oder
Photographen nicht etwa bei der Darfiellung geifiig arbeitender Frauen-
z. B. in Schriftftellerinnenporträts- die Drehung des Kopfes nach links
der Wendung nach rechts vorzieht?
Der Umftand- daß im Leben dem rechten Auge die größere Arbeits-
leiftung zufällt- weift freilich feinerfeits wieder auf eine Linkshirnigkeit
für das Auge- wie für die .Sande hin- fo daß das Problem am Ende nicht
gelöfi, fondern nur zurückgefchoben erfcheint. Unfere Betrachtung wollte
aber auch nur ein Zwifchenglied fein: die ungleichmäßige Inanfpruch-
nahme der Augen einfchalten zwifchen den mimifch differenten Aus-
dru> der beiden Gefiäftshälften und feine Quelle- die Lokalifation der
motorifchen Zentren in der Großhirnrinde.

Eugen Zabel:
Humor und Satire in der ruffifchen Lite-
ratur

Alerander Herzen. der große ruffifche Publizifi. deffen Memoiren
ein unerfahöpfliches Quellenwerk für die Gefchichte Rußlands bilden. und
der von London aus mit den dumpfen Klängen feiner „Glocke" gegen
die Petersburger Regierung und Beamtenwirtfchaft fo oft Sturm läutete.
meinte. daß die Literatur feines Vaterlandes ein Verzeichnis von Mär-
tyrern oder ein Regifier von Sträflingen aufweife. Ju der Tat hat der
Kampf gegen veraltete und unwürdige Zufiände unter den hochgefinnten
Männern. die ihr Volk aus dem geifiigen Schlaf aufrüttelten. eine er-
fchreckend große Zahl von Opfern verlangt. Von Püfchkin und Lärmontow
angefangen. die in jungen Jahren auf der Höhe ihres Ruhmes im Duell
fielen. bildet das dichterifche Schaffen. wie es auf flavifchem Boden zur
Entwicklung gekommen ift. bis zu Görki eine Arena mit leidenfchaftlichen
Kämpfen gegen die Hüter von Staat und Gefellfchaft. Überall galt es
Schranken einzureißen. die Licht und Luft abfperren. und Raum für
die Betätigung felbftändiger Perfönlichkeiten zu fchaffen. Das gibt der
ruffifchen Poefie jenen düftern und leidenfchaftlichen Grundzug. mit dem
fie fich an die Wirklichkeit unmittelbar anklammert. um fie neu zu ge-
fialten. und auch das Häßliche und Abfioßende unerfchrocken ans Licht zieht.
Aber die Medaille. die uns damit vorgehalten wird. hat auch ihre
Kehrfeite. und man follte fie nicht überfehen. wenn man von der jüngften
unter den Nationalliteraturen Europas einen richtigen Begriff bekommen
will. Man darf fich unfere öfilichen Nachbarn nicht im Zuftand beftändiger
Verzweiflung über ihr trauriges Los und zitternder Angft vor der ihnen
drohenden Strafe vorftellen. Jn ihrem kraftvollen Naturell wird Vieles
von dem. was uns troßlos erfcheint. durch einen angeborenen Humor
menfchlich wieder ausgeglichen. Die Volksweifen der Ruffen tragen
auch in ihrer Schwermut mehr den Charakter einer warmen. aus dem
Gemüt ftrömenden Sehnfucht. die dem Unvollkommenen und Ver-
gänglichen des Lebens entfpringt. als einer Leidenfchaft. die ungebändigt
um fich fchlägt und das Dafein unerträglich findet. In den Tanz- und

Hochzeitsliedern. die auf dem Land erklingen und in ihrem melodiöfen
Reize fo viel Erfrifchendes befißen. fchwingt fich die Volksfeele zu un-
gebundener Fröhlichkeit auf. als ob fie Leid und Sorge niemals kennen
gelernt hätte. Wer die zirpenden Klänge der Balalaika jemals vernommen
hat. jenes nationalen Mufikinfiruments der Ruffen. das dort in allen
Dörfern gefpielt wird. weiß. welche Fülle von Lebensfreude und Ubermut
in ihnen enthalten ift. Die Kapelle Andrejews. der in St. Petersburg
über eine trefflich gefchulte Künftlerfchar verfügt. erlebte mit Reäjt einen
wahren Triumphzug. als fie zum erfienmal in Deutfchland erfchien. Die
ruffifchen Sprichwörter find an drolliger Natürlichkeit und Bildlichkeit.
an fcharfem und kräftigem Mutterwilz fo reich. daß fie darin von keiner
anderen Nation übertroffen werden. Man muß den Ruffen beim Abfchluß
von Gefchäften beobachtet haben. wenn er feinen Kunden die Börfe er-
leichtern will oder wenn er feine Freunde und getreuen Nachbarn in
ihren Schwächen und Fehlern verfpottet. um zu wiffen. ein wie reiches
Maß von drolligem Ubermut ihm zuerteilt ift. der auch auf der Bühne
bei der Darfiellung volkstümlicher Typen zum Ausdruck kommt.
Die fogenannte Anklageliteratur hat wegen ihrer geiftigen Bedeutung
für die Ausländer die lachende Stimmung im ruffifchen Schrifttum meifi
übertönt. Aber die Lichter von Humor und Satire blinken dort in ver-
fchiedener Stärke und Farbenwirkung. bald in ruhigem Glanz. bald feltfam
flackernd. oft eng aneinandergerückt und dann wieder in größeren Abftänden
zwifchen den oft gerühmten Meifierwerken ernfken Inhalts auf und laffen
feltfam überrafchende Schattenbilder an uns vorbeiziehen. Diefe Komik
firömt einen ebenfo echten Erdgeruch aus wie die tragifche Verknüpfung
von Schuld und Sühne. die wir in den Romanen der großen Sitten-
fchilderer kennen lernen. Der Seelenzufiand. der fich alles Unbehagliche
im Dafein lachend abfchütteln möchte. erftreckt fich über ein weit ausge-
dehntes Gebiet von Schöpfungen jeglicher Art. von den fchnell ent-
ftehenden und vergehenden Einfällen der hauptfiädtifchen Witzblätter
durch dramatifche und novellifiifche Erzeugniffe. die eine leichte Hand
verraten. bis zu künftlerifchen Schöpfungen von bleibendem Wert. und
von harmlofem Spaß. der nur unterhalten will. bis zur graufamen Satire.
bei der das Lachen fafi wie eine Verwünfchung klingt. Die Märtyrer-
krone. die man der ruffifchen Literatur aufgefeßt hat. konnte nicht ver-
hindern. daß fich in ihr auch die Geißer des Frohfinns und Spottes regen
und die Schellenkappe ihre Glöckchen luftig ertönen läßt.
Sahon in der ruffifchen Sprache fprudelt ein fröhlicher Quell gefunden

Humors fowohl für die Kinder des Landes felbfij die fie mit der Mutter-
milch einfaugenj wie für die Fremdenj die fie fich erft mühfam aneignen.
Das hat auch Fürft Bismarck empfundenj als er 1859 in feiner Stellung
eines preußifchen Gefandten nach St. Petersburg kam und Ruffifch zu
lernen anfing. Er engagierte zu diefem Zweck einen jungen Studentenj
der zweimal in der Woche Dienstag und Freitag zehn Uhr des Morgens
bei ihm erfcheinen mußte. Bismarck fürchtete zuerft fich bei den vielen
Konfonanten und Zifchlauten die Zunge zu verrenken. Nachdem er aber
die erften Schwierigkeiten der Ausfprache und Grammatik überwunden
hatte- machte er mit feinem fiaunenswerten Gedächtnis fo überrafchende
Fortfchrittej daß er bald über einen großen Wortfchaß verfügte. Einmal
lief während des Unterrichts ein kleiner Bär-j den er auf der Jagd ge-
fangen hatte„ in dem großen Saal frei umherj was den Söhnen des
fpäteren Reichskanzlersj damals Knaben von elf und acht Jahrenj ein
befonderes Vergnügen machte. Der Lehrer fah fich aber ängftlich umj
weil er fürchtete- daß die Beftie ihm in die Waden beißen könnte. Bismarck
mußte über die Furchtfamkeit feines Lehrers herzlich lachem während er
die Novelle „Das adlige Neff“ von Turgenjewj die damals gerade er-
fchienen warj ins Deutfche überfeßte. Einmal lenkte er; als er zum Mittag
ins kaiferliche Schloß geladen war- durch feine Kenntnis der ruffifchen
Sprache fogar die Aufmerkfamkeit Aleranders ll. auf fich. „Verfiehen
Sie Ruffifch ?“ fragte ihn der Zar. Bismarck antwortete dreifi: „Ich
verfkehe es ein wenig„ Majeftätj wenn es nicht zu rafch gefprochen wird.“
„Lernen Sie diefe Sprache fchon lange ?" fuhr der Kaifer fort. „Erft
feit vier Monaten'Z entgegnete Bismarck auf ruffifch. Alerander ll.
äußerte fein Erfiaunen über dies fo ungewöhnliche Sprachtalent und
richtete einige fehr fchmeichelhafte Worte an Bismarck. Er fprach aller-
dings ruffifch nicht eigentlich geläufigj wie auch fpäter feine Reichstags-
reden keinen leichten Fluß zeigtenj weil er unter den vielen ihm zu-
fkrömenden Ideen und Worten die für den vorliegenden Fall paffenden
immer erft vorfichtig auswählte. Befonderen Spaß machte ihm die
vielfagende Bedeutung des Wortes „NitfchewälJ das eigentlich „Es
tut nichts!“ heißtj deffen Sinn aber auf die verfchiedenfie Weife je nach
dem Inhalt des Gefprächs ausgelegt werden kann und fowohl dem Aus-
druck des Bedauerns und der Entfchuldigung wie der Zufriedenheit und
Genugtuung entfpricht. Bei einem Jagdausflug hatte er fich verfpätet
und einen Schlitten gemietetz der ihn möglichfi fchnell zu feinem Gafi-
freunde bringen follte. Aber der Kutfcher kam ihm troß aller milden

und kräftigen Ermahnungenj die er an ihn richtetej nicht rafch genug
vorwärts. Auf die Fragej weshalb er denn nicht fchneller fahre und
ob er auch den richtigen Weg nicht verfehlej antwortete der Kutfcher
immer gelaffen: „Nitfchewöl“ Selbfi als er einen Puff in den Rücken
erhielt/ zuckte er nur entfagungsvoll mit den Schultern und murmelte
wieder „Nitfchewdi“. Plößlich machte er mit feinem Schlitten eine
zu kurze Wendung. Das Fuhrwerk neigte fich bedenklich zur Seite und
kippte endlich mit feinem erlauchten Paffagier umj der fchon damals
über zwei Zentner wog. Bismarck fiel mit dem Geficht in den Schnee.
Als er fich wieder erhob und ärgerlich zu fchimpfen anfingz fagte der
Kutfcherj nachdem er feinem Fahrgafi gemütlich den Pelz abgeklopft
hatte: „Nitfchewöj Herr- wir werden fchon irgendwo glücklich ankommen.“
Das Infirumentj deffen fich die ruffifche Sprache bedientej als fie
von den früheften Äußerungen der Volkspoefie zur Kunfidichtung über-
ging„ war recht eigentlich die Satire. An Stoff fehlte es wahrlich niafty
wenn man an die Ausländerei dachte„ die auf die heimifchen Sitten und
Gebräuche wie auf etwas Barbarifches hochmütig herabblickte und dafiir
die feierliche Würde der Römer oder den franzöfifchen Efprit mit feinen
Gedankenfprüngenj Formfpielereien und Verbindlichkeiten nachahmen
wollte. Man brauchte fich ja nur die Väter und Mütter zu betrachtenj
deren Verkehrtheiten und Eharakterfehler fich bei ihren Knaben und
Mädchen wiederholtem fo daß man an den Goethefchen Spruch erinnert
wurde: „Man könnte erzogene Kinder gebärenj wenn die Eltern er-
zogen wären.“ Der Aberglaubenj die Trägheit und Genußfucht in den
breiten Schichten der Gefellfchaft fowie die betrügerifchen Schliche der
Beamten gaben klugen Beobachtern und witzigen Köpfen Stoff genug
vergiftete Pfeile abzufchießen. Das Wort Satire ift aus dem lateinifchen
Satura abgeleitetj worunter die Römer urfpriinglich eine Schüffel mit
allerlei Früchtem wie fie bei Tifch herumgereicht wurdej verfianden.
Der Dichter Lueilius war der Er|e„ der diefe Bezeichnung auf die neucj
von ihm gefchaffene Gattung der Poefie anwendete. Im Ruffifchen
liegt für die Satire vielleicht ein paffender Vergleich in jener appetit-
anreizenden Vorfpeifez der Sakiäskm die man vor der eigentlichen Mahl-
zeit am Tifch fiehend genießtj dabei zuerfi mit einem Schnäpschen die
Lippen befeuchtet und den Magen anregtj dann mit der Gabel in die
Schüffel langtj um einen Löffel Kaviar-j ein Stückchen Fifch oder eine
gefüllte Pafiete zu erwifchen und fich dadurch in die richtige Verfaffung
oerfetztj mit der man bei einer Reihe von Gängen den Kampf mit Meffer

und Gabel erfolgreich durchführen kann. Wie jedes poetifche Säjaffen
muß auch die Satire einem unabweisbaren innern Drang entfprechen.
der nach Leben und Ausdruck ringt. Ein römifcher Meifter diefer Form.
Juvenalis. hat daher den Ausfpruch getan. es fei unter Umftänden fchwer.
keine Satire zu fchreiben.
Schon Peter der Große hatte den Plan zu einer Akademie der
Wiffenfchaften in feiner neuen Hauptfiadt entworfen. Aber erfk 1726.
ein halbes Jahr nach feinem Tode. wurde das Jnflitut eröffnet. Die
Männer. die auserwählt waren. Bildung und Gefchmack zu verfeinern.
konnten fich aber nur fchlecht miteinander vertragen. Jhre gelehrte
Würde fchlug nur zu oft in lächerliche Eitelkeit. ihr Wahrheitseifer in
kleinliche Rechthaberei. ihr Widerfpruch in ödes Gezänk um. Einzelne
von diefen gelehrten Perücken führten mit boshaften Epigrammen. ver-
leumderifchen Briefen und gefellfchaftlichem Klatfch jahrzehntelang er-
bitterte Kämpfe gegeneinander. Die Strafen. die fie dafiir ereilten.
waren oft recht empfindlich. berühren uns heut zu Tage aber auch un-
fagbar komifch. Das bekannte Sprichwort: ..Stetten 1e Kaese et
nous troueeres le “lat-tre“ - es fkammt von Napoleon her. der
gefagt haben foll: „801116762 l'epicierme et 70118 trouueres 1e
"future" - hatte damals noch feine volle Bedeutung. Wie konnte
es auch anders fein! Faft drei Jahrhunderte lang hatten die afiatifchen
Horden bis zur Stärke von einer halben Million Krieger die getrennten
ruffifchen Fiirfientümer mit den Hufen ihrer flinken Roffe zerfkampft.
die Bevölkerung. die fich ihnen zur Wehr felzte. erbarmungslos nieder-
gemehelt. die Befihenden tributpflichtig gemacht und die Befißlofen als
Sklaven fortgefchleppt. Die Nation. in der fich Ordnung und Kultur
herauszubilden begannen. wurde wieder in den Zufiand völliger Bar-
barei zurückgeworfen. Diefe Verwilderung fteckte felbft den Befken noch
immer im Blut. Es berührt gar nicht unwahrfcheinlich. wenn berichtet
wird. daß Peter der Große den als Lerikographen und Hiftoriker ver-
dienten Tatifchtfchew wegen einer beleidigenden Äußerung über die
Geifilichkeit zu einer gemeinen Prügelfkrafe verurteilt habe. Der große
Lomonöffow. der fich aus dem Sohn eines armen Fifchers im Gouver-
nement Archangelsk am nördlichen Eismeer zu einer Leuchte der Wiffen-
fchaft und Poefie für feine Zeit entwickelte und auf allen Gebieten an-
regend und vorbildlich wirkte. konnte fich nicht enthalten. bei einer Sitzung
der Profefforen ein ganzes Unwetter unflätiger Schimpfwörter über
feine Kollegen loszulaffen. An faftigen Kraftausdrücken ifi die ruffifche

Sprache reicher als irgend eine andere. Aber eine folche Blütenlefe
von Stachelgewächfen und Stinkpflanzen. wie fie der brave Lomonbffow
bei diefer Gelegenheit ausfireute. war denn doch unerhört. Er follte
wegen diefer Unanfiändigkeiten mit der Knute zur Befinnung gebracht
werden und wurde nur mit Rückficht auf feine literarifchen Verdienfie
vor folcher Entehrung bewahrt. Unter der Kaiferin Anna machte man
aber mit folchen Drohungen wirklich Ernfk. Der Reimkünftler und Sprach-
forfcher Tredjaköwsky. allerdings ein unglaublich gefchwollener Herr.
der aller Welt erzählte. daß er der größte ruffifche Dichter fei. wird von
dem Kabinettsminifier Wolinski wiederholt damit begrüßt. daß diefer
ihm links und rechts Ohrfeigen austeilt. Da diefe Schul- und Gaffen-
jungenbehandlung kein Ende nehmen will. geht Tredjakdwsky zu Biron.
dem allmächtigen Günfiling der Kaiferin. um fich über die ihm angetane
Schmach zu beklagen. Aber im Vorzimmer trifft er feinen Todfeind.
der den Zweck diefes Befuches fofort durchfchaut. Biron gerät in eine
fürchterliche Wut. winkt den Lakaien. läßt dem armen Kerl ohne weiteres
die Kleider vom Leibe reißen und ihm fiebzig Stockfchläge auf den bloßen
Rücken austeilen. Man denke fich bei uns einen Mann wie Alerander
von Humboldt oder Helmholtz in ähnlicher Lage. Die ruffifchen Sitten
jener Zeit verwandelten fich felbfi in Satiren auf das übertünchte Ta-
tarentum.

Die erfie wirklich moderne Erfcheinung. welche die ruffifche Literatur
aufzuweifen hat. war merkwürdigerweife kein Mann. fondern eine Frau.
keine Ruffin. fondern eine Deutfche und. um den Fall noch feltfamer zu
gefialten. keine Schriftfiellerin von Beruf. fondern eine große Herrfcherin.
deren Gefchicklichkeit bei der Führung der Feder uns nicht weniger Be-
wunderung abnötigt. als ihr majefiätifches Auftreten mit Zepter
und Krone. Es war Katharina ll.. jene geniale Herrfcherin. deren
Bild uns in immer neuer Beleuchtung erfcheint. je häufiger wir fie
betrachten.

Beobachten wir fie einige Augenblicke an einem Wintermorgen in
St. Petersburg! Auf den Straßen lagert eine fo tiefe Dunkelheit. daß
die Umriffe der Häufer und Plätze. der Kirchen und Kapellen. die Ufer
der Newa und die ftarre Eisfläche. die den Fluß bedeckt. zu einem un-
unterbrochenen düfieren Schleier zufammenfließen. Die nordifche Pal-
myra. wie man die Refidenz der großen Katharina genannt hat. liegt
noch in tiefem Schlaf. Auch in den kaiferlichen Gemächern des Winter-
palais regt fich noch kein Laut mit Ausnahme der Uhr. die auf dem Kamin

Udiil/LKZil
,.-
(/-f
Werne-cx
F2

ihres Arbeitszimmers tickt und deren Klöppel gerade fechsmal an das filberne Glöckchen fchlägt,

Da raufcht es geheimnisvoll auf dem Korridor. Ein Frou-Frou von duftigen Gewändern! In der Tür erfcheint eine nicht große„ aber troßdem fiattlich wirkende Frau in einer Morgentoilette, die ihre zur Üppigkeit neigende Figur in reifen Jahren noch immer anmutigj beweglich und reizvoll erfcheinen läßt. Ihr wundervolles blondes Haarj ihre großen leuchtenden Augenj die fchönen Partien um Hals und Nacken machen das allerliebfie Lächelnx das ihre frifchen Lippen umfpielß nur noch verführerifcher. Sie greift nach dem Klingelzugj um die fäumigen Diener an ihre Pflicht zu erinnern, Aber fie wartet umfonft - es kommt niemand, Sie muß fich die Kerzen auf ihrem Schreibtifch felbft anzünden. Auf dem Thermometer vor ihrem Fenfter liefi fie zwanzig Grad Kälte. Brrr! Sie fchüttelt fich fröfielnd und reibt fich nervös die Hände, Da fich im Vorzimmer noch immer niemand meldetj hockt fie felbft vor dem Kamin nieder und wirft einige Kloben Holz auf die von gefiern noch nicht völlig erlofchene Glut.

Dann nimmt fie vor dem Tifch„ der mit allerlei Papieren bedeckt ifij Plaß und beginnt den Gänfekiel zu großen charakterifiifchen Schrift-zügen über die Bogen rafcheln zu laffen. Sie unterzeichnet nicht mehr mit ihrem deutfchen Mädchennamen Friederike oder Fiekchem wie fie von ihrer Mutter als kleine unbedeutende Prinzeffin von Anhalt-Zerbft oft zurechtgewiefen und gefcholten wurdej fondern als ruffifche Kaiferin Iekaterina mit Schriftzügenj die fafi eine halbe Seite einnehmen und von denen der Anfangsbuchftabe fo lang ifi wie der Griff ihres mit Gold und Diamanten befeßten Zepters. Sie fchreibt fo fchnelh daß ihr die Sätze aus der Feder zu fpringen fcheinenj fireichtj was ihr im Ausdruck nicht gefälltj und eilt dann um fo mehr„ das Feuerwerk von Gedanken-das fich in ihrem Kopf entzündet hat„ feftzuhalten. Sie muß fchreibenp wenn fie ein Blatt Papier vor fich fiehtj man möchte fagen aus einem angeborenen Triebex wie ein Huhn kratzen muß. Ihre Ideen zergehen förmlich zu Tintej und fie hört nicht eher aufj als bis ihr die Finger fieif werden und der verfchlafene Kammerdiener ihr vorfichtig das Frühftück auf den Tifch f'tellty um fchnell wieder zu verfchwinden,

Die Kaiferin blättert in den Briefen ihrer Parifer Freundej des großen Voltairej des einflußreichften Schriftfiellers„ des Dichters und Philofophen der Aufklärungj der vierzehn Jahre mit ihr in Korrefpondenz fieht„ und deffen Briefe von ihr ebenfo wißigj fchlagfertig und originell

beantwortet werden. Sie denkt an Diderot- den berühmten Enzyklo-
pädifiem der ihr treuer Berater in allen literarifchen und künfilerifäzen
Angelegenheiten war„ den fie großmiitig unterfiüßte und der ihr dafür
in St. Petersburg feinen Dank periönlich abgefiattet hatte. Sie erinnert
[ich des Bai-ons Melchior Grimm- der in Bewunderung fiir fie zerfloß
und darüber kiagh daß er an der Nordminervenkrankheih an der Ka-
tharinenfucht und ähnlichen Zufiänden der Vergötterung leide. Dabei
konnte fie einen Mann wie Nöwikow- der fich als Herausgeber fatirifcher
Wochenfchriftem Verlegen Drucker und Freimaurer um die Volks-
bildung in ihrem Lande große Verdienfie erworben hatf nur weil er
dabei [einen eigenen Weg gingh wie einen fchweren Verbrecher auf die
Fefiung Schlüfielburg [chicken. Dem Armfien iollte die Satire- fofern fie
fich gegen Hochfiehende richtetex zu brennendem Feuer werden und feine
Haft erfi mit dem Tode Katharinas ihr Ende erreichen.
Während es draußen allmählich zu tagen beginnt- will die Kaiferin
noch fchnell ein Kapitel ihrer Memoiren beendigen und der Nachwelt
darin erzählen- wie fie als kleinex arme- fortwährend gefcholtene und
zurückgefetzte Prinzeifin von dem kleinen deutfchen Fürftenhof an den
Zarenthron nach Rußland kam und fich zur Herricherin über ein Reich
emporiahwang„ das iich von der Ofifee bis zum öfilichen Sibirien er:
fireckte. Sie kann das Lächeln nicht unterdrücken- wenn fie daran denkt-
wie fie ihre ganze Umgebung verfpottete und hinters Licht führtex vor
allem ihren albernen Gemahh den fpäteren Kaifer Peter lll.- den fie
in ein klug gefponnenes Reh hineinlo>te„ bis [ich die arme Fliege darin
zu Tode zappelte.
Und was hat fie außerdem alles zuiammen gefchriebeni Ihre Luft-
fpiele find durchaus dramatifierte Satirenx mit denen fie die Vorurteile
ihres Volkes bekämpfte und ihre Untertanen mit den Ideen der Auf-
klärung bekannt machte. Ganz befonders hatte fie den internationalen
Schwindler Cagliofiro aufs Korn genommene der iich in die höchßen
Kreife von ganz Europa Eingang zu verfchaffen wußte und ein Liebling
der arifiokratifchen Kreife- befonders der Damenwelt wurde. Wie trocken7
blutleer und langweilig ericheinen neben dieien Komödien der Kaiferin
die Satiren eines Kantemiß die mit ihren fieifen Versfüßen auf den
Spuren Iuvenals und Boileaus im richtigen Kamelfchritt einhertrotten,
Iwan Turgenjew erzählt einmal vom Fefi des höchfien Wefens„ wo
alle Tugenden anwefend waren und zwei von ihnen. Wohltätigkeit und
Dankbarkeitx die [ich bisher nie kennen gelernt hattenx zum erfienmal

einander vorgefiellt wurden. Zu diefem Tugendfeft dürfte die große
Kaiferin wegen ihrer Liebeshändel allerdings keine Einladung erhalten
haben. Aber in der Literaturgefchichte ihres Landes leuchtet ihr Name
ebenfo hell. wie in der Weltgefchichte.
Unter ihrer Herrfahaft gelang es einem Autor. deffen Vorfahren
von deutfcher Herkunft waren. die in der Luft fchwirrende Mifchung
von falfcher Bildung. Heuchelei und Bosheit aufzufangen und daraus
den Stoff zu zwei Luftfpielen zu formen. die für ihre Zeit von großer
Bedeutung waren und in St. Petersburg gerade fo belacht wurden.
wie die Stücke Holbergs in Dänemark und Molieres in Frankreich. Von
Wifin war ein frühreifer Knabe. der fpäter auf der Univerfität und im
Verkehr mit den Theaterleuten all die Dummheiten gründlich findierte.
die er auf die Bühne brachte. Nachdem er fich durch eine Staatsanftellung
und feine Verheiratung mit einer reichen Witwe von den Alltagsforgen
frei gemacht hatte. zog er den Figuren. die er in franzöfifchen und deutfchen
Stücken vorfand. neue Kleider an. fo daß die Zufchauer darin ruffifche
Originale zu fehen glaubten. Jn feinem ..Brigadier“ (1766) fiellt er
eine Anzahl luftiger Perfonen auf die Beine. einen alten Haudegen.
der früher vor der Front Püffe und Grobheiten ausgeteilt hat und nun
zu Haufe poltert und fchimpft. um feine Treuherzigkeit und Vaterlands-
liebe zu beweifen. einen unleidlichen Zierbengel von Sohn. der mit den
Geckereien und Redewendungen der Parifer Pflaftertreter wie ein fiol-
zierender Pfau ein Rad fchlägt. eine einfältige Mutter. einen fchein-
heiligen betrügerifchen Beamten und deffen puhfüchtige und leichtfinnige
Frau. Nach der Aufführung feines zweiten Stückes ..Der Land-
junker“. worin ein unerzogener verhätfchelter Junge fich um eine
reiche Partie betrogen fieht und feine Mutter froh ihrer Affenliebe
heczlos zurückfiößt. fagte Fürfi Potjomkin zu ihm: ..Jeht ftirb oder
fchreib nichts mehrl“.
Daneben fuchten andre Dramatiker ihrer Zeit den Hohlfpiegel der
Satire vorzuhalten und fich in nationale Stoffe zu vertiefen. J. B. Knef hnin.
im Leben ein feiner und ftiller Kopf. der fich von den gelehrten Prahlhänfen
feiner Zeit angenehm unterfchied. fchlug als Luftfpieldichter Wege ein.
die fpäter einen Größeren auf die Höhe der Kunft führen follten. Die
Hauptfigur in der Komödie „Der Renommift‟ fpielt die Rolle eines ftein-
reichen Grafen und benuht die Gutherzigkeit anderer. um fich die Tafchen
zu füllen. Während fein Diener ihm in unerhörten Schwindeleien nach-
eifert. fieht er im Begriff eine glänzende Partie zu machen. bis die Polizei

dem gefährlichen Treiben diefer Burfchen ein Ende macht. Den dank-
barften Stoff bot den Bühnendichtern aber das ruffifche Gerichtsverfahren
mit feinen Tafchenfpielerkunfiftücken. bei denen die Begriffe von Reaht
und Unrecht hin- und herjongliert wurden. je nachdem entweder der Kläger
oder der Beklagte die Rubel reichlicher rollen ließ. Diefe Zuftände fuchte
Kapnift in einem Luftfpiel „Plackereien“ (1798) fatirifch aufzudecken. wobei
er bei der Behandlung diefes Themas eine fo fchneidige Rückfichtslofigkeit
an .den Tag legte. daß das Stück nach einigen Vorftellungen verboten
wurde. Die Perfonen. die im Dienft der blinden Themis ftehen.
werden geradezu als Judaffe. Verräter der Wahrheit und richtige Diebe
hingeftellt. Köfilich ift ein Vers. der einem Prokurator in den Mund ge-
legt wird. Die Treffficherheit diefer Zeilen läßt fich im Deutfchen nur
fchwer wiedergeben:

..Greif' hübfch zu und lern' vom Leben.
Was fich alles greifen läßt.
Sind dir Hände nicht gegeben?
Greife zu und halte feft!“

Die Satire fpielt auch in dem Wirken Alexander Pufchkins. den man
den ..Vater der ruffifchen Poefie“ genannt hat. eine wichtige Rolle. von
den biffigen Epigrammen angefangen. die er als Schüler des kaiferlichen
Lyzeums in Zarskbje Sfelä verfaßte. bis zu feinem Versepos ..Eugen
Onjegin“. Die Gegenfäße zwifchen dem raffinierten Genußleben der
Großftadt und der fchlichten Befchaulichkeit auf dem Lande. zwifahen taten-
lofer Verlebtheit und leidenfchaftlichem Wirkungsdrang treten darin in
fcharfer Beleuchtung einander gegenüber. bis Liebe und Freundfchaft
durch kalte Selbftfucht zerftört werden und auf der Trümmerftätte nur noch
Platz für wehmutsvolle Entfagung bleibt. Der Held. ein verwöhnter. vor-
nehmer und felbftgefälliger Lebemann. verfcherzt fein Glück. indem er die
Neigung eines jungen. holdfeligen Mädchens hochmütig zurückweift. die
ihm ihre Liebe in einem Brief zu erkennen gibt und in ihrer vertrauens-
vollen Unfchuld zu den reizvollften Geftalten der ruffifchen Literatur gehört.
Er reizt und kränkt feinen Freund. den von deutfcher Romantik erfüllten
Lenski. durch leichtfertigen Spott und tötet ihn im Duell. Er findet die
von ihm verfchmähte Tatjana fpäter wieder als verheiratete Frau. die
ihm ihre Zuneigung zwar bewahrt hat. aber fein leidenfchaftliches Ver-
langen dennoch befonnen zurückweifi und ihm die ganze Schwere feines
Verlufies erft jetzt zum Bewußtfein bringt. Pufchkin entrollt in diefem

'Kab- l: Hum -r 1-. Saure in der mit'filibe" WENN"
B:rl' zeigt-.7m ein fruit-,ch gli-Nile'öcb T-..d irc-.er Zeit und fie-ll der idealen
*F tt des .Küxfilcrs une Daher? di.- oe.- profäfche Wirklichkeit in einer
e .typhe vor' e-ni.hr.cid.n'rer Eh» rfe gegenüber. worin er fpricht:
..Von diefer Welt *.-on *T wen. Laffen.
t',.ert-.1-.flicher Gerechtigkeit.
:In Uniform gefickt-c "iii-:m
A-:t*oüchfe jeder Sihlerhugkeit.
Spione. frömmelnder Koi-:teen
Und Sklaven. fiolz cut' ihr-- Kitten.
In diefer Welt der .Wu-tz ,7.7.
Des Lugs. des Trage. der Bücherei.
Vecf-hmiyztheit. Rohxit. 'Teig-were.
filatfchfucht. Verleutulnmg 'winrar -
' In diefem Tugendgrab. v o r. l.
.Das Lafter kommt zu :kmh-n an.“ (Zh-le -
_"n diefem Sumpf. ir. welchem wir
'.lno._Freunde. alle with-,en hier.“
Schluß folgt
"FM" ._F -* F x_
1N* 23T

RudolfLennhoff:
Hufeland

Am 1. Februar 1910 feiert die ..Hufelandifche Gefellfchaft" in Berlin das Feft ihres hundertjährigen Befiehens. Als ,.medizinifch-chirurgifche" Gefellfchaft trat fie 1810 ins Leben. fie wurde ein Sammelz punkt der Berliner Ärzte und der medizinifchen Gelehrten im Anfang des vorigen Jahrhunderts. 1833. aus Anlaß des fünfzigjährigen Doktor-jubiläums ihres Begründers. legte ihr König Friedrich Wilhelm ll). den Namen ..Hufelandifche Gefellfchaft“ bei. Neben der faft zur felben Zeit gegründeten ..Gefellfchaft für Natur- und Heilkunde" hat fie filil lebensfrifch erhalten. Dank der Leitung durch den 1908 geflorbenen Oskar Liebreich und ihren jetzigen Vorfißenden Brieger. kann fie mit Stolz ihre Hundertjahrfeier in einer Periode neuer Blüte begehen.

Die Jahrhundertfeier der Gefellfchaft wird der medizinifchen Preffc willkommene Gelegenheit geben. den Ärzten unferer Zeit das Bild eines ihrer Großen und eines ihrer Befien aus der Gefchichte vor Augen zu führen, .Hufelands Name gilt aber nicht nur in dem Kreife feiner engeren Fachgenofien. er gehört der Allgemeinheit. Denn wie felten einer aus der Jahrtaufende alten Gefchichte der Medizin hat es Hufeland verftan-den. feine Sprache dem Volke vernehmlich zu machen. das Volk von dem Nutten feiner Gefundheitsregeln zu überzeugen. Hufelands ..Makro-biotik". ..Die Kunft das menfchliche Leben zu verlängern". erfchien lu erfier Auflage im Jahre 1796. Als zwei Jahre fpäter die zweite Auf-lage herausgekommen war. folgten kurz hintereinander Überfeßungen ins Englifche. Franzöfifche. Jtalienifche. Spanifche. Polnifche. Schwediichs Nuffifche. Serbifche. es folgten immer neue. fogar ins Chinefifche. Es ift ein Zeichen für die Lebenskraft diefes Buches. daß es in neuen Aus-gaben noch jetzt im Buchhandel erfcheint. Wenige Worte aus der Vor-rede geben uns ein Bild des Mannes und des Geiftes. aus dem heraus er das Buch gefchrieben: ..Phyfifche und moralifche Gefundheit find genau fo verwandt. wie Leib und Seele.“ ..Wäre ich doch fo glücklich. "bill bloß die Menfchen gefünder und länger lebend. fondern auch durch das Beftreben dazu. beffer und fittlicher zu machen."

Rudolf Lennhoff': Hufeland
Wir leben wieder in einer Zeit, in der man fich der Bedeutung einer geregelten Gefundheitspflege bewußt geworden ift. Wie Pilze fäfießen die Gefundheitsbücher aus der Erde; faft jeden Monat werden wir mit einem neuen „Syftem" beglüät. Man lächeln wenn man zuni Vergleiäf die Kapitelüberfchriften von Hufelands Makrobiotik lieft:
„Verkürzungsmittel des Lebens : Die fchwärhliehe
Erziehung; Ausfchweifungen in der Liebe - Verfihwendung der Zeugungskraft - Onanie; fowohl phyfifche als moralifche; (ibermäßige Anfkrengung der Seelenkräfte; Krankheiten - deren unvernünftige Behandlung _ gewaltfame Todesarten - Trieb zum Selbftmord; Unreine Luft - das Zufammenwohnen der Menfchen in großen Städten; Unmäßigkeit im Effen und Trinken - die raffinierte Koäfkunfi - geiftige Getränke; Lebensverkürzende Seelenftimmungen und Leidenfchaften - üble Laune - allzugroße Gefäfäftigkeit; Furcht vor dem Tode; Müßiggang - Unthätigkeit - Lange Weile; überfpannte Einbildungskraft -- Krankheitseinbildung -- Empfindeley; Gifte; fowohl phyfifche als contagiöfe; das Alter - frühzeitige Jnoculation desfelben. V e r l ä n g e - r u n g s m i tt el d e s L e b e n s: Gute phyfifäfe Herkunft; Vernünftige phyfifche Erziehung; Thätige und arbeitfame Jugend; Enthaltfamkeit von dem Genuß der phyfifchen Liebe in der Jugend und außer der Ehe; Glücklicher Eheftand; der Schlaf; Körperliche Bewegung; Genuß der freyen Luft - mäßige Temperatur der Wärme; Das Land- und Gartenleben; Reifen; Reinliehkeit und Hautkultur -- über die linnene und flanellene Bekleidung; Gute Diät und Mäßigkeit im Effen und Trinken - Erhaltung der Zähne; Ruhe der Seele - Zufriedenheit - Lebensverlängernde Seelenftimmungen und Befchäftigungen; Wahrheit des Karacters; Angenehme und mäßig getroffene Sinnes- und Gefiihlsreize; Verhütung und vernünftige Behandlung der Krankheiten - gehöriger Gebrauch der Medizin und des Arztes - Haus- und Reifeapotheke; Rettung in fchnellen Todesgefahren; Das Alter und feine gehörige Behandlung; Kultur der geiftigen und körperlichen Kräfte. -"
Ehrifiian Wilhelm Hufeland war am 12, Augufi 1762 zu Langenfalza geboren; wo fein Vater ein vielbefchäftigter Arzt war, Zu gleiäfer Zeit wirkte der Großvater als Leibarzt des herzoglichen Haufes in Weimar, Als Ehriftian Wilhelm drei Jahre alt war, erhielt der Vater die Stelle des Leibarztes bei der regierenden Herzogin Amalie; die frühe überfiedelung nach Weimar wurde fiir die Entwicklung des Knaben entfcheidend. Die Erziehung war f'treng. Doch in feiner Selbfibiographie; die er. faft fieb-

Zigjährig- als Vermächtnis für feine Kinder gefthriebem „fitzend auf meinem fchönen Landhaufe im Thiergarten bei Berlin‟ - fie ift erft 1863 von))1*. Göfchen herausgegeben worden - gedenkt er mit Dankbarkeit der Strenge feines Hauslehrers Reftel, der vielen Kenntniffe und des fireng religiöfen Sinnesf der Früchte diefer Erziehung. Früh regte fich in ihm die Luft zum Schreibenf mit zwölf Jahren gab er für feine drei Tanten das „Angenehme Wochenblatt" heraus- gegen Vorausbezahlung von zwei Taler jährliäff mit einem felbftverfaßten oder aus anderen Büchern abgefchriebenen Auffaß, Familien- und Stadtneuigkeiten und felbfigefertigten Zeichnungen; dem Sechzehnjährigen fchrieb ein Lehrer an den Rand eines Auffatzes- daß er einft ein Schriftfteller werden wiirde, 1776 kam Goethe nach Weimar. Der f'iebenundzwanzigjährige feurige „Herr Doktor“ brachte eine wunderbare Revolution in diefem Orte hervor- „der bisher ziemlich philifkerhaft gewefen war und nun plötzlich genialifch wurde". Alles kam aus den Fugenf auch die Erziehungsmethodenf befonders in dem Steinfchen Haufef in dem der Knabe viel verkehrte, aber Hilfelands Lehrer Refiel „hielt Stand und ließ fich nicht irre führen“. Den ftärkfien Eindruck auf Hufeland maäften in jener Zeit die Predigten Herder-s.

Im Jahre 1780 wurde die Univerfität Jena bezogen. Es war eine tolle Zeit. Der Ton unter den Studierenden war iiber alle Maßen roh. liederlich und ausgelafienx Kommerfef Saufgelagef Schlägereien waren an der Tagesordnung. Deshalb fchickte ihn der Vater im nächfien Jahre nach Göttingen- wo ernft und fleißig gearbeitet wurde. .Hier übten vor allem Männer wie Lichtenberg Auguft Gottlob Richter. Blumenbach entfcheidenden und nachhaltigen Einfluß auf den jungen Studenten der Medizin aus. Im Sommer 17.83 wurde er zum Doktor promoviert. fofort reifte der Einundzwanzigiährige nach Weimar- um den faft erblindeten Vater in der Praxis zu unterftiißen. Nun begannen alle fehweren Mühfale. aber auch die einzigartigen Freuden des vielbefchäftigten Kleinfladtarztes. der zudem weithin über Land gerufen wird. „So bin ich beffer zum Praktikus gebildet worden. als wenn ich alle Länder und alle Hofpitäler Europas durchreift wäre.“

Der Vater ftarb- dem jungen Ärzte lag die Verantwortung für feine fünf Gefchwifter ob. Er ftand zwifchen fiinf und fechs Uhr morgens auf und widmete die Zeit bis 8 Uhr der Wiffenfchaft und dem Schreiben, Diefe Gewohnheit hielt er beif alles- was er in feinem fpäteren Leben gefchriebem gefchah in den frühen Morgenftunden. Der Tag war den Kran-

ken gewidmet. dann mußte er noch felbft die Arzneien zubereiten. der Abend
gehörte der Familie und der Gefelligkeit. Diefe pflegte er im Verkehr
mit Wieland. Herder. Goethe. Schiller. und da er zugleiäj deren Arzt war.
fo war er fo glücklich. ..fie fo noch viel genauer kennen zu lernen". Schon
damals entfaltete Hufeland eine reiche wiffenfchaftliche Tätigkeit. zugleich
im Jntereffe der öffentlichen Gefundheitspflege. Er fehte die Errichtung
eines fiädtifchen Leiihenhaufes durch. trat für Jfolierung der Pocken-
kranken ein und trieb wirkfame Propaganda für die damals ganz neue
Pockenimpfung. Mit Leidenfäjaft und Schärfe und wirkensvoll bekämpfte
er den von Wien über Paris nach Deutfchland überwuchernden Mesme-
rismus. Jeden Freitag hielt Goethe eine Gefellfchaft gebildeter Men.
fehen beiderlei Gefchleohts. ..eine Art von Akademie. wo nach der Reihe
jeder etwas zur Unterhaltung vortrug“. Schon damals befchäftigte
fich Hufeland mit feiner Makrobiotik und brachte feine Gedanken zu
Papier. Als eines Freitags die Reihe an ihn kam. las er ein Fragment
aus feinen Studien vor. in Gegenwart des Herzogs. Gleich nachher
fagte diefer zu Goethe: ..Der Hufeland paßt zu einem Profeffor. ich
will ihn nach Jena verfehen.“
Von 1793 bis 1801 war Hufeland klinifcher Lehrer in Jena. Ju
diefen Jahren gab er zahlreiche Bücher und Säjriften heraus. begrün-
dete das ..Journal der praktifchen Heilkunde" und die ..Bibliothek der
praktifäjen Arzneikunde und Wundarzneikunfi". feine Vorlefungen waren
von achtzig bis hundert Zuhörern befucht. fein Ruf als Lehrer und For-
fcher drang durch die Welt. naäjeinander erhielt er Berufungen nach
Kiel. Leipzig. nach Rußland als Leibarzt vom Kaifer Paul. nach Pavia.
Er fchlug fie alle aus. Dann begannen für ihn eine Reihe von Miß-
helligkeiten. Durchkältet und durchnäßt von einem Krankenbefuch kam
er abends nach Haufe. fand dort das foeben herausgekommene Gedicht von
Goethe ..Hermann und Dorothea". las es fofort von Anfang bis zu Ende.
am anderen Morgen war fein rechtes Auge erblindet; auch die äußeren
Verhältniffe verfchlechterten fich. da nahm er den Ruf nach Berlin
an als Leibarzt. Direktor des Kollegium Medikum und erfter Arzt der
Charite. Nun fand er einen neuen und breiten Wirkungskreis. Er
wirkte reformierend auf das preußifche Medizinalwefen. leitete eine
Krankenfiation mit Hunderten von Betten. hatte eine umfangreiche Pri-
vatpraris und genoß das unbedingte Vertrauen der königlichen Familie.
Er begleitete fie in der fchweren Zeit nach Königsberg und Memel und
betreute die fäjwerkranke Königin Luife auf der Leidensfahrt. Jn den

Jahren 1808 und 1809 hatte er in Königsberg regen Anteil an den
Arbeiten von Stein. Altenftein und Wilhelm v. Humboldt. ..Für die Uni-
verfität darf ich mir wohl das Verdienft zufchreiben. bei der Frage: wo
fie errichtet werden follte? wefentlich dazu beigetragen zu haben. daß für
Berlin entfäjieden wurde."
An der neuen Univerfität in Berlin war Hufeland der erfte medi-
zinifche Profeffor. der erfte medizinifche Dekan; eine Reihe von Einrich-
tungen. die noch heute beftehen. fo die medizinifche Poliklinik. find ihm zu
danken, Unermüdlich war er als Arzt. Schriftfieller und in humanitärer
Betätigung. Von feinen vielen Schriften befißen ein großes hiftorifches
Jntereffe feine Pathogenie. fein Buch über die Skrofelkrank-
heit und das über die Heilquellen Deutfchlands. Für alle
Zeiten ift fein Name mit den von ihm errichteten Unterftüßungs-
kaffen verknüpft. Als Gelehrter war er Eklektiker. der das Gute nahm.
wo er es fand oder zu finden glaubte. Gewiß traf auch er nicht immer das
Richtige und verteidigte Lehren. die längft überholt find. oder verhielt fich
ablehnend gegen Neuerungen. wie Auskultation und Perkuffion. ohne
die fchon feit langer Zeit eine ärztliche Tätigkeit nicht mehr gedaäjt wer-
den kann. Das brachte ihn wohl in manchen wiffenfchaftlichen Streit.
verminderte aber nicht die Liebe und Verehrung. die ihm von allen Seiten
entgegengebracht wurde. Uns liegt hierfür ein leuchtendes Zeugnis
vor. ..Hufelands Stammbuch. enthaltend 3200 Fac.-Similia. welches im
Jahre 1833 bei Gelegenheit des Hufelandfchen Jubiläums die ihm gra-
tulierenden Prinzen. Staatsmänner. Profefforen. Ärzte etc. etc. gezeichnet
haben." Ein Folioband. 1834 bei Augufi Hifchwald erfchienen. mit den
llnterfchriften des Kronprinzen. fpätern Königs Friedrich Wilhelm [7..
des fpätern Kaifers Wilhelm l.. des Prinzen Karl. der Minifter Alten-
ftein. Humboldt. etc.. aller Großen der Wiffenfchaft und von Ärzten aus
Stadt und Land.
In hohem Alter fchrieb Hufeland noch fein Vermächtnis an die
Ärzte „Lnebeirjäion meflieum oder Anleitung zur medicinifchen
Praxis. Vermächtnis einer fünfzigjährigen Erfahrung“. Der ganze Er-
trag war für die Hufelandfche Stiftung beftimmt. das Werk war in
kürzefter Zeit vergriffen. mit Verbefferungen und Zufäßen fchrieb er eine
zweite Auflage. Acht Tage fpäter. am 25. Auguft 1836 war er ver-
fchieden.

Paul Barchan:
Die Gefchichte eines Zahnes

Nachdem ich ein halbes Jahr lang meinen Mund. meine Kiefer.
meine Nerven mit himmlifcher Geduld und höllifcher Todesverachtung
meinem Zahnarzt preisgegeben. und als meine Leidenszeit zu Ende ging.
erklärte mir diefer junge. blonde. blöde Künftler. während er fauäjend
und pruftend eine leßte Mundunterfuchung unternahm. da fäße noäj fo
ein Zahn. der noch rechtzeitig gerettet werden könnte. ..Nanul wo?"
..Da. hier.‟ klopfte er dem untern Ende des Infiruments.
Jch zeigte offen und ehrlich meine unangenehme Überrafchung und
begann nach dem tückifchen Zahn zu fuchen; zuerft mit der Zunge. dann
mit meinem fpißen Nagel und zuleht mit einer Stecknadel; ich konnte
jedoch niäjts entdecken. Der Mann aber fiand da und klopfte mit feinem
Jnftrument beleidigt und ungeduldig gegen feinen goldnen Ring. ..Nun?"
fragte er nur.
Da wußte ich fchon. daß ich meinem Schickfal nicht entgehen werde.
und verfeßte. indem ich mich mit übertriebener hilflofer Bereitfchaft in
feinen Prunkfeffel zurückwarf:
,.Na. denn los!“
Während er nun feine Bohrmafchine heranzieht und aus einem
fchmalen Fache allerlei Bohrer zufammenfucht. grüble ich nach. womit
ich diefen Menfchen ärgern könnte. Als erftes befäjließe ich. den Mund
nur halb zu öffnen. dann feße ich hinzu:
..Jch habe fchon elektrifche Bohrmafchinen gefehen; da braucht man
nicht zu treten.“
..Ja. aber die haben fich als unpraktifch erwiefen." pariert er.
..Aber vom vielen Treten kann man doch Plattfüße bekommen."
..Das bekommen aber nur folche. die Veranlagung dazu haben.“
verfeßte er kühl.
..Die Zahnärzte bei uns . . .“ beginne ich. doch er läßt mich nicht
ausfprechen und fteckt mir das Spiegelchen mit einer Borergefte in den
Mund. wobei er das Ding mir boshaft gegen das Zahnfleifch drü>t.
Der Bohrer gleitet mehrere Male aus. dann aber hat er Poften gefaßt
und fchneidet fich mit einer hämifchen Erbitterung in meinen guten. lieben

Zahn hinein. Ich habe das Gefühl. als wäre eine Schneidemühle in
meinem Munde errichtet.
..So machen Sie doch den Mund auf." fagt er immer wieder. wäh-
rend ich als Antwort krächze. und drückt refolut mit dem Spiegelchen
den Unterkiefer zurüä.
Drei Tage lang bohrte er fo herum. und als er am vierten Tage
mitten im fchönften Bohren war. begann der Zahn. fobald er eine gewiffe
Stelle erreichte. zu fchmerzen. Und der Schmerz wurde immer heftiger. fo-
bald er nur die Stelle berührte. Ich riß ihm die Hand aus meinem Munde.
..Teufel. Sie find mir ja an den Nerv herangekommen.‟
..Reim das kann nicht fein; hier ift nicht der Nerv."
..Aber erlauben Sie. das fühle ich doch. wenn es fo rafend fchmerzt.“
..Reim das fcheint Ihnen nur fo." und er fieckt mir den Finger in
den Mund. Wütend heiße ich hinein. Sol Wir bli>en uns eine Weile
fchweigend und feindfelig an. Dann bückt er fich und beginnt am impo-
fanten Fuße des prunkvollen Marterftuhles zu drehen und zu drücken. Ich
fühle mich rückwärts fchweben. Ich beuge mich zu ihm hinüber und brumme:
*..Da unten habe ich keine Schmerzen. Aber der Nerv wird bald
draufgehen.“
Er richtet fich auf c ..So. jest werden wir beffer fehen.‟ Er bohrt
weiter. Der Schmerz wird immer flechender.
Endlich verkündet er wie ein Scharfrichter nach vollftrecktem Urteil:
..Der Nerv ift bloßgelegt." Dann fügte er. wie einlenkend. hinzu: ..Ja.
fonft würde fie) bei Ihnen Pulpit bilden.‟ „Sol Pulpit?‟ ,.Ia.
die Pulpa liegt bei Ihnen . . .“
Doch ich unterbreche ihn mit verächtlichem Haß: ..Dann werden Sie
mir alfo jeßt den Nerv töten?"
..Ja. wir müffen ihn vitalifieren." fagt er gewichtig belehrend.
..Daum bitte. aber nicht mit Arfenik."
..Ja. aber mit etwas anderem geht es nicht." verfeßt er in einem
Tone. wie ein Kellner. der verkündet. daß die betreffende Speife nicht
mehr zu haben ift.
,.Doch.‟ beharre ich eigenfinnig. ..Arfenik vertrage ich nicht.
Machen Sie es mit Kobalt."
..Kobalt ift dasfelbe.“ fagt er unverfroren. Jch firiere ihn einen
Augenblick und befchließe: diefer Mann hat feinen Beruf verfehlt. er hätte
als Frau zur Welt kommen müffen. Es ifk klar. er hat keinen Kobalt.

Ich ergebe mich in mein Schickfal und lege mich in den Seffel zurück.
der jest eher einer Ehaifelongue gleicht.
..Ich werde auch Kokain hineintun.“ fest er befchwichtigend hinzu.
doch in einem Tone. als vertraue er mir das Geheimnis eines wichtigen
Zauber-mittels an,
Nun werde ich wieder wütend. ich bäume mich auf und werfe ihm
verächtlich hin: ..Ach was. das verliert ja bald die Wirkung.“
..Tja.“ verfeht er nur. fchon ganz entnüchternd. und er träufelt mir
die Gifte in meinen Kiefer,
Ich erhebe mich im höchfien Mißmut und murre: ..Und iiberhaupt
der Zahn war ja ganz gefund."
..Ja. aber er würde fehr bald . . verfeht er wieder im Kellner-
ton. doch bevor er zu Ende gefprochen. bin ich draußen.
K ' Ii'
Ein kleines urwinziges Wichtelmännchen kroch aus meiner Weften-
tafche. holte unter feinem kaffeefarbenem Rocke einen hämifch grinfenden.
nackten Pfropfenzieher hervor. und im Handumdrehen fchwang er fich zu
mir empor. zu meinem Kopf. zu meinem Kiefer. und bohrte das böfe. böfe
Ding in meinen obern Backzahn. gerade in jenen Zahn hinein. Ich griff
verzweifelt nach der Backe. doch es war zu fpät. Er hielt für einen Augen-
blick inne. dann zog er daran. ob das Ding auch fefi fiße. nun drehte er
es noch einmal um. Es ftach bis in die Ohren. es zerrte in den Schläfen.
Und nun begann ein rafendes Turnen. Er fchwang fich hoch. daß das
Gerät knackftez Bauchwelle auf Bauchwelle. wie verrückt; Kniewelleu.
als wäre es ein Propeller. bei voller Arbeit. Verdammter Hampelmann.
halt ftill. oder ich erwürge dich! Nein? Liebes. liebes Heinzelmännchen.
ich will mich hübfch ruhig aufs Sofa legen. ich will mich auch nicht
rühren. laffen Sie nur ab. Nein? Ringsumher auf allen Zähnen
ftehen kleine. ur-urwinzige Wichtelmännchen und halten fich die ur-urwin-
zigen Wichtelbäuchlein vor Lachen. Der Anführer hat nun mit der einen
Hand den Pfropfenzieher ergriffen und beginnt fich wie toll im Kreife
zu drehen. indem er mit den Füßlein jedesmal gegen meine Zähne ftößt.
um fich in Schwung zu halten.
Oh. wenn doch jetzt Eilly käme] Wenn fie wie durch ein Wunder
plötzlich hier wärei Sie ift blond und lieb. und warm ift fie wie ein frifch
gefchlachtetes. gerupftes Huhn. Ich würde meinen armen Kopf ihr in
den Schoß legen. das würde mir wohltun. Zahnfchmerzen find ihr

ebenfo poetifch wie die Schwindfucht. Oh. ihr üppiges. blondes Haar!
Und dann würde ich. wenn ich mich in ihr Vertrauen eingelullt. fie heim-
tüctifch ins Bein hineinbeißen!
Nein. fie kommt nicht! Zum Troß gefchieht dies Wunder nicht.
Die Eilly ift auch gemein und perfid. Durchgepeitfcht zu werden verdient
fie. Das würde mir in meiner jetzigen Lage wohltun.
Ich beginne die Flüche meiner Mutterfpraäje zu fluchenz alle For-
meln zifche ich hervor. Wenn doch jeßt jemand hereinkäme. mit eine blöde
Frage ftellte. daß ich ihm den Briefbefihwerer an den Kopf werfen kann;
ihn einfach niederknallen wie einen tollen Hund. ihm fo ein blutriefelndes
Loch mitten in die Bruft hineinfchießenl Nun liege ich einen Augenblick
ganz ruhig. beiße die Zähne zufammen. fpanne all meine Nerven an. fuche
mich ftarr zu machen. Ich fühle. wie meine Augen klein werden. ich kann
die Gegenftände nm mich herum nicht deutlich fehen. alles erfcheint dunkler.
grau. braun. und kleine. flimmernde. fich erweiternde. nahende und inein-
ander überfließende Kreife jagen. hafien vor meinen heißen. gequälten
Augen dahin. Ich kralle mich in das Kiffen hinein. wälze den Kopf
gegen das Polfier und fchlage mit der Faufi gegen die Wand.
Dann fpringe ich auf. nehme eine große Stecknadel und ziehe die
paar Klümpchen Watte aus dem Zahn. Dann fpüle ich den Mund mit
warmem Waffer. und dann tränke ich ein anderes Klümpchen Watte mit
Eau de Cologne und ftecke es in den Zahn,
Ich öffne die Augen weit. und das geht fehr gut; jeßt erfcheint alles
viel heller und deutlicher. die wirbelnden Kreife find verfchwunden. Die
eifernen Finger. die die Knochen im Munde umklammert hielten und daran
wie rafend zerrten. laffen nach. löfen fich. Ein Gefühl des unendlichen.
rührenden Wohltuns ftrömt durch die gepeinigte Kopfhälfte und ver-
pflanzt fich nach dem Herzen. 'Hier beginnt eine merkwürdige Freude.
eine junge. zuverfichtliche Freude zu hüpfen. zu rumoren. Ich empfinde
eine befondere Leichtigkeit und Elaftizität in allen Gliedern. im Herzen.
im Kopfe. ich möchte hinaus unter Menfchen. weiß Gott wen umarmen.
Unfinn treiben. mich produzieren.
Die Erinnerung an die Schmerzen ift fchon verlöfcht. und ich glaube
nicht mehr an fie.
tt- . .
Ein paar Wochen find vergangen. mehr. glaube ich. waren es nicht.
an meinen bloßgelegten Nerv habe ich gar nicht mehr gedacht. er ifi
wohl den Weg alles Irdifchen gegangen.

Da begann mir aber der Zahn unbehaglieh zu werden. und ich fuchte wieder meinen Zahnarzt auf. Er unterfuchte; machte ein bedenkliches Geficht; brummte was von Perioftit und begann zu bohren.
Nun begann ein Kurieren des Zahnes; das einige Monate dauerte.
Er bohrte; fiihrte mit feinen; watteumwickelten biegfamen Nadeln ab- wechfelnd Jod und Karbol hinein; manchmal pfropfte er den Zahn mit kollodiumdurchtränkter Watte zu; manchmal mit Guttapercha; und wenn der Zahn zu rumoren begann. über feine Ufer trat; herauswuchs; was fehr fchmerzhaft war; dann ließ er ihn iiberhaupt offen.
Inzwifchen kam der Zahnärztekongreß; und bei meinem Zahnarzt fiellten fich Symptome von Größenwahn ein. Jeden Tag wollte er ein neues Mittel an meinem Zahn probieren; am meiften jedoch hat er es auf die Nefektion abgefehen; iäf aber wollte von diefem anarchiftifchen Ver- fahren nichts wiffen. Dies war nunmehr der einzige Punkt; wo ich zu widerfprechen wagte. Im übrigen erdriickte er mich durch ein Heer von neuen Autoritäten und von neuen Bezeichnungen. Jedesmal ging ich von ihm mit einem neuen Gift im Zahn und einem ganzen Stoß Brofchüren; Flugfchriften und Reklamekarten.
Eines Tages aber fkeckte er mir Formalin in den Zahn; ganz fimples Formalin und pfropfte ihn mit Guttapercha zu; und das follte meinem vielgeprüften Zahn den Kopf koften.
Der Unglüekliche begann fich ungemütlich zu fühlen; fehwoll hoch heraus; daß ich den Mund kaum fehließen konnte - und ich wälzte mich wieder in fürchterlichem Schmerz auf dem Sofa, Ic() hatte nur einen Wunfch; die ftählerne Zange tief eingreifend auf der Wurzel meines niederträchtigen Zahnes zu fühlen; der zufammen mit dem gepeinigten Kieferknochen krathend herausfliegen follte,
Eine ganze fchlaflofe Nacht dauerte diefe Tortur; und am nächfken Morgen rannte ich zu meinem Zahnarzt7 den ich in Gedanken jeßt als meinen Wohltäter pries; mit fliegenden Hoffnungen eilte ich zu ihm.
Doch fchon auf der Treppe war es mir; als ob der Schmerz nach- ließe; und ich wurde fchwankend in meinem Entfchluß. Da fagte ich mir; daß nur Bangigkeit und Herzklopfen den Säfmerz betäubten; und ich klingelte refolut und ungeduldig.
„Sie müffen mir den Zahn ziehem“ platzte ich heraus; um mir Mut zu machen.
„So, So ?" fagte er gedehnt; während er fich umftändlith die Hände wufch. „Alfo extrahieren wollen Sie ihn?" und er begann mit feinem

kühlenden. frifch gewafehenen Finger den Zahn und das Zahnfleifch zu
befühlen.
..Nun ja. das tft fchließlich jetzt das Radikalfte.“ fagte ich kleinlaut.
während ich irgendwo eine Hoffnung auftauchen fühlte. das fürchterliche
Zahnziehen könnte umgangen werden. und der Mann da werde den
Schmerz wegpuften.
..Tja." meinte er achfelzuciend. ..hätten Sie fich nur rechtzeitig zu
einer Nefektion verftanden."
..Alfo. dann ziehen Sie ihn." fagte ich ungeduldig aufatmend.
..Aber anäfthefieren Sie ihn."
,.Na. dann wollen mir alfo zur Extraktion fchreiten.“ befchloß er.
nachdem er mir noch einmal pruftend die höllif>)e Stelle in meinem
Munde unterfucht hatte.
,.Schreiten Sie. ich bleibe fißen.‟ fagte ich aufgeräumt. um in eine
forglofe Stimmung hineinzukommen. um meine Furchtlofigkeit zu doku-
mentieren.
Doch mein Witz macht auf ihn nicht den geringften Eindruck. Er
wendet fich mit einer etwas gleichgültig abweifenden. doeh wichtigen Miene
dem gläfernen Inftrumentenfchranke zu. dem er einige faubere. vernickelte
Zangen entnimmt und fie prüfend in den Händen fpielen läßt mit einem
Ausdru>. als wäre er ganz allein im Zimmer. Jäf fehe mit entfeßten
Augen. indem ich die Finger in die Polfterlehne des Seffels kralle. diefe
Marterwerkzeuge an und begreife. daß in diefem Manne da die blinde.
graufame Technikergier des Chirurgen entbrannnt ift. Und es über-
kommt mich ein wütiges Verlangen. in jede Hand je folch eine Zange zn
packen. damit meinen Peiniger an den Zähnen zu faffen und ihn fo durch
die Straßen wie einen Sack zu fchleifen.
Jeßt hat er eine Zange gewählt und legt fie auf das Drehtifthchen
vor mich hin. Und nun ift all mein Mut dahin. eine unfägliäfe Angft
ergreift mich. Mir ift. als hätte ich einen Borerfchlag auf das Herz be-
kommen. daß es nach allen Seiten zerfließt und eine klaffende Leere in
der Mitte zurückläßt; im Zwerchfell fühle ich es pochen und drücken.
ganz oben in der Kehle rumoren und in den Nacken auffteigen. fo daß
ich den Kopf rückwärts biege. gegen den Kragen fiemme. um es zurück-
zuhalten, Eine befehämende Furäft hat von mir Befiß ergriffen. hat mich
aufgelöft. ich beherrfche nicht mehr meine Gedanken. meine Sprache. ich
rede Unfinn. mache mich rettungslos lächerlich. gebe mich diefem meinem
Feinde preis. ermahne ihn. daß es nicht fäfmerzt. frage ihn immer wieder.

ob er auch fo ficher wäre. daß das Anäfkhefieren helfen werde. fagte ihm
immer wieder. daß ich fo entfelzliche Angfk habe. Doch er verfichert
ruhig und fachlich. daß ich nichts fühlen werde. ich merke aber wohl.
daß er mich nicht mehr voll nimmt. nicht mehr ernft nimmt. daß ich über-
haupt für ihn nicht mehr ein Menfch bin. nicht mehr ich. ein ihm Gleicher.
fondern nur noch ein Meerfchweinchen. ein Kaninchen. ein paar Frofch-
fchenkel. Ich nehme mich zufammen und fage mir. daß es nicht die Angft
vor dem Schmerz ift. fondern eine ataviftifche Furcht vor dem Eindrin-
gen eines fremden Körpers. diefer Metallzange da. an deren Zweckmäßig-
keit mein jetzt losgelöfkes tierifches Wefen nicht glaubt. Umfonft. ich
fühle nur. wie bleirh. wie entfeßt. wie feige ich bin.
Jnzwifchen hat er eine kleine Phiole hervorgeholt. Tropfen abgezählt.
eine feine Spritze zurechtgemacht. Einen Augenblick durchzuckt mich noch
ein Gedanke: foll ich nicht auffiehen und weglaufen: oder hätte ich mich
die ganze Zeit diefem Menfchen gegenüber nicht wie ein dummer Junge
benommen. hätte ich ihn nicht immer wieder zu ärgern gefucht. wäre viel-
leicht jest alles anders gekommen.
Er fchreitet auf mich mit der Speise zu wie mit einer geladenen
Piftole. Und in diefem Augenblick erftarrt in mir alles. ich werde gefaßt
ob der Unentrinnbarkeit. Er f'ticht ein paarmal zu allen Seiten des
Zahnes hinein. wartet einen Augenblick. und nun felzt er die Zange an.
..Krrackk. knackk". der Kopf fcheint in Stücke zu gehen. ich kreifche, Er
nimmt die Zange heraus.
..Nun?“ ftöhne ich.
..Ich habe erft die Zahnwurzeln getrennt.“
..Aber es fchmerzt ja entfeßlich?“
„Tja." fagt er nur; und noch zweimal gehn Kiefer und Kopf in
Stücke und i>j kreifche,
Endlich liegen zwei abfcheuliche blutige Knochenftummel vor mir.
und ich fpringe auf:
..Aber das Anäfihefieren hat doch nichts geholfen!‟
..Ja. das kommt vor. Das ift folch eine Veranlagung bei Ihnen.“
fagt er gutmütig. doch verfchmiht lächelnd.
..Und nun fchmerzt es ja noch entfehlicher." ftöhnte er.
..Ja." fagt er belehrend. ..Das ift die Folge des Anäftheflerens. das
ift immer fo."
Und ich gehe.

Rund
Der Sieg des Kaufmanns
Die unrühmliche Vorgefäjichte
des deutfäf-portugiefifäjen Han-
delsvertrags hat wieder einmal ge-
zeigt. in welche Sackgaffe eine vor-
ausfeßungslofe Diplomatie. die
ftolz der kaufmännifchen Feffeln fich
entrafft hat. unfere Wirtfchaft
drängen könnte. Und nun erft
Kiel! Freilich. bei der Kritik der
Werftbetriebe i| man gegen das
Reichsmarineamt. das .m7 nun allen
Ernftes mit der doppelten Buch-
führung zu befreunden gedenkt.
deshalb ungerecht gewefen. weil
man tat. als wäre in allen anderen
Verwaltungsbezirken die Kunfi.
jeden anvertrauten Wert bis aufs
letzte Körnchen fruchtbar zu ma-
chen. fchon gang und gäbe. Die
firenge Gewiffenhaftigkeit des deut-
fchen Beamtentums in Ehren. aber
fo manche fchmerzliche Erfahrung
der letzten Zeit hat von neuem daran
erinnert. wieviel es noch vom peak.
tifchen Leben jenfeits des großen
Tinteufiroms zu lernen hat. Mehr
Kaufleute und weniger Bureaukra-
ten in die Verwaltung! Dies Ver-
langen wird nicht fo bald ver-
ftummen.
Hier die warnenden Exempel.
drüben ein erfreuliches Gegenbei-
fpiel. Es fieht ein Kaufmann
auf wichtigem. verantwortlichem
Pofien. und er hat fich gerade jetzt
vor aller Augen bewährt. Herr
Dernburg hat in diefen Tagen einen
parlamentarifchen Sieg erkämpft.
wie er fchon lange keinem Verwe-
ichau
fer der deutfchen Kolonien befehle-
den war. Die Budgetkommiffion
des Reichstags hat feine Erfolge
kräftig bejaht und ift iiber die An-
klagepetitionen feiner Widerfacher
einftimmig zur Tagesordnung iiber-
gegangen. Das war kein fo län'
mender. aber doch ein nicht gerin-
gerer Triumph als damals. da
Bernhard ll. von Bernhard l. ins
Feuer gefchickt wurde. unter den
fiürmifchen Beifall der Galerien
gegen die Nebenregierung des
Zentrums losdonnerte und mit der
ganzen Wolluft des Operateurs die
Eiterbeule auffkach. Das Gelegen-
heitsgefchöpf_ hat den klugen Schöp-
fer Bülow überdauert und fich

fchnell der neuen Konjunktur ange-
paßt. Damals von Herrn Röhren
als Jobber befchimpft. heute von
Herrn Erzberger am lauteften be-
glückwünfcht, Zugleich im hellften
Glanz kaiferlicher Gunft. beneidel
von all den Exzellenzen. die nicht
wenig die Nafe rümpften. als der
verwogene Bankdirektor. dem dx!
Darmfiädter Boden unter den Fu'
ßen brannte. fich in den Direktor-
feffel des Kolonialprinzen warf. um
gleich darauf als felbftherrlichcr
Staatsfekretär aufzuftehen.
Was er in kurzer Zeit geleilißt
hat. ifi wirklich refpektabel. D1'
eigenen Einnahmen der Säfußgc-
biete haben fich im Jahre 1907 in
Vergleich zum Jahre 1906 um mehr
als 30 Prozent vermehrt. für 1909
berechnet er eine Steigerung um
beinahe 50 Prozent. wobei allet-
dings die ungeahnten Diamanten-

„LQ-:UNCS :ZKM-
OCZSJZLZW ..LTI -
W
“FN-..QZTFZVS .
„OLYLMNZoKxZc-N „
W
„.
Ü 1- - :1
|K_|"*k.'

R
'Tic Ing des Knnfni-i-.ixs
ll U d
Die unrijhn.iiche "Liorgejaiicbce
des deutfcii-portäigiefiächcn Han-
deisverrrags hat wieder einma! ge-
zeigte in nelcbe Eacfgaife eine vor-
ausjeeungslofe Diplomatie. die
flclz der kanfinännk'jchen Fefiein fi>'
entrafft hate :miete Wirtfchafr
drängen Bonner. Und nnn erfi
Kiel! Freiliay bei der Kritik der
Werf'betrie'oe -ifi man gegen dad
Reiehe'marineanih das fich nnn aüen
Ernfies rnit der doppelten Buch-
fxiZ-ri'ng zu befreunden gedenk*7
deshalb Unger-echt gcwefem weil
man tar, als wäre in alien anderen
Verwaitniiaßbezirkcn die Kunfi-
jeden anvertrauten Wert bis aufs
[ee-'e Mancher. fruchtbar zu nia-
(Hein fchon gang und gaLe, Die
wengi- Geniflenhaftigkeit des dem-
iäx-.n Beamte *if-urn! in Ehre-n aber
ie. manche ?enn-erzliine Erfahrung
der lecken Zeit daf von neuem daran
rei-„sern wieviel es noch vom prakf*
rei-im'. Leben jenieits des großen
'T'nxe-.-kr..rno *.n 'ern-n hat. Mehr
,ii-..47 :*3 und weniger Bureaukra-
ten er. die Verieaixm-gi Dies Ver-
jangcn w'cd nicht fo baid ver-
ftir-nine::
Hier die warnenden Exempel-
drüben ein erfreuliehes Gegenbei-
fpiel. Es fieht ein Kaufmann
anf wichtigen verantwortlichen!
Pofien- nnd er hat fich gerade jeizt
ver aller Augen bewahrt. Herr
D rr'bk'rg hat in dieien Tagen einen
72:.-10 n..1e.rii>ien Sieg erkämpft-
--ie er -.;-.-n !ange keinem Verwe-
fchau
ic.- *der dx-iitirhen .Kolonien definie-
den war. Die Budgetkommiiiien
des Rei-Nstags hat feine Erfolge
kräftig dei-Ihe und ifi über die An-
klagexe-itic-nen feiner Wider-(arbei-
eini-i-:inng zur Tagesordnung iiber-
gegangen„ Das war kein fo (är, "
mender, aber doch ein nieht gerin-
gerer Triumph als damals», da
Bernhard ll. von Bernhard l, ins
Feuer gefchicrr wurde- unter dei-:i
fiiirmiiehen Beifafl der Galerien
g-*gen die Nebenregierung des
Zentrum..i losdonnerte und mit der
ganzen Wollnft des Operateur-s die
Sirerdeule anffiach. Das Geleaen
heike-gefchöpf hat den klugen Schöp-

fer Bülow überdanerr und fich
fan-el] der neuen Konjunktur ange-
raßt. Damals von Herrn Rohren
als Iokber beiehirnpft- heute von
„Herrn Erzberger am lauteften be-
giiärkwünfcbt, Zugleich im hell-ken
(Manz kaiferlieher Guni'r- beneile!
von al! d'en Exzellenzen- die rei-:7*
wenig die Naje rümpftem als der
verwogene Bankdiyekroh dem rer
Darmfcädtee Boden unter den F)-
ßen brannte- fich in den Direk.or-
feflel des Kolonialprinien wat-fe um
gleieh darauf als ielbfiherrlicb-r
Staatsfekretär aufznftehen.
Was er in kurzer Zeit geleifiet
hay ift wirklich rejpektabel. Die
eigenen Einnahmen der Sch-rac-
biete haben fich im Jahre 190." im
Vergleich zum Jahre 1906 um mehr
als 30 Prozent vermehrtf für 4*'09
berechnet er eine Steigerung .*1“
beinahe 50 Prozente wobei alle-.-
dings die ungeahnten Diamanten»
je.

- .uns ..c-.6 k.:- *PSV
?ETFs-ZIS â€žLADY O
?KN-?ZS
â€žOLNDLWYÃ„NZZEW Â»RWE

z-
t'.
KieÃŸKzxl a..
. , Q â€ž,
. CZZND
.
WIR

Rundfcbau
funde eine erhebliche Rolle fpielen. Gerade diefe funkelnde Überrafchung fand in dem fchlagfertigen Kaufmann. während alle andern noch verwirrt und geblendet waren. fchnell ihren Meif'ter. Über Dernburgs gefamte Kolonialwirtfchaft ein abfchließendes Urteil abzugeben. dazu ift die Stunde noäj nicht da. Späte Frucht- und Menfchenernten werden erft für oder gegen ihn zu zeugen haben.

Aber es war ein Segen für das Reich. daß im Jahre 1908. als ein aus britifchem Gebiet eingewanderter Schwarzer die erften zauberifchen Steinchen (die meif'ten bisher find nur einkaratig. alfo zwei Gramm fchwer. aber von reinftem Glanz) aus dem füdafrikanifchen Sand fifchte und bald darauf das Häuflein Weißer. das fich in redlicher Arbeit oder auch abenteuernd an der Küfke tummelt. in plötzlicher Schasgräberwut über die weiten Felder hinftob. überall zu fchürfen. zu fieben. zu wafchen begann und der jähe Bereicherungsraufch alle Sinne umnebelte. in Berlin oben ein Mann faß. der folchen Taumel oft erlebt hatte. der gewohnt war. im kreifchenden. fuchtelnden Börfentumult den -Kopf niäjt zu verlieren und gerade in den Tagen leidenfchaftlichfter Bewegung kaltblütig feine Entfchlüffe zu faffen.

Nur kurze Zeit konnte in Lüderihbucht der Gründungsfchwindel toben. nur einmal das „Salzen“ des Sandes mit mitgebrachten Riverftones auch die Behörden hineinlegen. Dernburg erkannte. daß in diefem fiebernden Getriebe nicht bedächtige Allerweltsgerechtigkeit. fondern blihfchnelles Eingreifen einer fef'ten Hand nottat. Es galt. die Zerfplitterung und ein dilettantifches Verfchleudern der über Nacht vom Kolonialhimmel gefallenen Werte. neues Einniften fremden. zumal britifchen Kapitals zu hindern und dem Fiskus des Scljuhgebiets wie dem Heimatland reichen Anteil an der gleißenden Beute zu fichern, Ohne eine Dofis Tyrannei konnte man mit dem difziplinlofen und'- wie fich bald wieder beftätigen follte - krakeel-

fiichtigen Schwarm der neuen Berg-
herren nicht fertig werden. Man-
ches Recht mag dabei zertreten.
manches Unrecht in den goldbr-
fchlagenen Sattel gehoben worden
fein. und na>jträgliche Korrekturen
find ficherliäj noch notwendig. Aber
zu langem Parlamentieren. zu pe-
dantifcher Unterfuchung aller pa-
pierenen Scheine war keine Zeit.
Jeder Tag des Zanderns mußte die
Verwirrung mehren.
Vor einem Jahr haben die
Reichstagsfkeptiker die erf'ten Dia-
mantenbotfchaften vernommen.
Heute ifi das Wichtigfte erreicht.
Das Vor-dringen ausländifchen Ka-
pitals ift eingedämmt. Eine preis-
verderbende Konkurrenz ifk unmög-
lich. der gefamte Diamantenhandel
zu einem Staatsmonopol der Regie-
rung gemacht. Verwalterin des
Monopols ift die von einer Ber-
liner Bankengruppe (nicht zu Ge-
winnzwecken) gegründete Diaman-
tenregie. die gleich im erfien Probe-
jahr mit folchem Erfolge gearbeitet
hat. daß die Schürfer alle ihre
Sendungen bei fieigenden Preifen
losgeworden find und die wachfen-
den Provifionen werden nach
Abzug einer mäßigen Verzinfung
der Regieanteile zur Gründung
l7

Rundfcdau
eines Dispofitionsfonds für Jahre rückläufiger Konjunktur verwendet. Fünfzig Prozent vom Reingewinn der Diamantenförderung verbleiben dem Fiskus. und diefe Einnahmen. die auf fechs bis fieben Millionen jährlich gefchäßt werden. find für Bahnbauten in Südweftafrika beftimmt. Den größten Vorteil von den neuen Bodenfchäßen werden außer dem Fiskus die Koloniften haben. die jeßt fo unwirfch gegen die Gefchäftsklugheit des Staatsfekretärs aufbegehren.
Gewiß. an mancher feiner Maßnahmen in diefer arg verwickelten Angelegenheit wird noch Kritik zu üben fein. Aber wieviel feine fchnelle Entfchloffenheit durchgefeßt hat. kann man am beften ermeffen. wenn man an feine Vorgänger denkt. die ihm das bittere Erbe törichter Verträge hinterlaffen haben. oder wenn man fich vorftellt. daß in diefem für die Zukunft der Schutzgebiete fo wichtigen Augenblick ein ängftlicher Bureaukrat die Zügel des |örrifchen Kolonialungetüms in Händen gehalten hätte. Ehe er das Neue erfaßt und feine mühfeligen Erhebungen abgefchloffen hätte. wären ihm wieder zur Freude raubfüchtiger Gefellfchaften alle Chancen durchs Garn gegangen. Hier war eine eminent kaufmännifche Aufgabe zu löfen. und ausnahmsweife war der richtige Mann zur Stelle. Ich erinnere mich einer Unterredung. die ich mit Herrn Dernburg nach der Ernennung des Herrn von Lindequift zum Unterftaatsfekretär hatte. Der Erkaufmann fprach fich damals mit befremdlicher Vorficht über die Verwendbarkeit von Kaufleuten in der Zentralbehörde aus. Jn der Schußgebietsverwaltung freilich follten fie. fo meinte er. in möglichfirm Umfang verwendet werden und von der Pike auf dienen. ehe fie in leitende Stellungen vorrücken könnten. Sehr diplomatifch fagte er damals. die Frage fei nicht. wieviel Kaufleute fiecken in einer Zentralverwaltung. fondern wieviel kaufmänniicher Geift wird von ihr gewürdigt und entfaltet. Wo fell aber diefer Geift auf einmal herkommen? Nein. Dernburg zeugt

wider Dernburg. Wir brauchen in
jeder Zentralverwaltung kaufmän-
niicb aefcbulte Köpfe. Dernburgs
Erfolge müffen zu weiteren Ver-
fuchen ermuntern. Auf demielben
Felde. auf dem des Bureaukraten
fcbönlte Blamagen blühen. wachfen
die Siege des Kaufmanns.
Iofef Adolf Bondy

Von den Berliner Bühnen

Frohe Fefte - theaterflille
Wochen. Ein Segen. diefer Pre-
mierenmangel. Doch er wird nicht
lange dauern; die Bühnen rüfieu.
Rüften zu Luftfahrten. Die thea-
terbefuchende Welt. die fich nicht
länger mehr „unbehaglich“ machen
lafien will. möchte Karneval haben
auch über Afäjermittwoch hinaus.
Das ..Hebbeltheater“. wo jetzt eine
Schaufpielerrepublik errichtet ift.
hat mit einem Koßebue die vor-
zeitigen Faftnachtsfpäße Rein-
hardts fortaefelzt. Die Hilti-jenen
hatten Wie genug. anzukündi-
gen. dem „Skandal" (der
Pleite) werde nun logiicber-
weife der ..Wirrwarr" folgen.
Nur auf den Kunftkredit eines be-
gabten Regifieurs hin ift. mit un-

Rundfcdau
zulänglirhem Geldkredit. diefes
Theater gegründet worden. ohne
daß es die kleinfte Lücke aus-
gefüllt hätte; der Regiffeur
ftirbt. und das Unternehmen
bleibt in den Händen eines
Mannes zurü>. der feine rechtsan-
waltliche Schreibftube in Budapef't
lieber nie hätte verlaffen follen.
Kein Wunder. daß es diefen Hän-
den wieder entglitt; ein Wunder
nur. daß der Krach nicht fchon viel
früher eingetreten ift, Jetzt fueht
man mit der Laterne nach einem
Todesmutigen. der den freien Staat
der Schaufpieler wieder durch die
Monarchie erfelzen könnte. Um die-
fer Schaufpieler willen. die der
Fahne des begeifiernden Regiffeurs
einft gefolgt waren. follte man
wünfchen. daß der ftarke Mann fich
melde. Wo der verfloffene Direk-
tor Ordentliches leiftete. da waren
die Manen Valentins über ihm;
fein perfönliches Pech war. daß er
auf dem Jnfirument der tüchtiaen
Sehnufnielkunfi. die ihm zur Ver-
fügung ftand. nach und nach zu
mufizieren verlernte; zum Vorteil
einer unbeträchtlichen Darfiellerin.
deren Epifodiftentalent in dritter
Reihe hätte ftehen follen. wurde die
keine. gehaltvolle Perf'o'nlichkeit der
Fehdmer beileite gedrängt. wurden
der fiarke Geift und die Sprachge-
walt einer Rofa Bertens brachae-
leat. Rofa Bertens allein. in einem
Stück ihrer Eigenart befchäftiat.
hätte das gähnend leere Haus füllen
können. Jm Zeichen Rofa Ber-
tens' follte ein neuer Herr begin-
nen. Jhrer Gefialten fchaffenden
Phantafie follten die Bretter gehö-
ren. ihrem hohen Gelchmack und
ihrer ungewöhnlichen Bildung iollte
ein Regif'feurpoften vorbehalten
fein. Das ift fo meine Anfchau-
ung von den Dingen.
Alfred Schmieden glaubte eine
literarifche Tat zu vollbringen. als
er den zu Wien entdeckten hanfea-
tifchen Oberlehrer Otto Anthes
rafch auf die Berliner Bühne
fchleppte. Das Wiener Urteil über
das balladeske Trauerfpiel ..Don
Juans lehtes Abenteuer" wurde
zu leicht befunden. Jmmerhin
werden unter der forcierten
Sinnlichkeit diefes Theaterzerebra-

len fchüchterne Keime eines dichte-
rifchen Erlebniffes fichtbar. Etwas.
das wie menfäjliche Gefialtung
glänzt. Die Sprache gebe ich von
vornherein preis; fie ift ganz unper-
fönlich. buchmäßig gefpreizt. eine
Mifchung von Heyfe. Hamerling
und Hofmannsthal. Auch diefen
erotifchen Eonquiftador gebe ich
preis: armer Giovanni von Vene-
dig. wie haft du dich verändert!
Hätteft du bei deinen zwölfhundert
Liebesabenteuern (oder waren es
mehr?) fo umftändliche Vorberei-
tungen kühler und koketter Bered-
famkeit gebraucht. du wäref't nicht
über das Dußend hinausgelangt.
Du Renaiffancemenfch hätteft im
Andenken der Menfchen als der un-
ausftehlichfte Philifier. als der Ty-
pus des Überbarbiers weiterge-
lebt. Jn Otto Anthes' Kopf fpukt
das Epiaramm: Don Juan. der
vom Lieben lebte. ftirbt an der
Liebe. Es gehört der feuilletonifii-
fche Aberwitz der Wiener dazu. diefe
billige Antithefe als original und
geiftreich zu befchreien. Wenn ich
richtig fehe. fo lag dem Otto An.
thes wohl nicht der Don Juan und
das. was Giovanni am Ende feiner
17*

Lafier- und Ludertage durchmacht. fondern die Tragikomödie der Braut am Herzen. die mit der Seele fieigt. auch wenn fie mit dem Körper fällt. Jede Liebkofung. jedes Sinnenglijct. die das frühreife. innerlichfi von Leidenfchaft verzehrte Mädchen bei ihrem Beichwätzer genießt. kommt ihrer heißen Phantafie vom fernen Verlobten. Wie in rofiger Wolke geht fie durch die Orgien Don Juans. ..ficher vom Gotte geführt", Und diefer Gott macht fie kalt gegen Don Juan. der mit ihrem Leibe ihr Herz befilzen will. und zwingt fie demütig vor die Füße ihres Bräutigams und reinigt fie. In der Figur der fchlimm-heiligen Eordelia. die ein Opfer lateint und eine Siegerin iii. lebt etwas. das mehr als geiftreich. das beinah dichteriicb ift. Das neue Fräulein .Oe-[ene Ritfcher kam der Gefialt zumal in der zweiten Hälfte des Stückes einigermaßen nahe. Sie foll die Schule abfireifen und ihrer Natur vertrauen. Julius Elias

Wahlen in Hamburg

Auf die Wahlen in Sachfen. Baden. Elfaß-Lothringen. Weimar folgen nun die in .H a m b n r g. die im Reiche nicht nur deshalb Jntereffe beanfpruchen. weil es fich hier um die zweitgrößte Stadt Deutfchlands handelt. fondern vor allem auch darum. weil der Kampf unter der einheitlichen Parole ausgefochten wird: „Für oder wider das neue Wahlrecht!"

Nach der Eholerazeitvon 1892. die zu manäjen notwendigen Reformen geführt hat. erhob fich die allgemeine Forderung. die Volksvertretung. hier ..B ii r g e r - f är a f t“ genannt. auf eine breitere Bafis zu ftellen. einer größeren Zahl von Perfonen aktives und pafiives Wahlrecht zu gewähren. Nach mehrjährigen Kämpfen kam es zu einem Beichlufie. wonach jeder. der fünf Jahre hintereinander mindefiens 1200 Mark Jahreseinkommen verfieuert hatte. mit 25 Jahren das aktive und mit 30 Jahren das paffive Wahlrecht erhielt. Die Zahl der Bürgerfchaftsmitglieder wurde von 192 auf 160 herabgefetzt. die auf fechs Jahre gewählt wurden. Von diefen 160 Vertretern wurden

80 durch allgemeine Wahlen. 40
von den Grundeigentümern und 40
von den log. Notabeln. den Mitglie-
dern der Gerichte und Verwaltungs-
behörden entiandt. Die Wahlen er-
folgten halblchichtig. d. h. es wur-
den alle drei Jahre 80 Bürger-
fchaftsmitglieder gewählt. 40 von
der ganzen Bevölkerung. 20 von
den Grundeigentümern und 20 von
den Notabeln.
Die maßgebenden Kreiie glaub-
ten. daß jemand. der fünf Jahre
hindurch mindefiens 1200 Mark
iährlich verfieuert hatte. den
'Ideen und dem Einflufie der
Sozialdemokratie entronnen war.
Aber man rechnete nicht ge-
nügend mit der Tatiache. daß die
allgemeine Steigerung der Löhne
die Erreichung jener Grenze dem
Durchichnittsarbeiter ermöglichen
würde. Auch hatte wohl niemand
daran gedacht. daß der praktifche
Idealismus der Sozialdemokraten
fo groß lein wiirde. daß fie mehrere
Jahre lang ein Einkommen ver-
fieuern könnten. das fie in Wirklich-
keit gar nicht befaßen. Es ift in
zahlreichen Fällen erwieten. daß
diefe freiwillige Uberdeklaration

Rundfchau
tatfächlich durchgeführt worden' ift; der Staat hatte keine Handhabe- dagegen vorzugehen. Waren die Betreffenden dann Bürger gewor- den- fo hörte felbfiverftändlich die Uberdeklaration auf l

Die Erweiterung des Wahl- rechts und diefe Nebenumftände be- wirkten- daß die Zahl der hambur- gifchen Bürger von 15 901 im Jahre 1896 auf 51 308 im Jahre 1904, alfo in acht Jahren auf mehr als das dreifache gefiiegen war. Diefe ungeheure Zunahme konnte fich po- litifch erft bei den Wahlen von 1904 geltend machem als die 1200- Mark-Bürger ihre Stimmen in die Wagfchale warfen. Da ergab 1W)- daß auf den erften Anhieb 12 Sozialdemokraten ge- wählt warenx fo daß der fozialde- mokratifchen Fraktion drei Parteien von ungefähr je gleicher Stärke gegenüberftanden- nämlich die „R e ch t eK die Senatspartei- das „Linke Z e n t r u m", die eigent- lichen Reaktiona"rey die fich wie alle in Hamburg» „Liberale" nanntenf und die „Linke'ß die Vertreter vor allem des Kleinbürgertums- die meiitens einer der freifinnigen Par- teien angehörten.

Diefes plötzliche Anfchwellen der fozialdemokratifäyen Macht hatte zunächft die Folge, daß fich bei der Mehrheit des Senats die Überzeugung feftigte, einem wei- teren Eindringen der äußerfien Linken einen Damm entgegen- feßen zu müßen. War die Furcht vor der fozialdemokratifchen Flut berechtigt? Zunächfi ift die Bür- gerfchaft keine Stadtverordneten- verfammlung- deren Befrhlüfie im Auffichtswege von der Regierung angefochten oder aufgehoben wer- den können- fondern die hamburgi- fche Volke-f befler Bürgervertretung ift ein dem Senat gleich berechtig- tes Organ- das in fich die Funk- tionen der b e i d e n Kammern ver- einigt- während der Senat in feiner Gefamtheit als Monarch mit abfo- [utem Veto aufzufaffen ift. Der Bürgerfchaft fieht jedochy unbeftrit- teuer als dem englifchen Unter- haufe- allein das Recht zu- Einnah- men und Ausgaben des Staates zu

bewilligen- auch kann fie -- eine
wichtige Prärogative - niemals
aufgelöft werden. So könnte es
alfo fcheinen, als ob die Beforgnis
des Senats- daß eine mögliche fo-
zialdemokratifche Mehrheit fich
Übergriffe erlauben könntef die für
Hamburg und das Reich gefährlich
werden würden- durch die Verfaf-
fung nur vertieft werde. Demge-
genüber ifk indefien hervorzuheben-
daß es Stadtteile in Hamburg gibt,
die immer nur bürgerliche Vertre-
ter wählen werden. Dasfelbe gilt
für das Landgebiet. Dadurch allein
würde fchon eine rote Majorität
verhindert werden; da aber die
zweite Hälfte der Abgeordneten von
den Grundeigentümern und den
Notabeln- unter denen naturgemäß
keine oder nur fehr wenige Sozial-
demokraten find- gewählt werden*
fo war zu großer Beforgnis kein
Anlaß.
Nichtsdeftoweniger ließ der Se-
nat der Bürgerfehaft am 10, Mai
1905 eine Vorlage über die Ände-
rung des Wahlgefeßes zugehen --
gegen die Stimmen feiner beiden
Bürgermeifter- des verftorbenen
l)r. Mönäeberg und des bis zum
31. Dezember des vergangen Jah-
res präfidierenden br, Burchardt.

Rundfaiau
In jenem Gefeßentwurf fchlug der Senat eine Art Dreiklaffenfyftem vor; er beantragte- die Bürger in drei Gruppen unterzubringent von denen jede die gleiche Anzahl Abgeordnete zu wählen hätte. Zur erfien Gruppe gehörten diejenigen, die über 6000 Mark verfieuerteth zur zweiten jene- die zwifchen 3000 und 6000 Mark Einkommen hatten; der Reit. alfo die Bürger mit 1200 bis Z000 Mark Einkommen. wurde in die dritte Gruppe verwiefen.
Diefer Entwurf erweckte bekanntlich leidenfchaftliehe Entrü- |ung nicht nur bei den Sozialdemokraten- fondern auch bei den wirklich Liberalen. So kam est daß die Bürgerfehaft die Vorlage des Senats einem Ausfchuffe überwieeif der ein halbes Jahr dazu brauchtef um den vorhandenen Entwurf in ein wahres Monfirum von WahlgefeiZ zu verwandeln.
So viel Befiimmungen- fo viel Widerfprüehe. Für das hamburgifche Landgebiet behielt man die alte Wahlordnung bei. wonach feine acht Vertreter mit abfoluter Stimmenmehrheit zu wählen feien. Fiir die Stadt aber führte man die L i ft e n w a hl einF wonach jeder Wähler an die Vorfchlagsliften gebunden wart die von einer der Parteien (oder fonfiigen Gruppen) der Zentralwahlkommiffion eingereicht worden waren. Jeder Wähler erhielt zwölf Stimmen. mit denen er nach Belieben verfahren konnte. Diefe Freiheit ermöglicht es dem Wählen unter den Nominierten feinen Privatkandidaten vor allen andern zu bevorzugen. Das P r oportionalwahlrecht verhindert est daß Minoritäten ganz ausfallen, Diefes Wahlrecht- das vor kurzem auch von Profeffor Laban d für Preußen empfohlen wurde- hat außerdem den Vorzug, daß bei ihm Stich- und Erfaßwahlen gänzlich fortfallen; ftir-bt ein Mitglied der Bürgerfchaft, fo tritt dafür unmittelbar derjenige der näehftgewählten Kandidaten der betreffenden Partei ein- der die meiften Stimmen auf fich vereinigte.
Wäre man nun hier ftehen geblieben- fo hätte fich die Sozialde-

mokratie in einer noch günfiigeren
Lage befunden als unter dem Wahl-
recht von 1896. Da aber gerade
die Abficht beftand- ihre Macht-
entwicklung einzudämmen. fo be-
fchloß man die Gruppeneinteilung
und zwar nicht, wie der Senat ur-
fprünglich wollte„ drei, fondern nur
zwei Gruppen. deren Scheidegrenze
bei einem Einkommen von jährlich
2500 Mark lag, Die erfie Gruppe-
die Bürger mit einem Einkommen
von über 2500 MarkF wählten
nun 24 Abgeordneter die zweite
Gruppe dagegen nur zwölf
(da halbfchichtig erneuert wird).
Urn nun den Unterfchied der
politifchen Rechte nicht gar fo
kraß hervortreten zu laffen- ge-
währte man der zweiten Gruppe
vermittelft des Durchzählens der
Stimmen einen gewiffen Einfluß
auf die Auswahl der Abgeordneten;
dadurch follte verdeckt werdent daß
die zweite Klaffe nur halb fo die(
Rechte habe wie die erfie. Mit Hilfe
von Gruppenmarkem die jeder
Wähler entfpreehend feinem Ein-
kommen erhältf wird feftgeftellh ob
und wie viel Mandate auf eine
Lifte entfallen, in der erften oder
zweitem oder auch in beiden Grup-
pen. Als gewählt gelten diejeni-

Rundfidau
gen Kandidaten; die innerhalb
ihrer Lifte die meiften Stimmen er-
halten haben; und hier kann aller-
drings die zweite Klaffe; da ihre
Stimmen in diefer Hinficht genau
fo viel wiegen wie die der erften;
ihren Einfluß geltend machen.
Sind fchon die bisher darge-
legten Vorfchriften recht verwickelt;
fo fieigert fich diefe Kompliziertheit
vor allem dadurch; daß es geftattet
ift; mehrere Liften miteinander zu
v e r b in d e n; wodurch unter Um-
ftänden der „verbundenen Lifte" ein
Mandat mehr zufällt.
Diefes komplizierte Wahlfyftem
hat 1907 die gewünfchte Wirkung
erzielt. Die Sozialdemokraten ge-
wannen nur neun Mandate und
können nur noch wenige neue Sihe
erringen. Aber als unvorherge-
fehene Folge hat fich die Bildung
einer neuen Fraktion; der „Ver-
einigten Liberalen“ er-
geben; deren Mitglieder fich aus den
wirklich liberalen Elementen in
der Bürgerfchaft zufammenfeßen.
Diefer neuen Partei; deren Stim-
menzahl bei den Reichstagswahlen
von 1907 weit größer war als die
der vereinigten alten Fraktionen;
ift es gelungen; ihre Parole:
„Kampf gegen das neue Wahl-
recht!“ zum entfcheidenden Schlacht-
ruf zu machen. Die Vereinigten
Liberalen haben es verftanden.
während dreier Jahre im Mittel-
punkt des politifchen Intereffes zu
bleiben; ihre „Plattform" durchzu-
drücken und von rechts und links
die wahrhaft Liberalen an fich zu
ziehen. Schon das ift ein großer
unbeftreitbarer Erfolg; der erken-
nen läßt; wo die Sympathien der
Hamburger weilen, und der ver-
mutlich durch die bevorf'tehenden
Wahlen noch beftätigr werden wird.
Otto Bandmann

Hausdieners Glück und Ende

Na; da haben wir uns aber
einmal gründlich entriiftet. So
ein Kerl! So ein Betrüger! So ein
Lau . . . Lumpenpack! War Haus-
diener; ganz gemeiner Hausdiener
bei verfchiedenen Berliner Buch-
handlungen und fpielt fich als Dozent
der Humboldtakademie auf! Aber
da hat er unfere Polizei fchlecht
gekannt. Der brauchte die Sache

nur denunziert zu werden; und
fofort merkte fie alles! Ohne
Bertillonfchen Erkennungsdienfi und
ohne Polizeihunde. Rein aus
Infiinkt. Und wie taktvoll und
energifch zugleich ging fie vor:
verhaftete den Schwerverbrecher
mitten aus der Borlefung. zum
Senfationsgaudium feiner Zuhörer
und feiner Kollegen. Nu ju iu;
nu nee nee; in folchen Dingen
verfieht fie keinen Spaß. Sie muß
darauf achten; daß fich die Grenzen
zwifchen den fozialen Schichten nicht
verfchieden. Sonft fiürzt der ganze
chriftliche Staat ein. Ja; was
denken Sie denn! Neulich wurde
in meinem Keller eingebrochen und
gefiohlen. Zu Füßen eines aus-
geraubten Reifekorbs lag ein Meffer;
mit dem fein Verfchluß durchge-
fchnitten worden war. Das brachte
ich aufs „Revier“. Und was
erfolgte darauf? Gar nichts erfolgte
darauf. Kein Hahn krähte nach
der Gefchichte, Man fragte mich
nur; ob ich auf eine befiimmte,
namhaft zu maäyende Perfon Ver-
dacht hätte, Und da ich mich
hütete; dergleichen zu haben; fo

Rnndf'chau
wurde ein Trunk Lethe herum-
gereicht. Und mit Recht. Denn
wo kämen wir hin. wenn die Polizei
bei folchen Problemen ihre Kraft
verzettelte. die fie braucht. um
nach Ferrer-Verfammlungen gefähr-
liche Demokraten einzeln zum „Aus-
einandergehen“ zu veranlaffen und
die Grenzpfähle zwifchen den Ge-
fellfchaftskaften aufrecht zu erhalten!
Nein. dem Kerl haben wir's
gegeben! Was dem einfiel! Denken
Sie nur: er wagte es. fich durch
die eiferne Beharrlichkeit. die cha-
rakterifiifch ifi fiir geborene Ver-
brechernaturen. felbft zu bilden und
zu unterrichten. bis er als Dozent
auftreten konnte. Drängte fich
in die geheiligte Sphäre der ..aka-
demifch Gebildeten". Unerhört!
Wo bleibt denn das Vorrecht diefer
Auserlefenen. wenn ein Hausdiener
durch eigene Kraft in ihre Reihen
einbrechen darf? Damit nicht
genug: er brach auch in das Herz
einer kleinen Bourgeoife. brach in
das Vertrauen feiner Schüler. die
ihn fchähten. in das Vertrauen
der Leitung der Humboldtakademie
ein. die diefem Wolf im Schafspelz
ihre Lämmer in den Rachen führte.
Da s find die Einbrüche. die ver-
folgt und befkraft werden müffen.
Ich glaube. der Kerl wollte
unfere ganze bewährte gefellfchaft-
liche Ordnung verhöhnen, Die
kann fich doch zum Kuckuck nicht
um den Wert der menfchlichen
Perfönlichkeiten kümmern. fondern
kann ihre Urteile nur auf Namen.
Herkunft. Eramina. Diplome und
ähnliche Papiere aufbauen. Und
da warf er ihr denn diefe Dinge.
da er fie „in echt" nicht befaß. ge-
fälfcht vor die Füße. Aber die
Sonne bringt alles an den Tag.
Das braucht fich eine kleine Bour-
geoife nicht gefallen zu laffen. Der
ganze Flitterkram fiel ab. Und
was blieb übrig? Ein tüchtiger.
intelligenter. fleißiger. troß allen
kleinen Schwindeleien im Großen
redlich wirkender Menfch ohne klang-
vollen Namen. ohne .,Kinderftube“.
ohne Diplome und ähnliche Papiere!
Was follen wir damit? So ein
Hochfiapler! Werft das Scheufal
in die Wolfsfchlucht!
Augufi

Chinefifchc Emanzipationsbeftre?
bungen

Seit Monden mehren fich die Berichte über innerpolitifäfe Unruhen im fernen Often. In Südchina machen befonders die demokratifchen Kantonefen kein Hehl aus ihrer Abficht. einen republikanifchen Staatenbund nach dene Vorbilde der Union zu fchaffen durch Ausmerzung der Mandfchudynaftie und ihres Anhangs. und die Zügel der Reichsverwaltung in die Hände tüehtiger Ehinefen zu legen. um das Reich der Mitte von den mannigfachen. Demiitigungen zu befreien. die es in den lebten Dekaden unter der Herrfchaft der degenerierten Mandfchus erlitten- hat. Als tiefe Schwach wurden erft kürzlich von den national gefinnten Ehinefen aller Kaiken die mit Japan unterm 16. Auguft 1909 getroffenen Abmaäfungen über die Antung-Mukden-Bahn empfunden. und man erwartete allen Ernftes. daß der Prinzregent nach altem Brauch die Konfequenzen feines Tuns ziehen würde durch freiwilliges Scheiden aus dem Leben. - Seit länger als Iahresfrift lautet

f
Rundfclxtu
die Parole auf Befeitigung der
Klaus. der Familienoberhäupter
der Mandfchus. diefer - nach chi-
nefifcher Auffaffung halbbarbari-
fcheu - Mongolen. welche feit
zweieinhalb Jahrhunderten verfu-
chen. die Ehinefen dura) drakonifche
Gefeße in ihrer Entwicklung künft-
lich aufzuhalten. Wer kann es den
Söhnen des Himmels verargen. daß
fie fich aufraffen und die verant-
wortlichen Leiter zur Rechenfchaft
ziehen wollen? Viele Mandfchu-
Prinzen und -Würdenträger find
bereits ftillfchweigend aus dem
Wege geräumt. und der jüngfte
mißglückte Mordanfchlag auf den
Prinzregenten dürfte fich nur zu
bald wiederholen.
Die patriotifche Reformpartei.
die ihrem Vaterlande die Achtung
und Machtf'tellung fchaffen will. die
ihm unter den Staatengebilden
beider Hemifphären gebührt. kraft
der jahrtaufende alten Kultur. kraft
feiner Flächenausdehnung und Be-
völkerungsziffer. wird dafür for-
gen. daß diefem Riefenftaate das
Selbftbeftimmungsrecht in feiner
inneren Verwaltung zuerkannt wer-
den muß. Sobald die Hemmungen
fortgeräumt find. die einer ver-
nunftgemäßen Entwicklung im
Wege fkehen. wird Ehina die Welt
in Erfiaunen fehen duräj die Groß.
zügigkeit feines Auffchwungs.
Durch eine angemeffene Befoldung
der Staatsbeamten. Erfchließung
der reichen Bodenfchätze nach mo-
dernem Syfkem. Stabilifierung der
Landesvaluta durch Einführung
der Goldwährung. Ausbau der Ei-
fenbabnlinien u. a. m. ift die wirt-
fchaftlicbe Regeneration des Lan-
des in die Wege geleitet.
..China hat kein Geld" rufen
_._
profeff orale Doktrinäre. die vermei-
uen den nationalen Reformern ein
Bein ftellen zu können; doch laffen
fie außer acht. daß für Rechnung
der Zentralregierung in Peking chi-
nefifche Truppen reichhaltige Qarz-
goldminen an der tibetanifchen
Grenze ausbeuten. und daß am 1.1.
Oktober eine nationale Reichslot-
terie mit zehn Millionen Lofen ge-
fchaffen wurde. um mit den hier-

aus gewonnenen Mitteln den
Bergbau nach Möglichkeit forcieren
zu können. Die Erfchließung der
unendlich reichen Bodenfchäße Ehi-
nas diirfte aus dem Grunde ab-
fichtlich hintangehalten werden. um
die Zahlung der von den Mächten
im Hunnenfeldzug geforderten
Borerentichädianng zurückzuhalten.
Nach fino-englifchen Berichten foll
der britifche Gefandte in Peking be-
reits die bevorftehende Verzichtlei-
ftung Albions auf die Reftzahlung
- analog dem Beifpiel der Union
- in Ausficht gefiellt haben.
Ein hoher chinefifcher Würden-
träger fagte mir kürzlich bei Dis-
kutierung der Währungsfrage:
..Das deutfche Reich erfreut fich der
Goldwährung. obgleich es jede Unze
einführen muß. Das chinefifche
Imperium birgt die größten Gold-
lager der Erde und wird fie zu heben_
wiff en i" -
Der bei jedem Individuum
ftark ausgebildete Selbf'terhal-
tungstrieb läßt es durchaus be-
greiflich erfcheinen. daß die Rat-
geber der chinefifchen Dynaftie dar-
auf bedacht find. die Fremden für
das von den Mandfäjus angel-laf-
tete Übel verantwortlich zu machen.
U. a. erhielt die fremdenfeindliche
Bewegung neue Nahrung durch die
offizielle Mitteilung. daß die auf

Rundfcdau
dem Haager Friedenskongreß vertretenen Mächte die Fefilegung ihrer kommerziellen Einflußfphären in China beraten haben und durch ihre Vertreter in Peking am 22. Oktober 1909 die Einftellung europäifcher Finanzkontrolleure in den einzelnen Provinzen fordern ließen. um nach dem Vorbilde der Seezollverwaltung ..Ordnung zu fchaffen.“
Die kleine Fremdenkolonie in Kanton fah fich Mitte Dezember genötigt. zu ihrem Schuhe die in den Konfulaten verwahrten Mafchinengewehre aufzuftellen. da die erregten Volksmaffen gefährlich zu werden drohten. Hier fei erwähnt. daß kürzlich durch Zirkularnote alle chinefifchen Zollämter angewiefen wurden. Waffen- und Munitionsfendungen für die Konfulate nur dann auszuhändigen. wenn diefelben den Beweis erbringen. daß die Lieferungen zur Auffüllung ihrer Befiände notwendig find. Sendungen diefer Art an Private find verboten. - Die Gefandtfchaftswachen in Peking mußten auf Erfuchen des Waiwupu in letzter Zeit erheblich verringert werden; außerdem ift ihnen der Patrouillendienfk in den Straßen des Gefandtfchaftsviertels unterfagt worden. -- Die feit 1900 bei Tientfin ftationierten internationalen Befaßungstruppen haben bereits im vergangenen Sommer das chinefifche Territorium verlaffen. Für die Zukunft ift ferner die Aufhebung der Ertraterritorialrechte. die alle Miffionsgefellfchaften tangieren. fowie die Auflöfung der internationalen Poftanftalten beabfichtigt.
Dies Streben Chinas nach Selbftändigkeit. Abfireifung jeglicher Bevormundung hat es auch bei feiner zum großen Teil bereits durchgeführten Heeres-Reorgauiz fation und feinem neuen Riefenflottenprogramm geleitet. und man wird fich der Einficht nicht verfchließen können. daß das Reich der Mitte in nicht allzuferner Zeit eine Macht von nicht zu unterfchäßender Bedeutung fein wird. -
Heinrich Graf Säflieffcn
Finanzpolitifches
Sogar von Amerika
emanzipiert fich unfere

B örf el Wenigftens hat die
Deroute. welche die Baumwoll-
botfchaften in New York hervor-
bringen mußten. auf die deutfchen
Kurfe kaum lange zurückgewirkt.
Diefe Stärke foll angeblich unfer
Publikum befißen. das angeblich
feine Papiere bezogen hat. Jeden-
falls wäre die allgemeine Fefiigieit
fchon des Staunens wert. um fo
mehr. als ja auch ungünftige Mel-
dungen unterliefen. wie z, B. die
bedeutenden Unterbietungen großer
Hütten bei wichtigen Submiffionen.
In folchen Fällen redete man iich
jedoch einfach vor. daß man es
nur mit älteren Vorgängen zu
tun habe. während natürlich fo
günftige Nachrichten wie die neue
Verkaufsgemeinfchaft des ehema-
ligen Roheifenfyndikates von Leib-
ringen-Luremburg als höchft aktuell
angefehen wurden. Welche Kluft-
proben unfere Aufwärtsbewegung
fchon gegeben hat. beweifen u. a.
die folgenden Erfcheinungen: Wieder-
holt entfiand nämlich auf die wat-
nenden Wochenberichte der Banken
hin eine Baiffefpekulation. die Moll-
tag und Dienstag in blanko ver-
kaufte. Und wiederholt blieb dann

.-
__
dennoch die Grundtendenz fo fefk. daß fich jene Firer mit Schaden rafch zu decken fuchten. Treffend fprach es kürzlich die Hamburger Handelskammer aus. daß bisher weniger eine Steigerung der wirt- fchaftlichen Tätigkeit. als ein Um- fchwung der Stimmung bemerklich gewefen fei. In diefem Sinne läßt fich auch ruhig annehmen. daß. fobald fich wirklich die Kon- junktur beffert. die gegenwärtigen Kaufluftigen abgabeluftig werden. - an Kreife. die dann weniger mit der Zukunft als mit der vielleicht bereits eskomptierten Gegenwart zu tun haben. Nur an Bankaktien traut fich. von Ausnahmen abge- fehen. das Publikum erft jeßt mehr heran. Ein wahrfcheinlich ganz richtiger Infiinkt fagt auch den Fernerf'tehenden. daß zu hohe Bankenkurfe unfere Großinftitute fehr bald zu Vermehrungen ihres Aktienkapitals reizen werden. In der Folge würden dann natürlich die betreffenden Kurfe wieder fallen. was große Hauffiers bislang noch immer wie eine an ihnen begangene Hinterlift anzufehen beliebten. Schaden macht ungerecht!

Die Kaliintereffenten bleiben uneins. Iuftizrat Kempner. noch immer mehr ein vorzüglicher Unterhändler. als ein vorzüglicher Iurif't. hat feine Mark 150 000 umfonfk bekommen. Welcher Aufwand von Fleiß. Raftlofigkeit. immer neuen Einfällen und auch Diplomatie find nicht in jenen Verhandlungen zutage getreten. Und all das ift einfach zerfchellt. nicht an der größeren Schlauheit der Yankees. fondern einfach an deren Charakter. Diefer letztere. als das Wichtigfie. ift aber leider von vornherein bei uns unberück- fichtigt geblieben. Unfere Herren weßten vielmehr ihre gefchäftliche Tüchtigkeit wie ein Meffer und glaubten nunmehr in ein Ver- handlungs-Spiel ruhig eintreten zu können. Indeffen. die Unzerftörbar- keit des amerikanifchen Egoismus. dem an der Wohlmeinung des alten Europas nicht das Mindefte liegt. hätte einzig und allein als

Maßfiab aller deutfchen Aktion und
Gegenaktion fofort gelten follen.
Man fah eben vor lauter Bäumen
den Wald nicht! Gerade das
Schweigen des Mr. Bradley. der
ja einfach das Recht feines Ver-
trages betonen konnte. mußte unfere
feinen Köpfe ftußig anfkatt hoff-
nungsvoll machen. Gegen die
Großen jenfeit des Ozeans gibt
es fcbließlich kein anderes Mittel
als rafche Offenfive. und die letztere
haben fie unfererfeits noch niemals
kennen gelernt. Heute gibt es
kaum noch einen Artikel. den die
Amerikaner uns nicht fchon durch
Hinauffchnellen und Herabfchleudern
der Preife ruiniert haben. Und
genau fo wird fich unfer weiteres
Schickfal vollziehen. folange jene
Herren keine Urfache gehabt haben.
uns zu fürchten. Und noch eins:
Herr Schmidtmann ift natürlich
kein Yankee! - -- -

L' * *

Die armen Rothfchilds.

fo haben wohl viele Lefer ausge-
rufen. als fie aus den Zeitungen
erfahen. daß die Parifer Handels-
regifter für 1910 das dortige Bank-
haus: de Rothfchild frsres mit
einem von diefen deklarierten Ge-
fellfchaftskapital von nur Frs. 50

Millionen aufführen. Wie bei
vielen franzöfifchen Prioatfirmen
handelt es fich aber hier um eine
Formalität. welche in erfter Linie
die Verantwortlichkeit der Gefchäfts-
inhaber nach deren eigenen An-
gaben bemeffen. Auch andere
Welthäufer an der Seine verfahren
innerhalb einer derartigen Begren-
zung. Und zwar: aus Rückficht
auf die betreffenden Stempelkoften.
- Furcht vor dem Neide der von
der fozialen Strömung Mitgeriffenen
und ficher auch vor den Ausbrüchen
des Antifemitismus. Als im Jahre
1869 James v. Rothfajild ftarb.
hinterließ er weit über 1 Milliarde
Frs. Diefes Vermögen ging na-
türlich damals in verfchiedene Teile.
muß jedoch als Gefamtvermögen
durch Zins und Zinfeszins höchfi
beträchtlich zugenommen haben. fo-
daß fchon vor zwei Jahrzehnten
ziemlich eingehende Schätzungen bei
2 Milliarden anlangten. Möglicher-
weife betragen alfo die Guthaben
der einzelnen Affociss in ihrem
Haufe felbfi noch jedesmal viele
Hunderte von Millionen. Könnten
doch fonfi z. B, weder die groß-
artigen Naphthaunternehmen im
Kaukafus. noch überhaupt die be-
fondere Warenabteilung der Roth-
fchilds befiehen. Es ifi wichtig.
diefe gewaltige Kapitalsanfammlung
einmal wieder zu fireifen. im Gegen-
faß zu den Fabeln amerikanifcher
Milliarden. In der Tat! Was
man auch von den Schätzen der
Vanderbilt. Rockefeller. Morgan.
Harrimann ufw. unferem fen-
fationslüfiernen Publikum erzählen
mag. fo bleibt doch das alte Ver-
mögen der europäifchen Rothfchilds
zufammengenommen. die unver-
gleichlichfie. weil flüffigfte Geldmacht.
die jemals in der Welt angefammelt
werden konnte.

* |' *

Ein deutfcher Profeffor
ifi kürzlich von der Ruffifchen Re-
gierung mit einem Rechtsgutachten
über die geriajtliche Befchlagnahme
ihrer Berliner Guthaben betraut
worden. Als f. Zi. der preußifche
Oberbergrat Schmeiffer feitens einer
füdafrikanifchen Minengefellfchaft
u einer mineralogifchen Unter-

fuchung eingeladen wurde. machte
er die folgende Bedingung: Wie
auch das Gutachten ausfalle. ob
günfiig. ob ungünfiig. fo müffe
das Honorar das gleiche bleiben.
Damit hatte fich jener berühmte
Sachverfiändige von vorneherein fo-
gar den - Schein feiner vollfiändigen
Unbefangenheit gewahrt. Run ifi
zwar ein deutfcher Profeffor eben-
falls in einem gewiffen Sinne
Beamter. allein fchwerlich gibt es
Paragraphen. die ihn gegen fehr
ftarke Honorare unempfindlich zu
machen hätten. Man kann doch
nicht von jedem Univerfitätsgelehrten
verlangen. ein Gneifi zu fein. der
f. Zt. für fein fo fchwieriges Schieds-
richteramt zwifchen der Türkifchen
Regierung und Baron Hirfch. nach
getaner Riefenarbeit. das Honorar
zurückwies. Tatfächlich werden fich
die Herren in Petersburg an keinen
Meinungsgegner in ihrer Sache
gewendet haben. Befonders. nach-
dem fie das unangenehme Schau-
fpiel erlebt haben. wie der Pro-
feffor Mendelsfohn Bartholdy wider
das Intereffe feiner Berliner Bank-
verwandten öffentlich und frei-
willig Partei für die deutfchen
Gerichte nahm.

* K *

Rundfchau
Im Zeichen der An-
leihen ftand bereits der erfie
Monat des neuen Jahres. Vor
allem uniere Städte beeilen fich
nochx die Segnungen des Zins-
termines auszunutzen, Dabei haben
Seeplätze wie z, V. Hamburg- das
25 Millionen bedurfte- den Vorzug-
daß an die Produktivität ihrer
Ausgaben auch wirklich geglaubt
wird. Es gilt in der Tat als fparfam
verwaltet und trotz feiner glän-
zenden Befoldung von Richtern
und Lehrern macht man Hamburg
niemals den Vorwurf- zu lururiös
zu wirtfchaften. Andere große
deutlche Städte hören ihre Bürger
nur zu oft einen derartigen Tadel
gegen ihre Leitung ausfprechen.
Die Elbrepublik hat eben keinen
allmächtigen Bürgermeifter- nach
defien kofifpieliger Initiative alles
tanzen muß, - Mit wichtigen
Aktienvermehrungen geht diesmal
die Geiellfchaft der Rheiniichen
Stahlwerke voran„ bei deren neuen
5 Millionen recht willkürlich die
alten Aktionäre ihres Bezugsrechtes
beraubt werden follen. - Im Aus-
lande gehen natiirlich Anleihever-
fuche und diesbezügliche Angebote
ununterbrochen weiter. Hierbei
trat Öfterreich infofern in eine
neue Epoche ein„ als dort zum
erfien Male das bisherige große
Bankenkonfortium zugunften der
Pofifparkaiie übergangen wurde.
Diefe ift die Ubernehmerin ge-
wordenx erft von ihr erhalten Kredit-
anfialt- Nothfchildy Bodenkredi-t-
anfialt ufw, ihre Unterbeteiligungen.
Da diefe bedeutfame Verichiebung
fafi unmittelbar nach Tauiiigs Tode
erfolgen konntez nimmt man an-
daß zu Lebzeiten des Genannten
ein jeder derartiger Veriuch feine
energiiche und auch fiegreiche Ab-
wehr gefunden hätte. - In Serbien
wünicht man franzöfiiches Geld
fo dringendz daß die Geichüßproben
von Schneider in Creuzot von
Tag zu Tag als befier geichildert
werden. - Und iogar Griechenlandx
defien politifche Machthaber doch
augenblicklich auf einem Vulkan
tanzenx wagt esx 150 Millionen
borgen zu wollen. Natürlich bei
den reichen Franzofen!
Pluto

Zu unferen Bildern
Stefan Krotowski und feine
Intarfien
Der junge Künfileß von dem
wir heute ein überaus charakte-
rifiiiches Werk unieren Leiern dar-
bieten- manifeftiert fich durchaus
als ein Kind unferer Zeit. Kaum
ein Zeitalter - die Epochen der
großen Gärungem des die Talente
emporpeitfchenden und über ihre
eigentlichen Grenzen hinausreißen-
den Stoffes ausgenommen (Gill-
ray und Eruishank etwa in England-
außer der finguläreu Erfcheinung
Daumiers die um Philippon in
Frankreich) - weifi eine fo fiarke
Neigung zur Karikaturz zur guten
Karikatur fogarz auf und zeitigt
auf diefem Gebiete eine fo wertvolle
Fülle energifcher Talente (während
wir doch fonfi in den Künfien
heutigen Tages tatfächlich bettelarm
find), Diele moderne Karikatur
als Kunft ifi zweifelsohne erzeugt
durch die feltfame Ehe„ welche
individualifiifche und demokratifche
Neigungen in uns eingehen (es
wäre keineswegs fiilwidrig„ Mar):
und Nießfche als Privatheilige fried-

Rundfcbau
lich nebeneinander über denfelben Schreibtifch zu hängen). Nun aber geben folch gemifchte Zeitalter-f'iimmungen. überaus ungünfiig jeder großen Kunft, die Klarheit-Reinheit als Quellen brauchtp einen überaus günfiigen Nährboden ab für alle Zwifchenkünftet die weniger für fich befiehent als allgemeine Kulturförderer fein wollen. Alfo für das Kunfigewerbe etwa. Alfo für die Karikatur.

Die moderne Karikatur if'i dern-entfpreehend kein Kind der großen Gemütsbewegungen. fondern eines kulturellen oder künfilerifchen Ge-fchmacks - ihre Höhe und Bedeu-tung im Einzelnen wird befiimmt durch den Grad von deffen Ver-edelung -. fie wirkt daher eigentlich weit künfilerifcher als die früherer Zeiten- mehr als Kiinftler denn als Prediger. Sie ifi nicht weniger Kultnrdokument- aber die kulturellen Eigentiimlichkeiten fprechen weniger durch den Inhalt als durch die Form - man muß bedenken. daß Beardsley vielleicht der fiärkfte Zeichner feit Dürer ifi! - und der Boden für fie ifi bereitet durch die außerordentliche Vorliebe unferer Zeit für die individuelle Sprache der Handzeichnung/ eine Vorliebet die bald fchon nicht nur den Ge-fchmack der Malen fondern auch das Kunfiverfiändnis des Publikums zu untergraben droht.

Zu den ehrlichen. ihrer Ziele bewußten Könnern inmitten diefes Tohubawohu gehört nun auch Stefan Krotowski. Trotz feiner Jugend- deren weitere Entwicklungs-möglichkeiten zu überdenken reizvoll ifh befitzt fein bisheriges Werk bereits heute fo individuelle Sprache und läßt den Weg. den er gegangen
.2:
iftt fo klar erkennenx daß es nicht nur als ein Verfprechem fondern bereits als eine Epoche feines künfti-rifehen Lebens gelten muß. Von der Malerei kam er her- Studium in Münäyen- und feine erfien fehr beanhtenswerten malerifchen Werke - ein weiblicher Akt von ftarken artiftifchen Reizen ift darunter-at-men die ganze neugeroonnene Freude an dem farbigen Einbruch die unferer Gegenwartsmalerei ihre Note lieh.

In den Karikaturen feiner erften
Jahre fpricht diefes farbenempfind-
liche Auge noch befonders deutlich
mit. Dann wächf'h wohl aus
der neuen Befchäftigung heraus-
das Gefühl für die Linie immer
fenfibler hervor„ vielleicht ein
wenig vom Einfluß Wilkes- des
großen Anregers unferer ganzen
Karikaturifiengeneration- geleitet.
Heute ifi Krotowski fo weit- feinem
künftlerifchen Wollen und feinen
menfchlichen Inf'tinkten einzig und
allein durch die das Wefen der
Karikatur darftellende Linie Aus-
druck zu gebenx und mit dern Sinn
für die unendlichen Möglichkeiten
ihrer Ausdrucksfähigkeit - es gibt
durchaus nicht viele. die folchen
Sinn befitzen - tritt er als ein
Ebenbiirtiger unter unfere führenden
Karikaturiften und wird den er-
worbenen Platz nunmehr zu be-
haupten haben.
Als feine reiffien und reizvollfken
Werke fiellen fich aber wohl feine
Intarfien datt welche die alte köfi-
liche Kunfk des Porträts aus ver-
fchiedenfarbigen Hölzern neu auf-
leben laffen. Sie vereinen aufs
glücklichfte die äußerfie Ausnutzung
der linearen Ausdrucksmöglichkeit
mit dem Farbenfinn feines Künfiler-
auges und find Kunf'twerkep die

zugleich alles Gute des Handwerklichen und alles noch Beffere künftlerifchen Ingeniums befitzen. Bei ganz perfönlicher Sprache befitzen fie doch reife Objektivität den Dargeftellten gegenüber; deren Wefen noch kein anderer Verfuch fo wahr gab. Und fo haben fie überdies hohen dokumentarifchen Wert.
Lothar Brieger-Waffervogel

Die „Kirmes“ des älteren Pieter Brueghel; die fich in unferem Hefte den luftigen modernen Bildern von Krotowski und Preetorius anfehließt; um mit ihnen zufammen dem Geift diefer karnevaliftifch geftimmten Wochen eine kleine Reverenz zu erweifen, gehört zu der ausgezeichneten Kollektion des niederländifchen Meif'ters; die das Wiener Hofmufeum bewahrt. Mit dem Maler von Breda; der dann feine füdholländifche Heimat verließ und ins Flandrifche wanderte; wo er in Antwerpen und Brüf'fel anfäffig wurde; beginnt der groteske Humor der nordifchen Bauernmalerei, Wie Pieter der Stammvater einer weitverzweigten Künf'tlerfamilie wurde. fo ward er der Ahnherr der Brouwer; Teniers, Oftade und ihrer Gefolgfchaft. Ermutigt dura) die Wagniffe feines älteren Landsmanns Hieronymus Bofcl). der mit fprudelnder Phantafie einen karikaturiftifch-burlesken Realismus ohnegleichen ausgebildet hatte, hielt fich der „Bauernbrueghel" mit Vorliebe an wirbelnd lebendige Schilderungen der umgebenden Wirkliäfkeit - juft in der Zeit; da von Italien her der reife Stil des Einquecento mit feinen „antikifchen" Jdealen über die Alpen drang* und die niederländifche Malerei mehr und mehr in feinen Bann zog. Brueghel blieben diefe neuen Lehren nicht unbekannt, er war lange Zeit in der Fremde; zog durch Frankreich. durch Italien und ift 1533 in Rom nachgewiefen; aber wie zum Trotz feste er dem welfchen Idealismus feine derbe Volkskunft, den Schönheitsbegriffen der Renaifiance die Häßlichkeit; Eckigkeit und Plumpheit feiner täppifchen Bauern; den romanifchen Stilprinzipien die unbefangene Frifche feiner germanifch-intimen Naturbeobach-

tung und7 was fchwerer wiegt, der
zeichnerifchen Kompofitionsmanier
der Italiener feine glänzende Far-
benkunft entgegen, die in dem foli-
den Boden der altniederländifchen
Tradition wurzelte. Unfer Bild
gibt eine vorzügliche Probe diefer
Malerei und läßt auch noch in der
Schwarzweiß-Reproduktion die faf-
tig-warme Pracht des Kolorits
ahnen; mit der Brueghel die tollen
Szenen feiner zechenden; taumeln--
den; tanzenden. tolpatfchig lieben-
den Bauern adelte. -
Das Gebirgsbild von
Eafpar David Friedrich;
das vor kurzem als wertvolle Neuer-
werbung in die Berliner National-
galerie kam; darf als eine der
fchönften Landichaften gelten7 die in
der erf'ten Hälfte des neunzehnten
Jahrhunderts in Deutfchland ge-
malt worden find. Nirgends kann
man Friedrichs Art befier ftudieren
als an diefem wogenden Bergland;
wo alles auf die Energie der Raum-
illufion geftellt ift; und wo er fich
doch nicht in die Beobachtung und
Wiedergabe des Formalen, Zeich-
nerifäfen verlor, fondern; ganz als
ein rechter Maler; die Aufgabe

durchaus mit den Mitteln des far-
bigen Ausdrucks löfte. Als der
pommerfche Landsmann Philipp
Otto Runges. der wie diefer der
Kopenhager Akademie und nament-
lich der tüchtigen Schule Ehrifioph
Wilhelm Eckersbergs feine Ausbil-
dung dankte. naäf Dresden kam.
wo er über vier Jahrzehnte eine
auch äußerlich fehr erfolgreiche Tä-
tigkeit entfaltete. war es vor allem
die lyrifch-romantifihe Stimmung
feiner Landfchaften. die feinen
Ruhm begründete. Auch die
figürliche Staffage. die er
gern einfügte. um jene Stim-
mungswerte zu verdeutlichen.
hielt fiat im Gefthmack der
Zeit. Bei unferm Bilde ifi nichts
dergleichen zu finden. Die fäfwär-
merifche Gefühlspoefie. die auch
hier mitfpricht. tritt völlig zurück
gegen die Beherztheit. mit der die
rein maleriithen und atmofphäri-
fehen Probleme des Vorwurfs in
Angriff genommen find. fie wächfi
zwanglos aus der Farbe felbft her-
aus. Friedrich war einer der erften
Deutfthen. welche die Phänomene
des Himmels entdeckten; auch
Goethe intereffierte fich. wie wir
aus einem Briefe an Louife Seid-
ler wiffen. für feine Wolkenftudien.
allerdings -» und das ift bezeich-
nend für die Anfthauungswelt des
Klaffizismus - weniger aus male-
rifchen als aus meteorologifch-phyu-
kalifihen Gründen. Wie weit der
Dresdner Meifter auf folchen We-
gen vorwärts kam. erkennen wir aus
der feinen Kunfi. wie hier Dunfi
und Nebel und Himmelsfpiel bei
auffteigender Morgendämmenmg
wiedergegeben find. Die etwas
fthüchterne und dünne Pinfelfüh-
rung. die auch fonft den keufchen
Reiz von Friedriäfs holden. leuch-
tenden Farben eigentümlich fieigert.
ifi bei diefem Naturfrhaufpiel be-
fonders gut am Plaße. Denn hier
ift alles zurückhaltende Erwartung
der nahenden Lichtfchönheit. die bald
firahlend aufgehen. die letzten
Schatten der Nacht aus Scl'lutlllw
und Tälerwinkeln verfcheuchen und
die bunte Pracht des Tages etablie-
ren wird. Friedrichs Lieblingsfar-
ben. feine zart gelben. hell rofa. blai
violetten und frifchen grünen Töne»

find auäf hier zu finden; doch fit
find noch eingehüllt in die Still-lel
der frühen Stunde. unter denen es
erwachend fich regt. M. Ö-

Veeantwortlicber Redakteur: l)|-.
Max Osborn in Berlin.
.. Für den
Znferatenteil verantwortlich: Walter Fliegel. Berlin. - Verlag „Nord und
bd“. E). m.
fiir Öfterreich-Ungarn:
b. H.. Berlin K7. 9.
Linkfiraße 17. - Auslieferungsfitiie
Hermann Goldfäzmiedt. Wien l. Wollzeile ll. r
Zufrbriiten und Einfendungen werden ohne Angabe eines Petrionennattltk's
erbeten. - Druck: Schlefiicbe Bucbdruikerei vorm. S. Schottlaender. A--G-i
Breslau lil. Siebenbufenerfiraße 11-15.

EMPTY

E r n ft H a r dt
(Nach einer Aufnahme von
Rudolf DÃ¼hrkoop. Berlin) ,
Zum Anffatz von Franz Olli-i
l:
_._l

vereintmii*
?BULLY-ge
WeüeßaHaU-mmatsfekmifi
-... _ . *W* .. __-
,LkeriagNolÖ till() Süß-*Gmbh Berlin.
xZi-et-.tretung rien (Yeti-e in. 1 i'm-Z ;
Zähltlllcll'll LTM-hilf? int? - ;. er? ..zT-:iu:
_“-_..... „-- ..-'_.__|,
, . q um..- .-t.
.0.
..q-.- ..-..*-.
'4.:'iahrg. Benz-2 .Heftudcu Zwar-*s Fee-,- 4:: ?zen :wi-.*-

't
â€žes .. J,
,TU
, . .. 7 *JUSWUPK ,. ..7... t
.. , . . .7'. ...M
'.-
.T t.-
n..
Hardt
r lift
(Rath einer Anhieb x
Rudolf
E
D
ilhtkoep, O
ÃŸ oo'-
fa
Juni Auf

Woo-1W
vereint mei*
Morgen
OWichehalbmonatSfehrifi
?Flug-Nuri) unüGM“Gm,hgYWgn
Wirkung .Jen Yuchhanöel:
S Schaumenö er'FGcbleßYerlug-zonjiou
MIabrg. Bd.132 Heft4c>0 Zweites Februarheft 1910

,O ncFerne â€žK v ' ' ',
&YAM-ag- eFLeTï¬,Fc-?Yyt ermmgung
unFWeFFLUDg-Hochjchufe SucYerÃœ'n.

Zum 400. Heft

Diefe Blätter dürfen fich mit einer ftolzen Zahl fchmücken: zum vierhundertfien Male tritt ein Heft unferer Zeitfchrift vor ihre Freunde. So „rüftig“ fie fich fühlt - es ift immerhin fchon ein refpektables Alter; und die Gefchichte der deutfchen periodifchen Literatur wird ein Jubiläums-fefi foleher Art noch nicht oft verzeichnet haben. Seitdem „Nord und Süd“ im April 1877 das Licht der Welt erblickte; hat es nun ein Menfchen-alter hindurch feine Lebenskraft erwiefen; und wenn es heute wie damals die Schriftftellerwelt wie das Lefepublikum Deutfchlands um fich fammelt; fo ift es mehr denn je von Plänen und Hoffnungen erfüllt. Doch wir wollen den Volksglauben Lügen firafen; daß das Alter ge-fchwäßig mache; wollen lieber durch künftige Taten zeigen; wie wir unfere Aufgabe jetzt und fernerhin auffaffem und erteilen den ver-ehrten Mitarbeitern das Wort; die fich als Gratulanten zu dem freudigen Familienereignis eingefunden haben. An ihrer Spitze begrüßen wir mit befonderer Genugtuung den Mann; der unfere Zeitfchrift einft begründete; und deffen Name für alle Zeit untrennbar mit ihr verbunden bleiben wird.

Paul Lindau:

Vor dreihundert Heften

Bei unferer letzten Begegnung; lieber Freund Osborn; fagten Sie mir; daß im 400. Heft der Zeitfchrift; die ich vor nunmehr 33 Jahren ins Leben gerufen habe; die mit mir ein bißchen mitalterte; und der jeßt Ihre frifche Kraft eine neue Jugend gibt; ich nicht fehlen dürfe. Mir war die Dringlichkeit Ihrer freundlichen Aufforderung mehr als eine bloße Höf-lichkeit. Jch felbft hatte ja; nachdem ich als einer der Hauptbeteiligten die Jubiläen des 100,; 200. und 300, Heftes unferer Zeitfchrift mitgemacht hatte; den ehrlichen Wunfch; der Feier des 400, Heftes nicht fern zu bleiben. Aber ich gefiehe; ich befand mich in einer gewiffen Verlegenheit; wie ich

meiner anhänglichen Sympathie bei diefem Anlaß wohl Ausdruck geben
könne. Ihre Anregung. Ihnen irgend etwas auf die Gefchichte von ..Nord
und Süd“ Bezügliches zu geben. fiihrte mich auf den Weg. den ich nun
eingefchlagen habe. und der vielleicht der richtige iii.
Es fiel mir eine Epifode ein. die fich ereignet hatte. als ich das Material
zum 100. Hefte zufammentrug. Bis zur Stunde habe ich fie als Redaktions-
geheimnis gewahrt. Aber jetzt. nach 25 Jahren. darf ich fie gewiß. ohne
Angfi vor einer Indiskretion. der Öffentlichkeit übergeben. *
Wie alle hervorragenden Mitarbeiter von ..Nord und Süd“. hatte
ich auch meinen verehrten Freund T h e o d o r F o n t a n e um einen
Beitrag zum 100. Hefte gebeten. Der als Schriftfteller und Menfch gleich
Liebenswiirdige entfprach auch meinem Wunfche und fchickte mir mit einem
reizenden Briefe am 17. Mai 1885 ein reizendes Gedicht. Die Befürchtung.
daß fein anmutiger Scherz in zierlichen Reimen mißverftanden werden
könne. veranlaßte ihn. zwei Tage darauf zu einem zweiten Briefe. dem
er einen zweiten poetifchen Beitrag beilegte: - i
„Ich habe den Spieß umgedreht“. fihrieb er mir unterm 19. Mai.
..und ihn fcherzhaft gegen mich felber- gerichtet. was immer das befie ifi.
Ironie (deren Zeitalter ich noch miterlebt habe) ifi etwas Gräßliches.
aber Selbft-Ironie ifi gut . . .tt
Nur diefes zweite Gedicht ift auf des Dichters Wunfch in „Nord und
Süd" erfchienen. Es heißt da:

..Du brachtefi. eh' ich mir's noch verfah.
Den Gratis meiner ..G r e te M i n d e“.
Du brachtefi fogar ..L'A d u l te r a“.
Was ich mit Rührung empfinde . . .
Ergeh' es Dir gut durch alle Zeit.
Im Wachen. Traum und Schlummer.
Und denke meiner in Freundlichkeit
Bei Deiner tanfendfien Nummer.‟

Es hat mich oft gewurmt. daß das e r ft e . das urfprüngliche Gedicht
für unfere Nummer 100 der Öffentlichkeit bis jeht vorenthalten geblieben
ifi; denn es ift ein Fontane vom reinften Waffer. Und nun bietet fich mit
die günftige Gelegenheit. das Manufkript mit der fchönen fchwungvollen
Handfchrift aus feiner 25jährigen Dunkelhaft zu erlöfen und ihm in Freiheit
Licht und Leben zu geben.

Zum 400. Heft
Fontane-Z erfier Brief hatte folgenden Wortlaut:
Vet-[int 17. Mai 85.
„Hochverehrtefierl WW' Su* 134c'
Anbei nur die paar Reime. Zu rechter Zeit werden fie wohl noch
kommety aber ob fie paffend befunden werden? Böswillige können
allerlei kleine Spitzen darin entdecken und werden es auch redliah thuny
aber Sie müßten nicht der feinh der Sie findx wenn Sie die kleine Spielerei
mißverfiehen wollten. Ich din alfo hinfichtlich Ihrer perfönlichen Auf-
faffung _vollkommen beruhigtx nur mir andrerfeits des Unterfchiedes
zwifchen Perfon und Redakteur wohl bewußt,
In herzlicher Ergebenheit Th. Fontane.“
Diefen Zeilen war beigefügt die nachfiehende
Gratulation an „Nordund Süd“
beim Erfrheinen feines 100. Heftes.
AchF ich bin der Verfe müd'
Aus dem Album-Stammbuch-Facheh
Doch für Dichx o „Nord und Süd" -
Das ifi eine andre Sache.
Was Du hafi/ das halte fefiz
Aber nie Dir felbfi genügenh
Eh' nicht weithin Ofi und Weft
Auch fich Deinem Banne fügen.
Denkeh daß es nimmer fromme-
Sich in fich'ren Traum zu lullenh
Vorwärtß bis die Stunde kommt
Mit dem Hefte von drei Nullen.
Ark» der Arme- der dies fchriebx
Wird dann längfi vergeffen fchlafenx
Aber Lindau? Lindau blieb-
Lindau- Bregenz- Friedrichshafen. Th. F.
Hoffentlich werden Sie mit mir zufrieden feinx lieber Osborn. Ich
bin Ihnen jedenfalls herzlich dankbar- mir die Gelegenheit geboten zu
haben- gleichzeitig Ihrer Zeitfchrift- die ich heute noch u nf e r e Zeitfchrift

zu nennen mir anmaßen möchte. und einem echten Dichter und entzückcndcn Menfchen meine wahre Freundfchaft und Anhänglichkeit ausdrücken zu können.

Rudolf Eucken:

Den Monatsfchriften ftellt das deutfche Leben eine befonders bedeutende Aufgabe. Mehr als bei den anderen Kulturvölkern hebt fich bei uns die geiftige Arbeit vom Gefamtleben ab. verfolgt ihre eignen Wege. bildet fich eine eigne Gedankenwelt und eine eigne Sprache, Solche Selbftändigkeit hat unbeftreitbare Vorteile für das Säjaffen felbft. bei keinem Volke der Neuzeit hat zum Beifpiel die Philofophie ein fo durchgebildetes Syfteni der Begriffe und Termini. fo daß vor kurzem ein hervorragender amerikanifcher Gelehrter fagen konnte. nur das Griechifche und das Deutfche böten angemefiene Ausdrucksmittel für die Arbeit der Philofophie. Aber folches Selbftändigwerden bringt auch die Gefahr einer Abfonderung mit fich. es droht fich eine Kluft zwifchen der Höhe und der Breite des Lebens zu bilden und das Ganze fchwer zu fchädigen. Dem gilt es nach befiem Vermögen entgegenznwirken. und dazu find vor allem die Monatsfchriftcn berufen. welche ihre Aufgabe in großem Sinne faffen. Alle Tiichtigkeit der Tageszeitungen kann nicht verhindern. daß bei den inneren Problemen ihre Wirkung fich nicht genügend befeftigen kann. daß die Eindrücke fill) einander leicht verdrängen; die Monatsfchrift befindet fich hier in günfiigerer Lage. fie kann aus der Flucht der Erfcheinungen das Dauerhafte hervorheben. es mit Nachdruck geltend machen. es weiteren Kreifen nahebringen. damit die gefchilderte Kluft verringern und den geiftigen Stand des Ganzen wefentlich fördern. So fei es aufrichtig begrüßt. daß diefe hochgefchäßte Zeitfäjrift ein kräftiges und erfolgreiches Wirken nach folchen Ziele entfaltete. und mit dem Dank dafiir feien befie Wünfche fiir cin weiteres glückliches Gelingen verbunden!

Heinrich Sptero:

Vierhundert Hefte -- fieh einmal an!
Vierhundert Hefte - das muß ich fagen.
Vier-hundert Hefte - der fiärkfte Mann
Kann fie nicht unterm Arme tragen.

Zum 400. Heft-

Vierhundert Hefte - mein Glückwunfch preift
Alle. die fie gedruckt und gebunden.
Alle. deren Talent und Geift
Hier eine freundliche Statt gefunden.
Und eine Frage nur bleibt frei.
Die ich erwäge im tiefften Wefen:
Wer eines Glückwunfchs würdiger fei:
Die fie gefchrieben? - Die fie gelefeu?

Heinrich von Pofchinger:

Die Krankheit des Kaifers Friedrich

(Eine Reminifzenz) (Nachdrucke verboten)

Anfang Juni 1887 follte ein Mitglied der politifchen Abteilung des Auswärtigen Amtes. wie damals jede Woche ein- bis zweimal. bei Bismarck fpeifen. Als er um 6 Uhr ins Palais kam. fand er nur die Fürftin vor. Sie empfing ihn mit den Worten: „Wir werden heute nicht vor 7 Uhr fpeifen können. Mein Mann ift ins kronprinzliche Palais gerufen worden und hat von dort fagen laffen. daß er erft gegen 7 Uhr zurück fein werde. es gehe dent Kronprinzen recht fchlecht."

Es war fchon 1/28 Uhr vorüber. als der Kanzler endlich kam. Tränen f'tanden ihm in den Augen. Er fah bleich und abgefpannt aus und erzählte: ..Die Profefforen Bergmann und Gerhardt haben das Halsleiden des Kronprinzen für Krebs erklärt und wollen eine fofortige gefährliche Operation an? ihm vornehmen; noch ahnt der Kronprinz nichts. er ift nur ungehalten dariiber. daß ihm die Ärzte fo viel ....in den Hals gucken."" Die Kronprinzeffin. niedergebeugt von Schmerz. widerfetzt fich der Operation und verlangt die Zuziehung cities englifchen Arztes. Auch hat fie mir zugemutet. vom Kaifer einen Befehl zu erwirkcn. daß die Operation nicht vorgenommen werden darf. Ich weigerte mich natiirlich eine folche Willenskundgebung des Kaifers zu ertrahieren. indem ich darauf hinwies. daß hier nur die Arzte mitzufprechen haben und daß ich als Laie keine Meinung äußern kann.“

Inzwifchen war im kronprinzlichen Palais alles zur Operation vor-

bereitet worden. die Bergmann am andern Morgen um 8 Uhr vornehmen
wollte. Die Kronprinzeffin befiand indeffen auf Auffchub. bis ein englifcher
Arzt gehört fei. Diefem Wunfch mußten die Ärzte fich fügen. Die Operation
wurde verfchoben. Man telegraphierte an Mackenzie in London. Diefer
kam. - Der Refi ifi bekannt!
Bismarck hat alfo jede Einmifchung in jenem Stadium verweigert.
Auch wollte natürlich niemand zur Operation fchreiten ohne Vorwiffcn
des Kronprinzen. Das wäre fchon einem einfachen Spitalarmen gegenüber
eine rechtswidrige und firafbare Handlung. gefehweige dem Kronprinzen
des Deutfchen Reiches gegenüber. Man wollte ihm aber erft unmittelbar
vor der Operation die fchlimme Samlage mitteilen. was durchaus korrekt
war.
Gufiav Falke:
Hinterm Knick
Gefiern ging ich. leidlich .trockenen Weges.
Einmal vors Dorf. des Frühlings denkend. der endlich
Auch in unferm wintergefegneten Norden
Seinen Befuch könnte machen. der ewige Säumling]
Doch da traf ich ihn hinterm Knick. Ich erkannte
Ihn fofort. Er faß auf niederem Feldfiuhl.
Um fich herum ein Dußend Farbentöpfe.
Ganz vertieft in der Arbeit. Zierlich tupfte
Er mit fpißem Pinfel das allererfie
Grün auf die Felder. ließ fich gar nieht fiören.
Fuhr in den Topf mit dem Pinfel und dann auf die kahlen
Büfehe umher. fprang auf und befah fich blinzelnd
Unter der Hand fein Kunfiwerk. wobei er den Pinfel
Quer im Mund trug. grunzte zufrieden und rückte
Haftig fein Stühlchen wieder zum nächften Bufch hin.
„Fleißig 7“ rief ich ihn an. „Sie eilt wohl. die Arbeit?
Bis hier alles hübfch grün ifi. heißt es fich tummeln.‟
Halb erfchrocken fuhr er herum und halb wütend.
„Stör' ich?“ fragt ich befcheiden. Er hauchte heftig

In die gekrümmten Hände- rieb fie und feßte
Seine Arbeit fort- als wäre ich Luft ihm.
„Werden Sie heute noch anderes malen ?“ „Möglich“
„Etwas gelb auf die Wiefen?“ „Hm" „Ein wenig
Blauer den Himmel?“ Er fchien nicht bei Laune und gab nicht
Antwort- wo ich doch höflich fragte. Plößlich
Rahm er den Pinfel- fuhr in den nächfien FarbtopfF
Brummte und warf ein paar gelbe Spriher um fich.
„Wirklich hübfchz und fo mühlos hingeworfenh“
Lobte ich. Doch fchien es ihn nur zu verdrießen.
Künfiler find komifche Käuze. Man läßt fie gewähren.
Brumme du nur! „Mir wär' es ermüdend.“ fuhr ich
Harmlos fort. „nur immer die eine Farbe
So den ganzen Tag mit Fleiß zu malen„
Grün in Grün. Es hat doch die Kunft ihre Plage.“
Worauf er mit feinem Pinfel unwirfch
In den blauen Topf fuhr und zwei rafche
Striche über den ganzen Himmel hinzog.
„Alle Achtung!" rief ich verwundert. „Das leuchtet!
Und fo leicht aus dem Handgelenk wie gar nichts.
Im bei folcher Routine will ich fchon glauben„
Daß Sie in ein paar Tagen Ihr Gemälde
Fir und fertig den Kennern präfentieren.
Freilich fehlt ja noch manches.“ Da dolchte er förmlich
Seinen Pinfel in einen der größeren Töpfe.
Diesmal war es ein roter- ein herrlich Zinnoberz
Schwang ergrimmt gegen mich die tropfende Waffe
Und fayrie wütend: „Sind Sie ein Rezenfente?
Trollen Sie fich zum Teufel! Einen Künftler
Läßt man beim Schaffen beffer ungefchoren.
Selber weiß er„ wo es noch fehlt und wann er
Fertig. Haben Sie etwa das Bild befiellh Herr?
Honorieren Sie mich?“ Ich fah noch niemals
Künfilerzorn fo gewaltig toben und hielt für
Ratfam. ihm das Feld zu räumen. Ohne
Eines Wortes den Wütenden weiter zu würd'gen-
Ging ich. Daß er fo fanft und hold nicht immer-

Wie ihn gewöhnlich die Leute heißem wußt' ich.
Aber fo? Kraßbürfiiges kleines Kerlchen-
Kenn ich dich jeßt? Es merkt fich der Dichter den Tag hent-
Und die Carmina- die er dir künftig widmet-
Werden fich fehr merklich unterfcheiden
Von den ehmals gefungenen füßen Liedern.
Als ich heimfchrittN fiimmten die nackten Bäume-
Alle die vielen noch unbemalten Wiefen-
Mich nicht freundlicher. „Rum wie war es draußen?“
Fragte mein Weib mich. „Etwas rauh noch"F fagt' ich/
Halb gewillt/ mein Erlebnis zu verfchweigen.
„Iax man fieht es/ meinte fie drauf mit Lachen-
„So eine fch'o'ne rote Frühlingsnafe." '
„Hab' ich?“ Doch es gab ihr der Spiegel recht dann.
Himmel! Es hatte ein fchönfter Zinnoberfprißer
Grade mitten mich ins Geficht getroffen.
Ob er's gemerkt- der Farbenkleckfer? Sicher
Freut er des Treffers fich noch und lacht fich ins Fäufichen.

Anna Behnifch-Kappfiein:

Disharmonie

Es duftetX es blüht, Die Welt ifi voll Licht
Und jeder Tag ein Liebesgedicht.
Von den Engeln des Himmels gefungen.
Es welkt und fiirbt. Die Erde ifi fahl
Und jeder Tag ein Trauerchoral.
Von zagenden Menfchen gefungen,
Derfelbe Dichter fchuf Leben und Tod,
Da ift- wie er beiden zu herrfchen gebot.
Seine Harfe mit Donnern zerfprungen . . ,

W
Michael Georg Conrad:
Mag man gegen den Optimismus donnern: er feiert ruhig feine Feftek
Jedes Jubiläum ift ein Preislied der Vergangenheit; ein Hochgefang auf
die Zukunft - und die Gegenwart hat nur Augen für ihr Fefigewand . . .
Und damit füttert fich auch der ertremfie Individualismus zum höchfken
Patriarchenalter durch; trotz allen kommuniftifchen Erperimenten und ge-
milderten fiaatsfozialiftifchen Spitzbübereien. Uralte Menfchenweisheit:
Wir feiern die Fefte; wie fie fallen - Hauptfache„ daß wir fie feiern und
fo vergnügt wie nur möglich. Alles Gute ftammt aus uns! Rotten wir
uns zu immer neuen Iubelfefien zufammen und tilgen die Schwarzfeher
und Peffimiften aus! Alle Kraft und Schönheit fkammt aus der Freude
an fich und den Siegen über die andern.
Richard M. Meyer:
Früher war es die Aufgabe der Zeitfchriften; ein an weitfchweifige
Bücher gewöhntes Publikum zum Genuß kurzer; prägnanter Auffälze
zu erziehen. Heute wird es ihre Pflicht; die durch überkurze Feuilletons
und Aphorismen verwöhnten Lefer wieder zur Würdigung gründlicher
Werke zu erziehen.
Georg Hirfchfeld:
Von Nord nach Süd bin dichtend ich gezogen;
Das Befte für mein Schaffen fucht' ich mir.
Ob ich es fand? Ob mich ein Wahn betrogen?
Ich weiß nur; daß ich lebe; dort und hier.
So fchreib' ich Nord und Süd denn auf die Fahne;
Die hoch entrollt in meine Zukunft weht;
Und wünfche jedem Weg; den ich mir bahne;
Daß er vom Kopf zum Herzen bindend geht.

Zum 40c). Heft
Hu go Salus:
Die Minnefänger
Nun hatten die Ritter fchon alle gefungen rings um die Tafelrunde.
War manchem trolzigen Munde ein zärtlich holdfeliges Lied gelungen.
..Nun willft auch du noch fingen. Erek? Wir laufchen ftill.
Was uns dein lang verfiummter Mund Liebliches künden will!"
.q
Sie trauten fich nicht die Blicke zu heben. einander ins Auge zu fehen.
Singen Dohlen und Krähen ? Kann unreines Erz einen Wohlklang geben?
Blut klebt an diefen Fingern und ungefühnte Schuld.
Unrein war er das dritte Iahr. nun heifcht er Gunft und Huld,
Er fang und fang mit zuckenden Lippen und fang fo edle Weife.
Jüngling und Mann und Greife fchlug fehnend das Herz an die Rippen.
Er fang von Reinheit und Treue. von feligem Maienlicht:
Sie hörten Erek fingen. doch Erek hörten fie niht. ?i
_a
Und als nun fein Sang zu Ende geklungen. fie faßen und faßen noch lange.
Als laufchten fie einem Klange. den nicht eines Menfchen Lippen gefungen;
Ihre Augen blickten zur Erde. auf manche Wange quoll
Heiß eine Männerträne und war von Reue und Trauer voll.
Doch in der Ritter gefenkten Blicken zuckt's auf von Scham und Schmerzen:
Wie? Nicht nur r e i n e n Herzen kann folch ein Lied voll Schönheit glücken?
Und jählings von den Sitzen lodert ihr Stolz empor.
Und Berengar im weißen Haar tritt aus der Schaar hervor:
„Schuld ifi auf unfer Haupt gekommen! Unrein ward diefe Runde!
Kein Lied aus Rittermunde fei. uns beglückend. fürder vernommen.
Eh daß wir rein geworden! Erek. entfühne mich!
Du bifi ein Lügner oder dein Lied! Erek. ich rufe dich!"

Zum 400. Heft
Alexander von Gleichen-Rußwurm:
Der Zertretene
Das war ein jubelnder Auffiieg! Das war ein Jauchzen im Mor-
genrot!
Auf meinen roten Mantel fchien das Morgenrot. die Falten durch-
gliihend- und der Morgenwind blähte den Mantel um mein Haupt.
Wo ich ginge fchmolz der Schnee- unter feinen Zähren wurde die
Erde bunt- fie lächelte unter Tränen.
Und es gefchahf daß, wenn mir Greife begegneten- fie fich fireckten
und reckten. Ein Feuer kam in ihre Augen bei meinem warmen Gruß.
Und es gefchah daßx wenn Männer mir begegneten. fie alfogleich
ein frohes Sehnen und Dehnen in den Armen fpürten und ein mutiges
Arbeitslied den bärtigen Lippen entfloß.
Und weiter gefchah est daß- wenn mir Kinder begegnetenx jedes ein
rotes Herzchen in den Händen trug und es mir zeigte.
„Was willft du mit dem roten Herzch-en?" fragte ich die Kraus-
köpfe- einen nach dem andern. Das Geheimnis vieler Kinderaugen fah
mich ang und viele fruchtrote Mündchen fprachen: „Du weißt fchon- was
es zu bedeuten hat."
Da nahm ich Zucker-brot aus meinem Ranzen und hieß die Kinder
fangen und lehrte fiet die Krumen den Vögeln zu gönnen.
Or ich durfte fpielen- denn ich war ftark und gut, Wie ftark ich war!
Ich konnte Bäume pflücken wie Blumen- und Berge heben wie Bau-
fieine. Die Berge trug ich dahin und dorthin. Doch nicht nach Willkür.
Sondern for daß fie den Wind abhielten- Sonne und Waffer fingen und
fie den Tälern zu ihren Füßen gerecht verteilten. Den Tälern gab ich
Ährengold und fmaragdne Seen. Städte und Dörfer baute ich aus lauter
niedlichen- pofiierlichen Wohnfiättent mit abfonderlichen Brunnent mit
Rathäufern gefchmü>t und mit Labyrinthgärtleing worin fich Liebende
mit Sicherheit verirren durften. Wenn fich ein Paar zufammengefunden
hatte, blieb die Uhr ftehen und durfte nicht fiörend fchlagem ehe fich die
beiden fakt geküßt. Wenn aber zwei Leute uneins gewordeny befahl ich
Donner und Blißf fie zu erfchrecken- fo daß fie auseinanderftoben und fich
fchärnten oder fich aus Furcht wieder in die Arme fielen.

Zum 400. Heft
„Du bift der junge Teig7 nicht wahr? Du bift der neue Tag- auf den
fo lange gehofft wurde allumfonfif nicht wahrf du bifi's?‟ riefen mir die
Menfchen zu. Und ich lächelte und nickte- denn noch hatte der alte Riefe,
der Herr der Welten- feine Augen nicht geöffnet- die ein Zauberfchlaf
müde und trunken gemacht.
Doch plößlich wachte er auf. Und gähnend hob er die unermeßliehen
Arme empor; daß fie faf't anf'cießen an die Decke der Welt.
Da fiel fein Blick auf miäf.
Er fchien gar nicht zornig. Nur ein leifer müder Hohn war um
feine Lippen.
Er deutete gar nicht mit dem Finger nach mirf und es war ihm nicht
der Mühe wert: „Du Wicht!“ zu fagen.
Aber dreimal zuckten feine grellroten Wimpern wie ein Nordlicht.
Da fielen meine Arme kraftlos herab- und die Kniee bebten mir, daß ich
nicht von der Stelle konnte,
Es blies kalt von allen Ecken und Endenh Sihneegeftöber wehten wie
zerriffene Leichentücher über die Täler- und7 vor den Lawinen flüchtend,
wimmelten ameifenhaft die kleinen dunklen (Heftalten der Menfchen mitten
im Weiß. Mit wimmelnden Zügen umzingelten fie mich. Und ich er-
fchrak vor den wilden- böfen Gefiäftern. „Verführer- Verräter!" krifch
es mir entgegen. „Du haft uns verführt- dem Dienft des großen Riefen
abzufagen- unferes barmherzigen Vaters! Statt Knirfchen und Knieen
haft du uns Küffen und Ianchzen gelehrt und den Zorn des Mächtigen
entfeffelt- dem man in Leid und Zittern nahen foll. Vernichtung dir- Un-
feligemi"
Sie hoben keine Steine auf mich- fie drohten nicht mit Dolchen und
Schwertern. Aber in Scharen gingen fie über mich hinweg- nachdem fie
mich zu Boden geriffen.
Wie einen Wurm am Weg zei-traten fie mich.
Als fie vorbeigezogen waren und ich allein im Schnee lag„ mein
rotes Blut wie einen Mantel ausgehreitetx da kam noch der Menfch- den
ich am liebften gehabt. Er hob mein Haupt empor-l doch nicht zu mildem
Dienft. Mit einer Gebärde des Wahnfinns nahm er mir das Leßtel er
riß mir beide Augen aus- wie es die Raben den Toten auf den Schlacht-
feldern tun.
Nun war alles gefchehen. Es fehlte gar nichts mehr. Da troßte ich
dem Herrn der Welten zum leßtenmal: „Hör“ michf du Riefe- micl» den

t' *k*
. l "I'd- _ÜM Y* *7* ,
Iean Antoine Wattcau:
M Das Firmenfchild des Kunfihändlcrs
Gerfaint (Rechte Hälfte) .
G (Verlag der Photographifchen Gefellfchaft
in Berlin)
"g Zum Auffah „Berliner Kunfichronik"

Zertretenf'ten derer, die dir tropfen! Du7 defien Nüfiern fich wonnevoll blähen beim Hauch von Moder und Blut! O. du ganz Großer. wie viel größer bin ich als du! Alles haft du mir genommen; qualvoll; hohnvoll; nur das nicht; was mich fo viel größer und reicher macht; als du es bift! Ich; Zermalmter; habe eine Kraft; die du nicht kennft. Nicht ift zertreten; was mich göttlicher macht als dich.
Denn höre mich; o Herr der Kälte und der Qual: trop allem; ich kann lieben."

Karl Hans Strobl: .

Vorfrühling

Aus violetten Ackern kommt der Duft
Der Erde. Es klingelt der gläferne Tau.
Ein Wolkenfchwan in feidener Luft
Putzt fein Gefieder vor friihem Blau,
Wir gehn durchs Feld. Die kühle Erde fchweigt;
Die Hügel fchwe'llt ihres Blutes Schlag;
Und aus den fern geahnten Meeren fteigt
Ein Sonnentag.

Hedwig Dohm:

Aphorismen der Lebensklugheit

Wer über den Wolken ift; merkt das fchlechte Wetter nicht. Fliege auf; meine Seele!

*

Willfi du aufwärts fliegen - fiernenwärts -; denke nicht an Ikarus; denke an - Zeppelin.

*

Nie denken: es i| zu fpät. Auch noch in der Stunde vor deinem Tode magf't du lateinifche Vokabeln lernen.

'K

Zum 400. Heft
Glaube nicht: es muß fo fein. weil es nie anders war. Unmöglichkeiten
find Ausflüchte für fierile Gehirne. Schaffe Möglichkeiten!
Bt
Refignation i| ein Schatten vor der Sonne. Geh' aus dem Schatten
in die Sonne.
*
Wehmut ifi wie Abendglockenläuten. das in fiille Dämmerung fällt.
Frohmut aber ift wie Lerchenfchlag. der Morgenröte kündet. Sei frobgemut.
K
Nie den Anfang eines Unrechts dulden. Trägheit fchädigt oft mehr
als Mangel an Einficht.
.r
Traurig und häßlich wäre das Alter? Bewahte. Ein alter Wahrfprucb
ifi's „Es gibt eine Gerechtigkeit auf Erden. daß die Gefichter wie die
Menfchen werden.“ Laß immer neue Gefühle in deinem Herzen erblühen.
immer neue. junge Zukunftsbilder in deinem Hirn; ihr Wiederfchein wird
deine Runzeln durchleuchten.
Adolf Wilbrandt:
Grinzinger Muskateller
..Schmeckende Traube!“
Wie felig lebft du fort in diefem Wein!
Ich fange wundernd deinen Atem ein;
Dein treuer Duft dringt fchmeichelnd in die Kehle.
Und fchlürfend trink' ich deine goldne Seele.
77?* Und traumhaft fiaun' ich:
An wen gemahnt mich diefer felige Duft.
Der in des Mittags Zaubergärten ruft?
Der füße.- fchwüle. edle. holde. fiarke.
Der Hochgefühle weckt im Lebensmarke?

Da plötzlich fühl' ich'sh
Im wachen Traum: fo dufteth ganz genaux
Die fchöne Seele einer fchönen Frau-
Die mit des Schenkens nie gefiilltem Triebe
Dich hold gefandth und die ich innig liebe.

Herbert Eulenberg:

Klage des Mannes Ein Sonett

Rings urn die Pfofien leuchtet der Holunderh
weißx nein ein wenig gelb blüht der Jasmin;
fie mifchen ihren Duft gleich Melodien-
ich fpüre fie7 die Brufi wird dabei wunder.
Zwei alte Briefe fand ich- naffen Zunderh
doch nicht das Feuer mehr in mir für ihn.
Die Zeit fah ich an diefen Lettern fliehnh
einfi machte mich ein Gruß von ihr gefunder.
Nun kommt der Duft von neuem aus der Erdeh
' die gleichen Blumen fiehen um mich her-
bei denen ich - ein Jahr verging/ nicht mehr! -
ihr Kiiffe gab; o luftgeborne Herde-
nun fänd' ich nicht zu eine m die Gebärde.
Ich weiß esh und mein Herz wird leicht und fchwer.

.p ans Lindau:

Zum Guten

In Momenten der (Verzweiflung- der Langweile/ der Fridolität wird
wohl von der Sinnlofigkeit des Dafeins iiberhaupt in großem leeren
Worten gefprochen; aber kann ein Menfch ernfilich glaubem daß das Leben

keinen Sinn hat? - Ich meine: wer fich die Frage in der rechten Weife-
alfo ernfi und eindringlich vorlegt- der wird auch„ und vielleicht je ein-
dringlicher er fragt- um fo eindringlicheh eine Antwort auf feine Frage
vernehmen. Wir fehen: Menfchenf Pflanzenx Steinel alles Bewegte
und Lebendige ift nach einer Richtung hin unterwegsx alles wandelt nach
Gefetzen vorwärts„ einem Ziele zux das wir nicht kennen; denn von der
Zukunft wiffen wir nichts. Aber wir nehmen teil an diefer Weltem-
wicklung- die fich nach einer Richtung hin vollzieht. Und unfer Geifi hat
einen Kompaß- das Gewiffenl als Wegweifer feiner richtigen Lebens-
tichtung. Der Wegweifer im Innern warnt davon das Dafein träge als
ein freundliches Gefchenk allein zu betrachten- ohne fich der Pflicht zu
unterziehem nach dem Maße eigener befter Einficht/ Ahnung und Er-
kenntnis felbfi zu arbeiten an einer finnvollen Gefialtung unferer Schickfalc.
Er warnt davor- fich in der Anficht behaglich zu beruhigem daß von
Natur au s alles Spätere auch fchon ein Befferes fein müffe als das
Frühere- als ob fonfi ja das Dafein keinen Sinn- keine richtige Richtung
hätte. Diefe Anficht enthält freilich eine tiefe Wahrheit- ebenfo wie dic
andere/ daß das Dafein nicht unfer Werky fondern Gefchenk ift. Aber es
kommt darauf anx das als Grundbedingung aller fittlichen Betätigung
Gegebene nicht tot liegen zu laffen.

Nicht weit reicht unfer Wiffen; unermeßlich find die Abgründe 'des
Dunklen/ die uns umgeben; aber das Organ der praktifchen Lebensrichtung
ift zugleich das Organ des theoretifchen Sehens und Forfchens- und der
Glaube darf das Auge des Verfiandes nicht als ein verächtlichee- gebrect*:
liches Werkzeug fortwerfen- fondern muß es aufs dankbarfie gebrauchen
lernen. Wenn der Glaube vertrautx daß alles Spätere beffer ift als alles
Früher-q und fo mit unendlicher Hoffnung ein Blühen und Wachfen alles
wahrhaft Bleibenswerten vorausfetzt- fo ift dies eine perfönliche Über:
zeugungy die fich nicht anmaßen kann- auch den Inhalt des Bleibens-
werteften im voraus wiffenfchaftlich zu erkennen. Wahrhaftigkeit fordert
Vorausfeßungslofigkeit der Forfchung mit Ausnahme der einen haupt-
fächlichen Vorausfeßung- daß es mit der Wahrhaftigkeit felbft allein die
wundervollft fieghafte Bewandtnis habe.

So meine ich denn: wir wiffen nicht den Sinn des Lebens, aber
wir dürfen und follen glauben- d aß das Leben einen Sinn hay den wir
im Weiterfchreiten erfahren. Das Buch des Lebens ift in Lettern gedruckt.
die wir durch Taten entziffern; und wie langfam oder fchnell wir auch
darin lefem in einer deftimtnten Richtung lefen wir ftets darin weiten

Zum 40c). Heft
in der Richtung zu dem uns inhaltlich unbekannten. doch feelifch und bewußt
ewig erlebenswichtigen G u t e n.
Hermann Bahr:
Der Redaktion von ..Nord und Süd“ fendet zu dem fchönen Ereignis
den herzlichften Glückwunfch
Ihr aufrichtig ergebener
Hermann Bahr.
Timm Kröger:
Mit dem Humor ift es wie mit der Telegraphie ohne Draht. An allen
Gegenfiänden geht fie fpurlos vorüber. nur nicht an dem Apparat. der
auf die Feinheit ihrer Schwingungen eingerichtet ift. (..Leute eigener Art.“)
Julius von Pflfugk-Harttung:
Alfs Kinder'
Herr Ritter Alf von TönsbergISchloß
Zog in das Land hinein
Und brachte heim auf feinem Roß
Das fchönfte Iungfräulein.
Ein Töchterchen und einen Sohn
Sie ihrem Eh'herrn gab.
Dann trat der böfe Tod heran
Und legte fie ins Grab.
Herr Ritter Alf von Tönsberg Schloß
Zog in das Land hinein
'Und führte heim auf feinem Roß
*.->-.-„ .
.Wu-(7".
R' (rei-nr"W
UUll/ZlüZilk)
Ein ander Iungfräulein.

Zum 400. Heft
Die Kinder kauerten am Tor
Und boten Kuß und Grußf
Die Jungfrau fah fie finfier an
Und fiieß fie init dem Fuß.
Gab ihnen weder Bier noch Broh
Kein Bettchen- keinen Scheitz
Die Kinder weinten die Augen fich rot-
Sie fror und hungerte beid'!
„Ach Mutter; lieb Mutter) wie weilf't du lang,
Uns friert und hungert fehr-
Der Nachtwind pfeift- es heult der Wolf-
- Uns ifi der Kopf fo fchwer."
Das hört die Mutter tief unten im Gral»
Da regt fich ihr müdes Gebein-
Sie hebt vom Sarge den Deckel ab„
Sie wölzt vom Hügel den Stein,
Der Nachtwind pfeifß es heult der Wolf-
Der Gießbach wimmert im Lanf/
Beim Haufe fchlagen die Hunde anf
Ein Rabe flattert auf.
„Ach Motten lieb Mattel-h wir wußten es beid'-
Daß du uns nimmer vergißt;
Doch wie hohl ifi dein Aug'- wie bleich dein Geführ-
Und wie eifig kalt du difi! -
Ach Mutteiy lieb Mutter-h o reiche uns Brot-
Uns hungert gar zu fehrj
Erwärtn' unfre Hände- fonft bleiben wir tot-
»- Uns ifi der Kopf fo fHwer.‟
Die Mutter preßt fie an das Herzx
Sie küßt ihren kalten Mund.
„Ach Mutter; lieb Mutter- vorbei ift der Schmerz-
Du küßtefi uns beide gefund."

Zum 400* Heft

Der Nachtwind pfeiftz es heult der Wolf„
Der Morgen dämmert rot;
Da fieht er in dem Kämmerlein
Die beiden Kinder - tot.

Wilhelm Altmann:

Wenn ich feit Iahren dafür kämpfez daß auf unferen Konzertprogrammen den heute lebenden Komponifien fiets wenigftens ein kleiner Play gegönnt wirdF fo gefchieht dies nicht etwa aus Verachtung der anerkannten Meifier. der fogenannten Klaffiken zu denen ich fogar fchon Brahms rechne. Mit unbegrenzter Hochachtung und Liebe hänge ich an diefen Klaffikernj aber fie werden heutzutage fo in den Vordergrund des ganzen Mufiklebens gefielltj daß neue junge Talente fich kaum rühren können und daher notgedrungen verkümmern müffen. Noch immer ifi unfer deutfches Vaterland reich an großen mufikalifchen Talentenz an wirklichen Tondichternz aber zur Anerkennung zu kommenz ja iiberhaupt nur Beachtung zu findenz wird ihnen heutzutage mehr denn je e'rfchwert. Für fie zu kämpfenz ihnen die Wege zu bahnenz follte jeder bereit fein„ dem an der Erhaltung des Ruhmes der deutfchen Mufik liegt.

Frida Schanz:

Das gebannte Tal

Sie nennen's das gebannte Tal-
Nun herzt der Frühling feine Hänge-
Nun gluckft der Bach durch feine Enge-
Ein Strauah fing einen goldnen Strahl-
Ein Gartenbeet voll Tulpen glühte„
Ein Mädchen lacht mit rotem Mund.
Bis in den tiefften dunklen Grund
Steht das gebannte Ta(in Blüte.

?ZZ-ZM. ZNS-W
288

- x-zll-'jekktgr
/.
“0
?-
Zum 400.
x ' f

Wilhelm Munch:

Bildet Nord und Süd den ftärkeren Gegenfalzp oder Oft und Wefi?

Tatfächlich find auf unferem Erdenrund die allergewaltigfien Kämpfe ausgefochten worden zwifchen Oft und Weft; in uralten; mittleren und auch ganz neuen Zeiten; zwifchen Afien und Europa zu allermeift. Dafür hat aber auch die friedlichere Kulturübertragung fich im ganzen am meiften zwifchen Oft und Weft oder Weft und Oft vollzogen; die wichtigfien Handelswege; die Auswanderung (wie einft die Völkerwanderung) find in diefer Richtungh hin oder her; gegangen. Zwifchen Nord und Süd ift nicht wenig Kampf gewefen und natürlich auch nicht wenig Beeinfluffung und Austaufch; aber die großartigere Bewegung hat auf den Breitengraden fich abgefpielt. Um fo befiimmter zeigt fich in allen größeren Einzelländern ftiller oder auch fehr laut ausgedrückter Gegenfaß zwifchen Nord und Süd; mit verfchiedener Schärfe und Tragweite in den einzelnen Ländern; aber doch im ganzen fehr ähnlich. Man mag auf Frankreich blicken; auf Italien oder Spanien; auf Großbritannien; die Vereinigten Staaten oder China: überall das Gefühl eines Wefensunterfchieds; überall nur ein halbes gegenfeitiges Verfiehen; ein Maß von Mißtrauen und Ablehnung. Man möchte fagen; daß zwifchen Nord und Süd die innerlichfien Gegenfäße befiehen; oder vielleicht die bloß innerlichen; die aber die zäheften find und die verhängnisvollften werden können. Wir in Deutfchland insbefondere find über diefen Stand der Dinge oder vielmehr der Seelen ganz befonders wenig hinausgekommenF und fo viel Angleichung auch (oder fiaatliche Verbindung) die fortfchreitende Kultur bewirkt; innerhalb diefer felbigen Kulturwelt vollzieht fich auch immer weitere Differenzierung; es fteigert fich namentlich auch das Bewußtfein der Wefensdifferenz; eine nervöfe Menfchheit ift in diefem Punkte fehr empfindlich. Da müffen denn viele Menfchen mit gutem Willen immer am Werk bleiben; um dennoch zu überbrücken; zu vermitteln; zu vereinigen. „Nord und Süd“ in diefem Sinn ift eine gute Parole und bleibt bis auf weiteres zeitgemäß.

Guftav Schiller:

„Nord und Süd“

Du hochgemuter Fahrtgefell;
So freudejung und freudehell;
l
rl, lt-tr
.'sllkkIkLZi'l'l
0t-
Lac-context*

Zum 400. Heft
Die Straßen. weit ins Land hinaus.
Fliegfi du mit frohem Wander-draus.
Du ruffi es. und dein Auge glüht:
..Vierhundertmal zu Nord und Süd!“ _
Wie möcht's dem Fahrtgefellen fein.
Könnt' erfi fein Mund das Iubeln ftreun:
Viertaufendmal ins Land hinein!
Ludwig Geiger:
Aus einer Reife nach Südfrankreich
(Cirque cke Gnunrnie)
Das war ein Tag. Nur Lieblingen befchert.
Ein Tag voll Größe und voll fiiller Pracht.
Ein hoher Tag. wo im Gemüt man ehrt
Allwaltender Naturkraft firenge Macht.
Der fchroffe Fels. der fchier zum Himmel ragt.
Zerklüfteten Gefieines hohe Mauer.
In die kein lebendes Gefchöpf fich wagt.
Und die das Herz erfüllt mit Todestrauer.
Und fiill ergriffen. wie im hohen Dom.
Sahn wir vom cirque (Zaum-nie uns umgeben.
Nur Waffer plätfchern im lebend'gen Strom.
Verkünden in dem ernften Tod das Leben.
Da fchien es mir. als wenn ein Falter weiß.
Den bei der Hinfahrt fliegend ich erblickte.
Mit feinen zarten Flügeln lind und leis
Mich aus dem Treiben diefer Stätte rückte.
War's eine Seele. die gen Hinnnel flog.
Entrückt des trüben Dafeins fchweren Plagen?

Zum 40c). Heft
War es der Friedß den die Welt betrog-
Der fich hinauf zum Äther wollte wagen?
Mir war's wie MofenF der auf ödeni Stein
Zum Wunderlande fenkt den trunk-nen Mich
In wüfte Einfamkeit glänzt heller Schein:
Der Sieg der Freiheit und der Liebe Glück,
Wilhelm Schäfer:
Winter am Rhein
Wir haben hier am Rhein den Winter als Mittelding von Herbft und
Frühlingh darin der Schnee nur manchmal wie zur Bleiche liegt und rafch
von weichen Winden hinweg genommen wird. Doch ift er fchöm weil er
die Silberfarbe und den Linienfluß der Berge viel reiner als der Sommer
zeigt. Wer dann auf einem Schiff von Bingen oder Koblenz hinunter
fährt nach Bonn oder Kölnh fieht an den Ufern die Städtchen mit ihren
Schieferdächern in Dunft und Sonne gleißend„ fieht noch die Umriffe der
Burgen wie Schatten in einer Mondnacht darüber ragen: doch fchlaff
und weichlich löfi fich jede Farbe- jede Linie auf in Dunfl. Daßdroben
Wälder das Gebirge fäumen und daß die Zackenkanten der Weinberg-
felfcn fich phantaftifch ins Tal hinunter ftürzenF daß folcher Kanten manchmal
cin Dutzend hinter einander ftehen und daß fich irgendwo der eingeengte
Blick auf Stundenweite in blaue Tiefen öffnet- daß mit dem hellen Schiefer--
grau der Dächer das dunklere der Jelfen und mit dem fiumpfen Grün
der Lohhecken das zarte Strichelwerk der Weinberge Harmonien von aparter
Wirkung gibt: das fieht er nicht- weil ihm die Helligkeit des Waffero mit
Gliherlichtern in die Augen fiicht. Wie es die eigene Farbe nicht verrät -
wer fah ihn jemals grün den grünen Rhein - fo fcheint fein Blinkerlicht
auch alle Farbe der Landfchaft aufzufaugen.
Zwar haben wir auch im Winter Nebeltage genugF an denen fich die
Ufer filbrig verfchleiern: nur haben die Bäume dann keine Blätter und
keine Farbe mehrz fie fiehen grau gefirichelt in dem Fidunfix und weil die
fchiefergrauen Weinberge auch nicht mehr grün gefärbt find- weil fich im
winterlich ruhigen Waffer der filbergraue Himmel dunkler fpiegelt: wird

alles facht ins Gegenteil verkehrt. Nicht mehr das fcharfe Gliherfpie(der
Sonne und der heiße Dunfk. nur noch ein fanftes Licht. darin die fchönen
Umriffe der Berge und der hohen Uferbäume wie in altem Silber ge-
fpiegelt erfcheinen. Wer dann von einem Hügel bei Koblenz nach allen
Seiten weit hinaus die Silberfäume hintereinander zart in den Himmel
fieigen fieht. bis fich die letzten in traumhafter Unwirklichkeit ganz in die
milde Helligkeit verlieren: der könnte meinen. daß es nichts Schöneres
in diefer Landfchaft gäbe. als wenn der Nebel ihre Schönheit in feine fpinn-
webenzarten Schleier hüllt.
Doch braucht nur einmal der Eifelwind in diefen Traum zu blafen.
und wie erlöfi aus einer fchönen Verzauberung zu einer fchöneren Wirk-
lichkeit zeigt fich die reiche Fülle diefer vielgefialtigen Welt. Wer hier von
meinem Berg bei Vallendar ins Rheintal blickt. der fieht auf Stundenweite
den Rhein in großen Bogen ziehen. wie er mit drei Armen zwei lang-
geftreckte Infeln umfäumt. die reich mit Pappelbäumen befianden
find. So hoch die Reifer der fchlanken Stämme weifen. nicht anders
als Wacholderbiifche fiehn fie in der lichterfüllten Ebene da. die fich
nam allen Seiten mit Bergen fchön umrändert. Wenn dann im
Drang der fiarken Eifellüfte. die der Seewind treibt. die eifengrauen
und fiählern glänzenden Wolkenmaffen tiefdunkelblaue Schatten in
die breitgelagerten Vorberge der Eifel werfen. wenn das Licht
aus einem Spalt wie ein Scheinwerfer über die Dörfer und Felder
läuft. wenn unten der Rhein auf einmal zu leuchten beginnt in
einem vielfach verftärkten Licht: das ifi dann eine andere Welt als
jene im zarten Nebeldunfi. Der Hörner- und Beckenklang des großen
Orchefiers und der Taktfchlag wirbelnder Trommeln darin. Zwar immer *
noch auf Grau der Klang der Farben. doch fiatt des matten Silbers blanker
Stahl. der an den Rändern bunt angelaufen ifi.
Doch kann es kommen. daß fich der Rebel eines Morgens als Rauhreif *
fetzt und viele Tage nicht mehr vergeht; auch daß die Schiffbrücke zu Koblenz
ausgefahren werden muß. weil Eisgang vom Oberrhein gemeldet wird.
Das ifi dann freilich doch das fchönfie an unferm Winterrhein. wenn fich
das Scholleneis auf feinem dunklen Waffer zu runden Platten fchleift.
die nachts das enge Bergtal zwifchen Bingen und Braubach mit ihrem
klingenden Gefchiirf erfüllen. Wenn fchließlich. wie eine Maffenwanderung
von Urwelttieren. die gartengroßen Schollen kommen und fich bekämpfen
mit ihren fcharf abgebrochenen Kanten; wenn dann zuletzt das Eis fich
fiellt. in zackigen Schichten übereinander. und eines Tages von Vallendar

nach der Infel Niederwerth hinüber die Menfchen und Wagen auf einer glattgefchürften Straße gehen,
Wir wiffen aber; daß es nur Wochen/ manchmal nur Tage findx die uns das Schaufpiel eines Eiswinters geben.

Franz Blei:

Die Gnade

Mir ift ein Reichtum über Alles wordenx
Da ich die Schätze meiner Armut hob - Ä
O Preis der Einfalty alles Kleinen Lob7
O firoßendes Gewand im Bettelorden!
O Nieder-es» daß davor hinzuknien
Der Demut allertieffie Beuge i|„
O holdes Kind- das nun mein Zeuge ifi:
Es ward die füße Gnade mir verliehen.
Es blühten Sterne auf in meiner Brufih
Des Wunders Wunder hält mieh ganz umfangent
Nun ift nicht Harm mehr und kein Bangenx
Daß Dir zum Wehfien wird- was mir zur Lufh
Und Höhnen mir- wenn Dir die Engel fangenX
Denn meiner Armut Reiche bin ich ganz bewußt.

Otto Hanf e r:

[Winzern in _j078u88

Mit ihrer Sichelhaubex Ifabeau
Ifi immer gut bei Laune- weiß von hundert
Frauen das Übelfie und fagt es fo-
Als wär' es gar nicht möglich- fo verwundert.

Und dennoch prickelt's auf der Zunge ihr
Und riefelt bis in ihre Zehenfpißen.
Wenn fie's erzählt mit höfifcher Manier.
Und ihre fchwarzen Schlehenaugen blißen,
Man muß fie fehn. wie fie die Röcke rafft
Und unter einem muntern Wortgepläakel
Über die Straße geht. daß man den Taft
Der Strümpfe fieht um ihre feinen Enkel.
Und wenn fie drüben ifi und ihre Hand
Die Röcke wieder freiläßt. ifi's. als baute
Ein Wall fich rings um das Gelobte Land.
Das man wie Mofes fchon von ferne fchaute.
Allein umfonft. Denn Ehrbarkeit ift Trumpf
In ihren läfterlichfien Schwankgefchichten.
Indes wer weiß? Ihr feidner Zwickelftrumpf
Wiißte vielleicht fo manches zu berichten.

Ludwig Gurlitt:

Das Wort ..N o rd u n d S ü d" hat einen andern Sinn im Laufe
'der letzten Jahrzehnte gewonnen. einen andern Gefühlswert. In meiner
Kindheit deutete es den Verfuch an. eine geifiige Brücke über den Main
zu fchlagen. Das find die Zeiten. in denen es „unferm Fritz“ fo hoch an-
gerechnet wurde. daß er ein feelifches Band herüber und hinüber geflochten
habe z das find die Zeiten. von denen im „Simpliziffimus" ein alter
bayerifcher Wachtmeifier fchwärmt. die guten. alten Zeiten. in denen man
„auf die Preißen noch hat fchießa derfa“,
Jetzt ift erreicht. was man damals erfehnte. Ich reife viel im Norden
und im Süden; ich fpreche hier und dort in Verfammlungen. trete dann
beim Glafe Wein mit den Männern und Frauen der verfchiedenen Städte
in engere Fühlung: der Gegenfatz zwifchen Nord und Süd ift gefchwunden.

Zum 400. Heft
Die Leute haben ihre lokalen Eigenarten- aber man empfindet fie nicht
mehr als etwas Trennendes. Es fieht nicht ander-sh als wenn wir von
Oft und Weft fprechen - ja- ia) glaubeF Ofipreuße und Rheinländer ver-
ftehen fich kaum beffer als Holfieiner und Südbayer:
So hat „Nord und Süd" ein gut Teil feiner Aufgabe gelöfh aber
es ift deshalb noch nicht am Ziele. Wir müffen uns den Begriff nur mit
noch reicher-em Inhalt füllen: zum Süd vor allen unfere bedrängten Brüder
in Öfierreich mit einrechnen* und fofort eröffnet fich wieder ein weites
Arbeitsfeld.
So mag an ihrem Jubeltage die Zeitfchrift „Nord und Süd" am
bewährten Alten fefihalten und nach dem lockenden Neuen beherzt greifen.
Meine herzlichen Glückwünfche begleiten ihre Arbeit auch fernerhin.

A. Hildebrandt:

Die militärifche Verwendung der Flug-
mafchinen

Die Fortfchritte einer Erfindung oder Entdeckung auf technifchem
Gebiete hängen meift wefentlich davon abf wie groß die Nachfrage nach
dem betreffenden Gegenf'tande ifi.. Es if't natürlichf daß die Erfinder
oder diejenigen Konfirukteuret die fich auf dem neuen Gebiete betätigen
wollenj meifi auch möglichfi große materielle Vorteile von ihren Arbeiten
haben wollen. Reukonfiruktionen erfordern viel Geldy und noch mehr
Geld erfordern die Verfuche mit ihnen. Man hat aber nur Ausficht,
fein angewandtes Geld und feine Arbeit bezahlt zu erhalten, wenn ein
Gegenfiand nachher auf dem Markt viel begehrt wird; bei reger Nach-
frage wird au>7 viel gearbeitet werdenj und damit ergeben fich im Laufe
der Zeit die Fortfchritte von felber.
Gerade über den Wert oder Unwert der Flugmafrhinen find in
letzter Zeit lebhafte Erörterungen entfiandenf bei denen man zum Teil
diefen Luftfchiffen „fchwerer als die Luft“ nur ein ganz befchränktes
Verwendungsgebiet zugefprochen hat. Meift ifi dies jedoch nicht von
Fachleuten gefchehenj wobei unter Fachmann jemand verftanden fein
follj der fich fchon feit vielen Jahren mit der flugtechnifchen Frage theo-
retifch und praktifch befchäftigt hat. Man wird wohl zugeben- daß es
kaum möglich iftf rein theoretifch oder naäf kurzem Einblick in die Materie
ein wirklich tiefergehendes Urteil zu fällen und die zukünftige Entwicke-
lung annähernd richtig vorauszufagen.
Zur Beurteilung der Frage- wie fchnell oder wie langfam jeweils
die Fortfchritte in der Aerodynamikf wie diefer Zweig der Luftfchiffahrt
genannt wirdz vorgegangen findt ifi ein kurzer gefchiäftlicher llberblicf
erforderlich.
1617 hat Faufius Veranzius in Venedig ein Buch herausgegeben,
in welchem er einen als Gleitflieger verwendbaren Fallfchirm abbildet.
Unter Gleitflieger ver-fieht man bekanntlich einen motorlofen Flieger-
der von einem hohen Punkte in fanft abwärts geneigter Bahn nach
unten gleitet. 1783 hat fich fodann der Phyfiker Sebaf'tian Lenormand

mit einem pilzförmigen Apparat vom Turm des Obfervatoriums in Mont-
pellier herabgeftürzt. Am 22. Oktober 1797 wagte Jaques Garnerin
zum erften Male mit einem Fallfchirm einen Abfturz vom Ballon.
1784 führten die Franzofen Launoy und Bienvenu eine Modell-
Luftfchraube einer Kommiffion der Akademie der Wiffenfchaften in einem
Saale freifliegend vor.
Nach einer langen Periode wenig fördernder Arbeit zeigte 1870
der Franzofe Psnaud ebenfalls ein kleines Schraubenfliegermodell im
freien Fluge. '
Der erfte einwandfreie Gleitflieger wurde aber er| in den achtziger
Jahren von unferem deutfchen Landsmann Otto Lilienthal hergeftellt.
dem es mit feiner Mafchine gelang. eine ganze Reihe von Gleitflügen
über Strecken von mehreren hundert Metern durchzuführen. Am 9.
Auguft 1896 ift Lilienthal bei feinen Verfuchen verunglückt. In Eng-
land und Amerika feste man feine Arbeiten fort. und nach weiterer
Durchbildung des Gleitfliegers gelang im Jahre 1903 den Brüdern
Wright der erfte Flug mit einer Motorflugmafchine. Schon am 5.
Oktober 1905 erzielten fie einen Flug von 38 Minuten 3 Sekunden
Dauer über eine Strecke von 38.9 Kilometer. Es i| bekannt. daß
man diefen gewaltigen Fortfchritt in Amerika abfolut nicht zu würdigen
vermochte. und daß man in Europa den Nachrichten über die Flüge
keinen Glauben gefchenkt hat,
Unabhängig von den Wrights hatten fich in Europa der Brafilianer
Santos Dumont und der Däne Ellehammer mit flugtechnifchen Ver-
fuchen befchäftigt. und beiden ift es im Oktober 1906 gelungen. mit
einer Motorflugmafchine ebenfalls freie Flüge auszuführen.
Von nun an fchreitet die Entwickelung fchnell vorwärts. Wilbur
Wright kam nach Frankreich. wo er 1908 mehrfach Flüge von über einer
Stunde und fpäter von über zwei Stunden Dauer ausführte. Orville
Wright erzielte in Amerika ähnliäfe Refultate. und feit 1909 gehören
Flüge von über zwei Stunden Dauer nicht mehr zu den Seltenheiten.
Auch die franzöfifchen Flugmafchinen. Ein- und Mehrdecker. find in
gleicher Weife an den Erfolgen beteiligt.
Diefen Ergebniffen muß man felbftverfiändlich auch die Unglücks-
fälle gegenüberfiellen. Lilienthal war der Engländer Pilcher mit einem
Abfturz gefolgt. Im September 1908 ftürzte Orville Wright mit
feiner Mafchine aus größerer Höhe herab; fein Begleiter. der Leutnant
Seldfridge fand dabei den Tod. Die Franzofen Lefdvre und Kapitän

Ferber fowie der Spanier Fernandez haben im vergangenen Iahre in-
folge von Abftürzen ihren Tod gefunden. Am 4. Ianuar ift dann auch
der gewandte Delagrange einem Abfturz zum Opfer gefallen. Eine
ganze Reihe anderer Flugtechniker ift abgeftürzt und mehr oder minder
fchwer verletzt.
Diefe Abftiirze haben in letzter Zeit eine gewifie Voreingenommen-
heit gegen die Flugmafchinen hervorgerufen.
Die Verwendungsmöglichkeit a l l e r L u f t f ch i f f e hängt wefent-
lich von der Gunfi des Wetters ab. In friiheren Iahrenz als noch der
Kugelballon in den Armeen als Feffelballon Verwendung finden mußte.
war es nicht möglich diefes Kriegsfahrzeug bei größeren Windftärken
als fechs Meter in der Sekunde zu benußen. Der Wind warf fon| den
Ballon fiark hin und her und drü>te ihn häufig fogar bis zur Erde; eine
Beobachtung der feindlichen Truppen war damit völlig unmöglich ge-
macht.
In den achtziger und neunziger Iahren wurde alsdann durch v.
Sigsfrld und v. Parfeval der Drachenballon konftruiert und durchge-
bildet. Mit ihm ift ein Feffelballon gefchaffenz der bei Windgefchwindig-
keiten von fünfzehn und mehr Meter in der Sekunde fo ruhig in der
Luft ftehß daß man fehr wohl noch auf weite Strecken Einzelheiten
mit dem Glafe zu erkennen vermochte.
Unfere heutigen Lenkballons oder „Luftfehiffe'ß wie fie genannt
werdenx haben noch keine größere Eigengefchwindigkeit als fünfzehn
Meter in der Sekunde erzielen können. Demnach befüjränkt fich ihre
Verwendungsfähigkeit auf atmofphärifche Verhältniffej bei denen kein
|ärkerer Wind als vielleicht zwölf Meter in der Sekunde weht. Bei
fchnelleren Luftftrömungen kommen die Luftfchiffe über der Erde nicht
mehr genügend vorwärts.
Wie fieht es nun mit den Flugmafchinen? Noch Anfang 1909 hieß es
überallz daß man mit diefen „Schönwettermafchinen" nur bei völlig
ruhiger oder fchwach bewegter Luft aufzufteigen vermöge, Die Flugtech--
niker vermieden es ängftlich. bei bewegterer Luft aufzufteigen. und noch
bis Mitte des Iahres konnte man damit rechnem daß die Führer bei
ftärkerem Winde als fechs Meter in der Sekunde ihre Mafchinen nicht
aus den Schuppen herauszogen. Aber fchon während der Flugwoche in
Reims und gelegentlichz wenn auch feltener- in Berlin wagten fich doch
Leute wie Latham. Blsriot. Lefevrw Farman u. a. auch bei leb-
hafterer Luftbewegung in die Höhe. Als klaffifches Beifpiel muß ein

Flug von Latham hervorgehoben werden; der im Oktober in Blactford
in England bei einer Windgefchwindigkeit von vierzehn Metern in der
Sekunde aufgeftiegen ift. Ende des Jahres haben dann noäf verfchiedene
andere Luftfchiffer ähnliche Bravourleiftungen ausgeführt.
Hieraus ergibt fich; daß es fchon bei dem jeßigen Stande der Flug-
technik möglich ift; bei Windverhältniffen aufzufteigen; die gerade noch
die Verwendung von Lenkballons geftatten. Der Praktiker; der viel mit
Drachen gearbeitet hat; weiß fehr wohl; wie fchwierig es ift; bei der
genannten großen Gefchwindigkeit Drachen in die Luft zu führen; und
diefe Tatfache fcheint ja auch die Anficht zu beftätigen; daß nur wenige
waghalfige Leute folche Flüge wagen könnten. Doch, warrtm foll man mit
Gewißheit der Flugmafchine die Verwendung in bewegterer Luft ab-
fprechen; wenn fchon duräf einzelne Fälle das Gegenteil bewiefen wor-
den if't! Wie fich die Luftfchiffe „fchwerer als Luft" in Zukunft ent-
wickeln werden. kann niemand mit Sicherheit vorausfehen; und aus
diefem Grunde darf man unter keinen Umftänden ihnen die Entwicke-
lungsfähigkeit abfprechen. Hierzu fehlt jeder tatfächliche Anhalt. Nie-
mand kann ernftlich behaupten wollen; daß wir jest an der Grenze der
Leif'tungsfiihigkeit angelangt find; oder daß die Entwickelung abgefchloffen
ift! Da hingegen der Beweis für die Möglichkeit von Flügen bei
größerer Windgefchwindigkeit gegeben ifi. fo darf man auch ohne Uber-
treibung die Behauptung aufftellen: Die Flugmafchine wird fiäf in den
nächften Jahren noch weiter entwickeln; und man wird zweifellos noch
Einrichtungen erfinnen. die auch bei bewegterer Luft die Gleichgewiäfts-
lage beffer fichern. als dies jest der Fall ift.
Wenn wir nun eine Windgefchwindigkeit von zehn Metern in der
Sekunde als Außerftes für die Möglichkeit eines Aufflugs annehmen-
alfo unfere Anfprüche gegeniiber den gemachten Ausführungen noch
wefentlirh herabfeßen; fo ergibt fich nach einer auf langjährige Unter-
fuchungen der höheren Schichten unferer Atmofphäre gegründeten Zu-
fammenftellung von Geheimrat Aßmann eine Verwendungsmöglichkeit
der Flugmafchinen in 97„2 Fällen vom Hundert. Bei fünfzehn Metern
Windgefchwindigkeit in der Sekunde würde die Mafchine noäf in 65;(3
von Hundert Tagen aufzufteigen vermögen. "Hieraus ergibt fich; daß
Schlagwörter wie „Schönwettermafchine" nicht berechtigt find; die
Kenntnis der tatfächlichen Verhältniffe in unferer Meteorologie führen
zu anderen Schlüffen. Ein Luftfchiff; das an fiebenundneunzig von
hundert Tagen aufzufteigen vermag; dürfte wohl hinreichend feine militä-

rifche Verwendungsmöglichkeit bewiefen haben. Es fei bemerkt. daß
diefe Zahlen in der Hauptfache für die Provinz Brandenburg gelten.
wo die aerologifchen Unterfuchungen angeftellt findz in füdlicheren
Ländern find die Windgefchwindigkeiten meift noch weit geringer.
Eine außerordentliche Überlegenheit hat die Flugmafchine vor den
Lenkballons in bezug auf ihre Gefchwindigkeit. die in weit geringerem
Maße von dem Winde abhängig ift. als bei den Luftfchiffen. Bei
einem Winde von zehn Metern in der Sekunde kommt ein Ballon.
der eine Eigengefchwindigkeit von fünfzehn Metern befißt. über der Erde
nur fünf Meter in der Sekunde vorwärts; die Flugmafchine dagegen
wird nicht in demfelben Maße aufgehalten. Man hat beifpielsweife
feftgeftellt. daß der Wrightfche Flieger eine Durchfäfnittsgefafwindigkeit
von zweiundfiebzig Kilometer in der Stunde befißt. Hieraus geht her-
vor. daß die Flugmafchinen bei bewegter Luft eine weit größere Schnellig-
keit auch gegen den Wind befißen. als ein Lenkballon.
Nachdem im Vorhergehenden nachgewiefen ift. daß man die über-
wiegend meifien Tage des Jahres mit einer Flugmafchine heutiger Kon-
ftruktion aufzufteigen vermag. wäre die Hauptfrage zu erörtern. o b e s
überhaupt möglich ift. von einer Flugmafäfine
aus Erkundungen anzufiellen.
Es ift geradezu erftaunlich. mit welcher Sachunkenntnis bei der
Beurteilung diefes wichtigen Punktes verfahren i|. Viele militärifchen
Schriftfteller haben fchon zu Zeiten. als fie noch nicht einmal eine Flug.
mafchine gefehen hatten. einfach behauptet. von einer Flugmafchine aus
könne man keine Erkundungen anfiellen: einmal. weil fie zu niedrig
führe. und ferner. weil fie zu fchnell über das Gelände hinwegflöge,
Ferner wurde behauptet. es könne in der Flugmafchine nur eine Perfon
fißen. deren Aufmerkfamkeit vollkommen durch die Führung in Anfpruch
genommen wäre. eine Angabe. die bald durch die Tatfachen widerlegt
worden ift, Alsdann wurde behauptet. man könne. in der Mafchine
fißend. weder eine Karte lefen noch fchreiben oder gar photographieren.
Selbft als man in der Lage war. die für den Verlag Auguft Scheel
durchgeführten. von mir ehrenamtlich organifierten Flugvorführungen
auf dem Tempelhofer Felde zu findieren. wurde immer noch behauptet.
eine Flugmafchine habe einen fo unruhigen Gang. daß auch der nicht
durch die Führung in Anfpruch genommene Fahrgaft fich ftets ängftlich
fefihalten müffe; von Schreiben und Kartenlefen könne keine Rede fein.
Aus eigener mehrfacher Erfahrung kann ich fefkftellen. daß alle diefe

Ausführungen völlig unzutreffend find. Wohl ift der Flug einer Flug-
mafchine- wenn man in geringen Höhen bleibt, vielfach wellenförmig-
weil fie eben auf einer Luft getragen wirdx die fich über unebenen Boden,
wie es beifpielsweife das Tempelhofer Feld ifil wellenförmig fortbe-
wegt.
Diefe Bewegung ifi aber für die Infafien körperlich gar nicht fühl-
bar; nur durch Anvifierung verfchiedener Punkte kann man fie erkennen.
Die Lage der Mafchine ift eine fo ruhige, daß man felbft in fcharfen
Wendungen- bei denen fich der Flieger um faft fünfunddreißig Grad
neigtt fißen kann, ohne die Hand an irgend eine Verfieifungsftrebe zu
legen. Man kann fehr wohl auf das genauefte jede Einzelheit und
kleinfte Bezeichnung in einer Generalfiabskarte erkennen. Man kann
feinen Blick weithin f>7weifen laffen und erkennent ob, und wieviel
Menfchen fich über das Feld bewegen; es find alle fonfiigen Fefiftellungen
möglicht die man aus einem Feffel- oder Freiballon für Erkundungs-
zwecke zu machen hat. Einen Unterfchied vermochte ich der ich praktifch
viele Jahre folehe Erkundungen habe ausführen müffen, niäit feftzu-
ftellen. Sehr wohl vermag man Skizzen zu zeichnenx jedenfalls noch
weit beffer als im fäiwankenden Korbe eines Fefielballons. Auch photo.
graphifche Aufnahmen gelingen fehr gut- natürlich nicht etwa aus zehn
Meter Höhe von dem unmittelbar unten befindlichen Geländer fondern '
vielleicht er| auf eine Strecke von fünfzig bis hundert Metern. Den
befien Beweis für die Möglichkeit, zu photographierenx bietet die Tat.
fache- daß von der Wrightfchen Flugmafchine bei Rom fogar kinemato-
graphifche Aufnahmen des Geländes gemacht worden find. Beim Kar-
tenlefen und Schreiben ift allerdings zu beachten- daß der ftärkere Luft-
zug es nicht geftattet- etwa dünnes Seidenpapier als Schreibpapier zu
benußenz es müfien mindeftens ebenfolche fefie und fieife Materialien
benutzt werdenx wie in einem Fefiel- oder Lenkballon.
Ein anderer Einwand wird immer noch gemacht: die Flugmafehine
könne nicht in größeren Höhen fahr-em und aus diefem Grunde habe man
keinen geniigenden Überblick über das Gelände. Einen triftigen Grund
hierfür vermochte man natürlich nicht anzugeben. Vielfach wurde die
dünnere Luft als Hindernis des Auffteigens in größere Höhen ange-
führt, was ja ohne weiteres als wenig zutreffend bezeichnet werden
kann. Latham, Bleriott Rougier u. a. haben hinreichend bewiefent daß
ihre Aeroplane bis zu über fechshundert Meter emporzufteigen ver-
mögen; am 7. Januar gelangte Latham fogar bis in 1000 Meter Höhe.

Diefe Leiftungen find zwar jetzt noch Bravourleifiungen zu nennen- aber
nicht aus technifchem fondern aus ganz anderen Gründen. Bei der Un-
ficherheit der Motore muß man jederzeit auf ein Verfagen gefaßt fein-
und wenn auch die meiflen Flieger fo konftruiert findf daß fie alsdann
im Gleitfluge in fanft abwärts geneigter Bahn zur Erde hinabgleiten
können, fo liegt doch die Gefahr von daß die Mafchinen in ein Gelände
geraten könnenf das zur Landung ungeeignet ift: Städtet Wälder und
dergleichen können alsdann die Urfache zu Katafirophen werden.
Im Kriege wird aber naäf folchen Gefahren wohl niemand fragen,
und da technifch kein Grund vorliegtx das Erreichen größerer Höhen
zu beftreitenf fo wird man eben damit rechnen müffen.
Der Flugmafchine i| noch ein anderer fehr fchwerwiegender Vorwurf
gemacht: es heißtf eine in geringer Höhe dahinfliegende Mafchine wird
fehr bald von den feindliäfen Kugeln herabgeholt werden. Man könnte
hier nun fagen- die Flugmafchine gehe einfach in folche Höhenf in denen
fie vor dem Gewehrfeuer ficher ift. Aber ihr Dahinfliegen in
fo geringen Höhen- in denen ein Lenkballon aus teäfnifchen Gründen
nicht immer fahren kannt bedeutet gerade einen großen Vorteil der
Flugmafchine und fchüßt fie auch gleichzeitig in erheblichem Maße vor
der Befchießungy wie wir gleich fehen werden. Man könnte ferner fagenf
eine Flugmafäfine habe eine fo bedeutende Gefchwindigkeit - bis zu
fechsundneunzig Kilometer in der Stunde find bereits erzielt _f daß
größere Umwege keine wefentliche Rolle fpielen würden; man kann» dem-
nach ohne großen Zeitverluft von den Flanken oder aua) von rüäw'ärts
über die feindlichen Linien dahinfliegen. Alsdann würde es wohl kaum
zu einer Befchießung kommenf weil einerfeits die Truppen nicht wiffen,
ob fie nicht eine Flugmafchine des eigenen Heeres vor fich haben, und
weil es ferner immer etwas gewagt ift- die eigenen Truppen und No-
lonnen zu befchießen.
Doch wenn wir auch annehmenf ein Aeroplan fliege auf dem ge-
radeften Wege direkt von vorn über die feindlichen Reihen, fo wird er-
in niedriger Höhe über die Erde dahinfireichend- ficher erft fehr fpät gefehen
werden, In den vorderften Reihen befinden fich aber nur wenig Ge-
wehref und infolge ihrer großen Schnelligkeit wird fich die Flugmafchine
bald iiber und hinter der Vorpoftenlinie bezw. der feindlichen Spiße
befinden. Die Schützen miiffen fich demnach fehr beeilenf wenn fie
Erfolg mit der Befchießung haben wollen. Man wird wohl felten ris-
kierenf nach hinten in der Richtung auf die eigenen Truppen die Säurß-

waffen zu richten. Es wird vielleicht eingewandt. daß das Geräufch
der Propeller auf weite Entfernungen zu hören ift und demnach Vor-
kehrungen getroffen werden können. die Mafchine mit einer geniigenden
Anzahl Gewehre zur rechten Zeit zu befchießen. Nach praktifchen Ver-
fuchen hat es fich jedoch herausgeftellt. daß das Geräufch der Propeller
g e g e n d e n Win d nur auf wenige hundert Meter zu hören ift. und
mit d em Winde auch nur auf wenig mehr denn taufend Meter.
Im leßteren. für die Flugmafchine ungünftigeren Falle i| aber die Ge-
fchwindigkeit des mit dem Wind fahrenden Aeroplans eine weit bedeuten-
derez mit Leichtigkeit legen die verfchiedenen Syfteme neunzig Kilometer
in der Stunde zurück. Wenn man die Reichweite der Gewehre auf tau-
fend Meter annimmt. fo wird diefe gefährliäje Zone von taufend Metern
in etwa 40 Sekunden durchmeffen. Demnach muß ungeheuer fchnell
und gut gefchoffen werden. wenn man die Mafchine oder ihren Führer
treffen will. Bei wichtigen Meldungen oder Erkundungen wird man
nicht nur einen Flieger. fondern zwei. drei und mehr vorfchicken.
Für die militärifche Verwendung eines Kriegsmittels fpielen die
Koften immerhin eine gewiffe Rolle. namentlich im Hinblick darauf.
ob nicht mit einem anderen billigeren Kriegsmittel das gleiche erreicht
werden kann. Aus diefem Grunde miiffen wir hier näher auf die Preife
und Unterhaltungskoften von Flugmafchinen eingehen. weil in bezug auf
ihre Verwendung zur Nachrichtenübermittelung vielfach der Einwand
gemacht worden ift. mit Motorfahrzeugen. Automobilen und dergleichen
könne man dasfelbe leichter und billiger erzielen. Bei Mafienanfertigung
i| eine Flugmafchine zweifellos weit billiger als ein Automobil. teurer
jedoch als ein- Motorzweirad. Man wird Flugmafchinen für zwei Per-
fonen fpäter für drei bis fünftaufend Mark zu liefern imf'tande fein.
Das koftfpieligfte an ihnen ift der Motor. Die teure Karofferie ufw.
des Automobils kommen bei den Fliegern in Fortfall. Pneumatikdefekte
fpielen keine Rolle. Die teuren Unterhaltungskoften fallen gänzlich weg.
fo daß fich die Flugmafchine alfo billiger fiellt. Allerdings muß man
hierbei bedenken. daß Abftürze häufiger vorkommen werden. da der Motor
mehr in Anfpruch genommen wird als bei einem Automobil. Durch
Abitiirze werden aber meift erhebliche Befchädigungen hervorgerufen.
fo daß infolgedeffen eine Flugmafchine ebenfo teuer kommen wird wie ein
Automobil. teurer jedoch als ein Motorzweirad.
Jedoch wird man auch zur Rachrichtenübermittelung nicht allein auf
das Motorzweirad angewiefen fein wollen. Die Laudftraßen find im

._._ K
Kriege meift erheblich überlaftetz und jederj der häufiger Kaifermanöver
mitgemacht hatj weißj wie fehr die Infanteriekolonnen beläftigr wer-
den durch den Staub vorbeifahrender Automobile und Motorzweiräder.
Da die Infanterie immer die be|e Seite der Landftraße einnimmtz fo
bleibt für folche Fahrzeuge außerdem nur der fchlechtere Teil zur Ver-
fügung. Die Flugmafchine wird aber im Gegenteil die Landftraßen
entlaften. Dazu kommen noch andere bedeutende Vorteilez die für fich
allein fchon die Verwendung diefes teureren Kriegsmittels rechtfertigen.
Die Flieger vermögen unabhängig von dem Geländez von Berg und Tal-
von Siimpfen und Flüffen und anderen Hinderniffen in gerader Linie
ihren Flug dorthin zu nehmenz wohin Nachrichten übermittelt oder woher
Nachrichten gebracht werden follen. Bei ihrer großen Gefchwindigkeit
vermag mant eine fehr große Ausdehnung des künftigen Schlachtfeldes
angenommenz doch in wenig mehr als einer Stunde Nachrichten von
den entfernteften Neferven und vorgefchobenen Truppen und Flügeln
zu erhalten. Hierbei muß wiederum darauf aufmerkfam gemacht werdenl
daß wichtige Meldungen felbftverftändlich durch mehrere Mafchinen be-
fördert werden müffen.
Man könnte nun einwendenz daß die Flugmafchinen nicht an jedem
beliebigen Orte aufzufteigen vermögen. Jedochz wer in der Praxis
ihre Entwickelung verfolgt hatt weißt daß fchon jeßt die verfchiedenen
Mafchinen auf Rädern direkt auf Landi'traßenj die nicht mit Bäumen
bewachfen findz anzulaufen vermögen. daß man die Wrightfchen Mafchi-
nen nur auf eine etwas abfchüfjige Holzgleitbahn- die fich fehr leiäjt im-
provifieren läßtz auf eine Strecke von neununddreißig bis vierzig Metern
anfliegen laffen kann. Außerdem ift man berechtigtz auch hierbei auf
eine weitere Entwickelung der Flieger zu rechnen.
Der Vollfiändigkeit halber müßte man auch die Verwendungsmög-
lichkeit der Flugmafchinen als Kampfmittel befprechen. Es wird
außerordentlich fchwer feinF von einer in fchnellem Fluge die Luft durch-
meffenden Mafchine Sprengftoffe herabzuwerfen oder zu fchießen und
dabei auch wirkliche Treffer zu erzielen. In Frankreich hat bereits
Latham derartige Verfuche angeftellt. Es wird fich hierbei wohl kaum
darum handeln können. größere Truppenteile und dergleichen aus der
Flugmafchine zu bekämpfen, aber warum follten nicht die Flieger ausge-
fandt werden können- um wichtige Punkte: Brüäen- Eifenbahnenz Telegra-
phenlinien und dergleichen zu zerftören? Wenn wirklich dann die Flug.
mafchine und ihr Führer vom Feinde genommen werdent fo kann das

gegenüber den großen Vorteilen; die fie dann gebracht hat; keine Rolle fpielen. Ferner denke man fich mal einen Kampf in den Lüften zwifchen Luftfchiffen und Flugzeugen? Der Ausgang kann kaum zweifelhaft fein.
Überdies wird niemand einen tatfächlichen Beweis erbringen
können; daß alle diefe Aufgaben nicht erfüllt werden können. Daß man fich ihrer auch zum Transport von Perfonen bedienen kann; die man fonfi mit dem Luftballon aus Feftungen oder in diefelben hinein zu befördern vermag. ift wohl ohne weiteres klar. Es fei an die Bedeutung erinnert, die das Entweichen Gambettas aus dem belagerten Paris am 7. Oktober 1870 gehabt hat. Es ergeben fich noch eine ganze Reihe von Gedanken für die Möglichkeit einer Verwendung der Flugmafchinen. auf die
näher einzugehen hier zu weit führen wiirde. Man hat beifpielsweife im Kriege auch den Ballon zu Aufgaben benutzt. an die man vorher abfolut nicht gedacht hat. So hat der Kommandant Chanal 1793 bei der Belage-rung von Conds vermittels Pilotballon über die Köpfe der Belagerer hin-weg den eigenen Truppen Nachrichten zu übermitteln vermocht; die Ofterreicher haben am 22. Januar 1849 bei der Belagerung von Venedig den kleinen Pilotballons Bomben mitgegeben; die in die belagerte Stadt fallen follten. und endlich fei daran erinnert; daß während des Krieges 1870/71 am 30. September Gafton Tiffandier aus dem Ballon CElÖfke eine an die deutfchen Soldaten gerichtete Proklamation in zehntaufend Eremplaren herausgeworfen hat; die eine Aufforderung zum Frieden enthielt; mit dem Hinweis, daß Frankreich feinen Boden Fuß für Fuß verteidigen würde.
Diefes find Beifpiele dafür; daß ein verzweifelter Belagerter oder
ein hartnäckiger Belagerer im Laufe längerer Zeit zu allen möglichen Ge-danken kommt; an deren Ausführung niemand zuvor gedacht hat. Es
ift ein Unrecht; wenn *man die Verwendungsmögliäfkeit der Flugm-afchine herabzufeßen verfucht und damit immerhin manche Leute abhältl fich mit dem Bau von Flugmafchinen zu befäfäftigen oder Geld fiir diefelben hinzugeben. Jm nationalen Jntereffe liegt es jedenfalls; nicht eher eine Verwendungsmöglichkeit zu befireiten; ehe fie nicht ficher als unmöglich bewiefen ift.

Franz Deibel:

Ernfi Hardt

Von der jüngeren Generation deutfcher Dichter. deren Schaffen vor
etwa 'anderthalb Jahrzehnten einfeßte. find die Träger unferer ftä-rkften
dramatifchen Zukunftshoffnungen von den zwei großen Strömerk'der lebten
literarifchen Entwicklung gleichmäßig gefpeift worden: die Tendenz zur
Natur und die Tendenz zum Stil fuchen in diefen Aufftrebenden den har-
monifchen Ausgleich. die Synthefe. aus der das neudeutfche Drama der
Zukunft erwachfen foll. Die Abkehr vom Naturalismus. ohne den fie
gleichwohl nicht denkbar find. ift den Hofmannsthal. Beer-Hofmann. Voll-
moeller. Emil Ludwig und andern. die man mit dem vagen Schlagwort
„Neuromantiker" etikettiert hat. gemeinfam. Und ebenfo gemeinfam ift
ihnen der entfcheidende Einfluß des fchöpferifchften Verskünftlers unferer
Tage. Stefan Georges. der unferer Sprache eine erhöhte Sinnlichkeit
und Farbigkeit. eine zartere Intimität und nervöfere Biegfamkeit gegeben
hat. Beider Einwirkungen hat auch E rn ft H a r d t erfahren. der feit
feinem Tantris zu denen gehört. mit denen unfer Drama ernftlich zu rech-
nen hat. Sein erftes Stück geht noch ganz in pfychologifcher Zuftandsfchilde-
rung auf. ift im Schatten Ibfens erwaäjfen und des Naturalismus. der
uns ja nicht nur von dem kleinlich leeren Epigonentum der fiebziger Jahre
befreit hat. fondern unferer Literatur zugleich ein wertvolles Sammel-
becken neuer Anfchauungselemente und pfychifcher Vorflellungskomplere
geworden ift. Aber fchon aus derfelben Zeit ftammen Erzählungen und
Novellen. die nach Stoffwahl und Ausführung eine Abfage an den Na-
turalismus darfteflen. Und noch etwas früher find Verfe entftanden.
deren etwas vager Drang nach bildhafter Wiedergabe von Stimmun-
gen doch fchon auf Hardts Weg zu Stefan George und den ..Blättern
für die Kunft" hindeutet. Der Dichter mußte fich auch diefem Einfluß.
dem er *unendlich viel verdankt. entwinden. um langfam und ficher feine
eigene Art auszubilden. Sie leuchtet leife fchon aus den früheften Ar-
beiten; da if't überall ein Ton der Vornehmheit und feelifchen Zurüä-
haltung. etwas jünglinghaft Verfchloffenes. Zartes. Keufches. Verhaltenes.
etwas menfchlich überaus Liebenswertes und Feines. Diefe Feinheit ift

freilich auch mit etwas Schwächlichkeit gepaart. und wer von Hardts erften Arbeiten zum Tantris kommt. der muß erftaunen über den Zuwachs nicht nur an Reife. fondern vor allem an Kraft. den ein Dezennium f'tiller Arbeit dem Dichter eingetragen hat. Das gerade fcheidet ihn von manchen feiner Weggenoffen: er hat eine En twi> lun g. Andere begannen reicher. verfprechender. um dann wie etwa der an Fülle und Dichte des urfprüng-lichen Talents überlegene Vollmoeller fich zu veräußerlichen und zu ver-zetteln. Hardt ift langfam feinen Weg gegangen. unberührt vom Trei-ben literarifcher Konventikel. ohne abzubiegen aufwärts. Anfäße und Werte genug ftecken fchon in allen feinen früheren Arbeiten. die kaum über einen kleinen Kreis hinaus bekannt geworden find. jetzt nach dem Er-folg des Tantris aber als Stationen feiner Entwicklung in neuem. an-ziehendem Licht erfcheinen.
Lyrik und Novellen ftehen am Anfang von Hardts Schaffen und begleiten es bis in das Jahr 1902 hinein. Zwei frühere Novellenbücher „Priefier des Todes‟ (1898) und ..Bunt ift das Leben" (1902) find jetzt zu einem Band „G e f a m m e l t e E rz ä h l u n g e n" zufammengezogen worden. Er vereint Skizzen. Erzählungen. kleine Profaftücke. die zwifäfen dem achtzehnten und fünfundzwanzigften Jahr des Dichters entfianden find. Manches Unfelbftändige und Unreife. manches. was mehr eine übung im Sehen und Formen war. auch einiges Unechte. mit künftlicher Feierlichkeit Prunkende aus den früheren Büchern ift weggeblieben. doch läßt fich Hardts Erzählerkunft in diefer Auslefe nicht nur in ihrer Viel-feitigkeit. fondern auch ihrem Werden nach klar überfchauen. So verfchie-den geartete Gefchiehten und Skizzen in dem Bande nebeneinander f'tehen - fie haben alle ihr Befonderes. haben einen eigenen Klang ernfter Getra-genheit. einen Ton echter. pfychifcher Feinheit. Wie meifierhaft anfchau-lich bannt der Dichter etwa in der famofen. exakt realif'tifchen ..Gardinen-wäfche“. die dem unbekannten Zwanzigjährigen 1896 den No-vellenpreis des ..Simpliziffimus“ eingetragen hat. bei knappftem Umriß ein ganzes ergreifendes Menfchenfchickfal. Er gibt weiter ein paar gut gefehene knappe Wirklichkeitsausfchnitte. die in der genauen Ausmalung ebenfalls den Einfluß des Naturalismus bekunden. und daneben zeigt er gleichzeitig eine Vorliebe für Fragen und Probleme. die in das Reich des Unbewußten und Unerklärlichen. der Träume und Zufälle hineinragen. wie in den Erzählungen „Träume“. ,.Gefpenfter". ..Die große Reife". Und Hardt kann erzählen. kann nicht nur zarte Stimmungen anklingen laffen. fondern verfteht auch die große Kunfk. im blanken.

einfach-fchmucklofen Tatfachenftil klar zu berichten. die vornehme
Ruhe des epifchen Vortrags gleichmäßig durchzuführen. wie etwa
in der von überlegener Jronie durchwehten Gefchichte vom ..Armen
Pepe“. Und welche runde Kunft in der fchönen Eingangsnovelle ..Fa-
tema"! Sie berichtet ein erotifches Erlebnis in Marokkoz leidenfchaft-
durchglüht wie das Abenteuer felbft ifi feine knappe. farbenreiche For-
mung; in voller Schönheit. in jugendliäj-feurigem Gefühlsüberfchwang
firömen die Worte dahin. Was daraus haften bleibt. ift ein atemlofes
Tanztempo. ein füdlich-finnlicher Rhythmus. deffen fiäjere Durchführung
für die Schreibkultur des damals fo jungen Dichters zeugt. Daneben
fkehen dann noch zarte. in erlefener Sprache hingefiellte lyrifch-epifche
Bilder. fieht vor allem die ganz köftliche. von überlegen fpielendem- Humor
überglänzte Gefchichte der kuriofen Taufe ,.Iofuas. des Beines der Jani“.
Hinter all dem fpürt man nicht nur den Künfiler. fondern zugleich den
feinen und zarten Menfchen. bei deffen Erzählen man fich ftets in erlefener
geiftiger Gefellfchaft fühlt.
Die reinfte und reiffte diefer für Hardt ungemein kennzeichnenden
Arbeiten ift die Novelle ..A n d e n T o r e n d e s L e b e n s“ (Gefondert
erfchienen. wie alle Arbeiten Hardts. im Jnfel-Verlage. Leip-
zig). Keine ftoffliche Senfation. keine ftiliftifche Virtuofität
befticht hier. Ein einfaches Liebeserlebnis eines jungen Men-
fchen mit einer gereiften Frau wird vorgetragen. aber die Art. wie das
gefchieht. weitet die Novelle über das Zufallsgefchehnis hinaus. gibt felt-
fam und faft unmerklich Lebensperfpektiven. Aus der Epifode heraus ge-
fialten fich dem Lefer Schickfal und Wefensart zweier Menfchen. Aller
Glanz und alle leuchtende Schönheit der Jugend. aller jungen Liebe trun-
kene Glut und melancholifche Vergänglichkeit liegen über der ergreifenden
kleinen Dichtung. Ein großer Reichtum 'des Seelifchen entquillt ihr.
und mit blutvoller Sinnlichkeit vereinigt fie jene Reinheit und Zartheit
der Empfindung. jene doch nicht fchwächliche Differenziertheit. die für Ernfi
Hardts künfilerifche Art fo bezeichnend ift. Auf dem Entwicklungswege
des Dichters bildet diefes fprachlich fein zifelierte und doch ganz-von drän-
gendem Leben und ftarker Gegenwart erfüllte Werk eine wichtige Etappe:
Der Stilifi Hardt hat hier feine fprachliche Reife gefunden.
Er dankt fie vor allem feiner Lyrik. Seine Gedichte. die alle den
Jahren 1893-1901 entfiammen. liegen in dem fchmalen Band ..Aus
d e n T a g e n d e s K n a b e n“ gefammelt vor. Jm Rahmen feines Ge-
famtfchaffens tritt diefe Lyrik fcheinbar hinter den epifchen und drama-

tifchen Werken zurück. In Wirkliatkeit nimmt fie eine wiattige Stelle
ein. denn fie hat des Dichters fpraatliate Eigenart und damit aua) das
Wefen feines Dramenfiils entbinden helfen. Hardt hat gerade hier von
Stefan George. in deffen Zeitfatrift. den ..Blättern für die Kunfi" ja auch
manche feiner Verfe erfchienen find. entfcheidende und nach-
haltige Anregungen erfahren. Daß der bildliate Ausdruck der
Kern aller Poefie. daß der Sprachftil nicht etwas äußerliat Aufgeheftetes.
fondern als integrierender Teil der bildnerifchen Kraft zum Wefen der
Diattung gehöre. das ward in diefem Kreis nicht nur theoretifat begriffen.
fondern von George vor allem maattvoll und fortreißend in diatterifaten
Taten erhärtet. In feiner Lyrik aus diefer Zeit fieht Hardt wohl deutlich
im Bann Georges. aber doat nicht fo. daß er ganz als diefes Diatters
Schüler eingegliedert werden dürfte. Ein feiner eigener Klang tönt aus
feinen zarten Verfenz Delikateffe. eine zitternde fatlanke Grazie und jüng-
linghafte Verfchämtheit find für fie charakterifiifch. In vornehm-fateuer
Zurückhaltung fcheinen fie hingehauatt. Eine eigene Mufik fatläft in ihnen.
eine innige. leife. und leitet hinweg über einen gelegentliat fühlbaren
Mangel an Plafiik. Man höre den zarten. leifen Atem der „Widmung".
die den Gedichten vorgeftellt ift:

..Kaum warft Du in mein düftres Haus getreten.
Da hatten alle Dinge Deinen Glanz -
Die Bitten. die ich fonft zu Naatt gebeten.
Die Wünfche. die wie Winde jach in fieten
Stößen entlang die kalten Straßen wehren.
Sind fiumm. Iat habe nun das Leben ganz.
All den gedehnten bunten Reihentanz
Der Freuden und der Traurigkeiten ganz
Verfianden. Darum träumte fchon der Knabe
Von wolkenlofem lichtem Strahlenweiß:
Du warfk die hohe königliclte Gabe
Und Lebenskrone. Liebe fieh. was habe
Ich aber Dir zu geben? Läatelnd labe
Dein Blick fiat hier an diefem Blütenreis.
Ich zog es auf. in Nächten fiumm und heiß.
Und juble nun. da iat fein. Satickfal weißl"

Ernfi Hardt hat damals Zucht und Strenge gegen fiat felbft gelernt;
fein Wiffen um die Kraft ward größer. feine Neigung zum Stil gefefiigt.
feine Bildkraft wuchs. Er hat herübergenommen. was er für feinen nach
anderer Richtung abbiegenden Weg brauchen konnte. Aber abbiegen
mußte er. denn fein Ziel wurde mehr und mehr das D r a rn a.

Mehr denn einer unferer- jüngeren Dramatiker hat eine Zeitlang engere Beziehungen zum Kreife der ..Blätter für die Kunft" gehabt: wie Hardt auch Hofmannsthal und Vollmoeller. Sie alle. obwohl jeder mit einem Tröpfchen Georgefchen Öles gefalbt ift. mußten fich ablöfen. weil fie als Dramatiker nach lebendiger Wirkung von der Bühne herab drängten. Die Bühne von heute aber wird von der engen Äfthetik des Kreifes ftreng verpönt. Aus diefen äfthetifchen Theorien felbft ift freilich noch lebensfähiges Drama erwachfen. aber mit den Hof- - mannsthal. Hardt und andern hat doch eine ganze Schar unferer jüngeren Dramatiker aus dem Sprachftil des Kreifes entfcheidenden Anftoß erhalten und es ift kein zufälliges Zufammentreffen. daß von hier auch der neue Shakefpeare ausgeht. die Uberfeßung Gundolfs. die für unfer Zeit- alter die echte. Shakefpeare neu erlebende Nachbildung werden wird. In Hardts erften Dramen. die auf einer andern Entwicklungslinie liegen. treten diefe Zufammenhänge freilich noch nicht hervor,
Im Dezennium 1898-1908 hat Hardt vier dramatifche Werke ver- öffentlicht. Er produziert alfo langfam. läßt in der Stille reifen. Die konfequente Entwicklung aus dem fchüchtern unfelbftändigen Taften des Anfängers zum fiaheren Schreiten des Künftlers tritt denn auch nirgends bei Hardt deutlicher hervor. als in der Linie. die von feinem erfien Drama „T o t e Z e i t" zum leßten. dem Tantris fiihrt. Ibfen und die ..Einfamen Menfchen" haben den Problemen der „Toten Zeit" die Richtung gewiefen und den ganzen Bau des Dramas vorgezeichnet. Zarte. weiche. ein wenig fchartenhafte Menfchen zerbrechen hier daran. daß fie am Leben und an ein- ander vorbeigehen. Ihre Sünde ift. daß fie nicht gelebt haben. daß fie den breiten. heißen. fchönen Strom der Wirklichkeit vorbeifließen ließen. Jeder von ihnen hat in feinem Dafein ein Stück tote Zeit. das ihn lähmt oder tötet. Sie haben die Mahnung nicht beachtet. die leife durch das Drama geht: das große. heilige Leben zu faffen. Vieles ift hier fchwächlich. blaß. un- reif. Hinter den Unfelbfiändigkeiten diefes dramatifchen Erftlings ftecken aber doch manche verheißende Anfäße. ftecken Feinheiten des Dialogs und der Eharakteriftik; einzelne wenige Szenen find ficher gefügt. auf die Optik der Bühne eingeftellt. und daß eine Art leitender Idee das Werk zufam- menhält. fällt für jene Epoche auf. in der die Jüngeren ganz auf natura- liftifche Zufiandsfchilderung ausgingen. Schon mit feinem nächften Werk. dem vieraktigen modernen Schaufpiel ..D e r K a m p f u m s R o f e n -r o t e". gab Hardt eine wertvolle Leiftung. die. wo fie auch immer in Szene ging. die Bühnenprobe fiegreich

- .7,
'
("Il-.xs 'Wi-:n -in-:.9- -i. *ÃŸ-qnkn der
P'wwni [k-Metikk* *3.7" i WiWi-7*'. Be7lin)
Lei-n '*tlufi-if* ..Beriiuer Hirnfiihroni'c'â€œ

Mehr dem. - r ,-* 3-7. „er jüngeren Dramatiker tu.- einc Zei“..*r*- .e .-c
?ker -b .na-*'- ...q 'r -c-'e der „Mütter fnr die Kunfc" aeha'.- - -
.,u* .Lt-of. -i-1-:R-l d '.*cllmoellcc Sie alle abtrali' j-ec“ ,- -
T .entw- c‟ :c_1ci„ -n (les (.ciac'bt in, mußten fich able-cn- n . c
.4* - .12. ., r:.-- l-:p-ndia-c Tür-tung von der Bühne .hei-at: c
."c.- *Ju-Kr.-
b .it- aber wird von der engen 'nich-mt die "-.
i :-_*, r.c, .*::. 'tt'cs dcefcn äfihetifchen Theorien fetbit c-
k i'. .--1 eben-.führend Drama erwachfen, aber rrit den .rf-.n
rtl-:u ..th-1h .hc-.rot ind andern hat der-h eine ganze Saur 1.:.cferer jüngcrc
Qrar-:atikcr art-*- den* Strachicil des Kreifes entfcheidenden Ann:
eck. lien und *7 cn kun zufällig s Z-.cfamcncntreffem laß con hier auch rc
--. :.c S-na'.i* .- --e ausgeht, di. Uberfetmng Gundelfsf die für unfer 3c(-
'tte- --i. -arej c., bateireare neu erlebcnde Nachbildung werden wird. Z
„mete- -c-.cc 'c'mcnen- die auf einer andern Entnicflungslinie [ier-:v
Wien drei, _4.xia..:meriiänge freilich noch nicht hervor.
J1- Dez'tticitirt 1898-4998 hat Hardt vier dramatiiche Werke ver
(ei-niit* e-t. "Zr produzi-.rt alfo t'angiamf läßt in der Stitle reifen. ?7.,
7.-. 1-1* -cnre Entwicklung ane dem fchüchtern unfelbfiändigen Taften dc
'.1 .-."':",l'lb zum ficheren Sehreiten dcs Künfilers tritt denn auch nirgcnr
kei fiat-dr deutlicher hervor- als in der Liniej die den feinem erfien Lenin
„T o t e Z e i t“ *um leerem dem Tantris fiihrt. Ibfen und die „Einfu- .-
Mei-Wen" baten den Problemen der ..Toten Zeit" die Richtung genii- .--
und den ganzen Bau des' Dramas berge-zeichnet. Zarte, weiche- ein n*
fchartenhafte Menfchen zerbrechen hier daranx dafl fie am Leben und an -r:
ander vorkeigehen. Ihre Sünde ifir daß fic nicht gelebt babem daß f7-, :
breitem heißen, fclrönen Strom der Wirklichkeit verleifließen ließe.. "5-
vou ihnen hat in feinemDaiein ein Stück rote Zeitz das ihn lirhmt oder tc
Sie heben die Mahnung nicht beachtet, die leife durch das "Oi-ann ; .
das grcße, heil'ge Leien zu fai'fen, Vieles ift hier fckwäoblichj bcai - -
rei?, .c-r'ter r-.* 1!u.':l ?icindigkeiten diefes dramatiichen Erftlingc* .fiir ,
aber doc!- -r-.a ick-e perl-:Wende Anfi-.tzej fiecken Feinheiten des Dialog(--1.*
der Ebc:ratte;-;t-k; c rreclne wenige Szenen find ficher gefügt. auf die f
dcr Böhm ecngc-'teltt- und daß eine Act leitender Idee das Werk 3:3..
n-enbiiltj fällt fiir fen, Epoche auf) in der die Jüngeren grnz auf nau*-
liiifcbe Z;:fian;efctnfderung ausgingeu. Schon mit :einem n ichfien *l* ‟
dem eier-rkxczen modernen Schauipiel „D e r *. rn pf u
Oi e c e .*- - o c e", gab Hardt eine wertvolle 'runningy du“.
l7.. urn-er in Szene ging- die Bü'- urn-*irc* 1-*:-
c.
c n
.-
1
L12

A n t o n G r a f f:
Bildnis Gellerts
(Aus dem Corpus imaginuln der
Photographifchen Gefellfchaft. Berlin)
Zum Auffatz ..Berliner Kunflchronikâ€œ

beftand. Ein großes und tiefgreifendes Problem unferer um-
wertenden Übergangszeit. der Kampf der Väter gegen die
Söhne. der autoritätsbewußten. von Vorurteilen beengten Alten gegen die
glühende. an das ,.rofenrote“ Leben glaubende Jugend ift hier mit fchlich-
ter. zwingender Wahrheit und lebenatmender Kraft behandelt. Eine ju-
gendliche Glut des Empfindens durchwärmt das tapfere. fo gar nicht von
der Müdigkeit der Zeit angekränkelte Stück; dramatifches Können hat feine
bühnenficheren Akte gefügt. ein Dicher die feinen und doeh ftarken Men-
fchen des Schaufpiels geftaltet. Ein Erleben. das für unfere Generation
typifch ift. ift hier von einem zarten. fenfitiven Menfchen. der zugleich ein
ganzer Künftler ift. in ein Drama umgefeßt worden. das unfere größten
Theater. voran die Berlins. bislang fehr zu Unrecht vernachläffigt haben.
Von diefem modernen realif'tifchen Bühnenwerk. das in der Sprachfor-
mung wie der Geftaltungsweife den deutlichen Zug und Willen zum Stil
erkennen läßt. hat Hardt dann den konfequenten Schritt zum Stil- und
Versdrama getan. Jn feinen Novellen war die gleiäfe Tendenz zu ver-
folgen; in feiner Lyrik war ihm inzwifchen die Kunft der fprachlichen For-
mung ganz perfönlicher und modern zeitlicher Inhalte herangereift. Das
neue. aus dem Lyrifchen geborene Pathos fuchte Hardt nun in den Dienfk
der dramatifeh-pfychologifchen Gefkaltung zu ftellen. Es gelang ihm. wie
der fchöne Einakter ..N i n o n v o n L i E n c l o s" beweif't. auf den erften
Anhieb nicht reftlos. Als Ganzes hat das kleine Werk. das eine
dramatifche Anekdote aus dem Leben der galanten Liebesdame zu echter
Tragik verdichtet. gewiß eine einheitliche Atmofphäre. In wenigen ficheren
Bildern ift die Zeitftimmung hingemalt. von der fich die Geftalten deutlich
und rund abheben. Dramatifche Bewegtheit ift hier erreicht. aber bei
allem Streben zur künftlerifchen Einheit von Form und Stoff ftört im
einzelnen ab und zu eine aus dem Stil fallende moderne Reflexion. die niäft
ganz zu der anmutigen Leichtigkeit der hier feftgehaltenen RSgencezeit
pafien tviu.
Einen Teil der Verheißungen. die Hardt mit diefer Ninon für das
Stildrama gegeben. hat er dann mit dem fünfaktigen Drama ..T a n t r i s
d e r N a rr“ eingelöft. Aus Gottfrieds erhabenem Minnefang. der alt-
franzöfifchen Geftaltung der Triftanfage. die Jofeph BSdier vor einigen
Jahren mit fchönem Stilgefühl erneuert hat. und fpäteren Triftan-llber-
lieferungen. befonders dem von Simrork wieder edierten Volks-
buch. holte fich der Dichter die Motive von Tantris dem Narren.
dem Siechen Triftan. von der Preisgabe Jfoldens an die Ausfäßigen und

ihrer wunderbaren Rettung. Wie er fie zu einem Drama von ungewöhn-
licher Kühnheit der Idee und nicht gemeiner frhöpferifcher Kraft fügtey das
braucht hier nicht eingehender erörtert zu werdenX da die doppelte Preis-
verleihung und die zahlreichen Aufführungen das Werk ja bekannt ge-
macht haben. Dem alten Liebesfange hat Hardt eine geiftreiche- neu und
fiark durchfühlte Deutung gegeben. Die feine und eigenartige, nicht immer
richtig herausgehobene Ideef die das Werk zufammenhält, ift ganz des Dich-
ters Eigentum: er hat das D r a m a der U n t r e u e gefchrieben. Untreue
trennt- die einfi fich liebtenf wirft Wälle zwifchen ihnen auf, die nieht mehr
einzureißen findf macht fie einander fremd bis zur Unkenntliehkeit, Der
Verräter Trifiam der fich Ifolden Weißhand vermählt hat- ifi nicht mehr
der Triftan der blonden Ifot von Irland- entfpricht phyfifch und pfychifäf
nicht mehr dem Bilder das Ifolde von ihm einfi im Herzen
getragen hat. Seine Seele ifi entfiellt und fieän feine Un-
treue macht Jfoldens Herz ihm fremd- ihr Auge blind. Es ifi
freilich ein pfychologifch und ethifch ungemein differenziertesy für die grobe
Optik der Bühne kühnes Motivx das hier in die Wucht dramatifchen Ge-
fchehens umzufeßen warf und an rationalifiifchen Bedenken gegen das
Richter-kennen der Beiden hat es nicht gefehlt. Man wird fie jedem gelten
lafien müffen- der nicht genug Hingabefähigkeit und Phantafie hat- um die
firhtbaren Vorgänge nur als das Symbol für das ergreifende Ringen
zweier Seelen zu nehmen. Zwei andere Einwände gegen die Dichtung,
die man, wie zu erwarten war„ den Zufall der doppelten Preiskrönung
entgelten ließ- find dagegen unberechtigt und nichtig. Daß Hardt die
Sage von dem durch die Macht der Liebe zufammengefchmiedeten Men-
fchenpaar dahin verbog„ daß Triftan und Ifolde am Schluß des Dramas
auseinandergehen- hat man ihm zum Vorwurf gemacht. Man verkennt
dabei- daß er nicht daran gingz irgend einen Sagenftoff in Verfe und
Lifte zu gießenj fondern daß das pfychologifehe und ethifche Motiv fein
Ausgangspunkt- die Sage nur das Gefäß warf in das er die Fülle und
Zartheit moderner Seeleninhalte einzufüllen trachtete. Und die Sage ifi
fchließlich ebenfo wie die Gefchiehte nach einem Hebbelwort für den Dichter
nichts als „ein Vehikel zur Verkörperung feiner Anfchauungen und Ideen".
Jaf eine alte Sage aufgreifen darf nm; wer fie mit einer
neuen blutvollen und zwingenden Idee füllen kannz mag er
fie dabei immer biegen und wandeln! Die lautefien An-
griffe gegen den Tantris find aber an die Siechenfzene
angeknüpft worden. Sie gab einigen moralifiifch Verbildeten den Anlaß-

im Namen Satillers und ..deutfcher Art und Kunft" gegen die Verleihung
der Preife an Hardt zu proteftieren. Zum Teil fchwäßten diefe Interpreten
einfach ein Wort des verdienten W. Herb nach. der in feinen Anmerkungen
zu Gottfrieds Diattung über die Szene mit den Ausfäßigen bei Gottfrieds
Vorgänger Eilhart von Oberge das fubjektive Urteil niederlegte: ..Etwas
Roheres kennt die ganze mittelalterliate Literatur nicht." Mag man diefe
Meinung teilen oder niatt - es bleibt eine ebenfo grobe wie groteske Ent-
fiellung. wenn diefer einen Szene wegen der ganze Tantris ..erotifat-fadifii-
fater Wirkungen" bezichtigt wird. Auch das an fich Häßliate hätte - was
man fiat als Gemeinplalz faft auszufpreaten fatämt - im Rahmen des
Werkes wohl feine Bereclttigung. Aber bei Hardt ift die Szene fo vorficlttig
fiilifiert. fo maßvoll realiftifclt. fo jeder Noheit und jeder Sucht nach
Senfation bar. daß die vorgebrachten Einwürfe einfach läaterliat find.
Man könnte anderes mit größerem Recht gegen das Werk einwenden: es
rechnet ftark mit literarifatcn Vorausfeßungenz nicltt alle Gefialten haben
gleich wefenhafte Eriftenz. obwohl vor allem Marke. dann Tantris. in eini-
gem Abftand auch Ifolde troh der Annäherung an die Differenziertheiten
moderner Pfychologie nie vergeffen laffen. daß fie fiunliat gefialtete Wefen
find. denen ein Dramatiker Seele und Leben gab. Aus dem ganzen Werk
redet ein Dichter und zwar einer. dem die Schönheit feiner Worte. die
firömende Flut feiner Versfprache nicht über die Satranken der drama-
tifaten Kompofition hinausfatwillt. Hofmannsthal legt in feine Dramen
lyrifate Prunkarien ein. die jedesmal dvamatifate Schwächen find; Voll-
moeller läßt noclt mehr aus vollen Schalen Wortfluten auf uns nieder-
praffeln; Hardt hat im Tantris - und darin liegt niatt zuletzt die Be-
deutfamkeit der Diattung - einen firengen fuggeflionsfähigen Spraat-
ftilt hat einen Vers. der fpezififat dramatifche Färbung hat. der Takt und
Maß zum Mittel des Ausdrucks. der leidenfchaftlichen Rede macht. Sein
Dialog trägt. und deshalb weift der Tantris als erftes von Hardts Dramen
das auf. was Otto Ludwig Eriftenz und Bewegung nennt.
Auf dem Weg zur dramatifchen Form. den wir jetzt wieder zu gehen
fateinen - *freilich nicht im Sinn der erklügelten und blutlofen Ideolo-'
genkonfiruktionen eines Paul Ernft - wird der Tantris eine bedeut-
fame Station bleiben. Sein Dichter ifi jeßt ein Vierunddreißigjähriger;
wer im Laufe eines Dezenniums fo gewaatfen ift wie er. auf den dürfen
wir weiter zählen. Von dem dürfen wir hoffen. daß er eines Tages noch
höhere Kränze erlangt; nicht nur zwei Preife. von denen einer feinen
kompromittierenden Charakter überdies eben erft zu verlieren beginnt.

Oskar Friedrich Lucbner:
Der Niedergang des bfierreichifchen Parlamentes

Alles wird wieder einmal Mode. In der Politik fo gut wie in der Kleidung. Kunfi und Wiffenfchaft. Auch für den öfierreichifafen Abfolutismus. der fo lange allgemeiner Mißachtung fich erfreute. fcheint die Zeit wieder zu kommen.

Allerdings nicht für jenen Abfolutismus. der es dem Willen des Herrfchers anheim fiellte. mit den Staatsgeldern fein bedürftiges Privatportemonnaie zu füllen. die Untertanen nach Laune um einen Kopf kürzer zu machen und an den trauernd hinterbliebenen Töchtern das jaa primäre ooetjs auszuüben. Diefe Spezies von Abfolutismus ift heute nicht mehr lebensfähig. Die Kultur. die alle Welt belectt. hat auch auf den Abfolutismus fich erftre>t. Er bedeutet heute nicht viel anderes. als daß die Gefehe ftatt in einer Verfammlung von mehreren hundert Laien - von der Mehrheit diefer Laien bedauerlicherweife - in fachkundigen Kommiffionen gemacht werden.

Wie fich erft jüngft in Perfien und der Türkei die Leute für das Parlament totfchießen ließen. fo wird man fich bei uns dernnächft für den Abfolutismus auf die Barrikade fkellen. Denn die Regierenden werden aus freien Stücken auf das Parlament nie verzichten. Denn nie find die Aktien der Dynaftie-Induftrie höher geftanden. als feit Erfindung des Parlamentarismus. Die Auflage neuer Steuern. die Einführung neuer Gefeße. die Kontrahierung von Schulden war in früheren Zeiten imftande. den Kredit manches braven und wohlmeinenden Herrfchers arg zu gefährden. Diefer peinlichen Zwangslage find die Throninhaber. feitdem fich das Volk felber fchröpft. enthoben.

Daß wir in Öfterreich die erften find. die der Segnungen des Parlaments überdrüffig werden. fcheint verfiändlich. Waren wir auch unter den erften. die es infiallierten. Nicht aus dem Lager der Feudalen. aus den unterfken Schichten des Volkes heraus. werden die feindfeligen Rufe gegen das Parlament immer lauter. Die immer mehr überhand nehmende

Gleichgültigkeit des Bürger-mms gegen Politik wird dem Parlamentaris-
mus vielleicht noch gefährlicher. Denn es bedarf als efientieller Lebens-
bedingung der Anteilnahme des Volkes. Ein Parlament. um deffen
Tätigkeit fich das Volk nicht kümmert. verdorrt. der Boden. auf dem es
wiiihft. aus dem es feine Kraft fchöpft. wird ihm entzogen. es führt ein
Scheinleben. das bei der erfien Kraftprobe fein Ende findet.
Das öfterreichifche Parlament war lange nicht mehr gefund. als das
progreffive Stadium eintrat. Schon vor 1897. in weläjem Jahre die
Obftruktion erfunden wurde. ftand es nicht mehr auf der Höhe der Würde.
die ihm der Idee feiner Begründer und fein e r B e ft i m mu n g nach
zugedacht trat.
Nach dem Gefeße und nach dem Sinne des Gefeees ift jeder
Abgeordnete Vertreter des gefamten Staates und nicht feines Kreifes
allein. Wie fich die Verhältniffe aber in der Tat entwickelten. wurde der
Abgeordnete immer mehr der bloße Bevollmächtigte feiner Wähler.
Fühlte fich diefen gegenüber verantwortlich und nahm bei feinen Votie.
rungen nicht mehr auf das Jntereffe des Staates. fondern einzig auf die
Stimmung feiner Wählerfchaft Riickficht. Dazu kam noch. daß die
Wähler die Haupttätigkeit der Abgeordneten in der Befürwortung und
Betreibung von Eingaben. Gefuchen. Petitionen bei den Zentralftellen. in
der Protegierung emfiger Parteigänger. der Verfchaffung von Subven-
tionen. Konzeffionen und einträglichen Stellen "fahen. Und kein
Abgeordneter wagte es. fich energifch gegen folche Zumutungen zu ver-
wahren.
Diefe Kommiffionärstätigkeit mußte die Volkstribunen bei den
Behörden und Ämtern in fchlechtes Anfehen bringen, Jin Jahre 1897
wurde nun unter dem Minifierium Badeni der Verfuch unternommen.
der Hydra des deutfch-tfchechifäjen Streites durch die Herausgabe einer
durchgreifenden Sprachenverordnung den Kopf abzufchlagen, Da aber
Badeni darin die weitgehendfien Forderungen der Tfchechen auf Kofien
der Deutfchen erfüllte. kam es zu fürchterlichen Auftritten im Reichsrate.
Durch eine formaliftifche Auslegung der Gefchäftsordnung. dura) Dring-
liehkeitsanträge und Dauerreden wurde jeder Übergang zur Tagesordnung
verhindert. Als nun die flavifch-klerikale Mehrheit durch Anwendung
von Brachialgewalt den Widerfiand brechen wollte. ac] 1100 eine Ände-
rung der Gefchäftsordnung dahin befchloß. daß jeder widerfpenf'tige Ab-
geordnete nach dreimaligem Ordnungsrufe von der Sitzung ausgefihlof-
fen werden könne und fchließlich zur gewaltfamen Entfernung der Aus-

gefäfloffenen eine Abteilung Polizei ins Parlament dirigierte. feste es
folche Rauf- und Tumultfzenen ab. daß das Parlament gefchlofien wer-
den mußte und Badeni demiffionierte.
. Damit wurde zum erftenmal der Beweis erbracht. daß die Minorität
die Faffung von Befchlüffen. die ihr nicht genehm waren. zu verhindern
vermochte; daß die Majorität auf den» guten Willen der Minorität ange-
wiefen war.
Was in der Leidenfchaftliehkeit des nationalen Streites und in der
Entrüfiung über ein widerfahrenes Unrecht für diefen einzelnen Fall ent-
fchuldbar fchien. das wurde in der Folge alfobald wieder verfucht. ohne
daß eine kraffe Rechtsverleßung oder die Gefährdung wichtiger Lebens-
intereffen das Motiv gebildet hätte. Iedes neue Gefeß verlegt die Rechts-
fphäre derer. gegen die es gefchaffen wird. Muß einer Minderheit von
einer Mehrheit aufgedrängt werden. Das liegt im Wefen aller parla-
mentarifchen Gefehgebung. Die Obftruktion aber war das Mittel gegen
jede unerwünfchte Majorifierung. Gefchictte Gefäjäftsordnungspraktiker
vervollkommneten fie bald fo weit. daß fchon zwanzig Abgeordnete die par-
lamentarifche Tätigkeit zu lähmen imftande waren.
Allmählich aber erhielt die Obftruktion. bis jetzt die Handhabe zur Ver-
hinderung nicht konvenierender Befchlüffe. auch noch den Charakter eines
Preffionsmittels. Die Regierung verfuchte nämlich in Fällen. in denen
fie ein befonderes Intereffe an dem Zufiandekommen eines Befchluffes
hatte. die jeweilige Obflruktionspartei zum Aufgeben der Obfiruktion duräj
Zufage von nationalen oder wirtfchaftlichen Konzeffionen. durch Erfüllung
perfönlioher Afpirationen und Wünfche zu bewegen. Da die Politik in
Öfierreich unverhüllt als Gefchäft betrieben wird. gelang es. Die Folge
war. daß nunmehr auch kleine Fraktiönchen. die fonf't nur die Abfälle von
der Regierungskrippe erhielten. auf eigene Fauft Obftruktionen machten.
lediglich der Abftandsfumme wegen. Dazu noch jede Seffion eine veritable
Priigelei. Schimpf- und Spuckfzenen ordinärfier Art. all das zufammen
genommen minderte die Achtung vor dem hohen Haufe felbf't in den
unterften Bevölkerungskreifen weitgehendf't herab. Die Gerichte judizier-
ten. daß das Parlament kein Ort fei. der befonderen Anftand erfordere.
Da entde>te der Minifier-Präfident Beck und die fozialiftifche Partei
im Jahre 1906 den Krankheitserreger: Die Wähler waren die Urfache
des Niederganges des Parlamentes. Und allfogleich war das Heilferum
gefunden: Das allgemeine. gleiäje und direkte Wahlrecht. Das fchlichte
Volk follte mit feinem klaren. einfahen Verfiand die Abgeordneten küren.

Das allgemeine Wahlrecht kam.
Und mit ihm wurde das Abgeordnetenhaus der Aus-
druck des unverfälfchten Volkswillens. Aber nach einem kleinen
Anlauf zu einer fruchtbringenden Tätigkeit war in Bälde. ach.
alles wie einft. Die Obftruktion tauchte wieder aus der Verfenkung
empor. Doch der Sturm der Entrüftung. der die Totengräber des Par-
lamentes hinwegfegen follte. blieb aus. Und es wurde auf einmal offen-
bar: Den Völkern draußen war das Parlament herzlich gleiäjgültig ge-
worden.
Die dringendfien Gefeßesvorlagen. von denen das Wohlergehen
Taufender abhängt. blieben unerledigt. Die Handelsverträge mit den Bal-
kanfiaaten. das Gefeß über die Altersverficherung der Arbeiter. die Be-
willigung von Notftandsgeldern. die Errichtung von Hochfchulen. die
Finanzreform. mußten auf unbeftimmte Zeit verfchoben werden. Unfer
ein Jahrhundert altes bürgerliche Gefeßbuch. das faft ebenfo alte Straf-
gefeß. der völlig unbrauchbar gewordene Strafprozeß. das Militärftrafge-
feß. die Steuergefeße warteten fchon über ein Jahrzehnt auf Reformierung.
Die Kommiffionsarbeiten waren beendet. die Entwürfe fertig gefiellt --
das Abgeordnetenhaus befaß nicht mehr die Kraft zu ihrer Durchberatung.
Aus dem Träger des kulturellen Fortfchrittgedankens war fein Hin-
dernis geworden. Immer lauter wurden die feindfeligen Rufe gegen das
Parlament. Und als die Winterfeffion infolge der Obftruktion der
tfchechifchen und flovenifchen Agrarier wieder ebenfo fruchtlos zu ver-
laufen drohte wie die Sommertagung. da ging felbf't den gutmütigen
Wienern die Geduld aus. Das Galeriepublikum überfchüttete die
..Aktionsparteien“ mit derbiten Vorwürfen. die Abgeordneten wurden
auf offener Straße von den Paffanten als ..Tagdiebe“ und ..Gaukler" be-
fchimpft. die Maffen drohten vor dem Parlamente aufzumarfchieren. und
es fchien einen Moment. als ob es zu einer Volksempörung gegen das
Volkshaus kommen würde.
Wir fianden damals auf der Schwelle des Abfolutismus. Diefe Er-
kenntnis war es auch. die - in leßter Stunde - den Antrag Kramarfch
zeugte. Daß ihn die Slaven. die eben Obftruktion getrieben hatten. ein-
brachten und fo ihr eigenes Vorgehen desavouierten. war eine äußerfl ge-
fchickte taktifche Wendung. durch die fie aus den Zerftörern Retter des
Parlamentes wurden. oder doch fich als folche gebärden konnten. Ein
Teil der Deutfchen half ihnen in führerlofer Verwirrung. diefer Pofe

noch den Anfchein der Berechtigung zu geben. indem fie der Gefchäfts-
ordnungsreform opponierten.
Die verfchärfte Hausordnung. die dem Präfidenten das Recht ein-
räumt. Abgeordnete. die durch ,.technifche Obfiruktion" den Gang der
Verhandlungen ftören. vonden Sißungen auszufchließen. ift heute Gefeß.
Wird fie im Stande fein. diefes Parlament ohne Anfehen. ohne Glauben
an fich felbjt. ohne Gefühl feiner Würde zu feiner großen Aufgabe wieder
zurückzuführen? Wird fie ihm die Stärke verleihen. Schritt um Schritt
zurückzuerobern. was in zehnjährigem Niedergange verloren worden ift?
Wird fie es befähigen. die gewaltigen gefeßgeberifchen Arbeiten zu leiften.
die feiner harren?
Die Firheit. mit der unter der neuen Gefchäftsordnung in den letzten
Tagen der Dezemberfeffion Gefeß um Gefeß erledigt wurde. die Freude.
die aus den Reden aller Parteien über die Erlöfung von dem fchleiäjenden
Hausgefpenfi der Obfiruktion fprach. würde die Hoffnung. daß unfere
Volksvertretung nunmehr einer Gefundung entgegengeht. berechtigt er-
fcheinen laffen. Aber die Krankheitserreger. welche die Obf'truktions-
erfcheinungen verurfachten. find noch nicht fierilifiert und werden fich
immer wieder zu Infektionsherden anfammeln. Der deutfch-tfcheäjifäje
Sprachenfireit. das überhandnehmen des Berufspolitikertums. in dem
zahlreiche gefcheiterte Eriftenzen in ziemlich fkrupellofer Weife ihr täg-
liches Brot zu erwerben fuchen. die Gegenfäße der Nationalitäten. das
find die leßten Motive des Niederganges des öfterreichifchen Parlamen-
tarismus. und ehe niäjt ihre Befeitigung gelungen ifi. wird das Parla-
ment |ets nur ein kümmerlithes Leben frifien von Tag zu Tag.
Immerhin - etwas ifi getan. und wenn diefer Anfang zur Folge
haben follte. daß unfer Parlament an die Heilungsmöglichkeit wieder zu
glauben beginnt. fo wäre es mehr als genug. Denn auch im politifchen
Leben ifi der Glaube an fich felbft die Vorbedingung jedes Erfolges.

M ar Osborn:
Berliner Kunf'tchronik

Es ift fehr luftig zu beobachten. wie die hifkorifche Stilfpielerei. die um die Jahrhundertwende den gegenwartsfrohen Naturalismus abgelöft hat. ihre Wandlungen durchmaäft. Zuerft kam. angeregt durch die Saäf-lichkeits- und Einfachheits-Forderungen des Kunftgewerbes. die Bie-dermeierei. Sie hat jedoch fchon ausgelitten. und nun heißt die Parole „Rokoko“. Oder beffer: ..achtzehntes Jahrhundert“. Denn es ift eine Mifchung von Rokoko und Zopf. die jest andrängt und uns über ein Kleines autokratifch beherrfchen wird. Von der Biedermeierzeit zum Zopffkil if't ja nicht weit: fie war nur feine Fortfeßung; der Empiregefchmack fteht trennend und vermittelnd dazwifchen. Aber Herr Biedermeier ift ein Sohn des bürgerlichen Zeitalters. ift fparfam. ernfthaft und ein wenig nüchtern. Herr Zopf indeffen gehört noch dem uneien rsgime an; er proßt nicht. aber er hat noch halbwegs arifiokratifche Allüren; er ift mehr diskret als fparfam. und er verzichtet nicht auf Phantafie und Laune; er trinkt nicht Tee. fondern ein Gläschen Südwein oder ein gebranntes Waffer aus dem Lachs zu Danzig. gelegentli>f fogar ein Spibglas Cham-pagner.

Kunftgewerbe und Jnnendekoration liefen wieder voran. Die Ar-chitektur fekundierte ihnen und machte vor dem [moin seine ihr Kompliment. der ein franzöfifcher Bruder des deutfchen Zopfes war. Auch Ausflüge ins reine Rokoko feßten bald ein; mit einiger Verblüffung fah man fäfon vor ein paar Jahren im Hohenzollern-Kunftgewerbehaus zwei Zimmer von Rudolf Alexander Säfröder. die zuerfk eine folche Eskapade wagten. Und bald ward der Umfchwung in der breiten Öffentlichkeit fühlbar. Jm vorigen Jahre waren in Berlin noch die Biedermeierfefte und Krähwinke-(eien an der Tagesordnung; in diefem Winter gibt's eine ..Redoute Fri-dericiana". Es if't zu erwägen. wie weit Nebendinge wie die Einführung des Seydlißhutes unferer Damenmode mit alledem zufammenhängen . . .

Parallel geht die Veränderung oder Erweiterung des kunftgefchicht-lichen Jntereffes. Die Berliner Jahrhundertausftellung. die Münchener

Säkularfchauf Lichtwarks Hamburger Agitation- die Wiederentdeckung
des jungen Menzeh Franz Krügersz Waldmüllers "fanden unter dem
Zeichen der Jahre 1830-50, Die Schadow-Ausftellung der Berliner
Akademie vollzog den Ubergang zur Frißenzeit. Schon vorher hatten die
englifchen Klaffiker- ebenfalls in der Akademie- das Leitmotiv des achtzehn-
ten Jahrhunderts eingefchlagen. Und jeßt haben wir in Berlin zu gleicher
Zeit die großen Franzofen aus der Zeit vor der Revolution- abermals in
der Akademie- die unter Artur Kampfs Präfidium wieder am Lebendigen
Teil nimmt (wobei fie. fehr gefchickn fich mehr an das lebendige Alte
hält als an das lebendige Neuer woran fich eine königlich preußifche Be-
hörde leicht die Finger verbrennen kann)- - und fchräg gegeniiber Unter
den Lindeng bei Schulte„ die Anton Graff-Ausftellung. Schon fchwimmen
wir mitten im Strome!

Die Situation hat ihre tiefe innere Logik, Es handelt fich immer
noch um die tödliche Bekämpfung des Eartonftil-z Literatur- und Akade-
miegeifies aus dem neunzehnten Jahrhundert. den die neugewonnene Er-
kenntnis vom Wefen der Malerei ausrotten will- - daß die Akademie dabei
felbfi fo kräftig mitwirktz ifi einer der Wider die fich die Kunfigefchichte
wie ihre große Schweftetz die Weltgefchichteg gern gefiattet. Man will
die Entwicklung der Farbenkunft aufdeckenz die der Klafiizismus und die
Schulfchablone der hinter uns liegenden Epoche durchbrochen hatten. Riick-
wärts taftet man wieder die große Linie abi die von den befcheidenen deut-
fchen Outfiders vom Beginn des neunzehnten ins achtzehnte Jahrhundert
führt. Wo kamen die Runge- E. D. Friedrich, Louis Gurlitt her? Vom Dä-
nen Eckersberg. Wo kam Eckersberg her? Von Jacques Louis David. Und
David? Von feinen franzöfifchen Vorgängern, Die importanten Deut-
fchen der Goethe- und Schillerzeiß die Graff und Ehodowiecki- hängen
gleichfalls mit den Franzofen ihrer Zeit zufammen- daneben führen Linien
von ihnen zu den Engländern hinüber- zu Reynoldsf zu Hogarth. Und
die Engländer u n d Franzofen fiammen gemeinfchaftlich von der großen
Mutter der gefamten modernen Malerei: von der niederländifchen Kunft
des fiebzehnten Jahrhunderts. Hier fißen die Urkcime: Rubens und van
Dyck- Rembrandt und Frans Hals. und die ganze Kette der Landfchafts-f
Sittenbild-z Stilleben-Meifier in Holland und Flamland,

Es ift wunderbarz auf der unvergleichlichen Franzofenausfiellung
der Akademie diefen Zufammenhängen nachzufpiiren und dann zu beob-
achten. wie fich aus den fremden Anregungen das Wunder der Parifer
Rokokofchule gebar. Watteam defien Name über allen andern fchwebt.

kam ja felbfi aus dem Land der vlämifaten Derbheit und hatte mit Bauern- und Soldatenftücken ü lu Teniers begonnen. aber als er feine Vaterfiadt Valenciennes mit Paris vertaufatte. gingen feinen Augen die holden und beraufchenden Reize der himmlifaten Stadt auf. die gerade damals. fchon zu Lebzeiten des alten roj soleil. die fchweren Ketten des Baroapomps abwarf. Und nun zauberte der häßliclte. menfchenfateue. kranke. früh zerbroatene Mann jene Welt der Liebeständeleien. Maskeraden und arkadi-fcheu Fefie. der zierliclten Schwärmerei und der füßen Luft auf feine Bilder. die den Zeitgenofien als ein modernes Märatentum erfatienen fein mag. als eine Symphonie von phantafiifaten Variationen auf die Motive glühen-der Lebensfreude. die eine traumhafte Wirklichkeit darbot. Rubens' rau-fchende Farben hatten ihn begeifkert. als er bei Elaude Audran. dem Kon-fervator des Luxembourg. arbeitete; aber er ließ fie durch ein haarfeines Sieb leuchten. bis feine Kunfl fiat von der feines Vorbildes ebenfo unter-fatied wie eine Parifer Königsmaitrefie von einer Antwerpener Patrizier-gattin.

Watteau war es. der der franzöfifchen Malerei den weiaten. finn-liaten Klang und den fatwelgerifaten Duft gab. die feitdem ihre Macht und ihren Stolz bedeuten. Ohne diefe Fiihrerfataft ifc der ganze Satwarm undenkbar. den er nm fiat fammelte und hinter fiat herzog. Nicltt allein die Pater und Lancret. die in der unmittelbaren Nachahmung Watteaus befangen blieben. fondern niatt minder feine jüngeren Rivalen. die Char-din. Bouater. Grenze. Fragonard. die dann felbft zu königliater Souveräni-tät aufftiegen. Zum erfien Male wird vor einem deutfaten Publikum der Glanz diefer Schule entfaltet. Das Auge erlebt die Wonnen einer Malerei. die kein anderes Amt kennt. als den farbigen Abglanz von den Dingen der Welt abzulöfen und ihn in die Sphäre einer individuellen Sinnen-phantafie emporzuheben. Vor der Delikateffe diefer Bilder erlahmen die befchreibenden Worte; man kann fie nur mit dem Blick in fiat fangen. oder mit der Zunge fatmecken. Es find die höatfien Verfeinerungen finnliaten Genießens (worin übrigens das Wefen der Wirkung bei den bildenden Künfien. wenn fie redliat find. immer beruht). und die Entzückungen. die fie hervorrufen. grenzen gelegentliat fatlechthin an die Region des Eroti-faten. Wohlgemerkt: die malerifchen Wirkungen. niatt etwa die gegen-fiändlichenl Davon kann hier um fo weniger die Rede fein.

als die franzöfifaten Sammler. anfcheinend aus übertriebener Angft vor falfater Beurteilung im philifterhafteren (fprich: ..fittenfirengeren") Deutfchland. fiat in der Auswahl der Sujets eine planvolle Referve auf.

erlegten. Namentlich bei Boucher und Fragonard mag das nicht ganz
leicht gewefen; denn diefe beiden Rokokoherren haben für die Augenweide
blinzelnder Lebemänner und galanter Weltdamen fo viel getan. daß ihnen
zu tun faft nichts mehr übrig blieb. Dennoch gelang es den Parifer
Gönnern der Ausftellung. dies kißlige Stoffgebiet zu umgehen (was an
Pikanterien vorhanden ift. flammt - aus deutfchem Befiß). und das ift.
nicht etwa aus moralifchen. fondern aus künftlerifchen Gründen. hochwill-
kommen. weil nun unfere ganze Aufmerkfamkeit auf die Hauptfache
gelenkt wird: auf die fabelhafte Anmut. Reife und Handwerkstüchtigkeit
der Malerei. *
Wenn ich auf der Ausftellung zwifchen den feligen Meifiern Preife
zu vergeben hätte. würde ich Watteau als Ahnherrn vors eoucours
fehen. und dann Ehardin mit der großen goldenen Medaille fchmücken.
Denn die Schönheit der Tonmalerei feiner Stilleben. Küchenftücke und
Wirkliäfkeitsausfchnitte. in denen er den Delftfchen van der Meer brüder-
lich grüßt. Willem Kalf überbietet. ter Borch hinter fich läßt. Goya und
Manet vorahnt. der filberne Klang feiner kühlen Farbenfkala. die Samt-
weichheit feiner hingehauchten Striche. die alle Öligkeit des Materials durch
die Kraft eines unbegreiflichen Künftlergeiftes überwinden. ift über die
Maßen. Dann würde ich Fragonard ehren und zuvörderft vor feiner aus
Rembrandtfchem Helldunkel traumhaft aufleuchtenden Vifion einer orien-
talifchen Szene (..Der Pafcha“) einen Lorbeer-franz niederlegen. Des-
gleichen vor Bouchers kleinen Pompadourporträts; nicht vor dem ange-
ftaunten Repräfentationsbilde der großen Liebesmeifterin. das der Baron
Rothfchild für die Reife nach Norden mit einer Million Francs ver-
fichert hat - nein. vor dem fkizzenhaften kleinen Bildnis. das den reizenden
Titel „l-0 k0j“ fiihrt: der König ift gemeldet. und Madame in mode-
farbener Toilette erhebt fich. den Gebieter zu empfangen - es könnte
wiederum ..Der Pafcha‟ heißen. Aber fchließlich bekämen fie alle eine
Auszeichnung. auch die kleineren Porträtiften. von Nattier an. der zuerft
dem Schwulft desBarock kündigte und dafür dieNatürliehkeit einfeßte. über
feinen Schwiegerfohn Tocqus und den franzöfierten Schweden Roslin hin
bis zu Dupleffis und Danlour und Drouais und den älteren Bildern der
VigSe-Lebrun. Denn das ift das Große diefer Kunfc: daß auch die Per-
fönlichkeiten zweiter Ordnung ein fo erfiaunliches Niveau halten.
Etwas Ähnliches hatten wir damals in Deutfchland auch. Wenn
auch das Niveau nicht fo hoch war wie in Frankreich. Anton Graff.
den wir nun neu kennen lernen. ftand nicht allein. er war nur der ftolzefte

Gipfel in einem an lieblichen Höhen reichen Gebirge. Was die einge-
wanderten Franzofen. wie der Watteaufihüler Pesne in Berlin. nach
Deutfchland brachten. ward hier verftändnisvoll aufgenommen und ver-
arbeitet. Von keinem fo felbftändig und großartig wie von dem fchweize-
rifch-fächfifchen Meifier. der in feinem Lebenswerke das verehrungswürdige
Gefchleeht einer männlichen. idealiftifä) entflammten. geiftesftarken. von
edelften Jntereffen und Wünfchen erfüllten Zeit fpiegelte. Graff be-
fchwor die Seele unferer größten Epoche mit den Mitteln der Farbe; er
malte die Köpfe und Körper ihrer Menfchen als ein Werkftattmeif'ter von
folider Schule. und unverfehens hatte er damit den Geift des Jahrhunderts
gebannt. Mit Ehrfurcht grüßen wir in ihm den einzigen deutfchen Maler.
der jemals eine Porträtkultur im europäifchen Stil begründet und uns
vererbt hat.
Wie war es möglich. daß folche Lehren verklangen? Erft nach
hundert Jahren befannen wir uns auf die großen Traditionen des Male-
rifchen. die wir befaßen und vergeudet hatten. Aber man muß faft fürch-
ten. daß uns die Ruhe und Feftigkeit abhanden kam. diefe Überlieferungen
wahrhaft organifch fortzubilden, Rafilofigkeit und Zerkiffenheit bleiben die
Kennzeichen unferes Kuufibetriebes. Die Krifis in der Berliner Se-
zefft'on gibt einen neuen unfympathifchen Beweis dafür, Hier war etwas
gefchaffen. das den Ausgangspunkt geben konnte für logifäje Weiterarbeit.
für Klärung und Defiillierung der wilden modernen Wünfche. Nun kam
der Konflikt zwifchen den jugendlich-radikalen Stürmern und den Unzu-
friedenen. perfönlich Gekränkten auf der einen. und den befonneneren. reife-
ren. freilich auch ehrlich felbftherrlichen Vätern der Sezeffion auf der ande-
ren Seite, Da diefe Zeilen gefchrieben werden. ift der Riß bereits klafter-
weit. Wenn fie erfäjeinen. wird er vielleicht verkleiftert und verklebt fein.
Aber ich fürchte: er bleibt unter dem Pflafter. ohne zu heilen. beim nächften
Anftoß reißt er abermals auf. und dann - fegeln wir wieder in die Ver-
wirrung hinein. Statt Wachstum und Wandlung haben wir lärmendes
Gebahren. Eigenbrödelei. Starrfinn. Undank und Tollpatfchigkeit. auf beide
Seiten anmutig verteilt. Kampf in der Kunft ift niäjt nur gut. fondern
notwendig. Aber die Fraktionszerfpaltung. Parteizerklüftung. Gruppen-
trennung. Unverträglichkeit. die Verfehwörungen und Verrätereien im
Engeren find deutfche Urlafter. die von jeher alle große Entwicklung immer
aufs neue bei uns in Frage ftellten.

Balder Olden:

Der lange Kapellmeifter

Seit Monaten war das Leben zu Thoras Füßen ausgebreitet wie ein Teppich mit leife fich bewegenden Figurenj für die fie Intereffe hattej und mit denen fie dennoch nichts teilte. Tag und Nacht faß fie in ihrem Rollfiuhl auf der Promenade - die Sonne fchien. die Pafier raufchte, die Mufik fpielte -- es gingen Menfchen auf und nieder. Der Anfang und das Ende ihrer Tage dämmerten im Zimmer hin. Sie las. der Arzt be- horchte fie und fchüttelte fein kluges Biedermaier-Köpfäjen mit den hellen Wangenbartfireifen. Sie maß Temperatur. drei-mal tägliche nahm ein - ihr Denken bewegte fich zwifchen Celfiusgraden und Konzertfiüäen. Briefe interefiierten fie nicht. denn es fchrieb ihr niemand die Wahr- heit _ die Gefchichtchen von ihren Neffen und Richten füllten viel Seiten und lafen fich wie verftaubte Jahrgänge der Fliegenden Blätter. Be- fuche waren ihr gleichgültig. denn man fprach mit ihr nicht mehr wie mit einem reifen Menfchen. „Pfycho-Therapeutik“! mahnte bl'. Tänzer. Ihre Briefe waren pfyrho-therapeutifä), ihre Gefpräche. ihre Lektüre. Von all der Therapeutik war ihre arme Pfyrhe matt und gegenftandslos geworden.

Es wußte niemand. wie. lange fie diefer Kur Widerftand geleiftet hattej daß fie bis ins zweite Jahr hinein Stunde für Stunde den letzten Tag ihres wirklichen Lebens wiederholt hatte. mit jedem Schritt und jedem heißen Wort,

Sie wartete es kaum ab. daß man fie allein ließf ihrer Ruhe übergab. Dann machte fie die Augen fe| zu und feßte ihre Phantafie in diefe immer gleiche Bewegung. wie eine korrekt arbeitende Mafihine.. Sie ftellte fich den Anfang ihres letzten Tages vorj den tiefdunklen Morgen daheim in ihrem Zimmer. das fie nicht wieder gefehen hatte. Sprang aus dem Beth fchlüpfte in den Sportanzug. die englifchen Pumphofenj den weißen Sweaterj die dicken Strümpfe. Alles wie an jenem letzten Tag - fie konnte ihn längfi auswendig. mit jeder Minute. und wurde nicht müde, ihn aufs neue zu leben. Der Gang durch die Straßen mit den klappern- den Schneefchuhen auf dem Rücken. das Rendezvous mit den Freunden

IB. Simeon Eher-din:
Die Brieffiegierin
f .
(Zierlag der PXotogr-.phiicl en Gel-llfcbait
, in Berlin)
' W i Zum AufjaÃŸ â€žBerliner Ku;*.f*-.hr:-.*ii"

in der Bahnhofshalle. Der erfte Blick in die kleinen hypnotifirenden
Augen des Fremden. Die Fahrt im heißen Coupe? und das Gefpräch mit
ihm. der fo gefährlich leife fprach: nur zu ihr. Sie fühlte es immer mit
neuem Schauder. daß das eine Auszeichnung war: er fprach nur mit ihr.
hypnotifierte fie mit feinen Augen. und draußen wurde der Tag wach
über verfatneiten Dörfern und weißen Berghängen. Dann tappten fie
fiundenlang den Berg hinan. einer nach dem andern in der gleichen Spur
- die gewaltigen kleinen Augen des Fremden faßen ihr im Nacken und
trieben fie an. mit all-er Kraft aufwärts zu fieigen. trotz diefer ungeahn-
ten Müdigkeit. unter der fie faft zerbrach. Während der Mittagsraft in
der Berghütte ftahlen fie fich beide hinaus. fie und der fremde Mann.
In einem Dickicht - und von den Affen troff das Eiswaffer herunter.
aber fie fpürte es niatt. - preßte er ihr das Gefkändnis ab. daß er jede
Macht hatte über fie. Als fie es gefagt hatte. wurde es wahr - fie
hatte keinen Willem mehr vor feinem. und er küßte -- nein. er trank fie.
trank ihr aus dem Mund ihr ganzes Sein heraus. Der flimmernde
Satneetag. das kalte glitzernde Mittagslicht war für fie voll einer inneren
Schwüle. unter der ihxe Glieder bebten.
Dann fanden fie fiat wieder zurück - fie mit breatenden Knien »-
und der Abfiieg kam. - Schneeheil! Da faufte der Führer über die
weiße Halde. fchwand in einer Talmulde. und die Satlittenfatuhe fprangen
unter ihm. Der näatfie braufte nach - des erfien Schatten lag wieder
faträg übers weiße Feld - dann war da nur noch ein Schatten. und
auch ihn verfchlang das fatwarze Holz. In gleiaten Abfiänden folgten
die fchnell-en Gefialten. Männer und Mädclten kaum zu unterfateiden -
hufchten auf und entglitten rafend rafch und wurden Schatten. die ver-
fatwanden.
Endlich kam fie *- hinter ihr war nur noch der Fremde. Das war
ein atemlofes Fliegen. den ganzen Berg hinab - fie war ein Blatt. das
der Wind ins Tal wirbelte. Sie fchlug manchmal gegen einen Baum.
und ihr Sturz riß fie kreuz und quer gegen andere Stämme. daß fie ent-
feht liegen blieb. Dann war er bei ihr. warf fiat neben fie und drückte
fie in den Schnee. Sie vergaß alles. den Weg. ihre Gefellfchaft. fiat
fclbfi. Sie war nur noch eine Beute diefer Küffe.
Wenn fie im Fahren die Augen auffchlug. lagen da immer noch
die vielen Bergwiefen und Hänge. von fchwarzen Waldftreifen durat-
fatnitten - aber gleich ftäubte es weiß und golden um fie. und fie
war ganz der Macht des Fliegens hingegeben. war eine Lawine. die fiel.

auffchnellte und Widerftand fand - und wenn fie fiürzte und glaubte.
ganz zerfchlagen zu fein. war fie plötzlich wieder in diefer anderen Ge-
walt. die noch fürchterlicher und viel graufamer war.
Den Mann hatte fie nicht wiedergefehen.
Sie felbfi war ein paar Women fpäter in den Süden gebracht wor-
den mit gelähmten Beinen. der pfychotherapeutifchen Kur und anderen
Schreckniffen überantwortet. Diefen letzten Tag hatte fie leidenfchaft-
[ich. in bewußter Bosheit gegen ihre Pfleger. in einer Qual. die nur
ihre eigene Vernichtung enden konnte. wiederholt. Bis fie keine Kraft
mehr hatte und keine Luft mehr. ihren Arzt zu bekämpfen. ihre Phantafie
aufreaft zu halten und fich felbft zu zerfiören.
Dann waren die Monate gekommen. in denen fie aufblühte zur
Schönheit eines zarten japanifchen Aquarellbildes. Ihr müdes Geficht
erglänzte in durchfichtigen. rofigen Tönen - das dichte Haar hatte Glanz
und lag wie weiche Seide über der Stirn. Nichts bewegte fie mehr.
Das Leben lag unter ihr. Aus ihrem Rollftuhl. von einem Thron
aus. fah fie es ein paar Stunden lang des Tages. wie einen Teppich
mit leife bewegten Figuren. Sonft gab es nur Dämmerfiunden und
fchwarze. tiefe Nächte für fie.
Aber auf einmal kam die Zeit. in der nichts Erreichbares ihr mehr
verboten war, Der Arzt war in diefer langen. firengen Kur endlich zum
Mitleid gediehn - er wünfchte. daß Thoras Wünfche erfüllt. ihre Fra-
gen beantwortet würden. daß man ihr für das letzte Refichen Leben die
Freiheit des Denkens wieder gebe. foweit fie fie wünfchte. Denn er
hatte gefiehen müffen. daß feine Kunft verfagt hatte.
Da war plötzlich jeder Mittag im Sonnenfchein wieder voll von Be-
gebenheiten. Es war ein neuer Kapellmeifier gekommen. und das alte
Orchefter hatte da plößlich andere Geigen und Bäffe und ftroßte von
einem gewaltig bejahenden Leben. das fich mit Leidenfchaft in die Nerven
der vielen Leidenden fchlug.
Den wollte fie kennen lernen! Seit zum erfienmal die Infirumente unter
feinem Stab erwacht waren. wie die blaffen Menfchen unter der Sonne
diefes Alpentales wieder Blut und Wut aufs Leben gewannen. hatte
Thoras Befreiung von br. Tänzers Pfychotherapeutik begonnen. Die
beiden Ereigniffe fielen ineinander - von allen Seiten ftürzte jeßt. ganz
unverhofft. ein Strom Welt in ihr kahles Leben ein.
Er kam und küßte ihre kranke Kinderhand. mit der fie ihm dafür
dankte. daß er dem Tag neue Farben und ihren Bildern viele Lichter

gegeben hatte. Er fprach auf fie ein mit einer elaftifchen. warmen Eello-
fiimme. zeigte ihr unbewußt. daß er nicht nur Mitleid mit ihr hatte -
daß er in fie hinein fchaute und fie gern gefireichelt und geküßt und ganz
gewe>thäne
Bald darauf fpielte die Kapelle einen Walzer. den Thora nie ge-
hört hatte und doch fo fehr kannte -- einen langfamen. fäjweren Walzer.
aus dem die Violine immer wieder herausbrach. um diefe ganze getragene
Melodie in einen Raufch zu ftürzen und Feuer in die harmonifch be-
wegten Glieder der Tanzenden zu bringen. Ein Walzer: ein losge-
riffener Funke irrte durch einen Gartenabend. weckte da und hier ein
Flämmihen. bis die kleinen Feuer fiaj fanden und als Flammengarbe
durch die Bäume toften.
Als Thora fragte und erfuhr. daß dies der ..Thom-Walzer" fei -
ihr ganzes Dafein von ihm. der fie mit feinem Begreifen umfchlang. in
einer einzigen Melodie gefangen - flogen die zwei Jahre therapeutifeher
Seelenkur wie Schleier von ihr ab.
Was erdenklich war. Thoras neu erwachte Lebensgier zu be-
friedigen. gefchah. Sie erlebte. nachdem fie zwei Jahre lang nur den
einen Weg im Rollftuhl gemacht hatte. das Ungeheure: im Wagen aus-
zufahren!
Wenn das Pferd. fo drauflos trabend. eine Höhe nahm. glaubte
fie immer. es würde im plößlichen Raufch feiner Kraft den Zügel zer-
reißen. in maßlofem Galopp feiner fcharfen Hufe den Wagen hinter fich
in Trümmer fchlagen. fich und den Kutfcher und fie in ein praffelndes
Verderben jagen! Die Bäume der Wälder. die fie wie zum erftenmal
fah. bebten ihr in Wut unter jedem Wind und konnten fich über fie
ftürzen - die Brücke knirfchte unter der Wucht ihres Wagens.
Jetzt hatte ihre ausgeleerte Phantafie fich ganz mit neuen Vorftellun-
gen vollgefogen. die für die letzten. notwendig letzten Tage reichten. Die
rofigen Töne japanifcher Aquarelle waren erlofchen. ihre Augen aufge-
riffen wie die Lichter eines verhungernden Raubtieres.
Sie lag mit gefchloffenen Augen im Bett. ohne zu ahnen oder
darnath zu fragen. daß fie fierbenskrank war. Was vor diefen zwei
Jahren gewefen war. der hundert. hundertmal durchlebte Tag zur Seite
des Fremden - davon war nichts mehr in ihr. Der Thorawalzer hob
ihre halb befreite Seele in Thorparorysmen. die feinen gefälligen Schöpfer
erfchreckt und vielleicht im Bewußtfein feiner künftlerifchen Enge vernichtet
hätten.

Der lange Kapellmeifier Balder Olden
Als ihre Kraft fich faft erfchöpft hatte. fah fie noch einmal die Pro-
menade. auf der fie zwei Jahre. zwei Jahre lang Tag um Tag die Mufik
gehört. Schlenkernd in den Gelenken. ging es da auf und nieder von
Menfchen. die fich anblickten. mit Ruäbewegungen grüßten. fich recht-
winklig bewegte Hände reichten, Im Spalier zu beiden Seiten lagen
die Kranken auf Rollfiühlen und Banken - Thora mitten darunter.
im Pelz. die Reiherfedern auf ihrem Hut.
Schwarz. im Mantel. den Zylinder glänzend im Licht. kam der Ka-
pellmeifter inmitten des Weges, Er überragte all die Menfchen. daß
Thora ihn fchon aus großer Weite fah. Er kam näher. wuchs. kam mit
gravitätifch fchlenkernden Schritten. immer höher. riefengroß. daß fein
Hut wie ein glänzendes Segel die Sonne widerfpielte. Er fäjritt auf
den Mufikpavillon hin. zu gefpenftifchen Maffen gewachfen. und jetzt
war fein Gefecht knöchern. mit hohlen Augen.
Seine Hände hoben fich wie kahle Flügel. der Taktftock blißte -
feine Kapelle fpielte den Thorawalzer! Da ordneten fich alle Menfchen
zu Reihen. rechts die Gefunden und links die Kranken. Da ftanden fie
alle. die Elend-Gelben. von Polfiern und Decken befreit -
der Taktfto> flog. und mit irreverzerrten Bewegungen tanzten fich die
Reihen entgegen. Compljmeot! 'wm-1162! Changes len andres! .-
die Knie flogen. die Arme fchwenkten ellbogenlos auf und nieder. Starte
Gefichter zerfchnitt ein Lächeln. Nafäjer flog der Taktftoct. hafiiger
klapperten die Arme des Kapellmeifiers und raften: ihm folgten die
Tänzer. fchlangen im Zickzack ihre Bewegungen den Reihen. und Thora
unter ihnen. mit fliegenden Rücken. die Reiherfedern als ein Ire-licht
über ihrem Scheitel , . .
Der Arzt. der an ihrem Lager ftand. packte die Hand der Pfleger-in.
Thoras Mutter fiel auf beide Knie und rang die Hände. und die Augen
quollen aus ihren Lidern. Thoras Schweiter riß ein Stück der Decke von
der Sterbenden. Thoras gelähmte. feit zwei Jahren gelähmte Beine
tobten da im Takt des Thorawalzers! Des langen Kapellmeifiers Stab
trieb die Unbeweglichen zum wütigften Tempo - bis der Meifter jäh-
lings die Arme breitete und all die Tänzer ftill fianden.
Dann verfchwand des langen Kapellmeifters Knochengeftalt im
Dunft der Mittagsfonne,

Rund
fchau
Khakiwahlen gegen Deutfchland
Wenn es wahr ift. was die di-
plomatifchen Auguren mit hochge-
zogenen Brauen erzählen: wenn
wirklich Herr von Bethmann Holl-
weg. dem als Vorfchußehrung und
zur Widerlegung aller Bezweifler
feiner Sattelfeftigkeit foeben das
orangefarbige Band des Schwarzen
Adlerordens um die Schulter gelegt
wurde. mit feinem ganzen ehrlichen
Fleiß an einer allmählichen Beffe-
rung der deutfchenglifchen Bezie-
hungen arbeitet und - fo fehr er
fon| auf den Rat und die Mitwir-
kung des Herrn von Schön Wert
legt - diefe Aktion fich felbft vor-
behält. dann ift er jest in der an-
genehmen Lage. die Fäden dort wei-
terzufpinnen. wo er fie angeknüpft
hat. Zwar ift das Foreign office
ein in der Überlieferung feft ver-
ankerter Grund. der von den gur-
gelnden Parteiftrömungen nur
wenig bewegt werden kann. Aber
es ift doch wohl bequemer. fich mit
Sir Edward Grey über diefes größte
Problem der europäifchen Politik
zu verftändigen. als mit dem hart-
willigen Lord Lansdowne. der aller-
dings wieder mit fkärkerer Entfchie-
denheit das nicht immer willkom-
mene Accompagnement des witzig-
ften unter den gekrönten Diploma-
ten auszufchalten verfiünde.
Natürlich muß man mit der
Möglichkeit rechnen. daß den letzten
aufgeregten Wahlen. die in keinem
Sinne eine eindeutige Klärung ge-
bracht haben. fehr bald eine neue
Auflöfung des Unterhaufes folgen
wird. Aber manches fprieht dawi-
der. Abgefehen von der Gewohn-
heit des Engländers. den Volks-
willen gewiffenhaft zu refpektieren
und fich mit politifchen Tatfachen
fchnell abzufinden. vor allem fein
nüchterner kaufmännifcher Sinn.
der nicht ohne Not den ganzen wirt-
fchaftlichen Apparat fo fchnell aber-
mals den läfiigen Hemmungen einer
Gefamtwahl ausfeßen möchte und
auch ihre ungeheueren Koften er-
wägt; jedes der 671 Man-
date mußten die Eroberer durch-
fchnittlich mit taufend Pfund
Sterling erkaufen. Es ift alfo
fehr gut denkbar. daß der kühle

Ironiker Balfour. der diefe Wahlen erzwungen hat. trotzdem das Unterhaus fchon im nächfien Iahre eines natürlichen Todes hätte fterben müfien. feinen Gegnern zu einer längeren Herrfchaft verholfen hat. als ihnen fonft befchieden gewefen wäre.

Wenn Asquith den Bogen nicht überfpannt. kann er gar wohl feine nächften Ziele erreichen. Selbft ohne die nie ganz zuverläffigen Iren verhilft ihm das Bündnis mit der Labour Party zu einer Majorität von etwa 40 Stimmen. (Während ich dies fchreibe. find noch nicht alle Wahlrefultate bekannt.) Zufammen mit den Home-Rulers beträgt die minifterielle Mehrheit etwa 120. Auch Salisbury hatte 1886 zufammen mit den liberalen Unioniften nur eine Mehrheit von 109 Stimmen. Und obwohl ihn die Gegner höhnten. er fei bloß „in office but not in power", hielt er das Heft bis 1902 in Händen. Noch geringer

Rundfchau
war Lord Ruffels Majorität nach
den Wahlen des Jahres 1847 -
es waren nur dreißig Stimmen und
obendrein in drei Gruppen gefpal-
ten - und dennoch behauptete er
mit ihr die Wighherrfätaft bis in
den Februar 1852. Und damals
fiihrte kein Balfourf fondern ein
Disraeli die Oppofition.
So widerfpruchsvoll der Aus-
fall der Wahlen ift, fo gefchiät die
Lords das eigentliche Kampfobjektf
ihr Vetorecht gegen Steuerbefchlüffe
des Unterhaufes- verdunkelt habenF
fo können die Liberalen fich immer-
hin darauf berufenf daß trotz der
Outvoters, der meif't konfervati-
ven Pluralftimmenf eine Majorität
von einer halben Million Stimmen
fich gegen den Protektionismus und
für das bodenreformerifche Budget
Lloyd Georges entfchieden hat.
Alles hängt jetzt von der taktifchen
Gefchicklichkeit- der wiedergewählten
Minifier und davon abt ob der zu
Kompromiffen eher geneigte Pre-
mier oder der draufgängerifche
Schaßkanzler die Führung an fich
reißt. Die parteipolitifchen Kämpfe
werden fich unter allen Umftänden
verfchärfen- aber die Möglichkeiß
daß fiäf das liberale Regiment ohne
eine neue Parlamentsauflöfung be-
hauptet, ift- wie gefagt, nicht aus-
gefchloffen. Dann aber wäre die
Hoffnung berechtigt- daß das Stre-
ben- der Korrektheit der deutfch-
englifchen Beziehungen eine wär-
mere Tönung zu gebenf zum Ziele
führen kann. Freilich auf die Kern-
frage der Einfchränkung der Flot-
tenrüftung wird das Kabinett
Asquith nicht direkt losfieuern
können. Der leßte Wahlgang hat
gezeigt- daß die Nervofität der
Wähler durch nichts wirkfamer be-
F
fchwinhtigt wurdef als durch die Be-
teuerungen der liberalen MinifierF
daß der Flotte ihre zärtlichfie Sorge
gelten folle. Und nichts gäbe Bal-
four eine beffere Handhabe zum
Sturze Asquithsf als der Nach-
weisf daß die Seewehr vernach-
läffigt werde. Lord Charles Be-
resfordt der neue konfervative Ab-
geordnete von Portsmouth kündigt
anf feine crfie parlamentarifche Tat
werde der Antrag feinf einen Flot-

tenkredit von 1200 Millionen Mark
zu bewilligen. Auf diefe Vorfiöße
kann das um feine Zukunft beforgte
liberale Minifierium nicht mit ra-
dikalen Abrüfiungsvorfchlägen ant-
worten. Gerade wer den Frieden
willf kann fie in diefer Situation
nicht befürworten. Wenn aber das
Kabinett Asquith notgedrungen zu-
nächfi an der Vergrößerung der
englifchen Flotte arbeitet, wird auch
die englifche Kritik an der Durch-
führung des feit langem fefigeleg-
ten deutfchen Flottenplanes ihre ge-
fährlichfte Schärfe verlieren. Es
ift gutx wenn man fich auf diefem
Gebiet keinen Illufionen hingibt.
Dagegen if't es eine glückliche
Fügungf daß das von allen Seiten
bedrohte Kabinett ein Lebensinter-
effe daran hatt die lächerliche Angft
vor der „deutfchen Gefahr" zu
dämpfen und womöglich zu er-
|i>en. Daß Deutfäfenfurcht und
Deutfchenhaß in der ganzen Welt
großgezüchtet wurden- war in erfter
Reihe das Werk der unzähligen,
ausgezeichnet organifierkten und
glänzend bezahlten publizifiifchen
Agentenf die gewohnt waren-
aus dem Londoner auswärtigen
Amt ihre Informationen zu be-
ziehen. Hier kann das liberale Mi-
nifterium einfeßen und durch 3er-

reißung diefes Syftems niederträch-
tiger Verleumdungen dem Weltfrie-
den und fich felbft den beiten Dienft
erweifen. Die Januarwahlen müf-
fen es endgültig darüber belehrt
haben: das Jnvafionsgefpenft ift
heute der f'tärkfte Bundesgenoffe der
Konfervativen. Daß die Liberalen
die fiebzig Wahlkreife. die bisher
falk immer Tories gewählt und nur
im Jahre 1906 plötzlich dem all-
gemeinen Überdruß gegen die kon-
fervative Herrfchaft nachgegeben
hatten. wieder verlieren würden.
damit haben Asquith und Lloyd
George von vornherein gereäfnet.
Aber ihre Verlufte in den englifchen
Graffchaften wären nicht fo über-
wältigend gewefen. hätte man dem
ländlichen Proletariat. für das fie
gerade fo viel getan haben. nicht
immerzu eingeredet: ..Wenn die Li-
beralen dran kommen. gibt es in
drei Jahren kein Bier. keine Arbeit.
keine Kirche. kein England -- nur
Limonade. Armenhäufer. Atheiften
und Deutfche.“ So lautete es wört-
lich in einem konfervativen Wahl-
manifeft.
Mit anerkennenswertem Takt
hat die gefamte deutfche Preffe fich
jeder leidenfchaftlichen Kritik der
englifchen Wahlbewegung enthal-
ten. Sie fah das Anwachfen der
fchußzöllnerifchen Säfaren. aber fie
wies die neurafthenifche Prophezei-
ung zurück. daß der Schußzoll in
England für die ganze deutfche
Wirtfchaft gleich einen tödlichen
Schlag bedeuten werde. Wie der
Freihandel nur Schritt für Schritt
vordringen konnte und erft vierzehn
Jahre nach Befeitigung der Getrei-
dezölle in voller Kraft fich durch-
gefeßt hat. fo können auch die
Schußzollmauern um das britifäfe
Weltreich nicht über Nacht aufge-
fchichtet werden. Wieviele Wider-
fprüche würden den ungeduldigen
Bauleuten noch in den Arm fallen!
Auf der einen Seite foll die Land-
wirtfchaft aus ihrem Grabe er-
fiehen. auf der anderen folk den
Millionen Arbeitern das Brot nicht
verteuert werden. Ein Teil der
Großinduftrie lechzt nach dem
Schußzoll; der in England fo mäch-
tige Zwifchenhandel hat das größte
Jntereffe an der Erhaltung des

Freihandels. Wie foll der Schmuggel an einer endlofen Grenze. die den Erdball umfpannt. ohne ungeheure Koften überwacht werden. wie follen fich die gegenfälzlichen Jntereffen der Kolonien und des Mutterlandes im Gehege der Zollmauern miteinander vertragen? Wenn die englifchen Eroberungen nicht mehr jedesmal die Erfäfließung neuer Gebiete für den freien Welthandel bedeuten. dann werden fie auch nicht mehr fo ungehindert wie bisher gelingen. Falk überall fteht dem Anfporn die Warnung gegenüber. Angefichts einer Möglichkeit. die fich nur etappenweife verwirklichen könnte und der fich die Schwiegfamkeit des deutfchen Kaufmanns allmählich anzupaffen lernen würde. wird man nicht gleich den Kopf verlieren.

Noch bemerkenswerter war die Befonnenheit der Deutfchen gegenüber der Ausfchreitung Balfours. der fich in Hauley auf die Überzeugung anonymer Diplomaten berief. daß ein Krieg zwifchen England und Deutfchland unvermeidlich fei. Dies Unerhörte fprach nicht ein beliebiger Wähler-Einpeitfcher. das fprach der Minifterpräfident von gefiern. der morgen wieder auf dem

Rundfmau
verantwortlichfien Plaße ftehen
konnte. Mit Recht antwortete
Lord George auf diefe Unge-
heuerlichkeit: „Männer- die von
folrhen unvermeidliihen Kriegen
fprechenx das find diefelben Män-
ner7 die die Kriege machen." Und
wird die Aufklärung der englifchen
Maffen fiark genug feinx fo fiarke
Aufwieglerworte wieder vergeffen
zu machen? Es ift gute daß von
deutfcher Seite alles gefchiehtz diefe
Aufklärung zu fördern. Die frei-
mütigen und klaren Wortex die Graf
Wolff-Metternich am Geburtstage
des Kaifers fpracln waren eine der
befien Botfchafterreden feit langer
Zeit. Auch die in England leben-
den Deutfchen mühen fiel» die Ver-
leumder der deutfchen Politik zu
entlarven. Ein Artikel des rühri-
gen Mitgliedes der Londoner Ko-
lonie„ Charles Tuchmann im Ja-
nuarheft der Zeitfchrift „V119 Aide*
teeutli Neutrik-z* um] after“,
der von der englifchen Tagesprefie
fehr beachtet worden ifig hat ficher-
[ich auch Gutes gewirkt. Vielleicht
werden diefe treuen Dienfte ihren
Zwe> erreichen- zumal die englifthe
Regierung jetzt felbft allen Grund
hatf fie von oben zu fördern, Wir
aber dürfen über diefem milden
Tun doch den fchweren Ernft der
' englifchen Wahlfymptome nicht ver-
gefien- die die minifterielle „Weft-
minfier Gazette" am befien charak-
terifiert hat: „Es waren Khakiwah-
lem bei denen Deutfchland die Rolle
der Buren fpielen mußte."
Jofef Adolf Bondy

Von den Berliner Bühnen

In Reinhardts Kammerfpielhaus
ifi Herbert Eulenbergs
Komödie „Der natürliche
Vater“ gegeben worden und
abgefallen. Nach der zweiten Auf-
führung fchon war das Stück
verfchwunden und verfunken. Ich
hatte mindefiens auf drei
Abende gerechneh und fo ging
diefe Erfcheinung an mir vorbei.
Ich muß mich nun an das Buch
halten- das gleichzeitig bei Erich
Reiß in Wefiend-Berlin erfchienen
ift. (UZ: die neuefie Neuheit iftx
daß an den Premierenabenden der
Kammerfpiele die Pläßez auf denen
man einigermaßen der Vorftellung

folgen kannz zwanzig Mark kofien.
Mehr nicht - für Herrn Beregi
und Frau Konfiantin und eine hafiig
zufammengefchlagene Aufführung
gar nicht zu teuer . , ,)
Alfo: das Buch. Die Über:
zeugung befefiigt fich: diefe viel-
feitig-fchillernde/ ftilgemifchtef teils
lebendige„ teils literaturhaftex bald
menfGlich-glänzende„ bald formlos,-
fiumpfeg hier romantifch-kraufez dort
realifiifÖ-aufbegehrende Dichteran-
gelegenheit follte man entweder
gar nicht aufführen oder doch nur
dann: wenn man entfchloffen ifi„
durch die forgfältigfie Regie der
Formfremdheit diefes Dichters zu
begegnen und durch Schaufpieler-
perf'o'nlichkeiten den Charakteren
Halt zu geben. Baffermanm Moiffiz
die Höflichz die Durieur wären ent-
weder zu fchade oder gerade gut
genug für diefes Stück gewefen.
Kann man fich den Lurus geftatten-
ein anfechtbares Werk zu fpielenx
fo foll man auch generös bleiben
und den Pflichten folther „Nobleffe“
nicht aus dem Wege gehen.
Eulenberg ift künfilerifch nicht
vorwärts gefchritten feit Münch-
h'aufenz feit Blaubart. Ein bißchen
mehrgLebensreife ifi hinzugekommenz

ein wenig Trieb nach innerer Einkehr. nach pfychologifchen Erkenntniffen des Ich. des Familiengehäufes und der Wunfch. mit der Welt abzurechnen, Doch die Gefialtungskraft ift brüchig nach wie vor. der kunftwerkliche Bau zerfahren. leichte Gerüfte. feichte Anfammlungen veralteter Motive - aisjecta membra p0etae. Immerhin „poetae". . . Ein Sohn. der feinen Vater fucht; ein Vater. der vor der Familie ausgeriffen ifi; ein Vater will ein Mädchen freien. das fein Sohn begehrt; ein armes Haus. in das über Nacht der Wohlfiand einzieht; alte mitfchwalzende Diener; freche und befoffene Hausknechtez trottelhafte Pillendreher; die Schmarolzer des reichen Mannes; der biedermännifche Onkel. der fein verwaifies. poweres Nichtchen verkuppeln will. um es los zu fein; das liebe melancholifche Kind von guter Herkunft. das mit der Laute durch die Straßen zieht. um fein Brot zu erbetteln; der weiche Jüngling. der das Schönfie auf den Fluren fucht. - alles dagewefen. fehr oft dagewefen. in den Tagen der Romantik und der verromantifierten Familienblatt-Herrlichkeit.

Unter diefen Trivialitäten dann flackert Echtes. Dichterifches auf. Da find Stimmungen der Landfchaft. der Natur. des kleinfiädtifchen Gemeinwefens. mit zarter und feiner Hand hinimprovifiert. fo mufikalifch wie malerifch: das ärmliche Sommerhaus draußen im lockenden Garten z warme Mondfcheinnächte auf dem menfchen-|illen Plaß der kleinen. fchiefwinkligpoetifchen Stadt. Nächte voll füßer Ahnungen und Fragen. Nächte ftiller Einkehr. Nächte. da dem deutfchen Jüngling das Wort der Griechenbibel inniger ins Herz tönt. Hier könnte eine verftehende und gebildete Regie reizende Wunder leiften: Bildhaftes aus der Schwindzeit. Glanz der Romantikerlyrik.

Da ift ferner die Gefialt des Vaters. die die Schar der Schemen weit hinter fich läßt. die einzige Geftalt. die eines Dichters Seele geboren hat. Eine reifere Fortfetzung des Blaubart: ein Kulturmenfch und eine Befiie. ein

graufiger Genießer. deffen Eigen-
fucht die Stimme des Blutes
übertönt; einer. der am Ende der
Dinge wie Faufi von fich fagen
kann: Jch bin nur durch die
Welt gerannt. ein jed' Gelüfi ergriff
ich bei den Haaren, Der anderer-
feits auch wie Meifier Eckhard
fprechen darf: Die Wollufi der
Kreaturen ift gemenget mit Bitter-
keit. Eine Abenteurernatur voll
Kapricen und fprunghafter Jn-
f'tinkte. Ein Kerl. der Welt .und
Menfchheit verachtet und mit dem Le-
ben in jedem Augenblick x73. banque
fpielt. und doch Welt und Menfchen
und Leben nicht entbehren kann.
Ein Schönheitsvernichter und ewiger
Schönheitsfucher. Ein Künftler
und ein Dichter. ein Antiphilifier.
dem im Spießbürgertum der Ehe
das Leben verpfufcht worden ifi.
Ein fatlechter Bürger. doch höchft
feltfamer und anziehender Menfch.
Eine tragikomifche. realiftifch-phan-
tafiifche Schöpfung. der eine Sprache
von grotesker Bildkraft verliehen
ift. etwas wie eine ..teutfche .haupt-
und Heldenfprach". mit Sarkasmen
gewürzt. mit Witz und Galgen-
humoren durchtränkt.
Diefe Schöpfung läßt Neues er-
hoffen für ihren Schöpfer. Eulen-

W
bergs Fiaskos waren noch immer
fcharmant; fie töteten nicht: bis
jetzt wenigftens nicht. Aber freilich
kommt nun bald die Zeit heran.
da feine Freunde des beinahe di-
lettantifchen Stiickwerks überdrüffig
fein und Torfo-Arbeit nicht mehr
anerkennen werden.

* *
*

Im „Deutfchen Theater“ hatte
Reinhardt mit einem neuen Fran-
zofen.AndräRivoire.rechtes
Glück. und er hätte ficherlich noch
mehr Glück mit dem netten. fo
rührenden wie ergötzlichen Drama
gehabt. wenn die „Linie der Regie“.
wie die Hierarchen diefes Haufes
zu fagen pflegten. nicht fcharf
und brüsk ins Burleske ge-
zogen worden wäre. fondern fich
auf dem Grenzrain des tragifchen
Humors und der humoriftifchen
Tragik gehalten hätte. Das Stück
ift eine Liebeskomödie. deren
„Linie“ dunklen feelifchen Kon-
flikten nicht ausweicht. fondern um
fie herumführt. wie ein Blumen-
pfad um eine Krateröffnung. Ein
Mifchling, Franzöfifch könnte man
das Ding definieren: trageciie-
bautie. Das Hauptmotiv: die
tragifch-komifche Eheirrung eines
Königs ift auch von dem Uberfetzer
FelirSalten.derfeinenTert
in freien. leicht und faftig kon-
|ruierten. flott fprechbaren Alexan-
drinern hergab. fchlagkräftig heraus-
geholt worden; in einem neuen
vierten Akt fucht dann Saiten
für die deutfche Bühne den Himmel
der Löfung zu lichten. der bei
Rivoire mit fkarker Sentimentalität
verhängt ift. Im ..Deutfchen The-
ater“. das nun einmal fo fchön
im Zug des Poffenhaften ift. war
das Drama nicht viel mehr als
eine Offenbachiade. Herr Wuß-
mann. dem der ..grancl saint Lloi“,
der „große heilige Eligius“. diefes
weltweife Mufter eines humorifiifch
veranlagten Prinzenerziehers. aus-
geliefert war. ift ein Schaufpieler
von komifcher Kraft; doch. unge-
zügelt. hat er das Pech. unter
feiner unbedenkliah zugreifenden
Hand das Niveau der Figuren
jäh finken zu laffen. Und Frau

Elfe Schiff-Baffermann. die offen-
bar als Primadonna befchäftigt
werden foll. ift alles andere eher
als eine Darfiellerin reinen Liebes-
charmes und weiblicher Gefühls-
wärme. Indeffen. ich möchte Felir
Holländer. diefem treuen Diener
feines Herrn (er war einft mehr
als ein Diener. er war die an-
regende Perfönlichkeit. für die
Wiffenden die Hebamme des de-
korativen Stils am Reinhardt-The-
ater). nicht wehe tun. Er hat
die Materie des franzöfifchen
Stückes nun einmal fo verftanden
und. mit vielen hübfchen Einfällen
verfehen. dem deutfchen Publikum
als derbe Theaterkoft vorgefeßt.
Der „gute König Dagobert“
ift ein beliebter Held des fran-
zöfifchen Volksgefanges: der Bar-
barenjüngling. der von feinem ehr-
lichen Kanzler gehobelt und kul-
tiviert wird. Der Lyriker Rivoire
hat die Suggefiion einer halb-
komifchen Auffaffung ganz deutlich
von den vierundzwanzig Eouplets
der alten Ehanfon empfangen. Die
ftoffliche Grundlage fiammt aus
Fredegars Chronik. wo es heißt:
die rechtmäßige Königin Gomatrud
fei aus der Gunfi des Königs
von ihrem eigenen Kammermädchen
Nanthild verdrängt und fo fei

Dagobert ein gräßlicher Schürzen-
jäger geworden. Gefialten und
Handlung felbfi aber find Schöpfun-
gen freier Phantafie. Dagobert.
ein junger König und fchöner.
flatterhafter Wildling. macht eine
Prinzeffin aus dem Gotenreich zu
feiner Frau. Das Mädchen. das
einen anderen liebt. kommt wider-
fpenftig an feinen Hof und ent-
fchloffen. den Handel rückgängig
zu machen. Sie läßt die falfche
Orakelkunde verbreiten: wenn der
König feine Frau im Ehegemache
erblickt. fo muß er fierben. Der
König. dem feine Königin gefällt.
wird alfo. um die Weisfagung zu um-
gehen. das angetraute Liebchen näch-
tens zwar befihen. doch in tief ver-
dunkeltem Gemaäj nicht fehen. Die
Königin wird eine Stellvertreterin
hineinfenden. und da der König
bekanntermaßen ein Weib nie länger
als zwei Nächte geduldet hat. fo
wird er in der Stellvertreterin fie
felbft am dritten Tage wieder weg-
fchicken. Ihr frommer Betrug kann
nicht aufkommen. und ihr fchönerer
Liebesbefiß ift gerettet. Nun aber ge-
fchieht es. daß der König wirklich in
der Hochzeitsnacht die Liebe kennen
lernt. daß fich aus erotifcher Unbe-
ftändigkeit das Herz herausringt.
Und nun wird fein Inneres in
die feltfamfie Verwirrung gefiürzt:
denn in der Nacht umfängt ihn
mit Herz und Sinnen das hin-
gebendfie Weib. und am Tage
fieht er eine kühle Königin. die
feinen zärtlichen Annäherungen ver-
legen ausweicht. Der Zweifel
niftet fich ein: hier muß mit ihm
ein Doppelfpiel getrieben werden.
in dem ein echtes Gefühl mit einer
Jntrigantenlaune . kämpft. Der
Zweifel wird ihm zur Gewißheit.
da die Königin aus Eiferfucht der
Lockung nicht widerfiehen kann.
die Stellvertreterin aus ihren kö-
niglichen Rechten zu verdrängen,
Der enthüllte Betrug bringt den
König an die Grenze des Menfchen-
haffes; Kandaules hat Rhodopes
Rolle übernommen. Doch hinweg
über die Königin. die aus Da-
goberts Herzen ausgefchaltet bleibt.
fpinnt fich die Liebeskomödie fort
- nicht ins Verhängnis. fondern
in ein melancholifches Glück. Dem
König verfinkt die gewiffenfreie

Jugend; mit der erfien Liebe
kommen ihm Pflichtgefühl und
Mannheit. Lebenswende. Lebens-
wende!
Iulius Elias
Der politifche Vrokurift.
Fürft Bülow bekannte fich. als
er dem höheren Willen des Herrn
D1'. v. Heydebrand und der Lafa
wich. zu dem Grundfaße. daß er
nicht Reichskanzler von Gnaden
feiner Partei. daß er nicht ..Ge-
fchäftsführer" der Konfervativen
fein wolle. Wenn fich in jener Zu-
fammenfeßung der Parteien. die
Bülow aus dem Amt drängte.
nichts änderte. wenn die Regierung
aus der Hand der neuen Mehrheit
entgegennahm. was diefe ihr darzu-
bieten für gut befand. dann müßte
man alfo doch wohl - mit den
Augen des Fürften Bülow betrachtet
- feinen Nachfolger als Gefchäfts-
führer der neuen Mehrheit. oder in-
fonderheit der Konfervativen. an-
fehen. g
Herr v. Bethmann Hellweg hat
fich nun zwar gleich bei feinem
erfien Auftreten dagegen verwahrt.
daß es bei uns überhaupt ein einfei-

Rundfchau
tiges Parteiregiment geben könne. Wie diefer Ausfpruch fpeziell im Preußifäjen Landtag aufgenommen werden mußte - darüber freilich konnte er wohl fchwerlich im Zweifel fein. Als Gefchäftsführer der Konfervativen hat er fich dann ja auch fajließlich infofern bereits erwiefen. als er ausfchließlich fireng konfervative Verwaltungsbeamte auf frei werdende hohe Poften gelaffen hat. und als er weiterhin in der preußifchen Thronrede der unmittelbaren Ankündigung der bereits früher feierlich zugefagten Wahlreform jeden wirklichen Nachdruck nahm.

Nun liegen ja freilich die Dinge fo. daß bei der Zerfplitterung in unferem Parteiwefen auch ein Gefchäftsführer der Konfervativen nicht. zumal im Reiche nicht. regieren kann. wenn er fich nicht zugleich von einer größeren Gefellfchafts-Firma Prokura erteilen läßt, Bei der Reichsfinanzreform zunächft nannte fiäj die Firma. die dem -annoch ftellvertretenden Reichskanzler Prokura erteilte. „Konfervative. Zentrum und Cm". wobei man unter Compagnie auch die Polen verftanden wiffen wollte. Letzteres ftimmte nun freilich nicht fo ganz; denn die Polen hatten fich an diefer Firma nur beteiligt. fo lange es galt. Steuer-vorlagen der Regierung zu Falle zu bringen und ihr unannehmbare Erfaßfteuern vorzufchlagen. Als es dann nachher an das wirkliche Bewilligen ging. fäjieden die Polen in aller Heimlichkeit aus der Firma aus. ohne fich offiziell löfchen zu laffen. Jeßt tun die Her-ren vom Zentrum fo. als ob fie eigentlich noch Teilhaber wären und der Prokurtft auch nach ihrem Willen handeln müßte. Faft gleichzeitig wurden ihre Wechfel im Reichstag und im Landtag präfentiert; aber da mußte fich notgedrungen zeigen. daß nicht nur die Polen aus der Firma ausgefchieden find. fondern daß der Prokurift überhaupt nicht mehr wifien kann. wer ihm denn eigentlich Prokura erteilt . . .

Als der neue Minifterpräfident in der neuen Landtagsfefiion zum erfien Male auf befiimmte politifche

Fragen zu antworten hatte. als er
in der Ofimarkenpolitik entfchiedcn
Farbe bekannte. da haben nicht nur
die Polen. da hat auch das Zentrum
laut und lange gezifchtz und
die regierungsfreundliche Mehrheit
feßte fich wieder einmal zufammen
wie ehedem im alten Kartell.
Wie wird es bei der Wahlre-
form ftehen?
Da behauptet das Zentrum. un-
bedingt die geheime Abfiimmung zu
verlangen. Es geht in diefem
Punkte mit der ganzen Linken Hand
in Hand und fchlägt eine Grund-
forderung der Konfervativen aus.
Auch andere politifche Aufgaben
werden die Parteien wieder in [mn-
tem Durcheinander und befländigem
Wechfel der Gruppierung fehen.
Jeder Tag wird dem armen Pro-
kurifien neue Bedenken bringen. für
welche Firma er denn nun zu zeich-
nen habe.
Es ift in unferer parteipoliti-
fchen Zerfplitterung eben doch ein
fchlimmes Ding mit dem Gefchäfts-
führen für eine Partei oder Partei-
gruppe und fchon immer beffer.
wenn der Reichskanzler und Mi-
nifierpräfident fich nicht als Beauf-
tragter von Parteien und Partei-
Z4()

gruppen. fondern als Führer zur
Parteigruppierung fühlt und gibt!
A. D.

Otto Julius Bierbaum -f-

In dem Augenblick. da die Re-
daktion diefes Heftes gefchloffen
werden muß. trifft die Trauerkunde
ein. daß Otto Iulius Bierbaum.
den wir foeben erft von fchweren
Leiden auferfianden glaubten. nun
doch durch die Türke der Krankheit.
die an ihm zehrte. von der Mittags-
höhe des Dafeins graufam hinweg-
gerafft worden ift. Ein froher.
lachender. an witzigem Ubermut
und feinen Liedern reicher Mund
hat fich gefchloffen; ein Dichter und
ein Weltkind nahm Abfchied. das
fich aus bunt-romantifähem Spiel
und dem geliebten Rätfelwirrwarr
des modernen Lebens feine Phan-
tafien wob. Die wunderliche
Mifchung unferer Zeitfiimmung aus
Sehnfucht. Traum. Wirklichkeits-
freude und Skepfis. die zwifchen
lyrifcher Empfindfamkeit und erzeu-
trifchen Sprüngen fchaukelt. war
in feinen Werken. deren weit diver-
gierende Linien durch Otto Iulius'
unbefangene Sinnenfreude und
ftarken Lebenswillen zufammenge-
halten wurden. Von dem. was
er fuchte und gab. foll in diefen
Blättern noch gefprochen werden;
für heut fei nur dies karge Abfchieds-
wort dem Frühvollendeten nachge-
rufen.

Unfere Zeitfchrift verliert in
Bierbaum einen alten Freund; die
1903 begründete ..Neue Kunftver-
einigung“. die ..Nord und Süd“
als ihr Organ betrachtet. betrauert
in ihm ihren Vorfilzenden,

Finanzpolitifches

Zurückhaltung und Ab-
fchwächungfindnichtdas-
felbe! Dies follten befonders
unfere Großbanken erkennen. deren
Börfendisponenten die ohne ihr
Zutun entfiandene Aufwärtsbewe-
gung wohl am liebften wieder
etwas herabgedrückt fehen möchten.
Gerade diefen Herren fcheint all-
mählich innerhalb ihrer Direktorien
eine Machtvollkommenheit zuteil
geworden zu fein. die fie unter dem
Zepter der Siemens. Hanfemann
ufw. entweder überhaupt gar niht

erfirebt oder niemals erreicht hatten.
Jetzt aber i| das anders geworden.
und heute erblickt man auf der
eifrigften Kundfchaftspflege fogar
Großinftitute. deren Konzentrations-
olitik fowohl Filialen als Wechfel-
ßuben recht felbfibewußt ver-
fchmähen. Wie anders wäre übrigens
das Bild. wenn nicht unfere Banken
ihre letzten Ladenhüter lange ver-
kauft hätten. Sonft würden eben
die Wochenberichte anfiatt wie jeßt
von Warnungen. nur von An-
regungen überfließen. An eine
deutfche Fefiigkeit. trotz der Zu-
fammenbrüche in New York. konnten
unfere Großen keineswegs glauben.
nachdem fie fichere Kabeldepefchen
darüber in Händen hatten. daß der
Preisfiurz der Baumwolle die
Baiffefpekulation auch am Shares-
markte zu Vorftoß um Vorftoß
ermutige. Indeffen hat es fich
in den letzten Iahren noch immer
gezeigt. daß unfere eigenen Märkte
den amerikanifchen keineswegs fo-
fort. fondern erft nach Monaten
folgten. Die Machteinfchränkung
der Hochfinanz an der Berliner
Börfe hängt mit der hier fchon
34!

Rundfchau
einmal berührten Aufhebung des
Differenzeinwandes zufammenj da
doch die gegenwärtige Milderung
einer Aufhebung gleichiommt.
Früher nämlich- als die Bankiers
in Anfehung der Gerichte verfagen
mußtenj war das Publikum ge-
nötigt- fich den Banken zuzuwendenj
die natiirlich auf ihrem Präfentier-
teller nur Papiere ferviertenj an
denen ein direktes Konfortialinter-
effe beftand. Heute nun können die
zahllofen Kauflufiigen wieder zu den
ihnen bequemeren Bankiers gehenj
denen jede Aktie recht ifij in die
der Einzelne fich verliebt. Damit
erfährt das bisherige ungefiörte
Ineinanderarbeiten von Banken und
Wechfelfiuben auf den Schultern
des Publikums fühlbare Unterbre-
chungen j und der Ref't ift die Gegner-
fchaft jener großen Börfendispo-
nenten. Troß alledem würden die
Wochenberichte unferer größten
Kommiffionsinfiitute nicht fo ftark
an Einfluß verloren habenj hätten
ihre Schreiber jedes Wort forg-
fältig abgewogen, Statt deffen
wurden im blinden Vertrauen auf
die ausgebreiteten Kundenkreife
Tendenz und Kurfe gleichfam dii-
tiertj worauf langfam der Verdacht
ent|andj daß auch die folidefien
Anfpraihen keineswegs immer un-
intereffiert zu fein brauchten.
»e *
*
Unfere neuen 480Mil-
l i o n e n j trotzdem der Kapitalifi
knapp 4% mit ihnen machh
werden vorausfichtlich flott ge-
nommen werden. Wenigfiens
fcheinen dies die Mitglieder des
großen Konfortiums anzunehmenj
do fie fich ftatt der 340 Millionen
lieber fogleich die ganzen 480 Mil-
lionen ausbaten, In diefer Auf-
nahmefähigleit des deutfchen Ren-
tenmarites„ der dabei wohl zunächfi
auch amerikanifche fowie andere
auswärtige Freunde fein eigen
nennen kannj liegt aber keineswegs
das Eharakterifiikum der neuen Si-
tuation. Vielmehr wird diefe von
dem ungleich weitreichenderen Ge-
fichtspunkte aus beherrfchtj daß
fchon die erfie Probe mit der Fi-
nanzreform vielleicht ein Mißlingen
darftellt. Man bedenke doch nurz

in welcher ausfchweifenden Weife
die mobilen Mittel der Nation
refp. ihrer praktifchen Stände zu
den neuen Steuern gepreßt wurden
und alles dies unter den feierlichen
Verficherungen fämtlicher Parteieny
daß endlich einmal mit dem ewigen
Schuldenmachen eingehalten werden
foll.*) Was hat's genützt? Es ift
das in Erfüllung gegangenj was
unfere fchweigfamej weil rechnende
Bureaukratie auch für fpiiter nicht
bezweifeln mochte„ daß nämlich jede
Finanzreform von dem Militär-
etat verfchlungen werde. Hier
an diefer Stelle ifi denn auch gleich
anfangs mit der Aufklärung niäyt
zurückgehalten worden/ wie unfere
1) Man erwartete freilich von
vornherein und auch die Regierungen
machten kein Hehl darausF daß
zunächfi wieder eine (fogar viel
höher tarierte) Anleihe aufge-
nommen werden müffe„ denn die
neuen Steuern können nicht gleich
in voller Höhe realifiert werdenj
und 240 Millionen von den 340
Millioneny die das Reich diesmal
fordertj find zur Deckung der für
1909 nicht erhobenen und vom
Reich übernommenen Matrikular-
beiträge befiimmt. Anm. d, Red.

Regierung nur deshalb mit der
Erbfchaftsfieuer wieder umfiel. weil
fie ziffernmäßig weiß. daß binnen
nicht zu langem auch die Erbfchafts-
fteuer. auch die Agrarier zur Deckung
unferer Rüfiungen herangezogen
werden müffen. Einfkweilen läßt
fich zur Aushilfe ja der Anleiheweg
befchreiten. aber wie oft noch?
Federn. die fich fchon klug dünken.
falls fie beim Nahen einer neuen
Emiffion die fichere Fundierung
der deutfchen Anleihen zufammen-
fiellen. fechten doch nur gegen
Windmühlen. Denn wer bezwei-
felte eigentlich eine folche Fun-
dierung? Kommt es jedoch bei
unferen Staatspapieren auf die
ganz felbfiverftändliche Pünktlichkeit
des Zinfendienfies an. oder auf die
Gleichmäßigkeit des Kursniveaus?
Von hier aus dringt ein Brand-
geruch vor! Das unbedingte Recht
nämlich auf nicht zu fiarke Preis-
fchwankungen feiner Anlagen darf
der kleine und mittlere Sparer
nicht verlieren. Die Herren am
grünen Tifche haben es leicht.
immer von Käufen zu reden. es
darf aber auch keineswegs wefentlich
fchwieriger werden. zu - verkaufen.
Sonf't kommt fchließlich derjenige.
der fein Geld einmal gebraucht.
wieder wie vor Jahren in die
peinliche Verlegenheit. auch bis
zehn % an dem Kurfe feiner Pa-
piere zu verlieren. Indeffen wie
können derartige Rifiken ausbleiben.
fobald der Markt mit immer neuen
Fonds einer und derfelben Gattung
überfchwemmt wird? Das muß
jedoch eintreffen. fobald unfere. refp.
die europäifchen Rüf'tungen zu
immer neuen Staatsfchulden not-
gedrungen führen. Die Meiften
überlegen eben gar nicht. daß es
bereits kaum noch möglich fein
diirfte. inmitten der gegenwärtigen
Strömung auszuruhen. Vor uns
liegt z. B. ein November-Vortrag
aus der Militärifchen Gefellfchaft
in Berlin. der auch auf das Luft-
fchiff als wertvolles Erkundungs-
werkzeug zu fprechen kommt. Hieran
knüpft fich dann bereits die Frage
der Befchießung diefer Schiffe. refp.
der Bekämpfung der feindlichen
Fahrzeuge hoch oben in den Lüften.
Ganz neue Aufgaben für unfere
Waffentechnik. die ein Wort des

berühmten Chemikers van't Hoff
zu rechtfertigen fcheinen - „die
Luftfchiffahrt wird die Steuern und
die Neurafiheniker vermehren!‟
Pluto

Zu unferen Bildern

Karl Jofef Stieler ge-
hörte zu den verhätfchelten Erfolg-
malern des vergangenen Jahr-
hunderts - und fo geriet er na-
türlich unter die Leute. nach denen
kein moderner Hahn mehr kräht.
Die damals verkannt oder fpäter
vergeffen wurden. find heute die
Matadore; von denen jedoch. die
um 1850 Matadore waren. nimmt
1910 kein Hund mehr ein Stück
Brot: Die Rache ift mein. fpricht
der Herr. Ich aber fage Euch:
kommen wird einft der Tag. wo man
auch diefe armen Teufel wieder aus-
graben wird. Gewiß nicht um des
Kitfches willen. den fie zur Wonne
von Bürgern und Fürfien reichlich
malten. aber um des Talentes
willen. das trotz folchen Frevel-
taten in ihnen fteckte und gleichfam
„im Nebenamt“ gelegentlich hervor-
lugte. Stieler hat viel gefündigt.
durch zahllofe glatte. geleckte und

porzellanige Bildniffe. die er als
ein Liebling der zeitgenöffifäyen
Menfchheit in feiner Vaterfiadt
Mainz und in Frankfurt. in Krakau
und Warfchauz in Mailand und
Rom. in Wien und namentlich
in München malte. wo er als
Hofporträtift fchaltete und die fchreck-
liche Galerie weiblicher Schönheiten
in der Refidenz zur Welt brachte.
Aber es kann ihm auch viel ver-
ziehen werdenf wenn man jene
Minorität feiner Werke betrachten
in denen er Zeugnis für das tüchtige
Handwerk ablegte. das er bei Gärard
in Paris und bei Füger in Wien
gelernt hatte. Das anmutige Bild-
chen von Stielers Tochtety das in
diefem Hefte erfäheint. mag dafiir
als Beifpiel gelten. -
Unfer Porträt Ernft Hardts be-
ruht auf einer Aufnahme von
NudolfDührkoopin Berlinf
Redaktionelle Notiz
einem Meifierfiück künfilerifcher
Bildnisphotographie. das wie alle
Blätter diefes feinfühligen und er-
fahrenen Beherrfchers der Kamera
die große Doppelforderung erfüllt:
malerifche Wirkungen hervorzu-
rufen und doch die mechanifche
Herkunft nicht zu verleugnen; künft-
lerifch zu fein in der Anordnung.
der Stellung. der Begrenzung. der
Wahl der Beleuchtung und doch
keine Vorfpiegelung falfcher Tat-
fachen zu verfuchen; dem Eindruck
einer Gemäldereproduktion oder
einer Schwarzweißzeichnung aus-
zuweichen und vollkommen Pho-
tographie- alfo: vom Licht auf
die Platte gefchriebenes Naturbildf
zu bleiben; eine perfönliche Auf-
faffung zu fpiegeln7 aber das Un-
perfönlich-Dokumentarifche nicht zu
gefährdeng das diefer Technik Sinn
und Wefen ifi. M. O.
Um diefer Jubiläumsnummer den Charakter der Gefchloffenheit
zu wahrenz bringen wir die nächfie Fortfelzung des Romans von Felir
Braun „Der Schatten des Todes" erfi im folgenden Hefte.
Die Redaktion
Verantwortlicher Redakteur: br. Max Osborn in Berlin. - Fiir den
?nxeratenteil verantwortlich: Walter Fliegel, Berlin. - Verlag „Nord und
m. b. H..
. . Berlin T'. 9, Linkfiraße 17.
fiir Öfierreich-Ungarn: Hermann Goldxmmiedt, Wien l7
Zufchriften und Einfendungen werden o
- Auslieferungsfielle
Wollzeile 11. -

ne Angabe eine. Perfonennarnens
erbeten. - Druck: Schlefifche Buehdruäerei vorm. S. S cb ottlaender, LMS.,
Breslau lil, Siebenhufenerfiraße 11-15.

Ein Mufeums:Katalog

Königliche Mufeen zu Berlin. D i e Gemäldegalerie des Kaifer Friedrich-Mu-fe u m s. Vollfiändiger befchrei-bender Katalog mit Abbildungen fämtlicher Gemälde. -Jm Auftrag der Generalverwaltung der Kö-nigl. Mufeen bearbeitet von Hans Poffe. Erfie Ab-teilung: Die Romanifchen L ä n d e r (Byzanz. Italien. Spanien. Frankreich). Mit 534 Abbildungen. Im Verlag von Julius Bard. Berlin.

Mufeumskataloge waren früher höchfi langweilige Herrfchaften. Sie waren Angelegenheiten der Ge-lehrten. der Fachleute. der Samm-ler. begnügten fich damit. gewiffen-hafte. aber trockene und nüchterne Verzeichniffe zu fein. und kannten nur den einen Lebenszweck: Fra-genden knappfte Auskunft zu geben. Diefer Katalog ift aus anderem Gefchlecht. Er wirft die ganze öde Konvention über den Haufen

Luca Signorelli: Pan als Gott des Naturlebens und als Meifter der Mufilr mit feinen Begleitern. (Aus: „Die Gemaldegalerie des Kaifer Friedrich-Mufeums in Berlin.“ Bearbeitet von Hans Pelle. Erfte Abtctlung, Verlag von Julius Yard. Uri-lin"

und präfentiert fich als eins der
köfilichfien Kunfibücher. die diefer
Winter uns brachte. Was bisher
in Deutfchland nur einige begüterte
Liebhaber mit ihren kleinen Samm-
lungen unternahmen. hat hier eins
der größten Mufeen der Welt in
Es ift ein Feiertagsvergnügen. darin
zu blättern und in der langen Reihe
der kleinen. doch ungemein fcharfen
und forgfam gedruckten Autotypien
(von denen wir hier durch die
Freundlichkeit der Verlagshandlung
einige Proben vorführen können)

Giovanni Battiftn Motorik: Bildnis eines Mannes.
(Aus: ,Die Gemäldegalerie des Kalter Friedrich-Mufeumo in Berlin.“ Bearbeitet von Hans Pelle.
Erfte Abteilung. Verlag von Julius Yard, Berlin)

die Wege geleitet; ein .Kompendium
feiner Schätze zu begründen. das
alle Forderungen der Wiffenfchaft-
lichkeit und der praktifchen Brauch-
barkeit erfüllt. zugleich aber eine
Quelle des Genuffes fiir jeden Be-
nuher und Befitzer ift; das etwas
von der edlen Schönheit der Stätte.
für die es Zeugnis ablegt. in den
engen Raum eines Buches rettet.
'die Lieblinge der Galerie zu grüßen.
die Verbindung zwifchen ihnen her-
zuftellen und fo in der behaglichen
Hausftimmung von Schreibtifch und
Lampe noch einmal die Säle und
Kabinette zu durchfchreiten.

Der erfte Band des Werkes.
der jetzt vorliegt. umfaßt die ro-
manifchen Schulen; die nordifchen
(Niederländer. Deutfche. Engländer)

"l
ii;
e -
(
5
F'

follen bald nachfolgen. Den Beginn
macht eine willkommene Uberficht
über die Gefchichte unferer ftaat-
lichen Bilderfammlung. die ihr
Werden und Wachfen von den
Urkeimen - den fpäter ins Mufeum
gefchichtlichen Abriß wird. Bei
den Künfilernamen findet man kurze
biographifche Notizen. bei den
Werken höchfi wertvolle. knappe
Bemerkungen. bei den Gemälden
mit zweifelhafter oder erfk durch
Jean Fouquet: Eltienne z
(Aue: ,Die Gemäldegalerie des Kalfer Friedrich-Mu eums in Berlin " Bearbeitet von Hans Poffe.
Erfte Abteilung. Verlag von J u liu s B a r d. Berlin)
gelangten Erwerbungen des Großen
Kurfürfien - bis zu unferen cTagen
fchildert und dabei ganz von felbft
zu einem Dokument für die un-
fchätzbaren Taten Wilhelm Bodes
wird. Dann folgt das Verzeichnis.
fehr inftruktiv nach Jahrhunderten
und Schulen gegliedert - fo daß
es fafi zu einem eigenartigen kunft-
valter mit dem hl. Stephan
die Mufeumsverwaltung einge-
führter Bezeichnung (fo bei den
Verrocchio zugefchriebenen Ma-
donnen oder bei der auf Lionardo
getauften Auferfiehung) zugleich
Hinweife auf die Gründe diefer
Befiimmung und auf die einfchlägige
Literatur. Vor allem aber ift
jeder Reproduktion eine ausgezeich-
7-." *4x7
23*

nete farbenanalytifche Beichreibung
beigegeben. Und das iind kleine
Meifierleifiungen des Bearbeiters
l): Hans Pofie. des jochen zum
Dresdner Direktionspofien aufge-
fiiegenen Affifienten Bodes, Nir-
die Abbildungen jolche Bekundungen
des fiofflichen Gehalts unnötig
machen. fondern es hängt im
tieffien Grunde mit der Regulierung
unferer Beziehungen zu den Pro-
blemen der Malerei zufammen. bei
Ad albert von (soldfehmldt
. Aue: „Briefe an einen Komponiften“, Herauzgegeben von E rn ft Fr i e d e g g. Verla-1 Harmonie. Berlin)
gends kann man den Wandel der
Kunfianfchauung klarer erkennen als
hier: Früher brachten die Kataloge
eine inhaltliche. gegenfiändliche Be-
ichreibung der Gemälde. jetzt be-
trachtet man den Farbenausdruck
als das Wichtigfie. Das kommt
durchaus nicht allein daher. daß
der wir uns endlich daran gewöhnt
haben. vor allem auf die Art zu
achten. wie der Künfiler die Mittel
feiner Kunft verwertete."
Mufierhaft ifi die Ausfiattung
und der Druck des Bandes. Die
Wirkung wird erhöht durch eine
über jede Seite gedruckte graugelb-
l

[rk-*7 7"? ' '"7- -
)/j *-
V23 ..
weg 6
FLV..
ern' .
*Öl "-
Of (LZ-i Ä
, Zi *
F
d.
..Ä
Y
&Ww saß ?>- *Öxx-Wx WR
(d
t
l
(e
Rx
I f.
etz-it:
9.:?"-
küriz _z
eis
> x
S0
*V
.i
?.1
B
.5 12- -_ , t..
, '7.-'- - »,
fQDKQIJ-B
e* '"""'N"7"
(d ** e*
z Ö
PN
le.
k
'X
73.
„I, ,
iz.
""r
»ed xtq. *
j “q
7
* k4>*-- (nF-7“'
i?
*ic-*WN - i l
A . ', . , 'v
a q f 4 f; z . » .
. J l l - -_ x * er „i
(Aus: „Eduard Mörike*: Haushaltun buch.“ He s ,eden von Walther-*Eggert Windegq i
Stuttg , Verlag e te Schröder) ' 'Ü
W
' __. ,
-o.

liche Tonplattej die dem Sahbild eine fchöne Gefchloffenheit gibt und dem Eindruck der Autotypien vorzüglich zugute kommt. Die ganze Publikation ift ein neuer Beweis dafiirF wie fehr die Mufeumsangelegenheiten heute eine Sache der Allgemeinheit geworden find und teilnehmen an dem lebendigen Kunftgetriebe der Zeit.

M. O.

Ernfi Friedegg: Briefe an einen Komponifien. Mufikalifche Korrefpondenz an Adalbert von Goldfch m i d t. Mit einem Porträt und verfchiedenen Fakfimilebeilagen. Berlinj Harmonie-Verlag.

Das foeben erfchienene Buch„ aus dem ,wir unferen Lefern im Juniheft von „Nord und Süd“ einige intereffante Briefe mitgeteilt haben/ ift dem Andenken des vor drei Jahren verfiorbenen Wiener Komponifien Adalbert von Goldfchmidt gewidmet. Es gibt zunächfi eine in großen Zügen gefchriebene Biographie Goldfchmidts und bringt dann ein Kapitel über die Beziehungen des Tondichters zu Bülow und Lifzt nach feinen eigenen Tagebuchblättern. Den ganzen letzten Teil füllen Briefe hervorragender Perfönlichkeitenj die zu Goldfchmidt in künfilerifcher und gefellfchaftlicher Beziehung fianden„ wie Franz von Lifzh Hans von Bülow. die Fürftin Wittgenfieinj Robert Hamerling. Nikifch/ Mottlj Maffenet. Delibes, Eatulle Mendes. Goldfchmidt hat Richard Wagner in Wien gefellfchaftlich durchgefeßtj Hugo Wolf ift in feinem Haufe erwachfem und wenn fich der unglückliche Liederkomponift vom Leben müde und zerfchlagen fühltej lief er nach Haufe zu - Goldfchmidt. Es gibt Menfchem fiir die ein befcheidener Teil des Goldfchmidtfchen Wirkens genügt hätte„ fich als Nährväter der Kunft einen Stammfih in der Mufikgefchichte zu fichern. Goldfchmidt aber ift mit all feinem Können als Veriannter und Verbitterter gefiorbenj als ein Mannj der nach einer allzu kurzen Zeit wohlverdienten Künftlerruhms das Web der immer mehr nachlaffenden Beachtung feines Schaffens bitter emp-

fand und es doch _verfchmähtß
die beredten Zeugniffe diefes Ruhmes
vor dem Publikum auszubreiten.
Die „Briefe an einen Komponiften“
find wohl geeignetj die Meinungen
über den toten Tondichter zu d'e-
richtigen. Man lernt durch diefes
Buch den Ärmfien fehäßen und
lieben. Fakfimile-Briefe von Lifzt.
van Dyh Delibesz der Fürftin
Wittgenftein u. ah die dem wert-
vollen “Buche beigelegt findj erhöhen
noch feinen Wert für Mufikfreunde.
E.

Eduard Mörikes Haus-
haltungsbuch. Heraus-
gegeben von Walther Eg-
gert Windegg. Volksaus-
gabe, Stuttgart. Verlag von
Strecker und Schröder.

Das ift ein reizendes Büchlein,
und man wird dem Verlag Dank
dafür wiffen. daß er der „Lieb-
haberausgabe" diefes Mörike-Do-
kuments nun eine billige, in der
Ausftattung trotzdem mit gleicher
Sorgfalt bedachte Volksausgabe
folgen ließ. Das „Haushaltungs-
buch". deffen fchönfte und interef-
fantefte Blätter hier in getreuen
Nachbildungen vereinigt findj ift
_Z (ati. :

"67.-70. - * 3.-*:
-Illufirierte Bibliographie
recht eigentlich ein Wirtfchaftsbuch.
in dem abwechflungsweife Eduard
und Klara Mörike fowie Marga-
rete von Speeth. an die der zwei-
undvierzigjiihrige Dichter fein Herz
verlor. die häuslichen Einnahmen
und Ausgaben buchten. und zwar
mit nur wenigen Unterbrechungen
vom Oktober 1843 bis zum April
1847, Das ..Haushaltungsbuch"
aber war zugleich ein Vertrauter
Mörikes wie Klaras und Gret-
chens. und faft dreißig feiner Sei-
ten hat der Dichter. in dem immer
ein Stück Maler fteckte. mit zier-
licher Feder mit Zeichnungen gc-
fchmückt. die voll von luftigen.
kraufen und fchnörkelhaften An-
fpielungcct auf Erlebniffe und Er-
eignifie des täglichen Dafeins
find. Es ift eine große Freude.
diefe Scherze in Verbindung mit
den eingef'treuten Bemerkungen zu
verfolgen und dazu Windeggs ein-
leitende Erläuterungen zu lefen.
die ein Stückchen von Mörikes Le-
ben und Wefen ungemein liebevoll
umfchreiben.
Von den zwei Proben. die wir
hier aus dem reizenden Büchlein
geben. gibt die Vollfeite Kunde von
Dezembertagen des Jahres 1846.
Der gedeckte Tifch erinnert an
Klara Mörikes Geburtstag am 10.
(Aus: „Eduard Mär-klar Haushalnmgsbuch." S „ausgegeben von W al t h e r 0J g g e rt W i nde g g.
Stuttgart, Verlag Strecker är Schröder)
des Monats; ftolz prangen die Ge-
fchenke darauf. Ob die zweite Zeich-
nung Klärchen oder Gretchen gilt.
ift ungewiß: eines der Mädchen
hat jedenfalls die Lampe vernach-
läfiigt und wird nun von der Putz-
fchere dafiir verfolgt. Der Scherz
lehnt fich. in der beigefügten Er-
klärung Eduards wörtlich. an
Goethes Ballade von der wandeln-
den Glocke an.
,f * „7;-
' -,---.' kur-mn",- .
7':
.f
.r
. 4__. »17* _
:kr-NW. * *14;*- :
jekt
.7* .I
35l

Y_
r.
.c
.X *
f“. -.
'7 .*
?8! ,
'ee .
er? *
, .
z,- ,
'.
L?,
7.“
af": .'
..*-
HeinzTovote: Fräulein
Grifebach. Roman. Berlin.
F. Fontane & Es.
Ein echter Tovote und doch
wieder nicht. Die fchwüle Sinn-
lichkeit. die in vielen Romanen des
noch immer beliebten Erzählers
herrfcht - auch diefe Neu-
erfcheinung wird gleich in der
erften bis achten Auflage aus-
gegeben - und die fich fonft in
breit ausgemalten Szenen zeigt.
tritt hier mehr in einer foge-
nannten pfychologifchen Ver-
tiefung hervor. Die Heldin des
Romans ifi ein zwar an Jahren
reifes (28 Jahre). aber an Er-
fahrung und Empfindung noch
ganz kindliches Mädchen. Ihr
Sinnenleben wird zuerfi geweckt
durch einen häßlichen Prozeß. in
den ein paar Schülerinnen ihrer
Klaffe verwickelt werden (fie wirkt
fchon längere Zeit als Lehrerin
an einer Mädchenfchule). mehr
noch durch die Aufklärung. die
eine ihrer Schülerinnen. ein
Mädchen von 16 Jahren der um
12 Jahre älteren Lehrerin über
den Gemütszufiand der Mit-
fchülerin macht. Die Erregung.
in die fie dadurch gerät. wird
weiter gefiachelt durch die Lektüre
eines erotifchen Werkes und zur
hellen Flamme geführt durch den
Verkehr mit einem eleganten
jungen Kollegen. Man erwartet
nun. daß fich Fri. Grifebach diefem
l)r. Merker hingibt. um'fo mehr.
da fie ihm romantifch oder hy-
f'terifch angehauchte Briefe fchreibt. l
* er?!
aber fie flößt ihn zurück. da er es

wagt. fich ihr zu nähern. Dagegen
läßt fie fich von dem erften beften
Mann. den fie in aufgeregtefiem
Zufiand zufällig trifft. verführen
und verfchwindet.
Das alles ifi ziemlich breit.
mit manchen kleinen Epifoden dar-
gefiellt. aber wird nicht wahr-
fcheinlich gemacht. Vielmehr bleibt
es völlig unglaubhaft. daß ein
durch und durch keufches. gebildetes.
vornehm denkendes Mädchen. wenn
auch ihre Liebesluft erregt ift.
fich wie eine Dirne von einem.
den fie überhaupt gar nicht kennt.
fondern zum erfien Male fieht.
mißbrauchen läßt. nicht etwa durch
Brutalität von ihm gezwungen.
Befonders fchlimm ift. daß To-
vote in diefem Buche durchaus
„modern“ fein will. Daß er den
Namen feiner Heldin dazu benutzt.
um auf ihren Namensvetter Eduard
Grifebach hinzuweifen. deffen
„Reiter Tannhäufer“ dazu dient.
die Sinne des Mädchens anzu-
ftacheln. ift nicht eben fehr pietät-
voll. Daß er das Problem der
feruellen Aufklärung verbringt. er-
fcheint ziemlich unnötig. da es zu
einer wirklichen Vertiefung des
außerordentlich wichtigen Pro-
blems gar nicht kommt. Und daß
fchließlich fogar Polizeihunde auf
die Spur der Verfchwundenen ge-
trieben werden. if't Hypermoder-
nität. durch die das fchwache Buch
nicht beffer wird.
Ludwig Geiger

E la r a V ie b i g
(Nach einer Aufnahme von Nicola Perfcheid)
m Zum AuffaÃŸ von Anfelma Heine.

.ate-.at-x
ert-Mori) uni" Siedle Nee-lin
.ÜWng 'Aktien ?Ju-:hh ander ;
.wWlllWetWhWYWlg-mnßmr
W" "_“_-q_*-_'_“_'-*_“_f_'** 7"; *-"" -. --_..
' -Zahrg. Bd. rz:: Heft-1.0174 Erftes Märzhefi 19-10

.'U'.kr"'
â€ž
m
1.
F
du'
n *"
0
'- 9
abme
k"
uff-:"3
aVieb
'tl
Nam einer Aufr.
.7 "3
.im
i
E
F
r
'-*t
.|4
'. . K'
Ku... â€ž
am!" x ÃŸ
..cx

Morgen
q DWWYau-mmats fehr-ift
?erlagNotbunöGüh'GmbhcYn-[Fn
?W119 filröen Yuchhanöä:
SSWWWerBchlefYmlagmnfinn
34.Jabrg. Bd. 132 Heft 4017:; Erfies Märzheft 1913

.Q ck ne „K v e'n' -“
&NÖ-Zig- WiWi-*N er * WW
urföweffiug-Hoehfchule SuS-?rum

* *

Die fchwarzweiße Wahlreform

Der Enkel bürgerlicher Ahnen. der feit einigen Monaten preußifcher Minifierpräfident ift. hat während feines ruhigen Aufftiegs auf der bureaukratifchen Ehrenleiter es doch nicht ganz verlernt. aus dem Stimmengewirr des Volkes da unten fchärfere Nuancen herauszu-hören und fie zu deuten. Dafür fpricht freilich nur eine einzige Be-merkung in feiner langen. lehrhaften Rede. die er vor den preußifchen Landboten am 10. Februar zur Verteidigung feines Wahlgefeß-Ent-wurfes gehalten hat: „Mir fcheint. daß die Wahlrechtsfrage allmählich die Formel geworden ift. in der alles. was an politifcher Unzufriedenheit und politifcher Mißftimmung befieht. zufammengefaßt wird.“

Aber Herr von Bethmann Hollweg. der alles mit einer fozufagen düfteren Koketterie darauf anlegt. den Wurzeln politifcher Tatfaahen nachzufpüren. hätte fich mit diefer Fefiftellung allein nicht begnügen dürfen. Gerade hier hätte er den philofophifchen Spaten. den er nie aus der Hand gibt. anfelzen müffen. Es ift gar nicht fchwer zu ergründen. warum fich juft im Becken des Wahlrechtsproblems alles Mißvergnügen gefammelt hat. Troß des großen Wohlwollens. mit dem das hohe Be-amtentum das Volk in Preußen bevormundet. nimmt das Mündel fich heraus. felbft darüber nachzudenken. wie die fo ungleiche Machtverteilung im Staate - zugunften einer kleinen enggefchloffenen Gruppe von Privilegierten _ endlich den bürgerlichen Leiftungen gerechter ange-paßt werden könnte.

Nicht nur der Kanzler. auch das Volk philofophiert. Und auf feinem Gedankenwege ftößt es auf ein Gefeß. das vor fechzig Jahren die Wahlen in das preußifche Abgeordnetenhaus geregelt hat und feither in keinem wefentlichen Teile geändert worden ift.

Aber wäre es felbft damals. vor mehr als einem halben Jahrhundert. ein Muftergefeh gewefen. ohne eine Anpaffung an den riefenhaften Um-fchwung der Zeit hätte fich auch dann inzwifchen in gar mancher Hinficht Vernunft in Unfinn. Wohltat in Plage verwandeln müffen. Auch dem befchränktefken Untertanenverfkande leuchtet es ein. daß diefelbe Wahlkreis-

einteilung und Wahlrechtsgewährung. die in einem Agrarfiaat mit
etwa 17 Millionen Einwohnern recht war. in einem bedeutend ver-
größerten Staat mit etwa 40 Millionen Einwohnern. die in überwiegender
Zahl von Jnduftrie und Handel leben. kaum mehr billig fein kann. Mit
dem Wachstum der Städte ift das Wahlrecht nicht gewachfen. aber in
den fchwach bevölkerten ländlichen Kreifen ift es noch heute fo groß wie
ehedem. fo daß der Bewohner eines öftlichen Landkreifes oft zehnmal
foviel Wahlrecht hat als ein Großftädter. 3672000 Einwohner Ofi-
und Wefipreußens. die 9081000 Mark Staatsfieuer zahlten. wählten
54 Abgeordnete; die Städte Elberfeld-Barmen. Düffeldorf und Köln.
die zufammen 15 739000 Mark aufbringen und zufammen ungefähr
eine Million Einwohner haben. wählen zufammen nur 6 Abgeordnete.
Gälte für fie das gleiche Wahlrecht. dann müßten fie ihrer Kopfzahl
gemäß mindeftens 14 Abgeordnete haben. ihrer Steuerleifiung aber
würden 95 Abgeordnete entfprechen. Auf 600000 fozialdemokratifche
Wähler entfallen in Preußen 6 Abgeordnete. auf 350000 konfervative
Wähler aber 152 Abgeordnete. i

Solche unwiderlegliche Zahlen müffen auf die Muffe aufreizend
wirken. und der Agitator. der fie ins Treffen fchickt. hat nicht erft nötig.
etwa auf das Wahlkuriofum hinzuweifen. daß in demfelben Wahlbezirk.
in dem der Kanzler des Deutfchen Reiches in der dritten Klaffe wählen
mußte. die ganze erfte Klaffe durch einen Hoffchlächtermeifier reprä-
fentiert wurde. Gewiß. Herr von Bethmann Hollweg hat Recht. daß
diefe Zuftände dadurch gemildert werden. oder beffer gefagt. fie werden
dadurch er| erträglich. daß ein wichtiger Teil der Gefeßgebung von
Preußen auf das Reich übertragen worden ift. und der Schwerpunkt
der wirtfchaftlichen und kulturellen Entwicklung des Landes? in der
..Tätigkeit der Kommunalverbände liegt". Ebenfo hat er übertreibende
Vorwürfe gegen die reaktionäre Gefeßgebung des preußifchen Landtags
mit dem gefchickten Hinweis auf den fozialen Geifi der preußifchen Ein-
kommen- und Vermögensfteuer abgewehrt. Hätte er boshaft werden
wollen. fo hätte er hinzufügen können. daß die Konfolidierung der preu-
ßifchen Finanzen durch die Verftaatlichung der Eifenbahnen gegen den
Widerfiand der Freifinnigen durchgefeßt werden mußte. Auch daß das
allgemeine. gleiche. geheime und direkte Wahlrecht allein noch nicht
den Gipfel irdifcher Glückfeligkeit bedeutet. wird man ihm zugeben.
Württemberg. Baden und Bayern. die feiner teilhaftig find. haben darum
noch lange nicht alle Schmerzen überwunden.

Aber ..man fängt nicht Ratten mit Syllogismen“. Sind einmal
die Schäden eines Wahlfyftems dem Volksbewußtfein fo fühlbar ge-
worden _ und der preußifche Minifierpräfident hat deutlich erkannt.
daß alle politifche Unzufriedenheix fich gerade hier feftgenagt hat -
dann wird ein kluger Staatsmann fich hüten. die geweckten Hoffnungen
allzu bitter zu enttäufchen. anftatt im rechten Augenblick mit dem Volks-
empfinden in unmittelbaren Kontakt zu kommen, Hätte man gar nichts
verfprochen und erklärt: wir find nicht imfiande ein modernes Wahl-
gefeß der jetzigen Mehrheit des Abgeordnetenhaufes abzuringen. und
felbfi wenn dies gelänge. fo würde das Herrenhaus uns einen Strich
durch die Rechnung machen. fo hätte man dies im Volke zwar nicht
gläubig hingenommen. denn man weiß. wieviel eine fiandhafte Re-
gierung vermag. wenn fie von allen Rechten der Parlamentsauflöfung
und eventuell auch des Pairsfchubs Gebrauch machen will. allein man
hätte es begriffen. daß eine Regierung fich lieber eine bequeme Ma-
jorität erhält. als einer minder lenkfamen Mehrheit noch unter Ge-
fahren die Wege zu ebnen.
Nachdem aber die preußifche Thronrede vom 20. Oktober 1908
ausdrücklich verkündet hatte: ..Es ifi mein Wille. daß die auf Grund-
lage der Verfaffung erlaffenen Borfchriften über das Wahlrecht zum
Haufe der Abgeordneten eine organifche Fortentwicklung erfahren.
welche der wirtfchaftlichen Entwicklung. der Ausbreitung der Bildung
und des politifchen Berftändniffes. fowie der Erfiarkung des ftaatlichen
Berantwortlichkeits-Gefühls entfpricht“. durfte die Reform nicht gar
fo engherzig und unvollstümlich ausfallen. Wenn in erfter Reihe die
Berückfichtigung der wirtfchaftlichen Entwicklung verheißen war. dann
durfte man erhoffen. daß die ungeheuerliche Bevorzugung des Agrarier-
tums und des flachen Landes auf Kofien der Jnduftrie und der großen
Städte wenn fchon nicht ganz befeitigt. fo doch erheblich werde abge-
fatwächt werden. Das wäre nur durat eine gerechtere Wahlkreisein-
teilung zu erreichen gewefen. Da aber das Zentrum - anders als in
der Zeit des Blocks. in der das königliche Berfprechen gegeben worden
ift - heute zarter Berückfichtigung ficher ift und einer Anderung der
ihm jetzt günfiigen Wahlkreisabgrenzung ebenfowenig wie die Konfer-
vativen zufiimmen würde. fo bleibt die bisherige Wahlgeometrie ein
blatt rue taugoro. *7
Das fchlimmfie Übel alfo befieht fort) Ebenfo bleibt das Drei-
klaffenwahlrecht. das nach Bismarcks Worten ..alles Zufammengehörige

auseinander reißt und Leute zufammenwürfelt. die nichts miteinander
zu tun haben. in jederKommune mit anderem Maß mißt. - - -
Wenn der Erfinder diefes Wahlgefetzes fiah die praktifche Wirkung des-
felben vergegenwärtigt hätte. hätte er es nie gemacht."
Ift auch heute. nach fechzig Jahren. noch immer nicht der Augen-
blick gekommen. um diefes fchuldbeladene Klaffenwahlrecht auszu-
merzen? Den fruchtbaren Moment nicht zu verpaffen. in dem eine
Verbefferung der befiehenden Zufiände ohne übermächtigen äußeren
Zwang und ohne Uberftürzung noch möglich ift. das war immer die befie
Weisheit der großen Staatsmänner. Maeaulay verfichert. die Engländer
feien darum fo lange ein mächtiges und glückliches Volk gewefen. weil
ihre Gefchichte die Gefchichte einer Reihe von rechtzeitigen Reformen
war. In Preußen aber. fo fcheint es. will man die rechte Stunde niemals
fchlagen hören. Wenn fich das Volk diefe Reform befieht. dann findet
es. daß diefe „organifche Fortentwicklung" im Grunde genommen alles
beim alten läßt.
Ia. die direkte Wahl wird zugeftanden; das läftige. überflüffige
Wahlmännertum entfällt. Aber an dem ganzen Syftem wird dadureh
nichts geändert. zumal die Regierung der geheimen Wahl. für die fich
im Abgeordnetenhaus zur Not eine Mehrheit finden ließe. mit aller
Kraft entgegenarbeitet. Und mit welch einleuchtender Begründung!
Weil des Lebens Notdurft lauter Abhängigkeiten fchafft. foll der Wähler
fich der Ketten im Augenblick der Wahl erft recht bewußt werden und
nicht wählen. wie er im innerfien Herzen möchte. fondern wie es ihm
feine Abhängigkeit unter den wachfamen Augen feiner Brotherren und
Vorgefetzten vorfchreibt. Man kann auch beffere Argumente für die
Öffentlichkeit der Wahl ins Feld führen. diefe blutleere. dem Leben
abgekehrte Logik aber kann Herrn von Bethmann Hollweg (den die
Abgeordneten fcherzend den Austaufchprofeffor nennen) im befien Fall
die Bewunderung akademifcher Theoretiker werben. Karl Lamprecht
zum Beifpiel. den der Minifterpräfident in feiner großen Rede als einen
der bedeutendfien lebenden Gefchichtsfchreiber zitiert hat. gibt ihm das
Kompliment zurück und nennt ihn ..den geborenen Kanzler des Um-
fchwungs“. der uns - ein Enkel des Klaffizismus - aus der Befangen-
heit der naturalifiifchen Weltanfchauung wieder zu einer hohen. poli-
tifchen Kultur emporführen werde. Man kann es begreifen. daß die
feiner organifierten Geifier fich abgeftoßen fühlen von dem Indianer-
geheul. das in diefen Tagen manche Zeitungen durchgellt. Sie_ mögen

es für eine Erlöfung halten. wenn ein Staatsmann auf den Höhen prin-
zipieller Erörterungen bleibt und den Unduldfamen predigt: ..Jede
Verfemung Andersdenkender rächt fich.“
Diefe Zartfinnigen über-fehen eine andere große Gefahr: Hier
gilt es die Vertretung einer Gefehesvorlage. die jeden einzelnen Preußen
angeht. und es ift doch nicht unbedenklich. wenn der fchlichte Mann fich
fagen muß: Es geht um meine Rechte. ich aber verfiehc diefe abftrakte
Sprache nicht. und wie wenig verfieht diefer Staatsmann meine fchwerfte
Not. wenn er mir aus meiner wirtfchaftlichen Abhängigkeit eine Schlinge
drehen will. in der meine politifche Überzeugung erwürgt werden foll.
Daß diefer Minifterpräfident ein ernfi firebender Mann ift. der ohne
Zweideutigkeiten jedes Wort fo aufrichtig meint. wie er es fpricht. das
fpürt er. denn dafür hat das Volk einen ficheren Jnftinkt. Aber um fo
fchmerzlicher fühlt er die breite Kluft. über die kein warmes. volkstümliches
Wort zu ihm herüberdringt. Prüft er die ganze Wahlreform. dann erkennt
er. daß für ihn. der bisher das geringfie Wahlrecht hatte. gar nichts abfällt.
Vollends die Befiimmungen über das Hinaufrücken der Offiziere. Aka-
demiker. Beamten ufw. in die höheren Klaffen. durch die die fchlimmften
plutokratifchen Ausfchreitungen befeitigt werden follen und neue Ab-
furditäten eingeführt werden. müffen ihn durch ihre Künftlichkeit und
Willkür erfchrecken. Bismarck. der offen bekannt hat. er habe die Bureau-
kratie nie geliebt. hätte hier ein Meifierfiück ..geheimrätlicher Allgewalt“
bewundern können. Der Verfuch. das Beamtenheer als Stimmvieh
der Regierung in die zweite Klaffe einmarfchieren zu laffen. wird wohl am
Widerfpruch aller Parteien fcheitern. Und was bleibt zum Schluß von
der großen Wahlreform übrig? Ein verfchärftes Gefühl der Verein-
famung und der Unzufriedenheit. Der Bau des preußifchen Staates
ift feft gefügt. Aber in zwei Jahren gibt es wieder Reichstagswahlen.
Was der Minifterpräfident von Bethmann Hollweg gefät hat. wird
der'Reichskanzler von Bethmann Hollweg ernten.

W
0X
ia

Leo Göckeriß:

Dämmerzeit

Auf leifen Sohlen kommt die Dämmerzeit
Durchs Zimmer. Eine Jubelouverture
Sprüh'n im Kamin die hellen Feuerfunken.
Rings ift es ftill. nur eine Wetterfahne
Knarrt auf dem Dach. von wildem Sturm gebogen.
Rings ift es |ill! Ich halt' das müde Haupt
Auf meine Hand geftjißt: das war das Ende!
Die Dämmerftunde - wär' nur diefe nicht!
Was ich des Tags bei fauchenden Mafchinen.
Beim Dreh'n und Surr'n der Räder überwand.
Trifft doppelt mich zur ftillen Abendzeit.
Und leife fink' ich nieder auf mein Knie.
Das Haupt wühl' ich in jene weichen Polfter
Und küff' den Schemel. drauf Dein Fuß geruht.

Felix Braun:

Der Schatten des Todes Roman

Wayne-'gli' 1910 bg 8'. &hani-rentiert Zehluüehe 7erlagmmlakt Berlin

Fortfesung

Fünftes Kapitel

Ich will erzählen. und es foll Stille um alle Worte fein. die von Elvira Graf zu künden wiffen. Eines Sonntags entfinne ich mich. da ich des Abends über die Wiefen ging und fie fah. wie fie Blumen pflückte. Sie gewahrte mich nicht: ganz in der Sonne fiand fie. ihr Kleid war weiß. und es lagen Blumen. vom Haar herabgeglitten. auf ihren Schultern. Ein Knabe kam von einem Hügel und nahm ihr das Körbchen voll Blumen aus der Hand. dann gingen beide den Abhang zum Dorf hinunter. Sie hatten mich nicht gefehen: iä) lag im Gras. hinter Gebüfch und fah nach ihr hin. fah ihren Gang und folgte ihr mit dem Blick über die Wiefen hinab. bis die Gefialten ganz klein wurden und endlich in der Ferne gleichfam erlofchen.

Und noch von vielen andern Tagen könnte ich erzählen. da ich fie unbemerkt gewahrte. ja felbfi von einer Nacht. die groß und fiernhell mir in der Seele fieht. - Ich war vom Schlaf erwacht. von vielen Stimmen geweckt. die an meinem Fenfier vorbeiklangen. und wie ich. halb noch im Traum. ans Fenfter fchlich. fiel das Licht von Lampions in mein Zimmer und erhellte es: eine Gefellfchaft kam von einer Mondfcheinpartie ins Dorf zurück; ich erkannte die Gefichter. Zuleßt ging fie. Sie trug ein Lampion und fang. Ich warf mich auf den kühlen Boden und verbarg laufchend den Kopf in den Händen. und es gefchah. daß ihr Lied tief in mich hineinfickerte und mich weinen ließ. [i.

Doch eines Morgens ging der Himmel auf. und es ward eine Helle überall ausgefandt. daß das Herz der Erde fiill fiand Da ging ich durch den Wald in Träumen und wußte nicht. wie nahe mir das Wunder war. Sie fiand vor mir. Allein. Stand vor mir auf dem kleinen fchmalen Weg. der irgendwo in eine verlaffene Wildnis führen mußte. ftand vor mir und fiaunte und lächelte. . .lächelte und fiand und ließ Blumen aus den Händen

fallen. Und ich blickte mich nicht. ftand wie fie und ftaunte und wußte:
ein Traum; war von innen erleuchtet und von außen umdunkelt. fiand
und bückte mich nicht und lächelte.
Und ihre Stimme kam wie aus weiter Ferne. fchwebend. wie von
geflügelten Wefen gezogen: ..Warum fieht man Sie nicht mehr. Herr
Clemens ?" fragte die Stimme. aber ich war ein Baum und raufchte nur
mit der Krone, Sprich noch einmal. liebe Stimme. klang es in mir auf.
und die Stimme fprach: ..Es ift wunderbar. daß wir uns fo früh treffen . . .
fo früh am Morgen.“ Und ich. der ein Baum war. griff mit den Zweigen
in den Himmel und wartete darauf. daß Gott mich zur Blume verwandelte.
und es war ein Klingen in mir wie friiher; das kam erft zur Ruhe. als die
Stimme wieder begann: ..Warum fprechen Sie denn nicht?“ Und fiehe
da: der Baum begann zu fprechen und ward verwandelt. und ich ftand
plötzlich wie verwundert an feiner Stelle. und ich fagte: ..Ich höre fo gerne;
fprechen Sie allein. Ich will nur zuhören." - ..Alfo dann begleiten Sie
mich“. erwiderte fie. ..Jch gehe jeßt in den Wald. wo er am tiefften ift.“
. . . Und wir gingen zufammen. ich hinter ihr. in das Dickicht hinein. und
ich fah durch das leichte luftige Kleid Form und Farbe ihres Körpers. Aber
da klang ihre Stimme fchon wieder ins Blattgewirre hinein. und ehe ich
es mich verfah. hatte fie mich in ein Gefpräch verftrickt: und fie fprach
vom Tode.
Aber dies dauerte nicht lange: ihr lebhafter Geift ertrug es nicht. bei
einem Gegenfiand zu verweilen. felbft wenn er fo tief war. daß es vieler
Dichter bedurft hätte. ihn auszufchöpfen. Wir gingen weiter. ins Finftere
hinein. als fuchten wir den Schlupfwinkel. in dem die Nacht fich tags-
über verbirgt. Auf einmal ftieß fie einen fchwachen Schrei aus und um-
klammerte meinen Arm: ..Sehen Sie . . . dort“. flüfterte fie. „eine
Schlange!“ und ich fah eine Ringelnatter über den Felfen fich winden.
der von ein paar Sonnenflecken grell erhellt war. Jch hob den Stock.
das Reptil zu erfchlagen. doch meine Hand zitterte fo. daß ich daneben
hieb. gerade an der Schlange vorbei auf den nackten Stein. Durch
den Schlag erfchreckt ringelte fich das Tier hoch auf und zifchte. aber
ehe ich zum zweitenmal ausholen konnte. fchob es fich über die
andere Seite des Felfens hinab und verfchwand plötzlich vor unferen
Blicken. Elvira. die keinen Augenblick gezweifelt hatte. daß wir hier ein
Abenteuer mit einer höchft gefährlichen Kreuzotternart befianden hatten.
fiand blaß neben mir und hielt die Hände an die Hüften gepreßt. Sie fprach
kein Wort. Ich fagte: ..Es ift nichts. Es war eine Ringelnatter. und:wir

können ruhig weitergehen.“ Da fchüttelte fie den Kopf und flüf'ierte. indem
fie ihr Geficht ganz nahe dem meinen brachte: ..Ich fürchte mich fo . . . .
ich getraue mich nicht weiter . . . . fie ift verfieckt und lauert auf uns.“
Aber ich ergriff mit einer merkwürdigen Kühnheit ihre Hand und fprach:
..Nur keine Angfi haben! Wir gehen zufammen aus dem Wald. Es find
keine giftigen Schlangen in der Gegend.“ - ..Glauben Sie?“ fragte fie
und fah mich zweifelnd an. - „Ja“. hauchte ich. denn nun vermoatte ich
meine Liebe nicht länger zurückzuhalten. die gleich einem eingedämmten
Strom überflutend über mich raufchte. fo daß alle Worte. die ich fprechen
wollte. von ihr hinweggeriffen. atemlos von meinen Lippen ftürzten.
Da ging ein Leuchten von ihrem Blick über mein Geficht. und ich beugte
mich und hauchte über ihre Hand. die ich in der meinen hielt. und als fie
erftaunt zu mir auffchaute. fah ich. daß ihre Augen voll Tränen ftanden.
Ohne Worte gingen wir. Hand in Hand. den Abhang hinab und fchritten
dann auf dem Waldweg nebeneinander her. Plötzlich nickte fie mir zu
und lief einen fchmalen Pfad ins Tal hinab. Ich fah ihr erfiaunt nach. bis
der Weg umbog und fie verfchwand.
Am nächften Morgen trafen wir uns an derfelben Stelle wieder und
gingen mit Gruß und freundlichem Wort aneinander vorbei und fo viele
Tage. An manchen fprachen wir einiges und gaben uns zum Abfchied
die Hände. Dann kam Regen und zwang mich. im Zimmer zu bleiben.
am Fenfier zu fiehen und ihrer aus der Ferne zu gedenken. in fo fchmerz-
licher und ungeftümer Sehnfucht. daß es mich oft nicht länger litt und
ich trotz des unbarmherzigen Wetters hinauslief und die aufgeweichten
Waldwege hin und wieder eilte. in immer neu aufwachender Hoffnung:
vielleicht kommt fie doch. und du verfänmf't fie. Aber fie kam nicht.
Der Himmel ward blau. Wolken zogen. Sonne fchien. Es war ein
kühler Morgen. als wir einander wieder fahen. Diesmal blieb fie ftehen:
wir fpraaten über den Regen und wie langweilig es zu Haufe war und dann
über unfere Angft vor der Schlange und wie kindifch wir uns doch benommen
hatten. Ich fchlug vor. wieder ins Dickicht zu gehen und die Ringelnatter
zu fuchen; vielleicht konnte man fie fangen. ..Aber womit?“ fragte Elvira.
In der Tat: ich wußte nicht. wo man fie bergen könnte. und geftand be-
fchämt ein. Dummes gefagt zu haben. Elvira lachte; plaudernd gingen
wir in den tiefen Wald. Plötzlich blieb fie fiehen und fagte: ..Warum find
Sie damals. als Sie mir vorgefiellt worden find. fo rafch über den Zaun
gefprungen und ohne Gruß davongelaufen ?“
Ich ward rot. ..Wann ?“ fiotterte ich. ..Ach fo: damals. Ja - ich

weiß fchon: es ift mir etwas durch den Kopf gegangen - ich weiß nicht
mehr. was - ich erinnere mich nicht mehr . . .“
..Alle haben über Sie gelacht“. fagte fie nach einer Paufe.
..So? Wer?“
..Herbert Ludwig und die beiden Mädchen“.
..Und fonft?“
..Wer fonft?“
..Sie ?“
..Ich? - Nein. Ich habe mich nur gewundert.“
..Warum ?“ *
..Weil ich mir etwas gedacht hab'.“
„Was? Darf ich_ das wiffen ?“
..Nein - das dürfen Sie nicht.“
..Aber wenn ich's errate?“
..Auch dann nicht.“
..Nein - bitte - das ift nicht fchön von Ihnen: Sie verfchweigen
mir etwas. das zu wiffen iah ein Recht habe.“
..Sie haben gar kein Recht darauf. Herr Clemens. nicht das mindefte
Recht. Bilden Sie an. das nicht ein!“
..Alfo gut: dann verfchweige ich Ihnen auch. was ich von Ihnen weiß.“
..Was wiffen Sie von mir? Gar nichts!“
..O - ich weiß fchon etwas.“
..Aber gehen Sie: das ift eine billige Retourkutfche.“
..O. Sie würden Augen machen. wenn Sie das erführen!“
..Quälen Sie mich. bitte. nicht!“
..Quäle ich Sie denn?“
..Ia. das tun Sie.“
Ich erfchrak. ..Aber ich fage ja nichts mehr. ich bin ja fchon ftill. Fräulein
Elvira.“ -
..Sie reden doch in einem fort.“
„Aber ich tue ja nur das. was Sie kurz vorher getan haben.“
..Nein - das ift etwas ganz anderes.“
..Es ift dasfelbe: Sie haben ein Geheimnis und ich auch.“
..Alfo: dann fagen Sie das Ihre.“
..Nicht eher. bevor Sie nicht das Ihre verraten haben.“
..Sie find ein Trohkopf! - Übrigens - bin ich böfe!“
..Reim bitte - nicht böfe fein -.“
Sie erwiderte nichts und fah an mir vorbei.

..Nicht böfe fein. Fräulein Elvira“. wiederholte ich. Angft. Zärtlichkeit
und Sehnfucht in der Stimme.
Elvira fchwieg. Da fchwieg ich auch. Aber nicht lange. Immer wieder
fah ich fie an und bat: ..Seien Sie nicht böfe! Sprechen Sie doch wieder.
Jch hab's ja nicht fo fchlimm gemeint!"
Allein fie war nicht zu verföhnen. Sie ging an meiner Seite hin.
ohne mich eines Blickes zu würdigen. und je ernfter und abweifender ihr
Gefiaht war. um fo inniger ward meine Stimme. fo. als wären Blumen
in meiner Seele aufgeblüht. Ganz nahe ging ich neben ihr hin. und wie
ich fo bat. fiel es mir ein. daß ich einft fo nahe an Maria von der Stadt
gegangen war und daß ich mich ihrer die ganze Zeit kaum entfonnen hatte.
Jedoch die Erinnerung verfank wie eine kleine Jnfel in dem ungeheuren
Meer der Gegenwart. das mich von allen Seiten braufend umbrandete.
fo: daß ich manchmal wie blind ging und mit das Lächeln nicht zu deuten
wußte. das ab und zu über ihr ernftes Geficht hinhufchte wie der Reflex
eines wandernden Lichtes. Und auf einmal blieb ich fiehen und verbarg
mein Geficht an einem Baum. Sie wandte fich und fagte kühl: ..Gehen
wir weiter.“ Da fchluchzte ich laut auf.
Wunder über Wunder braäjen über meine Jugend herein. Heute
noch weiß ich die Gebärde. mit der fie ihren Arm auf meine Schulter legte.
..Weinen Sie nicht.“ fagte fie. ..das ift dumm und fieht einem Jungen
fchlecht.“ Da trocknete ich befchämt meine Tränen und fchluchzte: ..Warum
tun Sie mir fo vieles an? Gott weiß: ich denke nur Gutes über Sie. und
ich denke die Nächte durch. wie ich Ihnen etwas Liebes fagen könnte.“
- ..Wirklich ?“ lachte fie und klatfchte in die Hände. ..Das ift fchön von Ihnen.
Was denken Sie alles in der Nacht?" - ..Jn der Nacht? Ich träume
von Jhnen.“ - ..Was?“ fragte fie gefpannt. ..Was träumen Sie?“ *
..Sie find eine Prinzeffin und fpringen über die Schnur. mitten in der
Nacht.“
Ein Schweigen fiellte fich breit zwifchen mich und fie. Sie ward bleich
und fahien zu zittern. ..Sie haben mich belaufcht . . . mir zugefehen“.
fagte fie tonlos. - ..Ja.“ -» ..Wann 7" - ..Es müffen jetzt drei Wochen her
fein.“ - Elviras Blick ward hart. fie warf den Kopf zurück und trat ganz
nahe an mich heran: ..Das ift unverfchämt. Verftehen Sie? Wie kommen
Sie dazu? - Reden Sie!“ Jch fenkte den Kopf tiefer: ..Ich bin vom
Wald gekommen, Da fiel mir der Garten auf. und die Laternen brannten.
Es war alles fo fonderbar . . . Jch habe Sie damals noah nicht gekannt.“
Elvira fchwieg und fah mich dunkel an. dann fagte fie. tief aufatrnend: ..Nun ?

Hat es Ihnen gefallen ?" - „Ich habe nie etwas Schöner-es gefehen".
erwiderte ich. Sie lächelte: ..Ich weiß noch Schöneres. Kommen Sie
morgen in der Nacht zum Garten.“ - ..Wann ?“ - „Um zehn Uhr. _-
Es wird ein Licht im leßten Zimmer brennen. das ifi mein Zeichen. Ich
werde mit dem Licht hinauswinken und dann fieigen Sie über den Zaun.
Für heute ifi es genug. Vergeffen Sie morgen nicht. zu kommen l“ Sprach's
und lief. ohne fich umzufehen. den Weg hinab.
Ich verbrachte den ganzen Tag in fiebriger Spannung. ging allein
bis tief zur Abendzeit und war zerfireut und fchweigfam. Meine Mutter
fah mich beforgt an. fprach aber kein Wort. und meine Schweftern fuchten
durch allerlei lifiig gefiellte Fragen für mein fonderbares Benehmen eine
Erklärung zu finden. Gegen fieben Uhr traf ich mit Herbert Ludwig un-
verfehenszufammen. und es erwies fich. daß er von allen meinen Erlebniffen
genau unterrichtet war; klar heraus fagte er es freilich nicht. aber feine
Andeutungen waren von jener unverfchämten Art des Wiffens. die zu
feig dazu ift. fich ganz zu offenbaren. Er fpottete über Elvira und mußte
es wohl bemerkt haben. daß mir dies wehetat. denn er wiederholte _ an-
fcheinend abfichtslos - immer diefelben Witze und Bemerkungen. bis
ich ihn endlich - feiner überdrüffig - brüsk verabfchiedete und meines
Weges ging. Er eilte mir aber nach und fchrie mir ein Wort ins Ohr. das
mich vor Zorn glühend machte. Doch bezwang ich mich. ballte die Faufi
und ließ meine Schritte fchallen.
Gegen halb zehn Uhr flieg ich leife aus dem Bett und kleidete mich
an. Ich hatte mich früher niedergelegt. um meine Mutter zu täufchen. die
noch im Lufthaus faß und beim Schein des Windlichts mit der alten Hof-
rätin Karten fpielte. Meine Schwefiern gingen Arm in Arm. die Alleen
auf und nieder. Ich ftieg zum Fenfier hinaus und eilte die Straße hin.
die fchon ganz dunkel war. Nur fpärlich brannten Laternen. aber mit fo
fchwachem Licht. daß die Finfiernis es nur verächtlich von fich abzufchütteln
brauchte. In der Villa glomm das Licht fchon im lehten Zimmer - mir
drohten die Sinne hinzufchwinden. und fo lehnte ich mich an das Tor. aber
das gab nach und zog mich - wie im Märchen - in den Garten hinein:
Elvira hatte es offen gelaffen.
Kaum hatte ich ein paar Schritte auf dem fremden Grund getan.
als das Licht vom Fenfier. gefchwenkt. in die Dunkelheit hinausflatterte.
IchLfah einen weißen Arm wundervoll leuchtend und fühlte mein Blut
wirr über meine Gedanken firömen. - Auf einmal fiand fie neben mir
und flüfierte. Sie trug ein weißes Kleid. ihre Haare waren aufgelöfi.

Anton Romako:
Rafi an der Campagna-Schenke
(Rom. PrivatbefiÃŸ)
Zum Auffatz von Friedrich Pollak

um die Stirn aber lief ein mit Edelfieinen befelzter Reif. auch über die
Handgelenke fchloffen fich gefchmückte Goldreifen. und wenn fie die Hand
hob. fo daß der Atmel zurückfluten mußte. fo konnte man oben an den
Armen zwei Spangen gewahren. die in der Mitte einen funkelnden roten
Stein hielten. Sie war namenlos fchön. ihre Augen hatten einen dunkelnden
Glanz und warfen leichte Schatten auf die weißen Wangen. Ihre Hände
waren wie aus Silber.
Sie fprach: ..Was haben Sie nur? Sie find ja totenblaß. Wovor
fürchten Sie fich?“ Ich nickte bloß und verfuchte das Zittern zu erfticken.
das über alle meine Glieder lief, Sie bemerkte es doch: ..Sie Armer!“
rief fie aus. ..Wie Sie zittern! Sie haben fich wohl aufgeregt; heimlich
von Haus weggeftohlen. was? Und alles meinetwegen. Sie armer
Junge! - Aber kommen Sie!“ Und fie faßte mich am Arm und zog
mich mit fich in den Garten hinein. Wir gingen durch endlos fcheinende
Alleen von Birken. die filbern im Sternlicht glänzten. bis wir in der Ferne
den fchimmernden Teich erblickten. an deffen Ufer die angebundenen Kähne
reglos ruhten: wie fchlafend. ...Das ift unfer Teich. “flüfierte Elvira. .. Er
ifi fo tief. daß man nicht hinabtauchen kann. um einen verlorenen Gegenfiand
heraufzuholen. Es ift einer darin ertrunken. ein Knabe. der fo alt war
wie Sie.“ - ..Die alten Leute nennen ihn darum den See des Todes“.
fuhr fie fort. als fie bemerkte. daß ich nicht willens war. zu fprechen. ..Es
geht die Sage. daß zu jeder Vollmondnacht der Tod eines der Boote löfi
und dreimal um den See fährt. - Mein Vater wollte deshalb nicht in
der Billa bleiben.“ * ..Wo ift Jhr Vater?“ unterbrach ich fie. -
..Jetzt in Wien. aber er muß bald kommen. Er wird Ihnen gefallen.
denn er ifi auch fo grüblerifch wie Sie. - Aber kommen Sie näher zu
mir her. Was fiehen Sie denn fo weit. als hätten Sie Furcht vor mir?“
Ich kam langfam an fie heran. - ..Und jeßt - was glauben Sie. daß ich
jetzt tun werde?“ fuhr fie fort. indem fie mich durchdringend anfah. ..Jah
werde rings um den Teich tanzen. und Sie werden fehen: wenn ich bei
Ihnen angekommen fein werde. werde ich vielleicht nur einen Schleier
anhaben. Dann fpringe ich in den Teich. und Sie müffen mich retten. Alfo
aufgepaßt: der Tanz beginnt!“
Sie tanzte zierlich und gemeffen vor mir. nickte mir zu und ftrebte zum
Ufer hin. an dem entlang fie immer rafcher tanzte. die Arme zu wunder-
vollen Gebärden verflechtend und löfend. tief in der Dunkelheit wie etwas
Schimmerndes. von unbefchreiblicher Anmut. Allein -: ich vermochte es
nicltt lange. ihr zu folgen: ich fühlte eine Laß auf Kopf und Schultern.

die mich niederzwingen mußte. und der ih unfehlbar erlag. wenn es mir
niht gelang. zu fliehen. So wih ih denn langfam zurück. und während
fie am jenfeitigen Ufer hintanzte. nur wie der Schein der Milhfiraße im
Dunkeln fihtbar. eilte ih durh den Garten. um die Pforte zu fuhen.
In überßürzter Hafi floh ih. blind. ohne der Wurzeln zu achten. die mih
oft ftolpern ließen. ja einmal fhlug ih der Länge nah hin. Ih konnte
aber das Tor im Finftern niht finden und irrte verzweifelt die Mauer
entlang. Da vernahm ih einen Flüfterruf. und ih fah Elvira Graf zwifchen
den Stämmen. In meiner Aufregung und Hingeriffenheit wähnte ih
fie nackt zu fehen. Schleier um Shleier löfke fih aus der Luft und fank.
Sie ging mir entgegen und fragte. was ih wolle; zum erfienmal im
Leben fei ihr das Kunftftück mißglückt. und daran trage niemand anderer
Shuld als ih. Ih möge fühlen. wie ihr Herz klopfe. Damit zog fie
meine Hand ganz langfam. und ohne den Blick von meinem zur Erde ge-
wandten Gefiht zu heben. an ihre Bruft. Ih fchrie auf und fank über fie
hin - . . . Im nähfien Augenblick fühlte ih einen fiehenden Schmerz.
riß mich los und fhwang mich über den Zaun. - Atemlos ftand ih auf
der Straße und murmelte ohne Sinn Worte vor mich hin. Und fir-ih
mir übers Haar und fagte. daß es ein Traum war und lachte auf und
lief. wie vom eigenen Atem getrieben. nah Haufe.
Auf dem Wege dahin jagten mir allerlei wirke Gedanken durh den
Kopf. die fih in ihrer Haft überfhlugen und mich zu klarem Schauen niht
gelangen ließen. Ih fuchte die fonderbare und auffallende Art des Mädhens
zu erklären und kam aus dem Staunen und Wundern niht heraus. Doch
erinnerte ih mih dunkel an die Worte. die Herbert Ludwig lahend und
mit der ihm eigenen Handbewegung hingeworfen hatte. und fühlte. daß
eine Stimme in mir war. die fih mühte. ihm reht zu geben. Aber die
kleine Stimme erlofh. von dem ungeheuren Gewirr der anderen. die das
feltfame Abenteuer in mir geweckt hatte. umkreift und erftickt. Ih wollte
niht denken und vernahm doh das Wort Ludwigs immer klarer. das er
mir zum Shluß ins Ohr gefchrien hatte. Ih hatte es fonfi nur von heimlih
gelefenen Bühern gekannt; mein tieffker Stolz bäumte fih dagegen auf.
daß es einen gab. der dies von Elvira fagen konnte. Zugleih aber erinnerte
ich mih der Gerühte. die über ihren Vater gingen; daß er in feiner Jugend
viele Iahre in einer Heilanftalt für Irre zugebraht habe. und nun fchien
mir vieles an Elviras Benehmen erklärliher zu fein. Ehe ich jedoch zu
mir felbft gelangen konnte. fireckte ein anderes Ereignis die Hände
nach mir aus:

Felix Braun: Der Schatten des Todes
Ich war nur mehr ein paar Schritte von unferem Haufe entfernt.
da bemerkte ich. daß der ganze Plah erhellt war und viele Leute fich ver-
fammelt hatten. deren gedämpftes Sprechen in dunklen Wellen an mich
heranrollte. Auf einmal war ich erfiaunt. von vielen Händen ergriffen
zu werden. meinen Namen von fremden Stimmen bald gefprochen.
bald gerufen. bald gefchrien zu hören. Ich wußte nicht. was gefchehen
war. und riß mich los. - Da fiand ich gerade meiner Mutter gegenüber.
die mit verweintem Geficht und fchluchzenden Worten auf mich zu-
wankte. meine Hände ergriff und fo feft drückte. als wäre ich von einer
weiten Reife unverfehens zurückgekehrt. ..Elemens. Clemens!“ fchlnchzte
fie immer wieder. Jch fühlte mich fchuldig: man hatte meine Flucht entdeckt
und die ganze Nachbarfchaft alarmiert, Meine Mutter tat mir leid. aber
mich ärgerte die Anwefenheit der vielen Fremden. die mich anfiarrten
und-*auf etwas zu warten fchienen. Allein meine Mutter hielt meine Hände
fefier und fagte: ..Komm!‟ und führte mich in den Garten z uns folgten
die alte Hofrätin und meine beiden Schwefiern. die ebenfalls verweint
fchienen und deren Augen den eigentümlichen Glanz derer hatten. die
etwas vergebens gefucht haben. Jch ließ mich willenlos ins Lufthaus führen
und fchwieg; auch meine Mutter fchwieg. nur manchmal fchluehzte fie leife
auf. etwa wie ein Wetterleuchten nach großen Gewittern hie und da über
den Himmel eilt. - -
Sie fragte ganz unvermittelt. indem fie mir feft in die Augen fah:
..Wo hifi du gewefen?“ Ich hatte als Kind gelernt. in großen Dingen
immer die Wahrheit zu fprechen. und fo erwiderte ich ruhig: ..Ich war
bei der Waldfteinfchen Villa. am Teich.“ Meine Mutter fah mich ungläubig
an. aber die alte Hofrätin fchlug vor Entfehen die Hände zufammen. ..Frau
Fortis“. fagte fie. kreideweiß imGeficht. und ihre Worte klangen wie geheizt.
..das müffen Sie ihm verbieten l“ Und als meine Mutter fich zu ihr wandte.
ergriff fie ihren Arm und flüfterte: ..Der See ift verhert. Es find fchon
viele drin ertrunken, Fragen Sie nur die Leute im Dorf. Es heißen ihn
alle den See des Todes.“ Obwohl meine Mutter es in kirchlichen Dingen
nicht:übermäßig ernfi nahm. fo war ihr doch ein Aberglauben eigen. den
fie oft bis auf die kleinften Dinge erftreckte. fo: daß der Vater manchmal
darüber fpottete. Nun fürchtete fie von jeher Orte und Gegenftände. die
mit irgend einem zufälligen Unglück im Zufammenhang waren. ja fie
ging darin fo weit. daß fie es nicht wagte. in einem Wagen zu fahren.
deffen Pferde einmal gefcheut hatten. Auch pflegte fie - fo oft fie in die
Kärntnerfiraße ging - in großem Bogen um das Stock-im-Eifen-Haus

herumzugehen. weil dort ein Arbeiter einmal vom Gerüfi gef'iürzt und
unter die Räder eines ums Eck biegenden Wagens geraten war. Diefer
doppelte Unglücksfall war ihr fiets gegenwärtig. und fie geftand mir oft.
daß fie - fowie fie diefes Haufes anfichtig ward - von einem fchauer-
artigen Gefühl wie dunkle Ahnung durchriefelt wurde. So kam es.
daß fie mir mitten in der Nacht auf feierliche Weife das Verfprechen
abnahm. . nie wieder die Villa zu betreten. Ich mußte dies mit
ihrem eigenen Leben befchwören. Wie ich dies tat. gefchah mir etwas
Unbefchreibliches: mir war. als wären unermeßlich weite Hallen in
mir. die lautlos waren und auf denen der Schatten eines Mannes lag.
der in der Ferne wanderte. Darüber wunderte ich mich fehr. In der Nacht
aber träumte ich. daß der Mann in der verfinfierten Halle fiand und auf
einem Hackbrett fpielte. Und gleich vernahm ich einen gellenden Schrei.
- Da erwachte ich. heiß. mit hämmernder Stirn.

Nun bereiteten fich in der Stille die Gefchehniffe vor. die in ihrer
Schwere meine Jugend zu erdrücken fchienen. fo daß alle meine reifen
Tage leer ausgehen mußten und arm blieben. Ich war mit Elvira an jedem
Morgen im Walde und fühlte faf't. wie mit jedem Mal ein Licht in meiner
Seele erlofch z ich trug in den langen fchlaflofen Nächten fo viel heiße Träume
und glühende Wünfche in die Frühe hinein. daß nur ihr Nahfein genügte.
mich zitternd und fchwingend zu machen wie eine Saite und angefpannt
wie fie. Die geheimnishaft anlockende Art ihres Ganges. das leichte. gleich-
fam verrinnende Lächeln. mit dem fie mich einlud. mich neben fie ins Gras
zu legen. die heimlichen Blicke und Gebärden und viele andere. im Anfchein
unbedeutende Bewegungen riffen mich hin. machten mein Blut überfirömen
bis in das fchöne Land der Seele. Oft kam es. daß fich Elvira eng an mich
fchmiegte. fo daß mein Arm den Bau ihres Körpers fpüren konnteZ dies
tat fie. wenn das Dickicht im Walde fehr dunkel war oder wenn ein Gewitter
herandrohte. Dann fchlang fie die Arme um meinen Hals. drängte ihre
Wange ganz nahe an meine und ließ ihre Rede flüfiernd in mein Ohr
fickern. daß ich. glühend. mit Macht an mich hielt. weil mein Blut in Wellen
zu hoch ging und zu laut raufchte. Sie hatte auch eine eigene Art. die Hand
zu reichen: man ließ fich ganz nahe an fie heran ziehen. und fie bengte fich
einem entgegen. daß man ihres Duftes inneward. in dem ein Betäubendes
war. das den Atem hemmte. Geküßt aber habe ich fie nie.

Und Tag für Tag war ich ihr Gefährte am Morgen. fie aber kam zu
mir in den Träumen der Nacht. Ich fagte niemandem davon. ich fchrieb
es nicht. auch Camillo hat nie davon erfahren. Allein trug ich alles. vielleicht.

um es beffer vor ihr verhehlen zu können. Aber gerade das muß fie zu mir
gezogen haben. Und immer tiefer und tiefer verlor ich mich an fie.
So mußte fich mein Schickfal erfüllen - dies weiß ich; alles ift mir
klar. Die dunkle mahnende Stimme war ja fo früh in mein Leben geklungen.
Ahnung und Warnung tragend. Aber fo gegenwärtig mir dies auch war -:
mich zog ein fo ftrahlendes Licht über die Brücke. die finfiern Abgrund
überwölbte. daß ich aller Dinge vergaß. In wolkiger. von kühlen Winden
leicht bewegter Nacht fchlich ich zur Villa. In dem zierlichfien Kahn ruderten
wir über das grünfchillernde Waffer. das zu meiden ich mit dem Leben
meiner Mutter als Geifel heilig und hoch gefchworen hatte. Das Schifflein
fchaukelte in den lebhaften Wellen und neigte mir den Körper Elviras
oft entgegen. aber als wir an einer kleinen. fchilfbeftandenen Infel an-
legten. trieb fie der Wind und das Schwanken des Kahns ganz in meine
Arme. Da hielt ich fie denn und hob fie fafi empor. und fie umfählang meinen
Hals und lachte. Aber geküßt haben wir uns nicht. Wir legten uns neben
einander ins Gras und horchten auf die Nacht und den Klang unferer Herzen
in der großen Stille. Und unfere Finger waren umeinander gefchlungen
und heiß. Dann ftanden wir auf und gingen. eng aneinander gepreßt.
am Ufer hin und her. bald Arm um Nacken gelegt. bald Hand in Hand
wie Kinder. bald eingehängt wie Brautleute. und fie fchob mit ihrem Arm
den meinen dicht an fich an - - - O Traum - O Worte.
So vergingen viel Nächte und immer noch fchien es. als hätte ich mein
Gelöbnis vergeffen. Da gefchah eines Tages noch ein Größeres. und nun
fchloß fich mein Leben zufammen.
Elviras Vater war angekommen. ein großer Mann von etwa fünfzig
Iahren. In feinem Blick war etwas Flackerndes. wenn er fprach; mußte
er zuhören. fo fchienen feine Augen einzufinken. wurden trübe. fierbend
und erlofchen langfam. Um feine Mundwinkel zuckte es rhythmifch. und
feine Hände zitterten wie bei Greifen. Dies nahm fich wunderlich aus.
denn fein Geficht war noch jung zu nennen; bartlos. von fcharfen Umriffen.
doch faft ohne Falten. Sein Haar war fchwarz und fehr dicht; er pflegte
es mit der weißen. ringlofen Hand haftig zurückzufireichen. eine Bewegung.
die - troß ihrer Schnelligkeit - nie ohne Anmut war. Die Gefpräche
bemächtigten fich feiner rafch. Er hatte - dies wußte man - feine fchönfien
Jugendjahre in einer Heilanfialt für Geifteskranke zubringen müffen und
war fpäter wie durch ein Wunder gefund geworden. Man munkelte allerlei
ungereimtes Zeug über feine Vergangenheit und behauptete. eine von

Anbeginn verlorene Liebe hätte ihn durch namenlofe Leidenfchaft in
die Krankheit getrieben.
Ich traf ihn mit Elvira abends im Walde. und fo wurde ich mit ihm
bekannt. Er führte ein fehr lebhaftes Gefpräch. das auf alle Gegenftände
die gleiche Bedeutung erfireckte. waren fie nun wichtige oder geringe.
Seine eigentümliche Art zu dozieren verblüffte mich zuerft. dann erheiterte
fie mich. und ich begann ihn zu beobachten. Ich hatte bald heraus. daß
er. fo oft er zu einer Frage Stellung nahm *- und zwar immer fo. daß
er verneinte und befiritt - eine Paufe von einer oder zwei Minuten ein-
treten ließ. die er mit einem kräftigen Stockhieb auf die Erde beendete.
Dann ftürzte ihm der Redefirom hervor und fchien fich ins Unendliche
verbreiten zu wollen. aber ehe man es fich verfah. hatte er irgend etwas
Nebenfächliches aufgegriffen. das erfie Thema fallen gelaffen. und nun
begann dasfelbe Spiel von neuem. Ich ergötzte mich an feinen mitunter
drolligen Gebärden und war oft nahe daran. zu lachen. So zum Beifpiel.
wenn er. um etwas ins Lächerliche zu ziehen. beide Arme zurückbog. die
Innenflächen der Hände an den Hinterkopf preßte. den Unterleib vorftreckte
und nun fo in höchft komifcher Art einherfchrittz oder wenn er. eine Tat-
fache bedauernd. den Kopf fenkte. fo daß ihm die langen Haare über die
Stirn fielen. wodurch fein Geficht einen unbefchreiblich albernen Ausdruck
annahm. Doch gab es Momente. wo in ihm etwas Großes zu leben
fchien: fo. wenn er eine verlorene Sache verteidigte. Dann war
ein Licht in feinem Blick. das jemand dem des ungewiffen Mondes verglich.
der. hinter Gewölk fiehend. fich zitternd im Waffer fpiegelt. Und obwohl -
wie ich fchon fagte »- fein Auge etwas Unftetes hatte. fo konnte es doch in
Momenten. da niemand fprach. eine unnachahmliche Ruhe ausdrücken und
fo fch ön f cheinen.

Fortfehung im nächfien; Heft

Tabakgenuß und geiftige Arbeit
Eine Umfrage von br. C. F. van Vleuten*)
Schlußwort und legte Beiträge
Als im Jahre 1586 die Spanier in den Küftenfkädten zum erften Male
Matrofen. die aus der neuen Welt heimkehrten. Tabak rauchen fahen.
fanden fie diefe indianifche Sitte höchft lächerlich. Aber mit zauberhafter
Gewalt und Schnelligkeit verbreitete fich die Gewohnheit. es half nichts.
daß ein englifcher König zum Schriftfteller wurde. um ein Werk gegen
den Tabak zu fihreiben. es half nichts. daß Papft Urban Alll. fogar
durch eine Bulle die Tabakfreunde mit dem Kiräfenbann bedrohte; in
der Türkei ftieß man den Rauchern zur Strafe ihre Pfeifen in die Nafe.
ein Zar verfügte. daß jeder. der beim Rauchen betroffen wurde. die
Knute zu fchmecken bekomme und daß dem rückfälligen Raucher die Nafe
abgefchnitten werde; die anderen europäifchen Staaten wehrten fich gleich-
falls mit f>farfen. allerdings weniger ruffifihen Strafbefkimmungen. und
trovdem fiegte in jedem neuen Waffengange das Genußmittel über die
Polizei. und heute haben wir einen ungeheuren. jährlichen Tabakweltver-
brauch.
Diefe enorme Verbreitung verdankt das Tabakskraut gewiß zum Teil
feiner günftigen Anpaffungsfähigkeit; es gedeiht. wenn auch nicht mit der.
felben Kraft. in den Nebeln Hollands und im märkifäfen Sande ebenfo
wie in der feuchten Treibhausglut Sumatras und Brafiliens, Man denke
an Kaffee. Tee und Kakao. die in ihren Wachstumsmöglichkeiten wefent-
lich befchränkter find. Hauptfächlich aber liegt der Grund der
univerfalen Herrfchaft des Tabaks wohl in der Eigenart des
Genuffes. Seine narkotifche Wirkung ift von allen Mitteln die verhält-
nismäßig mildef'te. fo milde. daß man fie nur mit allgemeinen Worten
„Wohlbefinden“. „Beruhigung“. „Anregung“ umfchreiben kann. Es ift
eigentlich eine außerordentlich auffallende Tatfache. daß der Seelenzu-
*) Vergleiche ..Nord und Süd“ Band 131. Seite 135 ff.. 232 ff..
360 ff.; Band 132. Seite 47 ff.

[dandt den diefe braunen Blätter erzeugen7 die von vielen Millionen Men-
fchen fo gebieterifch verlangt werden, fo felten benannt und fo fchwer zu
umfchreiben ift. Wie befchaffen ift das angenehme Gefühl- das erreicht
wird- wenn der blaue Havannarauch wirbelt? Weshalb gibt man diefen
Genuß, den man nicht einmal in deutliche Worte kleiden kannt nicht noch
heute auf? Gewiß- die Schäden des Alkoholgenuffes haben die eine Hälfte
der ungeheuren Literatur über den Weingeift hervorgerufen; die andere
Hälfte aber findet Ausdruck für die guten Seiten des Weines, findet
taufend Worte und Wendungen dafür-f eine unüberfehbare Menge fchöner
und fchlechter Strophen feiert ihn. Und beim Tabak, der jetzt mindeftens
ebenfo verbreitet iftx nichts ähnliches. Ich weiß einen ausgezeichneten
Literaturkenner, der mir kaum ein einziges Lied literarifchen Wertes zum
Preife der narkotifchen Nikotinblätter nennen konnte. Und der einen
Güntherfchen Strophex die Otto Julius Bierbaum in feiner luftigen und
intereffanten Antwort anführte- flehen hunderte entgegen- in
denen der fchlefifche Dichter den Wein befingt. Jeder Raucher
ift beredtx fo lange er von feinen Rauäfgewohnheiten fprichn
oder von feiner Sehnfucht nach der Zigarre; eintönig wird
die Antwort erft, wenn er nun das Wefen feiner Freude fchildernx
wenn er fein Behagen zergliedern foll. So lag es naher die geborenen
Sprecher um ihre Meinung zu bittenf die Dichteg diet ich möchte fagen
von Berufs wegent fich felb| beobachten müffen- die aber auch unter dem
Drucke modernen Wettkampfes noch mehr als andere gezwungen find- von
ihrem Infirumentef ihrer Pfyche- hemmende und belaftende Dinge
fernzuhalten. Stimmen aus den Kreifen der bildenden Künftler und Mu-
fiker follten dann den Kreis fchließen.
Zunächft fei den Herren Einfendern der Beantwortungen auch an
diefer Stelle für die große Freundlichkeit gedanktf mit der fie die läftige
Zumutung undBitte- ihreMeinung über dieTabakfrage niederzufchreiben,
in fo überreichem Maße erfüllt haben. Denn erfahrungsgemäß darf man
bei Rundfragen fchon fehr zufrieden feinf wenn die Hälfte antworten uns
aber find auf hundert Anfragen einundneunzig Antworten zugegangent
ein Zeichen dafür; daß unfere Neugier ein Gebiet berührt hattet das alle
mehr oder minder befchäftigt und reizt. Auffallend ift im allgemeinen die
Vorficht- das Bedingte und die Unficherheit- mit der die Meinungen zur
Tabaksfrage geäußert werdenf wenigftens die pofitiven. Es ift- als ob
der Rauchf das bewegliche, unfaßbare Elementf viel von feinem Schwan-
ken und Schweben auf die Anfichten übertragen habe. ZUm Thema

Weingeift erklärte ein Ieder etwas Beftimmtes. fiatere Erfahrungen wur-
den hingeftellt. ein Wiffen trat feftbegründet zutage. Hier aber heißt
es ..iat bilde mir ein". ..es fateint mir fo". ..iat glaube. beobaattet zu
haben". ..iat habe das Gefühl. als ob‶. Saton darin fpriatt fiat wieder
das Unfaßbare der Tabakwirkung aus. Bemerkenswert ifi auat die
Wuatt. mit der fiat das Hygienifate. das doat an fiat gar niatt zur Dis-
kuffion ftand. immer wieder zwifaten den Zeilen hervorringt.
Unter den Einundueunzig. welate ihre Erfahrungen über den Tabak
mitteilten. find zwanzig Riattrauater und einundfiebzig Rauater, Daß
die Niattrauater beinahe alle dem Tabakgenuß niatt gerade günftig find.
ift niatt weiter wunderbar. Wenn faton Rudolf Baumbaat. der felbft ein
fleißiger Rauater war. den hübfaten Vers ..Mein Rauat - Genuß. dein
Rauat - Verdruß“ prägte. fo ift es begreifliat. daß die nichtrauatenden
Künftler fiat ebenfo verhalten wie andere Niattrauater. daß fie alfo Emp-
findungen hegen. die in ihrer größten Satärfe Miatael Georg Eonrad
und Eonrad Alberti. jeder naat feiner atarakteriftifaten Art. zum Ausdruck
bringen. Es bleiben alfo die einundfiebzig, Raucher. Davon find fünf-
undvicrzig Zigarrenrauater. während aattzehn. die in der Mehrzahl wohl
innerhalb der fatwarzgelben Grenzpfähle wohnen oder erzogen find. Zi-
garetten genießen. Wenn man von nnferm Beifpiel allgemeine Satlüffe
ziehen darf. fo fateint die Zigarette mehr zu großen Rauchleiftungen anzu-
regen. wenigftens find Zahlen von dreißig und vierzig Zigaretten niatts
Seltenes. und das bedeutet. in Zigarren umgereatnet. faton eine reatt er-
hebliate Menge. Zigarren und Zigaretten zufammen gebrauaten nur acht.
während zur kurzen oder langen Pfeife fiat nur fechs Teilnehmer be-
kennen. Damit ift unfere Statiftik noch niatt ganz zu Ende. es bleibt noch
die Antwort auf die Frage. die uns vor allem berührt: wird dem Tabak-
genuß eine Wirkung auf die Produktion zugefproaten oder niatt. Die
Niattvauater fateiden natürliat aus. von den einundfiebzig Rauatern er-
klären feats mit aller Entfatiedenheit. daß von irgend einer Wirkung des
Rauatens auf das künfilerifate Schaffen keine Rede fein könne; weitere
Neununddreißig faffen fiat weniger fatarf. glauben aber auat von einer
Wechfelbeziehung zwifaten Tabak und fatöpferifater Tätigkeit niatts be-
merkt zu haben. Siebenundzwanzig dagegen. alfo mehr wie ein Drittel
der ganzen Zahl. treten für den Tabak in die Satranken und billigen ihm
mit größerer oder geringerer Einfatränkung einen Platz im Haushalte der
bildenden Seele zu. Aber diefe Siebenundzwanzig find untereinander
keineswegs einig: es fieht fait fo aus. als ob zwei feindliate Lager vorhan-

den wären. die eine Hälfte fucht und findet beim Tabakgenuß eine Anregung. die andere eine allerdings erwünfchte Hemmung. Wilhelm von Säzolz. deffen feinfinnige Mitteilung damit beginnt. daß er das Wefen eines jeden Rarkotikum im ruhigen Genießen der Stunde findet. im Ausfchalten aller weitertreibenden Heßgefühle. im bewußten. ganz wachen Ruhen. in der Jfolation. fchreibt auch dem Tabak eine gewiffe ifolierende und konzentrierende Stimmung zu. Eugen Bracht nennt das Gefühl ..behaglich ausgefchaltet". Und Victor Blüthgen. deffen rei>je Raucherfah. rung fein Urteil befonders gewiäztig macht. formt geradezu den Sad: ..das Dampfen dämpft. es fteigert nicht.“ Robert Breyer kann den Anfang zur Arbeit fchwer finden. wenn er nicht vorher „das Atelier voll Rauch gepafft hat." „Dann werde ich erft warm und finde das Behagen zur Konzentration . . Man könnte glauben. meint er an anderer Stelle. ..daß das Nikotin einen Ermüdungsfaktor enthält. mäßig getroffen gerade fo fiark. um den zu lebhaft und vielfeitig Empfindenden auf das zu konzentrieren. was er vor fich hat." In ähnlicher Weife äußert fiäf aua) Franz Adam Beyerlein; „Die Grenze von den Forderungen des Alltags zur Ruhe der Produktion wird viel leichter überfchritten. und in diefem Sinne - der leichteren Befeitigung von Hemmungen -- möchte ich an eine Beziehung zwifchen Nikotin und Produktion glauben." Earl Buffe leitet von der einen Gruppe zur anderen über und zeigt dadurch. daß der Gegenfav nur ein äußerer. kein innerer ift: ..Das Beruhigende. Linderude. Dämpfende des Tabaks fühle ia) auch bei der Arbeit. die Gedanken ordnen f'ich leichter. die Form rundet na) rafcher. Raume ich nicht. fo fehlt mir etwas . . Otto Julius Bierbaum wird vom Tabak über die erfte Trägheitsfchwebe weggeleitet. es würde ihm fchwer fallen. zu arbeiten. wenn er nicht tauchte. Dabei tritt er denen entgegen. die im Ziehen und Treiben des blauen Dunftes das Anregende des Tabakgenuffes zu finden glauben. ..Die Tabakswolken intereffieren mich gar niäft. und wenn ich rauche. habe ich keine Zeit. irgend etwas anderes zu verfolgen. als meine Gedanken. Ich rauche nämlich faft nur beim Arbeiten.“ Aber fchließlich fügt Bierbaum auch als ein Vermittler zwifchen beiden Gruppen. vorfichtig hinzu: ..Manchmal ift es mir fo. als ob das Rauchen. unbefchadet feiner anregenden Wirkung. in einem gewiffen Sinne doch auch dämpft. bremft: Kunftpaufen hervorruft. Und das ift fo heilfam. daß es. glaube ich. die Giftwirkungen des Nikotins wettmacht.“

Ernfk Liebermann. der Münchener Maler. fieht die Zigarre als ein wertvolles Mittel an. die Phantafie lebhafter. das Erfinden leichter wer-

den zu laffen. Für Viktor v. Kohlenegg ift das Rauchen ..eine Sache des Genuffes und des vorbereitenden oder ausklingenden Meditierens oder beffer: eines heimlich fruchtbaren Zuwartens und Ausdämmerns". Hans und Feder von Zobeltiß. Walter Bloem. Rudolf Herzog und Ernft von Wolzogen bekennen. daß ihnen der Tabak als Anregung beim Schaffen unentbehrlich ift. Alfred Bock fehr die Zigarre in Gegenfaß zum hemmenden Weingeif't und fchreibt: ..Sie fördert bei mir die Jnfpiration. fie beflügelt meine Gedanken. ja fie ift mir bei der Konzipierung größerer Arbeiten unerläßlich." Paul Scheerbart äußert fich: ..ein fchnelleres Verknüpfen von Sinneseindrücken wird nach meinen Erfahrungen durch den Tabakgenuß zweifellos hervorgerufen . . . die Verfkandestätigkeit wird fehr gefieigert. aber auch nur diefe. Die maßgebenden künftlerifchen Stimmungsfaktoren werden vom Tabak nicht berührt.“ In einem gewiffen Gegenfaß hierzu bemerkt Heinrich Lilienfein: ..Am notwendigften brauche ich die Zigarre zum Schaffen. Sie verleiht meinen Gefühlen diejenige Temperatur. deren fie bedürfen. um fich in Phantafie umzufeßen. und meinen Gedanken die Gefchmeidigkeit und Bewegliäfkeit. um diefe Phantafie feftzuhalten. zu formen. mitzuteilen . . . das Rauchen befchleunigt meine Gefühls- und Gedankenaffoziation.“

Die Hoffnung. daß fich aus Art des gewählten Tabaks irgend eine Beziehung zum gefchaffenen Werke ergeben könnte. hat fich als trügerifch erwiefen.

Victor Blüthgen macht in feiner dankenswert eingehenden Behandlung des Themas aufmerkfam auf eine Rundfrage über den Tabak und feine Wirkung. die im Jahre 1889 von der deutfchen Tabakszeitung veranftaltet wurde. Es ift in mehr als einer Beziehung intereffant. die Ergebniffe mit den unferen zu vergleichen. Die Frage richtete fich damals befonders an Gelehrte. fie beabfichtigte vorwiegend eine Klärung der hygienifchen Zweifel. Gleichwohl befinden fich auch vierunddreißig Dichter. Schriftfteller und Maler unter den ..führenden Geiftern“. die ihr Votum abzugeben gebeten wurden. Leife Wehmut befällt uns beim Lefen; es ift fchon eine andere Literaturfchiäft. empfindet man. Gottfried Keller. Theodor Fontane. Konrad Ferdinand Meyer antworten noch. Redwiß und Bodenftedt geben den Klang einer vergangenen Zeit. Keller wehrt fich dagegen. daß man ihn als führenden Geift betrachte. in feiner Antwort zeigt er fich als ein echter Keller. er findet. daß es nicht Jedermanns Sache fei. kleinere oder größere Auffähe für die Tabakszeitung zu ertemporieren. Fontane plaudert reizvoll von den Liften eingefleifchter

_-
ÄR-
Raucher) die im Omnibus ihre Zigarre brennend erhalten wollenf Fafien-
rath fendet ein kleines Gedichtchem welches die Zigarre zwar ver-wirft-
dafür aber ihr Gefchöpß die Zigarrera defto feuriger preifi (eine Wen-
dungt die fich Hans Bethge- der Kenner fpanifcher Frauent diesmal nicht
hätte entgehen laffen dürfen).
Von den Vierunddreißig find fieben Nichtraucher. Bei den nun
übrigbleibenden fiebenundzwanzig ift aber das Verhältnis ungefähr umge-
kehrt wie bei unferer Rundfrage. Nur neun Beantwortet äußern fich
nicht über di'e Einwirkung des Tabaksgenuffes auf die Produktion- die
meiften fogar wohlf weil fie nicht danach gefragt waren und weil kein
direkter Grund vorlag, davon zu fprechen, Nur wenige lehnen die Mög-
lichkeit einer Anregung geradezu ab. Die übrigen achtzehn dagegen fehen
im Tabak einen Helfer ihrer Kunft. Rührend ift die Klage- welche
Julius Groffe anhebtz er hat wohl über hunderttaufend Zigarren geraucht-
er produzierte nur rauchendf und nunF feitdem er es nicht mehr darf,
kann er in keine größere Arbeit mehr hineinfinden. Redwiß glaubt,
daß feine Schaffenskraft durch den Tabak wefentlich erhöht werdet auch
Gregorovius kann ihn bei der fchöpferifchen Arbeit nicht entbehren- er
fchwankt- ob der Genuß belebt oder dämpft. Anzengruber faßt feine
Kritik in die erfrifchenden Worte zufammen: „Es ift ein ftänkeriges
Lafter, das ia) liebe, und befonders bei der Arbeit.“ Und Albert Träger
gibt ein modernes Gegenftück zur Tabakftrophe Chriftian Günthers:

Fruchtlos ohne die Zigarre
Die Gedanken ich erharreF
Wiß und Phantafie entfliehn,
Jedes Blatt in meinem Kranze
Stammt von der geliebten Pflanze-
Ift getränkt mit Nikotin.

Vor zwanzig Jahren empfindet die Mehrheit der rauchenden Künft-
ler den Tabak als einen lieben Helfer" heute will die größere Mehrzahl
nichts davon wiffen. Wie erklärt fich das? Ift die Umfrage der Tabaks-
zeitung damals fozufagen ju 1181W äelpbjoj veranfialtet- find die weni-
gen Stimmen gegen das braune Kraut gleichfam Renommiernichtrauchcr
und waren die übrigen dem Veranftalter als erklärte Verehrer des
blauen Rauches bekannt? Oder find wir nüchterner geworden- haben
zwanzig Jahre naturwiffenfGaftlicher Schulung uns vorfichtigerf behut-
famer„ ängftlicher gemacht? Oder find wir überhaupt ängftlicherf arbei-
ten wir überhaupt unter dem Druck des fiärkeren Wettkampfes mehr nach

dem Gefeß des kleinften Mittels? Ift es ein puritanifehes Zeitaltety das
flit) in diefem kleinen Unterfchied verrät- wer wüßte das entfcheidend zu
beantworten, Ich möchte den Tabak nicht ohne weiteres für gar fo
teuflifch haltenz wie es Kollege Dr. von Schullern tut- wenn er von einer
eminenten Giftwirkung auf das Herz fpricht; ein Übermaß ifc natürlich-
wie immerF fo auch hierf vom übel, Ich muß gefiehen- daß es mich fogar
mehr zu der fröhlicheren Anfchauung und Praxis des anderen Kollegen-
des Dr, Hans von *Hoffensthal hinzieht. Aber gewiß bin ich dabei
Partei- denn ich gehöre zu den rauchenden Ärzten- von denen B. Nutten-
auer redet- und bringe es nicht fertigt die Stirne zu runzeln, wenn einer
ein gutes Kraut raucht- vorausgefeßt, daß ich mitrauchen darf.
Ur, C. F. van Vleuten
»e 1.- *.-
Friß Baer:
Ich bin ein ftarker Raucher und rauche fo ziemlieh den ganzen Tag-
während der Arbeit hauptfääflich eine kurze Pfeife mit öfterreiäfifchem
Tabak- weil diefelbe den Ranch nicht fo nahe zu den Augen bringt wie
eine Zigarrez aua) überhaupt weniger Rauch entwickelt. Häufig geht die-
felbe aus während der Arbeit. Kommt es mir aber zum Bewußtfeinf daß
die Pfeife nicht brennti fo muß fie fchleunigft angezündet werden- fonft tritt
gern eine Hemmung in der geiftigen Tätigkeit ein. Fafi noch mehr als
beim Malen ifk mir Rauchen ein Bedürfnis bei fchriftlichen Arbeiten.
Bevor ich mich bei meinen Liliandernngenf namentlich im Gebirge- zur Ar-
beit niederlaffef muß er| die Pfeife brennen- die dann ruhig während
des Schaffens wieder ausgehen kannt das fchadet nicht, Auch körperlicher
Ermüdung- fowie dem Gefühl von Hunger und Durft kann der Tabak
entfehieden entgegen wirkenf er ift und bleibt ein Stimulans und ein
Tröfter. - Zuweilen geftatte ich mir etwas Feines in Zigarren und
halte dies für einen der größten Genüffe7 wohl aber kaum während der
Arbeit7 die die Hingabe an den Genuß hindert.
Es ift mir immer eine große Entbehrungz wenn ich aus irgend
einem Grunde das Rauchen miffen mußt und es gehört viel Willenskraft
dazu- daß diefe Empfindung fich nicht auf die geiftige Produktion über-
trägt. Es ift natürlich klar- daß andere Dinge die Seelenftimmung noch
viel mehr beeinflufien als der Tabak- aber er kann felbfi über folche

Störungen bis zu einem gewiffen Grade hinweghelfen. Andere Stimu-
lantia für die geifiige Produktion verwende ih niht. der Sporn des
eigenen Willens ifi und bleibt die Hauptfahe!
Guitar Falke:
1. Nur Zigarren.
2. Ih liebe. mit den Sorten zu wechfeln. bunt durheinander. Aber
fhwahe. höhfiens mittelkräftige,
3. Täglich 4-6 Zigarren.
4. Ieden Tag.
5. Vor. während und nach dem Shaffen.
6. Nur gewohnheitsmäßig. doh regt es mih auh an.
7. Manhmal zerftreut es mih. manhmal fammelt es mih. Darnach
lege ih entweder die Zigarre weg oder ftecke mir noh eine zweite an.
8. Bin ich fehr nervös. laff' ich das Rauhen eine Zeitlang fein.
Das bekommt mir dann körperlih und infolgedeffen auh geifiig gut. Ih
fiehe übrigens gerade mal wieder vor dem Entfhluß. das Rauchen ganz
zu laffen. Ob ih es durchführe?
9. Von Wirkung auf die Produktion kann ih nihts fagen.
Otto von Leitgeb:
Obwohl ih verhältnismäßig fpät zu rauhen begonnen (erfi im
zwanzigften Jahre). war ih bald genug ein fehr paffionierter Raucher
geworden und verbrauchte insbefondere bei der Arbeit eine Unmenge von
Zigaretten. Außer folhen konnte ih nur einem gelegentlihen Tfhibuk
Gefhmack abgewinnen. Da ich indeffen anfing unangenehme Folgen
des ftarken Tabakgenuffes zu empfinden. habe ih ihn fchon vor einiger
Zeit fo weit eingefhränkt. daß ih gegenwärtig nur eine einzige Zigarette
im Tage rauhe. und auh diefe - erft abends. wenn ih niht arbeite.
Einen Einfluß (gut oder fhlecht) auf die Produktion habe ih beim Tabak-
genuß niht beobahtet. Meinem phyfifhen Wohlbefinden fcheint befagte
Enthaltfamkeit zu entfprechen.

Tabakgenuß und geifiige Arbeit
Carl Bennewitz von Loefen:
Schon als Junge empfand ich den Wunfch. zu rauchen. Nach den
erften Verfuchen mit gedrehtem Zeitungspapier (Gefchmack fchauderhaft.
aber billig zu haben). dann Zigaretten und endlich richtig gehenden Zi-
garren bin ich immer ein mittelftarker Raucher fafi ausfchließlich von
Zigarren gewefen. ohne im allgemeinen eine fchlechte Nachwirkung ver-
fpürt zu haben. Die Zahl der gerauchten Zigarren differiert nach dem
Programm des Tages. und darnach. ob ich im Zimmer oder im Freien bin.
Jin allgemeinen rauche ich regelmäßig vormittag leichte Zigarre (Bremer
oder Hamburger). naäj der Hauptmahlzeit eine echte möglichfi gute. aber
nicht zu fchwere und ebenfo eine nach dem Abendeffen. Die Zahl der un-
echten leichten Zigarren wächft mit der Schwierigkeit der Arbeit. z. B.
fa| immer bei Porträts (vorausgefeßt. daß das Original es gefiattet.
Damen pflegen darin fehr liebenswürdig zu fein) bis zu drei oder vier
Zigarren im Laufe von zirka drei Stunden. Das Bedürfnis. bei einer
fchwierigen Arbeit zu rauchen. ift fehr ftark bei mir vorhanden und ich
glaube durch den Tabakgenuß über die Unzufriedenheit mit meiner
Leif-tung hinwegzukommen und meine Energie. die Hinderniffe zu über-
winden. zu fteigern. Jch habe zum erßenmal das Bedürfnis gehabt.
fchwerere und echte Zigarren zu rauchen. als ich vor einigen Jahren die
verantwortliche Stellung des Vorfißenden der Jury auf der großen
Berliner Kunftausftellung innehatte, Damals tauchte ich aber die
gute echte Zigarre am Abend nach des Tages Laß und Feine. Seitdem
rauche ich täglich. wie oben bemerkt. zwei echte Zigarren. Eine echte
Zigarre ift für mich ein großer Genuß und gehört vor allen Dingen zum
Abfchluß jeder guten Mahlzeit. Nach dem Genuß von Alkohol. befonders
von Kognak und Liqueuren. fchmeckt auch eine weniger gute Zigarre. un-
mittelbar darnach angezündet. vorzüglich; ich möchte dies mit dem Genuß
von Wein nach einem Stück Holländer oder Schweizerkäfe vergleichen.
der fchlechtefte Fufel fchmeckt immer noch einigermaßen. Jin Freien
auf Jagd oder Studienreife rauche ich nur ganz leichte unechte Zigarren.
bei fiarkem Marfchieren oder Bergfteigen niemals.
Ich möchte noch bemerken. daß der Genuß einer guten Zigarre
für mich unentbehrlich ift und ihr Duft auch dem mit größtem Ge-
fchma> ausgeftatteten Zimmer. Arbeitsraum oder Atelier erft Stimmung
verleiht.

Tabakgenuß und geiftige Arbeit

Karl Sohle:

Ich rauche fehr felten. Vielleicht alle 43-6 Wochen einmal. in meinem zurückgezogenen Leben. und dann fiets nur in Gefellfäjaft. Und nie mehr als zwei nicht zu fchwere Zigarren.

Merkwürdigerweife habe ich dann auch immer Genuß daran. komme in Stimmung und wundere mich. im Rauchen fo enthaltfam zu fein.

Auf meine Produktion hat weder Alkohol noch Tabak den geringften Einfluß. Wie mir's überhaupt unmöglich ift. beim Schreiben wie auch beim Lefen zu rauchen.

Karl Hans Strobl:

Von einem Zufammenhang zwifchen dem Rauchen und der Produktion habe ich bei mir überhaupt niemals etwas verfpürt. Das Rauchen ifi mir weder Mittel der Jnfpiration noch unerläßliche Bedingung der Arbeit. Jch rauche recht gerne während meiner Morgenarbeit. fei diefe nun literarifcher oder brieflich amtliäjer Art. Es fcheint mir. als ob die Zigarre die letzten Dünfte des Säjlafes vertriebe und den Kopf heller machte. Aber ich brauche die Zigarre nicht unbedingt. und ich glaube. ich könnte fie fogar ganz entbehren. wenn es fein müßte. Nur in dem bei mir äußerfi feltenen Fall. daß ich gezwungen bin. nachts zu arbeiten. helfe ich mir mit fchwarzem Kaffee und fta-cken Zigarren (Virginier) gegen den Schlaf. Aber dies erfcheint mir nicht als Produktionsbedingung. fondern. wie gefagt. nur als Mittel. um munter zu bleiben. Außer Zigarren rauche ich auch noch Zigaretten und Pfeife. Jene. wenn ich nachmittags auf der Ottomane liege. um ein wenig zu lefen. diefe bei Raften auf Fußwanderungen.

Hermann Struck:

Jch rauche drei bis fünf Zigarren täglich. manchmal auch Pfeife und fehr felten Zigaretten. Jch rauche vor. während und nach der Arbeit; befonders während des Malens. Dabei fällt mir regelmäßig die Afche auf die Palette. worüber ich mi>j immer ärgere. Jch rauche. weil ich die Zigarre nicht entbehren möäjte und weil es mir angenehm ift; es beruhigt in wohltuender Weife. und ich finde. man kann beim Rauchen am beften geiftig tätig fein.

ZW
Walther Queckt
PortrÃ¤t Hermann KreÃŸfthmars
(Tert von Karl Wilker)

Tabakgenuß und geifiige Arbeit
Es ift eine Gemeinheit fondergleichen. daß die Zigarren foviel teurer geworden find. und ich trage mich mit dem Gedanken. die Preife meiner durch den blauen Dunft infpirierten Radierungen entfprechend zu erhöhen. Dies mein Glaubensbekenntnis jo puncto nicotiuj.

Fritz Telmann:

Seit mir mein Vater mit milden Worten an Stelle des bis dahin geübten Zigarettenrauchens den Genuß von leichten Zigarren empfohlen. alfo feit ca. fiebzehn Jahren. rauche ich die blonden. fanften fchlanken öfterreichifchen Portorikos mit Behagen und Genuß. als fo ziemlich einzigen Genuß. den ich von meinem Vaterlande empfinde. Und zwar in erklecklicher Zahl. bis zu zwölf Stück im Tag. Ohne erfichtliche Nachteile für meine Gefundheit. die allerdings ziemlich robuft ift. Aber auch ohne gefühlte Schäden für meine Nerven. die gegen andere Säfädigungen recht empfindlich find. (Alkohol. fchlechte Luft. Hitze. Wiener Operetten oder öfterreichifche Politik.) Bei der Arbeit greife ich zur Zigarre. wenn die Konzentration nachzulaffen droht. meift mit Erfolg. Sonft rauche iäf die erfte Zigarre früh unmittelbar nach dem Auff'tehen auf nüchternen Magen mit Genuß. die lehre vor dem Schlafengehen. zwifchendurch die andern zehn bis zwölf nach Laune. auch vor dem Effen ohne merklichen Nachteil für den Appetit. Als Beruhigungsmittel bei großen Nervenerregungen ift mir die Zigarre erwünfcht. als Tröfterin und Gefährtin in einfamen Stunden unentbehrlich. Ein Spezifikum fcheint fie mir für unglückliäf Liebende zu fein. in diefer Eigenfchaft hab' ich fie aber noch nicht erprobt. Ich verfalle in fiille Raferei. wenn man mir den Tabak für einen Tag entzieht. und bin in diefer Stimmung zu Eigentumsdelikten an Tabakforten leicht geneigt. Wenn mir die Zigarre nicht mehr fchmeFt. halte ich mich für krank und rauche fo lange. bis ich wieder gefund werde. Nach dem Gefagten kann ich allen Nichtrauchern den Genuß von leichten Zigarren aufs wärmfte empfehlen. Es lebe die öfterreichifche Tabakregie!

Ludwig Fränkel:
Wie man heute Shakefpeare hüben und
drüben ehrt.

Am 23, April foll William Shakefpeare geboren und geftorben
fein: fo behaupten die wenig zuverläffigen behördlichen Ausweife jener
flandesamtslofen Zeit um 1600. Nun, wo noch das heutige Groß-
britannien den Segen polizeilichen Meldewefens verfchmäht- braucht
unfere Unklarheit über Einzelheiten im irdifchen Dafein des größten
Genius cnglifcher Zunge fich wahrlich nicht zu verwundern. Auch fein
Geficht nebft den troß mienen-nivellierenden Schaufpielertums jedenfalls
ziemlich ausdrucksvollen Zügen kennen wir *- ungeachtet der Leichen-
maske in Darmftadt - nicht in unbeflrittener Form. Lud doch ihn- den
fo und fo oft vor Königin Elifabeth und ihrem Gefolge fpielenden
Refidenztheaterdirektor- noch kein Hofphotograph ein- fich in „Zivil" oder
Glanzrollenx mit oder ohne Pofent auf die Glasplatte bannen zu laffen.
Und jeßh ftatt fin, mit den mancherlei fragwürdigen Porträts- die feit
etlichen Jahrzehnten längfi bekannte oder jüngfl auftauchende Phyfio-
gnomien auf dem Papier widerfpiegeln- fowie mit der Einficht zu beruhigen-
damit nicht zu fchärferer Erkenntnis feiner ungewöhnlichen Seele vor-
zudringen- angelt die Gegenwart krampfhaft danachj an auffälligem
Plaße recht drafiifih den Großmeifier weltliterarifchen Dramas in voller
Statur der Öffentlichkeit vor Augen zu rücken, Nun ging Ende Winter
1907/08 die Kunde durch die Zeitungenz man beabfichtige in London ihm„
dem Einzigenz ein impofantes Denkmal zur 400. Wiederkehr des Todes-
datums 1916 zu errichten: nämlich dafiir die breite über alle Zonen zer-
ftreute Gemeinde zu erwärmen und gleichfam zahlungspflichtig zu machen.
Alle Verehrer des Genius, deffen Größe und Ruhm freilich international
find7 heranzuziehen- erwiefe fich eben fchon deshalb nötig* weil - 200000
Pfund Sterling- alfo rund 4 Millionen Markt als Kofien jenes geplanten
Monuments veranfchlagt wurden! Wir fchlagen die Hände über dem

Kopfe zufammen. In einem Zeitalter- da für foziale7 humanitäre,
kulturelle Zwecke das Geld knapp ift oder gar fehlt- vermißt man fich eine
folch riefige Summe zufammenzufcharrenz ohne über die Sinnlofigkeit
des - übrigens ohne Milliardär-Mäcene unerlangbaren - Ziels klar
zu fein. Dabei fieht man feltfamerweife über den nie er|i>ten Spott- über
die abfpreehenden Urteile kühl hinweg, die fich all die Jahre auf die
moderne Denkmälerwutf insbefondere auf die quantitativ maffigfte An-
fammlung von Standbildern unbekannter Vergangenheitsheldenf ergofien
haben. Wer Englandf namentlich das moderne, famt den berufenen Ver-
tretern feiner völkifchen- fittlichen und materiellen Kultur in wirkliehem
Studium zu beobachten gelernt hat, der konnte nicht lange zweifelth ob
Verkörperer des nationalen Gewiflens ein unbedachtes Beginnen jener
Art ernfilich fiüeen würden. Von den nach übler „Enquste"-Gewohnheit
befragten 54 namhaften Schriftfiellerm Gelehrtenz Künfilern, Schau-
fpielern Englands erklärten fich 44 höchft entfchieden gegen das vor-
fchwebende gewaltige Denkmal auf dem Portland Placef 31 hingegen
für ein Nationaltheatert wie es dem britifchen Volke und Staatez über-
haupt der englifchfpraäfiichen Kulturwelt- obwohl fie die zahlreichfie.
bis dato durchaus abgeht. Am kräftigfienx auch am duraffchlagendfien
ifi Bernard Shawz der meiftgenannte englifche Literat von heute- zum
Wortführer diefer gewichtigen Stimmen geworden. Sein langer Brief
an „Daily ChronicleA teilweife in manchen deutfchen Tagesblättern ab-
gedrucktt äußert ebenfo beherzigenswert wie einleuchtend:
„Ifi eine weitere Shakefpearefiatue nötig. fo kann fie viel paffender
in der Halle eines nationalen Theaters aufgefiellt werden als auf einem
Plane. der nicht einmal zu Shakefpeares London gehörte.“
Und dann nach kluger Ablehnung des Standbildes„ für das außer
Nodin der Schöpferz gewiß aber das Stilgefühl fehle:
„Von allen Gefahren des ‚Bathosß der Unredlichkeitt der Bulga-
rität- die der Denkmalsplan nach fich zieht- ift der Plan eines nationalen
Theaters frei. In einem folchen Theater kann der lebendige Genius auf-
einanderfolgender Generationen englifcher Schaufpieler das heilige Feuer
nähren. Sie und nicht die großen Firmen monumentaler Maurer) die
das Portland-Place-Gefchäft erhalten würdent find die rechtmäßigen Er-
läuterer und Wächter des Genies Shakefpeares. Wir haben nie Glück
gehabt mit unfern Bildnifien Shakefpeares- vom heutigen Tage zurück
bis zum einzigen enthufiafiifchen Shakefpeareporträtf von dem William
Morris mit Recht fagte- wir wiißtenx daß es nicht Shakefpeare ähnlich
feit weil es nicht wie ein Menfch ausfehe."

Shakefpeare bilden und drüben Ludwig Franke(
So trat nunf um die Einwände zu löfeu- im Frühling 1908 eine kon-
|ituierendeVerfammlung verfchiedenfterInterefienten im LondonerLyceum-
Theater zufammen: in demfelben Bühnenhaufez wo der individuellfte Mime
des neueren England, Henry Irvingf die ihm gelegenen Shakefpearefchen
Geflalten einft eindrucksvoll vor die Rampen geftellt hatte. Man verharrte
da bei dem fchier unerfchwinglichen Voranfehlage der 200000 Zh wie
kaum anders zu erwarten; denn was fich der Engländer einmal als
Ausgabepoiten angefeßt hatz das ermäßigt er nie felbft. Aber man
wandelte den weitfchweifigen Urantrag doch in eine überlegtere Form
um: die eine Hälfte des in Ausficht genommenen Fonds foll für ein
Denkmal mächtigen Kalibers in London dienen, nicht nur als der Haupt-
|adt von Shakefpeares Vaterland, fondern auch als dem Siße feiner
poetifch-theatralifäfen Wirkfamkeit; die andere zur further-11106
of Shakenpenrenn inter-(28W, „Förderung Shakefpearefcher Befirebun-
gen‟x worunter man Unterfiüßung der Shakefpeareforfchung und Grün-
dung einer englifchen Nationalbühne verftehen muß, Jedoch fogar trop
diefer Halbierung ftieß überall der Vorfäylag eines Denkmals von jenen
Dimenfionen auf vielfeitigen fiat-ken Widerfpruch. Zwei erfahrene und
beliebte Dramatiker wie Pinero und Henry Arthur Jones teilen Shaws
Anficht- ein nationales Theater allein fei ein richtiges Shakefpearedenkmal-
und Alfred Auftin- der derzeitige fiaatsoffizielle poet lanreate, reimt
pathetifch feine Abneigung gegen ein Ehrenmal aus „untergangeweihtem
Stoffe": g_ . *
lie-9.1- pczüentuln t0 perjobable stuff,
(i008 for tvemßelren 31-9 n10nument3 enough,
Die urfpriingliihen Agitatoren hofften das Ausland zu mobilifieren
(in erfter Linie natürlich Deutfehland- Shalefpeares zweite HeimatP um
nicht allzuweit hinter der übertriebenen Bedarfsfumme zurückzubleiben.
Ein deutfcher Profeffor an der Oxforder llniverfitiitX 1):: H. G.
Fiedler-z fehloß darauf feinen kurzen Bericht über die Sachlage (,*Das lite-
rarifche Echo" vom 15. April 1908- S. 1013): „Es fieht wohl zu er-
warten- daß die Deutfche Shalefpeare-Gefellfäzaft auf ihrer bevorfiehen-
den Iahresverfammlung in Weimar zu der ganzen Frage Stellung
nehmen wird."1) Jar frage ich- follten wir im Deutfchen Reiche/ nach-

1)“Diefe Verfammlung fand am 23. April 1908 ftattx debattierte
aber uber ganz andere Gegeufiände, befonders den befinerdeutfäiten
Shakefpearet die Shabefpearebiihne u. a.

dem die Propagandiften jenfeits des Kanals fahen. wie fie den Karren
gründlich verfahren hatten. einfpringen. um ihnen die Kaftanien aus
dem Feuer zu holen?i Etwa deshalb. weil faft durchweg Söhne deutfcher
Erde den Genius William Shakefpeare der Nacht der Vergeffenheit ent-
riffen und dann feine Würdigung zum Zenith kosmopolitifcher Wert-
fchäßung emporgeführt haben? Man weiß in Englands - gar nicht
fo arg ausgedehnten - fhakefpearekundigen Kreifen ganz genau. wie tief
bei uns die ehrliche Begeifterung für ihren unvergleichlichen Landsmann
reicht. Auch die unumftößliche Tatfache verfchwieg dabei drüben ein
kompetenter Richter keineswegs. daß viele deutfche Städte mehr Gelegen-
heit bieten Shakefpearefche Werke zu genießen als die Sechsmillionen-
Metropole London. Bald acht Jahre find nun verfloffen. feit ich in einem
vielbemerkten Auffahe: ..Ein deutfches Shakefpeare-Denkmal? Offen-
herzige Gloffen zum 23. April" (..Der Tag". 1902. Nr. 187. Jllufir.
Unterhaltungsbeilage) die Frage aufwarf (und verneinte). ob zu Weimar
im damals befchloffenen Stile das Andenken Shakefpeares verewigt
oder in deutfchen Landen nicht vielmehr ganz anders. aber intenfiver
und weit erfprießlicher fein Jdeenvermächtnis ausgebeutet werden
folle. Da die einfchlägigen Verhältniffe fich feit damals nicht viel
geändert haben. wiederhole ich hier in gedrängteftem Auszuge meine Erfas-
wünfche: Käme es. fo meinte ich. den edeln Zielen der Gefellfchaft nicht
hundertmal mehr zugute. wenn fie die einlaufenden Gelder dafür ver-
wendete. die herrlichen Geifieserzeugniffe der Mufe Shakefpeares durch
immer weitere Verbreitung und immer wohlfeilere Druälegung fowie
durch eine der altgriechifchen Sitte der Gratisvorfielluug angenäherte
Art der Theateraufführung dem deutfchen Volke in feinen breitefien und
niederfien Schichten zu vermitteln? Kenntnis und Erkenntnis William
Shakefpeares durch Buch und Bühne jedem Deutfchen. deffen Geifi fiir
wahre Poefie empfänglich ift. unmittelbar vor Augen zu rücken.
das hieße des großen Genius Andenken am würdigfien hüten
und pflegen.
Man hat dann in Weimar das Shakefpearedenkmal errichtet. nach-
dem die benötigten 50 000 Mark (immerhin alfo bloß 1/iici des in England
geforderten Betragsll) mühfam aufgebracht waren. Der Bildhauer
Otto Leffing modellierte die an fiäj fchöne Marmorarbeit frei nach eigenem
Entfcheid in abfichtlich idealifierendem Stil als eine Büfte. bei welcher.
wie der Präfident der deckenden Deutfchen Shakefpeare-Gefellfchaft.
Alois Brandl. unumwunden erläuterte. es fich nicht um ein Abbild des

wirklichen. fondern nur um einen möglichen Shakefpeare handeln konnte.
Die Bubenhand eines Steinmehen befudelte. wohl aus perfönlicher
Rachfucht. 1904 boshaft dies Wahrzeichen deutfcher Gemütshingabe
fchlimm (gottlob ließ fich der Schabernack befeitigen); natürlich ohne dem
Dichter etwas am Zeuge flirten oder wider die mißlungene Methode der
Ehrung protefkieren zu wollen. Vielleicht hätte eine gewiffe Vertraut-
heit mit Tätigkeit und Bedeutung des Abkonterfeiten ein folches Attentat
verhindert. Jedenfalls fiehe ich überzeugt auf dem Standpunkte - in
dem ja auch die volkspädagogifch fegensreich wirkende ..Deutfche Dichter-
Gedächtnis-Stiftung“ zu Hamburg fußt -- daß die in totem Stein an-
gelegten Kapitalien im wefentlichen verlorene Liebesmüh bergen für das
Fortleben des zu feiernden Heroen. Zu diefem Behufe bediene man fich
gediegenfter Wiedergabe der Poefie Shakefpeares. wie fie die beifpiellos
billige Oechelhäuferfche Volksausgabe der klaffifchen Schlegel-Tieck-über-
fehr-ng und deren tertlich berichtigende oder glättende Revifion durch
den forgfamen Sinn- und Silbenprüfer Hermann Conrad liefern: beide
bei der Deutfchen Verlagsanfialt zu Stuttgart erfchienen. erftere zuerft
1890. leßtere 1905. Wir haben aber gar keinen Anlaß größere Mengen
deutfchen Goldes ins reiche England hinüberftrömen zu fehen. um dort
das Erbe desjenigen Riefen Shakefpeare zu befefiigen und fefizuhalten.
den auf deutfchem Boden Gelehrtenfleiß. Kritikerverftand. Schaufpieler-
kunft. nicht zuletzt Liebhaberanhänglichkeit neu entdeckt und treu bewahrt
haben und. unangefochten durch den Wechfel des Gefchmacks und äfthe-
tifcher Anfchauung. der Zukunft auf die Dauer überantworten wollen.
Gerade die eifrigen Verteidiger kulturförderlichen beiten Einvernehmens
zwifchen den zwei großen germanifchen Brudervölkern an beiden Nordfee-
ufern müffen leicht begreifen. daß der fo oft vermißte Refpekt der britifchen
Vettern vor deutfcher Art am ficherften wurzeln mag im Blick auf bewußt
felbftändige Pflege desjenigen William Shakefpeare. wie wir ihn feit
Leffings. Herders. Goethes. Schillers. Schlegels Tagen uns zu unver-
gänglichem Befiße erobert haben. zu einem unerfchöpflichen Helfer der
Bildung und Erhebung unferes eigenen aufwärts ftrebenden Bürgertums.
Stolz darf der Deutfche. auch ohne fein Auge unklar entzückt am apo-
kryphen Antlitz einer Phantafieftatue oder -büfie zu weiden. den ge-
waltigen Geift Shakefpeares als fein volles Eigentum in Anfpruch
nehmen. Denn wie der Legende nach der Erzvater Jakob nach hartem
Kampfe für fich und feine Nachkommen Gott gewonnen und dann zu ihm
gefprochen haben foll: ..Ich laffe die, niäjt. du fegneft mich dennl“. fo hat

unfere Kritik und Uberfeherkunft. heiligen Eifers voll. die aufgezählten
Führer voran. mit dem britifchen Riefen gerungen. bis fie. geringfügig
veriindernd. von ihm das wundervolle Wort verkünden konnte. das Goethe
feinem Schiller in die Gruft nachrief: ..Er ift unfer!“ Um diefe ftarke
deutfche Erkenntnis zu fefiigen oder zu beweifen. brauchte es keines müh-
fam ausgeklügelten Denkfteins. am wenigften umfänglicher Beihilfe zu
dem unfinnigen Millionenprojekt einiger englifcher Problemköpfe.
Auch in England hatte die Antidenkmalbewegung bald breite Ausdeh-
nung gewonnen. Diefe energifche Strömung leitete ein entfchloffener Aus-
fchuß. dem über 60 Parlamentarier. 6 Bifchöfe und auch fonft viele hervor:
ragende Perfönlichkeiten beiderlei Gefchlechts aus allen Gebieten des
öffentlichen und gefellfchaftlichen Lebens beitraten. An demfelben Tage.
da die füddeutfchen Bürgermeifter als unfere Vertreter deutfch-englifcher
Kultur-..Entente" in der Königsrefidenz Windfor einen glänzenden
Empfang und diefer in der hauptftädtifchen Preffe einen ungewohnt
lauten Widerhall fand > am Nachmittage des Dienstag 19. Mai 1908.
fammelten fich die wahren Shakefpearefreunde. nach echt britifcher Weife.
zu einem eindrucksvollen Demonfirationsmeeting. Im Lyceum-Theater.
Sir Henry Irvings. jenes gefeiertften landsmännifihen Shakefpearever-
körperers. Bühnenhaus. faßen da auf der Bühne um den jugendlichen
Vorfißenden Earl of Lytton einflußreiche Lords und „Gemeine“. Männer
der Wiffenfchaft wie hohe Geifiliche. Künftler. Dichter. Schaufpieler. und
das Theater felber füllte eine lebhaft bewegte Zuhörermenge. Schon
eine gute Woche vorher waren alle Sine vergriffen gewefen: nun ja.
die Rednerlifte verfprach viel. denn fie war lang und. wie man drüben
fagt. rery repr-eoentatjre. Kein Wunder. daß diefe Veranftaltung
völlig im Sinne der Unternehmer durchfchlug und einer Parole huldigte.
die uns in Goethes Effaytitel ..Shakefpeare und kein Ende!" geläufig
ift. aber mit dem gewaltigen Ziele eines wahren Shakefpearetheaters.
einer englifchen Nationalbühne. mit deren Begründung man am wiir-
digften fein Andenken ehren. mit deren Eröffnung man am glänzendften
feinen 300. Todestag - übrigens erft Anno 1916! - einläuten will.
Die Verfammlung hat jedenfalls den unglücklichen Plan. ein großes
Shakefpearemonument auf dem Portland Square zu errichten. endgültig
erfiickt und begraben. Dies fah das für ihn verantwortliäfe
Ibanepeare Memorial Committee wohl felbft ein: wenigftens hatte
es dem Nationaltheater-Ausfchuß mitgeteilt. es wolle ihm beitreten. Ob
allerdings diefer Ausfchuß bei aller Umficht und Agitationskraft die hohe

Summe zufammenzubringen vermag2)t welche die Fundierung des
Loglisb Autwunl 'kde-1mm iu Shakespeare'o Ueotorz- kofien follx ab
er den Staah den man um Unterfiüßung angehen wilh mitreißen und
zu einer fichernden Subvention veranlaffen wird- das blieb noch recht
fraglich mindefiens zweifelhaft: zweimal nämlich fchon find Anbohrungen
in diefer Richtung jämmerliäf verunglückt. Im ganzen freilich war
die impofante Lyceum-Sißung mit ihren begeifierten Speeches A. W.
Pineros. Bernard Shawsz Eompns Earrs (um bloß die bekanntefien
literarifchen Redner zu nennen)„ höäfft erfolggekrönt. Denn jenes un-
finnige Denkmalprojekt ift tot- und die Errichtung des Nationaltheaters
im Zeichen William Shakefpeares für 1916 fchwebt nun als fefterfirebtes
Ziel vor den Augen der eifrigen Shakefpeareanerfchar. Solchen Abfichten
können wir Deutfche- die wir ftolz uns Shakefpeares ältefte Lobredner,
befie Kenner und Pfleger rühmenx vollbilligend zuftimmen. Nur ein
leifer Neid mifcht fich bei uns darüber ein, daß wir felbft nach jahrzehnte-
langem Mühen und verheißungsvollen Anfälzen es noch nicht „fo herr-
lich weit gebracht" haben; vielmehrf zumal feit dem rafchen Fehlfchlagen
der gewaltigen Hoffnungen des Berliner Deutfchen Theaters und dem
rapiden Rückgange der Wiener „Burg'h uns wohl in ununterbrochenem
Abfiiege von der einftigen Höhe unferer Bühne befinden.

Eine Ehrung Shakefpeares in der vorfchwebenden Art geht ja fchon
feit längeremz wie gar nicht weit genug bekannt iftx alljährlich vor fich.
Nämlich in feinem Geburtsorte felbfi, jenem Landftädtchen Stratford,
das mit feinem berühmten Sehne einen immer wachfenden Kultus
treibt. Umzüge- Sport und Mufik müffen dafelbfi regelmäßig dazu bei-
tragen. und Feftfpiele- d, h. 15 Aufführungen Shakefpearefcher Stücke.
fanden auch 1908 vom 23. April bis 10. Mai im dortigen Memorial
'Monti-e, dem „Gedächtnistheater'h vor dem zahlreich dahin pilgernden
bunten Völkergemifch fiatt. Unter der Leitung der Elifabeth-Bühnen-
gefellfchaft gab man im vorletzten Frühlinge die Dramen ganz genau im
Stile wie zu des Meifters Zeiten- dabei unter Mitwirkung der beften
Schaufpieler des heutigen England, Für diefe wohlgelungenen Fefi-

2) Im Maihefte 1908 des „Nineteenth Eentury“ veranfchlagte Bram
Stoker die vorausfichtlichen Koften eines Shakefpeare-Nationaltheaters
mit wenigfiens 10 Millionen Mark Bau- und 1*/2 Millionen jährlicher
Betriebskoften- die Einnahmen aber auf höchftens 1 Million, fo daß
außer der Befchaffung der riefigen Baukoften noch ein Iahreszufchuß
von rund 500000 Mark zu fichern wäre.

lichkeiten. deren Gäften 1908 zuerfk Shakefpeares Garten geöffnet ward.
wurden diesmal Flaggen aller kulturfreundlichen Nationen als Schmuck
fowie als Zeichen ihres wenigfiens vorausgefeßten Verfiändniffes für die
Bedeutung des Anlaffes gefiiftet: von König Eduard ein prächtiger
Union-Jack. vom Prinzen von Wales eine Fahne diefes Fürfkentums.
von den fremden Botfäfaftern und Gefandten in London ihre Landes-
flaggen als Symbole der unzweifelhaften Anerkennung feines Genius.
Um der Zierung feines Grabes beizuwohnen. durchwallten Blumenfefi-
züge die alten Gaffem und am „Shakefpeare Sunday" geleiteten wahre
Prozefiionen den Bürgermeifier mit den gewählten Stadtvertretern (denen
ja des Dichters Vater einft zugehört hatte). nebfi den zahllofen aus-
wärtigen Teilnehmern. namentlich Amerikas (des einfkigen Dorados des
Bacon-Nummelsol). zur Stadtkirche und den hifiorifchen Erinnerungs-
fiätten, die eine peinliche Forfchung mit der Jugend und der Mannes-
reife des großen William in Beziehung gefeßt hat. Das war eine Lenzes-
feierz durchaus würdig der Manen des Hochgepriefenen. zugleich bedeut-
fam. weil fie in diefem Jahre noch mehr als bisher ein internationales
Gepräge trug: ganz im Sinne feiner kosmopolitifchen herrlichen Kunfi.
deren vertieftes Verfiändnis gerade uns Deutfchen, feinen Neuentdeckern
und unermüdlichen Hegern. fiets am Herzen liegt.
'K I" *
Die vorftehenden Gedanken find der Niederfchlag defien. was fich
unter dem Eindruäe der Kunde von den Plänen und Anträgen britifcher
Shakefpeareverehrer in der Bruft eines alten Shakefpeareaners geregt
hatte*), Mittlerweile hörten wir Auguft 1908 noch von zwei

3) Über die ganze fog. Bacon-Frage habe ich mia) ausführlich in „Nord
und Süd" Ihrg. 19- Bd. 73, Heft 219. S, 368-378 (1895). ..Der
jüngfie und Hauptangriff auf Shakefpeares Dichterexifienz‟ ausge-
fprochen. breiter mit allem Material i. d. „Englifchen Studien" LL.
419-436. knapp im» „Amar, Echo" LL 782 u. x11 412.

*) Ich weife hier auf den Ausgang meines Buches: „Shakefpeare und
das Tagelied. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgefchichte der
germanifchen Völker" (1893; jetzt Adolf Weigel- Lekpzig) hin.
wo. ich lange vor dem hin- und herfchwankenden Redegeplänkel
über Regelung der deutfch-englifchen Beziehungen- im Anfchluß
an Romeo's und Iulia's Abfchied und deffen altvolksmäßi-
gen Ausdruck folgere: „Tatfächlich reichen fich über das trennende

anderen ebenfo bezeichnenden wie bedeutfamen Beweifen der Steigerung-
die das Anfehen des fchier unmeßbaren Genius bei feinen Volksgenofien
augenblicklich erfährt. .Hifiorifche Gerechtigkeit gebietet aua) davon
kurz zu reden. Die Witwe desfelben Charles Flower zu Stratford
on Avonz welcher vor über dreißig Jahren die Shakefpeare-Gedenkgebäude
dafelbf't friftetef hat der Ibukenpenre Uemoriul 80eietzr ihre an die
dortigen „Memorial"-Häufer anfioßenden Grundftücke nebfl dem Wohn-
haus und ihren Gärten famt Bildernj Büchernr Silberzeug vermaäft-
außerdem 240 600 Mark in Geld- wovon 6000 Mark der mit dem
dienwrjnl Theatre verbundenen Bibliothek zugute kommen follen.
Mutet fchon diefes großartiger bereits in feinem fummarifchen Verfügen
eindrucksftarke Teftat recht englifch an - übrigens in einer ArtF die uns
Deutfchen in ähnlichen Fällen oft genug zum Vorbilde dienen könnte - fo
überkam bei der weiteren Nachricht den Kenner Albions und feines Volks-
naturells erft recht das Gefühl- echt britifch-infularem Wefen zu be-
gegnen. Ralph Winnington Leftwich wies zugleich in der „Weftminfier
Review" auf die feltfame Tatfache hinx daß der einzige Fleck in der
Riefenmetropole London! der heute noch unverändert an des Dichters
hauptfkädtifchen Aufenthalt gemahnt, die alte St. Saviour's Church oder
Southwark Cathedral am rechten Themfeufer neben der London Bridge ift,
und fchlägt nunö) „eine jährliche Erinnernngsfeier für Shakefpeare in
London vorf deren Mittelpunkt diefe Kirche bilden foll. Aus dem reich-
haltigen Programm- deifen ohnehin noch nicht feftftehende Einzelheiten
vorerft weniger zu intereffieren vermögen als der große Gedankef der
fich in folcher Feier ausfprichtf feien zwei Punkte hervorgehoben. Leftwith
wiinfchtx daß fich vor der Kirche eine genaue Nachbildung des Globe-
Theaters an diefem Tage erheben foll- und daß die Blumen der Ophelia")
zu Girlanden und Kränzen gewunden verwendet werden- daß aber die
und doch vermittelnde mare Germaujcum hinweg deutfche und eng-
lifche Poefie die Hand. Diefe neue Tatfache ftellt gewiß einen ungemein
bedeutfamen Gewinn dar in der vergleichenden Literaturgefihiäfte der
germanifchen Völker."

“) Die folgenden Angaben entlehne ich der Genauigkeit halber dem
Berichte von kl., „Eine Shakefpeare-Gedenkfeier in Loudon'J in der
„Beilage der Münchner Neuefien Nachrichten‟f Nr. 32 vom 6. Augnft
1908, Seite 311-312- deffcn Schluß fie bilden.

‟) Gemeint ift zweifellos Ophelias Auftreten und Phantafieren in
„HamleW lb'. Aktf 2, Szene.

Form des Kreuzes nach Möglichkeit zu vermeiden fei- um nicht in diefes Feft vollen und freudigen Lebensgenuffes die Vorftellung des Todes zu bringen. Er hofft bei feinem Plane auf weitgehende Unterfiüßungx da- mit die erfie Feier bereits 1909 in London begangen werden könne."
Wir wollen diefer mindefiens feltfamen Anregung mit ihrem dura)- aus englifchen Auftritt) in der Idee und den Einzelheiten keinen Kommen- tar mit beanfiandenden Gloffen anhängen. Vielmehr fei mit ehrlicher Freude diefes eindringliche Vorgehen, den Großmeifter nationaler Poefie vor der Öffentlichkeit und dem Volke auffällig feiern zu laffen- gelobt und begrüßte mag es auch den Feftländer noch fo kurios berühren.
'- K *
Inzwifchen find 13/. Jahre über die Verlautbarung der verfchie- denen Pläne und ihre anfängliche ungeklärte Diskuffion dahingegan- gen. Der Gedanke eines englifchen Nationaltheaters ift jeßt zum greif- bareu Entwurf geworden und hat einen guten Schritt zur Verwirklichung getan. In der betreffenden Verjammlung am 23. März 1909 zu London teilte der Lord Mayor der Reichshauptftadt anfeuernd mitF ein Unge- nannter - folcher Anonymi entbehren wir Deutfchen meiftens leider aus mehreren Urfachen - habe zu den veranfchlagten Kofien von 500000 Pfd. Sterling (über 10 Millionen Mark entfprechend l) fchon 70000 Pfd. beigefieuert. Die vorfchwebende Bühne großen Stils werdet fo befihloß mam alfo Aatjoua] Zbukeapeare Theatre heißen und ein fog. Reper- toire-Theater werden: wöchentlich folle es wenigfiens zwei Shakefpeare- Vorftellungen geben- während der jährlichen Spielzeit nicht unter 25 Sha- lefpeareftücken. Daneben ift für jede Woche wenigfiens noch ein anderes englifches Drama aus der Elifabethanifchen Blüteära, alfo eines Shake- fpeare-Zeitgenoffen- vorgefehen; doch auch ausgedehnte Rückficht auf neuere englifche und ausländifehe theatralifche Erzeugnifie - eine Eng- land aus mannigfachen Gründen gar nötige Erkenntnis die aber recht fpät aufdämmert. Die Oberleitung will man einem Auffichtsrate bunter Mifchung anvertrauen: 5 Vertretern der Krone bezw. Staatsregierung- 8 Akademikern- die zu wählen feien je von den Univerfitäten Oxfordf Cambridgex London- Edinburgh* Dublin- Wales7 Royal Academy- Britifh Academy- Abgeordneten der bedeutendften Städte Großbritanniens und der Kolonien- dem Londoner Botfchafter der Vereinigten Staaten von Nordamerika (weshalb nicht auch dem deutfchenY möchte man fragen)- ferner 4 Pflicht-Mitgliedern. Diefem Auffichtsrat liegt dann obl einen

bewährten Schaufpieler als Direktor und einen literarifchen Leiter zu be-
ftellen. Aufzubringen hofft man den gewaltigen Betrag als finanzielle
Unterlage doch. bis zum Jahre 1911 fogar fchon. und zwar berechnet man
rund-2 Millionen Mark auf Grund und Boden nebft den Baukoften des
Haufes. 1 Million auf die Bühne und Requifiten. 5 Millionen referviert
man fich als Stiftungskapital. Ja wahrlich. das Ganze ift großartig
gedacht und wird. das darf man nach mannigfachen älteren Erfahrungen
bei englifchen gemeinnüßigen Unternehmungen nationaler Farbe er-
warten. kaum an unzureichender Höhe der fich anfammelnden Mittel
fcheitern. Wenn man auf britifcher Erde. wo angeblich in erfter Linie
die Nüchternheit daheim ift und das rein praktifche Jntereffe in der Regel
triumphiert. eine vaterländifche Kulturtat in Angriff nimmt. fo hat fie
faft fiets Hand und Fuß. Und in diefem Sinne kann man auch dem
pofitiven Ziele der jeßigen eifrigen Organifation. am 23. April 1916.
Shakefpeares 300. Todestag. den feinem Andenken und Ruhme ge-
weihten Mufentempel dem vorgefteckten Zwecke zu übergeben. ohne
Bangen entgegenfehen. Jedenfalls bereitet man für die alsdann winken-
den fchwierigen Aufgaben Verfiändnis und Stimmung gefchickt durch die
regelmäßigen Shakefpeare-Feftfpiele vor. die auch im Frühling 1909.
vom 19. April bis zum 8. Mai. im Landftädtchen Stratford on Avon
fiattfanden. Eoriolan. Hamlet. Eymbelin. Richard lll.. Der Kaufmann
von Venedig. Macbeth. König Johann. Heinrich l7.. Heinrich 7]..
Viel Lärm um nichts. die fchritten da in wechfelreiäjer Szenenfolge. wenn
auch den göttlichen Komiker ziemlich im Schatten laffend. über die
Bretter und ftählten Mut und Kraft für dauernde ernfte Arbeit. mit
der man nach fieben Jahren an der Gefamtleiftung des Allüberragenden
einfeßen will. Dabei betonten die plößliäj aufgetauchte offizielle Teil-
nahme einer Vertretung der ..Deutfchen Shakefpeare-Gefellfäjaft“ an den
vorigen Stratforder Feftliäjkeiten die Tageszeitungen nicht ohne Urfache:
ift fie doch deutlicher Beleg für den Fortfäjritt in der geiftigen Annäherung
der beiden nie dauernd entfremdeten. vielmehr eng zufammengehörigen
verwandten Völker. Das Londoner Shakefpeare-Theater aber entwickelt
fich jeßt normal vorwärts.

Eugen Zabel:
Humor und Satire in der ruffifchen Lite-
ratur
Fortfeßung
Am frurhtbarften kamen Humor und Satire auf einem Gebiet zur
Geltung- das dem Volksempfinden näher als irgend ein anderes ftandy
die ruffifche Sprache in der vollen Natürlichkeit und Anfchaulichkeit ihrer
Ausdrucksmittel zeigte„ für den Verkehr eine Fülle fcharf geprägter Weis-
heitsmünze fchuf und in Hütte und Palafi Eingang fand. Es handelt fich
um die Fabelh die bereits früherr aber ohne Kraft und Saft gepflegt und
nun zunächfi ein echtes- allen willkommenes Talent- das die Gattung
künfilerifch abrundeteÄ und bald darauf ein wirkliches Genie fand„ das fie
zur klaffifchen Meifterfchaft entwickeln follte, Der Erfie- der dies Gebiet
mit ficheren Schritten betrath war ein Sohn deutfcher (Uteru- I. I. Chem-
nißer. Sein Name erinnert an die fächfifche Induftrieftadth aus der
feine Vorfahren vermutlich nach Rußland eingewandert find. Seinem Beruf
nach war er Militärarzth dann in mehreren Feldzügen Soldat in der Fronty
endlich Hüttenberwalter. Anfänglich fchrieb er beffer deutfch als ruffifch.
Er lehnte fich zuerft an Lafontaine und Gellert an - von jenem überfeßte
er fiinfh von diefem achtzehn Fabeln - und fchuf dann Eigenes aus feiner
fahlichten treuherzigen Lebensanfchauung heraush die mit alltäglichen
Erfahrungen begannx aber auch Fragen von politifcher und fozialer Be-
deutung im Sinne des gefunden Menfchenverftands beantwortet. So
fiellt er in feiner Fabel „Die Treppe“ die Forderung aufx daß man beim
Auskehren des Schmußes nieht mit den unterm fondern mit den obern
Stufen anfangen müffeh und verhöhnt einen Dummkopf- dem man aller-
lei törichtes Wiffen eingetrichtert haty weil er in der Gruber in die er hin-
eingefallen ifth zu philofophieren anfängt- anftatt fich von feinem Vater
mit dem hingehaltenen Strick herausziehen zu laffen.
Ehemnißer wurde in den Hintergrund gedrängt durch die glänzende
Begabung Kryläws- der mit feinen faft zweihundert Fabeln eine der er-

freulichften Erfcheinungen der ruffifchen Literatur darfiellt und fich bei
hoch und niedrig einer beifpiellofen Beliebtheit erfreut. Wer St. Peters-
burg kennt. hat auch vor feinem Denkmal in dem hübfchen Sommergarten
am Newquai geftanden und die Geftalt des liebenswürdigen Dichters
betrachtet. wie ihn der Bildhauer Baron Klodt lebensvoll auf den Sockel
gefiellt hat. Mit derben breiten Zügen. kurzhalfig. mit einem fetten Doppel-
kinn zwifchen den fieifen ..Vatermördern". in fitzender Haltung. die Arme
gemütlich auf die Beine geftüßt. mit einem Buch in der Hand erfcheint
er als Eharakterfigur des echten Ruffen. An dem granitnen Piedefial des
Standbilds find Reliefs mit Figuren aus feinen Fabeln angebracht. Sie
führen uns zu klugen und törichten. großen und kleinen Menfchen. zu
allem. was durch die Luft flattert. fich auf der Erde bewegt oder unter
ihr wühlt. was zwitfahert und fingt. rafchelt und fchreit. blüht und duftet.
vom Sturm dahingeweht oder von der Flammenlohe verzehrt wird. In
den fünfzig oder fechzig Zeilen feiner Gedichte bekommt alles. was uns
vom Naturleben geläufig ift. eine jedermann verfiändliche Sprache voll
reicher Bildlichkeit des Ausdrucks. der fich der Phantafie tief einprägt.
ernfter Ermahnung zum Guten und Vernünftigen. ironifcher Verfpottung
alles Verbildeten und Gekünftelten. das fich in das Haus und die Familie.
in Staat und Gefellfchaft eingefchlichen hat. und unbefiechlicher Verurteilung
alles Schlechten und Verächtlichen. das fich heuchlerifch maskiert. Krylöw
gibt dem Einfachften. ohne es aufzubaufchen. eine überrafchende Fülle.
die wie ein erfrifchender Trank wirkt. dem Gedanken eine Sinnfälligkeit.
als ob ein Schnellmaler ein Bild auf die Wand wirft. Wenn er die Angel
feiner Satire auswirft. hat er bald fein ganzes Reh mit ängftlich fchnappenden
und zappelnden Fifchen voll. Er ift furchtlos und deutlich. wenn er An-
fpielungen auf den aus Rußland vertriebenen Franzofenkaifer. die falfche
Ekziehung bei Hof oder die Admirale macht. die kein Säfiff führen können.
Befonders glücklich ift er. wenn er den Adel verfpottet. der immer von
den Verdienften der Vorfahren fpricht und fich felbfi untätig breit macht.
wie es in der Fabel die Gänfe tun. die zum Markt getrieben werden und
über ihre unwürdige Behandlung durch den groben Bauern fchimpfen.
da doch ihre Ahnen durch ihr Schnattern das römifche Kapitol gerettet
haben. In der Fabel ..Das Quartett“ finden fta) Affe. Efel. Bock und
Bär unter einem Lindenbaum zufammen. Sie haben Infirumente herbei-
gefchafft und möchten gern fpielen. Ihre Mufik klingt aber natürlich ab-
fcheulich. Sie meinen in ihrer Dummheit. es liege daran. daß fie falfch
fitzen. Sie verändern daher mehrmals ihre Pläße und werden ärgerlich.

NZZ? ?ZZ-d :Ä OÖ::- :ZW
-. *.F
.3„.:„„.„. :ZYX x... ..c :2. „DÄ „ZZ
?YO LZ Y.?„._:
„Zu-Z?, :Z: :,.i

Ã–KK-*ay
0x "ri-.c
U"|l/Zli8|77
0h'
Nb'k'oï¬enxd

weil troßdem keine richtige Melodie ertönen will. Da ruft ihnen die Nachtigall fpöttifch zu„ daß fie deshalb nicht fpielen lönnem weil fie keine Mufiker feien,
Wie urgefund und natürlich der Dichter empfinden zeigt fich namentlich dannx wenn er feine Stoffe unmittelbar dem ruffifchcn Volksleben entnimmt. Die Bauern benützen dort beim Anfchirren ihrer Pferde ein oval gebogenes Holzz das über dem Hals des Tieres emporragt und am Kummer befefiigt wird. Sie fertigen das Krummholz felbfi anx indem fie einen ganz jungenBirkenafi nehmenx ihn allmählich biegen„ in einen Rahmen fpannen„ wodurch er noch mehr gekrümmt wird„ und endlich am Feuer trocknenz bis er die gewünfchte Form behält. Ein Bär fieht/ wie ein Bauer fich bei dieferBefchäftigung abquiilth und meintx das müffe fich doch fchneller bewerkfielligen laffen, Er nimmt das Holz zwifchen feine Tatzen um es zu biegenx aber fo oft er es auch verfucht/ bricht es immer entzwei. Moral: Man muß fich nicht nur anftrengenz fondern auch Geduld habenf um im Leben etwas zu erreichen! In der Fabel „Die beiden Bauern“ klagt der eine„ wie fehr ihn Gott heimgefucht habe. Haus und Hof feien ihm abgebrannt. Zu Weihnachten habe er fich ein Räufchchen geholt- fei torkelnd mit dem Licht in der Hand in den Stall gegangen. Da fei ein Funken ins Stroh gefallen und das Unglück gefchehen. Der andere Bauer jammertx daß er ebenfalls zu Weihnachten dem Branntwein reichlich zugefprochem aber beim Hinunterfieigen in den Keller vorfichtigerweife das Lian ausgelöfcht habe. Der Teufel habe ihn jedoch fo niedertriichtig die Treppe hinuntergefioßenf daß er fich feitdem an Krücken fchleppen müffe, Was foll man nun eigentlich mache-m fragen fich beide„ abends mit oder ohne Licht hinunterfieigen? Da ruft ihnen der Gcvatter zu: Ihr follt Euch nicht betrinken! Berühmt ifi vor allem auch Demjans Fifehfuppe, Es handelt fich um ein Lieblingsgericht der RuffenX das aus großen und kleinen Kaulbarfchen mit etwas gepreßtem Kaviar) ein paar Zwiebelm Peterfilienwurzel und Sellerie zubereitet wird und in der Tat köftlich fchmeckt. Aber felbfiverfiändlich muß man die Gäfiß wenn fie dem Mahl reichlich zufprechem nicht fortwährend nötigen- denn fonf'i wird ihnen der Genuß zur Qualx und fie laufen davon. Der Dichter wollte damit gewiffe Schriftfieller treffenf die ihre Lefer mit immer neuen Werken bis zum Überdruß füttern. *-

Krylöw galt für einen fchwerfälligen und zerftreuten Menfchen/ der in feiner befcheidenen Amtswohnung als Hagefiolz haufie. Er war unfauber und in feiner Erfcheinung unordentlich. Über feine Abneigung

gegen eine gewählte Toilette wurde eine niedliche Anekdote erzählt. Er
war eines Tages bei feinem Ehef. dem Direktor der Kaiferlichen Biblio-
thek. zu Tifch geladen und fiel dabei durch feine fäjlechte Laune auf.
Als man ihn nach dem Grund feiner Berfiimmung fragte. antwortete
er. daß er zu einem Maskenfeft bei Hofe eingeladen fei. aber nicht wiffe.
wie er fich koftümieren folie. Die Tochter des Haufes. die ein befonderer
Liebling des Dichters war. fah ihn darauf lächelnd an und fagte: ..Ei nun.
Onkelchen. Sie brauchen fich nur hübfch zu wafchen. zu rafieren und fauber
anzuziehen. fo wird Sie niemand erkennen.“ Krylöw war weit davon
entfernt. den Scherz übel zu nehmen. Er warf fich in die Kleidung eines
Mundfchenks des Zaren. und es traf fich gut. daß er auf diefem Maskenfeft
den Kaifer Nikolaus l. wirklich mit einem köfilichen Labetrunk erquicken
konnte. Es war die Fabel „Der Magnat“. die der Dichter dem Zaren
vorlas. worauf diefer feinen Dichter umarmte und ihn mit den Worten:
..Schreib nur zu. Alter. fchreib nur zu l“ zu weiterem Sahaffen ermunterte.
Die Zeit war gekommen. in der die überall auffprudelnden Quellen
der Satire fich vereinigten und die Bühne erreichten. wo die Kraft
der Menfchenfchilderung fich am unmittelbarften entladen konnte.
Einer der freifien und kühnfien Geifier Rußlands hob die Literatur feines
Landes auf eine ganz neue Stufe. ging aber an dem Zwiefpalt feiner
Empfindungen als Dichter und Staatsbeamter fowie an tragifchen äußeren
Umftänden frühzeitig zugrunde. A. S. Gribojedow gehörte jenen vor-
nehmen Gefellfchaftsklaffen an. die dem dortigen Schrifttum eine Reihe
feiner vorzügliahften Dichter gegeben und ihm einen ariftokratifchen Eha-
rakter aufgedrückt haben. Mit reichen Gaben des Geifies ausgefiattet
und zum Verfiändnis alles Schönen erzogen. eine Perfönlichkeit. die jeden
gefellfchaftlichen Kreis fofort beherrfchte. liebenswürdig und genußfreudig.
von den Verführungen des Moskauer Theaterlebens angezogen und iiber-
fättigt. von dem Gefühl durchdrungen. daß er zu künftlerifchem Schaffen
berufen fei. ließ er fich durch den diplomatifchen Dienfi nach Perfien und
dem Kaukafus verfeßen. Hier fchrieb er in den Jahren 1822 und 1823
fein Luf'tfpiel ..Sei nicht zu gefcheidtl". das er aber wegen des Wider-
fpruchs der Zenfur nicht aufführen laffen. fondern nur im Freundeskreife
vorlefen durfte. wo es fofort als ein Schuß ins Schwarze wirkte. Das
Stück wurde in vielen Eremplaren. die als Handfchrift gedruckt waren.
in Petersburg und Moskau verbreitet und bewundert. aber weder für
den Buchhandel noch für das Theater freigegeben. Gribojedow fühlte
fich durch dies Verbot auf das empfindlichfie verleht und bei der Reiz-

barkeit feines Naturellsh das alle Widerfprüche des ruffifchen Lebens in
fich aufgefogen hattez fafi zur Verzweiflung gebracht. Er fuchte Ruhe
und Faffung bei des „Dienfies immer gleich gefiellter Uhr" zu finden und
begab fich als Gefandter nach Teheram wo die trüben Ahnungenz die ihn
verfolgtenz rafch in Erfüllung gehen follten. Bei einer Meuterei der Perfer
wurde er mit der ganzen ruffifchen Gefandtfchaft im blühenden Alter von
fünfunddreißig Iahren auf fcheußliche Weife zufammen gehauen.

Sein Stück bringt einen frharf umriffenen Ausfchnitt der Moskauer
Gefellfchaftx wie er fie kennen gelernt hatte- im Salon eines höheren Be-
amten mit der Hohlbeit ihrer Zerftreuungem dem Strebertum der männ-
lichen und dem Leichtfinn der weiblichen Jugendh der Klatfchfucht- Heuchelei
und Windbeutelei bei den eingerofieten Würdenträgern wie bei den her-
gelaufenen Burfchen ohne Rang und Verdienfi in einer äußerlich fafi
dürftigem innerlich aber ftark bewegten Fabel auf die Bretter. Eine folche
Gefellfchaft von Tröpfenh Narren und Abenteurern wäre felbft in der
feinen Unterfcheidung und Abtönungh die darin vorgenommen wird-
drei Stunden im Theater kaum zu ertragenz wenn ihr nicht in der Perfon
des eben aus dem Ausland nach Rußland zurückgekehrten Tfchazki ein
ehrlicher und begeifterter Wahrheitsfreund- ein rürkfichtslofer Verächter
diefer Lügen und Intriguenx ein Mann des fchlagfertigen Wißes und der
bittern Ironie gegenübergefiellt wäre, Er ruft in der ganzen Anlage feines
Charakters Erinnerungen an Molieres Alcefie im Mifanthrope hervorz
entwickelt fich aber in der Juchten- und Eigaretten-Atmofphärez die uns
aus dem Stück entgegenwehß im einzelnen durchaus felbfiändig. Tfchazki
hat auch einen fchwer ins Gewicht fallenden perfönlichen Grundx diefe
Prachteremplare menfchlicher Entartung zu kennzeichnenh denn das Mädchenz
an dem fein Herz hängth bringt ihren Anfiand bei einer törichten Liebelei
mit einem leichtfertigen Schlingel in ernfte Gefahr. Der „Rufer im Streit“
wird für feine idealifiifchen Aufwallungen dadurch befiraftz daß man ihn
für einen heimlichen Verbrecher oder gar für geifiesgefiört hält. Die Ko-
mödie fpielt in verfchiedenen Zimmern desfelben Haufes vom Morgen
bis zum Abend- der mit einer Ballfefilichkeit als Schauplatz für diefen
Kampf zwifchen einem einzelnen Schwärmer gegen anderthalb Dußend
Hohlköpfe fchließt.

Von diefem bedeutfam einfchneidenden Werk zieht fich eine gerade
Linie zu dem Wirken des größten humorifiifchen und fatirifchen Schrift-
fiellersx der ruffifchem Boden entfproffen iftx zu Nikolai Gögol. In feinem
Lufifpiel „Der Revifor" gibt er den Krebsfchaden des ruffifchen Lebens„

die Willkür und Befiechlichkeit der Beamten. mit ihrer fklavifchen Unter:
würfigkeit nach oben und dem tyrannifchen Wüten nach unten in köfilicb
durchgeführten Zerrbildern dem allgemeinen Gelächter preis. Glücklicher
als Gribojedow eroberte er fich mit feinem Stück 1836 die Bühne. um
auf ihr. man darf fagen. für alle Zeiten als unumfchränkter Herrfcher zu
fchalten. denn eine Zeit. in der diefe Komödie nicht gefpielt werden follte.
läßt fich unmöglich denken. Sie rollt und tollt mit ihren fünf übermiitigen
Aufzügen noch heute fo fiegesgewiß an dem Zufchauer vorbei. wie zur
Zeit des Kaifers Nikolaus l.. der verficherte. daß er niemals fo wie bei
diefem Stück gelacht habe.
Gögol fchüttete einen folchen Reichtum von heißer. fchäumender
Lebensfülle vor feinem Volk aus. daß der Begriff der Literatur zunächfi
gar nicht aufkam und die Dinge. um die es fich handelt. felbfi zu fprechen
fchienen. Diefe Dichtung berührte noch wahrer. natürlicher und überzeu-
gender als die Wirklichkeit. Ihre Sprache. die jede gebundene Form ver-
fchmähte und fich anhörte. als ob man hinter der Tür fiehe und einer lebhaft
geführten Unterhaltung laufche. wurde fofort das Gemeingut aller. Sie
fchuf Sätze. die nach Art der Sprichwörter angewendet wurden wie der
köfiliche Vorwurf. den der Stadtkommandant gegen einen fchurkifchcn
Polizeidiener erhebt: „Du ftiehlf't zu viel für deine Stellung i“ Ehlef'takoff.
der freche Durchgänger aus der Rewarefidenz. dem in einer kleinen Provinz-
|adt kaum noch ein Paar Kopeken übrig geblieben find und der infolge
einer drolligen Verwechfelung für den erwarteten Revifor gehalten wird.
wächft vor unferen Augen zur Größe eines Gattungsbegriffes phantaftifch
empor. Wie er von der Familie des Stadtgebieters aufgenommen. be-
wirtet. umfchmeichelt und mit verliebten Augen betrachtet wird! Wie er
im Raufch immer tollere Gefchichten auffchneidet. die Befchwerden der Bitt-
fteller und ihre Beftechungsrubel haufenweife entgegennimmt! Wie er
endlich verfchwindet. während die Genasführten wutentbrannt gegen-
einander fahren und vor Schreck wie verf'ieinert daftehen. als der richtige
Revifor gemeldet wird! Das deckt fich genau mit Vorgängen aus der Wirk-
lichkeit und hat fich vor und nach Gögol wiederholt zugetragen. wie aus
einer ganzen Reihe von Zeitungsmitteilungen hervorgeht. Man muß
das Stück auf ruffifchen Bühnen fehen. um feine Wirkung zu ermeffen.
wenn der Darfteller des Stadtkommandanten vor Wut mit den Füßen
auf die Erde fiampft und fich wegen feiner Dummheit felbfi ohrfeigt. während
das Publikum im Parkett in die Hände fchlägt und fich vor Lachen fchüttelt.
Für die betrügerifche Ausübung der Amtsgewalt in einer ähnlich drolligen

Situationx die fich bis zur wilden Groteske fieigertf hatten wir in Deutfchland lange kein Beifpiel. Erfi die Überrumpelung des Köpenicker Rathaufes durch den alten Zuchthäusler Voigtt der fich als preußifchen Hauptmann oerkleidete und mit militärifcher Begleitung in die Amtsfiube des Bürgermeifters eintrat- um einen angeblichen Befehl des Deutfchen Kaifers zur Ausführung zu bringen- hat einen ähnlichen bitter-fiißen Humor bei uns heraufbefchworen. Ehläfiakoff ifi zu einer ftehenden Figur ge- wordent die niemals ausf'terben kann„ folange der ruffifche Staat feine Beamten fo kümmerlich befoldet- daß fie mit ihrem Gehalt nicht auskommen können und für jeden Dienfif den fie dem Publikum leifiem eine klingende Anerkennung erwartenx etwa wie bei uns die Kellner für die Bedienung bei Tifch an ein Trinkgeld denken. „Nicht den Spiegel klage am wenn dein Geficht verzerrt ift'ß durfte Gägol mit Recht auf das Titelblatt feines Lufifpiels feßen.

Noch tiefer drückt Gdgol das Meffer der Satire in fchwörende Wunden einx wenn er in feinem Roman „Tote Seelen" von den Reifen des Kollegien- cats Tfchitfchikow erzähltf der einen ungeheuren Betrug ausführtx indem er zur Zeit der Leibeigenfchaft die feit der letzten Zählung verfiorbenen Bauern- die auf dem Regifier noch nicht gelöfcht find- kauftl fie als wirklich vorhandenes Menfehenmaterial auf ein wertlofes Grundfiiick überfchreiben läßt und dann bei der Bank verpfändet. In der kleinen Stadß wo der faubere Herr einkehrt und die Erbärmlichkeit des Lebens uns auf Schritt und Tritt anödetf ziehen die fonderbarften Gefialten- an Leib und Seele verkrümmt und entartet- an uns vorüber- fo daß wir glaubem fie mit Händen greifen zu können. Hier hockt ein fentimental verfchwommener Träumer in feiner Ecke und liefi und raucht den ganzen Tag. Dort fucht die Bäuerin möglichfi viel Silberrubel einzuheimfen und fich ihr Schickfal von den Karten weisfagen zu laffenx während fie zugleich Furcht vor dem Teufel hat. Der Trinker-f der am Spieltifch das eben Erworbene in wenigen Stunden durch- bringth der wie aus einem Urwald hergelaufene Polterey der Geizhals- in dem alle menfchlichen Empfindungen verdorrt findt dann die Ballgiifie und die Kanzleibeamten find mit haarfcharfen Strichen entworfen und mit charakteriftifchen Einzelzügen überfät- ohne daß man von Übertreibungen fprechen kann.

Schluß folgt im nächften Heft

Anfelma Heine:
Clara Viebig.
Es ift immer fchwierig. den Zeitpunkt zu wählen. da man fich über das Werk eines mitlebenden Dichters klar werden will; folange wenigftens er noch nicht im Zufiande der Jubiläen ift. Denn kaum einer wächfi fo ungebogen und fo gleichmäßig ftark empor. daß man aus feinen. fchon fichtbaren. Blättern. Blüten und Früchten heraus die ganze Entwicklung beurteilen könnte. Und doch läßt aua) das Anfangswerk fich erft am reifen bewerten.
Bei Clara Viebig nun fcheint jeßt ein folcher Zeitpunkt gekommen zu fein. Mit ihrem (enten Roman ..Das Kreuz im Venn" hat fie den Höhepunkt erreicht. zu dem alle ihre früheren Romane hinzeigen. Ihren eignen künftlerifchen Höhepunkt. Alle Vorzüge ihrer bisherigen Werke finden fich da. Stark und bewußt zufammengefaßt zu einem wohlabgewogenen lebendigen Ganzen. Und. als ob fie felber fühlte. daß es auf diefem Gebiete vorerfi kein Höherftreben für fie geben kann. wendet fie fich nun. in der brennenden Gier nach neuen Aufgaben. neuen Mühen und neuen Erfolgen. mit ganzer Kraft der Bühne zu. auf der fie bis jest nur felten und flüchtig zu Gafie war,
Die bisherige Sprödigkeit der Bühne Clara Viebigs Werk gegen: iiber mag verwundern. wenn man der fpannenden Szenen denkt. die in allen ihren Romanen und Novellen vorkommen. der ftraffen Kompofition * und erregter Handlung. Man meint. man brauche diefe Figuren und ihre Erlebniffe nur auf die Szene zu ikellen. und das Drama fei fertig. Ein Irrtum. dem die Dichterin felber zum Opfer fiel. als fie verfchiedene ihrer Novellen dramatifierte. Da aber zeigte es fich. daß Stilgefeße keine müßige Erfindung find. fondern Entdeckungen. am Organismus felber gemacht. Und daß gerade Clara Viebigs epifch großzügig hingeftellte Menfchen. deren plakatartig deutliche Gebärden fich fo unvergeßlich einprägen. daß gerade fie zu gut'die Gefetze ihrer eignen Gattung - eben der epifchen - erfüllen. um bei der Übertragung ins Dramatifche befiehen zu können. Gerade fo wie es mißliaf ift. ein Fresko oder ein Relief. das ftark

einfeitige Beleuchtung zeigt und fordert. in eine Rundfigur zu verwandeln,
Elara Viebigs Romane fchildern eben Typen. nicht Individualitäten. wie
es das Drama fordert. Die umgebende Natur wird zur Verftärkung und
Erläuterung der Figuren herbeigezogen. fie handelt mit. bleibt nicht pro-
fpektartiger Hintergrund. wie im Theater. Zudem ift es eine Befonder-
_ heit ihrer Gefchöpfe. daß fie innerhalb des jedesmaligen Buches keine
Wandlung. felten fogar eine Entwicklung erleben. Die gleichen feelifchen
und körperlichen Eigenfchaften werden immer wieder betont und bilden
fo eine leichtbehältliche Ehanakterifierung. wie die Bühne fie nicht brauchen
kann. bei der man die Leute nicht fertig widergefpiegelt fieht. fondern
aus ihren Handlungen errät. Und von Eharakterwandlungen lebt ia
überhaupt das Drama. Von unepifchen liberrafchungen. von Plötzlich-
keiten!
Bedenkt man das alles recht. fo verfieht man. daß es eine folche
Feuer- und zugleich Eifen-Natur. wie die Viebig es nun einmal ift. reizen
muß. fich diefe. ihr fo ganz fremde Technik zu erobern und dienfibar zu
machen. Schon hat fie damit begonnen.
Und dies eben. fcheint mir. ift der rechte Augenblick. fich darüber
klar zu werden. was wir in Elara Viebig als Romanfchriftfiellerin und
Novellifiin befißen.
Da fällt einem vor allem der gleichmäßige und fichere Säfritt auf.
mit dem die Dichterin den weiten Weg von den ..Nheinlandstöchtern" bis
zum ..Kreuz im Venn‟ emporgefiiegen ifi. Nicht mehr als ein Dußend
Jahre hat fie dazu gebraucht. Und doch liegt eine Welt von Ringen.
Wanken und Sichwiederaufraffen zwifchen diefen beiden Romanen. Den
,.Rheinlandstöchtern" haftet noch ein gut Teil Banalität an. trop der
fcharf erfaßten Typen und der genauen Kenntnis und realifiifchen Wieder-
gabe der Verhältniffe. Vor allem zeigt der Stil noch keine Eigenart. Der
Roman war. durch feine Mängel mehr. als durch feine Vorzüge. fo recht
eine Speife für das breite Publikum. und die jugendliche Verfafferin
durfte fich daraufhin fchon erlauben. etwas Eigenartigeres zu veröffent-
lichen. wie es die Novellen ihrer ..Kinder der Eifel‟ find. Freilich die
„Kühnheit". die in der Wahl der Vorwürfe lag. und die man bewunderte.
wie bezeterte. ift längfi verblaßt. (Kiihnheiten find. wie alle Verblüffungs-
momente. ein falfcher künftlerifcher Maßfiab. den die Zeit jedesmal wieder
zufammenfchrumpft.) Was aber bleibt. ifi eine unbeftechliche ehrliche und
unfentimentale Erfaffung der Natur famt ihren Menfchen. eine frifch-

quellende Kraft der Vorfiellung und eine leidenfchaftliche Parteinahmer
ja Voreingeuommenheitf die fympathifch berührtx auch wo fie den Dingen
ihre innere Realität nimmt. Dies fonderbare Verhältnis von Realismus
in den äußeren Dingen und romanhafter Tradition bei den inneren Vor-
gängen ifi bezeiäfnend für die Erfilingswerke der Dichterin. Ihr fchrift-
ftellerifches Können war wohl noch nicht groß und ficher genug um die
Verhältnifie und Szenen zu vertiefenf die fie als ganz junges Ding gefehem
aber doch wohl nicht erlebt hattez die fie aus den Gerichtsakten des „Onkel
Mathieu" gelefen oder von den gefchwäßigen Wirtinnen in den kleinen
buntbliihenden Eifelgärtchen fich harte erzählen laffeuz während der Onkel
mit feinem Sekretär Tatbefiände aufnahm und Obduktionen beiwohnte.
Im Almanach von Vclhagen und Klafings Monatsheften 1908 hat Elara
Viebig das gefchildert. „Wie ich Sehriftfiellerin wurde" heißt der an-
mutige Auffaß. Diefe Seiten find um fo wertvollen als Elara Viebig
fonft faft nie von fich felber fpricht. Ihr ganzes Wefen ift auf llnbewußt-
fein und Befcheidenheit gefiimmt. Indirekt freilich fchildert fie fich in allen
ihren erfien Romanen. Und in ihrem drittenf in „Es lebe die Kunft", der
überhaupt voll Bekenntniffe fieckt- entwirft fie quafi ihr ProgrammX wie
es ihr vorfchwebt und wie fie es nachher erfüllt hat:
Die junge Heldinf aus freier Natur her in die Großfiadt verfchlagenz
dortf zwifchen allen indufiriellen „Kunftbeftrebungen" und Eitelkeiten für
Erfolg kämpfend - dabei aber zugleich um Aufreäfthaltung der idealen
KunftX lieft in einer Gefellfäfaft ihr Erfilingswerk vor.
„Nichts darin von Geift. Nur eine flarke ehrliche Empfindung.
Wie Duft von erdiger Scholle flieg es auf. Ein Geruch nach Land- nach
Stall, nach Bauernftubenz nach nahrhaftem Korm nach Wiefenheu7 nach
harzigen Wäldern zog über die parfümierten Möbelf . . . der Horizont
war freif die Luft ging fcharf."
In demfelben Buche ftellt fie auch ihr Vorbildf nicht nur des Werkes,
fondern auch des Autors aufz wenn nämlich er eine Frau ift. Nie darf
fie vergeffeny daß fie einen Unterrock anhatz fie foll fich nicht gehaben wie
ein Manm foll aua) ihr Innerfies nicht bloßftellen. lind fo frhildern
denn ihre erften Romane das Leiden der Fram die mit einem gebieterifäfen
Talente und Kunfttrieb behaftet ift und doch Frau- doch Weib bleiben will,
Real und gefund wird dabei der Begriff Kunft immer mehr als Tätigkeit-
Broterwerb und Beruf aufgefaßtz denn als Selbfigenuß. Wie denn
auch nichts Lyrifches, niäfts Artifiifches fich einmifcht in die Erzählung.

Was wie Lyrik ausfehen könnte- das Zitieren von Gedichteny Schilderung
von Stimmungen ifi niaft das befie und nicht das Eigenfte an diefen
erfien Romanen. Und fogar die felbfterlebten Kämpfe und Erlebnifie
wirken oft beinah anekdotifchx weil fie die äußeren Vorgänge getreu über-
nehmen und im übrigen nicht genug in die Tiefe gehen, Das gilt be-
fonders von dem zweiten Roman „Dilettanten des Lebens."
Da- wo die Künfilerin ganz objektiv zu fein fcheint„ fo in ihren No-
vellen „Vor Tau und Tag') fpürt man fchon früh die Meifierfchaft, Und
dann kommen ihre großen fiarken Bücher „Das Weiberdorf') „Das tägliche
Brot“, „Die Wacht am Rhein'h „Das fchlafende Heer') „Das Kreuz irn
Venn“. dazwifchen der „MüllerhannesT „Einer Mutter Sohn" und
...xb80170 te“.
Das Weiberdorf machte zuerft wegen feiner Kühnheit, feiner flark-
finnlichen Note und feines brutalen Realismus Auffehen. Der Infiinkt
für packende Stoffe. der Clara Viebig vor allen andern Schriftfiellerinnen
kennzeichnen und die Fähigkeit. ein paar hervorf'techende Seiten ihres Mi-
lieus fo zu fchildern und zu beleuchten- daß der Lefer fie nicht vergeffen
kann„ treten hier zum erfienmal in ganzer Vollkommenheit auf den Plau.
Dazu _ für den Nachforfäfenden - die fleißige Energie der Vorarbeiten.
die Gewiffenhaftigkeit der Künfilerinf mit der fie fich alle notwendigen
Kenntniffe verfchafft und zu eigen macht. Man bedenke nurz wie fie
Eifeldeutfch, Rheinifäf- Polnifchdeutfchl Gaunerwelfcl» Berlinifch- Schle-
fifch beherrfchy was alles fie weiß von dem Proletarierleben in der Stadtr
dem Bauernlebenx wie fie das Milieu der polnifihen Land-Edelleute kennty
fowie den deutfchen Gutsbefißer dort im Polnifchen. Eine der rührendften
Gefialten ift der gefinnungstüchtige Herr von Dolefchal in dem „Schla-
fenden Heer) der auf verlorenem Poften ausharrt. Und wie treu ift in
der „Wacht am Rhein“ das Leben auf dem Kafernenhofe gefchildert in
feinem pünktlichen Allerlei! Das find freilich Nebendinge, Und weit be-
wunderungswürdiger ift esx wie die unerfchrockene Frau fich die Ver-
gangenheit zu eigen zu machen fucht und wirklich zu eigen macht. Aus
dem bereits erwähnten Auffaße iiber fich felbft erfahren wirf daß es
mündliche Überlieferung ift- die Erzählung ihrer Mutterf die ihr 48
und 70 nahe brachte- fie dafür begeifierte. Aber wie groß ift noäf
der Schritt von diefem begeifierten Zuhören zu dem Schaffen einer
Figur wie der Feldwebel Rinke und die feiner Franz der vergnügungs-
und kirchenfüchtigen Düffeldorferin.
Immer aber ift es das Leben des Volkesf das die Dichterin anzieht.

Clara Viebig Anfelma Heine
Als Kind las fie mit glühenden Wangen Kleifis Michael Kohlhaas. ihrem realeren Sinne erfchloß fich dann fpäter das ftädtifche Elend der Dient*:-boten. deren Freuden. Entbehren und Grämen. Und hier if't es nicht mehr das banalere Pathos etwa einer im Salon und was damit zufam-menhängt verärgerten und benachteiligten ruhmfuchenden Künj'tlerin. hier klingen wahrhafte Stimmen der Menfchheit an. wenn fchlicht und groß die verarbeitete Minna. ihr Kind auf dem Arm. in den Gemüfekeller kommt und ihr Recht holt. „Er wird mer nich los, Dazumal haben Se mer rausgebracht aus*n Keller. da hab ich mer nich getraut. heut fteh ich da mit de Friedchen. heut trau ich mer.“
Stil und Darftellung paffen fich hier vielleicht etwas zu eng dem Milieu an. fo daß man fich fehnt aus dem Armeleutebrodem durch die Kunft etwas mehr empor-gehoben zu werden.. Man fieckt eben mitten* drin zwifchen diefen Leuten. das Mitgefühl der Verfafferin erlaubt uns keine. noch fo kurze Entfernung. wie etwa Maupaffant fie uns gönnt. wenn er uns feine Landsleute vorführt. _Selbft der Humor illuftriert hier nur und erleichtert nicht. Das Ganze trägt als unfichtbares Motto den Spruch: ..Fleiß und Ehrlichkeit währt am Längften." Jn der Zeit des mißverftan-denen Nießfchetums. in der das ..Sichausleben" als moralifche Pflicht galt. ein faft kühnes Bekenntnis! Alles das: Abftand. verftehendes Lächeln. dabei die alte Wärme und Freude am Sinnliäjen bringt uns ..Das Kreuz im Venn" wieder. Und künfilerifch fieht es in feinem knappen ficheru Aufbau. in der kritifchen Auswahl der malenden Worte. in der Sparfam-keit der Reflexionen und dem Fehlen alles überflüffigen Beifeiteredens turmhoch über dem ..Täglichen Brot". Wie da gleich im Anfang Stadt und Perfonen aufgeftellt werden. ift fchlechthin meif'terhaft. Und die Echternacher Springprozeffion wird der Künfilerin nicht leicht einer nach-machen können. Neben dem offiziellen Jnhalt. dem Katholizismus im Venn. behandelt aber auch diefer Roman wieder das große einzige Thema der Viebig: die Sinnlichkeit. Und hier. befonders wirkfam. den Gegenfaß der herben. harten Eifelnatur. die überall Entbehrungen auferlegt. zu Brunfi und Drang der Gefäjöpfe. Gleichfam fymbolifiert wird diefer allmächtige Naturtrieb in der prächtigen Schilderung des winterlichen Eifelwaldes. in der zur Brunfizeit gewalttätig die Hirfche brüllen. während drinnen in der einfamen verfchneiten Hütte zwei junge Menfchen bang auf die Stimme laufchen. die in ihnen felber fchreit und fordert. Und über-
- all dasfelbe: Der Zuchthäusler wälzt fich in Fiebern auf feinem Lager und denkt begehrlich des kleinen Mädchens. das er zur Sommerzeit drau-

ßen im Walde traf; fein bärbeißiger Auffeher fehnt fich nach feiner
Frau. die Frommrn ftöhnen zum himmlifchen Bräutigam.
Infiinkte. Gewalten und Triebe der Natur. das ift der eigentliche In-
halt von Clara Viebigs Werk. wie es uns bis jeßt vorliegt.
Ihr letzter Novellenband trägt den Harakteriftifchen Titel „Natur-
gewalten“. Es ift eins der beften Bücher der Dichterin. Die Form der
Novelle ift auch künftlerifch befonders günftig für ihre Eigenart.
die fich am meifien für den farbigen Vorgang an fich intereffiert.
weniger für feine Veranlaffung und Wirkung. Art und Umfang der
kurzen Erzählung aber fordern nur gerade dies vom Schriftfteller. Clara
Viebigs nun erworbene künftlerifche Zucht. Knappheit und Wucht. dazu
ihre klare Kompofition kommen gerade hier zu voller Geltung, Was im
Romane manchmal kraß erfcheinen kann. ift hier Notwendigkeit: das
Herausfuchen der ftärkften Momente einer Eriftenz. und grelles einfeiti-
ges Beleuchten der Charaktere. Und welche Mannigfaltigkeit der Brunft
kennt Clara Viebig. Die gefchleäftliche. die religiöfe. die krankhafte des
„Ofenwillem". der. um fich zu wärmen. um fich an der Flamme zu freuen.
Feuer anlegt. die Trunkfucht und die Nafchgier. der die blonde madon-
nenhaft ausfehende Bertha im „Täglichen Brot“ zum Opfer fällt. - alle
Abarten. Und es ift feltfam. daß diefelbe Dichterin. die. wie faft keine die
finnliihen Begierden in ihrer Gewaltfamkeit und Marht gefchildert hat.
zwifchen allen neuethifchen Moralforderungen ruhig und fchlicht. auch
in ihren Büchern. an den alten Moralbegriffen fefthält:
Zucht. Sitte. Anftand. Selbfibeherrfchung. Ordnung. Nur * das
Weiberdorf macht vielleicht eine Ausnahme. Wer fie kennt.
wird folcher Nätfel noch viel mehr in ihr finden. Wenige
werden verliehen. wie diefe Frau. die nie von Kunft und Literatur fpricht.
die nie in ein Konzert geht und felten in ein Theater. die in Gefellfchaften
kein geifkreiches Wort äußert. diefelbe fein kann. deren Weltruf als be-
deutende Frau fich täglich neu befeftigt. In ihrer kernigen. faft prüden
Frifche frheint fie alles andere eher zu fein. als die Schöpferin des brün-
fiigen Weiberdorfes. Wenn man fie fieht. wie fie ganz aufzugehen fcheint
in Garten. Obfteinmachen. Mädchennöten. Haus und Wirtfchaft. wer fie
als Gattin und Mutter beobachtet. der bekommt freilich einen Eindruck von
ihrer Gefundheit. Wärme. praktifchen Art. von ihrem Fleiß. ihrem leicht
erwerkten Enthufiasmus und ihrer Arbeitsenergie. und er wird das alles in
ihren Arbeiten wieder finden können; wer mit ihr fpazieren geht. ihr Auf-
flammen beobachtet. ihre Empfänglichkeit der Natur gegenüber. ihre

Einfachheit. der wird auch das aus ihrem Werk herauserkennen; wenn
Elara Viebig fich dann aber empört wegwendet. weil Männlein und
Weiblein im Wannfee gemeinfam baden. wenn fie fich moralifch entriiftet.
weil Leute fich fcheiden laffen. dann muß man fchon fehr tief graben in
ihrer Seele. um die Zufammenhänge aufzufinden. Solche Vivifektionen
aber. fo beliebt fie jeßt find. find jetzt etwas Brutales. Kaum hat einSchrift-
fieller fein erftes Buch herausgegeben. fo ftürzen fich fchon die fcharfbe-
brillten Efiayif'ten auf ihn. taften mit fpißen Lanzetten und Zangen nach
feinen innerften Heimlichkeiten. zwicken ihm da ein Drganchen ab. da
ein Muskelchen. alles in Worten nur. Gott fei Dank. und probieren dann.
ob er noch gehen kann. Ein trauriges Handwerk! Nur das Eine mag
hier gefagt fein: So tolerant Clara Viebig allen ungebrochenen Leiden-
fchaften in den unteren Schichten des Volkes gegenüberfteht. in Verquickung
mit der Kultur und der f o ge n an n te n Kultur verträgt fie fie niaft.
Da bekennt fie fich mutig zu den altbewährten und fo gar nicht mehr litera-
turfähigen Idealen unferer Großeltern. Daß man mit ihnen eine große
und berühmte Schriftfiellerin werden kann. das jedenfalls hat fie be-
wiefen.

Friedrich Pollact:
Romako
Die Schickfale7 welche die wenigen ganz großen öfterreichifchen Künft-
ler erlittent find einander unheimliaf ähnlich. Ob fie nun - wie Wald-
müller - ihres Freimutes wegen aus öffentlichem Amte fcheiden und am
Hungertuche nagen mußten, ob fie - wie Hörmann - zu Tode kritifiert
an vergifteter Galle ftarbenf oder wie Romako nahe dem Ziel geheizt
zufammenbrachem e*i n Erleiden war ihnen gemein: der Hohn der Mit-
welt. Schwind hatte der Heimat unwillig den Rücken gekehrtl Pettenkofen
fich fcheu mimofenhaft in fich felbft zurückgezogent und nur Canon konnte
fich neben dem Triumphator Makart in der Gunft des Publikums be-
haupten; aber auch er nur, weil die Leute Angft vor ihm hatten.. Was
Romako in feiner Verzweiflung gedroht: die Juroren und Kritiker zu
erfchießenf Canon hätte es im Notfalle kaltblütig getan.
Die neueften Forfchungen haben uns gelehrt- daß die großen Er-
rungenfchaften der gefamten Schule von Barbizon in einigen deutfchen
und öfierreichifchen Künftlern fchon vorgebildet waren. Jedermann' kennt
heute den Freilichtmaler Waldmiiller, Pettenkofens Lichtftudien find längft
gefchäßt und von Sammlern hoch bezahlt. Ihnen reiht fich Romako an-
der fchon in den fechziger Jahren mit offenem Auge fahf und in feine
Erntebilder kiihn blaue Schatten feßte. Doch wäre feine Bedeutung mit
diefer Charakteriftik niäft erfchöpft. Wir fehen ihn mit Erfolg auf den
Bahnen der Iapanert auf ftiliftifchen Wegen- die Burne-Jones gefchritten,
und nicht zuleßt erliegt er dem fchillernden Zauber Moreaus- deffen edel-
fteinfchimmernde Farben er aber noch übertrumpft. Ana) der verruchte
Makart ließe fich nachweifen. All diefen Anregungen ift er aber bis zum
Ende nachgegangent hat alle Möglichkeiten des Ausdrucks erfchöpft und
immer ein ganz felbftändiges Kunftwerk gefchaffent das die Mühe des
zurückgelegten Weges nicht merken läßt, Jn vielen Arbeiten jedoch fieht
er ganz im Neuland-z als kühner Entdecker fchritt er einfame„ nie be-
gangene Wegex auf die ihm auch heute noch niemand gefolgt, Zu alle-

dem kommt ein ganz erfiaunliches Maltalent und eine fabelhafte zeich-
nerifche Begabung. Haberfeld zitiert L. Paffinis Bemerkung: ..Der
Romako modelliert manchmal etwas fo gut. daß es keiner auf der Welt
beffer machen könnte."
Anton Romako. der 1834 in Alzgersdorf bei Wien geboren wurde.
kam fchon dreizehnjährig an die Wiener Akademie und kurz darauf in
Rahls Privatfchule für Monumentalmalerei und ift alfo als Rahlfchüler
zu betrachten. So lebhaft fich der Lehrer für das junge Genie anfangs
begeifierte. fo groß war natürlich der Krach. mit dem die Beiden fich
trennten. was bei den verfchiedcnen Temperamenten nicht wunderneh-
men darf. Immerhin fah der Meifter bei dem Schüler feine Idealfor-
derungen. die Größe römifcher Zeichnung und die glühende Farbe Venedigs.
vereinigt. An der Ausführung der Fresken Rahls im Wiener Arfenal fahen
wir Romako auch rege beteiligt. Ein Aquarell-Blatt. das die Albertina
aus feiner Studienzeit bewahrt. zeigt uns aber fchon. wie felbftändig
er in Farben dachte. Unter einem gotifchen Spißbogen thront eine
..Wiffenfchaft". die rechte Hand. frei nah Ieremias. gedankenvoll aufge-
ftüßt. von allen Emblemen des Fortfchritts umgeben. So weit wäre die
Sache landesüblich offiziell; originell daran ifi. wie das Blond des
Kopfhaares mit dem Gelb des Kleides und dem Blau des Mantels zn-
fammengebracht ift. Darin verrät fich fchon ein "dark individueller. wenn
auch hier noch brutaler Farbenfinn. Eine in der Albertina befindliche
Bleiftiftzeichnuug eines italienifchen Friedhofes bei Vollmondzauber läßt
den künftigen Phantafien erkennen.
1862 ging Romako nach Venedig. wo er fich Paffini anfchloß. defien
brillante Aquarell-Technik er fich auch fofort aneignete. wie die breit
hingefirichene ..Netzeflickerim' (tiefblaues Meer und knallrotes Kopftuch)
bei))l*. Reichel zeigt. Bartels macht das heute auch nicht befier. In
Venedig malte er zunächft. was alle malen - Volkstypen und Architek-
turen. Doch interefiierte ihn hier nicht das glänzende Licht der Sonne.
das alles wie kitfihige Theaterdekoration ausfehen läßt. fondern er
hielt fich an die fchwarzen feuchtfchweren Sciroccoftimmungen. Venedig
i| für ihn nicht die taubenfütternde. girrende Stadt der Hochzeitsreifen-
den. fondern die Stätte verruchter Taten. wo im romantifch fchimmern-
den Mondeslicht die Gegner einander erdolchen. erfäufen. Schwarzblau
ifi die dominierende Farbe. Man fühlt die niederdrückende Feuchtigkeit.
und alles Rofenrot des Ducale kann über die Grabesftimmung nicht hin-
wegtäufchen.

Zu dämonifcher Wucht und Größe der Darfiellung fchwingt Romako
fich in dem großen Bilde bei br. Reichel auf: ..Marchefe Eolocci verteidigt
die Gräfin Roccafpina gegen den Herzog von Montefieri." Wie in
Lionardos Reiterfchlacht find die beiden Gegner ineinander verbiffen.
.Sieb faufi auf Hieb. An einem Turm liegt die Gräfin mit ihrem Kinde
zufammengekauert. Der Hintergrund ift Brand und Mord. Das Zucken
des Feuers wirft in alle Winkel feine roten Strahlen. enthüllt da eine
häßliche Fraße. dort berftende Mauern und fpiegelt fich in den fiahlglän-
zenden Rüftungen der Ritter. deren Schatten fich unheimlich verlängern.
Wir denken an Cervantes. an E. T. Hoffmann. und Teufelei ifi es. wie die
blinkenden Rüftungen gemacht find.
Dann ging Romako. auf der .Höhe feines K'önnens. nach
Rom. wo er als Triumphator lebte. mafienhaft Geld verdiente
und es rafend fchnell wieder los ward. Jeder bemalte Fetzen Leinwand
wurde ihm von Engländern und Amerikanern aus der Hand geriffen.
Zunächft heiratete er hier die fchöne Tochter des römifchen Malers Wag-
ner und eines Modells. Ob fie von günfiigem Einfluß auf ihn war?
Nach den bacchantinnenhaften Zügen auf dem Bilde bei 1)!: Reichel glau-
ben wir das verneinen zu dürfen. Es entftanden wieder Genre-
fzenen. die fich aber durch die malerifche Mache von zeitgenöffifcheu
Produkten unterfcheiden. Man fehe fich in Romakos ..Heuernten" die feine
Luftfiimmung der Sabinerberge an. oder wie die gelben Halme unter der
fengenden Glut der Mittagsfonne zittern. wie faftig breit die Erdtöne
hingefirichen find. und wie glänzend er die braunen römifchen Mädchen
modelliert. Eine feiner beiten Leifiungen aus diefer Zeit ift die ..Rafk
an einer Eampagnafchenke“ (Abbildung auf Seite 369).
Braungebrannt. fiaubged'orrt ifi der Boden. An der fehmußiggelben
Trattorie halten ein Herrfäfaftswagen und zwei berittene Earabinieri,
Eben werden die Gäfie von einer fchwarzen Schönen bedient. Links
gefiikulieren und politifieren drei ,.Bundesgenofien". wobei zerlumpte
Kinder um fie herumtollen. Vorne tanzt eine Gruppe weißfchillernder
Mädchen. während rechts eine Familie beim Zechen fitzt. Alle Farben
find tonig warm. von der italienifäfen Sonne durchflutet. Hinten glänzt
der Dunfi der Eampagna fo durchfichtig. wie ihn vielleicht nur noäi
Turner in feinen Phantafieen fah. Befchreiben läßt fiäf fo etwas ja
ungemein fchwer. Äußerlich ift dies Bild wohl Genre. wirklich aber
nur gemalt. um in Licht und Sonne zu fchwelgen. um Töne in freier Luft
aufeinanderplaßen zu laffen. Papft Pius 1W. die Hocharifiokratie gaben

nun Romako. dem Gefeierten. Aufträge über Aufträge; er fchuf ein Mei-
fterwerk nach dem andern. malte fich. feine Familie. den Papfi. Madon-
nen aus dem Volke. Reinhold Begas nnd Frau ufw.. und alles war im
fihönften Geleife. Da packte ihn der Teufel. und er zog nach Wien. etwas.
was ein öfterreichifcher Künftler nie tun foll. Makarts Ruhm ließ ihn nicht
ruhen. Ju Wien aber wurde er ob feiner „erzentrifchen" Malweife
verhöhnt. mit Schmuß überfihüttet. Man denke fich: Menfchen werfen
blaue Schatten in der Mittagsfonnel Überhaupt diefe Unart. im Freilicbt
zu malen! Wozu war denn eigentlich das Atelier da? Wie Feuerbach..
fein Schickfalsgenofie. unterlag auch er. Ju der Gunft des Publikums.
die fich damals blindlings Malen-t zuwandte. gab es keine Nebengötter.
überdies war Romako kein Höfling; im Gegenteil. Seine fiolze. offene
Art raubte ihm viele Freunde. er hatte mit pekuniären Sorgen zu kämpfen
und hat gar manches Werk. das wir heute hochfchätzen. für 5 Gulden ab-
geben müffen, Den Reft gab ihm mißgiinfiige Kritik. Doch allen Neidern
zu Trotz fammelte er - wie Rembrandt - feine letzten Kräfte. und es
entftanden jene Meifterwerke. deren Eriftenz uns bereäftigt. Romako
den größten Meifiern des Jahrhunderts zuzuzählen. Deutlich unter:
fcheiden wir vier große Wandlungen in der Wahl der Sujets in diefer
nachrömifchen Zeit. Zuerfi interefiierten ihn die kühlen Nebelfiimmungen
des Hochgebirges (Bilder bei))r. Reichel und))1*, Morgenfiern. Wien).
Die Edelweißfucher. die Gemsjäger. die Sennen. fie kennen ihn alle.
diefen feuchten. gefialtlofen Nebel. der die Schluchten durchflutet. die
Spalten verhüllt und der nur zeitweitig aufwallt. um die glänzenden
Fit-ne zu enthüllen, In der Meifterfchaft der kühlen Luftfiimmungen. die
Romako auch manchmal in der Mödlinger Gegend findet. berührt er fich
mit Hörmann. der gleichzeitig zu Fontainebleau Gleiches fah. fühlte und
malte. Dann feffelt ihn. wie Pettenkofen. die fonnendurchflutete unga-
rifche Pußta. wo die Zigeuner haufen (bei lu'. Reichel). der Efikos am
Ziehbrunnen in die weite Ebene fpäht (H. v. Miethke). und wo goldgelbe
Heubündel in der Sonne dorren. Ferner fehen wir ihn auf den Bahnen
Renoirs in der fchillernden „Seifenbläferin" und in ..Himbeer und
Vanille" (1)1'. Morgenfiern). glänzenden Fleifchmalereien und luminifii-
fehen Meifierf'tücken. die auch etwas von Moreaus Geift in fich tragen.
Endlich finden wir ihn wieder bei feinen Jugenderinnerungen.
den Griechen. angelangt. Doch wie anders. wieviel wahrer.
ferner von allem philofophifchem Pathos fehen wir ihn das
Griechentum anpacken als fein Lehrer Rahll Seine „Amazonenfchlacht".

ein Gewimme(kaffeebrauner. ineinander verfchlungener Figürchen. gilt
als verfchollen. Dagegen firahlt uns fein unbefiritienes Meifterwerk:
..Ulyffes vor Circe". bei Vl'. Reichel. in voller Schöne entgegen. Die
Szene fpielt am Meeresfirande. Tiefblau wogt und fchäumt die Flut
heran. vom fatten Rot des Sonnenunterganges gefäumt, Auf der üppigen
Vegetation. Pinien. Zypreffen. Kakteen. glänzt der leßte goldige Schimmer
des fcheidenden Tages. Ulyffes fieht frech herausfordernd in brauner
Nacktheit vor der zaubernden Buhlerin. die in gleißende. goldgewirkte
Gewänder gehüllt mit unfagbarer Herablafiung dem Anfinnen des Helden-
Zigeuners laufcht, Die gefpreizte Stellung. die unverfchämt deuteude
Handbewegung nau) unten. der mephifiophelifäfe Ausdruck des Gefichtes.
das ..helmbufchumwallte" Haupt geben uns archaifierend ein lebendigeres
Bild von diefem ..Vater der Lüge". dem Urahn aller Bohemiens. denn
alle Schwarten. die nach Homer gemalt. gemeißelt und gefchrieben
wurden. Überdies ftimmt der Typus mit unferer heutigen. fortgefchritte-
nen Kenntnis der Antike übereiu. Das Genie findet eben auch im Dunkel
feinen Weg. Ganz beifpiellos ift die Malerei des Bildes. die in der
glatten. fchönfärbigen Makartzeit Anfioß erregen mußte. Wie hingehauen
fiht jeder Pinfelfirich. und wo der Pinfel nicht mehr ausreicht. nicht breit
genug kommt. muß der Spachtel her. Unerhört. jedem Beifpiel fich ent-
ziehend. ift die Mache der Ziegen. bei der man nur an Rembrandt denken
kann. Originell überdies. daß Romako fich die verwandelten Gefährten als
Ziegen dachte. Nicht minder herrlich ift die ebenfalls bei 1)!: Reichel
befindliche „Nike“. In fchwarzer Nacht fchwebt auf gelbglänzender
Kugel die Siegesgöttin empor. die muskulöfen Arme mit dem Kranze wie
fegnend gehoben. Durch die geftreckte Haltung ift bei größter Sparfam-
keit der Mittel eine Illufion des Schwebens. des Aufwärtsgleitens erzielt.
die auf Japans Einfluß hinweift. dem wir auch beim vielumftrittenen
..Tegetthoff". dem beinahe fchon zur Arabeske gewordenen Triumph des
Momentanen in der Kunft. begegnen, Ganz Nerv. alles Heldenhafte bei-
feite laffend. Käppi im Nacken. Virginia läffig im Mund. die Hände in
den Säcken vergraben. fieht der Sieger von Liffa auf der Kommandobrü>e.
Die Augenlider find krampfhaft in fchwerer Gedankenarbeit zufammen-
gekniffen - jetzt wird der Moment nahen. wo er zum Erfiaunen der
ganzen Welt den Gegner rammen wird. Unruhig ftehen die Offiziere
neben ihm auf der von Pulverdampf umwogten Kommandobrücke. Doch
zu Füßen des Helden warten feine Matrofen. wohl fieberhaft erregt.
doch zuverfichtlich. auf das entfcheidende Kommando. Alles ift Kampf.

Romako Friedrich Pollack
Rauch. Bliß. nur Tegetthoff kaut ruhig feinen Stummel. blinzelt mit
den Augen und weiß. daß er fiegen wird. (Glänzende Matrofenftudien dazu
bei Nr. Reichel). Das Bild wurde mit einem Jubel von Hohn empfan-
gen - nur dem Kaifer gefiel's. Nur er fand es wahr bis in die Finger-
fpißen und kaufte es . . . Was nachher kommt. ifi Nacht und Grauen: Ro-
mako ftarb 1889. und fein Tod ift in geheimnisvolles Dunkel gehüllt. An-
klagen fruchten ja nichts mehr. und im gleichen Falle wird's die Mitwelt
wieder genau fo machen. Schließlich. wozu find denn die Kunjthiftoriker
da? - Mögen die vorftehenden Zeilen und die wenigen Abbildungen. die
wir geben können. dem Künftler neue Freunde zuführen und auch dazu
beitragen. verfchollene Werke des Meifters wieder ans Tageslicht zu be-
fördern.

f

N a ch z u g l e r

Drei Freunde unferer Zeitfchrift fandten uns noch Beiträge zu unferem 400. Hefte. die leider nach Schluß der Redaktion der zweiten Februarnummer eintrafen. und die wir darum hier zum Abdruck bringen.

Giacomo Puccini:

CLK-c WJ“ »KK/.O

..*7

(FW/“NVS

te

Zum 400. .Heft
Alfred Klaar:
Der Scheik
Tief unten wo im Orient.
Wo man Kultur und Recht nicht kennt.
Begegnet mir ein Beduine.
Dem Leid geprägt ift in die Miene.
„Mit Euch der Frieden alle Tage!“
,.Doch. fcheiut es. Freund. Ihr habt ihn nicht.
Gibt Euer Scheik Euch Grund zur Klage?"
Da zuckt's ihm fchmerzlich durchs Geficht:
..O Herr. bei allen unfren Toten.
Das ift der Schlimmfie der Defpoten.
Vernichtung fchwor er einft uns allen.
Was nur im Lande lebt. muß" fallen.
Und völlig fehlt dabei die Norm.
Die doch fo fehr den Menfchen frommt.
Gerichtet wird ganz ohne Form.
Getötet wird. wie's eben kommt."
..Um Gott. wie mögt Ihr das ertragen?"
„Wir find wie vor den Kopf gefchlagen.
Wie Fieber wühlt's uns im Gebein.
Auf Borg ift unfer ganzes Sein.
Zum Tod verurteilt find wir alle.
Nur. daß dem Herrfcher nicht beliebt.
Daß er uns je Gewißheit gibt.
Wann der. wann jener kommt zu Falle.“
..Denkt Ihr niäft dran. Euch zu erheben?
Wird nicht geklagt. gekämpft. getobt?" - -
..Ach nein. wir haben uns ergeben
Und feufzen: Allah fei gelobt!"
Felix Werngartner:
/j/kx '
'7 [c-
[-
ee»-
WWW

Rund
fchau
Zur Vfnchologie des katholifchen
Wählers im Deutfchen Reiche
Es ift eine fehr merkwürdige
Tatfachez daß die Nationalliberalen
in den vorwiegend protefiantifchen
Staaten Württemberg und Preußen
ziemlich ftreng für das Verbot
der Simultanfchule eintretenz
während fie in den vorwiegend
katholifchen Staaten Bayern und
Baden für die Simultanfchule
volleGleichberechtigung
und freie Entwickelung fordern.
Ich habe viel über diefen Gegenfaß
nachgedachtz bin aber auf keine
völlig befriedigende Erklärung ge-
kommen. Dagegen ift eine andere
konfeffionell-politifche Verfchieden-
heit innerhalb diefer Staatengruppen
fehr wohl zu erklären: die völlig
verfchiedene Anziehungskraft der
Zentrumspartei auf die katholifchen
Wähler.
Eine genaue Beobachtung der
ReiHstagswahl-Statiftik zeigh daß
das Zentrum„ befonders auf dem
Landez aber nicht nur auf dem
Lande„ in Staaten mit pro-
tefiantif cher Bevölkerungs-
mehrheit viel mehr katholifche
Stimmen bekommt als in vor-
wiegend katholifchen Staaten. In
diefem den katholifchem ift die
Kulturkampf-Nervofitätz das Miß-
trauen der katholifchen Gläubigen
- oder auch religiös Gleichgültigen!
-- eben nicht fo fefi pfychologifch
begründetz nicht fo ftark wie da„
wo die Katholiken fich als Minder-
heit wiffen und fich daher ziemlich
vollzählig dem Zentrum in die
Arme werfen. Im Allgäu und
im badifchen Schwarzwald find es
hauptfächlich die Nationalliberalem
die dem Zentrum fiarke Stimmen-
zahlen katholifcher Wähler ferti-
haltenz in Niederbayern vor allem
der fiammbayrifche Bauernbund.
Vielfach befonders in Schlefiem
zieht das Zentrum bei boden-
fiändiger katholifcher Wahlkreis-
Minderheit die Unterfiüßung eines
für geeignet erachteten a n ti-
ultramontanen Bewerbers
dem felbftändigen Wahlkampf vor.
Auch abgefehen davon gibt es aller-
dings Umftändet die auch in pr o-
teftantifchen Staaten dem

Zentrum viele katholifchen Stimmen
entziehen. Großindufirielle Arbeit-
geber vermögen als Wahlbewerber
auch die Stimmen ihrer katho-
lif ch en Arbeiter teilweife dem
Zentrum abzunehmen. (Trier 6.)
Ferner hat das Zentrum über
katholifche Bergarbeiter viel
weniger Gewalt als über Bauern
und Stadtbürger. Endlich vermag
die Deutfche Volksparteix dank ihrer
Haltung im Kulturkampfz auch im
proteftantifchen Württemberg ka-
tholifche Wahlkreisminderheiten teil-
weife vor der Ultramontanifierung
zu fchüßen. (Wahlkreis 9.)
Abgefehn von diefen wohl er-
klärlichen Trübungen wirkt das oben
dargelegte Gefeß des „MißtrauensC
feinem ethnographifchen Wefen ge-
treu„ mit voller Schärfe in allen
Gegendenz die nicht vom Natio-
nalitätenkampf berührt werden.
Vielfach auch in Niederbayern
und Badem zeigt die Wahlfiatiftik
42:

Rundfchau

allerdings ein allmähliches Sin k e n der antiultramontanen Kraft der katholifchen Wähler. dem aber keine Abnahme des „Miß-trauens“ in den protefiantifchen Staaten gegenüberfieht. foweit bodenftändige katholifche Be-völkerung in Frage kommt,

Otto Seidl

..Criftinas Heimreife“

Vier Jahre hat .ib u g o v o n Hofmannsthal niatts für die Bühne gefchrieben. Nun ließ er im ..Deutfaten Theater“ ein neues Stück aufführen. Die Wartezeit war ausgefüllt mit Ver-fuaten. einen neuen dramatifaten Stil zu finden. Der Weg zur Profa-form. derSchritt von der hohenTra-gödie zur Komödie der Liebe und des Lebens. war diefem leidenfchaft-lichen Verskünftler nicht leiatte Ar-beit. Der Profa-Ausdruck. den er für fiat fcltuf. ift von höatfiem kol-loquialen Reize; niatts Buchmä-ßiges haftet feiner Fülle an: das lebendige Sahgefüge legt fich fpreatbar die Rede auf die Lippen des Sataufpielers. fo daß im Feuer des Gewühls ein fo ftürmifates Herunter-wirbeln der Worte möglich ift. wie es fonft nur romanifchen Sprachen eignet. Diefe Profa ift reiat und geiftreiatz ein nuancenvolles Ge-fäß für das verfatiedenartigfie Ge-danken- und Seelenleben und für die mannigfaatften Naturftimmun-gen. Dabei leicht umhauatt. dem Zeit- und Lokalkolorit entfprechend. von dem antikifierenden Spraatton. den das aattzehnte Jahrhundert feinem Anbeter abwarf: kräftig und leiatt. fatwebend und feft. Filigran und getriebene Arbeit. Es ifi hoher Genuß. diefer Profa zu laufaten: hätte ein franzöfifcher Dichter fie gefatrieben. wäre fie vor ein Parifer Publikum gekommen. - es hätte einen ganz befonderen. einen rau-fchenden Erfolg der Dialogkunfi ge-geben. Denn eine romanifate Zu-hörerfcltaft kann wirklich zuhören; fie genießt das fatöne Wort. die rei-zende. pointierte Gedankenfolge als ein. eigenes Glück. Unfer Theater-publikum aber. defien künfilerifche Erziehung wefentlich auf tragifche oder komifche Erfatütterungen von

ftoffliater Stärke eingerichtet ift.
hat den aufmerkfamen Zuhörerdienft
am Wort bisher nicht gelernt. und
es ift fehr die Frage. ob es ihn je
lernen wird.
Durat Streichungen. durch die
das Spiel um eine Theaterftunde
verkürzt worden wäre. konnte Rein-
hardt dem Diatter und fich einen
andauernden Erfolg verfataffen;
er hat niatt zum Operations-
meffer gegriffen und ift doch
fonft nicht heikel. Das fpriatt für
einen Kunfiverfiand. der fiat auf
fiat felbfi befinnt. Doat er hätte
praktifch mehr für die Diattung tun
können. Er hätte intereffante und
weniger hausbackene Darfieller auf
die wiattigeren Poften vorfatieben
müffen; dann wäre die fo notwen-
dige Flottheit der Tempi von felbfi
gekommen. Ein Moiffi macht
keinen Sommer.
Sommerluft. Liebesglanz. .Ser-
zensromantik und Iugendluft
liegt über diefer fatönen Diattung.
Es drängt die Menfclten von ihrer
Scholle fort. Reifen zu tun in ein
unbekanntes Land des Glücks.
Wohl hängt auat Gewitterluft über
diefen Fahrten. doch nach dem Wet-

W
ter gibt es einen neu beruhigten
Himmel. Da ift Florindo. der Abenteurer; er ift immer auf Reifen. fkürzt von Genuß zu Genuß. ein Dämon der Lebensfreude. Ein Asket ifi anfpruchsvoll - der Weltling aber. durch kein Gewiffen belafiet. kofiet mit gleiäjem Behagen die Höhen wie die Tiefen durch.
Es fcheint mir nicht ganz richtig zu fein. Florindo mit einer früheren Tragikomödiengefialt Hofmannsthals. dem Herrn von Seingalt. zu vergleichen: die Frivolität jenes Defperado war alternd und abgefchmackt. fein Eynismus gallenbitter. Hier aber ifi ein einfacher „homme 9. femmes“. ein liebenswürdiger Hochftapler. mit lyrifäzen Wallungen im verzärtelten Mannesbufen. Er kommt und weiß nicht woher. und zieht. er weiß nicht wohin. Ein Zufallsleben; heute einen vollen Beutel. morgen die Tafchen leer. Er hat nichts gelernt als die Liebe und die kleinen Lebenskünfie. Er hörnt Advokaten wie Schneidermeifier und wird doch bei der Erinnerung an das Eheidyll von Philemon und Baucis butterweich. Ießt fchläft er bei einer Dirne. und eine Stunde fpäter läuft er der Unfchuld vom Lande nach. Der Lockerfte in einer lockeren Welt,
Das Mädchen vom Lande. die tapfere und gefühlvolle Eriftina. ift ihm gewachfen; nicht daß fie ihn auf den rechten Weg brächte: das vermag auch die Herzensgüte und der Bonfens diefer Bauernnatur nicht. Infofern aber findet er feinen Meifter an dem Opfer feiner Sinnenlufi. als Eriftina ihm zum Bewußtfein bringt. daß auch er nur eine Epifode in ihrem Leben war. eine überwundene Epifode. ein böfer Traum. den der tätige Menfch fich aus den Augen wifcht. wenn die Sonne einen neuen Tag heraufführt. - daß er diefen Fall nicht mit der Eitelkeit des profeffionellen Mädchenbefchwäßers betrachten dürfe: er ifi gewöhnt. alles zu fein im Dafein der Weiber. denen er feine Gunfi fchenkte. - hier ift er wenig oder nichts gewefen. Eriftina tat eine Reife. um ihrer erwachenden Weiblichkeit einen

Mann zu holen. ihrem fchlecht re-
gierten Anwefen einen Wirt. und
ihre Unweltläufigkeit erlebt eine
Täufchung: in einer Welt. mit der
fie nicht vertraut ifi. hat fie raffi-
nierten Schmeichelfinn für echte
Empfindung. Gefchlechtsinfiinkte
für Mannhaftigkeit genommen. Sie
will einen Landfahrer feßhaft. ein
Flatterherz befiändig maäfen -
Don Juan im Ehejoche. als Gali-
hofhalter und Spießbürger. Er
wäre in der nächfien Stunde davon-
gelaufen. Erifiina erkennt den
Irrtum und ftirbt niäft dran. ja
klagt nicht einmal. Sie nimmt ihr
Leben wieder in ihre Hand.
Und findet ihren Mann. weil
der Mann doch nun einmal zum
Weibe gehört. In Florindos
Schatten fiand ein anderer Land-
fahrer. Kapitän Tomafo. ein
Burfche mit fchwerer Zunge. von
gutem Herzen. Einer. der die Reife
zur Seßhaftigkeit hat. weil in ihm
die Sehnfucht nach der Heimat am
Ende die ftärkfie Macht geworden
ifi. Ein Menfch von Mut und De-
mut. Zwar kein fchimmernder
Prinz der Mädchenträume. aber ein
ftandhafter Ritter. Und durch feine .
männliche Geduld. die immer un-
auffällig. unaufdringlich ift. ge-
winnt er Erifiina. Er weiß alles

und begnügt fich mit den Überbleibfeln einer Liebe. ohne Sentimentalität. - weil er des Mädchens Schickfal achtet. und weil ihn ein langes Leben gelehrt hat. die Wünfche nicht über das Erreichbare hinaus zu fpannen. Er gewinnt fein Mädchen nicht leicht. Der dritte Akt ift der menfchlich fchönf'te im Stück. von einem verhaltenen Ernft. von einem ftillen Humor. Ein Kampf um eine Lebenszukunft. in dem der Mann zunächfi unterliegt. Florindo konnte nicht weinen und war doch ein Schwächling. Tomafo ift ein Wetterfef'ter. aus hartem Holz Gefchnißter und fchämt fich doch der Tränen nicht. der Tränen. die von Trotz und Liebe kommen, Erifiiua nimmt nun das große Kind in ihre Arme. denn diefes Kind hat in ihr den Glauben an den Mann neu befeftigt,

Eine Art Parodie des Kapitäns läuft durch die Komödie. wie die lufiige Perfon. der treue Diener feines Herrn. durch die altitalieniiche Komödie (wir find in Carlo Gozzis Zeiten). Aber der Typus hat eine frifche. luftige Phyfioguomie erhalten. Der Begleiter aus erotifchen Ländern ifi ein begieriger. doch nicht fehr gelehriger Schiller in europäifchen Liebesfirten. Ins verfeinerte Venedig bricht ein unlackierter Halbwilder herein. gefcheit. mutterwißig. lüftern. Das gute Beifpiel feines Kapitäns hält diefen malaiifchen Pedro nur fchwer im Zaum. Mifchung in Blut und Sitten. komifch w-irkend im gegenfäßlichen Spiel des treibenden Jnfiinkts und der auferzwungenen Unnatur. Sein Herr und Meif'ter fucht mit dem Herzen das Weib; Pedro fucht es in der Brunfi der Sinne. mit der man Fortune macht. wenn man. wie Florindo. den „Anfang" kennt. Aber für den armen Sunda-Jnfulaner ift er „fchwer. der europäifche Anfang".

Julius Elias

Macao

In Hongkong fchweben zur Zeit Verhandlungen zwifchen dem General Machado und dem chinefifchen Unterhändler Kaoerhtfchien ..wegen Abgrenzung Macaos von

dem chinefifchen Hinterlande".
Selbfiverftändlich lauert dahinter
die chinefifche Abficht. die Portugie-
fen ganz aus Macao hinauszuma-
növrieren; man fcheint in Pe-
king nur noch nicht ganz ficher zu
fein. ob folcher Verfuch nicht durch
Einmifchung fremder Großmächte
vereitelt werden möchte. Ein portu-
giefifches Gefchwader ift zum
Schuhe Macaos zufammengezogen;
gefährdet erfcheint alfo die Herr-
fchaft der Portugiefen dort jeden-
falls.
Macao. eine mittelgroße Hafen-
ftadt auf der gleichnamigen Jnfel.
ift nur noch ein Schatten von dem.
was es einf't war. Die Zeit feiner
größten Blüte begann. als in Nord-
amerika die Sklaverei abgefchafft
wurde. Diefem Beifpiel folgten die
meiften Sklavenhalter in anderen
Gegenden; z, B. im holländifchen
Surinam. auf den Antillen. in Bra-
filien ufw. Das wirtfchaftliche Er-
gebnis war zunächfi fchlecht. Ein
großer Teil der befreiten Reger
überließ fich möglichft dem natür-
lichen Hang zum Nichtstun. ein
anderer Teil fand keine Befchäfti-
gung. weil weiße Arbeiter nicht
X

Seite an Seite mit ihnen tätig fein
wollten. Die Nachfrage nach Ar-
beitern war aber größer als je zu-
vor. Meriko und die Staaten Mit-
tel-Amerikas fingen an. in großem
Stile Plantagen anzulegen. Berg-
bau zu treiben und Eifenbahnen zu
bauen. Die Zuckerpflanzungen auf
den Antillen und in Englifch-. wie
Niederländifch-Guyana ftanden in
voller Blüte. Geld war überall vor-
handen. aber an Arbeitern fehlte
es. Da erfanden die Portugiefen
Oftafiens die Auswanderung chine-
fifcher Kulis nach Süd- und Mittel-
Amerika. den Handel mit chinefi-
fcher Menfchenware. und Macao
wurde der Hauptknotenpunkt diefes
Handels. Noch heute heißen die
aus der Provinz Kuantung fiam-
menden Kulis allenthalben Ma-
caos. obgleich von den in Macao
felbfi geborenen Ehinefen vielleicht
niemals einer als Kuli auswan-
derte. Die Kuliausfuhr brachte den
Handel Macaos in Schwung. Das
erregte den Neid der Engländer.
nachdem fie 1841 die benachbarte
Infel Hongkong von Ehina er-
worben und dort eine Nie-
derlaffung gegründet hatten.
die urfprünglich nur dazu die-
nen follte. dem Opiumfchmuggel
eine bequeme Heimftätte zu bereiten.
Trotz fchnell wachfenden Schiffs-
verkehrs befanden fich die Englän-
der in Hongkong zunächft in wenig
beneidenswerter Lage. Es ift ja be-
kannt. daß noch fieben Jahre nach
der Gründung der Kolonie im eng-
lifchen Parlament allen Ernf'tes be-
antragt werden konnte. fie als wert-
los aufzugeben. Da veröffentlichte
eine den Miffionskreifen angehö-
rende Dame ein Buch über die
Greuel des Kulihandels in Macao.
das großes Auffehen machte und
einen Jahrzehnte währenden Feld-
zug gegen die portugiefifche. aller-
dings mit unmenfchlichen Graufam-
keiten verknüpfte Vermittelung der
Kuliauswanderung einleitete. Die
Folge war. daß die Portugiefen
1876 fich genötigt fahen. ihre Aus-
wanderungsftätten in Macao zu
fchließen. Die Bedingungen. unter
denen der Kulihandel noch geduldet
wurde. waren ihnen zu kofifpielig
geworden. In kürzefier Zeit ver-

zog er fich nach Hongkong. Singapur und Penang. Er nahm menfchenwürdigere Formen an. wofür allerdings die Kulis von Jahr zu Jahr teuerer. die Forderungen der Werber höher wurden; denn irgend woher mußte das Geld für die yr0teet0r3 of Chinese kommen. mit deren Hilfe alle Quellen der Verforgung der niederländifch-indifchen Befißungen mit Kulis überwacht werden konnten. Macaos Handel ging größtenteils an Hongkong über; fein Hafen verfandete. Dagegen if't das To-pho-Spiel. das unter dem Namen Macao auch eine Zeit lang in europäifchen Großftädten. namentlich in Paris graffierte. noch heute eine typifche Erfcheinung des Lebens in Macao. und zahlreicheVergnügungsdampfer bringen in der „Saifon" an Sonntagen Taufende von weißen und farbigen Einwohnern Hongkongs nach der ..Stadt der Gärten". der „Perle des Ofiens".

Es ifi bezeichnend. daß die englifche Preffe Oftafiens in dem gegenwärtigen Streit um Macao für China Partei nimmt. ftatt fich neutral zu verhalten, Namentlich die in Hongkong erfcheinenden Blätter geben fich dazu her. dem chinefifchen

Unterhändler das Rü>grat zu fiär-
ken. Dabei ift es von vornherein
klar. daß es die Ehinefen bei dem
Befireben. alles zurückzugewinnen.
was ihnen in der Zeit ihrer
Schwäche genommen wurde. nicht
bei einer Verdrängung der Portu-
giefen aus Macao bewenden laffen
wollen. Sie beginnen die Arbeit
dort. wo fie dem geringften Wider-
ftand begegnen; gewiß fchen fie
fäjon heute auäj im Hinblick auf
Kiautfchou und Hongkong mit Ver-
langen dem Tage entgegen. wo kein
Fuß breit chinefifcher Erde mehr im
Befiß der fremden Teufel fein wird.

Otto E orbach

Münchner Theater

Von München läßt fich als
Theaterftadt fchon feit Jahren -
abgefehen von der Oper. die unter
Felix Mortis genialer Leitung im-
merhin hohe Ziele verfolgt - kaum
Rühmliches berichten. Nicht ohne
Recht darf man den Theaterbetrieb
Münchens. von Berlin aus betrach-
tet. „Provinz" nennen.

Freilich. daß die Führung auf
dramatifchen Felde im Lauf der
Jahrzehnte immer mehr der deut-
fchen Hauptftadt zugefallen ift.
konnte weder vom Münchner Hof-
theater noch von den gutgeleiteten
Bühnen anderer Großftädte verhin-
dert werden. Aber das Münchner
Hoffchaufpiel hat fo gewaltig an
Rang eingebüßt. daß man diefe Er-
fcheinung noch aus anderen Grün-
den - lokaler Natur - zu erklären
hat.

Vor allem verlor mit Ludwigs ll.
Tode die Münchener Hofbühne
ihren leidenfchaftlichen Förderer.
Die bildenden Künftler Münchens
intereffiert am Theater das Szeni-
fche weit fiärker als das Drama-
tifche. um fo mehr feitdem das fze-
nifche Problem ohnehin viel zu weit
in den Vordergrund getreten ift. Ein
zweites Element. das wie in ande-
ren Großf'tädten. beifpielsweife
Hamburg und Frankfurt a. M..
dem Theater aufhelfen könnte: die
fogenannten Habitues. fehlt oder
tritt relativ hier ftark zurück,
Immerhin hätte das gebildete
Publikum Münchens das Jntereffe
am Theater nicht fo völlig verloren.
wenn es durch entfprechende Dar-

bietungen mehr Anregung erfahren
hätte. .
Poffart. diefer fogenannte Mei-
fier einer abgeftorbenen Theater-
kunft. wollte. folange er Direktor
war. der Mittelpunkt des Jnter-
effes bleiben, Er wehrte es ab. die
„Mode" einer neuen Literatur und
eines neuen Darftellungsftils mitzu-
machen. Dies iiberließ er einer
zweiten Schaufpielbühne. einem pri-
vaten Unternehmen. das zufolge die-
fer günftigen Konjunktur ohne allzu
große Mühe -- jedenfalls ohne
Konkurrenz - fäjnell in die Höhe
kam.
Von dem verlorenen Boden
konnte feither auch Poffarts Nach.
folger dem Hoffchaufpiel nicht viel
zurückerobern.
Um auf alle eingeriffenen Miß-
j'tände in bezug auf Leitung. Re-
pertoire. Regie und Perfonalfragen
ausführlich einzugehen. müßte man
weit ausholen. Das kann leider
heute nicht gefchehen. lohnte fich
aber zur Eharakterifiik echt Münch-
ner ..Spezitums" (wie Jofef Rü-
derer es nennt). gegen das fich im

Rundfchau
allgemeinen die Münchner Preffe - wenn nicht unterftüßend - jedenfallspaffiv verhält. Man muß nur - kürzlich erft - eine Artikelferie des Bayerifchen Couriers gelefen haben. die in ihrer Haltlofigkeit keine Abwehr verdient. die aber ficherlich auf die Intendanz - wie alles „Gedruckte“ Eindruck machte und das Wiederengagement einer feit 15 Jahren leidenfchaftlich protegierten. aber ganz unmöglichen Künftlerin zur Folge haben werden.
Heute wollte ich diefe Dinge einem kurzen Theater-bericht voran-|ellen. gleichfam als Entfäfuldigung dafür. daß fich von der bereits weit vorgefchrittenen Theaterfaifon iiberhaupt nichts Erwähnenswertes berichten läßt. Die auf kurze Zeit deutlich fpürbare Wirkung der Reinhardtfchen Sommergaftfpiele hat für die Dauer den Sinn fiir Theaterkunft doch fehr wenig erftarken laffen. Hinterher fuchte man aus der Gefamtheit vollwertiger Kunfidarbietungen die ..Negievergehungen" Reinhardts gegen das fo überaus vornehme Regime der Münchner Hofbühne auszufpielen. Die Mittel heiligen in diefem Falle den Zweck. die Illufion zu fchaffen. daß Münchens Traditionen heute noch ihre Berechtigung haben. Man vergißt dabei. daß es der gegnerifchen Kritik gar nicht allein um das ,.Ausfpielen“ des neuen Darfiellungsftils gegen den alten ankommt. Schließlich ift auch heute die Diktion einer Sandrock nicht fo von obenhin abzuweifen. Immer wird im letzten Punkte die Perfönlichkeit entfcheiden. In Miinchen aber werden durch eine erfahrungsarme Clique kümmerliche Epigonen. keine Perfönlichkeiten gehalten. Exzellenz von Speidel hat nicht das Urteil. fich diefen Strömungen zu entziehen.
Den einzig für Nicht-München erwähnenswerten Theaterabend fchenkte uns der ..N e u e V e r - e i n“. indem er neben einer vorzüglich infzenierten Aufführung von Strindbergs Fräulein Julie das Wagnis unternahm. Gufiav Meyrinks ..Der Albino" (ein Nachtgefieht) auf die Bühne zu bringen.
Es war wirklich ein Wagnis.

(die Aufnahme beim größeren Teil
des Publikums hat das hinterher
beftätigt). da die fouveräne Miß-
achtung aller traditionellen Logik.
und die Willkür. mit der alle Zu-
fammenhänge des Lebens aufgelöft
werden. einftweilen nur die Augu-
ren die Abfichten des Autors erken-
nen laffen. Man muß fich mit die-
fer befonderen Technik des Novel-
liften Meyrink vertraut gemacht
haben. auf feine fpezielle literari-
fche Note eingeftellt fein. um die
Szenen des ,.Albino“ nicht als un-
erhörte Zumutungen auf Nerven
und Gehirn zu empfinden.
Das prinzipielle Neue diefer
Kunfiart ergibt fich zuerft aus dem
Ineinanderfließen von Ironie.
Säferz und tieferer Bedeutung.
mehr noch aus den geheimnisvollen
Fäden. die Meyrink aus einer vier.
ten Dimenfion mit unferem realen
Dafein verknüpft. Auf dem Boden
feiner uralten Prager Heimat drang
Meyrink in das Reich der Myftik
und der Magie vor. Mit Eifer
hat er auch die Elemente afiatifcher
Kulturen in fich aufgenommen. und
nun verarbeitet er kunterbunt aller-
hand von ihren Lehren. eine Fülle
myfteriöfer Allegorien mit unerhör-
ter Phantafie zu einer Handlung.

deren Wirrniffen trotz allem eine
Methode zugrunde liegt. - Die
Fabel in den drei Szenen des Al-
bino bleibt gleichgültig. Es han-
delt fiäf um die Gefchichte eines
künfilich gezüchteten Eretins. der
zum Werkzeug einer phantaftifchen
Rache wird. Es komm-t Meyrink
nur darauf an. uns an pfychifche
Zwifchenzuftände glauben zu laffen.
uns einen enervierenden Spuk vor-
zugaukeln. der unferem gewohnten
Denken und Empfinden Halt ge-
bietet.

Wer wollte mit Beftimmtheit
behaupten. ob fich nicht diefe Mey-
rinkfche Gattung - Edgar Poe-
fcher Herkunft - doch noch den
Weg zur Bühne erobern könnte?
Wenigftens war die Aufführung
feines tollen Albino in München
ein lehrreicher und gewiß nicht
ganz mißglückter erfter Verfuch.

Alfred Mayer

Finanzpolitifches

Kurfe beweifen! Im
Mittelalter wurde die Bibel oft
an Ketten gelegt; ähnlich follten
es die Wechfelfiuben jetzt mit den
älteren Kurszeiteln machen. Ihre
Lektüre ift fcha'dlich. da wo nämlich
bisher weiter die Neigung zum
Kaufen geherrfcht hat. Viele
jiellen ja derartige Vergleiche über-
haupt nicht an. aber man nehme
nur einmal die Notierungen von
Anfang des Vorjahres zur Hand.
um die ganz erftaunliche Hauffe
zu erkennen. welche fafi alle Aktien-
gebiete feitdem erfahren haben.
Die Meiften wollten damals. als
jene Steigerungen einfehten. ledig-
lich ein politifches Befreiungsgefühl
mitfpielen fehen. wo doch lange
genug ein Krieg zwifchen der
Türkei und Öfterreich. vor allem
aber zwifchen Serbien und Öfter-
reich - man kann wohl fagen:
mit hohem Gefolge! befürchtet
worden war. In Wirklichkeit
kaufte man. was inzwifchen ver-
geffen worden ift. zahllofe Divi-
dendenpapiere auf einen wirt-
fchaftlichen Optimismus hin. der
fich erft gegenwärtig erfüllt! Es
wäre alfo wohl Zeit darüber nach-
zudenken. wie ftark diefe Zukunft
bereits eskomptiert ift. An dem
Auffchwung unferer Indufirie

zweifelt heute der Fachmann keinen
Augenblick mehr. troßdem der
Stahlwerksverband mit ungünfki-
geren Januar-Ziffern als für den
Dezember aufwartet. Indeffen
wie viel f ollen unfere befien. befferen
und guten Aktien noch fieigen?
Man vergeffe nicht. daß die Hälfte
aller Kaufmeinung das leichte
Geld ift und daß diefes in
jedem Februar am flüffigften ifi.
Das große Publikum blickt immer
auf die Aktionskraft der Bankett.
die ja in der Tat die bevorftehenden
Verfchmelzungen in unferen weft-
lichen Montanbetrieben kaum to-
lerieren würden. ließen fich nicht
die Zeiten verheißungsvoll an.
Aber die Wochenberichte der
Banken find es ja gerade. die feit
Längerem zum Maßhalten auf-
fordern. Es nüßt nichts! Jedes
Mal fucht die Börfe hinter folchen
Warnungen einen andern eigen-
nühigen Grund. fogar den. die
Kundfchaft zu Vollzahlung zu be-
wegen. in den zahlreichen Fällen.
wo bei Käufen nur kleine Ein-
fcbüfie geleifiet worden waren.
* 1"
*

Rundfchau
Ein Kraah mitbilligem
Geld fcheint der jüngfte New
Yorker gewefen zu fein; welche
ganz ungewohnte Erfcheinung doch
mehr auf eine Reinigungh als auf
einen Zufammenfiurz des Marktes
fchließen läßt. Amerika ift und
bleibt das Land der wildefien Spe-
kulation. Diefelben großen Spieler-
welche in Eifenbahnfhares handelnx
haben auch in allen wichtigeren
Waren dann gewaltige Pofitionen
laufen. Daher kommt es„ daß
Kursfiürze fich dort niemals auf
einzelne Papiere befchränkem fon-
dern auch die befien Werte mit fich
fortreißenz die eben rafch verfilbert
werden müffen. Sollten alfo in
der Folge auch Jnduftrie und
Handel eine unwillkommene Ab-
fchwächung erfahrem fo könnte ein
gewiffer Rückfchlag auf Deutfchland
refp. Europa kaum ausbleiben. An
fich find in New York die Hauffe-
engagements diesmal fo überladen
gewefenx daß die Fit-er die böfen
Uberrafchungen beziiglich der Baum-
wollernte fehr rafch zu Ungunfien
auch des Sharesmarkts ausbeuten
konnten. Nur haben für gewöhnlich
die leitenden Bankiers mit folchen
Meßeleien nichts zu tun. Anders
freilich wenn fie wie jeßt Mr. Taft
und feine Anti-Truftpolitik ein-
fchüchtern wollen„ wo es ihnen
dann keineswegs darauf ankommt-
einmal 100000 Papiere an die
Börfe zu werfen. Unfere eigenen
Kapitaliften haben fich von den
fo fiark gefunkenen Kurfen von
Shares aller Art keineswegs zum
Kaufen anreizen laffen. Dagegen
intereffieren fie fich für Conver-
tible Bonds. So nennt man die-
jenigen Eifenbahn - Obligationem
welche bei einem gewiffen hohen
Kurfe der Aktienz fich in folche
umwandeln laffen können. Alfo
ein verhältnismäßig kleines Rifiko
nach unten und eine ziemlich große
Chance nach oben.
* KK *
Der Saldoz oder der
Reingewinn? Seit Jahren
pflegen unfere großen Banken
keineswegs mehr den zur Ber-
fügung fiehenden Reingewinn aus-
zufchütten/ fondern nur den Saldo
all der freien Summem die fiez

ausz ihnen felbfi nicht immer klaren
Gründenz unverteilt laffen wollen.
Die Folge war regelmäßig eine
Art Legende: für wie viele Jahre
bereits eine neue Dividende im
Voraus verdient fei- an welchen
Gefchäften allein ein ganzer Jahres-
gewinn erzielt wurde und der-
gleichen Anderfen-Märchen mehr.
Es verdichtet fich aber jetzt ein
Gerüchtz nach dem die Deutfche
Bank befchließen würde„ diesmal
eine höhere Dividende als v. J.
zu beantragen. Mit .diefem Bruch
einer von uns ftets als unheilig
angefehenen Tradition (fo wenig
als möglich zu verteilen!) müßte
auch die Schar der übrigen Groß-
banken ihr unangenehmes The-
faurierungsfyfiem aufgebenz und es
käme dann wirklich in die Aktionär-
welt ein frifcherer Zug. Jene
Großen follten doch nicht ver-
geffenz welche Preffungen unfer
mobiles Kapital durch die famofe
Finanzreform erleidet und wie
es daher um fo mehr verdientx
wenigfiens durch die Gelder ent-
fchädigt zu werdenx die ihm ge-
rechter Weife als Dividenden von
jeher zukamen. Unfere leitenden
Infiitute machen faft alle wichtigen
Finanzgefchäfte gemeinfamz wenn

Rnndfcliau
fie fich auch nur nicht wieder auf
ihre bisherige Dividendenmethode
einigen. Man darf auch die öffent-
liche Ungeduld fürchten. felbfi da.
wo man fich für die General-
verfammlungsbefchlüffe die Ma-
jorität zu fichern verfieht.
* * '-
Kaifers Geburtstag
feiert man bei uns gottlob nicht
nur durch Zapfenfireich und Parade.
fondern auch durch wiffenfchaftliche
Vorträge. In diefem Sinne hat
Berlin diesmal einen fehr inter-
effanten Vortrag von Profeffor
Mathefius über unfere Montan-
indufirie erlebt. der fich zugleich
über die Belafiungen diefer Jn-
dufirie des breiteren ausließ. Naeh
feiner Meinung nun würde die
Transportverbilligung der Erze für
unfere Hütten fehr viel zu bedeuten
haben. d. h. falls die preußifchen
Staatsbahnen hier eine durchgrei-
fende Verbilligung der Frachten
eintreten laffen wollten. Ganz
einerlei. ob der Fiskus dann zu
vergeffen hätte. daß auch fein Eifen-
bahnmaterial unter diefen regel-
mäßigen Beförderungen nicht ge-
ftärkt. fondern rafcher abgearbeitet
wird. fo hat Herr Mathefius doch
in feiner Rede den eigentlichen
wunden Punkt kaum berührt. Diefer
betrifft das Fehlen eines Waffer-
weges zu unfern heimifchen nb.
wirklich großen Erzfchäßen. nämlich
den noch immer vergebens erfehnten
Mofelkanal. Auf diefe Notwendig-
keit. felbfi bei einer fo feierlichen
Gelegenheit hinzuweifen. follte fich
auch der größte Patriot nicht ent-
gehen laffen.
»e * 1.-
Paris ift eine Kapi-
talserhöhung wert. fo
dürfte fich wohl die Abficht der
Dresdner Bank refumieren laffen.
Mk. 20 Millionen neuer Aktien
auszugeben. Scheint es fich doch
juft um eine Parifer Filiale zu
handeln. die wegen der dortigen
Abundanz mindefiens fo viel Be-
richtigung hätte. als die Londoner
Filiale. wo billiges Geld feit Län-
gerem nicht mehr zu erblicken ifi.
In alten Zeiten. da .l'yerr Gutmann
fich noch ohne die gigantifclten
Aktienkapitalien von heute ver-

köfiigen mußte. hatte bekanntlich
die Dresdner Bank einen fiändigen
Vertreter in Paris. Diefer hatte
nichts zu tun. als befiändig Milli-
onen über Millionen zu befchaffen.
Obgleich nun die Leihgebühr keine
fo außerordentliche war. wie etwa
früher für die amerikanifchen
Bahnen. bei den europäifchen
Bankiers. fo war es doch beffer.
daß auat diefes Schuldverhältnis
endlich einmal aufhören konnte.
Es fei hier nur an das Jahr 1890
erinnert. wo Berlin plötzlich
Dresdner Bankaktien zu fixen
begann und die Fernerfiehenden
dies mit fchlechten Debitorenpofien
in der Bilanz in Zufammenhang
bringen wollten. Umgekehrt: war
man aber flau auf die Kreditoren
geworden. auf angeblich 20 Milli-
onen und mehr. die allein die Bank
von Say dem bekannten Zucker-
indufiriellen geliehen haben follte.
Wenn das genannte Jnfiitut nun-
mehr wirklich fein Aktienkapital auf
Mk. 200 Millionen bringen will.
fo wird zur Verteidigung wohl
vorgebracht werden. daß feit der
letzten Kapitalserhöhung bereits
vier Jahre verfirichen find. Ifi

dies aber ein ernfthafter Grund? Im Gegenteil! Seit 1906 hätte auch ein minder talentierter Leiter als Herr Gutmann mit Mk. 180 Millionen (die Referven noch ganz ungerechnet) fo viel verdienen können. daß eher eine Rückzahlung an die Aktionäre möglich wäre, Welche Bank bei uns hat aber heute einen fo vernünftigen Standpunkt? Keine einzige. da alle innerhalb derfelben Strömung fchwimmen und in erfier Linie der moralifäye Mut fehlt. um die Fähigkeit zu großen Gefchäften auch fern von Riefenbarmitteln zu gewinnen. Es wird fchon einmal ein Tag kommen. wo nnfere Geldgefchäfte fich daran gewöhnen müffen. mit geringeren Kapitalien als bisher zu arbeiten. aber - dasfelbe zu leifien. Auch die Diskontogefellfahaft wird einft mit einer reichlichen Kapitalserhöhung kommen. fcheint damit aber zu warten. bis ihr Kurs ca, 220 fieht.

Pluto

Zu Walter QuecksKreßfch-mar-Bildnis

Als im Jahre 1903 zum erfien - und einzigen - Male Gemälde Walter Quecls in Berlin ausgefiellt waren. erwartete die Kritik bald mehr von diefem Unbekannten zu fehen. Und doch: er blieb ein Unbekannter! Nicht etwa weil er nicht gehalten hätte. was er damals verfprach. Vielleicht hat er feine ganze Höhe nie erreicht. weil der Tod war. Der Tod. diefes rätfelhafte Sterben . . . Der Tod unter dem blauen Himmel des Südens. drei Frühjahre nach feinem Berliner Erfolg. Vierunddreißig Jahre alt war er. . . . Und mußte fierben. mit dem ganzen Reichtum unerfüllter Pläne.

Walter Queck war ein Kind des Erzgebirges. aber früh gereift in Leipzig. Hier hat er fich durchgekämpft und fich namentlich als Porträtmaler einen Namen gemacht. der einen edlen Klang hatte. Aus der Fülle der hier entfiandenen Bildniffe ifi eines der fchönfien das des Mufikhifiorikers Hermann Krelzfchmar. Es liegt vielleicht - oder ficher - an einem tiefinneren Konflikt. daß

wir dem jungen Künfiler ver-
fchiedene Porträts von Kompo-
nifien verdanken. Nicht an der
bloßen Liebe zur Mufik. deren
Rhythmus in der farbigen Kunfi
Walter Quecks wiederzukehren
fcheint. Tiefer: an dem Kampf
zwifchen Maler und Komponifien.
den er durchgefochten hatte. als er
1897 aus München nach Leipzig
zurü>kehrte. Was diefe Zeit für
Quecks Werden bedeutete. läßt
fich in wenigen Worten kaum
fagen: es ift die Entwickelung
einer gefchloffenen. harmonifchen
Individualität. Es ift das Sich-
felbfi-fchaffen des Künfilers.
Und fein ganzes Wefen? Es
muß Lieben und Verfiehen und
Freundfchaft gewefen fein. Ifi
es gewefen . . . Nur fo konnte
er eindringen in das innerfie Wefen
derer. die er darfiellte. Nicht
manirierte Pofen hat er darge-
fiellt. (Kein folches Bild ifi mir
bekannt.) Man weiß aus feinen
Bildniffen gleich ein Stück vom
Seelenfein des Dargefiellten. Und
das ifi vielleicht das Feinfie in
[einer Kunfi: das Menfchlirhe. das

fich auch in ihm felbfi fo wunderbar
ausprägte.
Die Jahre 1902 bis 1904 be-
deuten für den Künfiler feine pro-
duktivfte Epoche: die Liebe zu
einem jungen Weibe ließ den
Willen zum Höchfien und Schönfken
drängen. die Liebe zu feinen Kindern
erweckte in ihm eine frohe Luft.
diefen kleinen Gefchöpfen nach-
bildend zu laufchen. Seine lofen
Kinderpafielle und -fkizzen. viel-
leicht find fie noch beffer als die
Bildniffe gereifter Männer? Aber
darüber zu fireiten hat wenig oder
gar keinen Wert. Freuen wir
uns des Vorhandenen! Und
denken wir deffen. über deffen
einfames Grabmal fchneeige Winde
jeßt Frühlingsahnen jagen! Vor
vier Lenzen noch fchautefi du die
Sonne des Südens. die grünen
Matten und in weiten Fernen
fchneeige Gipfel. Und vorher:
Du fuchtef'i das Leben nicht in
der Pleißef'tadt und nicht im künft-
lerfrohen Miinchen (er fuchte es
da nicht trotz feiner Studien an
diefen Akademien). In Ungarns
leeren Wildniffen. in Dalmatiens
junger und geheimnisvoller Schön-
heit. in Tirols Bergen und in
Italiens Sonnenluft - da war
dein Leben. Und in der". Liebe
zu deinem Weib . . .
Noch einige Worte über den
Dargefiellten: Hermann Kreßfch-
mar ward im Januar 1848 in
Olbernhau in Sachfen geboren;
feit 1887 war er in Leipzig als
Univerfitätsmufikdirektor und Pro-
feffor. bis man ihn vor wenigen
Jahren (1904) nach Berlin berief.
wo er als Ordinarius an der
Univerfität und. Ioachims Nach-
folger. als Direktor der Akade-
mifchen Hochfchule für Mufik wirkt.
In weiten Kreifen bekannt machte
ihn fein ..Führer durch den Konzert-
faal". Aber nicht der Gelehrte
und nicht der Komponif'i ift es.
den Walter Queck gemalt hat;
es ift auch hier der Menfch. dem
er in Freundfchaft zugeneigt war.
der fchöne. kluge Kopf. dem alle
Farben des Bildes zufireben. Wie
wenn nur diefer Kopf allein wäre.
nichts von der hohen fiarken Gef'talt.
Der Kopf. in dem fich am inten-

fivfien alles Leben ausdrückt . . .
Und Liebe zum Leben ift nun
einmal die ganze Kunfi.
Karl Wilker

Verantwortlicher Redakteur;])r. Mar Osborn in Berlin.
- Fir' den
Duferatenteil verantwortlich: Walter Fliegel. Berlin. - Verlag „N ord und
ud". G. tn. b. H.. Berlin Lil. 9. Linlfiraße 17,
für Öfterreich - Ungarn:
- Auslieferungsfielle
Hermann Goldfchmiedt. Wien l. Wollzeile 11. -
Zufchriften und Einfendungen werden ohne Angabe eines Perfonennamens
erbeten. -- Druck: Schlefifcbe Buchdeuckerei vorm. S. Schottlaender. A.-G..
Breslau 11]. Siebenhufenerfiraße 11-15.

Illufirierte Bibliographie

P a u l B e k k e r: Jacques Offen-
bach. (Die Mufik. Herausge-
geben von Richard Strauß. 31.
und 32. Band.) Mit 12 Voll-
bildern in Tondruck und bisher
unveröffentlichten Fakfimiles.
Verlag von Marquardt (L
C o.. Berlin.

..Offenbach recljrinus" nennt
Paul Bekker das letzte Kapitel feines
reizenden “ Büchleins über den
Meifter Jacques des zweiten
Kaifer'reichs. und er deutet niit
diefem Abfchnitt. in dem er die
jiingfien Bemühungen uni den
Orpheus-Sänger befpriclit. zugleich
i
.
»f-_M

Offenbach und die
(Aus: P a ul V e le li e r: „Jacques Of'enba
called» an!
;_ “714. -JSU-K.-
L-
Theaterdirelitoren
ch“, Verlag von Marquardt 8e Co.. Berlin)

29

Illufirierce Bibliographie
auf die Zeit-fiimmung/ die in der
Marquardtfchen Sammlung dem
Johann Strauß-Bändchen nun die
Offenbach - Monographie logifch
folgen läßt und ihr ein allgemeines
Jntereffe fiaiert, Wir find heutey
4/...
und wir fegeln bereits wieder
im gefährlich feichten Fahrwaffer
der Oberflächlichkeit. Die neue
Freude an der Lufiigkeit hat fich
der künftlerifchen Feffeln fchnell
entrafftF an Stelle der Grazie
/lkiRi-Htwx
Ö.. (1*. F-:Ö ?ep-".4 [-1-. l/f "">c“*4
x
Um ZZ NW .- */W -C/*u *"7"*
B...7 Tv; (Wu-'M
(KU/2c
_X ...f-1 /q- (W
ä (ci-W_ K
N": Mt/i-iNW-W
, x
Z7*pe./F1*i»„ »eo-*- WWW- WW
W+WO47 > “_- Kt:-
W 7WWÖ*
Ne *Fl-*>14* em. /u/Mc &az/IWW
»>77 WN :e WWW* -LN „7W
KVM* 'W Lei-(m. ße WW
. . „8.4 „44 MW W
x
*MTU/*W ?i .Nm W44 &WW-*3“*-
. x Q
GPZ!*" WF.../-l-* „WS-.14 7"(- 97***?
/
zes-„7KG .
namentlich in Dentfchland- wieder
ahnlich kritifch-fkeptifch-parodiftifrh
gelaunt wie die Parifer vor 1870;
wir haben„ nach einer Epoche
der literarifchen und mufikalifchen
Ernfihaftigkeith wieder ein unbän-
diges Verlangen nach Übermut
und Ausgelaffenheit. Der Riick-
fchlag war leider allzu radikalh
haben wir die barbarifche Plump-
heit- an Stelle des Wißes die
Zote- an Stelle der kultivierten
Operette den Singfang und das
Variete. Unter diefen Zufiänden
haben auch die zahlreichen Wieder-
belebungen Offenbachfcher Werke
vielfach fchwer zu leiden gehabt-
indemwederRegiffeui-enochSänger

W
noch tertbearbeitende Dramaturgen
zur Stelle waren. die den Cham-
pagnergeift diefer Kunft richtig er-
faßten (glänzende Ausnahmenzwie
die unvergeßliche Befchwörung von
„Hoffmanns Erzählungen“ durch
7.") NWS
..4... Hm*
ziehen zu fehen. eineikluge. farbige
und gefchmackvolle Analyfe feiner
Arbeiten nach der mufikalifchen.
kulturhifiorifchen und literarifchen
Seite hin zu lefen. Einen be-
fonderen Reiz erhält das Bändchen
R/
?ein W4... &Wange W742
Brief Offer-.buche an feinen Berliner Verleger (l3. Bock
(Aus: _Paul Bekker, „Jacques offenbach". Verlag von Marquardt sc To„ Berlin)
die Berliner Koinifche Oper. find
uni fo rühmens- und dankens-
werter), Da ift es denn fehr
lehrreich und angenehm. bei Bekker
den „richtigen“ Offenbach kennen
zu lernen. das Bild feines Lebens
von dem kleinen Kölner Nabbiner-
häuschen bis zu dengroßen Theatern
und Salons von Paris vorüber-
noch durch die mit Gefchick und
Finderglück ausgewählten Bildbei-
gaben. von denen wir hier einige
Proben geben,
Jonathan Swifts Pro-
faifche Schriften. Deut-
fche Ausgabe in vier Bänden.
Herausgegeben und eingeleitet
29*

Illufirierte Bibliographie
von Felir Paul Greve.
Berlin. Oefierheld ck; Co.
Der Dichter des Romans ..Gulli-
vers Reifen". den Hettner die
gewaltigfie Satire. die feit Arifio-
phanes gefchrieben ift. nennt. ift
mit feiner Perfönlichkeit. feinen
künftlerifchen und politifchen Ab-
fichten durch fein Werk. das Hundert-
taufende von llberfetzungen und
Bearbeitungen erfahren hat. voll-
ftändig verdunkelt worden. fein
Leben und Wirken ift faf't ganz
vergeffen worden. Swift wollte
mit jener Neifegefchichte durchaus
nicht 'nur ein Märchen geben. der
Roman ift vielmehr eine umftänd-
liche. fymbolifch ungemein origi-
nelle und auch tieffinnige Satire
auf die englifchen Zuf'tände. wie
fie fich am Anfange des 18. Iahr-
hunderts herausgebildet hatten.
Wir finden natürlich in den zum
Teil fehr fchlechten Bearbeitungen
des ..Märchens“ nichts mehr von
fatirifchen Pointen und dergl.. des-
halb wollen wir uns der wort-
getreuen Neuüberfeßung Greves
befonders freuen und können fie
vielleicht als ein Verdienft an-
erkennen. Die Neuausgabe. von
der bisher der erfie Band vorliegt.
enthält u. a. auch die f. Zi.
berühmten fatirifchen .. T u ch -
händler-Briefe“. die
fchärfften Pamphlete gegen Politik
und Kulturleben Englands. die
jemals gefchrieben worden find.
In ihnen wird das ganze öffentliche
Leben mit ungemein farkaftifchem
Witz und mit einer geradezu über:
ftrömenden Phantafie verfpottet.
Die Ausgabe wird auch enthalten
das bekanntere „M ii r ch e n v o n
d e r T o n n e“. in dem'der Theo-
loge Swift Katholizismus. Luther-
tum und Calvinismus gleich fcharf
und geifivoll verfpottet. Es würde
fich lohnen. einmal die Lebens-
gefchichte diefes merkwürdig von
Leidenfchaft. Herrfchfucht und Ehr-
geiz erfüllten. ftets gefpannten und
unruhigen. doch geifiesftarken
Menfchen. Politikers iind Dichters
zu entwickeln. Auch biograpbifch
wichtige Dokumente wie das
..Tagebuch für Stella“ *
Swift liebte zwei Frauen _werden
in die neue deutfche Ausgabe auf-

genommen. Ich hoffe. auf das
fchöngedachte und verdienftvolle
Unternehmen. fobald die Ausgabe
vollfiändig vorliegt. ausführlich ein:
gehen zu können.
Hans Benzmann
0c Julius Kapp: Franz
Lifzt. Berlin. Verlag von
Sehnfier & Löffler.
Unbedingt muß man dem Ver-
faffer darin Recht geben. daß nach
einer wirklichen Biographie Lifzts
verlangt wird. da das große Werk
von Lina Ramann vom Iahre 18-18
ab nur mnfikalifche Analhfen der
Lifztfchen Werke enthält. da das
prächtige Buch von Eduard Neuß
nur bis in die Weimarer Zeit reicht
und die geifivolle Schrift von Rudolf
Louis faf't nur der künftlerifchen
Bedeutung Lifzts gerecht wird.
Allein wenn ich auch gern anerkenne.
daß Kapp in feinem 600 Seiten
umfaffenden Buche mit Umficht.
Objektivität und großer Sachkunde
das äußere Leben des Meifiers
gefchildert und auf Grund eines
reichen bisher unbekannten Mate-
rials manches Neue gebracht und
vielfach mit der Tradition auf-
geräumt hat. fo gehört doch m. E.
in eine Biographie eine Würdigung
i
i
il

Jlluftrierte Bibliographie
der Werke. Mit den paar Seiten.
auf denen von diefen natürlich nur
oberflächlich gefprochen wird. ift
niemanden. gedient. Mit befonderer
Ausführlichkeit verweilt der Ver-
faffer bei den drei Frauen. die
einen fo ungemeinen Einfluß auf
Lifzt als Menfchen und Künfiler
gehabt haben: es find dies die
Gräfin d'Agoulh die Mutter feiner
drei Kinderj die Fürfiin Wittgen-
fiein und die weit weniger be-
kannte Baronin Olga von Metten-
dorffj geb. Prinzeffin Gortfchakoff.
Mit Recht wird auch darauf hin-
gewiefem daß Lifzt einzig allein
der treuen Pflege feiner Schülerin
Lina Schmalhaufen feine lehten
Lebensjahre verdankt. Gegen Adel-
heid von Schorn ift Kappj doch
wohl mit Rechtj ziemlich einge-
nommen; manche bittere Wahrheit
bekommt auch Frau Eofima Wagner
zu hörenj doch ift es falfchj daß der
Komponift Lifzt in Bayreuth nie
anerkannt worden ift; ich war im
Jahre 1906 in Villa Wahnfried
Zeuge einer wahrhaft erhebenden
Gedenkfeieß bei der nur Werke
Lifzts zur Aufführung gelangten.
Als ein ganz befonderes Verdienft
des Verfaffers fehe ich es am daß
er den wahrhaft edlen und vor:
nehmen Charakter Lifzts. feine fiete
Hilfsbereitfchaft für Notleidende„
feine Dankbarkeit und fein treues
Fefihalten an Freunden fo iiber-
zeugend nachgewiefen hatj daß nun-
mehr jedermann vor Lifzt als
Menfrhen nur die allergrößte Hoch-
achtung haben kann. W. A.

:Karl Scheffler: Paris*
Leipzig/ Infel-Berlag.

Bei Kunfibetrachtungen kommt
es vor allem auf den Stil am
in dem das Buch gefchrieben ift„
andernfalls find folche Bücher über:
flüffig, weil fie keinen Eindruck'
in der Seele des Lefers hinter-
[affen. Mir ift das vorliegende
Werh das fich befcheiden „Notizen“
nenntj deshalb wertvoller wie
manch fyftematifch angeordnetes
Kompendium„ das fich mit der
gefamten franzöfifchen Kunfi be-
fchäftigt. Von diefen „Notizen“
habe ich nicht nur Genuß fondern
auch bleibende Belehrung. Nur
ein Eharakteß eine Perfönlirhkeit

vermag Charakterj Wefen und Be-
deutfamkeit eines Volkesund feiner
Kunft wiederzugeben. So find
diefe „Notizen‟ das befie Kunfi-
handbuch gewordem das wir über
Paris befilzen. Sachverf'tändige
und Laien wird es in gleicher Weife
befriedigen. Paris. das Stadtbild.
mit feiner Architektur und feiner
Kunft bildet den Mittelpunkt- von
dem aus der Berfaffer die gefamte
Kunfi und insbefondere die fran-
zöfifche überblickt/ und zu deffen
Mufeen. zu deffen von Leben
und künftlerifchen Befirebungen
gleichfam überquellendem Herzen
er immer wieder zurückkehrt. Das
Buch ift mit vielen ausgezeichneten
Illufirationen gefchmückt und wie
jedes andere diefes Verlages vor-
nehm und würdig ausgefiattet.
' Hans Benzmann

Muï¬t-Beigabe
?Yann
(yaul 'd'artlielmc-r.) [Zr-[ot. ,1. Mom.
23.-'. um] ruirig. FM
(testing.
piano.
x .NÃ¶te-e-
- aenglei - ten untl - Zelten mir_ una air.- [uk - tig- kei - oe Zak-ten.
i116 NÃ¼n - Zcbegcirrej - ten
Ujjklgdk ['07 'ONK'KUW'UZN Jeklio "NUK 61...22'
has hie-i ist nnen in einer .ans-_rade Â»fÃ¼r dauern Ztiinmlage una mit englischem Texts
_ran .kann Lei-[111017 eraaiiieoen.

aus [kin ._ uncl Ni
: x Wie-r
o
eien 11eb'u. web
.. 6e- lie - (ier
.. Nord und SÃ¼dâ€œ.
(".132'
ich mei
ner bie - cler
Z4. Jahrgang.
rien :art
px .ee/tr- say-k
Heft 11.
439

7.-('1 e. a.,
' i l- f
1 q ..3
Zu der Mufikbeigabe
Erich I. Wolff
Erich I. Wolff. deffen Bild wir '
unfern Lefern heute vor Augen
führen. ift einer der am meiften
'gefangenen jüngeren. lebenden
Liederkomponifien. Paul Schme-
des. Julia Culp. Anton
beeinflußt zu haben oder ihm
als Vorbild vorzufchweben. '
In der Wahl der zu' kompo-
nierenden Terre _hat Erich Z'.
Wolff großes Gefchick und viel
Gefchmack bewiefen. Er bevorzugt.
nnfere modernen “Lhriker. geht aber
Sif'termans. Elena Ger-
hardt. Alerander Heine-
mann. Therefe Behr?
Schnabel und viele an-
dere bekannte Sänger
und Sängerinnen haben 5
eine große Reihe feiner -
Lieder (es find deren in den letzten drei Jahren
ca. 80 Nummern. zum
großen Teil auch mit
englifchen und franzö-
fifchen Terten. er-
fchiencn) in Deutfch-
land. Öflerreich und
namentlich auch in Eng-
land bekannt gemacht.
Von fonfiigen Schöp-
fungen Wolffo find
einige Klavierkompofi-
tionen und vor allen -
Dingen fein durch A. B
Petfchnikoff kürzlich in
Berlin zum erf'ten Male
gefpieltes Violinkonzert
zu nennen.
Als Liedcrkomponifi fcheint
Wolff berufen. die Kette Schubert.
Schumann. Robert Franz. J'enfen.
Brahms. Hugo Wolf um ein wc-
fentliches Glied zu verlängern.
Namentlich der Leßtgenanntefcheint
feinen Namensvetter Erich ftark
Erich I. Wolff
deshalb nicht achtlos an „Des Kna-
ben Wiinderhorn". an Goethe und
an fonfiigen ewig Jungen vorüber.
Sein in diefikm Heft abgedruck-
tes fiimmungsvolles Lied „Fäden"
möge unfern Lefern als Probe fci-
ncr zarten Kauft dienen. Jad.
Als nächfle Mufikbeigabe bringt „Nord und Süd" ein Scherzino
fiir Klavier von Feruccio Bnfoni niit

einem Effah über diefen
Kijnftler aus der Feder von Prof. Wilhelm Altmann.
Redaktion der Mufikbeigabe:
Aler Jadasfohu.
Berlin. Linkfiraße* 17

DSA

P a ul H e y f e
(Nach einerAufnahme aus jilngï¬er Zeit
von A. Baumann Nat-hfq MÃ¼nchen)
Zum Auffaiz von Alfred Klaar

?erlogNoiöunö Süh'dim WOW-[ür
?WWW fiiröen ?Tuch k:- ri rc ist-L :
SSebottlaenöerWbtVZL/ÄZTÖ--TriMW
34. Jabra. Bd. 132 Heft 402 Zweites Märzhefr (9-79

P a u l H e y j e
(Nach einerAufnahme aus jÃ¼ngï¬cr Ze..
von A. Baumann Nacbf., Min-(ber.)
Zum Auffa'z von Affrcd .KZ-1a!

' . vereint mei*
Morgen
DWÜSYWWUSQYÜ'X
erlogNotü unüGüh“Gm,bjQefYn-[jn
?WW fiirÜWYu-:hhanö
SSWWWÜEL'SOWYWWW
34. Zqbrg. Bd. 132 Heft 402 Zweites Märzhefr 1910

.0“rgan (lerne nxKunt'tvereirrigMg
“ - elf c aFt -
F1, fexlliÄg-.Sbchjfihule gucYerltm,
e
M.-

Emil Fit ger:
Nord-Mefopotamien und die Bagdad-
Bahn
Vom politifchen Standpunkt ifi über die Bagdad-Bahn viel ge-
fchrieben worden. Gerade die letzte Zeit. die Vereinbarungen zwifchen
dem türkifchen Minifierium und der englifchen Dampfer-Gefellfchaft.
der fog. Lynch-Kompanie über die Schaffung eines Stromfchiffahrts-
Monopols auf dem Euphrat und Tigris haben viel Anlaß dazu gegeben.
In den wirklichen Zufiand des Landesgebiets. in dem jetzt der Bau
des erfien Teiles der Bagdad-Bahn unter Führung der Deutfchen Bank
begonnen wird. hat man fich wenig vertieft. Und doch ift diefer nicht
nur intereffant. fondern für die Beurteilung des Ganzen bedeutungsvoll.
Die Bagdad-Bahngefellfchaft ift als ein internationales Unter-
nehmen gegründet und in Glarus feßhaft. Am Verwaltungsrat
wie am Kapital haben Deutfche von den zwölf Zwölfteln fünf inne.
Franzofen vier. Schweizer zwei und Öfierreicher eines. Die Bahn felbfi
wird völlig unter türkifcher Gefeßgebung fiehen. Nachdem die Ana-
tolifche Eifenbahn vom Bosporus einerfeits bis Angora und anderfeits
(füdöfilich über Konia) bis zu der von fo manchem Kriegsheer paffierten
berühmten Taurusfcharte bei Bulgurlu vollendet war und einen heil-
famen Umfchwung in die Verhältniffe des fo tief fchlummernden Klein-
afiens gebracht hatte. ifi im November v. I. die Genehmigung zum
Weiterbau in der Richtung auf Bagdad bis El Helif erteilt worden.
Wer die Karte in der Hand oder vor feinem geifiigen Auge hat. fieht
fogleich. daß fich füdweftlich an den Taurus die kleine Ebene von Adana
anfchließt. jenfeits deren der bis 1840 Meter hohe Giant Dagh empor-
fieigt. Diefe Ebene ifi zwar reichlich trocken. aber doch fruchtbar. Rach-
dem die Bahn fie durchfchnitten. begleitet fie die Küfie bis Alerandrette
(Istanderun). dem Hafenplaiz diefer ganzen Gegend. Auch hier alt-
berühmte üppige Gegend. Nur hundert Kilometer füdwefilich liegen
die Trümmer Antiochias. das im Ubermaß feiner Schäße verweichlichte
und 538 den Neuperfern zum Opfer fiel. Aber der Bringer der neuen
Kultur. die Eifenbahn. muß das Orontestal liegen laffen und. fich im

Gebirge emporwindend. auf möglichfi kurzem Wege Aleppo erreichen-
Jahrtaufende älter als die erfi von einem der Diadochen gegründete
Nebenbuhlerin. zählt Aleppo heute 130000 Einwohner. Der Reich-
tum der Ebene. deren Mittelpunkt es ift. hat immer fremde Begehr-
lichkeit gereizt und dadurch die ärgf'ten Schickfalsfchläge herbeigeführt.
Selbfi das. wie auch das hier haufende berüchtigte Aleppofiebcr haben
diefe zählebige Stadt nicht vernichten können. Sie ift noch immer die
Hauptfiadt Syriens.
Schon rollen Eifenbahnzüge ein und aus. Aber nur nach Süden
geht die Verbindung. .hama (Epiphaneia). .homo (Elbhera). dann
das weithin berühmte Damaskus find Stationen auf der Bahn nach
Medina und Mekka. die bis auf wenige hundert Kilometer vollendet ift.
Nun foll die Bagdadbahn die fo notwendige Verbindung weftwärts
nach der 160 Km. entfernten Küf'te und ofiwärts über den Euphrat big
El Helif. halbwegs bis zum fernen Tigi-is fchaffen. Je weiter nach Ofien.
defto öder wird die Gegend zwifchen Euphrat und Tigris. .hier fiihrt
die Dürre ein fchreckliches Regiment. Die Bahn muß fich dem Südrande
des armenifchen Taurus nähern und ihn begleiten. denn nach Süden
zu ift die unendliche Wiifie. Hier. wo erf't der Euphrat. weiterhin der
Tigris aus dem Taurus hervorbrechen. ifi das eigentliche Mefopotamien
des Altertums. während unfere Zeit mit diefem Namen viel mehr das
füdliche Zwifchenf'tromland verbindet. das das Altertum Babylonien
oder Ehaldäa nannte. Trocken muß auch im Altertum diefes Nord-
Mefopotamien gewefen fein. wenn auch nicht derart wie heute, Strabo
unterfcheidet deutlich den fich ans Gebirge anfchmiegenden Nordrand
als fruchtbar von der füdwärts fich hinziehenden ..außerordentlich un-
fruchtbaren" Ebene. Berühmt ift die Außerung des fo viel friiher diefe
Gegenden bereifenden Herodot: ..Es regnet felten in der Affyrer Land."
Das ift bis heute niäft beffer. wahrfcheinlich fchlimmer geworden. Denn
wiederum ift es ficher. daß das Land nicht fo verödet gewefen fein kann
wie heute. Zeigen 1ms doch fo manche griechifche Ruinen im Oftjordan-
land. namentlich ein vulkanifcher Dfchebel Hauran. dann auch am Euphrat
entlang. daß hier einft Wohlftand gewaltet haben muß.
Nur aus Fruchtbarkeit und Handel kann er hervorgegangen fein.
Etwas mehr Bewäfferung muß man alfo fchon annehmen. Der Euphrat
ift tief in ein fieiniges Gelände eingefchnitten. Die berühmten liber-
fchwemmungen können auch im Altertum hier am Oberlauf des Stromes
nur winzige Ebenen befruchtet haben. die zum großen Teil auch heute

noch. ähnlich dem oberen Niltal. von einer einmaligen Durchtränkung
genug haben. um das Korn zur Reife zu bringen; denn das geht hier fchnell.
Aber mit dem Handel ift es etwas anderes. Babylon. das London des
Altertums. fandte Flußfchiffe den Strom hinauf oder Karawanen an
feinen Ufern entlang bis zum heutigen El Deir oder noch weiter bis
Meskene oder gar Biredfchik. Je weiter nach Norden. defio mehr nä-
herten fich die Warenzüge der phönizifchen und fyrifchen Küfie. Von
diefen Umfchlagfiätten ging der Handel weiter nach Tyrus und Sidon.
nach Tripolis. Aleppo und Antiochien. Auch Palmyra. ziemlich gut
gefichert durch feine Lage als Oafe in der weiten fyrifchen Wüfie. konnte
zeitweilig eine große Bedeutung als Handelsplatz erreichen.
Mit der Euphratfchiffahrt oberhalb Babylons ift es wahrfcheinlich
fiir immer aus. Engländer haben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts
Verfuche gemacht. fie wieder zu beleben. Alljährlich kam ein kleiner
Dampfer nach El Dcir. Aber das Fahrwaffer ift fo voller Untiefen und
Steinen und durch die .fJochfluten fo vielen Veränderungen ausgefeht.
die Fahrt dauert fo lange. daß man alle Hoffnung aufgegeben hat. Der
Tigris hat andere Verhältniffe. Bis Bagdad firomauf ift er fehr gut
fchiffbar. Von einer gewiffen Schiffbarkeit kann fogar bis Moful. dem
alten Ninive. gefprochen werden. Doch wollen wir auf den öfilichen
der beiden Ströme heute nicht eingehen. Der Euphrat erhält nach
feinem Austritt aus dem Gebirge nur einen einzigen ununterbrochen
firömenden Nebenfluß. den von Norden. ebenfalls aus dem Taurus
kommenden Chabur. Auch er ift in feinem ganzen mittleren und unteren
Laufe ein Wiifienfirom. der fich zu tief in fein Bett eingefchnitten hat.
als daß feine Wellen die felfigen Ufer erreichen könnten.
Je mehr fich das Gelände dem Taurusrand nähert. defio reicher
firömt der Regen - auch er nur im frühen Frühjahr. Aber dann reicht er
doch zur Not zu einer Ausfaat aus. Frhr. v. Oppenheim. der 1893 diefe
Gegenden bereifi und außerordentlich intereffant darüber berichtet hat.
erzählt. daß die Beduinen bei Beginn der kurzen und wenig “er-
giebigen Regenzeit Gerf'ie ins unbefiellte Land fäen und rafch eine Ernte
machen. Reichlichere Erträge fcheinen ausgefchloffen. Nomadifche Kultur
ifi bis zu einem gewiffen Grade möglich. Auf den weiten Steppen züchtet
man Pferde und Schafe. auch Rinder und Kamele. Man bringt edle
Araberroffe. Wolle. Felle auf die. ach. fo kleinen Märkte und nimmt
unentbehrliche Dinge. z. B. Zündhölzer. Gewebe. Waffen. Petroleum
mit in die nnabfehbare Wüfte. Nordmefopotamien hat alfo entfernt

nicht die Chancen für eine Auferfiehung- wie fie Kleinafien befißt und teilweife fchon nutzbar macht. Zi-
Soweit nördlichh wie die nördlichfien der alten Karawanenfiraßen gingen„ kann die Bagdadbahn nicht am Fuß des armenifchen Taurus emporklimmen. Daher muß fie von den drei Städten- die im Altertum zwifchen diefen Teilen der beiden Ströme blühten- zweix Orfa oder Urfa und Mardin- links liegen laffen; nur Nefibin will fie berühren. Auch letzteres liegt fchon jenfeits des bis jetzt in Angriff genommenen erfien Teiles der Bagdadbahn. Orfah im fpäteren Altertum Edeffa genanntx war fchon vor der affyrifchen Eroberung eine blühende Stadt. Es trug fpäter- wie die ganze Gegend„ die Herrfchaft der Griechen- der RömerX der Parther- der Byzantiner. Mairc firitt um den wichtigen Grenzpunkt. Kaifer Earacalla wurde hier ermordet. Die Kreuzfahrer gewannen es den Moslimen ab und pflanzten hier für kurze Zeit das Königtum Balduins von Flandern ein.
Von ungleich unmittelbarerem Jntereffe für uns find die herrlichen Schilderungen Moltkes vom Jahre 1838. Auf dem Wege von Biredfchik über Orfa nach Diabekr (am oberfien Tigris) fchreibt er: „Du findeft keinen Baum- keinen Buick» nicht fo vielx um ein Schwefelholz daraus zu fchnißem oft ifi nicht genug Erde dal um Grashalme zu treiben."
Jn dem ganz aus Steinen erbauten Orfa fieht er fiattliche Mauernh ein Kafiell auf dominierenden Felfenh Mofcheen- Kirchen undh den größten Schaß der Gegend: einige Quellen. „Von hier ab gegen Süden fängt die Wüfie an- eine unabfehbare Flächß in diefem Augenblick mit Grün bekleidetx aber bald verdorrt. Orfa bildet mit feinen Obfi- und Weidenbiiumen eine Dafe zwifchen der Sand- und der Steinwüfte.“
Im Januar 1839 fah Moltke die Gegend wieder- und lebhaft entzückt befchreibt er den köfilichen Eindruck des Frühlings bei Orfa nach dem tiefen Winter- den er foeben bei Diabekr verlaffen. „Die Saaten grünten unten in der Flur- die Lerchen fchwirrten in der Lufy und die Bäume trieben große Knofpen; die Sonne fchien heißx aber der Boden war un- befchreiblich aufgelöfi und die Bäche angefchwollen.‟ Die Stadt Orfah liegt am Abhange eines niederem finfier und feltfam ausfehenden Ge- birges und am Anfang der Wüfie auf der Grenze der kurdifchen und arabifchen Bevölkerung. Innerhalb der Ringmauern erheben fich eine Menge Kuppelnh Minaretts- Zypreffen und Platanen- und die aus Steinen fehr zierlich erbauten Häufer mit dünnen Säulen- Spißbogen und Fontänen erinnern an dash was die Araber ein| waren- als fie-

Ladislaus von Paul:
Waldrand. 1874
i..__
M
(Budapeft. PrivatbefiÃŸ) * â€œ
W Zum Rundfchau-Beitrag â€žUngarifche Maler

*.
.z_ : y
U,;
a
z
m.
F"
„.0
L_ I,
‘s‘: . ‘ ~
“n

durch Mohammeds Lehre begeifiert. die Eroberer eines Teiles der ge-
fitteten Welt und felbft die Bewahrer der Gefittung. der Künfie und
Wiffenfchaften wurden. Vor den Toren der Ringmauern erblickt man.
was fie heute find: eine Menge von Trümmern bedeckt da eine beträcht-
liche Fläche. dorthin kommen die Kinder der Wüfie (die Beduinen).
niemand weiß. woher. haufen einige Wochen und ziehen eines Tages
wieder ab. niemand weiß. wohin. Hunderte von Stunden in die meer-
ähnliche Fläche hinaus. Zwifchen jenen Steinhaufen. die man kaum
Häufer nennen kann. begegnet man den braunen Gefialten mit kurzem
fchwarzem Bart und brennenden Augen; fie weichen fchüchtern aus und
blicken unfiät umher. und man fieht es ihnen an. daß fie fremd find und
fremd bleiben wollen. wo ihre Kamele nicht weiden. wo Mauern den
Blick begrenzen und Diebfiahl geahndet wird."

Der Kompaß der Bahn geht weiter nach Öfien. Etwas füdlich von
der alten Karawanenfiraße. die in dem leidlich bewäfferten Dfchebel
Tektek das von 25000 Menfchen bewohnte blühende Städtchen Mardin
berührt. geht fie durch Gelände. das immerhin einen gewiffen Grad
von Fruchtbarkeit hat. Diefes Gebirge ift das Quellgebiet des vorhin
fchon genannten Ehabur; es muß umgangen werden. Bei El Helif.
füdlich diefer Berge. macht die konzeffionierte Strecke vorläufig Halt.
In geringer öfilicher Entfernung liegt die im Altertum blühende und
gefchichtlich bemerkenswerte. heute aber in trauriger Abfperrung von
allem Verkehr verfallene Stadt Nefibin mit nur wenigen taufend Ein-
wohnern. die Stadt des heiligen Jakobus. des Stifters der Iakobiten-
Sekte. der hier begraben liegt.

In alle diefem Gelände können nur wenig Hoffnungskeime Wurzel
fchlagen. Erft wenn die Bahn in das Tigris-Gebiet eintritt. durchdringt
reichere Bewäfferung den Boden. Ie weiter man mit dem Strom meer-
wärts zieht. um fo mehr verbreitert fich das Flachland. das unter der
regelmäßigen Uberfchwemmung ein Baumwoll-Paradies der Zukunft
zu werden verfpricht. wie es das Nildelta fchon heute ift.

Alfred Klaar:

Paul Heyfe

(Zum achtzigfien Geburtstage)

Im Hinblick auf den Lorbeer, der fchon die Iünglingsftirne kränzte-
auf die fieghafte menjchliche Perfönlichkeit- die um einen Anhang nicht
er| zu werben brauchte- auf den rafchen Auffiieg zu reicher Produktion
und unbefirittenem Erfolgf hat man Heyfe wie Goethe einen Liebling
der Götter genannt und in dem geruhigen Glanze- der über Höhen und
Tiefen feiner Dichtungen fchwebt- einen Widerfchein ungetrübten Erden-
glücks erkennen wollen. Im Grunde genommen aber liegt darin eine
nicht zu hintertreibende Täufäwng- ein holder- aber nicht ganz ungefähr-
licher Drang zur Mythenbildung, der aus der traumhaften Sehnfucht
glücksbedürftiger Menfchen nach leicht erreichbaren Lebensfrüchten her-
vorquillt. Ein unabweisbares Bedürfnisf das Außerordentliche zum Ge-
meingut zu machem führt immer wieder dazu- große innere Kräfte, die fi>)
offenbaren- nach außen zu projizieren und in die Quellen- die gleichmäßig
aller Welt fließenx zu verlegen; das fchmeiehelt der Phantafie- und nur zu
leicht entfpringt daraus eine Überfchäßung des Anteils, den die Verhält-
nifie an der Entwicklung großer Menfchen haben. Es gibt gewiß flüchtige
Zufälle„ die ein fiarker Geij't zu bedeutenden Anläfien umprägen kann-
aber keine leichten Lebensfiege von dauernder Bedeutung- fondern nur
geräufchvolle und fiille Heldentaten des Lebenskampfes- und die ver-
fchleierten, in denen fich Stich und Hieb verbirgt- und die nur den er-
rungenen Preis zutage treten lafien- find oft die fchwierigfien, weil alles
Jagen und Zweifelnz aller Schmerz und aller Heroismus fich nach innen
drängt. Sicher ift, daß Paul Heyfe durch Abfiammung und Erziehung
auf eine beträchtliäye Höhe geiftiger Kultur gefiellt wurde; wie er aber von
[einen jüngfien Jahren an diefe Kultur in fich verarbeitete und fieigerte
und vollends aus dem Reichtum der Vorausfeßungen und Anregungen mit
bewundernswerter Sicherheit und Energie rafilos an fich heranzog, was
feiner innerflen Natur entfprach und fein Können zur reichfien Ent-
faltung brachte - das ift kein Glück, das ihm in den Schoß fielr fondern

ein großes und tapferes Lebenswerk. das über Schwankungen und fchmerz-
liche Erlebniffe hinweg fein fiolzes Wachstum und feine Krönung er-
reichte. Wenn man ihn mit Recht einen Götterliebling genannt hat.
fo find die Gefchenke. die ihm in die Wiege gelegt waren. nicht vom
.Himmel gefallene Güter. fondern Kräfte des Ringens und Erringens.
und das befeelte Glück. das fich in feinem Wefen ausprägt. um fich mitzu-
teilen. quoll nicht aus feinen äußeren Verhältniffen. fondern aus der
Natur von innen. die fich kämpfend und fiegend zu einer typifch ge-
wordenen Harmonie herausbildete.
Die Frage. wie fich in der Tiefe folcher für die Menfchheit und für
ein Volk beglückenden Phänomene Verdienfi und Glück verketten. darf uns
niemals blind gegen jenes Gedenken machen. in dem alle Dankbarkeit
wurzelt. gegen die lebhafte Vorftellung von Willenskraft. Selbftzucht und
Entfagungsmut. die in jener Lebensarbeit zufammenwirken. aus der
fich die Perfönlichkeit. das höchfie Glück der Erdenkinder. fchlackenfrei
herausarbeitet. Diefe Entwicklung fpiegelt fich in feinen Werken.
Alles Recht. das Heyfe der Offenbarung und Befriedigung der
Individualität nicht etwa grämlich zugefieht. fondern begeiftert zu-
erkennt. wurzelt ihm in der Erkenntnis des Menfchlichen wie es rein
aus der .Hand der Natur kommt und fich in der Harmonie eines fchönen
Wachstums entfaltet. Zugunfien diefes Ideals läßt er die Schranken
der Konvention und der Gewohnheitsmoral zufammenbrechen. erhebt er
die Macht urfprünglicher Menfäflichkeit über alle kahle Regel uud er-
fiarrte Saßung. Aber feinem Vertrauen zum Naturtrieb ifi der Glaube
an den Adel gefunder Natürlichkeit immanent; ein unbewußt idealer Zug
liegt ihm in der redlichen Selbfibehauptung. ein ethifcher Opfermut. der
für das Ideal der eigenen Perfönlichkeit die gemeinen Vorteile opfert.
und eine äfthetifche Erhöhung des Wefens. das die Grenzen der Natur und
mit ihm zugleich eines fchönen Maßes einhält. Solchen fieghaften Selbfi-
behauptern. in denen fich die Naturforderung erfüllt. treten in den Heyfe-
fehen Dichtungen die Selbf'tzertrümmerer gegenüber. die eine krankhafte
Anlage über die Kraft des Vollbringens oder des Genuffes hinaustreibt.
und die unterliegend mit bewußter Refignation oder in unbewußer Er-
fchöpfung der Natur gerecht werden. die nur durch ihren Untergang das
Gleichgewicht herftellen und die Herrfchaft eines edlen Maßes bef'tätigen
können. Das ift die äf'thetifche Ergänzung. die mit der liebevollen Be-
tonung des Naturgebots den Grundakkord in der Fülle der Schickfals-
melodien bildet. Und hier. in diefem Glauben an ein mit der Natur

zugleich gegebenes fchönes Maß der Betätigungsfreiheit- liegt der Schlüffel
zu den Katafirophen- die über alles Gewaltfame im Bereiche der .theyfe-
fchen Geftaltenwelt hereinbrechen . . .
Heyfes Werden und Wachfen fällt in eine Ilbergangszeit- in der der
dichterifche Genius des Volkes nach der großen klafiifchen Zeit zu ruhen
und Atem zu fchöpfen fchien. Zwei Jahre vor Goethes Tode gebot-em
tritt der Jüngling in eine literarifche Welt hinaus- die fich erft langfam
des Goethefchen Erbteils bemächtigte- ohne daß neue poetifrhe Strömun-
gen das geifiige Leben befruchteten. Die Klafiiker find hiflorifrh geworden-
die Flut der Romantik verraufchtz Grillparzer ift ein Fremder für
Deutfchlandx die große Kleift-Renaiffance hat noch nicht begonnenf der
Kleift-verwandte Hebbel ifi eben erft im Aufftiegh .Deines und uhlands
Eigentöne hallen fchon aus einer gewiffen Ferne, und die kulturgefchichtlicb
fo wichtige Miffion des jungen Deutfchland verquickt die Literatur mit
der Politik des Tages und läßt die Mufen oft genug im lauten Kampf
des Tages verftummen. Ein großer Reichtum liegt bereit fiir den Genuß-
aber der Gegenwart fehlt der |arke poetifche Puls- den jede Zeit für ihr
eigenftes Fühlenx für ihre befonderen Lebensbedrängnifie erfehnt. Das
iii die Stimmung der fünfziger Jahref in denen Heyfe heranreift und von
den Zeitgenoff en wie ein Erfehnter begrüßt wird. Nicht im äußern Sturm
und Drang- fondern im Rückfchlag gegen eine überlaute Literatur, in der
tieferen Konfliktftimmung einer neuen bedrückten Zeit- die der Erlöfung
der Perfönlichkeit aus der wiedergewonnenen Herrfchaft des Philifiers
entgegenharrte- entfprang die poetifche Renaiffance- die herbeizuführen
er beftimmt war. In allem Gefühl politifäzer Not und bei allem Reich-
tum hiitorifcher Anregung dürftete man nach zeitgenöffifchen Quellen
reiner Poefie. Heyfe bot den erquickenden Trank, kein Mann des lauten
Marktes und doch kein weltverlorener Träumen mitten im Zuge der
Goethefchen Kultuß aber mit freiem Ausblick auf alles ftille Blühen der
Gegenwart. Aus dem eigenften inneren Erlebnis- aus dem Zuge zu
harmonifcher Entwialung erfühlte er das Bedürfnis der Zeitl nicht nur
in Maffenforderungen einen neueren und bedeutenderen Lebensinhalt an-
zuftreben- fondern die Individuen zu vertiefen und zu befreien und das
Selbftvertrauen zur Perfönlichkeit neu zu erwecken. Und mit der Not-
wendigkeit eines genialen Inftinktes drängte fich ihm die Form für die
Erfüllung diefer dichterifchen Mifiion auf- die jener Erzählung in der fich
vor allem ein Einzelfchickfal auslebty in der das Raufäfen der Zeit und
die Farbenfymphonie der Umwelt nur zu Begleitmotiven der individuellen

Entwicklung werden. das fchlanke Epos der menfäflichen Innenwelt. die
Kunftform der Novelle, Hier fand er zugleich literarifches Neuland. ent-
de>te fein früh durch die Weltliteratur fchweifender Blick ein Gebiet. das
die klaffifche Periode wie ein nngeheures Stü> Boden. das urbar zu
machen war. ihren Erben hinterlaffen hatte. Die deutfche Novelle war
in großen herrlichen Anfängen ftecken geblieben. Goethe. der Allfeitige.
hatte ihr den Weg gewiefen; Kleiit. der Troßig-Geniale. lange unbe-
merkt und ungewürdigt. eine beftimmte Richtung. die chronikale. in der
die Zeit felbft fich zu erzählen fcheint. zur Meifterfchaft emporgeführt;
in der Pflege durch die Romantiker aber war fie abfeits vom Gegenwarts-
leben. in den Lüften deutfamer Symbolik und fpielender Ironie zer-
flattert. .Hier waren die Geheimniffe reichften Innenlebens neu zu
faffen. zu verdichten - und im eigentlichfien Wortfinne zu bilden.
Schöpferifch drängte Heyfe fchon in jungen Iahren die Elemente in.
einander. die der Weltdichtung und die nationalen. die der reichften
Fabelwelt und die einer pfychologifchen Innenfchau. um diefe Kunfiform
zu erfüllen und die Geheimniffe ftillbewegter Gemüter in fie hineinzu-
tragen. Auf der Höhe feiner Wirkfamkeit. in der Vorrede zum ..Novellen-
fchaß". den er erft mit Kurz. dann mit Laiftner gemeinfam herausgab.
fpricht er fich felbfi iiber das Wefen der Novelle aus. wie es ihm auf-
gegangen war. Das Neue. das Denkwürdige. die entfcheidende Fabel-
wendung bildet ihren unentbehrlichen Kern; fonft verfließt fie in jene
Körperlofigkeit. die ja fo vielen modernen Verfuchen. das ereignislofe
Stimmungsleben nachzubilden. zum Unheil ausfchlägt. An dem Beifpiel
einer italienifchen Erzählung. in der ein Jüngling das*Letzte. das er
befißt: einen Falken. opfert. um der Geliebten zu huldigen. macht Heyfe
diefen konkreten Gehalt anfchaulich. an den fich das Geiftige und Seelifche
der individuellen Erzählung anfetzen muß. um zu finnlich-poetifcher
Wirkung zu gelangen. Aber diefem durch Heyfe in der Poetik berühmt
gewordenen „Falken" gab der Dichter die Flugrichtung in die Regionen
deutfchen Geifies; aus dem Kern der merkwürdigen Begebenheit. der in
der alten italienifchen Novella nackt zutage lag. fchoffen ihm die Licht-
|rahlen des tieffteu Gemütslebens hervor. So wurde Heyfe zum Schöpfer
unferer pfychologifchen Novelle.
Hatte feine erfte dramatifche Dichtung ..Francesca von Rimini“
durch die Originalität der Kompofition und den Farbenreichtum einen
engeren Kreis mit der aufftrebenden Poetennatur vertraut gemacht. fo
war er mit der erften Novelle. die der Dreiundzwanzigjährige aus Italien

heimbrachte und die weit hinausdrang- mit der Meiftererzählung
„l/Zi-rabjuta“ als Dichter erft für die Welt entdeckt. Nicht der Wer;
dende- der Gewordene offenbarte fich hier mit einem Schlag. Aber
wohl kaum jemand ahnte den Reichtum die lenzhafte Blütenfülle
der Produktion- die durch diefe Novelle angekündigt war. Heyfe
fchuf nicht nur das Genrey fondern auch aus eigener Kraft eine
ganze Novellenliteratur. Wie im erwachenden Quellenraufch des Früh-
lings floffen die Motive von allen Seiten in den breiten Strom feiner
Produktion- und jede Weller die fich neu hinzugefellte, war ln Lauf und
Takt vom Zauber der Anmut beherrfcht. Aus Gefchichte und LebenF aus
den Zauber-gärten der italienifchen Renaiffance und aus der verfchränkten
Welt alter deutfcher Städte- aus den Höhen und Niederungen des Mün-
chener und Berliner Lebensf aus Künftlerwerkftätten und Handwerks-
ftuben. aus der Traumwelt der Lebensfatten und aus der volkstümlichen
Sphäre der Dafeinskämpfer drängten die Gefialten heran. an deren in-
dividuelle Erlöfungsbedürftigkeit der Dichter mit feinem verftehenden und
verzeihenden Bli>. feiner wohltuenden Milde und feinem aufrichtenden
Lebensernfte herantrat. Die leuchtendften Juwele diefer Heyfefcheu No-
vellenpoefie „Die Stickerin von Trevifo') Die himmlifche und irdifche
Liebe"y „Das Mädchen von TreppiI „Die Meraner Novellen‟ find jedem
Empfänglichen vertraut und lebendig. Aber nur wenigen ift der volle
Reichtum der Schatzkammer aufgegangen- die in den Heyfefchen Erzählun-
gen ein nicht leicht auszufchöpfender Nationalbefih geworden,
Im tiefften_ Grunde wurzelt aua) die Bedeutung des Romandiaftere
Heyfe in diefer Meifterfchaft der Novelle. Nichß als ob feiner bildenden
Hand nicht auch die Kompofition einer vielfach verfchlungenen Handlung
gelungen wäre. Er ift auch hier der Künftler, der den Stoff nach allen
Seiten zu meiftern verfieht. Aber das breite Nebeneinander und die
Maffenbewegung des Romans treten ihm gegen die Einzelfchickfale zu:
rück. Heyfe nahm und nimmt tiefen Anteil am nationalen Leben, Das
Jahr 1848 griff tief in das Innenleben des Iünglings ein; an der Br-
wegung für Schleswig-Holftein war er in Miinchen aktiv beteiligt- und
in manchen feiner Dramen, wie namentlich im „Eolberg'ß fchlägt die
nationale Empfindung hohe Wogen. Aber fein Griff ift doch vor allem
darauf gerichtetx wie fich der Einzelne in fich vollendet, und fo bildet
in feinen Romanen die große Zeitbewegung immer nur den .Hintergrund
für die Schickfale einzelner Perfönlichkeiten. deren Lebenskampf freilich
typifch für die Bedrängniffe der Zeit wird. So gleichen feine großen

Romane Blütendolden. in denen die an einem Stengel gewachfeneu
Blumen dicht aneinanderrücken und ein fchönes Ganzes bilden. ohne zu
großen Säfatten- und Lichtmaffen zufammenzurücken. Die Pfychologie
der Einzelgeftalten beherrfcht auch hier die ineinandergefchlungenen Schick-
fale. Wenn man an die ..Kinder der Welt" denkt. fo rollt fich kein
breites Zeitbild auf. fondern zwei kontraftierende Lichtgeftalten. in die
Heyfe fein Tieffies gelegt hat. treten vor die Sinne. die von allen Grazien
umtändelte Toinette. die in Profa überfeßte Genoffin jener ..Salamander-
gefialt". die fich im Wohllaut der köftlichften Terzinen wiegt. und der
fchlirhte Balder mit feinem Körper- und Seelenleid. der in fein Siechtum
alle Wonnen des Menfchheitsgefühls hineinzaubert. In diefen Einzel-
fchi>falen. in der wunderfam glänzenden Libelle. deren Flug zuleht er-
lahmt. und dem erliegenden Edelwild. das fterbend noch ein Gefühl der
Freiheit hat. liegt die höchfte Kraft diefer Nomandichtung. Auch in der
weiwerzweigten Erzählung ..Im Paradiefe". in der der Mut reiner
Seelen alle Vorurteile der Gefellfchaft überwindet. geht der Zauber nicht
von einer großen Zeitbewegung. fondern von individuellen Phyfiognomien
aus . . .
Und gerade als Dichter der Individualität fühlte fich Heyfe vou
allem Anfang an auch zum Dramatiker berufen. Die Novelle. in der er
früh die unbefirittene Meifierfchaft erreicht hatte. fiellt gleichfam ein
Grenzgebiet zwifchen dem Drama und dem breiteren Epos dar. Das
Hervorftechen des Einzelhelden neigt nach der einen. das Erfühlen der
feinften Züge und der allmählichen Entwicklung nach der anderen Seite
hinüber, Heyfe überfchritt die Grenzen nach beiden Seiten hin. ohne da
wie dort den Boden. wo er am früheften Wurzel gefchlagen. zu verleugnen.
Als vollendeter Künfiler beherrfcht er auch die dramatifche Form. und
was ihn öfter hemmte. die Szene dauernd zu behaupten. war niemals
Unkraft der Kompofition oder gar Mangel an Tiefe des Gehalts. fondern
jene Zartheit der Empfindung und jener eingeborene Sinn für eine Schön-
heitsmacht. die ihn in der Novelle das Höchfte erreiäjen ließen. Wie
die Maffenbewegung des Romans ihm fremd geblieben. fo hat er auch nie
mit der Maffenempfindung eines im Theater verfammelten Publikums
gerechnet und weder die Mittel äußerer Spannung. noch die der fchran-
kenlofen Ekftafe für die dramatifche Wirkung voll ausgenüßt. Jn manchen
feiner Dramen ging diefe Keufchheit fo weit. daß der Adel der Mäßigung
die Urkraft der Motive. die nicht wie in der Novelle fanft anfchwellen
konnten. verfchleierte. Diefe werden als Dichtungen aber fehwerlich auf

der Bühne fortleben. Anderef wie die hochgefiimmte „Hochzeit auf dem Aventin'H wie „Hadrian" mit feiner eigenartigen Meiftercharakteriftik des Heldenf wie die kühn gefleigerte Tragödie „Maria von Magdala‟F an deren Motive fich zn lehnen jüngft Maeterlin> ein unabweisbares Bedürfnis empfand- harren einer Zeit7 in der das Theaterpublikum nicht nur zu fchauen und zu fäfauderm fondern- wie Goethe fagtf auch zu „vernehmen" willig fein wird. Wiederum anderer wie das prächtige Volksftück „Hans Lange" und die kleine Meiftertragödie „Ehrenfehulden'ß haben die Bühne rafeh erobert. Wenn Heyfe in feinen Bekenntnifien ohne Groll- aber doch im Ton verleßter Würde von feinem Verhältnis zur lebendigen Bühne fprichtF fo muß es doeh andererfeits ein Triumphgefühl des jungen Athtzigers feinf fich nicht nur mit einer Fülle von Schöpfungen in der Vorfiellung der Mitlebenden heimifch zu wiffent fondern auch einer fpäten Renaiffance vorgearbeitet zu haben.

Zu den köftlichften Gefühlen des Schaffenden gehört est immer weiter fpenden zu können. Und diefes Gefühl mag dem Dichter nicht nur aus der unverminderten Produktionskraft emporquellen- fondern auch aus der Fülle des Unausgefehöpftenf das in der erftaunlichen Fülle feiner Produktion zum Genuffe bereit liegt. Das gilt vor allem von feiner Lyrik- die in einzelnen Darbietungen- wie in dem unfäglich holden Gedichte: „Dulde- gedulde dich fein"- volkstümlich geworden, aber in ihrer Fülle von Duft und Father von Anmut und Reiz noch nicht voll genoffen und gewürdigt ifi, Die wunderbare Kraft feiner Sprachbeherrfchung und Sprachbefeelungf die in feinen Novellenl auch in den Erzählungen in gebundener Rede durch die Anfihaulichkeit des Stoffes hindurchwirkt- tritt hierN wo die Empfindung allein das Wort hat- gleichfam entfchleiert zutage. Heyfel der alle Melodien der Völker und alle Weifen des Wohllauts beherrfcht, hat wie Platen auf die Sprache fein Gepräge gedrückt und wie Rückert ihr die geheimften Reize graziöfer Wendung abgelaufeht, In der Gabel die fchwierigften Formem die fich dem Unberufenen weigern„ mit dem freien Fluffe des Gefühles zu fättigen und den Naturlaut mit der Anmut der höäfften Kunft zu vermählen- fieht er wohl einzig da. So war es ihm auch gegeben- aus den Seelen verwandter romanifiher Poeten herauszudichtenl einen ganzen Liederfrühling Italiens nach Norden zu verpflanzenf Leopardi und Giufti für uns lebendig zu machen und für eine poetifche Völkerverbrüderung wie kein zweiter den melodifchen Ton anzugeben. . . .

In der Schönheitsfreudigkeiy die in den Liedern wie befreit über

allem Stofflichen dahinfchwebt. liegt der tieffte Quell der Heyfefchen Natur. Aus ihr fchöpfte er eine. das Leben durchdringende und adelnde Kraft. deren Wohltat wir in feinen befien Werken alle mitgenoffen haben. Sein Wefen und fein Wirken ift dadurch uns allen zum Erlebnis geworden. So mag diefer Verfuch einer Würdigung. der kaum den Reichtum feines Lebenswerkes fireifen konnte. in fchlichte Worte der Empfindung ausklingen. die mir dankbares Gedenken jüngfi eingegeben hat:

Uns allen war. Du Sonnenheld.
Ein Wunder einfi gefchehen.
Als wir zum erfienmal die Welt
In Deinem Licht gefehen,
Wir fuchtenis und wir fanden's nicht -
Doch Dir war es gegeben.
So im Genuß wie im Verzicht
Das Schöne zu erleben.
Erhöht war uns der Iugenddrang.
Durchfonnt der Lebensfchauer.
Und holde Harmonie erklang
Aus Trunkenheit und Trauer,
Und fank die Sonne hinterm Berg.
Hat's in uns nachgeklungen -
Verklärte Iugend ward Dein Werk
Den Alten und den Jungen.
Was Du gegeben. was Du gibfi.
Sollft Du beglückt erfchauen.
Und was Du rafklos bauend liebfi.
Soll liebend Dich erbauenl
Ein einziger großer Frühling blüht
In Deinen achtzig Lenzen.
Und alles Licht. das ihm entfprüht.
Soll Dir das Haupt umglänzenl

Felix Braun:
Der Schatten des Todes Roman

Fortfeßung
Wie ich nun mit ihm und Elvira ging und allerlei Gefpräche mit wech-
felndem Erfolg befianden hatte„ gefchah es zu meinem Unglück, daß meine
Mutter allein des Weges kam, Ich geriet in große Verlegenheitz denn
ich wußte nicht: follte ich zu ihr hingehen oder grüßend meinen Spaziergang
mit Herrn Graf und Elvira fortfeßen. Mittlerweile war meine Mutter
ganz nahe herangekommen- und da fie gerade an uns vorbeimußte- fah
fie aufh lachte und ni>te mir zu. Ich zog verwirrt den Hut und blieb einen
Augenblick fiehen. Jetzt rief Herr Graf ungewöhnlich laut einige Viiortez
die mir unverfiändlich warenx zog gleichfalls den Huth fchwenkte ihn und
trat freudig auf meine Mutter zu. Da fah ich nun zu meinem Erfiaunenz
wie meine Mutter fahl ward- einen Schritt zurück machte und beide Hände
mit einem fo flehenden Blick vorfireckteh daß mein Herz von einer lauen
Zärtlichkeitswelle gegen fie befpült wurde. Ich dachte aber fofort an nichts
anderes- als daß ichh dadurch- daß die Eltern* einander bekannt geworden
warenz öfter und unter weniger gefährlichenllmfiänden mit Elvira zufammen-
kommen konnte- und war froh„ nun auch den Reft desAbends für ein Gefprüch
mit ihr gewonnen zu haben. Damit wollte ich mich zu Elvira wendenF
wurde jedoch durch laute Worte meiner Mutter abgehalten, die Herren
Graf fiolz gegenüber fiand und nun eine fo fichere Miene hattex die ich
fpäter - als mir alles klar geworden war - nie habe begreifen können.
Ich wunderte mich fehr über meiner Mutter fe'ltfame- mir unerhörte Art„
aber ehe ich darüber auch nur zum Nachdenken kamz hatte fie meinen Namen
gerufenx und als ichz verwirrt und ärgerlichh aber doch wie angezogen, zu
ihr hingetreten war- ergriff fie mich feft bei der Hand und zog mich„ ohne
mir Zeit zum Grüßen zu laffen- mit fiel» in einer Eilez die dem fo Be-
handelten wunderlich genug erfcheinen mußte. *
Empörtx dem Weinen nahe- fragte ich meine MutterL was das be-
deuten follte. Sie erwiderte nichts und fah anfeheinend ruhig in die Sonne-

die nicht höher fiand als die Köpfe der Ahren. deren Gewoge bis an den Hori-
zont zu reichen fchien; denn es wehte ein kühler Hauch von den Bergen
herüber. Ich ward heftig. wie ich es lange nicht gewefen war. feit der
Nacht. da mein Vater an meinem Bett fo liebe Worte zu mir gefprochen
hatte, Ich verlangte zu wiffen. mit welchem Recht fie Menfchen beleidigte.
die ihr nichts zuleide getan und die mir bisher die größte Gaftfreundfchaft
erzeigt hatten. Ich forderte fie auf. mir Gründe zu nennen. und erklärte.
als immer noch keine Antwort kam. mit Härte und Beftimmtheit:
..Dann werde ich Herrn Graf morgen für dein Benehmen um Entfchuldigung
bitten!“ Als mir diefe Worte rauh und voll Trotz entfahren waren. blieb
meine Mutter fiehen. fah mich fefk an und fagte: ..Du wirfl mit der Fa-
milie nicht weiter verkehren.“ Ich fiand wie verfieinert. ..Warum 7“ fiieß
ich hervor. - ..Ich verbiete es dir“. erwiderte fie. die Gartentür öffnend.
die zu unferm Haus führte. Ohne fich weiter um mich zu kümmern. fchritt
fie durch den Vorgarten zur Türe. während ich. voll böfer Gedanken. am
Tor lehnen blieb. etwas Schmerzliches zugleich in der Bruft fühlend und
den Tränen wehrend. die mir fchon in den Augen fianden.
Zum Nachtmahl mußte ich wohl oder übel ins Zimmer gehen: meine
Mutter und die beiden Schwefiern faßen fchon auf ihren Pläßen; als ich
eintrat. blickten fie auf. ohne mir im übrigen Aufmerkfamkeit zu fchenken.
Gefprochen ward nicht viel. das matte Licht der auf dem Tifch fiehenden.
verhängten Lampe verlieh dem ganzen Raum etwas Müdes. Trübfeliges.
das zugleich etwas Rührendes hatte. Ich fah meiner Mutter manchmal
verftohlen ins Geficht. um. wenn fie meinen Blick gewahrte. gleich wieder
auf den Teller niederzufchauen. auf den ihre liebe Hand die Speifen legte.
jedem von uns in gewohnter Reihenfolge das Seine zuteilend. Diefe
drückende Ruhe lafiete unheimlich auf mir z kaum hatte ich den letzten Biffen
hinabgewürgt. griff ich mit halblautem flüchtigen Gruß nach der Mühe
und fiürzte fort. entfchloffen. an Elviras Fenfiern vorüberzugehen.
Aber auf halbem Wege übermannte mich ein heißes reuiges Gefühl. und
nach einigem Zaubern lief ich. eine wehende Flamme im Herzen. nach
Haufe. Behutfam ftieg ich die finftere Treppe empor. ging durch die
matt erleuchteten Korridore und einige dunkle Zimmer. bis ich zu
Mutters Schlafzimmer kam. Ohne anzuklopfen. trat ich ein.
Mir bot fich ein wundervolles Bild: die fchlanke Gefialt meiner Mutter.
am offenen Fenfier lehnend. darüber ein Stück graublauen Himmels.
von einigen Sternen einfach geziert. Durch die rafch geöffnete Türe fir-ich
ein Lufthauch und wehte das Haar meiner Mutter von den Schläfen;

fie firich es mit beiden Händen zurück und wandte fich um. Da fiand
ich nun und konnte kein Wort fprechen. „Elemensz“ fagte fie fehr
milde„ „es ifi fpäy warum bifi du noch nicht fchlafen gegangen?" Ich
fah fie an: „Ich war draußenz Mama . , . ich habe keine Ruhe gehabt.“ -
„Und warum. Elemensh was verfiört dich denn ?“ - „Ich weiß es nicht.“
- „Ich weiß esz" erwiderte' fie. „Es ifi übrigens gutz daß du gekommen
hifi; wir wollen einmal miteinander ausführlich fprechen.“ Ich trat nähen
da kam fie auf mich zu„ zog mich zur Ottomane„ fehte fich und nötigte mich
fanftz neben ihr Plaß zu nehmen. Dann fagte fie: „Siehh Clemens - ich
weiß nicht/ wie ich mit dir darüber fprechen foll, Du bifi fo jung. Wenn
ich auch von den Dingen. die du als deine Geheimniffe wähnfß mehr Kenntnis
habe„ als du ahnfi -: ich will fie nicht berühren und fie dir laffem damit
du felbft fiehfiz wie fie zu überwinden find. Aber in Dingenz die mich an-
gehenz wirfi du dich fchon nach meinem Willen richten müffen, Das fiehfi
du doch einz nicht wahr?“ Ich gab dies - nun fefier und freier geworden
- ruhig zu und forderte fie auf„ es zu erklären. - „Es kommt nicht darauf
ang zu erklären'ß fagte fie. „Du wirfi von mir das nicht ver-langem was ich aus
Nückficht gegen dich bisher zu erwähnen vermieden habe. Ich habe dir
nichts weiter zu fagen als eine Bittex und da ich meines Wiffens noch keine
an dich gefiellt habez fo wirft duz denke ich/ diefe erfie und hoffentlich einzige
vielleicht erfüllen. Es ifi'ß feßte fie leifer hinzuy da ich fiumm geblieben
war und vor mich hinfiarrtex „es ifi/ daß ich dich bittex Elemensh herzlich
bittex den Verkehr mit der Familie Graf abzubrechen.“ - „Von Grund
aus abzubrechen? Plöhlich ?“ - „ICH von Grund aus. - Du kannfi mit
dem Mädchen ja noch einige Male beifammen feinh aber du mußt mir ver-
fprechenx ihrem Vater - - nein„ du mußt mir verfprechenx mit der ganzen
Familie von Grund aus und plößlich abzubrechen." - „Warum? Ich
muß doch wiffen- warum?“ fragte ich„ und meine Stimme drohte fehr-
in ihren früheren Ton zu verfallen. Ich war aufgefianden und ging in
fchnellen Schritten auf und ab„ den Blick zu Boden gefenktx die Wangen
heiß/ mit hämmernden Pulfen. „Warum ?'**fiieß ich immer wieder hervor.
„Es muß doch eine Urfache fein! Es muß doch einen Grund geben- weshalb
ich die Leute fo vor den Kopf fioßen foll. Das ift ein ganz unmögliches
Verlangen! Ich kann das nicht. - Ich kann es nichß beim befien Willen
nicht/ Mama!“ - „Beim befien Willen?“ fragte fie und lächelte. -- Ich
ward heftig: „Wenn du mir den Grund fagen könntefi! Aber fo i _Nein i“
fagte ich dann entfchiedenz „ich tue es nicht! Es wäre ganz ungeheuerliax!
Menfchem die fich fo lieb gegen mich erzeigt haben! Ich tue es nichh Mama.

Das darfft du nicht von mir verlangen.“ Mit diefen Worten griff ich zur
Klinke. wandte mich aber um. nach meiner Mutter hin. die blaß fiand und
mit fich zu kämpfen fchien. Endlich fagte fie tonlos: ..Du zwingft mich dazu.
Clemens.“ Ich fühlte einen Schmerz. wie wenn ein Dolch von Eis durch
meine Brufi gegangen wäre; mit beiden Händen wehrte ich ab. fprechen
konnte ich nicht. Eine Stille kam. die ich nie im Leben vergeffen werde.
Dann fielen die Worte meiner Mutter fchwer und kalt wie Eisftücke: ..Ich
war nämlich früher mit Herrn Graf verlobt.“
Mir fprangen bunte Lichter wirr vor den Blick. eine große Finfternis
fchlich fich von oben herab über die Wände ins Zimmer und fing fie ein.
Es war. als wüßte ich nicht mehr zu fprechen. Ich muß fehr hilflos und
flehend ausgefehen haben. denn meine Mutter ging auf mich zu - ich
fühlte deutlich. wie fie durch die Dunkelheit kam. Sie nahm meinen Kopf
in ihre Hände und fireichelte meine Wangen. Doch ich war aus Stein;
hätte ich ein Glied gerührt -: es wäre nicht anders gewefen. als wenn
man es mir abgefchlagen hätte. Ich wunderte mich über meine Mutter.
wunderte mich noch. als ich ihre Wange an der meinen fühlte und ihre
warmen Tränen über mein Geficht riefelten. Sollte ich vielleicht felbfi
geweint haben? O nein: geweint habe ich nicht. ich habe ganz ruhig auf-
gefehen und um mich gefchaut. etwas niedergekämpft in mir und den Arm
facht um meiner Mutter Nacken gelegt. Und gefprochen auch. wie? Ia:
auch gefprochen. Aber ich weiß nicht mehr. was. Liebe. gute. tröftende
Worte ohne Sinn. die man Kindern vorzufprechen pflegt. wenn fie fich
anfchicken. zu weinen. Dann hab' ich ihr fefi die Hand gepreßt und bin aus
dem Zimmer gegangen. in den Garten hinaus. aus dem Tor. auf die Straße.
immer weiter mit dem fchmalen Waffer. in das der Mond gefallen
war. Darüber dachte ich lange nach: wie wohl der Mond ins Waffer ge-
kommen fein mochte. aber als ich im Walde war - weiß der Himmel.
wie ich hinkam! - überfiel mich meine alte Furcht vor dem Dunkel. Ich
kehrte haftig um und ging fchnell. mit einem heimlichen Grauen vor meinem
eigenen Schatten. den Weg zurück. Die Wolken waren hell und hatten
wunderliche Gefialten; eine glich einem grauen fchlottrigen Pferd. und auf
ihr ritt ein Bogenfchüß. gerade über mir. und lachte und fchoß. und ein Stern
faufie an mir vorbei ins Gras. Da fchrie ich auf. hielt mir die Augen zu
und blieb hilflos fiehen. Im nächfien Augenblick aber fchien es mir: einer
rühre mich von rückwärts an - da brach mir der Schweiß aus den Poren.
und ich lief nach Haufe wie befeffen. Als ich ankam. hatten fich die Wolken
verzogen. und zahlreiche Sterne hingen zitternd am blauen Himmel. durch

den fich der weiße Schimmer der Milchfkraße kühl hinzog. Und ich lag
wach in der Nachh lange„ und zählte die Sterne„ bis fiej einer naäy dem
anderm auf mein Bett fielem da war mein Bett voll Sterne und fchien
zu fchweben und ich mit ihm in den Schlaf hinein.
Mit Elvira kam ich nun zwei Tage lang in der Tat nicht zufammen.
Aber der dritte„ ein Regentag„ brachte mir Schuld und Verhängnis. Wie
dies gefchah„ foll auf diefen Blättern treulich berichtet fein.
Ich hatte einen Brief zur Poft zu tragem das bedeutete foviel als
eine Wanderung in das nächfie Dorf anzutreten. da das unfere kein eigenes
Poftamt befaß. Diefe Pofigänge beforgte ich mit großer Vorliebe„ denn
der Weg führte längs des Waldes dahin„ war reich an wechfelnden Land-
fchaftsbildern und bot mit vereinzelten Bänken unter fchattenden Bäumen
angenehme Ruft. Auch traf man allerlei Bekannte„ und es gab iiberrafchte
und freundliche Gefpräche. Nun kam esz daß ich„ unter meinem Schirm
langfam dem Dorf zufchreitend„ einem Mädchen begegnete„ das„ ha|ig„
die Kapuze des Mantels um den Kopf gefchlagem die Straße hinabeilte.
Es war Elvira. „Ah„“ rief fie ausj als fie mich erblickte„ „welch ein Glück
Sie zu treffen„ Clemens] Der Regen war fchon nahe daran„ mich auf-
zulöfen l“ und lachend griff fie mit den regennaffen Händen nach den meinem
entwand ihnen den Schirm wirbelte ihn über meinem Kopf„ daß die Tropfen
wirr über unfere Gefichter fprühtem lachte und redete allerlei unfinniges
Zeug. Ich ftand und wußte nichtX was ich beginnen follte„ ungeahnt füße
Sehnfucht zog mich langfam zu ihr him aber ich fühlte. daß der Weg über
einen Schmerz gehen mußte. Einen Augenblick zögerte ichz dann fagte
ich„ zu Boden blickend: „Ich muß zur Poft. Wenn Sie meinen Schirm
haben wollen - - - ?“ Hier fiockte ich. „Was? Was muß ich dann tun 7"
fragte fie rafch. „Vielleichß wie Hüon von Bordeaur dem Bürgermeifker
vier Backenzähne und ein Büfchel von feinem ftruppigen Bart abverlangen 7 l“
„Nein“„ verfehte ich„ ohne zu lachen und dann ganz leife: „Sie müffen
mich begleiten.“ - „Was zwar nicht ganz fo fchön iftj“ gab fie zurück und
hängte fich in mich ein„ „damit wir beide gefchützt feien“. wie fie fagte„
um fich zu rechtfertigen. „Im damit wir beide gefchiiizt find“„ wiederholte
ich tonlos und fpürte ein falfches Lächeln auf den Lippe-y aber im felben
Augenblick fank ein Schleier vor meinem innern Schauem als ftünde mein
Schickfal auf und legte die Hände ftill an mein Leben.
Wir gingen bei fkrömendem Regen dahin und fprachen alle feligen Tor-
heiten. Könnte ich fie hier wieder erklingen laffen. aus den Treibhäufern der

Erinnerung heraufholen! Aber es fiiinde gereifter Erkenntnis fhlecht an.
wie einem Herbft. der fruchttragende Bäume zum zweitenmal blühen ließe.
Genug. wenn ih gefiehe: ih weiß keinen Tag meines Lebens. den ih
lieber hätte und den ih glücklicher nennen könnte. Aber den Traum will
ih erzählen. der mir die Nacht darauf kam. und in dem vielleiht mehr
liegen mag als in den verworrenen Gefprähen. in denen wir unfere jungen
Wünfhe durh Schleier leuhten ließen.
Mir träumte: ih wäre ein Bettelknabe und übernahtete im Garten
vor dem königlichen Schloß. hart am Teich. auf dem drei Schwäne immer
im gleihen Kreife fhwammen. und ih hatte den Ausblick auf die Stufen.
die zum Palafi hinaufführten. und die aus Marmor waren und fchimmerten.
weil die Sterne darauf fhienen. Wie ih nun fo lange auf die filbernen
Stufen hinftarrte. kam plöhlih ein Dunkel. das das ganze Schloß verfchlang.
Und dann fühlte ih: es war ein warmes Dunkel. ein körperhaftes. und
dann fühlte ih Hände. die fih um meine Augen fhloffen. daß fie erblindeten.
Ich dahte: Warte nur. Werden die Hände fih löfen. werde ih wieder die
lichten Stufen erblicken. Da löften fih die Hände langfam von meinem
Gefiht. doh die Finfiernis blieb und wollte nicht weihen - da erfhrak
ih: denn nun wußte ih. daß ih blind war. Und als nah langem. geduldigem
Harren kein Lichtftrahl in die Nacht drang. begann ich zu weinen und zu
rufen. Da flüfierte eine Stimme hinter mir: ..Warum weinfi du *2" und
ih fchrie und fhluhzte: ..Hilf mir: ich bin blind.“ - ..Bifi du blind?“
flüfierte die Stimme. ..fo geh' zum Teih und netze dir die Augen mit dem
Waffer.“ Ih tat. wie mir geheißen war. neigte dieAugen. aber die Blindheit
wih niht von mir. Da lag ih denn in großer Verzweiflung und weinte
und flehte. und es gefhah ein Wunderbares. daß mir das Herz zu läuten
begann. Eine Frau beugte fih fanft über mih und fprah: ..Deine Hände
find nicht heilig genug für das Waffer. Siehe: ih tauhe die meinen ein
und lege fie über deine Augen.“ Da fprang das Dunkel auf wie ein Tor.
und ih ward fehend. und die Stufen lagen weiß vor mir. Auf der oberften
Stufe aber ftand eine fhlanke Frau und wehte mir mit lichtem Schleier
zu. Der ging ih langfam entgegen. und fie ftieg die Stufen hinab. und es
war eine überaus erleuhtete Naht. Vor dem hohen Portal aber ergriff
fie meinen Arm. und wir gingen ganz leife in eine dunkle Allee. die endlos
war. immer weiter und weiter. bis wir in eine Ebene kamen. Und ich wußte:
ih liebte die Frau. und ich wußte: daß fie es war. die mich fehend gemaht
hatte. Da umfchlang ih fie und drückte fie an mih. und mein Mund preßte
fih an den ihren. und wir verloren Himmel und Ebene. und es gefhah.

daß wir beide zu lauter Seele wurden und auf unerhörteF von mir nie be-
griffene Weife in die Harmonie der Sphären hinüberklangen . . .
Dies war der Traum. Aber das Schickfal verkündet fich nicht in Träumen.
Es zwang uns zueinanderh um uns voneinander zu reißenz denn es
will das größere Glück um größeren Leides willen. Warum foll ich's
lange darfiellen und Gefühle wieder aus der Schattenwelt ans Licht rufen ?
Die Tage gehörten wieder unsh und wir gehörten den Tagen. Aber nicht
allzuvielen. An einem fchon herbftlich anklingenden Abend traf uns meine
Mutter unverfehens im Wald. Sie fprach darüber zu mir mit keinem Word
fie war gegen mich diefelbe wie friiherh und ich kann nur fernher vermuten7
wie ihre Gedanken gegen mich gewefen fein mochten. Ich felbfi hütete
mich wohlx mit ihr dariiber zu fprechenz teils aus Schamh teils aus Furcht.
Das einzige„ was ich als Folge diefer unverhofften Begegnung erfuhr,
nur zu friih erfuhr„ war auch das ärgfie: unfere vorzeitige Abreife nach Wien.
Am nächf'ten Tage erklärte mir meine Mutterh der Vater wünfche unfere
Anwefenheit in der Stadth da in unferer Familie Wichtiges vorginge und
zu befprechen fei. Es follte noch in diefer Nacht fortgefahren werdenz und
ich müßte beim Packen helfen und zugegen fein. So kam esz daß ich von
Elvira nicht Abfchied nehmen konnte. An demfelben Abend aber erhielt
ich von Eamillo einen Briefh worin in hafiiger Schrift zu lefen war. daß
er es gewagt hatteh eines jener Mädchen zu befuchen, die unfere Gefpräche
fo erregt und lebhaft machtenF und zwar in der Gaffeh durch die ich damals
mit fo feigem Herzen gegangen war.

Sechftes Kapitel.

Run kam eine dunkleh einfame und wehe Zeit. Die Schule begannh
und ich vertiefte mich mit den befien Kräften in Bei-gif und DemofihenesX
Trigonometrie und Mechanik- um der im nächfien Iahre drohenden Ma-
turitätsprüfung einigermaßen gerüfiet zu begegnen. An Camillo fchloß
ich mich anfangs lebhaft anh doch entfernten wir uns nach und nach von
einanderz fei esh daß ihn mein beharrliches Schweigen verfiimmtez fei
esh daß fein im Grund zu Heiterkeit geneigter Sinn meiner ernfien Art
nicht froh werden konnte. So kam es baldx daß ich wieder in Einfamkeit
war. Wie fehr ich mich aber auch befirebte, mich über meine Sehnfucht
emporzuhebem fo zog mich doch ein Bleiernfchweres immer wieder
herabz bis ich fchließlichh dumpfer Ergebung verfallendh nichts mehr
wünfäzte - als: die Welt und mich zu vergeffen.
Damals war es nunh daß ich mehr Gedichte fchrieb als jeh fchmerzliche.

traumhaft anklingende Verfe. die ich fpäter - in einer Winternacht - verbrannte. um diefer großen Zeit entrinnen zu können. wie ich in meiner Torheit gewähnt hatte. Spät erf't erkannte ich: all mein Leben bis auf den heutigen Tag fieht im Zeichen jenes Sommers. und wenn die Kette fchmerzlicher Schickfale und Erfahrungen in der Zukunft um viele Glieder reicher ward. fo war es deshalb. weil mir kein anderer Name lebendiger war als der Elviras und weil keine Sehnfucht tiefer. heimlicher. edler und fammelnder war als die nach jenem fonderbaren. einzig fchönen Wefen. das mir doch nur Erinnerung blieb und Traum.

In diefer Zeit nun warf ich mich mit gewollter und künftlicher Leiden-fchaft auf die Löfung jener erfchütternden Rätfel. von denen ich mich verfolgt und umfiellt fah und vor denen es keinen anderen Ausweg gab: als ftandzuhalten und die Stirn zu bieten. Ich begann damit. meine Angft vor dem Finftern zu bekämpfen. und wagte mich an wolkigen Herbfiabenden allein in die Wälder. Zwar gelang es meinem Willen. mich an ein ruhiges Wandern zu gewöhnen. allein die Nächte waren von aufregenden und abenteuerlichen Träumcn erfiillt. die mich oft aus dem Schlaf fiöhnen ließen. fo daß meine Mutter manchmal erwachte und an mein Bett kam. Diefe Stunden werde ich nie vergeffen: ich. im Bett auffilzend. mühfam nach Atem und Ruhe ringend. indes die Hand meiner Mutter. meine Stirn kühlend. mich zu mir felber zurückführte. bis ich ihren beforgt-milden Blick wieder als fchüßende Gabe zu empfangen vermochte. So ward mir meine Mutter nach und nach der einzige Halt. an den ich mich lehnen durfte. wenn der dunklen Feinde gar zu viele mich umzingelten und die leidvollen Stimmen in meiner Bruft zu flehend nach Ergebung riefen.

Wie nun fo die Liebe zu jener Frau in mir wuchs und wuchs und viele Stunden faft glücklich werden ließ. ergriff mich oft ein furchtfamer Zweifel an mir. und ich gedachte in meinem fortwährenden Grübeln. wie ich an jene verborgene Gewalt. der mein Leben untertan zu fein fchien. das meiner Mutter verloren hatte. Ich grübelte mich in fo un-geheures Schuldbewußtfein hinein. daß ich keine Rettung mehr für mich fand. In leichtfinniger. nie zu vergebender Art hatte ich das Leben meiner Mutter um einer Begegnung mit Elvira willen der Hand des Todes anvertraut. und nun zitterte ich vor der Stunde. da er die Splitter meines Verfprechens aus dem Dunkel hervorholen mußte, Ich ver-brachte die Nächte oft lange fchlaflos oder in ungeheuer überfiürzten Träumen, So kam es. daß ich gefährlich krank ward und im Fieber irr

fprach. Zwei folcher Phantafiebilder hab' ich bis heute nicht vergeffenz
und fo will ich fie denn- fo gut ich es vermagh auf diefen Blättern zu
neuem- friedlicherem Leben auferwecken.
So war das erfie: ich ftand in einer mondhellen Nacht vor einem
hohenh runden Turmx an deffen Zinne eine Frau im weißen Gewand
ftand„ die mir mit einem lichten Schleier lebhaft zuwinkte- fo daß mich
Luft ergriff„ zu ihr zu gelangen. Wie ich nun fo voll Begehren zu ihr
auffahh nichts fehnlicher wünfchend als: durch die Kraft des Mondes
gehaltem einem Schlafwandler gleichx an der Mauer des Turmes hinau-
fteigen zu könnenx erblickte ich plötzlich eine Strickleiter vom Turm hängen;
es war jedoch an Stelle des Holzes düfier aufleuchtender Amethyft. So-
gleich fiieg ich die feidenen Sproffen empor„ mit einer verwunderlichen
Haft und Kühnheitx und bald konnten meine Hände die Wolken berühren
und fireichelm die lebende Wefen waren und mir freundlich gefinnt zu
fein fchienen. Das Bild jener Frau aber verwandelte fich immer mehr
zu dem Elviras„ und diefe felige Erkenntnis erhöhte meine Kraft und
meinen - mir unbegreiflichen - Mut. Endlich- als mir noch fünf oder
fechs Sproffen zu meinem Ziele fehltenz - bemerkte ich mit Entfeßen-
daß die Leiter nicht an der Zinne befefiigt warx fondern tiefer hing- fo
daß meinem rafchen Steigen ein frühes Ende gefeßt war. Da fireckte
ich„ in vermeffener Sehnfuchh die Hände aush umh fpringend„ die Zinne
zu erfaffen und mich hinaufzufchwingen - doch ich verfehlte den Augen-
blickz und in blißhafter Erkenntnis des ficheren Todes laut auffchreiend-
fiürzte ich in eine unermeßliche fchwarze Tiefe. Aber fonderbar: ich
verlor das Bewußtfein nicht- und im Stützen blieb mein Blick auf
Elviras Geficht gerichteth bis es fo klein war wie ein Stern. Dann er-
wachte ich.
Das zweite Gefichth deffen ich mich entfinneh war ähnlicher Arty
vielleicht noch tiefer und ergreifender zu nennen. Ich ging durch einen
dichten Wald„ aufmerkfam und langfamen Schrittes„ denn ich hatte für
einen mächtigen König den Edelfiein Himeros zu fuchenh der eine wunder-
bare blaue Farbe befihen follte. Wie ich fo gingh ward es plößlich Nachy
und da mich meine alte Furcht vor der Finfiernis wieder zu ergreifen
drohteh fo verdoppelte ich meinen Schritt und firebte in Eile- die Lichtung
zu gewinnen. Da merkte ich nun- wie eine dunkle Geflalt in der Krone
eines Baumes fchwankte und in fchleichenderh vorfichtiger Art fich über
die Afie zum Stamm fchwang„ an dem fie fich fo herabließ- indem fie
den Oberkörper nahe an die Kniee brachte und diefe dann hinunter-

fehnellte. Diefe dunkle Gefialt. die ich bald als den Tod erkannte. rief
mich nach einiger Zeit mit gedämpfter Stimme an. und da ich mich nicht
umwandte. fondern einer womöglich noch größeren Eile befliß. fo lief
fie mir nach. überholte mich weit und trat mir dann entgegen. einen
Pfeil an den gefpannten Bogen gelegt. Die Spitze des Pfeiles fchimmerte
blau. und ein heimliches Stimmchen rannte niir den Namen Himeros zu.
des Edelfteins. den zu fuchen ich ausgezogen war. Ich wich zurück. meinen
Blick flehend in den des Todes gefenkt. der unbeweglich ftand. mit ruhiger
Hand auf mich zielend. Kurz darnach drang mir das Gefchoß ins Herz.
und ich fank ins Gras. von meinem Blut überfirömt. das einem Bach
glich. in den ich gefunken zu fein fchien. Ein Engel trat auf mich zu. hob
mich empor und fchwebte mit mir in den Himmel hinein; den Stein
Himeros aber hielt er in der Hand. und fo kamen wir zu Elviras Haus.
Darin war es Abend; die Lampe fiand auf dem Tifch. an dem Elvira
allein faß und fchrieb. Das Fenfier fiand offen: da ließ der Engel den
Edelfiein ins Zimmer fallen. und fiehe da: ein Schein lohte um Elviras
Haupt. und fie erhob fich mit derfelben Gebärde. mit der in alten Bildern
die Jungfrau Maria die Botfchaft Gabriels entgegennimmt. Wie fie
aber meiner anfichtig ward. ging ein Lächeln über ihr Geficht und hatte
fo tiefe und geheime Kraft. daß ich fühlte. wie mir das Leben langfam
in die Adern und ins Herz firömte und meine Sprache zu klingen begann.
Da trug mich der Engel auf die Erde fachte hinab und legte mich an die-
felbe Waldfielle. wo er mich verließ. Ich aber. wieder zu mir gekommen.
entfann mich des Auftrags. den Stein Himeros zu fuchen. und fo begann
das gleiche Spiel von neuem. bis ich. von Anfirengung und Sehnfucht
überwältigt. den Traum durchbrach und zum wachen Leben zurückkehrte.
Um diefe Zeit war es auch. daß ich wachen Auges den Tod zu fehen
vermeinte. und es will mir auch heute keine Täufchung fcheinen. obwohl
es nahe läge. daran zu denken. daß die Sinne Kranker fich bis zum
Außerfien verfeinern und Bewegungen des Lichtes und der Luft fo zu
fchauen imftande find. als wäre in ihnen irgend ein bewußter Wille.
Zwar verfuchte man. mir mein Erlebnis mit jener finfteren Gewalt als
einen Traum oder ein Bild des Fiebers zu erklären. doch fcheint es mir
heute eines der zahlreichen Gefchehniffe gewefen zu fein. in denen Uber-
irdifche den unfichtbaren Kreis durchdringen. der uns von ihnen fcheidet
und vielleicht nicht weniger verbirgt als fie. So daß - wie ich meine -
ihre ganze Uberlegenheit einzig in dem befieht: im fremden Kreis zu
atmen. während wir darin erlöfchen müffen. Ich entfinne mich einer

Erfcheinung von außerordentlich mildem Blickj die langfam an mein Bett gefchritten kam. Und da ich„ von Angfi namenlos ergriffen. die Hände flehend faltetej lächelte der Fremdling und fchien einiges zu fprechen; doeh ich vernahm keinen Klang. Dann fah er fich im Zimmer umj betrachtete jeden der Anwefenden mit bedeutendem Ausdruck und entfernte fich durch eine verborgene Tür ebenfo rätfelhaftj als er gekommen war. Ich aber fühlte mein Herz freier fchlagen und eine Kühle über meinen Körper gleiten. und wie ich auffah, fing ich das Lächeln meiner Mutter ein. die am Fußende des Bettes faß und mich fiill anblickte. Da wußte ich„ daß ich gerettet warf und nachdem ichj um mich des Lebens zu vergewiffernz meine Hände betaftet und laut einige Worte gefprochen hatte. breitete ich die Arme ausj und meine Mutter fiand aufz mich zu kjiffen. Auch meine Schwefiern kamenj ein wenig zagend. herbei, und Angelika legte mir einen Brief auf die Decke. Der war aber gar nicht an mich gerichteß fondern an fiej und ich wunderte michj weshalb ich ihn lefen follte. Da merkte ichj daß das Kuvert offen warh und fah erfiaunt: Maria von der Stadt verlangte Nachricht über mein Befinden. Wie ich dies lasj umhüllte mich ein wohliges Gefühlj und ich reichte den Brief lächelnd Angelikaj die ihrerfeits auch vor fich hinlächeltej in der ihr eigenen heimlichen Art. Doch im felben Augenblick gedachte ich Elvirasj und über die friedliche Landfchaft jener fernen Knabenzeit ging ein großer und heißer Strom„ der mich wieder leicht ins Fiebern brachte,

Aber das Leben ließ mich nichß und fo konnte es gefchehenj daß ich mich nach und nach vom Schattenreich entfernteX immer lichtern Himmel über mir empfindend„ bis endlich alles in mir gelöfi aufatmete und fich frei fand. Und ich hatte immer das eine Gefühh das ich am liebfien „jugendlich“ nennen möchte: die ganze Welt war weit und hellj und derden fie umfchloßj wünfchte nichts mehrj als ein Wanderer zu fein und alles Flutende in fich eindringen zu laffenj groß„ feierlich und von fefilicher Heiterkeit leicht.

Da fammelte fich das Schickfal im Verborgenen uud fpannte fich zu ungeheurer Tat. Fafi zur felben Zeitj als ich mich einen Genefenden heißen durfte„ ergriff eine plötzliche Krankheit meine Mutter und zwang fie in kurzem dort hinab„ woher ich mich eben mühfam emporgerungen hatte.

Es begann wie immer: eines Abends klagte fiej daß fie fich nicht wohl fühle. Sie fah ein wenig blaffer aus als fonfiF und ihre Stimme klang fremd: fo leife. In unferer Familie war es nun feit jeher foj daß„

fobald einer krank wurde. ihm jeder von den Gefunden zu helfen trachtete
und dem Kranken foviel Liebes erzeigt wurde. daß er _ fafi glaube ich
es - davon am ehefien genefen mußte. In dem Augenblicke nun. da
unfere Mutter über ihr Unwohlfein klagte. fchien es. als wären alle mit
einem Male fchweigfam geworden. Wir fahen uns gegenfeitig an und
fühlten. daß jeden die gleiche Furcht ergriffen hatte. Der Vater war
der erfie. der zu fprechen begann. und feiner eindringlichen Überredungs-
kunfi gelang es. die Mutter zu bewegen. zu Bette zu gehen. Sie ging.
uns allen ein fröhliches Gutenaayt zurufend. Noch in derfelben Nacht
aber brach das Fieber aus. Ich wurde gefchickt. zum nächfien Arzt zu
eilen.
Indes ich nun die Stiegen hinabfiürmte. heiß. verfchlafen. von
Ahnungen und Befürchtungen wie geheht. fiel mir plötzlich der vorige
Sommer und Elvira ein. und einen Augenblick war es mir. als wäre
um mich die undurchdringlichfie Finfternis. Dann fchüttelte ich die wirken
hintaumelnden Gedanken mit einer jähen Willensregung ab. jufi als der
Hausbeforger mit dem Licht kam. um aufzufperren. Auf der Straße fchlug
mir ein kühler Hauch entgegen. und ich hatte ein Gefühl der Weite und
des Verftrömens. Der Arzt wohnte im nächfien Haufe. Ich fchellte.
Das wandernde Licht vom Gang kam näher. endlich f'iand es irgendwo.
und nach wenigen Minuten wurde mir auch diefes Tor geöffnet. Ich
lief die Treppen hinauf und - daran erinnere ich mich gut: ich
mußte lange warten. ehe mir geöffnet wurde. Der Doktor war zufällig
noch wach. und als wir zufammen hinabfiiegen. befragte er mich über
allerlei. ließ mich die Krankheit befchreiben. und ich antwortete ruhig
und wunderte mich darüber.
Während der Unterfuchung verließen alle mit Ausnahme Angelikas
das Krankenzimmer. Renate fiand am Fenfier. der Vater ging nervös
auf und ab. Ich faß auf dem Sofa. Gedanken hingegeben. die aus einer
großen Ferne kamen. Lang Vergeffenes fiieg in meiner Erinnerung auf.
ich fah einen Teich. einen Kahn. ein Mädchen. nach dem ich plößlich ein
überfirömendes Begehren empfand. Dann fah ich meine Mutter an
meinem Krankenbett fißen. meine Hand in der ihren haltend. Wann
ich wohl meine Hand fo in der ihren hatte ruhen laffen? Ich wußte:
wann - und dann hätte ich fafi aufgefchrieen. Damals als fie mir das
Verfprechen abgezwungen hatte. Verfprechen? War es bloß ein Ver-
fprechen? Und ich erinnerte mich mit großer Deutlichkeit. wie ich ihr
Leben. das fie mir als Pfand und Geifel anvertraut hatte. achtlos von

mir geworfenh erinnerte mich und fah mich den Weg zur Villa eilen, Da er-
griff es mich wie eine eiferne Hand und fchiittelte mich. Am liebften hätte
ich laut aufgefchluchzt. Doch da ging die Tür auf„ und der Doktor kam.
:f Mein Vater fchritt ihm heftig entgegem mit fragendemz unendlich
beforgtem Blick. Er fagte: es fei eine nicht ungefährliche Krankheith
die höchfie Schonung erfordere. Doch feikkein Grund zu Beforgniffen
gegeben. Dann erteilte er dem Vater einige Maßregelnz fchärfte ihm
dies und jenes ein„ ab und zu einen Scherz dazwifchen werfendz der ihm
jedoch nie ganz gelang. Mein Vater geleitete ihn bis zur TürL während
ich und Renate zu unferer Mutter gingen.
In diefer Nacht blieben wir alle wach. Ich faß in meinem Zimmer
beim Fenfter und fah„ wie in den Nachbarswohnungen Lampe auf Lampe
gelöfcht wurde. Der Himmel war von vielen Sternen licht und hatte
etwas Überwältigendes in feiner allumfaffenden und ruhevollen Weite.
Oft beugte ich den Kopf weit vorz um den Hauch an Stirn und Wangen
zu fühlenz der fo kühl und köfilich ift. Aber diesmal wollte mich
nichts befreien: unendlichem fchweren Gewichts drückte die ungeheure
Lafi auf mit; die ich als Schuld empfand„ und da ich - aus Furchß
meine Mutter zu we>en„ - nicht wie fonft im Zimmer auf und abgehen
konntef lafiete die Qual immer fchwerer und hielt mich mit verbor-
gener unfichtbarer Kraft nieder. Als mein eigener Ankläger fiand
ich auf und wuchs an der Wucht der vernichtend großen Gründe- die
meine nie geahnte Schuld warenz unter der ich nie wieder frei das
Haupt erheben follte. Immer wieder forfchte und fragte ich michx was
ich mit dem angetrauten Pfunde begonnen hatte„ fo überzeugt war ichh
daß ich an dem Tod meiner Mutter erfie und einzige Schuld trug.
Plößlich fchnellte ein heller Entfchluß in mir empor- und es fchien
einen Augenblich als ob ein Größeres in mir den Tod überwunden hätte.
Langfam richtete ich mich daran auf: Sollte es vielh viel Liebe
nicht gelingenh über die finfiere Gewalt Sieg davonzutragen? Tag
für Tagz ja auch die Nächteh wollte ich am Bett meiner Mutter
wach feinh fie pflegen und betreuenz ihr alle Liebe erzeigem deren fie -
achh wie fehr! - feit langem bedurfte. Ich würde nicht weichem bis ich
fie langfam von den Schattenz denen fie verfallen fchienh zurückerobert
hättex ohne Gefang wie Orpheusx doch wie Herakles durch die Kraft.
Alles in mir rief nach Kampf und Tatz brannte darnach7 dem Schickfal
und feinem fchweigenden Boten ftandhaltendz unmöglich fcheinendes
Werk zu vollbringen. So voll Liebe war ich und wunderbar: fo nn-

verfiegbar fhien ih an Liebe. daß es der Schiffe vieler Worte bedurfte. um die große Fracht vom Ufer der einen Seele zum Ufer der anderen ficher hinüberzubringen.
Und wie war nur dies alles? Seh ich mich noch abends die Lampe entzünden. dann einen Stuhl zum Bett meiner Mutter rücken und aus der Zeitung vorlefen. mit lauten und deutlihen Worten. die in dem großen Zimmer wunderlih aufklangen? Seh ih mih noh mit leifem zagendem Ton Märhen und Gefchichten in die Dämmerung fprehen. die fpärlihe Gegenrede fehnlih auffangend wie ein Koftbares? O dunkle. traurige Abende. - ganz allein faß ih im Zimmer. das der fonderbare Krankengeruh gleihfam mit Ehrfurht erfüllte; an nichts anderes dahte ich als an den nächfien Wunfh. den das dünne Stimmchen vom Kiffen her mühfelig zu mir gelangen laffen würde. O. wie ich danach begehrte. etwas zu tun! Wie glücklich ih war. wenn ih einmal die. Pflihten meiner Shweftern übernehmen durfte und einen Umfhlag um die Stirne be-hutfam hinbreitete. lähelnden. fhwahen Dank als Lohn empfangend.
Aber es fheint: ih fürchte mih. das Leßte zu berichten - fo werde auh diefe Brücke überfhritten!
Fortfeßung im nähften Heft

Hans Beth ge:

Die Mädchen von Granada

Die Mädchen von Granüda find wie weiche,
Nachtdunkle Roien. die in wunderbaren.
Verfteckten Gärten ihren Duft bewahren.
Die Mädchen von Gransda lächeln nie.
Nur wenn die Sterne in den Frühlingsnächten
Silbernen Schein um ihre Locken flechten:
'
'
Z
Z
Z
Z
'
Z
Z
Z
Z
Z
Z
7
Z
Z
Dann tritt in ihre Augen ein Verföhnen. Z
Sie fchreiten durch die Felder. Hand in Hand Z
Und ihre Lippen träumen von dem fchönen Z
Verraufchten Glanz in ihrem Heimatland.

Maurice von Komorowicz:
Bilder aus Madeira und Teneriffa
. . . Es war kaum 6 Uhr früh. als wir auf der Reede von Funchal
ankamen. Das Wetter war kühl und neblig. ein rauher Wind pfiff durch
die Mafienz vor uns lag ein gewaltiges Bergmafliv. deffen Gipfel in
finftere Wolken gehüllt waren.
Allmählich wurde es heller. die Sonne ging auf. Das nahe Land
erglänzte in goldnem Schimmer. Wir fahen eine üppige Fülle von Blumen-
gärten. dunkle Palmen. und über allem einen reinen. blauen Himmel. der
weit am Horizont mit dem fäjäumenden Meere zufammenfloß.
Unfer Schiff war bald von kleinen Booten umringt. deren Jnfaffen
Obft und Nahrungsmittel zum Kauf anboten. Gegen 10 Uhr verließen
wir den Dampfer und gingen ans Land. Es war fchön und klar; die
Sonne brannte ziemlich heiß hernieder. und die umgebende Landfchaft
bot einen köfilichen Gegenfalz zu dem in Europa zurückgelaffenen Bilde.
Wir verließen den fchmulzigen Hafen und fäfritten am Kai entlang.
an deffen rechter Seite eine hohe Felswand [teil emporftieg. An ihrem
Abhang hatten fich grüne Agaven und Kakteen eingeniftet. und oben hingen
bunte Gärten. deren Pracht das Auge entzückte.
Der Weg wurde allmählich fteiler und führte zwifchen Häuferreihen
hindurch; von ihren hohen Mauern hingen bunte Blumen herab. Hier und
da lugte der Wipfel einer Palme. einer Araukarie oder einer Dracene
hervor; alles machte einen geheimnisvollen. romantifchen Eindruck und
erinnerte uns an altfpanifche Erzählungen. wo in verfchwiegenen Paläften
anmutige Jungfrauen weltabgefchieden fchmachten.
Weiter ging es. Eine Brücke führte über tiefe Schluchten, Weiß-
fchäumende Meereswogen zerfchellten links an fchwarzen Lavaklippen.
rechts öffnete fich eine Ausficht weit in das blaue Gebirge hinein. Der
Boden der Schlucht war mit tropifchen Gewächfen bedeckt; an einer
Quelle wuchs eine Gruppe von prächtigen Phönirpalmen. ein Streifen
grüner Bananen fiihrte den |eilen Abhang hinunter.
Es ift fchwer zu fagen. was auf Madeira das fchönfte ift: der Garten
am Palafthotel. der auf dem Felfenplateau hoch über dem Meere thront.
die blumengefchmückten Straßen der Stadt. der Weg nach Eamara de

Lobos. wo grünende Bananen und Zuckerrohrfelder fich am Meere ent-
lang ziehen. das wild zerriffene Gebirge des Innern. oder die Wälder
auf dem Monte.
Rach dem gräßlichen nordeuropäifchen Winter fchien uns diefe
Blumeninfel ein wahres Paradies zu fein. Stundenlang ruhten wir in
warmen Sonnenftrahlen und weideten unfer Auge an der reichen Farben-
pracht ringsum; oder wir ließen nachmittags Pferde fatteln und titten
ins Gebirge. wo die tropifche Pflanzenfülle einer ernfken füdeuropäifchen
Vegetation Plau macht. Hier war alles heimifäfer. keine Palme. keine
Dracene mehr. nur dunkelgrüne. fichtenähnliche Pinienbäume. Oliven und
Zypreffen. Oder wir machten Spaziergänge in die Gebirgsfäfluchten.
wo tms alles an den Schwarzwald oder Thüringen erinnerte.
Abends aber. bei Sonnenuntergang. gingen wir ans Meer. den Weg
nach Camara de Lobos. und fahen die lodernde Scheibe des Tages-
gefiirns in die kühlen Fluten des Ozeans verfinken. Langfam wandeln
wir am Strande entlangz eine wunderbare Ruhe. ein fiiller Frieden liegt
über der Natur. Immer einfamer wird die Landftraße. die purpurne
Abendröte weicht einem filbernen Zwielicht. und als der kühle Nachtwind
den erften Tau auf die Berge herniederbringt. kehren wir heim.
Dann wird es Nacht. Der Mond beleuchtet mit bleichem Licht die
Palmengärten am Meere. die filberne Fährte feiner Strahlen legt fich
auf die fchäumenden Wogen der See. Still und ruhig i| alles in der
Runde. märchenhaft flhön zeichnen fich die dunklen Silhouetten der
Palmen vom hellen nächtlichen Himmel. und weit unten. wo das Meer
an Felfen zerfchellt. leuchtet ein filberner Schaumftreifen empor. . .
'i- 'k- K
Die Infel fteigt von der Südküfte. wo die Stadt Funchal liegt.
unmittelbar bis zu einer Höhe von 1750 Meter über dem Meere. fo daß
alle Straßen der Stadt auf Abhängen des Berges gelegen find. Der
.Hafen i| halbkreisförmig und an beiden Seiten durch vorfpringende Ge-
birgszungen abgefchloffenz aus feinem Gewäffer ragt eine befefiigte Fel-
feninfel empor. die mit dem Lande durch eine hohe. fehr breite Mauer ver-
bunden tft.
Die eigentliche Hafenftadt bietet nicht viel. fie befteht lediglich aus
engen. fchmußigen Gaffen. in denen fich allerlei Gefindel herumtreibt.
Nur der hübfche botanifafe Garten mit feinem Schwanenteich verdient
Beachtung. Über dem Hafen liegen auf den Abhängen die zahlreichen

Villen. die ,.Quintas". mit ihren reizenden Gärten und ihren hohen. ver-
fchloffenen Mauern. hinter denen die Wipfel der Pinien und Zypreffen
hervorragen. Wie lebendig gewordene Böcklinfche Gemälde grüßen fie
den deutfchen Fremdling.
Die untere Stadt ift mit der oberen. dem fogenannten Monte. durch
eine Eifenbahn verbunden. Durch diefe Höhenunterfchiede ift der ganze
Charakter der Infel bedingt. Ie mehr man nach oben fieigt. defio mehr
verfchwindet die tropifche Vegetation: die Palmen. Dracenen und Bananen
bleiben unten. und man fieht eine andere. der füditalienifchen ähnliche
Flora: Mandelbäume. Oliven. Lorbeerbäume. Zitronen. Orangen.
Zypreffen. Pinien und dergleichen. Auf dem Monte befinden fich auch
die größten Grundbefißtümer und einige von prächtigen Parkanlagen um-
gebene Hotels. die fich aber. wie alle Hotels auf Madeira. durch fchlechte
Wirtfchaft auszeichnen. Und weiter hinauf locken dichte Zauberwälder.
die ein verfiecktes Heiligtum bergen: eine Wunderkapelle der Gottesmutter.
-K * '-
Von Funchal ging es weiter füdwärts. Ein neues Eiland fiieg vor
unferen Bli>en auf: T e n e r if fa.
Auf den erfien Eindruck hält diefe Infel keinen Vergleich mit Madeira
aus. Keine Blumen. keine Farben. nur das eintönige Grau der Felfen.
Die Berge von Santa Cruz find niedrig und einförmig; fie haben nichts
von der troßigen Gewalt des Madeira-Maffivs. Auch von dem tro-
pifchen Pflanzenwuchs Madeiras ift nichts zu finden; nur hier und da
wachfen Kakteen. Agaven und einige. recht kümmerliche Palmen. Die
Stadt Santa Cruz felbfi bietet noch weniger als ihre Umgebung. Sie ifi
gewiß viel beffer eingerichtet als Funchal und hat breite. faubere Straßen.
aber fonft ifi fie völlig unintereffant. Die einzige Abwechflung bieten
Spaziergänge in die fogenannten ..Barrancos“. die durch Flüffe in die
Felfen gegrabenen. tiefen Säjluchten. die man freilich nirgends in folcher
Großartigkeit finden wird wie auf Teneriffa.
Naeh einem fünftägigen Aufenthalt in Santa Cruz' begaben wir uns
nach dem an der nördlichen Küfte gelegenen Puerto Orotava im Orotava-
tal. das Alexander von Humboldt mit fo begeifierten Worten gepriefen
hat. Es ifk eine gute Landftraße von Santa Cruz über die Städte
Laguna und Tacoronte dorthin angelegt worden. fo daß man die ganze
Reife im Wagen zurücklegen kann. Der Fahrweg allerdings entbehrt
jedes erotifchen Reizes. und wenn mich nicht ab und zu Palmen oder Euka-

lypten an die geographifche Lage erinnert hätten. fo hätte ich mich lebhaft
in eine Sommerlandfchaft Mitteleuropas hineindenken können. Zu beiden
Seiten des Weges dehnen fich mit grünen Saaten bedectte Felder aus. und
von Zeit zu Zeit erblickt man wellenförmige Berge oder erlofchene
Kraterhügel. Erft gegen Abend gelangten wir in das Tal von Orotava.
Und nun find wir wieder in den Tropen. Die Kutfche rollt zwifchen
Eukalyptusalleen und Bananenfeldern langfam dahin. und das Auge ift
entzückt. nach der dürren. pflanzenlofen Landfchaft der Südküfte Tene-
riffas die Flora des herrlichen Tals mit ihren prachtvollen. wild wach-
fenden Phönixpalmen zu erblicken. Die Sonne fank bereits. als wir im
..Hotel Martianez" ankamen: es ift ein ehemaliger Marchefenpalaft. der
zwar gründlich umgebaut ift. aber noch Spuren feiner ftolzen Vergangen-
heit zur Srhau trägt.
Das Städtchen Puerto-Orotava wird in letzter Zeit von vielen
Deutfchen im Winter aufgefuäjt. Der kleine Hafenort im Norden der
Infel bietet dank feiner Weltabgefäjiedenheit und feinem milden. fub-
tropifchen Klima vielen Erholungsbedürftigen Ruhe und Genefung. Es
gibt im Städtchen einige Hotels. darunter zwei deutfche: das Humboldt-
Kurhaus. ein großes Gebäude. das inmitten eines prachtvollen Gartens
auf einer Höhe gelegen ift. und das kleine Hotel Martianez. unweit
vom Strande.
Orotava befißt einen wunderfamen romantifchen Reiz. Da gibt
es alte Villen. die. in paradiefifchen Palmengärten verborgen. nachts im
Mondenfchein glänzen. dunkle Alleen. von fchlanken Zypreffen befchattete
Ruinen. und eine hohe. unnahbare Felfenküfte. an der der Ozean feine
Kräfte in ewiger Brandung verfchwendet.
Das Schönfte aber ift die Villa La Paz. Alexander von Humboldts
ehemaliger Wohnfiß, Sie liegt auf einem hohen Felfen über dem Meere.
weit von der Stadt entfernt; ein ftiller Garten umgibt das verfqhlofiene
Haus. Und fo muß es fein; denn Verlaßenheit und Ruhe paffen zu diefem
Orte,
Die dunkel befchattete Zypreffenallee führt zu einer Terrafie. wo
Gruppen von Palmen und Drachenbäumen hoch über dem Meere wachfen.
Es liegt eine wundervolle. feierliche Stille über diefem Bilde. Die
fchlanken Zypreffen. diefe Bäume der Trauer. grüßen uns wie Wächter der
Unendlichkeit. Wir fchreiten die dunkle Allee entlang. und die Erhaben-
heit ihrer Stimmung entführt unfere Gedanken in weite. heroifche Fernen.
Die eitle Sorge des Tages weicht einer großen Ruhe; das Menfchlieh-

Alltägliche wird uns fremd. Zu unferen Füßen wälzt der Ozean ma-
jefiätifch feine Fluten. und wir träumen von märäfenhaften Ländern.
die dahinten liegen. Und gedenken des großen Mannes. der vor Jahr-
zehnten an diefem Orte weilte. an Großes dachte und feine Blicke gleich
uns an der gewaltigen Schönheit des Meeres weidete.
Langfam wandeln wir unter Zypreffen weiter. Auf die weiße Bank
der Terraffe laffen wir uns ini Schatten eines prächtigen Drachenbaumes
nieder. Kein Laut ifi rings um uns her; keine menfchliche Stimme dringt
herauf. nur das Zwitfchern der Vögel und das ferne Raufchen des Meeres
ift zu vernehmen. Nun hören wir traurige Töne der Sehnfucht und des
Verlangens auf unfichtbaren Schwingen herbeieilen. Erft unterfcheidet man
fie kaum. dann ertönen fie immer ftärker; bis fie. lauter und lauter an-
fchwellend. die unendlich traurige und wehmütige Symphonie der Sehn-
fucht in Akkorden der ftillen fchmerzvollen Entfagung fingen. immer wieder
und wieder Schmerz und Entfagung. Sehnfuäft und ftilles Verlangen.
Wir wähnen uns vor den Pforten des Paradiefes. fo wunderbar und
feltfam berührt uns diefes märchenhafte Bild. das fait nichts Irdifches
mehr an fich hat; das einem vor Zeiten gehörten. längft verklungenen
Liede gleicht.
Stundenlang weilen tvir dort in holden Träumen. Wir genießen die
Ruhe des heiligen Ortes und vergeffen alles Eitle unferes Alltagsdafeins.
Trittau-Gedanken fieigen auf : eine halbzerfallene Burgruine. einige alte
Bäume. eine zerftörte Mauertreppe. an deren Stufen fich Blumen und
Pflanzen eingenifiet haben. und vor uns das endlofe. weithin glänzende
Meer. Auf dem Ruhebett liegt der zum Tode verwundete Ritter. von
Ifolde träumend . . . und hinter der Mauer erklingt das unendlich
traurige. wehmütige Flötenlied des Hirten . . .
Unweit von La Paz befindet fich der früher fo berühmte botanifche
Garten von Orotava. der jetzt durch die fpanifche Lotterwirtfchaft voll-
kommen zugrunde gerichtet worden ift. Das fogenannte ..Centrale Land-
wirtfchaftskomitee" erhält aus der Staatskaffe für den Unterhalt des
Parks jährlich 20000 Pefeten. wovon das allermeifie in die Tafchen der
Mitglieder diefer Gefellfchaft fließt und kaum 100 Pefeten für die Infiand-
haltung des Gartens verausgabt werden. Die Bäume und Pflanzen find
vernachläffigt. und den wunderbaren chinefifchen Bambus. der einen rich-
tigen kleinen Wald dort gebildet hatte. fchnit-t der Gärtner zum Bau einer
Laube aus.

Von der fpanifchen Lotterwirtfchaft und von dem Gleichmut und
der Indolenz des Volkes ließe fich allerdings viel berichten. Die Behörden
vertreten den Standpunkt. fie feien nicht dazu da, das Land zu ver-
walten, fondern in möglichft kurzer Zeit fta) zu bereichern. Denn die Zeit
ihrer Tätigkeit ift wirklich kurz; jeder Wechfel des Minifterkabinetts hat
auch einen Wechfel der ganzen Beamtenfchaft zur Folge. Der Gouverneur
der Kanarifchen Jnfeln fueht deshalb möglichft wenig Leute vor den
Kopf zu ftoßem kümmert fich aber um die Wohlfahrt der ihm anvertrauten
Provinz herzlich wenig. Seinem hohen Beifpiel folgen alle Sub-
alternbeamtenh Bürgermeifter, Landeshauptleute ufw. Alle find grob, faul
und pflichtvergeffen. Und wie in jedem unkultivierten Lande. fo blüht
auch dort der Fremdenhaß.
Die Bevölkerung gibt fich keine Mühe zu ver-fieben. daß mit den
Fremden eine reiche Einnahmeqnelle für fie verknüpft ift; die Reifenden
werden nach beften Kräften fchikaniert und beläftigt. Bei der Ankunft
wird man einer ganz ftrengen Zollrevifion unterworfen; es ift übrigens
auch eine bekannte Tatfachq daß in jedem Lande, wo keine Gefeße herr-
fchen. die Beamten im Erfinden von kleinliäzen. törichten Schikanen und
Wichtigtuercien den Fremden gegenüber unerfchöpflich find.
Als z. B, ein deutfcher Geologe Iagdbüchfen und Patronen auf die
Infel mitbrachte. wurde dies alles auf dem Zollamte von Santa Cruz be-
fchlagnahmt. Auf feine Befchwerde hin antwortete der Gouverneun er
könne die Gewehre in Anbetracht des Krieges in Marokko nicht frei-
geben. denn es wäre möglich, daß die Waffen nach dem Kriegsfchanplas
wandern und dort den Auffiändigen ausgeliefert werden. Man könnte
fie mit der regelmäßigen Poftdampferlinie nach Rio de Oro an der
afrikanifchen Weftküfte. und von dort nach Marokko fihaffen. Bedenkt
man nun aber. daß die einzige vernünftige Verbindung von Teneriffa nach
Marokko über das europäifche Feftland geht, daß aber der Weg von Rio
de Oro nach Marokko beinahe iiber die Hälfte der Sahara hinwegführt
und wegen tnaregifcher Räuber, Waffermangels und anderer todbringen-
der Gefahren unmöglich ifth fo wird man die ganze Bosheit diefer
Schikane begreifen.
Die Umgebung von Orotava ift reich an romantifchem Reiz von
zarter Anmut. Oberhalb des Puerto liegt das Städtchen Villa Orotava.
das an die kleinen Ortfchaften des fpanifchen Feftlandes erinnert; in
einem blütenreichen Garten befindet fich dort das Grab eines fpanifchen
Edelmannes. Intereffant ifi die Vorgefchichtc:

WWW Ö* "Lob-0s auf Madeira
. '--I-'PA/-Ü 7'
-. ,_- ' _
-KL'ÄW/ÄJ
..e
r
"Ä,- * '
.INE- L
4.*4
j..-
q-
'.*Z- »'-
»Äste-:-
Betanifher Garten in Funcl al auf "i-"eien
"mi Zum Auffatz von M, vo. *jeu-m*:- ..c

Von der fpunifchen ritterioirlfchafc und von dem Gleich-m.: um*
der Inbolenz des cVolkes ließe ft'ä) allerdings rie! berichten. Die Behörden
vertreten den Standpunkß fie feiert tliält dazu da. das *Land zu W1*
waltrnh fondern in möglichst kurze-.- Zeit fie.)- zn bereichern. Denn die 5.--
ihrcr Tätigkeu ift wii-?lich tut-.z jeder Wachtel des Minifterkabinem 'mu
aueh einer *like-chic! der gar-.zen Be .tatenfciiaft zur Folge. Der Gourernc* -
dcr Januar-*Scheu Infein furl-t desbrii- mögii-hfi wenig Lem vor *tec
.Kr-rf zu ltr-rn. kümmert 17c., aber um dic Wohlfahrt der ihm anvertrauten
Provinz herzlich wenig. Seinem hohen Beifpicl folgen alle S -.
alter-nbeamten, Q'iirgernu-iftecx Lardcshatiptlente uiid. Alle find grrb ft...
und pfliclitrergcfien. iind wie in jedem nntultivierten Laut-r. lo rtr
auch dort der Fremdenhaß.
Die Bevöikerung gibt iin* keine Mühe zi; verfiehen. daß mit dw*
Fremden eine riicbe Einnainneauclle fiir fir. verrnüpft ift; die Reife-rear
werden nach beiten Kraft-.1 fchikaniert und beläfiigt. Bei der Mikuni:
wird man einer ganz i'crengen Zollrecinon unterworfen; es if. ühr1;.r-s
arch eine bekannt.: Tati-pin», daß i1 jedem Lande. wo keine Gin-*3.- bert-
ichen. die Bean-ten im Erfinder! vor ileinlichem töriciten Schikanen *mr
-li'-i.l*:igtueicien den Fremden gegeniiber :tuerfchiipflich find
Als z. B. ein deutfcher theologe Jagdbiujtien und Patronen .",ut 2“'.-
Iniei mitm-achte, wurde dies alles auf dcm ?ella-ner von Senn* Eruz te»
fclilagnahmt. Auf feine Beichte-We hin antwortete dr.“ "rt-neun :'-
konne die Gewehre in Anbetracht des Sfr-'ches in Makerkc- nicht f'K'l'
geben. dern ee wär-,- r-.ogL-jai, daß die Weiten nach dem Fenegefchanrxaa
wandern unt dort Ort! ?lufttäudigen ausgeliefert ner-ker. Man tdi mc
fie :nit d.: r-zeimäjiizcn Pofidd-.ruferli-ne nach Ria 74 Oro an der
afrikanifchen Weniüf-e, und von do!: nach Marokko ichaffcu. B'dcnlt
man nun aber, das: die einzig- vernüritiae Verbindung von Teneriffa nett
Mar-Zirl* Lib-r cas eur-..räume FeiZl-m'e gebt, daß aber der *LZ-ea von *Die
de Oro nach Mareike bcinahe iiber die .Hälfte der Sahara hinwegiübii
und .regen tuning-:juin Räuoer/ Waifermaugels und anderer vfb-ingo?-
der Gefahren unmögliif- in, fa wird man die *ganz-.- Besheir rie?:-
'Sct-(ran; bgreifcu.
Zi: thin-:ung nn fun-ra *.7 reich an romantifchen: :Km 2.-1.
zarter Antritt. (-k-c-rhaib des Paar-o lieg: das 'Städtchen Mille Q. r... -
[Ws an die k-'FZr-*n jjitfÖ-LZZM des fpanifii'itl Fehlendes tt'*:-':..;r: .
r!! :*u b(u-.**-*;.1ek. "van": 2,--finoet fich l-crt das Grab eine» f-,»-:!ttl-*
Edeln-c.nnes. _init-ref.-r! ii." dj* ?Zeig-'Wiiinrfl

Botanifcher Garten in Funchal auf Madeira
Zum Auffatz von M. von Komorowicz

Ein junger Marquis erfchoß fich aus Liebesgram. und die Kirche ver-
weigerte der trauernden Mutter das Begräbnis in geweihter Erde. Darauf
pflanzte die Marquife einen wundervollen Garten und begrub ihren
Sohn unter einem prääjtigen Marmordenkmal; die in Gold prangende
Infchrift erzählt von der Unduldfamkeit der Kirche. die einem Toten die
lehre Ehrung vorenthielt.
Landfchaftlich malerifch ifi die breite Straße. die Orotava mit
dem Städtchen Icod verbindet. Sie führt am Meer entlang; links fieigt
eine phantafiifch zerrifiene Felfenwand in die Höhe. und reäjts erfirecten
fich auf Abhängen bis zum Meeresfirand grünende Bananenfelder und
Palmenhaine. Von den Orten. die an diefer Landfiraße liegen. ift
La Rambla der fchönfte. Es ift ein kleines Dorf. das unterhalb
eines riefigen Bananenfeldes direkt am Strande liegt und von fchlanken
Palmen umgeben ift.

___________-_-___

Zwei Monate weilten wir in Orotava. und als die Stunde des Ab-
fchieds kam. packten wir eines Morgens unfere fieben Sachen wieder auf
die Kutfche. die uns über die langweilige Landftraße nach St. Cruz
bringen follte.
Die grünen Bananenfelder glänzten im goldigen Sonnenfchein;
über den dunklen Wellen der Cumbre grüßte uns von weitem das weiße
Haupt des Pic. Ich ging zum legten Male auf La Paz und fah. wie
fich zum Abfchiednehmen die fchlanken Wipfel der Zypreffen im Winde
leicht neigten. und von der Terraffe fagte ia) der unendlichen Fläche des
Atlantic mein Lebewohl. Es war dort fiill wie immer. und ich hörte
wieder die traurige Weife aus ..Trifian" erklingen . . . .
Ich kletterte die Felfenabhänge langfam herunter. da grüßte mich
auch das gewaltige Lied der Brandung. Gierig fireckten die weißen
Wogen ihre Zungen nach mir. und die bläuliche Ferne des Ozeans lo>te
nnwiderftehlich zu neuen Reifen. zu neuen Ländern . . .

Eugen Zabel:
Humor und Satire in der ruffifchen Lite-
ratur

S ch l u ß

Die humorifiifche Begabung der Ruffen weiß in ihrer Literatur
auch fanftere Töne auf. die. ohne von ihrer Wirkung zu verlieren. den
Weg zum Gemüt finden und eine behagliche Stimmung bei dem Gefühl
hervorrufen. daß die Welt einen freien Tummelplaß für Weife und Narren
bildet. daß alle ihren Platz an der Sonne behaupten können. ohne fich
gegenfeitig die Ellbogen in die Seiten zu ftoßen und das Leben zu ver-
bittern. Cervantes und Sterne find die Väter diefer Gattung. die ihre
Wurzeln ebenfalls tief in den flawifchen Boden gefenkt hat. Eine der fchmack-
hafteften Früchte diefer Art ift der Roman „Tarantäß“ (1845) des Grafen
Sollvgub. Was bedeutet diefer Titel? Ein wahrhaft vorfintflutliches
Fuhrwerk mit einem gefahloffenen Geftell in der Mitte. das auf zwei langen
Stangen fchwebt und in das man Koffer. Kleidungsfiücke. Betten und
fogar Proviant hineinfkopfen kann. wenn man bei langen Fahrten durch
einfame Steppengegenden angeblich „ficher. fchnell und angenehm“ fahren
kann. In einem folchen Wagen haben zwei Gutsbefißer Platz genommen.
die von Moskau nach Kafan gelangen und darüber hinaus irgend ein ab-
gelegenes Gut erreichen wollen. Der eine ift ein Dickwanft. der fich nur
fchwerfällig vorwärts bewegt. nichts anderes als Rußland kennt und als
Stockkonfervativer in der Heimat alles prächtig findet. Der andere. ein
fpindeldürrer beweglicher Herr. ift in Europa herumgereifi. birgt in feinem
Kopf als Freund der Neuerung vielerlei Fortfchrittsideen und bringt alles.
was er erlebt. in Form eines Tagebuchs forgfältig zu Papier. Die Leit-
motive zur Eharakteriftik beider find ungefähr den Figuren Sancho Panfas
und Don Quirotes mit den Veränderungen entnommen. die den Eigen-
tümlichkeiten des flavifchen Naturells entfprechen. Die beiden Freunde.
die zuerfk auf einer Pofifiation durch einen frechen und befiechlichen Auf-
feher aufgehalten werden. machen allerlei Erlebniffe in den Gafthäufern.
kommen mit Beamten. Gutsbefißcrn. Kaufleuten und Bauern ins Gefpräch.
taufchen ihre Anfichten über das Familienleben und kirchliche Angelegen-
heiten aus und verfteigen fich fogar zu Betrachtungen über Literatur und
Kunfi. Höchfi drollig wirkt es. wie fich bei dem Dicken alle Lebensforgen
in Magenfragen verwandeln und bei dem Dünnen die Phantafierei fo

fehr überwiegt. daß er fogar das fchwerfällige Fuhrwerk für einen bunt-
gefiederten Vogel hält. der feine Infaffen in das Land fchöner Träume
führt. Das Gefiell fällt aber in einen Graben mit den Rädern nach oben.
und von den beiden Freunden. die fich im Schmutz wälzen. liegt einer
über dem andern. Die vielfagende Ironie mit dem Umkippen. bei dem
auch das Heft mit den Reifefchilderungen verloren geht. bewegt fich in
einem Umkreis von Empfindungen. die zu harmlofem Lächeln anregen. wenn
fie in bezug auf die Reformidee auch ernfiere Gedanken in fich fchließen.
Als unerreichtes Meifierwerk auf diefem Gebiete muß jedoch ein Roman
von Gontfcharäw angefehen werden. der bei feinem Erfcheinen in Rußland
1859 das größte Auffehen erregte und ein Buch von klaffifcher Bedeutung
geblieben ift. von einzelnen Kennern mit Recht hoch eingefchäßt und laut
gepriefen. bei uns aber verhältnismäßig wenig gelefen wurde. Sehr
mit Unrecht. denn aus diefem Roman fpricht die Seele des ruffifchen
Volkes mit einer Vertraulichkeit zu uns. die Gegenliebe verdient und
fich mit dem deutfchen Empfinden unmittelbar berührt. Mit der Figur
des Titelhelden hat Gontfcharöw der Weltliteratur einen neuen Menfchen
und dem ruffifchen Lexikon ein neues Wort gefchenkt. Oblbmow wird
feitdem geradezu mit Faulpelz und Oblämowfchtfchina mit Faulenzerei
überfetzt. ohne daß diefe beiden Ausdrücke den Seelenzufiand. von dem
die Rede ift. in feiner Tiefe erkennen laffen. Es handelt fich um einen
Menfchen von vielfeitiger Bildung und edler Charakteranlage. der
immer das Befie will und fich ein Ideal von Glück fchwärmerifch
ausmalt. aber infolge feiner Willensfchwäche und Verträumtheit
niemals dazu gelangt. es zu erreichen. und nach vielen Enttäu-
fchungen endlich in völliger Tatenlofigkeit verfumpft. Die Figur
wächfi aus einem ländlichen Idyll heraus. das mit feiner fonnigen welt-
fremden Behaglichkeit zwifchen Wachen und Träumen innerhalb einer
freigebigen Natur mit anfpruchslofen gutgearteten Menfchen beim Plaudern
und Spielen. Effen und Trinken anfchaulich gefchildert wird und das Ent-
fiehen einer folchen mimofenhaft zarten. empfindlichen. an der Heerftraße
des Lebens zufammenbrechenden Perfönlichkeit begreiflich macht. Dann
treffen wir Oblbmow in feiner Petersburger Wohnung. und fofort fehr
die humorif'iifche Detailfchilderung mit bezaubernder Frifche ein. die alles
wie mit gliherndenTautropfen befprengt. als wäre es vor unfern Augen
eben erfk entftanden. Es find nur fechs Menfchen. die in dem Buche aus-
führlich gefchildert werden. aber wir lernen fie fo genau kennen. daß wir
glauben alles von ihnen zu wiffen. wie fie ausfehen. fich bewegen. in jeder

Situation des Lebens fich verhalten. ja bis auf den Klang ihrer Stimme.
als ob wir uns in ihrer Mitte aufhalten. alles miterleben und nur von
ihnen nicht gefehen werden. Ein großer Porträtmaler könnte feine Meifier-
fchaft zeigen. wenn er Bilder diefes erft einige dreißig Jahre alten liebens-
würdigen Menfchen. der. in feinen faltenreichen orientalifchen Schlafrock
gewickelt. bis Mittag auf feinem Bette liegt. phantafiert. Luftfchlöffer
erbaut und fich vor jeder Berührung mit der Welt fürchtet. fowie feines
Dieners Sachar. des glalzköpfigen Alten mit der brummigen Treue und
Anhänglichkeit. der bäuerifchen Tolpatfchigkeit auf der Leinwand fefthalten
wollte. Der Humor diefer Schilderung beruht vor allem auf dem Dialog.
den niemand vollendeter als gerade Gontfcharäw im Wechfel der Stim-
mungen und Empfindungen. in den Lauten des naiven Empfindens und
Fühlens je nach der Befchaffenheit und Spannung der Temperamente
beherrfcht. Mit der Einführung von Oblömows Freund. dem Deutfch-
Ruffen Stolz. der „nur aus Knochen. Muskeln und Nerven befieht wie ein
englifches Rennpferd“. hat der Dichter dem Fleiß. der Redlichkeit und
Tatkraft unferes Volkes ein bleibendes Denkmal gefeht und die künft-
lerifche Wirkung eines Gegenfahes erreicht. der die Fabel des Romans.
fo weit fie auch ins Breite verläuft. in beftändig fortfchreitender Bewegung
hält. Trotz aller Mühe. die er anwendet. gelingt es Stolz doch nicht. feinen
Freund diefem tatenlofen Hinbrüten zu entreißen. und ebenfo wenig befißt
deffen Liebe zu einem frifchen natürlichen Mädchen Olga genügend Kraft
über ihn. um ihn in ein nüßliches Mitglied der menfchlichen Gefellfchaft
umzuwandeln. Er fpinnt mit feiner Wirtfchafterin ein Liebesverhältnis
an. und Olga wird die Frau des Deutfch-Ruffen. wobei der Roman zuleßt
den Charakter des Rührfamen annimmt. Aber feine Originalität liegt in
dem Humor. mit dem ein für die Poefie zuerfl entdeckter Charakter in
all feinen Vorausfehungen und Folgerungen von den frühefien Kinder-
jahren bis zu feinem Tode gefchildert wird.
In den vierziger Jahren des vorigen Iahrhunderts tauchte in Rußland
eine Gruppe origineller Talente auf. die bei der Wahl ihrer Stoffe zum
Volk hinabftiegen. fich durch die rückfichtslofe Kraft ihrer Schilderungen
auszeichneten und vom Publikum daher die „Natürlichen“ genannt wurden,
Es waren leidenfchaftliche Naturen. Erwecker moderner Ideen. Dichter.
die fich an die tiefften Probleme des Lebens heranwagten und deren Welt-
anfchauung dem Humor nur eine Entwicklung an zweiter Stelle vergönnte.
In Turgenjews frühften Werken findet fich eine Novelle..Petufchkow“.
deren Held ein wunderlicher Offizier in einem Landftädtchen ift und in

feiner kindifhen Verliebtheit gefhildert wird. Er fhwärmt für ein dummes
leihtfinniges Bäckermädhen. das aber einen andern heiratet und ihm
aus Gutmütigkeit gefiattet. feine ..blöde Iugendefelei“ auf der Ofenbank
bis an fein Ende fortzufeßen. In den ..Skizzen aus dem Tagebuh eines
Iägers“ fioßen wir mehrfah auf Bilder nullenartiger Menfchen. die fich
mit ihrem Shickfal niht verföhnen können und zwifhen Barbarei und
Zivilifation ohnmähtig hin- und herfhwanken wie jener Hamlet des
Stfhigrowfhen Kreifes. der fih dagegen firäubt ein Steppenfohn zu
fein und durhaus für reflerionswurmftihig gehalten werden will. Die
Nebenfiguren in den ..Frühlingsfluten“. ..Väter und Söhne“ und ..Rauh“
find geiftreich hingeworfene fatirifhe Federzeihnungen. Auh auf dra-
matifchem Gebiet hat Turgänjew einen originellen Humor gezeigt in
dem Lufifpiel ..Die Provinzialin“. das auf ruffifhen und deutfhen
Bühnen mit Erfolg gegeben wurde. und dem mehr fhwankartigen ..Früh-
ftück beim Adelsmarfhall“. in dem es fih um eine drollige Erbteilung
zwifhen feindlihen Gefhwifiern handelt.
Graf L. N. Toifioi. der Einfiedler von Iasnaja Poljana. der fo viel
irdifhe Shuld und Menfhenleid in feinen Werken behandelt und mit dem
Trauerfpiel „Die Maht der Finfiernis“ das Tragifhe bis zum Gräßlihen
fieigert. erfhöpft in dem Lufifpiel ..Die Frühte der Aufklärung“ feinen
Stoff ebenfalls in rein fatirifher Tonart. Die hypnotifhen und fpiri-
tifiifchen Verfuhe des alten Gutsherrn. eines früheren Leutnants der
Ehevaliergarde. feiner Frau. die bei jedem frifhen Luftzug eine Anfieckungs-
gefahr durch Mikroben wittert. und die närrifhe Geifkerkomödie. die das
verfchmißte Zimmermädhen Tanja ausführt. um den als Bittftellern
auftretenden Bauern zu helfen und ihren Liebfien heiraten zu können.
vereinigen fih zu einer höhft ergötzlihen Gefamtwirkung. Ihr konnte
fih felbfi der verftorbene. fonfi fo ernfie Zar Alexander lll. mit feiner
Gattin und den Großfürfien und Großfürftinnen bei einer Aufführung
des Stückes in dem Luf'ifhloß Zarskäje Sfelc'i bei St. Petersburg niht ent-
ziehen. Ein anderes Lnftfpiel ..Der erfte Branntweinbrenner“ ift mehr im
Stil der Hans Sahsfhen Shwänke gehalten und behandelt in locker an-
einander gereihten Szenen die Verführung der Bauern durch den Teufel.
der ihnen zeigt. wie man Branntwein brennt. ihnen davon fo viel vorfetzt.
bis fie betrunken werden. und zum Shluß jubelt. daß fie. feitdem fie dies
Gift kennen gelernt haben. feinen Händen niht mehr entfhlüpfen können.
Noch einmal follte die ruffifhe Literatur die Satire zwar niht in
der dihterifchen Form. wie fie ihr Gogol im ..Revifor“ und in den ..Toten

Seelen“ geliehen hattej aber doch mit ähnlicher und vielfach fogar noch
verfchärfter Bitterkeit in den Werken M. I. Sfaltykäws wieder aufleben
fehenh der unter dem Namen R. Schtfchedrin fchrieb und über ein Menfchen-
alter hindurch Vorgänge des öffentlichen und privaten Lebens mit den
grellen Tönen feines unermüdlichen literarifchen Schaffens begleitete.
Nur feltenj zu Beginn feiner Laufbahnz diente ihm der Scherzj der die
Lefer zum Lachen bringen follteh als Selbftzweik. Bald nahm feine Laune
jenen verbiffencn und höhnifchrn Charakter anz mit dem ein Diener des
Gefeßes nach langem Einherfchleichen auf dcn Spuren eines Verbrechers
dem ertappten Übeltäter in den Weg fpringth ihn beim Kragen fefthält
und dem Polizeigewahrfam überliefert. Sfaltyköw ift unter den ruffifchen
.Dichtern der Ankläger von Beruf„ dent durch feine weitgehenden Ver-
bindungen Opfer aus allen Schichten der Gefellfchaft zugeführt werden,
Selbft auf den Bilderm die der ruffifchen Ausgabe feiner Schriften beigefügt
findj glaubt inan noch das kalt Durihbohrende feines Blicks zu fpüren unter
der hohen Stirm die von glatt geftrichenem fpärlichen Haarwuchs bedeckt
ifij iv ährend die viereckige Form feines Bartes an einen alten Moskowiter
erinnern der er aber gar nicht warh da er in St. Petersburg gelebt hat
und auf dem dortigen Wolkowski-Kirchhof begraben liegt. Seine Satire
ift gewiffermaßen eine Effenz alles deffenj was auf diefem Gebiete in
feiner Mutterfprache feit hundertI-ahren gefchrieben worden iftX und braucht
den Vergleich mit den Werken cities Rabelais und Swift nicht zu fcheuen.
Alerander Brückner nennt ihn in feiner „Gefchichte der ruffifchen Literatur“
den galligfien aller Schriftftellerj die je gelebt habenh einen der größten
Satiriker aller Zeitenj zugleich ein belletrifiifches Talent erfien Ranges.
Dennoch find feine Arbeiten in Deutfchland wenig verbreiten obwohl
eins feiner frühefien und beften Bücher „Skizzen aus dem ruffifchen Provinz-
leben" bereits 1860 deutfch erfchienen und die „Golowljows“ durch die
Reclamfche Univerfalbibliothek unferm Publikum vermittelt worden find.
In jenem Werk drückt fich das Erwachen der öffentlichen Kritik aus„ die
durch das eiferne Regiment Nikolaus']. lange unterdrückt warf aber nach
dem unglücklichen Ausgang des Krimkriegs mit verdoppelter Federkraft
auffprang.
Selbft der feierlich ernfie Alerei Tolfioi »- nicht mit feinem Namens-
vetter von Jasnaja Poljana zu verwechfeln -j der Schöpfer trefflicher
hiiiorifcher Balladenh des gefchichtlichen Romans „Fiirfi Sferebrenniy"
und einer mit Recht berühmt gewordenen Trilogie aus der Zeit Iwans
des Graufamen und feiner Nachfolgerj war von dem humoriftifchen Zug.

der dem Charakter der Ruffen entfpricht. beeinflußt. Er ließ die Figur feines Kuzma Prutkow als öden geiftesarmen Philifter durch die Spalten des Wihblatts ..Der Funke“ wandern. fchrieb ein gepfeffertes Spott-gedicht auf den ..Staatsrat Popaw“. der fich zum Minifier begibt und dabei vergißt. daß er keine Hofen anhat. und verfaßte eine drollige Par-odie auf die Gefchichte Rußlands mit dem immer wiederkehrenden Vers: ..Und Ordnung gab's noch immer nicht wie früher.“
Auch die Tagesliteratur nahm an der fatirifchen Schilderung des öffentlichen und privaten Lebens lebhaften Anteil. Einer der fchärfften Literaturkritiker. Dobroljubow. baute in feinem ..Zeitgenoffen“ unter dem Namen Konrad Lilienfchwager eine befondere fatirifche Ecke ..Die Pfeife“ aus. Das Wißblatt ..Strekofa“ (..Die Libelle“) hat mit feinen wihigen Einfällen und Bildern einen großen Einfluß ausgeübt und zur Nachahmung angeregt. In ihr veröffentlichte Leikin feine drolligen Kaufmannsgefchichten mit den ins Ausland reifenden Philiftern. die es nicht begreifen können. daß es in der Fremde anders ausfieht wie zu* Haufe. Die politifchen Zeitungen führen namentlich feit der Einberufung der Duma gegeneinander einen erbitterten Kampf. der alle Mittel des Spottes und der Karikatur ins Feld führt. Aber fchon früher hat es nicht an drolligen Einfällen und Sprüchen gefehlt. mit denen der Volks-humor an hochfiehenden Perfönlichkeiten fein Mütchen kühlte. Befonders giftig war die Sentenz. die man auf den verftorbenen Generalprokureur des heiligen Synods zur Freude aller Liberalen im Volk und in der Iugend prägte. Pobjedonöszew hatte als Lehrer Alexanders [ll. auf diefen Monarchen einen unheilvollen Einfluß ausgeübt und fich auch fpäter als Schürer aller rückwärts treibenden Ideen bei der Unterdrückung fremder Völkerfchaften und Glaubensrichtungen als einer der verhaßtefien Menfchen im ruffifchen Reich erwiefen. Wenn man an feinem Namen eine kleine Veränderung vornimmt. fo lautet er im Ruffifchen fo viel wie ..Siegträger“. Das regte zu einem böfen Wortfpiel an. als man erfuhr. daß feine Frau ihn betrog und mit einem andern davon ging. Das be-treffende Epigramm fträubt fich gegen eine Überfelzung. die etwa fo lauten könnte:

..Siegträger im Synod warft du genannt. 3 x
Bifi Speifenträger an dem Hof des Zaren. , 4
Als Träger alles Böfen für das Land : ; :' -
Trägfi Hörner du zu Haus feit manchen Jahren.“ **

Die Perfon des Kaifers Nikolaus ll, hat man ebenfalls nicht verfchont.

feitdem er fich während des japanifchen Krieges und der revolutionären
Bewegung der jüngfien Zeit als eine fo wenig felbf'tändige Herrfchernatur
gezeigt hat. Bekanntlich rührt von dem italienifchen Schriftfteller Al-
garotti die geif'treiche Bemerkung her. daß Peter der Große mit feinem
genialen Reformwerke das Fenfter nach dem Wefien geöffnet habe.
Bon dem jetzigen Zaren meinte man dagegen. daß er diefem Beifpiel
feines großen Ahnherrn folgen wollte. indem er in der Mandfchurei
das Fenf'ter nach dem Ofien auffiieß. wobei er fich aber fiark erkältete.
Gogol hat feinem Luftfpiel ..Der Revifor“ eine Plauderei in einem
Akt angefügt. in welcher er die Zufchauer beim Verlaffen des Theaters
fchildert. Der Dichter erfäzeint dabei ebenfalls auf der Bühne und ver-
teidigt fich gegen den Vorwurf. in feiner Komödie nur fchlechte Menfchen
gefchildert zu haben. damit. daß er fagt. das Lachen felbf't fei eine fehr ehr-
bare Perfönlichkeit. in der nichts Niedriges ftecke. oft aber Funken tiefer
Empfindung aufglühen. Wenn der Humor bei den ruffifchen Schrift-
ßellern wie in den Novellen Tfchechows und den Erzählungen Gorkis
fchnell ins Bittre umfchlägt. fo fehlt es doch felbf't einem fo düf'tern Schrift-
fieller wie Dofiojewski. der gerade jeht wieder das allgemeine Intereffe
erregt. nicht an heiteren Bildern. Wegen feiner Teilnahme an harmlofen
Studentenverbindungen. bei denen über die Aufhebung der Leibeigenfchaft
verhandelt wurde. kam er in Unterfuchungshaft. und das Kriegsgericht ver-
urteilte ihn zum Tode. Erft als er mit mehreren Freunden zum Schafott
hinaufgeführt wurde. erfolgte die ..Begnadigung“. die darin befiand. daß
er zu vierjähriger Strafarbeit in Sibirien verurteilt wurde. Als er die
Kette nicht mehr an feinen Beinen klirren hörte. fchrieb er mit leichter
Feder eine Reihe von Skizzen unter dem Gefamttitel ..Aufzeichnungen
eines Unbekannten“. die eine fatirifche Schilderung des ruffifchen Guts-
lebens und im Mittelpunkt die Figur eines feichten Schwäßers und Schma-
roßers Foma Fomitfch mit dem Gebaren des verkannten Genies in einer
vorzüglichen Eharakterif'tik enthalten, Auch in den „Dämonen“ begegnen
wir Gefialten. die einen Anf'trich des Grotesken haben. während diefer
Zug fpäter allerdings zurücktritt. die Lebensanfchauung des Dichters fich
immer mehr verdüftert und zuleht nur noch mit einem qualmenden Lava-
ausbruch zu vergleichen if't. Aber der Ausfpruch Goethes ..Der Humor
ifi eines der Elemente des Genies‟ findet felbfi in einer fo überwiegend
ernfiund leidenfchaftlich gefiimmten Literatur wie der ruffifchen feine
vollgültige Befiätigung.

Heinrich Lilienfein:

Die Kraft der Schwachheit Novelle

Das weiträumige Zimmer lag in verträumtem Halbdunkel. Die
hohen. kirfchbraunen Regale. die mit ihren großen und kleinen. hell- und
dunkelrücligen Bänden die Längswände verbauten. ließen ihre gefchniß-
ten Konturen mehr und mehr in der Dämmerung und dem Dunft der
Zigarren verfchwimmen. Nur ein einziger verwegener Sonnenfirahl glitt
über den Schreibtifch mit feinem getiirmten Wirrwarr von Manufkripten
und Brofchüren hinauf nach einer hohen Bücherreihe. ließ das matte
Rot der Bände und den goldnen Druck auf ihrem Rü>en über Gebühr auf-
leuchten und verlor fich mit zartem. rofigem Schimmer droben auf der
marmornen Büfte Darwins. die diefe Huldigung oder Schelmerei mit
ihrer klaren. fefien Milde gelaffen hinnahm. Die beiden alten Herren.
in der Ecke gegenüber. faßen fchon eine gute Viertelfiunde in ziemliaj
unveränderter Stellung beieinander. Der eine dozierte mit einer kleinen
und feinen Stimme ohne Unterlaß über das Steigen und Fallen der
Säfte in den Pflanzen; feine Hand wühlte mit nervöfem Eifer in dem
filberftruppigen Vollbart. und die lebhaften Augen fchienen irgend einen
eingebildeten Gegner in der Nähe des Ofens in Grund und Boden zu
blitzen. Der andere faß ftill dabei. die Arme auf den Seffellehnen und
die Hände fefi ineinandergefäfloffen. Die Linien feines Kopfes traten
ftreng hervor; fie umriffen ein echtes Gelehrtengeficht: eine. hochgeründete.
kahle Stirn mit einer energifchen Falte zwifchen den Brauen. eine
kräftig gefchwungene Nafe über fchmalen zufammengepreßten Lippen
und einem ftarken Kinn. dem der wohlgepflegte weiße Spißbart nichts
von feiner Befiimmtheit nehmen konnte. Sein Blick fchweifte durchs
Fenfier und ging mit einer Rafilofigkeit. die zu der vornehmen Ruhe
feiner Haltung nicht paßte und auch fonfi den großen treffficheren
Augen nicht eigen fein mochte. hin und her zwifäjen den Afien. die fich
draußen im Garten noch immer winterkahl im Märzwind wiegten und
die vordringliche Düfierkeit des Abends ungut zu begrüßen fchienen.
Die Standuhr im Flur fchlug mit hellem Ruf die halbe Stunde.

Die feine und kleine Stimme. nachdem fie einen Augenblick fich atem-
fchöpfend zurückgehalten hatte. feste wieder eifrig ein. Die Sonne ftahl
fich ganz leife davon. Nur noch auf dem Schreibtifche. auf dem Heft
eines Papiermeffers glomm und blinkte es fchüchtern. Mit hartnäcki-
ger Neugier wartete der zerftreute Zuhörer auf das Erlöfchen des
leisten fpielenden Fünkchens. Es erlofch. Jeht mußte auch feine Un-
fchlüfiigkeit ein Ende haben. Einen Moment fchaute er noch zögernd auf
den Freund. der ahnungslos den Ozean einer Fachkontroverfe durch-
querte. Dann reckte er fich. fiand auf und klopfte dem Redner auf die
Schulter.
..Verzeih mal. lieber Prollius. wenn ich dich unterbrechei“
Ein erfchrockener. verftändnislofer Blick begegnete ihm.
..Was - meinft - du?“
..Ich erwarte gegen fechs einen Befuch und habe bis jest noch nicht
Gelegenheit genommen. dir zu fagen. warum ich dich zu mir bat.“
..Ach fo - ja _- ja - ganz richtig -!“
„Ich babe in meiner Praxis - du weißt. ich übe fie außerhalb der
Klinik nur im engften Kreis - einen Fall". er ftockte und fuhr fich
wie befchwichtigend über die Stirn. ..Einen Fall. den ich gern einmal
noch einer anderen Einficht als der meinigen vorlegen möchte."
..Einen medizinifchen Fall - mir -?‟ Profefior Prollius riß hilf-
los die Augen noäj weiter auf,
..Einen - fagen wir - ethifchen Fall“. fuhr Geheimrat Aldor-f
fort. ..Nimm an. in einem Haufe ift die Anlage zu irgend einer ge-
fährlichen Krankheit erblich. Noch mehr; ich kann mit einer Gewißheit
von neunundneunzig zu hundert annehmen. die Tochter des Haufes ift
bereits infiziert, Diefe Tochter will fich verheiraten. Es bef'teht Gefahr
für fie. für ihren zukünftigen Mann. für ein ganzes kommendes Gefchlecht.
-- Auf der anderen Seite - -"
Aldorf hielt inne, Gegen feine Gewohnheit hatte er fich erregt.
Die Worte wollten ihm niäft gehort-hen. Prollius ließ ihm nicht Zeit.
den Satz zu vollenden. Der alte Herr fiürzte fich mit jugendlicher
Leidenfchaftlichkeit auf das neue Problem.
..Andere Seite?" hob er an. ..andere Seite. lieber Aldorf? Du.
der immer in Wort und Schrift für den heiligen Geift der Natur einge-
treten ift! Du. der wie kaum einer die Devife hochgehalten hat: nicht das
Heilen. das Vorbeugen ift das Wefen der ärztlichen Kunft! Du fragf't
mich ja nicht im Ernft. Aldorfl Andere Seite! Wer wollte es denn heute

noch verantworten für folche - folche Krüppelehen einzutreten. die den Keim einer Krankheit fortzeugen von Gefchlecht zu Gefchlechtl Heute. wo wir doch alle einig find in dem Prinzip. daß die Gattung und ihr Fort- fchritt in jedem folchen Fall rückfichtslos vom Einzelnen Opfer verlangen! "3| es denn in der übrigen Natur anders? Wenn ich auf mein Fach- gebiet blicke - -"

Der Strom der profefforalen Beredfamkeit. den der Geheimrat durch feine fchwere Frage in ein feftes Bett hatte zwingen wollen. war wieder entfefielt. Freund Prollius ftrebte wieder hinaus und hinab in die grenzenlofe Weite und Tiefe der Wiffenfchaft. Aldorf fiand neben ihm. den Kopf gefenkt. die Lippen fcharf ineinandergekniffen. den Seffel- rücken mit hartem Griff umfaffend. Er hatte ja gewußt. was der Profeffor fagen würde! Genau das hatte er ja felbft mit etwas weniger emphatifchen Worten dem jungen Manne gefchriebenl Warum hatte er es überhaupt noch von einem anderen» hören müffen? War ihm fein eignes ärztliches Gewiffen niäft genug? Daß der Fall ihn näher an- ging. daß er ihn und fein Kind anging - tat das irgend etwas zur Sache? Und wenn fich dem ein gewifies Gefühl nicht fügen wollte. fo war das Schwachheitl Und mit diefer Schwachheit mußte er allein fertig werden, Er mußte. und darum konnte er .

Der Diener. auf deu Fußfpißen gehend. brachte eine Karte herein. Der Geheimrat befah fie flüchtig. Dann gab er ein Zeichen. Licht zu machen. Rückfichtslofe elektrifche Helle durchdrang die fpäte Däm- merung und die behaglichen Rauchwolken. Die beiden alten Herren fchüttelten fich die Hände.

Der Diener war dem Profeffor gefolgt und hatte ihm in den Mantel geholfen. Jetzt trat er geräufchlos wieder ein und erwartete Befcheid. Er wagte nicht. den Geheimrat zu ftören. der. die Karte noch immer in der Hand haltend. nachdenklich am Schreibtifch lehnte.

..Ifi Fräulein Melanie zu Haufe?" fragte er nach einer Weile haftig,

„Das gnädige Fräulein wollte in einer Stunde zurück fein. Fräu- lein Ramberg war hier. und das gnädige Fräulein wollte fie ein Stück begleiten."

„Ich laffe den Herrn bitten. einzutreten.“

Aldorf wandte fich um. Er fchien unter den Papieren auf dem Schreibtifch etwas zu fuchen. Jnzwifchen hatte Franz den Befnci-er eingelaffen und die Tür wieder hinter ihm gefchloffen.

Der Geheimrat fah auf. “

Cr hatte mit Erich Hermeling. dem Sohn eines verftorbenen Iu-
gendfreundes und Kollegen. immer auf fehr herzlichem Fuß geftanden.
Heute fühlte er fich befremdet und gab feinem Willkomm unwillkürlich
eine gewiffe Förmlichkeit. Er vergaß es. ihm wie fonft die Hand zu
drücken. und wies nur fiumm. mit einer verbindlichen Handbcwegung
nach dem Seffel. den der alte Prollius eben verlaffen hatte.
Der junge Doktor verbeugte fich und folgte der Aufforderung. Er
war eine hochgefchoffene. fchlanke Erfcheinung. Jugend und frühge-
wonnener Ernfi verbanden fich fympathifch in feine-n Zügen und Be-
wegungen. Er war Aftronom. Wie man in den Augen von Seeleuten
fo oft die Weite des Meeres gefpiegelt zu fchen meint. fo fchien in
feinem Blick etwas von der Unendlichkeit der Sternenwelt zu träumen.
Jeet begegnete er ohne Scheu dem des Geheimrats: es war zwifchen
beiden wie ftilles. achtungsvolles Waffenprüfen.
Gemeffener. akademifcher. als er felber wollte. begann Aldorf:
„Sie haben mich um eine Unterredung gebeten. Erich. Sie können fich
denken. daß es niir nicht ganz leicht wurde. Ihren Wunfch zu erfüllen.
Die Lage der Dinge und meinen Standpunkt kennen Sie aus der Ant-
wort auf Ihren Brief. Cine Ausfpraihe wird nur fchmerzliih fein.
aber nichts ändern können.“
„Herr Geheimrat.“ klang es nach einer Paufe ruhig und tonvoll
zurück. ..weiß Fräulein Melanie fchon von Ihrem abfchlägigen Befchcid?"
Aldorf fchüttelte den Kopf.
„Noch nicht. Ich möchte mich auch zuerft vergewiffern. wie viel Ein-
ficht oder gar *Hilfe ich von Ihnen erwarten kann.“ erwiderte er auswei-
chend. „Ich denke nicht daran. Ihnen oder ihr irgend welche Vorwürfe
zu machen. Im Gegenteil: ich hätte die Augen beffer offen halten follen,
Ich' hätte Ihnen. Erich. ehe es fo weit kam. eine Andeutung machen
müffen. Jeet ift es für Andeutungen zu fpät. Jetzt muß ich auch
Melanie -“
„Sie wollen Melanie die volle Wahrheit fagen?" unterbraaf ihn
Hermeling lebhafter. „Ihr mit wiffenfchaftlicher Kaltblütigkeit wie mir
auseinanderfeßen. daß fie verzichten muß? - Das können Sie nicht. Herr
Geheimrat!“
„Ich muß es können. - Und wenn Sie es mit meiner Tochter gut
meinen. unterftiißen Sie mich. Wir werden ihr fagen. daß fie noch zu
jung iftz daß ihre Zartheit fordert. noch einige Jahre zu warten;
daß -“

,.Niemals! Mit meinem Einverftändnis wird fie etwas derartiges
niemals erfahren! Und Sie. Herr Geheimrat. wenn Sie es auh könnten.
Sie dürfen ihr nichts davon fagen!
..Ich - darf niht?" fragte Aldorf betreten und heftete einen ab-
weifenden Blick auf den jungen Doktor.
Hermeling ließ fih niht irre machen. Er hatte fich ftraffer in
feinem Seife(aufgerihtet und fuhr energifh fort.
„Sie dürfen es niht. weil Ihnen. genau fo wie mir. das Recht auf
Glück heilig fein muß. das Reht Ihres Kindes auf fein Glück."
Der Geheimrat machte einige erregte Schritte. Dann fhüttelte
er von neuem den Kopf: ..Reht auf Glück?“ wiederholte er mit for-
cierter Kühle. ..Das find Worte. Doktor Hermelingl Worte. die niht
ftandhalten vor der Unerbittlichkeit der Tatfahenl Ih als Arzt habe
feftgeftellt. daß eine Patientin. die unglückliher-. aber in diefem Zu-
fammenhang nebenfähliherweife meine Tohter ift. kraft einer mütter-
licherfeits ererbten Anlage zur Lungentuberkulofe infiziert ift. Wann.
wo. wie das troh aller Vorficht möglih war. tut nihts zur Sahe. Eine
eheliche Verbindung wäre gefahrdrohend fiir die Kranke. für ihren
künftigen Mann und. was niht zuleßt ins Gewicht fällt. für eine kom-
mende Generationl Alfo verbietet fie mein ärztlihes Gewiffenl‟
Doktor .Hermeling erhob fich.
..Vom Mann bäte ih abzufehen. Er fteht für fich felbfk‟. erwiderte
er mit der Haft einer zurückgehaltenen inneren Bewegung.
Aldorf ftand ihm gegenüber. An Widerfpruch niht gewöhnt. legte
er jetzt unwillkürlih eine ftolze Schärfe in feinen Ton.
„Um fo weniger dürfte diefer Mann abfehen von der fchweren
Verantwortung gegenüber einer künftigen Generation l"
..Und warum niht. Herr Geheimrat? Reden wir niht von mir!
Reden wir nur von Melanie! Sie find der Anficht. daß ihre Liebe. ihr
Glück unbedingt zurüäfiehen muß aus humanitären. aus hygienifhen.
aus fozialethifchen Gründen. kurz: aus Raifonnement -"
..Und Sie wollten fagen -?“
„Ich will fagen. daß hier Reht gegen Reht gilt! Daß -“
„Sie find felbft Naturwiffenfhaftler. Erich! Sie achten die
gleihen Gefetze der Entwickelung. die ih -“
..Nein. Herr Geheimrat! Ih fehe jeßt keine Gefeße. keine Ent-
wicklung. als nur das eine Gefeh der Selbftreife. die eine Entwi>lung
zur Individualität. für die die Vereinigung mit dem geliebten Men-

fihen eine Bedingung ift. eine Notwendigkeit. ein Recht, das zu hemmen
und zu iintcrdrü>en niemand befugt ift! Wer fagt uns. daß ein paar
Iahre oder. wenn es fein, foll. auch nur ein paar Monate jener Selig-
keit. die zwei Menfchen einer im anderen empfinden. niiht mehr Ent-
wiiklung enthält. höhere. feelifche Entwicklung. als das bloß natürliche
Werden und Vergehen kommender Generationen? Wenn die Natur in
ihrer Unerbittliihkeit ein Menfchenleben körperlich verkümmern und ver-
nichten will - follen wir dann die Unerbittlichkeit vollkommen machen?
Sollen wir es auch vollends feclifch verkiimmern und vernichten helfen?
Bloß weil unfer bißchen wiffenfchaftliche Vernunft vielleicht recht be-
halten wird? Bloß deshalb? . .

Stürmifih. leidenfchaftlich. elementar waren die Worte und Säße aus
Hermelings Innerern hervorgebrochen und hatten ihn ganz vergeffen
laffen. wo er war und wem er gegeniiberftand. Jeht erft fiel es ihm ein.
daß er in Gebärde und Ausdruck das Maß verloren haben mochte. das
er dem Geheimrat fchuldig war. Wie entfchuldigend trat er einen Schritt
zurück und fuhr fich über die Stirn. als könnte er fich felber damit be-
fihwichtigen.

Adorf war hinter den Schreibtifch getreten. Die laute. beinahe
herrifihe Leideiiifchaftlichkeit des Jüngeren hatte ihn gekränkt. abgeftoßen.
Er wollte eine Diftanz zwifchen fich und ihn fehen. die feiner Würde
cntfpraih. Dann hatte er in das bewegte. von der Erregung verfchönte
Geficht gefehen. und es war allmählich etwas anderes in ihm wach ge-
worden. etwas wie heimliche Befriedigung. wie leife Anerkennung oder
felbftlofer Stolz. iveil diefe ilberfchwenglichkeit dem Kinde galt. das er
liebte. War nicht fchließlich das. was er hier fo rückfichtslos und jugend-
lich lebhaft zii hören bekam. dasfelbe. was er. wenn er erft darauf
horchen wollte. in fich felber vernahm? was er Schwachheit nannte und
was ihn feine Vernünftigkeit verdoppeln ließ? Nur daß es bei Her-
meling in moderne Formen gekleidet war. zugefpißt. zu jenem Individua-
lismus gefieigert. der in diefenIüngeren fich auflehnte gegen die kühleVer-
wiffcnfchaftlichung des Lebens. die ihm und feiner Generation fiir das
Richtige galt. Aber doch ein Ton. der auch zu feinem Gewiffen fprach.
Erft zaghaft; dann lauter; dann mit einer Beftimtntheit. die ihm neu
war. ihn wie ein körperliches Unbehagen berührte. - Er hatte fich ftill
in feinen Schreibtifchf'tuhl gefest und gewartet. bis das leidenfchaft-
liche Unwetter des Doktors fich vertobte.

Dann herrfchte laiitlofe Stille im Zimmer. Nur draußen an den

Vorfenftern fchaffte leife und klirrend der Märzwind. und vom Flur
klang bisweilen das fchleppende Ticken der Standuhr.
..Ich fürchte“. begann Aldorf nach einer Weile weicher. und mit er-
zwungener. Wort um Wort fuchender Ruhe. ..wir werden uns durch noch
fo langes. noch fo überzeugtes Hin- und Widerreden niäjt einigen. Ich
habe mich getäufcht. wenn iäj in Ihnen einen Helfer und nicht einen
ausgefprochenen Gegner erwartet habe. - - Ich verhehle Ihnen nicht.
Erich. wie leid es mir tut. gerade zu Ihnen Nein fagen zu müffen -"
„Denken Sie nicht an mich!“ warf Hermeling gedämpft und bitter
dazwifchen. Er ftand mit halbgefchloffenen Augen im Zimmer. Krampf-
haft fchloffen und öffneten fich feine Hände. während die Arme erfchlafft
niederhingen. Das Zittern der Nafenflügel. ab und zu ein Jucken der
Mundwinkel unter dem fchmalen fchwarzen Schnurrbart verriet. was
in ihm vorging. ..Denken Sie nur an Melanie!“ feste er lauter hinzu.
„Weiß Gott. das tue ich. - Aber -“
„Und wenn ich es nicht kann? Wenn ich es nicht aushalten. nicht
zugeben kann. daß fie von diefer Enthüllung zu Boden gefchlagen wird -"
Der Geheimrat legte einen Finger vor den Mund und machte mit
der anderen Hand eine wehrende Gebärde. Er glaubte im Flur das Ge-
räufch einer Türe und flüchtiger Schritte gehört zu haben, Hermeling
achtete nicht auf ihn.
..Und ich foll untätig dabeiftehen? Ich ioll es gefchehen laffen -
nein. Herr Geheimrat. Sie dürfen ihr nicht das Recht nehmen. felbft über
ihr Los zn entfcheiden! Sie dürfen -"
Mit einem jähen Ruck war Aldorf aufgeftanden und hatte ihm fo
entfchieden zugewinkt. daß es ihm nicht mehr entgehen konnte. Er fiuhte
und fah hinter fich. Die Tür hatte fich fpaltweit geöffnet. Ein dunkel-
umflochtener Mädchenkopf fchob fich ins Zimmer. und zwei tiefblaue
Augen. mit ihrem überlebendigen Glanz das ganze. anmutig-fchmächtige
Gefiehtchen beherrfchend. blickten fchalkhaft an Hermeling vorbei. nach
dem Geheimrat.
„Darf ich?" die Frage verfiummte vor dem ernften. beinahe un-
willigen Ausfehen Aldorfs.
,.Entfchuldige. Papa. Ich kam eben zurück. Der Diener getraute
fich nicht. fchon wieder zu fiören. wie er fagt. Und fie haben doch von der
Klinik nach dir telephoniert. Und du mußt vorher einen Biffen effect.
eh' du wieder fort darffi!
..Nicht wahr. Sie verzeihen. Erich!“ Ein ßrahlender. voller Blick

traf den Doktor. Sie war eingetreten und fchaute nun mit verwunder-
ter Beklommenheit von einem zum andern.
Der Geheimrat f'tand unbeweglich. Die Strenge war aus feinen
Mienen gewichen und hatte einer hilflofen Befangenheit Plaß gemacht.
die der Kontraft mit den ftarkgeprägten Zügen noch verdoppelte. Seine
Augen irrten von ihr hinüber zu Hermeling. der düfter vor fich hinfah.
In Melanies Geficht flammte ein jähe Nöte auf. Sie hatte fich
nichts gedacht bei Erichs Anwefenheit: er kam ja manchmal. und Papa
liebte es. mit ihm über wiffenfchaftliche Dinge ein wenig zu ftreiten.
Heute mußte es etwas Anderes. Wichtigeres fein. Sollte Erich -?
Sie waren ja freilich miteinander einig. Aber daß er fo fchnell handeln
würde! So - ohne Vorfichtl Wo Papa fo empfindlich fein konnte! -
Initinktiv fühlte fie eine Gefahr. eine fremde. übermächtige. Tränen
wollten in ihr auffieigen. Wie töricht das war! - Sie machte ein paar
tapfere Schritte auf ihren Vater zu. Sie wollte fich an feinen Hals
werfen und ihn um Verzeihung bitten. daß fie nicht früher über all das mit
ihm geredet hatte. Sie ftockte. Erich hatte ihr ein Zeichen gemacht. ab-
wehrend. bittend . . .
Der Geheimrat hatte den beiden den Nüäen gekehrt. Die eine Hand
ruhte fchwer auf der Schreibtifchplatte. Mit der anderen bedeckte er die
Augen.
Ein leifes. kaum merkbares Zittern ging über ihn hin. So hatte
es nicht kommen dürfen. Der Ton. derfelbe Ton. den Erichs ungeftüme
Beredfamkeit in ihm hatte anklingen laffen: fehr war er wieder dal
Warm und laut und gebietend. Er follte fiäf gebieten laffen? Von einer
Schwachheit. die feine Vernunft niederdrückte! Von einer Kraft - und
welche Kraft war in diefer Schwachheit - die er nicht kannte! nicht an-
erkannte! nicht gelten laffen durfte . . .
Er wandte fich um. Mit einem verfchleierten Blick umfaßte er die
beiden jungen Menfchenkinder. die jest beieinanderftanden und fich eben
in einem bangen. tiefen Blick trafen.
..Sag - mal - Melanie" klang es unfiiher. ..ich -- wir -" er
fkammelte. Dann nahm er fich zufammen. ..Ihr habt euch wohl - fehr
lieb. ihr zwei?" - er meinte. *eine fremde Stimme aus fich reden zu
hören. fo eigen und überrafchend kamen ihm die Worte und trugen ihn
fort. ob er wollte oder nicht. ..Was wir fprachen. bleibt unter uns.
Erich. Ich wollte nur fo ein wenig fondieren. wie tief - das fißt. bei
Ihnen. Und hab' deshalb ein bißäfen übertrieben!"

..ZS-.- add-:YZ: YZCYKZDJZX ?um
c W .q-ÄÖQ-m :7 SW“-
;:..,m.,„:„.:.„.;:w „93*

Der *akt der S,i*-*»*a.rheir ,Heinrich Liuex- --
:7.-- -L'fF-kz-*K' 'NI-.7.x q p-
-;W--_ ...*-
t...- .*--r c* *r Z er.; maxi-run und fchaute nun mir r--rr-
--"-.e * --L---' *der :int-n *...m andern.
.' - .. r :'..n-t. .'71b*-.-rgl.-h. .Die Strenge war an-
. -- -- - :1 --d bete.- einer haft-*fen Befangcnheit Pia*: :. -
* - - - - - kr“ .Le-t..*pr.;c.cen Zügen noch verdoppeln-
* - - 'om-*rer zr; .H rmeling. der düt'ter ver fta
-*---“-.-t fiammt.- ein jähe Räte auf. Sie --
-- r - - - 1.:.: .kn-Ufektkltk: er kam ja manchnah u-
.» -- . -. :er :e--ierrcäaitriche Dinge ein wenig _ru 1'. -
-- r -1 ..s ,Zub-Ns. ?Ztrcljtigeres fein. Sollte *e - ;
r r -. - r . i“. ..ite- ar.de*: einig. Aber daß er fo fcharii . .
c . - .- --e Bericht! trio Papa fo empfindliäz fein ia.
_. e -. --- e' "r-e [Amar-r. eine fremde. übermächtigs.. ' -
- . . - ,: c --'-- ..1. Wie .oxicdi das wart »* Sie machte - i
'irc r .. *Mu *'-er-:r in. Sie wollte fich m* fc .i -
. r . '- - - .*'r'txt ..mg dic-en. daß fie nicht früher über a. ' -
t -' 'e ß are. 'Erich hatte ihr ein Zeichen gm-
.. 'cr-:t--rx- -- --.**.- kit! beiden den Rücken gekehrt. Da rZ*-
*---c .r -:- _- ß--rl-trj-hplatte. Mit der anderen bedeu -
. -- .e .* *- .rr-tms] Zittern ging über ihn bin.
- i -- - ' -. 7.-.-1- Ton. derfelbe Ton. der. Erims ur- -
3*.-.-" *rk e* -. - . ..nc ankl-.ngen (aßen: jest war er wie." .
F- -.-, ..nd '- *k da" x, *irc-7d. Er follte fich gebieten laffen? ?lie-n
13.--.. :.l», *ck -' rn -nft niederdrüäte! Vor. einer .Kraft
wei-tn- 'cart *.7 u *n rufe»,- '. t-wachheit - die er nicht kim-.te' run.
erkanntci uni): geltee* lan-,n durfte . . .
Er wandte fich uns Mir einem verfchleierten Blick umfaßte er :
beiden jungen Menfärenimder. die jetzt beieinanderftanden und fich el.:
in einem bangen. tiefen Mick trafen.
..Sag - mal - Melanie" klang es uuficher. ..im -- wir - ' .'
ftararrelte. Dann nahm er fich zufammen. ..Ihr habt euch woh1 - fc?-
lieb, ihr zwei?" -- er meinte. eine fremde Stimme aus fie". reden zu
teren. fr eigen und überrafa end kamen ihm die Worte und trugen ibo
feet. qb er wollte oder nicl... ..Was wir fprachen. bleibt unter uns.
.ker-n. Ich wollte nur fo ein wenig fondieren. wie tief -- das fih!, bt*:
Jitnen. Und hab' deshalb ein bißchen übertrieben!“

M
G Iofef Rippl-RÃ¤nai:
W
Beim Rotwein
Zum Rundfchau-Beitrag â€žUngarifche Malerâ€œ

. -
.
7 jdn.. .8. K ,.1 . ... ..N o.
...kal . C. . . 4 .er
k...-

Er fchritt langfam - wie ein Nahtwandler kam es ihm vor -
an den Beiden vorüber und ni>te ihnen zu.
,.Ih muß in die Klinik. Wir fehen uns noh!" Er drückte ihnen
felt. aber fiühtig die Hand. Bei der Tür drehte er fich noch einmal
um. Ein eigentümliches Lächeln zuckte in feinem Geficht:
..Freut euh. Kinder! Und küßt euh - wenn ih draußen bin !" - -
Ehe die beiden aus ihrem frohen Shrecken erwachten. fiel die Tür
hinter Aldorf zu, Melanie wollte ihm naheilen - dankbar - jauch-
zend von unerwarteter Glückfeligkeit. Erich hielt fie zurück und zog fie in
feine Arme. -
Schon Anfang Mai wurde Hochzeit gefeiert. Dann kamen an den
Geheimrat jubelnde Briefe. Erft von der Riviera. Melanie kannte fih
niht vor Wonne. Den ganzen Segen des Südens und ihrer iiber-
reihen Liebe fchüttete fie in feine Einfamkeit. Später. im Sommer
flogen die Nachrichten aus der füddeutfchen Univerfität. wo Erih auf der
Sternwarte erfter Affiftent geworden war. in das ftille. weiträumige
Zimmer mit den hohgebauten Büherftänden. Aldorfs Augen leuchte-
ten über all der Wärme und Dankbarkeit. Dann im Herbft fchrieb
Erich. Aus Davos. Zur Vorficht hatte er Melanie dorthin gebracht.
Eine leichte Erkältung hatte fie über Erwarten angegriffen. Wehmütig
beugte fich der Geheimrat iiber die lakonifhen Zeilen. Er las fie wieder
und wieder. Es hatte fo kommen müffen - er wußte es. Vielleiht fchon
im Frühling lautete es fchlirnmer. Aber er hatte niht anders gekonnt:
es war über ihn gekommen - damals - mächtiger als alle Vernunft -
die Kraft der Schwahheit, Und darum mußte es gut fo fein . , .

Rund
fchau
Deutfcb-Öfterreichijch-Ruffifches
(Zum Berliner Befueh des Grafen
Aehrenthal)
Eine Zeit nur allzu begründeten
Unbehagens ift endlich vorüber.
Es war kein erquicklicher Zufiand-
daß monatelang faft alle diploma-
tifchen Fäden zwifchen Wien und
Petersburg abgerifien warenF indes
im nächften Orient- befonders in
Griechenland die Zerfeßung weiter-
fraß, Um fo ungemütlicher- je
dichter Deutfchland an Öfterreich-
Ungarn herangerückt war. Zwar
hat die deutfche Regierung- einge-
denl des von Bismarck immer und
immer leidenfchaftlich wiederholten
Rates- den Weg zur Newa fich
nicht verfchütten laffen. Das wäre
„unvernünftig und ruchlos". Aber
folange das deutfche Reich fo eng
an die Habsburger Monarchie ge-
bunden blieb- konnte auch ihr die
perfönliche Gereiztheit zwifchen
Aehrenthal und (dem noch immer
fefi in der Gunfi des Zaren fißen-
den) Iswolskif die Europa fchon ein-
mal in eine unfinnige Situation
hineingewirbelr hatt gefährlich
werden. Der erfie Kanzler hat
dem Grafen Schuwalow befiätigtx
daß ihm der Gedanke an Koaliti-
onen böfe Träume verurfacheF und
auch den fünften Kanzler mochten
in mancher Nacht folche Träume be-
unruhigen.
Das befte Mittel gegen diefes
Alpdrücken war eine Sänftigung
des öfierreichifch-rufiifchen Gegen-
faßes. Das - angeblich fchon
lange zurückliegende - Interview
des Grafen Aehrenthal mit dem be-
rüchtigten Heuer und Wühler
Weffelißki Bozidarovic ift mit feinen
Anhängfeln offiziöfer Wiener De-
mentis reich an Seltfamkeiten, und
wenn man daraus den Wunfch
Aehrenthals- von Deutfchland ein
klein wenig abzurücken- herauslefen
wolltey fo wäre deutfche Empfind-
lichkeit nach fo gewichtigen Liebes-
dienften gar wohl am Plaße. An-
dererfeits mag man bedenken- daß
- unbefchadet herzlicher Freund-
fchaft - aua) Deutfchland eine gar
zu ftraffe gegenfeitige Abhängigkeit
nicht wünfchen kann. Eine Ver-
kettung die nicht genug Armfreiheit

läßtx erzeugt leicht kleinliches Miß-
trauen. Und das war wohl auch
einer der wefentlichften Griindef die
den Meifter- der mehreren Gene-
rationen den großen Grundriß der
auswärtigen dcutfchen Politik vor-
gezeichnet hay davon abhieltf den
von ihm erwogencn Plan einer
Einverleibung des deutfch-öfierrei-
chifchen Bündniffes in die Gefeß-
gcbung beider Reiche auszuführen,
Es waren alfo fchlechte Pfycho-
logen- die vorausfeßten- eine Ver-
föhnung zwifchen Öfterreich-Ungarn
und Rußland werde in Berlin mit
fcheelen Augen angefehen werden.
Im Gegenteil- manches fpricht für
die Hypothefe- daß während des Be-
fuches des Erzherzogs-Thronfolgers
bei Kaifer Wilhelm die beiden grol-
lcnden Mächte einander um einen
guten Schritt näher gekommen find.
Es wäre überhaupt - auch in un-
feren Tagen - ein Fehler; den

nur blinde Eiferer begehen dürfen. wollte man die dynaftifchen Einflüffe unterfchäßen. Sie müffen. fo laut auch die demokratifchen Wogen branden. noch immer in jede politifche Rechnung als fehr reale Faktoren eingefeßt werden. Ebenfo erinnert man fich jeßt. daß im September vorigen Jahres. unmittelbar vor der Abreife des neuen Reichskanzlers nach Wien. Herr von Jswolski in Berlin war. Damals _ gab*s in der ruffifchen Botfchaft ein intimes Diner. bei dem Herr von Bethmann Hollweg mit dem Minifter des Zaren eine fehr eingehende Unterredung hatte. Gut bediente Gewährsmänner verfichern. fie habe vor allem dem Gegenfah Iswolski-Aehrenthal gegolten. und in Wien fei dasfelbe Thema gewiffenhaft weiter gefponnen worden.

Zwar gab es noch einen Monat fpäter fehr boshafte Sticheleien beim Rückzugsgefecht des unfäglich eitlen Iswolski und die unrühmliche Kahbalgerei in der ..Fortuightly Review" und ,.Nowoje Wremja" Auch konnte der Wiener Hof die weite Bogenfahrt des Zaren nach Racconigi. die Öfterreich wie ein Peftland mied. nicht mit fchnell vergeffendem Gleichmut hinnehmen. Aber Aehrenthal. der aus dem Petersburger Botfchafterhotel in das Wiener Minifterpalais etwa den Plan eines Dreikaifer-Bündniffes mitgebracht hatte und nur durch Jswolskis eigenfinnige Ringerfinten von dem gewollten Wege abgedrängt worden war. konnte an diefen müßigen Wortfpaltereien nicht vielGefallen finden. Der perfönliäfe Antagonismus derMinifter durfte auch nicht fo weit auf die Spiße getrieben werden. daß er den Frieden Eurcpas in jedem Augenblick gefährdete. und es ift bezeichnend. daß das Gerücht auftauchte. beide Ringkämpfer -würden gleichzeitig die Arena verlaffen müffen. damit für eine ruffifch-öfterreiäjifche Verftändigung die Bahn wieder frei werde. Aehrenthal hat gewiß gern feine Kämpferftellung aufgegeben. als fein Protektor Franz Ferdinand ihm einen deutlichen Wink gab. und als er merkte. daß fehr einflußreiche Petersburger Kreife auf eine ener-

gifche Beruhigung Jswolskis hin-
arbeiten. Und Herrn von Beth-
mann Hollweg wird man es gerne
glauben. was er in der Süddeut-
fchen Reichskorrefpondenz verkün-
det. daß er ein Jntereffe nahm an
dem ..Säjwinden einer Entfrem-
dung. die in Wien wie in St. Pe-
tersburg als abnorm und als ftörend
empfunden wurde“.
Die beiden verantwortlichen
Leiter der auswärtigen Politik in
Deutfchland und Öfierreich-Ungarn
mögen. bei aller Verfchiedenheit der
Naturen. einer im andern manches
Gemeinfame fühlen: Altersge-
noffen. wurzeln fie beide in ver-
wandten Schichten. Beider Adel
geht kaum über die dritte Genera-
tion zurück. und zu derfelben Zeit.
da der Urgroßvater Johann Jakob
Bethmann Affocis der Frankfurter
Bankfirma war. waren auäj die
Let-as (von Aehrenthal) tüchtige
öfterreichifche Kaufleute, Beide
Staatsmänner lieben nicht ge-
fchniegelte und kokette Worte. find
fachlich. nüchtern und kurz ange-
bunden. wobei freilich der Schüler
und Erbe des Grafen Kalnoky
einen viel gröberen. aber auch
fefteren Faden fpinnt; diefen klaren.
amnfifchen Rechner wird felbft der
34*

Rundfcbau
wohlwollendfie Gefchichtsprofeffor nicht einen fpäten Enkel der Klaffiker nennen. Jedenfalls hat fich in Wien und Berlin erwiefen. daß die beiden Kanzler nicht übel aufeinander eingefpielt find und fich durch das mißtrauifche Geraune nah und fern nicht irren lafien. Die Huldigung. mit* der die Norddeutfche Allgemeine den ..ausgezeichneten Staatsmann" begrüßt hat. dem ..eine weithin fichtbare Rolle befchieden war" und der ..fich einen Ehrenplaß in der Gefchichte des habsburgifchen Reiches erworben hat". ift keine feichte Schmeichelei. fondern entfpriiht der guten Meinung. die man feit langem in Berlin von feinen Fähigkeiten hat. Es ift wenig bekannt. daß dem klugen und aufmerkfamen Maulwurf Holftein fchon vor Jahren der damalige öfierreichifch-ungarifäfe Botfchafter iu Petersburg durch feine klare Befiimmtheit und fein unbeftochenes Urteil aufgefallen iftz er wit-terte iu ihm fchon den kommenden Mann. Selbft die fchmerzliche Schlappe des Friedjung-Prozeffes hat hier das Vertrauen zu feiner diplomatifchen Kunft nicht zu erfchüttern vermocht. Iswolski - Italien -- Kreta _- Marokko -- Schiffahrtsabgaben: fo heißen wohl die Kapitel. die in den Konferenzen der beiden Staatsmänner und in den ftundenlangen Gefprächen mit Kaifer Wilhelm durchberaten worden find. Nicht anders war es in München. wo obendrein minder wichtige. aber nicht minder komplizierte öf'terreichifch-bayrifche Grenzfragen hinzukamen. Wie konnten fich die Egel des Argwohns gerade an der Münchener Reife feftfaugen? Glaubt wirklich jemand. daß Aehrenthal fo unklug war. unmittelbar an den Berliner Befuch einen andern anzufchließen. der in Potsdam und in der Wilhelmf'traße verf'timmen könnte? Wie Bismarck vor den Verhandlungen mit Andraffy fich des Einverfiändniffes des Königs Ludwig verficherte. fo fällt felbftverftändliäf auch heute keine wichtige Entfcheidung in der auswärtigen Politik. befonders aber in den Beziehungen zu Öfterreich - Ungarn. ohne das Surren der Drähte zwi-

fchen München und Berlin. Wen
follte es befremden. daß Aehrenthal
jetzt auch den Wiener Befuch des
Freiherrn von Podewils erwidert
und mit ihm. dem Vorfitzenden der
diplomatifchen Kommiffion des
Bundesrats. die Balkanforgen er-
wägt.
Das Thema Iswolski aber ftand
ficherlich obenan. ..Unfere Aufgabe
ift. unfere beiden kaiferlichen Nach-
barn in Frieden zu erhalten.“
Diefes Bismarckwort gilt. wie noch
faft jeder Satz des Dreibund-Ab-
fchnitts. diefes goldenen Kodex in
den ..Gedanken und Erinnerungen".
Drum fieckt. fo herkömmlich fie auch
klingen. diesmal doch ein fefterer
Kern in jenen Worten der amtlichen
Mitteilung. die die Friedenszuverficht
der beiden Staatsmänner außer auf
den Dreibund ..auf die günf'tige
Entwicklung der Beziehungen
Deutfchlands und Öfterreich-Un-
garns zu den andern Mächten"
ftüßen. Da ift wohl die gemein-
fame Erklärung Öfterreichs und
Rußlands fchon nahe. die verkünden
wird. daß die Türkenherrfchaft re-
fpektiert werden und auf dem Bal-
kan womögliäf alles bleiben foll.
wie es ifi, Keine Fefilegung bis
ins Einzelne. wie im Mürzfteger

Rundfchau
Programm. nur eine allgemeine Warnung an die Ruheftörer. die ihnen den Wahn benimmt. daß fie an einem öfierreiäjifch-ruffifchen Feuer ihr Süppchen kochen könnten! Ifi man foweit. dann wird auch Erzherzog Franz Ferdinand nach Petersburg kommen. zum Dank für den Zarenbefuch des Jahres 1903. den die Habsburger während des Kriegs und der Revolution nicht erwidern konnten. nach Reval und Racconigi aber nicht mehr erwidern mochten. Waren die Toafie des ruffifchen und bulgarifchen Zaren. die beide von der Notwendigkeit der Erhaltung ..des Friedens. der Eintracht und Ordnung in den Balkanfiaaten" fpraäjen. fchon der Vorklang des Verföhnungsmanifefies? Dann müßten wir nicht mehr gleich aus unferer Ruhe fchnellen. wenn irgendein kleiner öftlicher Vulkan zornige Lava zu fpeien beginnt. Für den europäifchen Frieden gibt es heute kein Bild. das größeres Vertrauen erwecken könnte. freilich auch kein vergnüglicheres als: Bethmann rechts. Aehrenthal links. Jswolski in der Mitten.

Jofef Adolf Bondy

Von den Berliner Bühnen

Mit den erfien Frühlingswinden flog der Erfolg nun auch ins ..Berliner Theater". Gott fei Dank. Flog mit dem Stück eines ungarifchen Europäers. der die ..gelbe Gefahr“ da packte. wo fie melodramatifch ift. Diefe Ungarn leben und dichten überall. nur nicht zu Haufe. Man trifft fie auf Regent Street. fieht fie bei Brahm oder Reinhardt die gefcheiten Augen aufreißen oder findet fie in der Rue Pigalle bei Furfh. Diefer Lengyel (fein Drama heißt ..Taifun“) ift befonders gefcheit. Man darf ihn bewundern: er fchreibt ein Stück fürs ..Ambigu“ und darf fich den Anfchein geben. als habe er ans Leffingtheater gedacht. Ja. etwas mehr als Anfchein. Er zieht im innerfien Kreife des Stückes Lebensfpuren pfychologifcher Erkenntniffe. Ein Herdenfubjekt. eine Nummer unter Millionen endet tragifch als Menfch. Ein gleichgiltiges Ge-

häufe birgt ein dunkles Uhrwerk. Einer. dem Vaterland. Unterwürfigkeit unter eine Staatsidee. Solidaritätsgefühl. gute Bürgerlichkeit alles waren - entdeckt plößlich in fich die Leidenfchaft. die jedes Anerzogene. Eingeimpfte. Anerworbene überwältigt. Er. der die verkörperte Ruhe ift. gerät in einen Taumel von Sinnlichkeit und Gefühlsüberfchwang. Tötet das Weib. das er liebte. und das ihn reizte. Das Weib freilich ift fürchterlich. ifi unmöglich, Auch an die Japaner-Gefellfchaft. die die Vaterlandsidee in die Karikatur hinein übertreiben und fich in der großmütigen Abficht überbieten. die Schuld eines andern auf fich zu nehmen. nur damit diefer andere fein. für Japans Fortfchritt fo nüßliches Werk fertig fchreiben könne. - an diefe Gefellfchaft vermag ich nicht zu glauben. Ferner find mir die europäifchen Herrfchaften. der eitle buchmäßig perorierende Profeffor und der Raifonneur. der in felbftgefälligen Antithefen fchwelgt. als alte. ehrliche Schwanktypen verdächtig. Doch das Stück hat

ohnedies genug. um dem Publikum
zu gefallen. das im Theater Sen-
fationen fucht: die parifer Enklave
der erotifchen gelben Männer.
die ihr Nationalfefi im Kofiüm.
bei fentimentalem Sang und Lau-
tenklang begehen.- ein magifch be-
leuchtetes Teefympofion im Ehrhf-
anthemenkranz; der Konflikt zwi-
fchen dem Iapanfohn und der
Parifer Dirne. der. immer hißiger
geführt. in Mord und Totfchlag
endet. und daran anfchließend die
aufregende und aufgeregte Be-
fprechung der Genoffen. die für
den Schuldigen einen llnfchuldigen
der Iuftiz als Opfer fenden wollen;
fodann der übliche Gerichtsakt. der
noch immer zieht. hier aber um
fo mehr zieht. als im Wettftreit
des Edelfinns die Richter getäufcht
werden und die Spannung fo
weit getrieben ift. daß die Wahrheit
wirklich nicht ans Licht kommt.
obwohl fie jeden Augenblick kurz
vor der Enthijllung fteht, Diefer
Ungar ift ein fehr gelehriger Schüler
Frankreichs.

*'- "| "-

In den „Kammerfpielen“ er-
fchien der Hausdichter W i l h e l m
Schmidt-Bonn mit einem
neuen Stück. das fich eines fehr
kurzen Titels erfreut: ..H i lfe!
Ein Kind ift vom Himmel
gefallen!" Ich fehe. nun
wird auch wohl der Traum meines
Freundes Wirklichkeit werden. der
ein Dramolet zu fchreiben wünfch-
te. fo betitelt:

(lb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Bon Gottes Wegen ab.
Plauderei in 1 Akt von M. B.

/

. . . Schmidt-Bonn ift zu den
Hauptmotiven feines holden Erfi-
lingdramas. „Mutter Land-
firaße.“ zurückgekehrt. ohne daß
er dichterifch-künftlerifch über diefes
Werk irgendwie hinausgewachfen
wäre. Er hat bei feiner Rundreife
einige verführerifche Mufter auf-
gelefen. um feine Arbeit „Tragi-
komödie“ nennen zu können: Wede-
kind und Shaw. Schade. - fie
haben den braven Iungen aufs
Glatteis geführt und der Lächer-

lichkeit preisgegeben. Schrieb er
damals mit balladeskem Unterklang
die moderne Legende vom ver-
lorenen Sohn in einer gefaßten.
gedrungenen Form dramatifcher
Führung und in einem realif'tifch-
phantafkifchen Einklang des Sprach-
tons. fo gibt es in diefer modernen
Legende von der verlorenen Tochter
nur einen einheitlichen erfien Akt.
fonf'i aber ein Stilwirrfal und ein
geifiigesAkrobatentum. fo platt. daß
ein Erfolg nicht mehr in Frage
kommen konnte.
Aus „Mutter Landfkraße“ find
der Trotz der Kinder gegen die
felbfifüchtig beharrenden Väter und
der Gedanke hinübergeführt.daß die
verkommenen Opfer des Lebens
gar nicht fo fchlimm find. wie fie
ausfehen. Doch die väterliche
Uberhebung und Strenge. dort im
ganzen glaubhaft. läuft hier in
fkurrile Wirkung aus. und die
Eharakterif'tik der vom Schickfal
Enterbten. dem Zwielicht tragifcher
und komifcher Beleuchtung entrückt.
ift von der firen Idee einer Ver-
herrlichung befeffen. die dem Bour-
geois mit einer Antimoral. wie
fie fein foll und muß. eins aus-
wifchen möchte.
Marie. die Tochter eines reichen

Fabrikanten- gelangt zu einem
Kinde auf eine Art- die in deutfch'er
Literatur nicht neu ift: fie wird
in einer fchwülen Sommernacht
von einem Einbrecher überrumpelt,
Halb zog er fiex halb [anf fie hin:
denn der Burfche ift fo übel nicht.
Obwohl fie ihm in feelifcher Ver-
wirrung die Srhäße des Haufes
verrätx fo will der fozial empor-
ftrebende Übeltäter doch fihließlich
nur fie und nicht das Geld. Da-
rum haßt fie auch das Kindx das fie
unter Schmerzen geboren hatx gar
nicht- vielmehr verteidigt fie das
kleine lebendige Befißtum gegen
ihren aufgebrachtenL [ehr bürgerli-
chen Vater- der den unwilllomme-
nen Balg aus dem Haufe tun will-
bis zur Selbftaufopferung. Im
das Weibchen bleibt fo intenfiv
in ihr regex daß fie dem feltfamen
Liebhaber nachfpürt und unter
dem Vorwandß das Kind durch
eine Scheinehe ehrlich zu machen/
ihm in feine Brigantenhöhle nach-
fchleicht. Diefes Verbrechermilieu
hat man in deutfchen und fran-
zöfifchen Diebskomödien fchon
echter- iozial ergreifender und ko-
mifcher gefehen. Marie erreicht
ihren Zweck foweitx als der fchöne
Geldfchraniknacker- der die Ge-
[ellfchaft haßt- doch ihre Taufend-
markfcheine nicht verachten auf
den Eheplan zum Zwecke der
Erpreffung eingeht. Sie kommen
in Maries Elternhausx der Dieb
gebärdet fich als Schwiegerfohm
und um Verführer und Ver-führte
fürs erfte los zu fein„ fchickt der
empörte Alte das Volk nach Ame-
rika, An Geld läßt er's nicht
fehlen- und wenn ich Schmidt-
Bonns Erhöhungs- und Artbil-
dungsideen richtig verfiehe- fo wird
das Paar nach einer Anfiandsfrifi
zurückkehren- der Dieb mit der
gefunden menfchlichen Vafis wird
in das Gefchäft des Schwieger-
vaters eintreten und dem ge-
fegneten Kaufmannsfiande einige
Mufiereremplare der Geriffenheit
fchenken. Er hat das Zeug dazu.

Julius Elias

Die Wiederauferftehung des P." ancheftertums

Die Worte- mit denen fich der

Neirhskanzler von Bethmann Holl-
weg im Reichstage bei der Inter-
pellation über feine Wahlreform-
rede von dem Vorwurfe but-eau-
kratifcher Gefinnung zu reinigen
fuchtex erinnern ganz feltfam an die
Redenx womit die Profefioren Al-
fred und Mar Weber aus Heidel-
berg auf der Generalveriammlung
des Vereins für Sozialpolitik in
Wien vor einigen Monaten fo
viel Aufregung verurfachten, Die
Brüder Weber fpotteten über
die „Wandlung zur Penfions-
bereättigung", die in der reichs-
deutfchen Kulturpfychologie wahr-
zunehmen fei- „Papachen- und Ma-
machen-Erifienzen" fchaffe, und bis
in die unteren Schichten des Vol-
kes bringe. Sachlich fagte Herr von
Bethmann Hollweg genau dasfelbe.
„Bureaukratifches Regiment führt
unter Volksleben zum Abfierben/
erklärte er und fuhr fort: „Ich babe
nun bald drei Jahre die Ehret mit
Ihnen zufammen zu arbeiten. In
den mannigfaltigflen fozialen Fra-
gen- die ich mit Ihnen behandelt
habe- habe ich immer wieder vor der
trügerifchen Hoffnung gewarnt- die
Welt mit Gefeßesparagraphen und
dem hinter ihnen ftehenden Heer von

Beamten verbeffern zu können.“
Profeffor Alfred Weber bedauerte befonders. daß der Bureaukratismus die Maßen zu verderben drohe. „aus denen heraus wir zu neuen großen Kulturmöglichkeiten gelangen wollen". Auch der neue Reichskanzler fieht in der Freiheit der Arbeit der unteren Schichten die Vorausfeßung für eine gedeihliche Entwi>lung des Kulturlebensz er erwarte. meinte er. von der Arbeit des Volkes fehr viel größere Vorteile. als von irgendwelcher Reglementiererei. die immer unpraktifch fei und dahin führe. hinter jeden Arbeitgeber und Arbeitnehmer einen Polizeimann zu ftellen. ..Und wenn ich in meiner Abgeordnetenhausrede darauf hingewiefen habe. daß es die unteren Gliederungen des Staates und Volkes find. in denen die größte wirtfchaftliche und geiftige Kulturarbeit geleiftet wird. dann habe ich damit ausgefprochen. daß wir ohne die freiwillige und freie Mitarbeit und Tätigkeit des Volkes nicht vorwärts kommen. Wer das bureaukratifthe Anfchauungen nennt. der weiß mit Fremdworten eben nicht: Beicheid."
Noch eine wefentliche Ubereinftimmung verdient hervorgehoben zu werden. Profeffor Weber fprach von den Möglichkeiten im politifchen Leben. die Bureaukratie in den Parteidienft zu ftellen und die verdienteften Mitglieder einer herrfchenden Partei mit den fetteften Stellen zu verforgen. Er forderte deshalb eine „fcharfe Trennung des parteipolitifchen Apparates und des bureaukratifchen Apparates“ durch die Cinfeßung von Anftellungsämtern. Aus ähnlichen Gründen glaubt der neue Reichskanzler den ..Parteidienft der Beamten" „verurteilen“ zu müffen.
Welche Ironie liegt nun nicht darin. daß auf der Wiener Tagung des Vereins für Sozialpolitik ein Vertreter der preußifchen Regierung Anfchauungen bekämpfte. die heute ein preußifcher Minifierpräfident und deutfcher Reichskanzler vertritt. Minifterialdirektor von Thiele war es. der in Wien der Rede Profeifor Alfred Webers das Etikett ..Anarchismus" anheftete und mit den

Worten; ..Sorgen Sie für ein ordentliches Wahlrecht zu den Landtagen und zu den Stadtverordnetenverfammlungen. und dann haben wir die Garantien. um der Bureaukratie entgegenzutreten." den Parlamentarismus dagegen auszufpielen fuchte. Und wie -ift es zu verftehen. daß die Brüder Weber vom „Vorwärts" warm in Schuh genommen wurden. während ihre Anfchauungen als Äußerungen des neuen Reichskanzlers vom Zentralorgan *der deutfchen Sozialdemokratie als Gipfel reaktionärer Denkweife verfthrien werden? Dafür muß es natiirlich einen Grund geben. und der ift darin zu fuchen. daß Herr von Bethmann Hellweg ariftokratifche. die Brüder Weber dagegen demokratifche Mittel für die Heilung desfelben übels vorfchlagen. Die Brüder Weber wollen die Bureaukratie nicht nur von politifchen Einflüffen freihalten. fondern aus ihr gewiffermaßen eine Beamtenrepublik machen. in der nicht Treuverhältniffe. fondern freie Vertragsverhältniffe die Arbeit regeln. Herr von Bethmann Hollweg will im Gegenteil die Difziplin noch ftraffer. die Abhängigkeit der Beamten von den Zentralftellen

DIAMWIIJ
M?
4.1-' i 't l--
) \ .
J ~
. l
. .
G. V
K..
'- |\ i ..x
in .1 1 . I
~ ~
q a h I x I d
. n U 1|'-
. J. L 3
. q-
..b
\l .
â€˜ 1
n 'UK v
l-
-..
O .- .q
\J '
- ~ 1
. b x
I 0 ll
. Q
q
z . r,
. . c, J
O. .w
i m nâ€œ-
Qls \\ q
r\ . o .l

â€ž45....
v...
(Ffm-...NZD

der Verwaltung noch ftärker ge-
ftalten.
Die Frage. ob die Notwendig-
keit der Entwickelung die leitenden
Kräfte des politifchen Lebens mehr
in die eine oder die andere Rich-
tung drängen wird. mag hier auf
fich beruhen bleiben. Wichtiger ift
die Tatfache. daß die Anfchauungen.
die die Brüder Weber in Wien.
Herr von Bethniann Hollweg im
Reichstage vertraten. dem totge-
glaubten Mancheftertum wieder
neues Leben einhauchen. Im Reiche
der Wiffenfchaft find auäf die Brü-
der Weber längfi nicht mehr die
einzigen. die gerade als überzeugte
Anhänger der liberalen Weltan-
fchauung zu der reinen Lehre des
verrufenen Mancheftertums zurück-
kehrten. Dazu gehören z. B. Franz
Oppenheimer in Deutfchland und
Jacques Nowicow in Rußland.
Oppenheimers bekannte boden-
reformerifchen Schriften find von
Staatsfozialismus fo rein. wie die
Adolf Damafchkes davon getrübt
find. Nowicow. der in der deut-
fchen wifienfchaftlichen Literatur
auch kein Unbekannter ift. hat na-
mentlich in Frankreich und Italien
Schule gemaäjt. In feinem jüng-
fien Werk ..Das Problem des
Elends". (wovon bei Theod. Thomas
in Leipzig die deutfche Uberfeßung
Alfred Frieds erfchien). fucht er das
wirtfchaftliche Leben in ganz eigen-
artiger Weife als Fortfetzung und
Projektion des biologifchen Ge-
fäiehens zu erklären und kommt da-
bei zu einem vernichtenden Urteil
über alle. das eigentliche Wirt-
fchaftsleben treffenden ftaatsfozia-
lifiifchen Maßnahmen. Er legt auch
dar. wie das Manchefiertum in Ver-
ruf kam: ..Zu Beginn des 19. Jahr-
hunderts waren noch vierjährige
Kinder dazu verdammt. vierzehn
Stunden täglich in den Fabriken zu
arbeiten. Als einzelne Menfchen-
freunde das ungeheuerlich fanden
und ein Gefeß forderten. um diefer
entfelzlichen Ausbeutung des Men-
fchen durch den Menfchen einen
Riegel vorzufchieben. proteftierten
gewifie Induftrielle im Namen des
„kationen faire, [QjIILI partner“
dagegen. Sie haben unrecht ge-
habt. denn diefe Formel hatte ab-

folut nichts zu tun in einer rein ju-
rifiifchen Frage. die auch fo formu-
liert werden konnte. ob ein Fami-
lienvater das Recht hat. fein min-
derjähriges Kind zu quälen. um er-
höhte Einkünfte zu erhalten . .
Die Lehre des „lmjsaer faire,
latenter paeeer" bezieht fich auf
wirtfchaftliche Handlungen und
keineswegs auf rechtliche. Niemals
hat der enragiertefte Manchefier-
mann behauptet. daß der Arbeit-
geber das Recht hätte. feine Ar-
beiter zu töten oder deren Gefund-
heit zu beeinträchtigen. wenn dies
die Fabrikation fördern würde."
Dagegen fieht Nowicow z. B. in
der Altersverficherung einen ..Akt
der Ungerechtigkeit gegenüber der
Gefamtheit der Bevölkerung -und
eine beleidigende Maßnahme ge-
genüber den Arbeitern".
Unfere vielgepriefene fozial-
politifäje Gefelzgebung ifi fraglos
mit fchuld an der geradezu beäng-
fiigenden Zunahme der Zahl der Be-
amten. Nur dadurch ifi das Be-
dürfnis nach Kontrolle und Schreib-
werk ins Ungemeffene gewachfen.
Beim Reich. bei den Bundesfiaaten.
bei den Kommunalverbänden und
bei den zur Durchführung der Ge-
fehgebung gefchaffenen Selbfiver-

waltungskörpern wurde der Bedarf
an neuen Beamten von Jahr zu
Jahr größer. Das führte wieder
zu immer fchlimmerer öffentlicher
Schuldenwirtfchaft und zu einer
immer drü>enderen Befteuerung
der freien Erwerbsf'tände. In
alle dem. befonders in der bu-
reaukratifchen Reglementierung des
wirtfchaftlichen Lebens. gleichen
die Wirkungen des modernen
Staatsfozialismus denen des Mer-
kantilismus. defien Herrfchaft durch
die Lehren der Phyfiokraten und des
englifäfen liberalen Mancheftertums
geftürzt wurde. Nachdem der mer-
kantilifkifche Eolbertismus in Fried-
richLifisSchußfyftemwiederauflebte
und durch den modernen Staats-
fozialismus folgerichtig ergänzt
wurde. fcheint jeßt die Manchefter-
lehre vom [minder faire, lui-Igel*
passen in neuer Geftalt aufer-
ftehen zu follen. um wenigfiens
einen frifchen Luftzug in die f'tickige
Atmoipbäre des modernen bureau-
kratifch geregelten Wirtfchafts-
lebens zu führen.

Otto Eorbach

Ungarifche Maler

Die Begleiterfcheinung des
Aehrenthal-Befuchs in Berlin bil-
dete eine friedliche Magyaren-In-
vafion. Wie auf Verabredung er-
fchienen plötzlich zwei ungarifche
Stücke auf den Berliner Bühnen.
etablierte fich eine Vereinigung un-
garifcher Mufiker. okkupierten un-
garifche Maler das Sezefiionshaus
am Kurfürftendamm. Allerdings:-
ungarifcher Kunft von Charakter
und Sonderart hat man fich nur
bei den Mufikern zu verfehen; die
anderen beiden Gruppen ftehen
unter dem Zeichen der Internatio-
nalität. Wie die Molnür und Len-
gyel ihre Dramen in Amerika und
in der japanifchen Kolonie von
Paris fpielen laffen. fo treiben auch
die Maler in der Hauptfache eine
Kunf't von allgemein-europäifchem
Stempel. ..Allgemein - europäifch"
- das ift in diefem Falle faf't aus-
fchließlich: Franzofennachahmung.
Man fieht in der Gruppe ungari-
fcher Moderner. die fich hier prä-
fentiert. die ganze Linie der Parifer
Entwicklung von Fontainebleau
über Eourbet und Manet bis zu

Gauguin. Eezanne und Matiffe in
einem Spiegel. Einige germanifche
Elemente mifchen fich bei: früher
Deutfches. Münchnerifch-Düffeldor-
fifches. ein Gran Piloty. ein Lot
Knaus-Vautier. ein Gläschen Leibl.
ein Quentchen Bö>linz heute ein
Schuß Nordifches. das Edvard
Munch liefert. Aber das ift Ne-
bcnwerk. die Hauptkofken trägt Pa-
ris. Ladislaus von Paul fieht da-
bei an der Spitze. ein gehorfamer
Schüler der Meifter von Barbizon;
Rouffeau. gemildert durch Eorot. der
der finnlich-fchwärmerifchen Pußta-
fentimentalit-ät des Ungarn entge-
genkam. Das ergab eine nicht üble
Raffenkreuzung. und als Refultat
eine Landfcbaktskunft von warmen.
duftigen Klängen. Pabls Alters-
genoffe Michael Munkacfp war aus
anderem Holze gefchnißt. Es ift
ein großes Vergnügen. diefem fräi-k.
ften Talent. das die ungarifehe Ma-
lerei überhaupt erzeugt hat. wieder
einmal zu begegnen. Man kennt
im Publikum gemeinhin von Mun-
kacfy nicht viel mehr als ein paar
große hiftorifcbe Mafchinen. wie den
Ehriftus vor Pilatus und das Kreu-
zigungsbild. in denen der Magyar

fich pilotymäßig gebiirdetex und man hat nie recht begriffen. wiefo in den Handbüchern zu lefen wart daß die jüngeren Deutfehen. an ihrer Spiße Liebermann und uhde, fich in den fiebziger Jahren in Paris an Munkacfy gefchult hätten. Jem werden diefe Zufammenhänge zur Evidenz erwiefen an prachtvoll farbkräftigen Landfchaften- Figurenfiudien und Skizzenx die in ihren dunkeln- fchweren Tönen eine feft zupackende Malerfaufi von höchft perfönlichem Griff ahnen laffen. Mar. fieht. wie der in Deutfchland Herangereiftef der wohl fchon in München durch Vermittlung der Rambergfazüler die Brücke nach Weften zu fchlugt bei den Franzofen der Eourbetzeit fiat wandelte, Dann geht's weiter. Manets kühle Valeurs- zarte Helligkeiten und japanifierende Gefchmaeksmotive kehren bei Adolf Fenyes wieder. Andere Parifer Imprefiionifienfpiele klingen bei dem alten Szinyei nacht der andererfeits in München den Kolorismus Böeklins kennen lernte und nun feltfam hin- und herfchwankte, Auch Besnardfche Farbentendenzen tauchen auf. Überhaupt die ganze Parifer Speifekarte der leßten zwanzig Jahre. Bis die Iünglinge kommen und mit „Neoimprefiionismus'J „fyuthetifehen Abbreviaturen“ und altaffyrifch-ägyptifchen Stilifierungen heruniwirtfchaftenl daß es nur fo eine Art hat. Ein paar Anfäße zum Nationalen wagen fieh erft in jüngfter Zeit ans Tageslicht- von mehr kunfigewerblichem als künfilerifchem Sinn. Hier jedoch haben wir auch das frifchefiß perfönlichfte und überzeugendfte Ungarn-Talent der ganzen Ausftellung: Iofef Nippl-Nönai; auch er bis vor kurzem unverfälfchter Parifer. aber feit einigen Iahren ein Hort und ein Zukunftsprogramm nationaler Kunf'cübung jenfeits der Leitha. Das ift nun endlich die rechte Mixtur: voll|ändige Ausrüftung (bis an die Zähne) mit franzöfifcherTerhnikt und dazu ein fchwer definierbares magyarifches Etwas- nicht etwa nur in dcn Gegenfiänden- in den Menfchen-Häufern. Landfchaftsblicken der Heimat. fondern nicht minder im

Malerifchen felbft7 in der rafiigen
Buntheit. in der füdöfilichen Sonne
und Fruchtbarkeit. in der auch kolo-
rifiifch faßbaren Stimmung einer
erwachendem vorwärts drängendenr
kernigen Volkskultur; in der ur-
wiirhfigenf feurigen Natürlichkeit
eines Stammes mit eignen Lebens-
gewohnheitenx eignem Wein. eigner
Küche, eignen Liedern nnd eignet
Sehnfucht.
N l' "l
Iufi als diefe Zeilen niederge-
fchrieben werden. trifft aus Wien
die erfchütternde Kunde einf daß
einer der trefflichfien7 liebften un-
garifchen Knnfikenner und Schrift-
fleller: Ludwig Hevefi- in einem
Alten da man gemeinhin mit dem
Leben zu geizen beginnt. freiwillig
vcn diefem Planeten Abfchied ge-
nommen. Durch den Pifiolenfchnß
mit dem ert der ewige Jüngling-
fich vor einem Ende in Krankheits-
pein bewahrt hat. ift dem habsbur-
gifehen Schrifttum unferer Tage ein
Stück aus dem Herzen geriffen wor-
den.)(uch unfere Blätter betrau-
ern in ihm einen Freund. Erft vor
wenigen Wochen (im zweiten De-
zemberheft) veröffentlichten wir ei-
nen ausgezeichneten Auffaß aus

feiner Feder über das Mufeum in Budapefi. und in temperamentvollen Briefen. die einen weitausgreifenden Plan fernerer Mitarbeiterfchaft aufftellten. verficherte er uns feines frohen Intereffes an unfern Beftrebungen. Nun bleibt uns nichts übrig. als einen frifchen Kranz der Liebe und Verehrung an feinen Grabe niederzulegen.
M. O.

Hermann Heiberg

Am 16. Februar ift Hermann Heiberg in Schleswig gefiorben. in feiner Vaterfiadt. die er über alles liebte. Erft als er fich in die Heimat zurückzog. hatte er gefunden. was er fuchte. und er befang die einzige Geliebte. die er immer treu fand. in einfachen innigen Verfen. Diefe Verfe fchmückten nebft dem Wohnhaus des Dichters. einer Anficht der einfamften Partien Schleswigs und dem Bildnis Heibergs jede Pofikarte. die er fchrieb. Die Verfe lauten: „Als Kind fchon grübelt' ich. - wo wohl das Paradies gewefen. - Ich fuchte es. als mich das Leben - warf ins Weltgetriebe. - Ich wollt' mich flüchten in die Gärten. - hör'n die Vögel fingen! - Was dort an wunderfel'ger Luft. follt' - meine Bruft durchdringen! - Umfonfi! Erft als mein Fuß - betrat die heimatlichen Fluren. - fand ich des einft'gen Paradiefes - wunder-' volle Spuren!“ Heiberg hat fich im Leben in allen möglichen Dingen mit wenig Glück verfucht. und je älter er ward. defio enttäufchter. defio trauriger und bitterer waren die Briefe. die er an die Freunde fchrieb. deren ftets weniger wurden. Sein Vaterhatte fichin den vierziger und fünfziger Iahren des vorigen Iahrhunderts als Politiker betätigt. Er war Rechtsanwalt. mußte eines Tages wegen politifiher Verfolgungen die Advokatur aufgeben und begründete dann in Schleswig eine Buchhandlung. die der Sohn fchon in jungen Jahren übernahm und im Laufe der fechziger Iahre zu einem bedeutenden Verlagsgefchäft erweiterte. 1870 verkaufte Heiberg den Verlag und

fiedelte nach Berlin über. wo er
die gefchäftliche Leitung der „Nord-
deutfchen Allgemeinen Zeitung“
übernahm. Seine Stellung brachte
es mit fiäy. daß Heiberg die Ge-
fellfehaft kennen lernte. und im
Alter von 42 Jahren fchrieb er
fein erfies Buch. die „Plaudereien
mit der Herzogin von Seeland“.
die ein bedeutendes Erzählertalent
zeigten. Nach feinem Abgang
von der „Norddeutfchen Allg. Ztg.“
widmete fich Heiberg dem Bank-
fach. unternahm als Direktions-
mitglied der Henckelfchen Bank-
anfialt große Reifen durch Europa
und befaßte fich felbft fehr ernfihaft
mit finanziellen Unternehmungen.
die zum großen Teil fehlfchlugen.
Der vielverheißende Erfolg der
Plaudereien mit der Herzogin von
Seeland veranlaßte ihn dann.
Schriftfieller von Beruf zu werden.
Die älteren Lefer von „Nord und
Süd" kennen Heiberg aus dem Ro-
man.. Die Leiden einer Frau“. der
feinerzeit in diefen Blättern zuerfi
gedruckt wurde.» Auch kleinere
Arbeiten aus feiner Feder konnten
j 1) Der Roman ifk vor kurzem in
einer billigen Ausgabe im Verlag
Deutfcher Zeitfchriften erfchienen.

Rundfchau
hier veröffentlicht werden. Hei-
berge letztes Buch- [eine Erinne-
rungenx find unter dem Titel
„Streifzüge ins Leben" wenige
Wochen vor feinem Tode heraus-
ekomtnen7), Das Werk zeugte
?ür eine unverminderte Geifies-
frifche des Dichters und [eine
gläubige Liebe zur Menfchheit.
Sehr hübfrh [ind die Bosheiten
diefes Buches: die Charakterifierung
der „Modernen'h die ihn aus
der Gunfi des Publikums verdrängt
hartem entzückend die Einteilung
der Menfchen in „Das-heißt-
MenfchenE in „Ich-meine- ich-
meine-Menfchen“ und Leute- die
„Willen Sie/ willen Sie“ fagen.
Wenn man diefes letzte Buch
Heidergs liefix zweifelt man doch
[ehr daran- ob diefer Tote nicht
doch noch heute recht lebendig
ift . , , Ernft Friedegg

Finanzpolitifches

Gewinne wünfcht man
nicht wieder zu verlieren!

Das ifi auch der Schlüffel zu der
gegenwärtigen Zurückhaltung. In
der Tat befindet [ich heute die
Börfenlpekulation in dem Zufiande
jener Menfchenx die erfix nachdem
[ie zu Geld gekommen- fparfam
werden. Es wurde an der Auf-
wärtsbewegung der Kurier zuerfi
von Kolonial- und [odann von
Indufiriewertenx enorm verdientx
und nunmehr wird der lange Em-
porfiieg überfchaut- um einmal
Atem zu fchöpfen und auszuruhen.
Nicht etwa- daß das Publikum
bereits völlig unempfindlich gegen
jeden äußeren Anreiz geworden

') Bei S. Schottlaenders "' [e,
Verlagsanfialt, Berlin. Sch f

fei. Allein im Großen verfchlägt
es doch wenig„ ob fich verfchiedene
Wechielfiuben zufammentum um
an einem Mittage irgend eine
kleine Fabrikaktie hinaufzufeßen und
24 Stunden fpäter heißblütige
Kaufkreife dann teuerer nachkaufen,
Die Banken felbfi tun zwar fox
als wären fie und ihre Wechiel-
fiuben keineswegs dasfelbex aber
diefe gelchickte Art von Unver-
antwortlichkeit hat nicht mehr Wert-
als z. B, die der leitenden Elek-
trizitätsunternehmen/ falls einer
ihrer Filialleiter Unterbietungen

vornimmt/ die den Syndikatsab-
machungen ins Geficht ichlagen.
Im übrigen kann es ja auch das
Publikum mit Händen greifen-
wie fchwer fich fogenannte Kaffa-
papiere verlaufen laffen- - im
Gegenfatz zu deren rafchen An-
fchaffungsmöglicbkeit. Und dies
trotz eines billigen Geldfiandes-
der nur vorübergehend verfieift
wurdex als die Einzahlungen auf
unfere Anleihen fiattfinden mußten.
Was wäre die befie Anlage? fo
fragt heute der Skeptiker- und die
eigene Antwort lautet leider: „Leer-
verläufe in den neuen Konfols und
Neirhsanleihen!" Damit wird ein
folcher Spott noch keineswegs in
Taten umgefelzt. Es geht jedoch
ein trüber Ernfi daraus hervor-7
beziiglich Deutfchlands Finanzen-
für den doch ziemlich fichern Fallx
daß wir zu Waffer und zu Lande
in dem alten Stile weiter rüfien.
Optimifiifch wird auf der andern
Seite der Gang unferer Indufirie
angeiehen- obgleich der Stahl-
werksverband mit einer Nicht-
erhöhung der Träger- und Form-
eifenpreife iiberrafcht hatte. Dafür
hat aber die Stabeifenkonvention

Rundfchau
abermals ihre Sätze gefieigert-
während fie für Univeraleifen-
ihre Konventionswünfche noch einfl-
weilen vet-tagen mußte. Übrigens
glaubt man einen Handelskammer-
bericht von Effen oder Düffeldorf
zu lefenx wenn man den jüngften
Gefchäftsbericht des Schaaffhau-
fenfchen Bankvereins zur Hand
nimmt. Soviel wird darin vom
Eifen- und Stahlgußgewerbex von
der LiZaggoninduftriex von Werk-
zeugmafchinenx gewalzten Röhren
ufw. ufw. gefprochen. Jenes
Großinftitut dokumentiert eben auf
folche Weife feine leitende Stellung
in unferm Montanwefen/ deffen
Auffchwung nach Meinung von
Schaaffhaufen durch die Verbilli-
gung des Geldes viel zu hoffen
habe. Als ob nicht bei ftärkeren
Anfpriichen unferer Indufirie die
Flüffigkeit bald aufhören werde!
- Die Kursftürze zu Ende Fe-
bruar in Phönix; Harpener und
Laura find wahrfcheinlich viel zu
myfiifch behandelt worden. Trotz-
dem ja Phönir fchon lange einen
Auffichtsrat befitzt/ der fich inmitten
der widerfprechendfien Bilanzge-
rüchte eher wohlgemut- als bänglich
fühlt. Ebenfo wie man bei Laura
niemals die Rivalität zwifchen
Bleiehröder und der Dresdner
Bank überfehen darf (felbfi wenn
leßtere es anders hinfiellt)„ fo daß
felbft ein etwaiger Stü>emangel
bei den Ultimofchiebungen nicht
immer als echt anzufehen ift.
In Wahrheit find aber die großen
Montanaktien unverhältnismäßig
hoch gewefen/ fo daß.auch ohne die
neuefien Balkanwirren und Herrn
Aehrenthal in Berlin fchon ein
Rückfchlag erwartet werden konnte.
Und auch Disconto Eommandit
ftanden fchon hoch genug- als der
glänzende Iahresabfchluß heraus-
kam.
* 1'- I'
Mr. Taft fcheint keine
Angft mehr einzuflößen-
wenigftens geben fich die New
Yorker Großen momentan keine
Mühe„ durch Angftverkäufe eine
Preffion auf das weiße Hans zu
Wafhington auszuüben. Auch muß
drüben die wirtfchaftliehe Erholung
rafch wiederhergeflellt worden feiny

da eine Reihe ungünftiger Nach-
richten auf die Kurfe ohne Eindruck
bleibt. In Amerika find folche
Zeichen immer fehr bedeutfam.
Der neue Star- der dort nicht
etwa am .Opern-x fondern am
Börfenhimmel aufgegangen ift-
heißt Hawley- und ihrem Alter
nach fcheinen die Railroadmen fafi
ebenfo langfam emporzuwachfen-
wie etwa berühmte preußifche Heer-
führer. Hawley- der freilich mit
erfien Häufern wie Speyer fchon
Einiges finanziert hat- foll einft-
weilen feine Eifenbahnunternehmen
noch nicht fo ficher fundiert haben-
wie dies vor ihm Harriman zu
tun vermochte. Ein foleher Um-
ftand muß alfo zur Aufmerkfamkeit
mahnen. - Und auch ein erftes
deutfches Unternehmen verdankt
diesmal dem Auffchwung der Union
feinen vorzüglichen Iahresabfchluß.
Es ift das die Hamburg-Amerika-
linie. Man wirft manchmal ein-
zelnen unferer Fabrikgefchäfte vorx
fich zu ausfchließlich auf Amerika
konzentriert zu haben- da alsdann
bei einer Krife drüben gar keine
anderweitigen Umfäße vorhanden
feien. Ahnlich fieht es um unfere
größten Dampfergefellfchaftem nur
daß man ihnen deswegen keinen
5:0

Rundfcbau
t'.
Vorwurf machen kann. Denn
fobald in den Vereinigten Staaten
eine Stagnation eintritt. wird er-
fahrungsmäßig auch die Handels-
fchiffahrt an faft allen andern
Punkten diefer er- und impor-
tirenden Erde fiocken. Herr Ballin
könnte alfo ein noch umfaffenderes
Talent fein. als er tatfächlich ift.
ohne an diefer gewaltigen Klippe
ruhig vorbeizukommen. Ein vor-
fichtigeres Finanzieren hat er aber
wohl inzwifchen gelernt. Was
die nunmehr verfchobene amerika-
nifche Ausftellung in Berlin be-
trifft. fo ift es immerhin merk-
würdig. daß der Staatsfekretär
Delbrück erft eine Reichstagsinter-
pellation abwartet. um diejenigen
Bedenken zu äußern. die er be-
reits vor Monaten den Unterneh-
mern felbft in entfcheidender Weife
hätte mitteilen können.
3'("l "c
..Das ganze Deutfch-
land foll es fein!“ fo in-
tonierten bei uns einige einfluß-
reiche Privatkreife. als auch der
deutfchen Hochfinanz das neue bul-
garifche Anlehen präfentiert wurde.
Und das hieß: nicht nur unfere
Kapitaliften. fondern auch unfere
Induftriellen müffen jeßt in Bul-
garien Befchäftigung erhalten! Der
weitere Einwand gegen die offizielle
Zulaffung -- betreffs des fehlenden
Unterpfandes wäre wohl fonfi kaum
erhoben worden. da neben England
doch fogar Öfterreich diefe Emiffion
ohne Bedenken übernommen hatte
und in Wien die Vorftände der
Börfe keineswegs ftets nach der
Pfeife ihrer Hochfinanz zu tanzen
pflegen. Auch notieren 5%ige
Bulgarifche Tabak 102. was fogar
trotz des Unterpfandes hoch ift.
wo z. B. 41/,0/0ige Portug. Tabak
freilich noch höher fiehen. Tatfäch-
lich gilt das neue Königreich für
ungleich folider. als z. B. das unter
einer Schuldenverwaltung befind-
liche Serbien. Denn wenn Sir
Erneft Eaffel refp. Großbritannien
ihre Gründe dazu hätten. würden
fie genau wie kürzlich in der Türkei
auch über den Kopf jener Ad-
minif'tration hinweg eine Anleihe
übernehmen. Das ift jetzt leider

alles möglich geworden! Jeden-
falls kam die kleine. aber erfolg-
reiche Bewegung gegen die Bul-
garifche Anleihe denjenigen Ber-
liner Kreifen recht zu fiatten.
welche gerade die neue Serbifche
Anleihe auflegen wollten. Denn
zwei Balkanftaaten auf einmal
find zuviel! Was aber unfere
Reichsregierung anbelangt. refp.
Preußen. fo hatte der Minifter
auf eine vertrauliche Anfrage tat-
fächlich erklärt: es wäre ihm lieb.
wenn man ihm ein Ein-
fchreiten überhaupt er-
fpare. Auf diefe Weife unter-
blieb die Zeichnung in Berlin.
während in Hamburg gegen die
offizielle Notierung eine amtliche
Vorftellung fchließlich nicht zu um-
gehen war. Die Gründe hierfür
können nun unmöglich politifcher
Natur fein. da wir uns ja in allen
Orientfragen. den kleinfien. wie
den größten. gänzlich den öfter-
reichifchen Intereffen anpaffen.
Vielmehr gaben unfere Herren am
grünen Tifche dem Drängen hei-
mifcher Fabrikanten nach. welche
in Bulgarien diesmal leer ausge-
gangen waren. Man möchte um
keinen Preis weiter in den Geruch
kommen. unfere Induftrie im Aus-
lande fchuhlos zu laffen. Die
511:

Rnndfchau

Affäre Mannesmann hat ja gerechter oder ungerechter Weife einen ähnlichen Verdacht erzeugt. und das betreffende Syndikat weiß die diesbezügliche Lage noch immer gut auszunützen. wie u. a. eine feiner letzten Erklärungen beweif't. wonach kein Vergleich angenommen werde. ..der nicht die allgemeinen deutfchen Jntereffen ficherf'telle“. Alfo wiederum: das ganze Deutfchland foll es fein! Um nun auf' Bulgarien zurückzukommen: wir find gewiß gegen eine kaninchenartige Vermehrung von Balkanwerten und ebenfo umgekehrt für die Förderung unferer Erportinduf'trie. allein es könnte doch fehr wohl einmal der Moment kommen. wo bei einer fremden Anleihe nicht nur das Kapital. fondern auch Deutfchlands Handel ein anderes Jntereffe haben. als die einzelnen Fabrikanten. die zufällig auftragslos geblieben find. Es wäre bedenklich. hierbei fiets Frankreich nachzuahmen. das ja jetzt regelmäßig bei Anleiheverfuchen auf feine Kapitalsmacht pocht. um feiner Fabrikation Sondervorteile zu verfchaffen. *Das fo wichtige Billigarbeiten läßt fich aber bei einer Protektion um jeden Preis. leicht verlernen! Pluto

Zu Gabriel Max' „Schweftern“

Schon geraume Zeit. ehe die Vorbereitungen zur Jahrhundertausftellung von 1906 den Anlaß gaben. auch die vergeffenen Jugend-

_

arbeiten der Berühmtheiten von heute zu durchf'töbern. fchon im Jahre 1899 kaufte Tfchudi das reizende Bild der drei Schwefiern von Gabriel Mar. das diefes Heft in einer wohlgelungenen farbigen Wiedergabe bringt. für die Nationalgalerie. Es erregte Staunen und Entzücken. Denn dem großen Publikum war nur der Geifterfeher. Märtyrer-. Leichen- und Gefpenf'termaler. der in aufregenden Senfationen. in erotifch-mhftifchen. fpiritifiifchen. fomnambulif'tifchen oder darwinif'tifchen Phantafien fchwelgende Eigenbrödler bekannt. zu dem fich der böhmifche Piloty-Schüler entwickelt hatte; und auch den Kennern. die von Mar' weniger

effektlüfiernen. dafür malerifch feineren Frühwerken wußten. war diefe kleine Skizze unbekannt geblieben. die den Münchner Kolorismus der fiebziger Jahre zu einer Farbenwirkung von fo tiefem. eigentümlichem Klang hinführte. Der Künftler hat das Bild im Jahre 1876 gemalt. Er hatte fich damals längfi in feiner. ekftatifchen. hypernervöfen Stoffwelt eingerichtet. aber er war noch nicht ganz darin verfunken. Auch unfer Bild hat etwas feltfam Geheimnisvolles. eine Stimmung. die jenfeits des Realen liegt; doch das ift rein mit den Mitteln des Handwerks. mit der Farbe erreicht. die durch die finnliche Kraft ihrer zarten Töne und ftarken Kontrafie eine Alltagsfzene in eine füßfchmerzliche Träumerei umdeutet. O.

Verantwortlicher Redakteur: br. Max Osborn in Berlin. - Für den Jnferatenteil verantwortliäz: Walter Fliegel. Berlin. - Verlag ..Nord und Süd“
G. rn. b. H.. Berlin A7. 9. Linkfiraße l7.
- Auslieferungsfielle
für Öfterreich-Ungatn: Hermann Goldfchmiedt. Wien l. Wollzeile 11. --
Luft-heißen und Einfendungen werden ohne Angabe eines Perfonennamens erbeten. - Druck: Schlefifche Buäjdruckerei vorm. S. Schottlaender. A.-G.. Breslau 11]. Siebenhufenerfiraße 11-15.

Jllufirierte Bibliographie
Villa Franz von Stuck
in M li n ch e n. Mit Begleit-
tert von Fritz von Ofiini,
(Sonderdruck aus der „Innen-
Dekoration“,) Verlagsanfialt
'Alerander Koch. Darin-
f'iadt.
Das Haus. das fich Franz
Stuck vor zwölf Jahren auf der
Gafieighöhe jenfeits der Ifar ge-
baut hat. war der Verbote des
neumiinchnerifchen Dekorationsftils
und ifi noch heute fein ftolzefies
Denkmal. Der bajuvarifche Römer-
enkel fand ohne Mühe aus den
Elementen feines Wefens und
Blutes die Verbindung zwifchen
der altbayerifchen Liebe zuniBarock.
den Empiregedanken der Zeit. den
antikifierenden Tendenzen der
eignen dekorativen Malerei und
den italienifchen Motiven. die aus
. - c ,
-_...WL . t .
Straßenfront der Billa Stuck in Miinchen
Verlag von Alexander
(Aue: ..Billa Franz von Stuck".
Koch. Dannftadt)
dem benachbarten Welfchland fo
gern auf Süddeutfchland hinüber-
ioirkcn. - jene Verbindung. dic
feitdein allenthalben in Deutfch-
land anzutreffen ift. Man braucht
nur an Emanuel von Seidl zu
denken. etwa an feine Säle auf
der Parifer Weltausfiellung von
1900. oder an Littmanns und
Heilnianns Bühnenhäufer. an das
Prinzregenten-Theater in Miinchen
felbft. an das neue Weimarer
Hoftheater. an das Schiller-The-
ater in Charlottenburg. Man gehe
etwa. um irgend ein anderes Bei-
fpiel anzuführen. auf die neue
Rennbahn. die Otto March im
Grunewald bei Berlin gebaut hat.
und betrachte dort die Ausftattuug
des Refiaurantgebäudes. die ein
jüngerer Münchner durchfiihrte. Es
ifi überall das gleiche Spiel: cin
Stück Rcupompeji iin modernen
Deutfchland. Stucks
Künftlerhaus aber bleibt
die .Krone aller Zeug-
niffe diefes Stils. weil
es zugleich ein pet-fün-
lichfies Bekenntnis feines
Erbauers und Bewoh:
ners ift. Sieht inan ge-

nau zu. fo haben wir
es hier init einer
Fortbildung des Len-
bach-Stils zu tun; 'es
ifi hier wie dort die
gleiche Flucht aus der
Gegenwart in die Ver-
gangenheit. Nur daf;
35
573

bei Stuck nichts Gekünfieltes.
Anempfundenes vorliegt. fondern
alles natürlicher Ausfluß feiner
Individualität ift. und daß bei
ihm an Stelle der älteren
Surrogatkultur. die am liebfien mit
Stuck. Gips und gemachter Alter-
tümlichkeit arbeitete. die Solidität
und Ehrlichkeit des echten Ma-
terials trat. Die fchöne Publi-
kation des Verlags von Alerander
Koch mit Ofiinis klugem und leben-
digem Tert gibt von diefem Mo-
nument des Römertums in der
gefegneten Gegend der Münchner
Bierkeller eine prachtvoll anfchau-
liche Vorf'iellung. Die Abbildungen.
von denen wir hier zwei Proben
geben. find mit der befonderen
Sorgfalt hergefiellt und gedruckt.
die einen Ruhmestitel der Darm-
ftädter Firma bildet, Mit immer
neuer Bewunderung verfolgen wir
in der langen Reihe diefer Bilder
die Einheit und Gefchloffenheit des
Gefchmacks. der hier im Ganzen
wie in jedem Detail. in den
Zimmern wie in der Anlage des
Gartens gewaltet hat. Es ift ein
Traum von Schönheit und edler
Kultur. der vor uns auffteigt.
Richard Wagner an Freunde
und Zeitgenoffen. Heraus-
gegeben von Erich Kloß.
Berlin. Verlag von Schufier
und Löffler.
Zahllofe Briefe Wagners find
in den letzten Iahren veröffentlicht
worden. teils einzeln. teils in grö-
ßeren Sammlungen. in der Haupt-
fache aus den reichen Schätzen
des Archivs des Haufes Wahnfried.
Im vorliegenden Bande werden
336 Briefe mitgeteilt. von denen
der größte Teil freilich fchon bekannt
war. wenngleich er in den ver-
fchiedenf'ten Zeitfchriften zerfireut
war, Leider ift. wie in den früheren
im Auftrag der Familie Wagner
veröffentlichten Brieffammlungen.
nicht bei jedem einzelnen Brief an-
gegeben. ob und wo er fchon gedruckt
ift. Zum erfien Male veröffentlicht.
wenigfiens vollfiändig find Briefe an
Heinrich Porges. Karl Klindworth.
Iofef Standhartner. Karl Friedr.
Glafenapp. Verena Stocker. endlich
an die Prinzeffin Marie Hohen-
lohe. Warum nicht alle in meinem

Buche ..Richard Wagners Briefe
nach Zeitfolge und Inhalt“ zuerfi
verzeichneten inhaltsvollen Briefe
an Robert Schumann. fondern nur
eine Auswahl daraus mitgeteilt ift.
vermag ich nicht ein ufehen. Der
Zeit nach umfaßt diefe neue Publi-
kation. die übrigens den letzten
Reft des Bayreuther Archivs der
Öffentlichkeit übergibt. die langen
Iahre 1834-1883; der Inhalt ift
ein fo mannigfaltiger. daß er fich
fchwer überblicken läßt. Vielleicht
hätte der Herausgeber gut getan.
hervorzuheben. welche Briefe tat-
fächlich Neues bringen. Die meifien
geben nur Ergänzungen oder wieder-
holen Bekanntes. Sehr bedenklich
erfcheint mir. daß verfucht worden ift.
die Original-Orthographie Wagners
wieder herzuftellen. Für die in
Ausficht fiehende G e f a m ta u s -
gabederWagner-Briefe.
die vorausfichtlich fchon 1914 zu
erfcheinen beginnen wird. möchte
ich dringend empfehlen. die heutige
Schreibweife durchzuführen. zumal
Wagners Orthographie auch fchwan-
kend gewefen ift. Es kann uns doch
ganz gleichgültig fein. ob er einmal
Punkt. ein andermal Pun ct

IBW-ki'.
. . a . .e
. Fri e. *MW-*BBI-
.- ,BB-.K x.. F
- w
ters ..
m::
k
74
Loy..
“eK-','
.
'..t . t .
*te-"- . .. "tet-'7.1 '0...."'L
'., . t
v.
.r . .n."'.'.'"."['['f'k'dz."""".'L'. .
.
.'..l-vnkceeZap-'e .d
Wand im Mufikraum der Villa Stuck in München
„Villa Franz von Stuck“, Verlag von Alexander Koch, Darmftadt)
(Aus :

fchreibt. Viel wichtiger erfcheint
mir. daß keine Auslaffungen vor-
genommen werden. daß Briefe. die
keinen literarifch-künfilerifchen Jn-
halt haben. nicht vollfiändig ab-
gedruckt. vielmehr nur in Regeften-
form geboten werden. Unbedingt
nötig ift auch eine weit überfichtlichere
Drucklegung als bei den bisherigen
offiziellen Wagner-Brief-Publikatio-
nen; vor allem muß anf jeder
Seite Datum und Adreffat ange-
geben fein. Ganz befondere Sorg-
falt wird auf die Regifier verwendet
werden müffen'kie Auch mit Er-
läuterungen darf nicht gefpart
werden. befonders wenn es fich
um wenig bekannte Perfönlichkeiten
handelt,
Wilhelm Altmann

Über Max Brod und fein lchtes
Buch.

Nie war das Zufammenfpiel
der dichterifchen Kräfte in Ofter-
reich fo mannigfaltig. ernft und
intenfiv wie.in :diefer Zeit. Man
muß es - gleichfam gegen das
hiftorifche Gefeh _ bewundern.
wie alle Generationen neben: und
durcheinander wirken. Ideen fich
kreuzen. ohne fich zu verletzen. und
wie cs*immer nur das einzelne
Leben ift. das den Wert hat. die
Perfönlichkeit. die fich in Geftalten
und wie mit Mufik fymbolifch dar-
fiellt oder ganz ausfpricht. Überall
ift die Grillparzerfche Tradition
lebendig (vielleicht durch Ferdinand
von Saar). aber doch wie im
geheimen und ganz .ohne Epigonen-
tum; die Linie. die von Rofegger
zu Schönherr und Rudolf Hans
Bartfch. geht. wird jene edlere
niemals fiören. der zwei ihrer leuch-
tendf'ten Lichtpunkte den eigen-
tümlich anlockenden Schimmer ver-
leihn: Hugo von Hofmannsthal und
Rainer Maria Rilke. Doch fchon
ift ein jüngftes Gefchlecht wach ge-
worden. mit der Sehnfucht nach
einer neuen Zeit. aber voll Liebe
für die kaum vergangene. und mit
Leidenfchaft nach dem Kranz be-
gehrend. der auf noch jungen
Häuptern ruht. Unter ihnen ift
einer. dem ficherlich eine ftarke
Bedeutung und noch ftärkeres In-
tereffe zukommt. Am tiefften von
allen trägt er fein öfterreichifches

Teil. daß man fcharfe Augen haben
muß. es nur zu ahnen. und man
wird leicht verwirrt. wenn man
ihn immer wieder in Begeifkerung
und Dank zu franzöfifchen Namen
auffchauen fieht. Ich meine den
Prager Dichter Mar Brod.
Er hat Bücher hinausgefchickt.
um die' Kampf war. aus denen
Leidenfchaft kam. Leidenfchaft auf-
zurufen; Novellen. in denen das
Schöne oft nur in der Ahnung
blieb; wie manche feiner früheren
Gedichte ftreckenweife fo feltfam
geftaltet. daß man. unwillig oder
befremdet oder gar verletzt. von
diefen Schickfalen fortftrebt - aber
dann fchwebt immer eines der
vielen dichterifchen Geheimniffe her.
und man ift befchämt oder zu-
mindeik im Unrecht und bezwingt
fiäj. Die Lektüre feines großen
Romans: „Schloß Nomepygge“ ift
eigentlich ein fortwährender inner-
licher Kampf. namentlich zu Beginn;
abgefioßen und wieder angezogen.
fchwankend zwifchen Bewunderung
und Mißbehagen. dringt der Lefer
wie ein Entdecker durch diefes Land
voller Überrafchungen und Ge-
fahren. llnbeirrt zieht Bild auf
5rd

Bild von der magifchen Laterne
der fchaffenden Phantafie durch
die Dunkelheit der empfangendenx
gegen das Ende zu großartig fich
erfüllend in ekfiatifchen Vifionen.
Aber in den neuefien Gedichten
kann man fchon fehen„ wie diefe
fchlackenhafte Seele lichter wirdx
und wer das letzte Buch/ den
„kleinen Roman": „Ein tfchechifches
DienfimädchenC gelefen hat - es
ift 'wie alle Bücher Brods bei
Are(Juncker in Berlin erfchienen -x
wird auch diefe Entwicklung als
Individuation der typifchen er-
kennenx die aus dem Chaos in die
Reinheit geklärter Sinne und ge-
läuterten Herzens führt,
Diefes Buch von dem fchönen
tfchechifchen Dienfimädchein der
Rätfelgefialty die auftaucht und ver-
fchwindet und wieder hervorkommt/
ifi nicht fehr reich; es ifi eine Liebes-
interviewt)
| "l d
Karikatur auf Max Brod und vrrkleinertex-
Titelblatt feines jüngften Buches von
Lucian Bernhard. (Aus dem Sonder-
prolpekr deS Verlage. von Axel JunrKer,
Berlin, iiber Max Brave Wer-lie)
WM OKOO
gefchichtex eine Gefchichte der Sehn-
fuchtx wenn man will - denn das
Schönfie an ihr ifi das Warten;
und dann die Erfüllungx in die
fich alle losgebundenen Wünfche
und Kräfte zu fiiirzen feheinen.
Von einem jungen Menfrhen erzählt
fiel der ein fonderliches Leben
im Abfirakten hingebracht hat und
nun durch eine plötzlich aufflam-
mende Liebe zu jenem Dienfi-
mädchen in der Welt des Tat-
fachlichen erwacht; wie feine Sinne
fich fchärfen und verfeinerm wie
er fich ganz einlebt in die Sphäre
der unermeßlichen Wirklichkeitem
wie er unabläffig wacht und diefes
Wachen doch nur ein Traum 'ift.
Und wie fchön und erregungsfiari
diefer Traum wird- aber wie karg
und kurz„ da er das Glück trägt.
Sowie er verfinkt/ finkt die Welt
mitx und in der Nacht der kalten
und fiernfernen Ideenx unter Ge-
danken„ Begriffenx Urteilsketten-
Srhemen/ bleibt der Einfame zurüch
in tieferer Einfamkeit als vordern . . .

Zuufirierte BWgraphie
Ich weiß: man foll den Inhalt eines fchönen Buches- das man empfehlen will- niemals verraten„ höchfiens andeutem nicht einmal ahnen laffen„ und fo fage ich nichts mehr. Nur noch das Eine- damit diefer Auffaß doch auch einer Kritik gleichkommt: die fchlichte Schönheit diefes Buches ift eigentlich eine dekorative; feine Architektur fcheint dürftig und nicht genau. Aber man braucht nur in eines der innerften Gemächer zu fehen oder einzutretem und die heimlich-ver-worrenen Gefühle des guten Wohnens umflüi'tern wohlig das Herz. Mögen viele kommen und verweilen! Es ift ein goldenes Haus; das fteht mitten in einer fchwermütigen Stadt/ die man von feinen Fenftern weithin überblicken kann; eine alte Stadt ift es- voll Gefchichte und verhüllt von Zukunftx groß und wie aus Träumen. So kann man fie langfam im Lefen' fich auftun fehenx von der Heimat-liebe neu erfchaffen und hingel'tellt: das vieltürmige dunkle Prag.
Felix Braun

Georg Engel: Der ver-botene Raufch. Concordia-Deutfche Verlagsanftalt- Berlin.
Sechs liebenswürdige humor-volle Erzählungen bietet uns Georg Engel in diefer feiner neuen No-vellenfammlung. Ana) in ihnen fchildert er wiederum in der ihm eignen amüfanten und doch künft-»lerifch feinen und vornehmen Art Typen feiner Heimat- kleine Leute:y Genre- und Charakter-bilder von der pommerfchen Küfke. Eine außerordentlich lebensgetreu ge-lungene Figur ift die des „Martin Kriews". Wer die pommerfchen Fifcher kennt- wird diefen unge-hobelten- doch im RaufGe höchft gemütlichen Burfchen als ein Staats-fiück der intimen Charaktermalerei bezeichnen müffen. Komifch wirkt die Gefchichte von der verbotenen Ehe„ in der die Seelenhirten dreier Konfeffionen zwei Verlobte nicht zum Genuffe ihres Glückes kommen laffen: alle drei wollen das zu: künftige Kind für ihre Kirche retten. Von den übrigen Erzählungen wil(ich noch hervorheben: „Chrifiin-Dörthes Verlobung'ß - wohl die

künftlerifch intereffantefie und prä-
gnantefie Novelle der Sammlung.
Auch die fchwankar'tige kleine Ge-
fchichte: „Das verbotene Stück"
möchte ich nicht überfehen. In ihr
kommt der Satiriker zu Worte. Es
würde fich übrigens wohl lohnt-m
diefe oder jene der kleinen Ge-
fchichten zu fcharfpointierten Luft-
fpielen - vielleicht Einaktern -
umzudichten.

Hans Benzmann

Leffing-Gefellfchaft für Kunft und Wifien.-
Lk
fcbaft. Eingetr, Verein
In der Reihe unferer Veran-
ftaltungen fand im Januar ein
Grieg-Abend ftatt. l)l*.
Mar Burkhardt fprach im
einleitenden Vortrag über die
Hauptdaten in Griegs Leben und
kennzeichnete feine Stellung in der
Mufikgefchichte. indem er durch
Proben am Flügel den Stil feiner
Kunft und fein Verhältnis zur na-
tionalen Romantik feines Vater-
landes zur Anfchauung brachte.
Sehr reizvoll geftalteten fich die
mufikalifchen Gaben des Abends.
Das äußerft gefchickt zufammenge-
ftellte Program-„u, wies Griegfche
Lieder auf. die von E m m y v o n
H o l ft ein mit fympathifcher
Stimme. itarker Empfindung und
lebendigem Ausdruck vorgetragen
wurden. Am beften gelangen ihr:
..Vom Monte Pineio.
Hoffnung". und „Ich liebe
Dich“. Den Mittelpunkt bildete
die Franz von Lenbach ge-
widmete große E-Moll-So-
nate. die in Amalie Rad-
waner-Birnbaums Violin-
fpiel undAndrsTorchianas
Flügelbegleitung feinftes Verftänd-
nis und künftlerifche Interpretation
fand. -
Am letzten Vortragsabend fprach
Philipp Spandow über das
..Uneigentliche der Flugtechnik“. Er
motivierte den etwas befremdlich
klingenden Titel mit dem Hinweife.
daß diefer Vortrag eine Ergänzung
zu *feinem vorjährigen fein folie. bei
dem er lediglich die Grundzüge -
das ,.Eigentliche“ - der Luftfchiff-
fahrt behandelt habe. während er
diefes Mal nur vom ..Nebenher“.
den Begleiterfcheinungen des gro-
ßen Ereigniffes fprechen wolle. Er
gab dann eine feine Auslefe aus
allerlei merkwürdigen Erfindungen
und Erfinderfchi>falen. Die ge-
fchickt aneinandergereihten Kapitel
wurden im wefentlichen charakteri-
fiert durch die Namen: L e o n a r -
do da Vinci. Lilienthal.
Böcklin. Kreß und David
S ch w a r z. - Der Redner ver-
f'tand es auch diesmal wieder. eine
ganze Reihe fachwiffenfchaftlicher
Probleme ebenfo gründlich wie

leichtfaßlich in einem fo amüfanten.
liebenswürdigen Plaudertone zu
behandeln. daß die mit Reäjt fo ge-
fürchtete. leidige „Trockenheit" der-
artiger Vorträge auch nicht einen
Augenblick zur Herrfchaft gelangte.
Einer unferer Atelierbefuche
wurde durch eine Verkettung un-
glücklicher Umfiände empfindlich be-
einträchtigt: P r of. T u a i l -
l o n s Atelier war verlegt. und
durch einenaäjträglicheMel-
dung erft wurde die an fi ch ri ch -
ti g e Adreffe der Einladungskarte
in eine falfche ..verböfert“. Es war
daher nur eine kleine Sch-ar. die den
Umweg nicht gefcheut hatte. um den
neuen Tuaillon zu betrachten. und
wir bitten hierdurch an diefer Stelle
wegen der entftandenen Unbequem-
lichkeiten um Entfchuldigung.
In Prof. Tuaillons Atelier be-
fand fich nur ein Werk - eines
- und es war ke in Löwe. fondern
ein Reiterftandbild Kai-
fer Wilhelms. das durch Ge-
genftand und Ausführung gleich in-
L

Leffing-Gefellfchaft
terefiant if't. - Frih Stahl gab
einen kurzen Überblick über Tuail-
lons Kunft. deffen Ruhm durch die
A m a z on e begründet wurde. die
nun ihren Platz zwifchen Mufeum
und National-Galerie gefunden
hat. Durch diefes Werk wurde
Tuaillon in die erfke Reihe der mo-
dernen Bildhauer gerückt. die es
fich angelegen fein ließen. die durch
malerifche Anfchauung verweich-
lichte Plaftik zur Größe und Ein-
fachheit zurückzuführen und das
plaftifche Gewifien zu erwe>en. Als
erfter Künftler diefer Riäftung
wäre wohl eigentlich A d o lp h
Hildebrand zu nennen. dem
es aber nicht gelang. fiir den tiefen
Ernft feiner Auffaffung und die Re-
alität der Wiedergabe das Münche-
ner Publikum zu gewinnen. Erft
Tuaillon brachte in der Amazone
durch Form und Linie die Prinzi-
pien der neuen Kunft zur Geltung:
völlige Ruhe und Einheit der
Gruppe *trotz der Verbindung der
antiken Gefialt und des modernen
Pferdes. T u a i l l o n s zweites
großes Werk war das K a i f er
Friedrich - Denkmal in
B r e m e n. das durch eine
ichwungvolle Wiedergabe der idea-
len Volksauffafiung. einer befon-
ders heldenhaften Anfchauung.
meif'terhaft die Aufgabe diefes
Denkmals löf'te. Die vielumftrit-
tene Kof'tümfrage bedeutet in d i e-
fem Falle eine glückliche Steige-
rung derPerfon. K a i f e rF rie d-
r ich war fchon wiihrend feines
Lebens fafi eine fagenumwobene
Gefialt. ein Symbol von Schön-
heit und Kraft. Weisheit und Güte.
und die römifche Eäfarentracht hebt
ihn als etwas Befonderes empor.
Run gibt uns der Künftler diefes
Kaifer Wilhelm-Denk-
m al für* die Rheinbrücke in Köln;
ein Werk. das fo ganz dem menu-
mentalen Gedanken entfpricht. der
ihm zugrunde lag:-die repräfcnta-
tive Erfcheinung zum Ausdruck zu
bringen. Pferd und Reiter. jedes
für fiä) befonders modelliert. wir-
ken keineswegs als getrennte Stücke.
fondern als einheitlich empfundene
Linien. die aus dem lebendigen
Ausdruck entftanden find. charakte-
riftifch fiir den Reiter und das

Pferd. eines der Tiere. die in jedem
Gliede zur höchfien Leif'tungsfähig-
keit erzogen find. Und wieder ift
auch hier die Klippe. die die mo-
derne Männertracht und vor allem
die Uniform unfern Künfilern
bietet. mit ficherem Blick vermieden.
Für Kaifer Wilhelm. der unter uns
weilt. der den Zeitgenoffen leben-
dig vo-r Augen fieht. konnte ein an-
tikes Gewand nicht in Frage kom-
men. aber die kiinitleriiche Umwer-
tung des realen -Kof'tüms. die ab-
fieht von den Einzelheiten aller
Knöpfe. Schnüre. Schnallen njw..
ermöglichte den monumentalen Um-
riß. der für den diefem-Werk zuge-
dachten Platz erforderlich if't. Es
ragt aus der Monotonie all der
vielen Kaifer-Denkmäler. die uniere
Zeit aufweift. als ein Ganzes ber-
vor. das eben n u r der dargeftellten
Perfon dient und die Linie zur
Geltung bringt. die nur diefe Per-
fönlichkeit ch-arakterifiert. wie* die
machtvolle Linie die Perfönlichkrit
Bismarcks und die zarte. gebogene
den Denker Moltke.

Mufil--Beigabe
[-1 mum-281W.
„pa-"Wo Luckau 'ommoocj *'
paul .ll-nn, 0p.18. R9 *7»
6-p'k1xdlluo1 qQdlu-ox-.räenc mov-ac “usw-Wlan.; (Rod. 1.04.1117. kkklln.
8. vun c7)
mt Ie'Mguog .131- 80d1631ogor'3011eu 13mm- um] UWlkaUeovanQuue, (Lob. bleu-1.11), kerlw,
„Nord und Süd". 34. Jahrgang Heft 7.
l

Z. '1.6'''
2

.5 3/_
l.. â€ž
Ã„
:G:
. Z
F.
_ ...IL
. Y.: :
e ,.:Y
._-
>1.:
5 LldÃ¶ 17x
,1.:
7.:
N

< 91 u *7' l
* 8m.- *n- Duel! 'dv c G 'Case-,UWE

Zu der
Bau(Juan
Verhältnismäßig fehr rafch ifi
der Name Paul Iuons in weiteren
Kreifen bekannt geworden, und
zwar haben feine Kompofitionen
im Konzertfaal undz was noch
mehr fagen willx in der Haus*-
mufik fich Geltung verfchaffß ohne
daß eine gefchäftige Reklame ihnen
den Weg gebahnt hat. Sie ent-
ftammen eben dem Geifie eines
reifen/ vornehm denkenden und
gedankenreichen Tondichtersz der
zudem das technifche Rüftzeug-
die fogen. kompofitorifche Mache
von vornherein meifterhaft be-
herrfcht hat. Um das Eigentüm-
lliche feiner Werke„ von denen
.bisher rund vierzig veröffentlicht
worden find„ und feinen Ent-
*wicl'lungsgang verfiehen zu kön-
nen„ muß man von feinem
*Leben eine Vorfiellung erhalten
.*haben.
Sein Name weifi auf fchwei-
zerifche Abfiammung feiner Fa-
milie hin/ doch ifi er; wie fchon
:fein Vater) in Rußland aufge-
-wachfen. In Moskau ifi er am
:8. März 1872 geboren. Früh
»zeigte fich bei ihm die Neigung
zur Mufik/ doch durfte er fich
iihr erfi ganz widmen/ nachdem
ereine gründliche allgemeine Bil-
dung fich erworben hatte. Er
beabfichtigte zunächfi Violinvirtuos
Mufikbeigabe.
zu werden- allein fo ausfichtsvoll
auch fein Studium bei dem be-
rühmten Hrimaly way es be-
friedigte ihn auf die Dauer nicht;
er fühlte fich mehr zur Kompo-
fition hingezogem für die ihn
auf dem Moskauer Konfervatorium
_zwei ausgezeichnete Lehrer/ die
auch in Deutfchland fehr gefchähten
Komponifien Sergei Taneiew und
Anton ArenskyF begeifierten. Seine
erfien Kompofitionen verraten na-
türlicherweife ganz die Zugehörig-
keit zur Moskauer Schule. Wer
aber feine Violin-Sonate op. '7
anfieht„ dem wird eine gewiffe
geifiige Verwandtfrhaft mit Brahms
auffallen. Und doch kannte Iuon
noch keine Note von Brahms/ als er
diefe Sonate fchuf. Erft als er
im Alter von 22 Jahren nach
fünfjährigem Befuch des Moskauer

Konfervatoriums noch die Berliner
Hochichule für Mufik„ wo er be-
fonders bei Bargiel arbeitetez bezocy
lernte er Brahms kennen. _Zwei
Jahre blieb er zunächfi in Berlin
und nahm dann eine Stelle als
Theorielehrer am Konfervatorium
in Baku am kafpifchen Meere an.
Aber hier hielt er es niäyt lange
aus; er fehnte fich bald gar zu
fehr nach dem regen geifiigen
und mufikalifchen Lebenx das er
in Berlin genoffen hatteh und
kehrte kühn entfchloffen dahin zurüch
um ganz der Kompofition zu lebenh

Zn der Mufitbeigabe
foweit er nicht gezwungen wan
dcm Lehrberuf nachzugehen.
Jetzt begann eine neue Epoche
in feinem eigenen Schaffen. Hier
in Berlinh wo er in Robert Lie-
nau ir, dem Befitzer der alt-
berühmten Schlefingerfchen Mufik-'
handlung/ nicht bloß einen unter-
nehmenden Verlegen fondern einen
treuen Freund fand„ lernte er
immer mehr Brahms lieben und
fchätzenh befonders als er Ge-
legenheit hattex die muftergültigen
Brahms-Interpretationen der Mei-
ninger Hofkapelle unter Fritz Stein-
bach zu hören. Ohne daß er den
großen deutfcben Meifterh für den
die Ruffen felbft heute noch fonft
gar kein rechtes Berftändnis habenx
irgendwie kopierte„ fchnf er doch
in deffen Geiftey wenngleich er
feine Themen vielfach dem geradezu
unerfchöpflichen Reichtum der ruffi-
fchen Volksmufik entnahm. Als
typifches 'Beifpiel für diefe feine
Schaffensart in der zweiten Pe-
riode kann fein Sertett 0x). 22
für KlavierX zwei Violinen- Bratfche
und zwei Violoncells gelten. Seine
Symphonie 0x). *23 wurde fogar
bei ihrem Erfcheinen von einigen
Kritikern geradezu als die fünfte
von Brahms bezeichnet/ was in-.
fofern nicht richtig ift„ als Tfchai-
kowskifche Beeinfluffung "darin
eigentlich noch .unverkennbarer ift
als Brahmsfche.
Betonen muß ich aber nach-.
* drücklich- daß abgefehen von der
Verfchmelzung des fpezififch ruffi-
fchen mit dem Brahmsfchen Geifie
Inons Tonfprache und auch die
äußere Form feiner Werke vor-
läufig noch nichts abfolut Neues
bot. Seine ureigne Perfönlichkeit
hat fich erft neuerdings feit feinem
Klavierquintett 0x), 33 und vor
f allem in feinem zweiten Klavier-
quintett 0x). 44 zu zeigen be-
gonnen. Den Übergang zu dem
letzten höchft eigenartigen Werke
bilden zweiauchfehr charakterifiifchex
die „Rhapfodie" op. 37 für Klavier--
quartett und die „Trio-Caprice"
0p, 397 die beide durch den phan-
taftifchen Roman „Göfta Betting"
von Selma Lagerlöf angeregt find.
Während die etwas düftere „Rhap-
fodie" deutlich fkandinavifche Ein--

flüffe erkennen läßt/ fpricht in der
in lichteren Farben gehaltenen
„Trio-Eaprice" ganz offenbar ein
ruffifcher „Göfia Berling‟ zu uns,
Beide Werke find übrigens auch
ohne Kenntnis des Romans als
reine Mufikftücke völlig verftändlicty
fie find durchaus keine Programm:
mufikx wollen nicht etwa Vor-
gänge und Perfonen des Romans
fchildernjfondernnurdieStimmung
diefes merkwürdigen .Buchs wieder-
geben„ darum find fie wildroman-
tifch und voll der fchrofffien Gegen-
fätz'e. In diefen beiden Werken
und mehr noch in dem erwähnten
zweiten Quintett fieht Iuon die
Harmonie nicht mehr als das
felbfiändige und hauptfächliche
Moment anx dem fich die anderen
mufikalifchen Faktoren unterzu-
ordnen habenh vielmehr wird jetzt
die melodifche Führung der
Stimmem der fich die Harmonie
damit unterzuordnen hatx fiir ihn.
die Hauptfache. Er nähert fich
alfo der Kompofitionsweife Robert
Hermanns (vgl. Oktoberheft 1909)x
für den die Harmonie auch nur
das zufällige Produkt des felb-
ftändigen Erklingens der Stimmen
ift. Übrigens fucht Iuon ftets
die einzelnen Melodien möglichfi

Zu der Mufikbeigabe*
charakterifiifch auszubauen und
felbfiändig zu machen. wobei es
ihm ganz gleichgültig ift. wenn
fich dadurch fchroffe Diffonanzen
ergeben; er ift auch beftrebt.
unwichtige. nur begleitende Fi-
guren möglichft feinzuhalten.
An den Formen der .Klaffiker
hält er natürlich nicht mehr ängftlich
feft. vielmehr fucht er fie in mo-
dernem Geifie fortzubilden. Er ift
ein Meifter des Kontrapunkts. den
er feines Schulbeigefchmacks ent-
kleidet und in glücklichfter. oft
überaus geifireicher Weife ver-
wendet.. Die Rhythmik weiß er
fehr abwechflungsreich zu gefialten.
aber wenn er den in feiner ruffifchen
Heimat fo beliebten 71/. Takt oder
felbft den 7/4 Takt anwendet. fo
gefchieht dies in einer fo gefchickten
Weife. daß diefe auch heute noch
ungewöhnlichen Taktarten einem
ganz natürlich vorkommen. Mit
Brahms teilt er auch die Neigung
für Synkopen und. liebt es in
feinem meif'i nichts weniger als
leichten Klavierfalz die rechte Hand
Triolen fpielen zu laffen. während
die linke die entfprechenden geraden
Teile hat. und umgekehrt. Ganz
befonders intereffante Taktkombi-
nationen und Rhythmen begegnen
uns in feinen „Tanzrbythmen“
für Klavier zu vier Händen ap. 14.
24 und 41. Er hat fich übrigens
auch erfolgreich als Ballettkomponift
verfucht. für das Budapefter Opern-
haus eine „Pfyche“. (im De-
zember 1907 zuerft aufgeführt).
gefchrieben. die troh der in Deutfch-
land gegen mhthologifche Ballette
herrfchenden Abneigung vielleicht
doch noch einmal bei uns zu
neuem Leben erwacht.
Für Vokalmufik hat er bisher
kein großes Jntereffe bekundet.
doch find feine Ballade ..Mörtel-
weibs Tochter“ 0j). 6 und feine
„Lieder“ 0x). 13 und 21 recht
wirkungsvoll; er foll übrigens
nach einem Operntert fahnden.
Er ift vorwiegend Infirumental-
komponift. Außer den fchon ge-
nannten Werken fei wenigftens
noch auf folgende aufmerkfam ge-
macht: ..Wächterweife“. finfonifche
Phantafie über dänifche Volks-
lieder 0z), 31. „Serenadenmufik“

für kleines Orchefier 0]). 40 (in
der vor der Straußfchen „Elektra“
die Violinen dreifach und die
Bratfchen zweifach geteilt find).
Violinkonzert 0x). 42. Fünf Stücke
für Streichorchefter 0x),- 16. Oktett
für Klavier. Streich- und Blas-
inftrumente 0x). s7. Streichquar-
tette 0x). 5 und 29 (letzteres fiark
ruffifch). Klaviertrio 0x), 17 (höchft
empfehlenswert). Sonate für
Bratfche und Klavier 0x). l5.
Silhouetten für zwei Violinen und
Klavier 0x). 9 und 43.
Aus den mancherlei reizvollen
Klavierwerken Iuons. unter denen
die fchwierige ..Humoreske“ 0x).
12 Nr. 3 das Repertoire unferer
bedeutendften Pianif'ten feit Iahren
ziert. habe ich die verhältnismäßig
nicht zu fchwere. etwas ruffifch
angehauchte Humoreske aus dem
Zyklus ..Sathrn und Nymphen“
0x). 18 ausgewählt. die bezeichnen-
derweife die Uberfchrift „Pan
von Bacchus kommend“ trägt.
Wie fehr Iuon. deffen Werke
ftets den Eindruck der Reife machen
und offenbar nie rafch hinge--
fchrieben find. in der mufikalifchen
Welt gefchälzt wird. erhellt am
befien aus der Tatfache. daß er als
Theorielehrer an die Königliche

Zu der Mufikbeigabe
Hochfchule für Mufik in Charlottenburg im April 1906 berufen worden ift. und daß die Dresdener Mufikfchule. da fie ihn nicht ganz als Lehrer gewinnen konnte. ihn feit April 1909 wenigftens beftimmt hat. zweimal im Monat an ihr Unterricht zu erteilen. Erfreulicherweife haben wir nicht zu befürchten. daß unter diefer aus: gedehnten Lehrtätigkeit fein eigene. Schaffen leidet.

Prof. l)r, Wilh. Altmann

Redaktion der Mufikbeigabe: K u rt Fliegel. Berlin. Linkfiraße l7

Leffing-Gefellfchaft für Kunft und Wiffen-
fchaft, Eingetr. Verein
„Kriminalpfvchologi-
fche Tagesfragen“ lautete
das Themax iiber das Herr Me-
dizinalrat 1)r, Lepp-
ma n n bei uns fprach und deffen
aktuelle Wichtigkeit er durch die
bevorfiehende Reform des Straf-
gefehbuches begründete, Unge-
wöhnlichex verbrecherifche Taten
haben zu allen Zeiten das In-
tereffe weiter Kreife erregt„ und
der Neugierigeh der Lüfierne„ der
Humorift befchäftigten fich ein-
gehend mit Fällen wie die von
Cartouchez dem bayrifchen Hiefel
oder dem Schinderbannes. Durch
mündliche Überlieferungen wuchfen
folche Perfönlichkeiten ins Sagen-
haftez wurden zum Kinderfchreck
und galten als ausgeftattet mit
unheimlichen Kräften und Gefchick-
lichkeiten. Der italienifchc Piv-
cbologe Lombrofo vertrat die
Anfichy daß im Verbrecher Ur-
inftinkte wieder lebendig würden-
daß in ihm ein Stück Urmenfchen-
tum/ eine tiefere„ tierifche Stufe
der Entwicklung zum Vorfchein
komme„ die vom normalen Menfchen
längfi überholt und überwunden
fei. Diefe Theoriez daß es geborene
Verbrecher gebex die einen be-
fonderen Teil der Schöpfung dar-
fiellten/ hat wohl> außer Lom-
brofoy keine Anhänger und Ver-
treter weiter gefundem aber das
Studium der Verbrecherpfychologie
ungemein gefördert. Wenn auch
fchon früher Geifieskranke ftraffrei
bliebem fo galt doch nur die
Geifieskrankheit, die fich allen be-
merkbar machtez die den Stempel
des Blödfinns an der Stirn trug,
Lombrofos Auffehen erregende Hy-
pothefen forderten Studium und
Beobachtungem in deren Verlauf
fich die Notwendigkeit des Arztesy
des Seelenarztes heraus-
ftellte„. um n e b e n dem Richter
ein Verbrechen erklären und be-
urteilen zu können. An Beifpielen
aus* feiner Erfahrung zeigte der
Vortragendey wie ungemein fchwer-
es ift/ geiftige Störungen über:
zeugend nachzuweifem befonders
bei Perfonem die ganz folgerichtig
denken und fprechen- aber von
falfchen Borausfetzungen ausgehen

und auf Grund diefer Handlungen
begehen- die jeder Moral und
Ethik Hohn fprechen. Zu den
Geifieskranken find auch folche Per-
fonen zu rechnen- die zeitweilig
in einen fogenannten D ä m m e r-
z u ft a n d verfallen. Ihre Straf-
taten find zumeift Augenblicksver-
brechen; ihr Zufiand i| aber
auch oft an körperliche Verän-
derungen gebunden und wird dann
Veranlaffung zu Gewohnheitsver-
brechen. Hier erheifcht die Dia-
gnofe die Durchforfchung des
ganzen Seelenlebens. Am fchwie-
rigften ift die Behandlung der
geifiigMinderwertigem
das find diejenigem die in der
Mitte zwifchen geifiiger Gefundheit
und geifiiger Krankheit fieben. In
unferer vielverlangenden Zeit
nimmt ihre Zahl und damit die
e.

Wg-Gefeufmaft
Kriminalität zu. Aus ihnen er-
wachfen die meiften gewerbs-
mäßigen Verbrecher. Noch im
Anfange des vorigen Iahrhunderts
gab es ganze Ortfchaften. deren
Bewohner nur von Raub und
Diebfiahl lebten. in denen die
.Kinder als felbfiverfiändlich das
Gewerbe ihrer Eltern fortfetzten.
Heut ift das anders geworden.
Es gibt felten Verbrecherfa ni i -
lie n; und die Gründe für Ver-
brechen liegen häufig auf fozialem
Gebiet. deffen Kämpfen das Nerven-
fiechtum unferer Zeit keinen erfolg-
reichen Widerfiand entgegenzu-
fehen vermag. In den Groß-
f'tädten fiammen die Verbrecher
häufig aus anfiändigen Familien.
die nicht unter Not und Ent-
behrungen litten. während anderer-
feits Verbrecherkinder zu fozial
tüchtigen Charakteren heranwach-
fen. Es ift aber nicht immer die
erbliche Belaftun-g. die geiftig min-
derwertig macht. d. h. eine Pfhche
fchafft. die nicht krank genug für
das Irrenhaus und nicht gefund
genug für das Zuchthaus ift. Sie
'zeigt fich. ehe der Geift vollreif
ift. an Quantität und Qualität
der Geifiesarbeit. Der Geifi ift
in folcheni Fall befonders leifiungs-
fähig zu fabulieren und zu lügen.
Typen diefer griff-ig Minderwer-
tigen führt der Vortragende vor
in den geiftig Schwachen.
die' in der Schule fchon nichts
' lagern.
leifieten. den Willensfchwa-
chen. den Phantaftifchen. zur
Lüge Veranlagten. in denjenigen.
die fich fiets für etwas Befonderes
halten und eigentlich mehr fich
felbfi als andern etwas vormachen.
Aus ihnen rekrutieren fich die
Hochf'tapler. Von den geißig
Minderwertigen kam der Vortra-
gende zu der kriminellen Jugend.
die fchon mit 12 Iahren firaf-
mündig ifi. Ihre Strafe in erfolg-
reiche Fürforge - Erzie-
h u n g umzufetzen ift das Problem
der Gegenwart. um möglichft viel
Kräfte der menfchlichen Gefellfchaft
nutzbringend zu erhalten, Von
den Angeklagten wandte fich der
Redner zu den Zeugen und unter:
zog die Pfhchologie der Ausfage

und die Autofuggeftion einer ein-
gehenden Analhfe. Überall. wo
es fich eigentlich um ganz konkrete
Dinge handelt. drängt fich immer
wieder das Ahf'trakte hervor. und
wir rühren an Dinge. die an der
Schwelle des Unbewußten
unddesUnterbewußtfeins
So kommen wir not-
gedrungen zu dem Schluß. daß
nicht nur bei_ Zeugen und An-
g e k l a g te n die Erfahrungen der
Pfychologie anzuwenden find. fon-
dern daß auch der Richter ihr unter:
worfen fein follte und vor allem .
praktifche Studien in ihr und mit ihr
machen niüffe. um zu einem klaren
objektiven Urteil kommen zu können-
Der Vorftand
)0

Jm Zeitalter der' Hygiene-
:ini Jahre 1911 wird in Dresden
eine Internationale Öhgiene-*ilus-
ftellung fiattfindeiu der bereits jetzt
in weiten Kreifen lebhafte-3 Jn-
tereffe entgegengebracht wird. Sie
foll in vier großen (kit-tippen dein
fieht Dresden auch auf den! Gebiet
der Förderung hhgienifcher Be-
firebungen init an erfier- Stelle,
Das beweifen n. a. die in Dresden
und feiner Umgebung in den letzten
Jahren entfiandenen Fabriklninteiy
*l i ll y l» i_
.1 ..1... .ii-1-
rx. * r - x ..
[run 'in .a
7" t'
Ein Stück Orient an der Elbe
Zweck dienen„ die Bevölkerung
hygienifeh anfzuklären und ihr ein
Gefanitbild deffen zu gebem was
auf hhgienifchein Gebiete bisher
geleifiet worden ift. Keine Stadt
erfcheint fiir eine folche Ansftellnng
geeigneter als Sarhfens Refidenz-
findt Öresdenl denn bekanntlich
namentlich ein Fabrikgebände/ das
zu Anfang diefes Jahres feiner
Befiimtnung übergeben worden ift,
Schon die Lage des Bauer) deutet
darauf him inwieweit fein Erbauer
es fich hat angelegen fein laffem
iiber die (*'irundfiitzeF die inan
fonft als „foziale Forderungen" be-
ll..
L*

DZZOÄWZWÄWZZOZOZO
zeichnetF
Termin- in
die Zentrale
binauozugehen. Das
dem diefe Fabriß
der Firma Orien-
talifcbe Tabak- und Cigaretten-
fabrik *_2)cnid3e- Inhaber Hugo
Zielzx errichtet wurdeX ifi als ein
fiir Fabrikbauten idealer zu be-
zeichnen.
orientalifcben Formen uni fo nur-
kungsvoller zur Geltung. lin-
zweifelhaft trägt der Bau Nur
kiinfilerifchen "Ausgefialtung des
.c-
t
lub
i
.
Auch kommen hier die »
Wiewobl es nicht unt'ere Auf-
gabe iftx die Fabrikation von Zi-
garetten zu befcbreibem mögen
doch einige Angaben dariiber ge-
fiattet fein/ wie und wo die Her-
fiellung der Salem Aleikum-Zi-
garetten und anderer Yenidze-
Spezialitäten erfolgt. Der Rund-
gang im ?Raida-Bau beginnt
mit der Befichtigung des Keffel-
| und Mafchinenlmufes. Das Innere
l diefer Räume gleicht einem Meifier-
, Ein 'Blick in einen der 40() Perfoueu fajfenden Handarbeitsfäle
Dresdner Stadtbildes bei
täglich zu Tax-fenden vorüber-
fahrenden Fremdeny fowie bei den
zahlreichen Befuchern- welche das
Gebäude bereits beficbtigt haben.
Die Fundamente und die
Stützen- auf denen die gefamte
Lafi der» Baueo ruby find aus
Beton und Eifen bergefiellt, Zum
Verblenden des Robbaues wurde
Kunfifiein verwandtx in Abmel-
jungenx wie fie gleichgroß noch
nicht in 'Frage gekommen waren.
und
findet volle Anerkennung bei den
j
ftiick/ dag* jeder» der an der Ein-
richtung beteiligt war„ *geliefert
bat/ gleicbvielx ob er Fundamente-
Wundverkleidung Koblentransport-
Anlage- .Keffelx Dampf: oder elek-
trifche Mafchinen gebaut hat. Die
zablreich angebrachten Meß- und
Regifirierapparate neuefier Kon-
firuktion verfia'rken den Eindruck

einer rationellen und fparfauieu
f Betriebsweife.
7 Im unterfien Stockwerk des
, Hauptgebäude-.t lagert ein 'Teil der
l ausfibließlieh zur ' Verwendung
L2

OZZOZWIOYWZOZOZZO
kommenden orientalifchen :liohta-
bake. Mittels befonderen Fahr-
fiuhles fieht mit der Tabakfchnei-
derei der Raum für das Ent-
bündeln und Auflockern des Tabaks
in Verbindung. Zu fämtlichen
Mifchungen wird der Tabak na-
turell„ alfo ohne Beigabe irgend-
welcher Effenzcn- verarbeitet, Seit
Jahren find Yenidze-Marken durch
ihr Aromin ihren Wohlgefchmack
und ihre-*Bekömmlichkeit bekannt;
männifcher Erfahrungen bergefiellt
wiirde als das deutfche.
Das in bezug auf den Tabak
Gefagte gilt bei der Firma Yenidze
auch für das Zigarettenpapier.
Es ifi das beficy welches zurzeit
erif'iiertx und ifi aus vegetabilifchen
Befiandteilen bergefiellt fowie voll-
kommen unfchädlich. Bei der
Fabrikation von Zigaretten felbfi
wird unausgefetzt fcharf Kontrolle
geübt. Sie ifi in fo umfang-
Ein Teil des Mafchinenfaales für Kartoniragenfabrikation
alles Eigenfchaftety die mit der
Zunahme des Konfums und des
damit größer werdenden Verfiänd-
niffes fiir diefes moderne Genuß-
mittel bei der dentfchen Raucher-
welt immer mehr anerkannt werden.
In Anbetracht der hohen Leifiungs-
fähigkeit der deutfchen Zigaretten-
indufirie follte die deutfche Raucher-
welt das deutfche Produkt be-
vorzugen. Es gibt kein Fabrikat
der Zigarettenbranchß welches mit
größerer Gewiffenhaftigkeit und
gründlicher-er Ausnutzung fach-
|
reicher und fcharfer Weife deshalb
leicht durchführbar/ weil die Mehr:
zahl der Arbeiterinnen von der
Firma felbfi» nach ihrer eigenen
Anleitung und mit großen Koften
angelernt und ausgebildet ifi. Jeder
der drei großenz hohen und hellen
Handarbeitsfäle faßt rund 400 Per-
fonen, Mehr als die Hälfte. hiervon
wird mit der Herftellung von
Salem Aleikum-Iigaretten be-
fchäftigt.
Der Vollftändigkeit halber fei
auch» die Anfertigung von Kar-

:WZWZOZOZOZOZOZOZOZD
“tonnagen erwähnt. Der ganze
ungeheure Bedarf in großen und
kleinen Kartons/ die zur Aufnahme
der Zigaretten dienen„ wird von
der einfachften bis zur lururi'ofen
Ausftattnng in eigener Regie ge-
deckt. Die aufgefiellten Arbeits-
mafchineu verarbeiten gewaltige
Mengen vou Rohftoffen und
gliedern fich dem Suftem der
finnreichften Arbeitsteilung an„ wie
.es den Großbetrieb beherrfchen muß.
brechenx ausgelegt, Überall an:
geordnete Entlüftungsanlagen he-
wirken eine ununterbrochene Luft:
auswechflung.
Im fünften Stockwerh über
den Arbeitsräumen- befindet fin»
der mächtige Speifefaal. Das in
den unteren Stockwerken befchc'jf-
tigte Perfonal gelangt hierher
mittels elektrifch getriebener Auf-
züge. .Kalte und warme Speifem
letztere in Apparaten von rein
Ein Teil des Speifefaales
DieiiReinigung der Arbeits-
ra'ume kann täglich ohne Schwierig-
keiten nach Arbeitsfchluß erfolgen/
denn die Räume find fämtlich
(eine Fläche von rund 1-.) 000 (nu)
mit Linoleum belegt, Der Zugang
zu den "Ilrbeitsräumen ift für die
"Ilrbeiterfchaft nur nach Paffieren
der ?Garderobe und Wafchräume
möglich. Letztere fowie die Toi-
letten find mit Fliefeu belegh
*und auch die Wände find mit
*weißen .llachelnh oben limit einer
bunten Bette angenehm unter:
Nickeh wie man fie in Sana:
torien und Erholungsftätten kennt-
hergefiellth werden hier niit ge-
ringem Auffchlag auf die Selbfi-
koften verabreicht. Wärmapparate
nehmen die vom Perfonal mit:
gebrachten Speifen und Getränke
auf. Eine recht beachte'nswerte
Einrichtung ift die in der Nähe
des Speifefaales gelegene Ruhe:
halle. Sie fieht- für Männer und
Frauen gefondertx dem Perfonal
unentgeltlich zur Verfügung und
wird fleißig von älteren ruhe:

©Z©Ä©Z©Z©Ä©Y©Z©Ä©Ä©'
bediirftigern Arbeitern benutzt. Von
hier aus ift auch die Plattform
des Daches zu erreichen, Man
hat von diefer aus die gewiß
feltene Gelegenheit. auf der einen
Seite das rafch pulfierende Leben
des modernen Verkehrs zu be-
obachten. auf der anderen Seite
aber die Stille der Natur uud
ihre Reize kennen zu lernen.
Im Dachgefchoß find Braufe-
und Wannenbäder in großer Anzahl
untergebracht, Die Benutzung
derfelben ift fiir die Arbeiter*-
fchaft unentgeltlich; ebenfo fteht
bei etwa vorkommenden Ver-
letzungen und Unfällen ein Kranken-
zimmer zur Verfügung.
Jen jedem Stockwerk befinden
fich mehrfache Feuerlöfchvorrich-
tungen. Eine gut organifierte
Fabrikfeuerwehr wird von ge-
fchultem Perfonal geleitet.
Al(diefe Sorgfalt und peinliche
Sauberkeit kommen. abgefehen von
den Vorteilen. welche die ge-
fcbilderten Einrichtungen für Leben
und Gefundheit der Arbeiterfchaft
im Gefolge haben. dem Fabrikat
zugute. Der Konfument eines
Genußnuttels foll die Gewißheit
haben. daß nichts verabfäutnt
wurde. was geeignet fein kann.
die Fabrikation hhgienifch einwand-
frei fich vollziehen zu laffen. Ie
größer die Reinlichkeit und Sauber-
keit bei der Zubereitung. um fo
größer der Genuß. den das Fertig-
fabrikat bietet.
Der Herfteller eines folchen
Genußmittels hat aber auch in
Anbetracht der befonderen Leiftun-
gen die Pflicht. das Vorhandenfein
des unübertroffenen Genußmittels
bekanntzugeben. Sichtbaren Aus-
druck hat diefer Gedanke durch
Errichtung des Yenidze-Baues.
bekrönt mit der ftilechten Kuppel.
bekommen. Die Verglafung der
Kuppel ift gebildet von drei Kolliers
fmaragd- und rubinfarbener. edel-
fteinartig geformter Gläfer; dar-
über entwickelt fich das Flechtwerk
bis zur Kuppelkröuung. die in
einem fchwer-en Bronzeauffatz endet.
Die von innen erfolgende elek-
trifche Beleuchtung der .Kuppel
gibt diefem fchönen Teile des
Gebäudes einen malerifchen An-

blick. der die deutfchen Konfu-
menten mahnt. vorurteilsfrei
deutfche Induftrie-Erzeugniffe zu
prüfen und diefe zu bevorzugen.
wenn fie. wie im vorliegenden Falle
Zigaretten. preiswerter find als die
vom Ausland kommenden. „Salem
Aleikuni“_: Friede fei mit dir.
grüßt es vom Bau der tYenidze
herab; Salem Aleikum-Zigaretten.
die feit länger als zehn Iahren
eingeführte Spezialmarke. find
überall als erfiklaffiges deutfches
Fabrikat bekannt. '

R. E.

ü
.176116 (er-Zähicuäc .Liter-a tur-f
7
'Wu [loliaencier
floilucnsers neues buch ist mehr als ein Unterhaltungsromsn. es ist ein 'an ethischem Trust getragene* Zittcngcmhlcie, cicssen Wahrheit uncl poesic einen reinen Schutt gewähren.
.ig-tee beurteilt .Ja/th
[Lin Kontakt
preis 5 hin„ geb. a bis., in heuer 7 "hf
Dritte Juliet-ae
Mumbai-gee- i-"t-cfncienhtutt
"fkk". "f'ßfkkö
.Jr-*eifsüge ine leben
Ziejcsen
preis '.- little„ geh. 4.-- Wir.
der Verfasser bietet stets durch»
lcbtcs uncl Lmpfuncicncs in ebenso
gelstrcicher wie mächtig pnciccncicr
pnthetischcr Darstellung, unci (ile
reiche pulle seiner Gestalten nochn
riss oft Ztuunen uncl herunncict-ung
u .
KUG! kh'föfi.
?dient-matte
Line Kremer-Dichtung
ii. null-ige. preis 2.50 iii.,
geh. 3.50 hi., in heiter 5 iii,
8s ist 'ici Zeclc in cilesem pitch.
eins (ile Lntu-iclclung eines iilncies
'an glnhcncicr hlebe :u gliihenclcm
kino rnit starker poetischen* kraft
unt- sugcn fiihrt.
berliner 'l'ngcblatt
dann ouncncm
leuten
Kontakt eines Knaben
preis 5 hier!, geld. 6 hier!
ln "unser-barer photogra-
hischet- 'l'reue gibt vor-a vun-:ker
ict' eins [ill-1 eines kunden, (ie.-
ciukch eien [Dhabi-uch seiner .Klum-1-
in rien schwerste-.ct seelischen
1(0nfliict get-st.
beorgkiiti'chjelc]
l. nuklngc,
bis Marianna i'm eit/gen sen-785'
[Lt-Zählung
preis a blut-k. geb. 4 "an
K'unäct-sam 'erklart ttnti poetisch sincl cite Uatut-schiicicrungoo, markant uncl scharf (ile charakter-c uns über
allem lagert. trat: allet* Kämpfe (ier Zeelcn. cler scheuc stille kriegen einer wahrhaftlgcn 'reichen Lekenntnl.
KURZ ßhikfkik)
Nat-88mm?
i-:tn Berliner künstler-liornnn
preis ti black, geb. 4 Wut-h
Witten ins künstler-leben hinein,
in (ile bunte Welt nes Theaters.
in uns 'l'rcibcn cics pühncnubllc-
chcns, wie es sich auf cien [Brettern,

hinter eien lc'ulisscn uncl »niccier
suocrhulb (les 'i'hcnters im (Luis
nic im engen kiel-n ubspielt. greift
alice Zaren-1 hinein, um mit
scharfen Ztrichcn einige typische
charakter-c :u Zeichnen.
sstcsnntntssc
eines Zwanrigj'a'itrigen
preis 3 bist-lt. geb. 4 Wut-h
Dieses [Inch ist nicht fiir ille-
ienigcn bestimmt. ciie Zensutioncn
unci Bekenntnisse erotischer lqatur
0cier Unnutur erwarten. scncicrn
ftir (ile, (tenen es clutum :u tun
ist. einen piiclt in ciic un'crhlillto
Zeelc eines Znnncigishrigen :u
niet-fen uncl ein Zeilcic Bekenntnis
:u act-rinnen.
ct.snstrnusn
Weißt' Wet-fangt
aus einem kleinen Kill-gleiten
preis ii liiiarlc. geb. R [ist-t
Lin liebes gcmiitroiles poehleln.
'on tler-:cn [com-nenn une] ruf
kiel-:en gchenci. Der heser sieht)
Gestalten '01- sich, (ile nicht bach
iiber ihm in clan Folien sche-chen.
.unsern mit ihm“ auf ist-eich 'un-
eicin, (ict-cn Zchiclsetle .einem "ec-
sttincinis uns seiner nnteiinahmeo
unt-s0 näher stehen, .in weniger slef
'on aussergewöhnlichen, wunsch;
baren Lreignisscn erfiillt sincö
Rmtkimm
hiurquis isn't-os.
„o|c naccstotsc“
Lin humorlstischer Roman.
mt lilustrntiouco '(-n
preis 4 hier!, gebunaen 5 d'art
rnancss rüber
Net- .schwerer-?neuem
[ine stille Geschichte
preis 5 intitle, geh, 6 lliiaric, in
[..erlei- 7 [laut-lc
kisist cin su iicrorclcntlich rot-nehm
uns fein geschriebenes. :u tler-:en
Ledeitcies Zoch. es ist gut unci
iinstlerisch wertvoll - allet--
(kings lcein buch filt- pre-none
ncrrcncrrcgencier, sensationelle-.t-
Lektüre.
0. |-i. not-ren
Net* Kärcher- ron fifa/ion
uncl nncictct Lreühlungcn
preis 3 hier!, geb, 4 klar'
diese Novellen haben eien '0r-
:ug 'an einem Künstler geschrie-
ben su sein, eier italien liebt,
nassen Schulthemen-.i ihn aber auch
sehe-.nei macht. pt- sieht clas
Icclenlebcn ciicscs seltsamen, ici-

cienschaftlichen Volkes u. :eichnet
es mit starken Ztrichcn nach.
chances nütre
Mutterschaft
[Lin baltischen* [Oman
preis s black. geb. 7.50 dirt-t
hn einem piociljng, item rie ou
heben gerettet, erlebt eine junge
lirltlnciischc nciligc alle reinen
preucicn lies ltluttcrgiückes. ale
ntl'. sat-[cr pcesie geschileiert uns
gan: wunscrsum mit (ich trina-
lieben (iefiihlcn gegen cite eigene
diutter 'ern-cbt TOM'S".
||.|.l]87|k. nanauc lifii) "WELT"
j
ln 75 hicfcrungcn it 40 pfg. beton. in |0 Innuen h 3 hit
gebuncien a 4 llilic.
1 paul. umbau gehort heute :u cicn iiber-[l getei-
crtstco Schriftstellern deutschlanels. Zeins stimmungsrollen unei phantusiereiehen 8ch0pfungen reer-nen gern gelesen. -- die rorncbmen Zeichnungen 'kelemsnns siuel 'oo gens beschützt-cm Kein.
illustriert ron paul 'ke lem-nn.
.8", schaff/äcnc/cxs Feri/cs/saftc i/OF/äFJäNCkä/k /n ser/Fri

Muï¬k-Beigabe
Oskar Fried:
Nach dem PortrÃ¤t von Mar Liebermann
(dl-*t (Zenevinisun-:r 'an ?aut (Ineelrere V'erlns, Zerlini

Umrrenljeci
(der melwcdallncdo hinkt)
für eine mittlere Männer-stimme mit hrauenedor
. - keit kon otto lultuskierdadm. u - Umm(Wu ook" pri-Jä-
(aus „dev-nt frau, .ließen kann: lila'ierauuux ron 0tto Uncle-urn.
. - l '. e p Zurückhaltu-
[frei im Leitmaß. '*r--q-X---x-M-XFZ F
.
[cke-l 'laffen.
piano. z
li
l?
* J N - PKW
Uiöig im 2911:1138. '_' " "
.RF/W*: .Fuß tel-tickt* _fun-gen lain-(lo hab gr. - schult-iich mai-noo blue . rem-tab: mein ei - gamer-RW]
Mehr
nit. --_ _ - .._ -
F74
FFFKÜCWWM kun rx
rrnlc-lcelt eit-auf :rc-wehen Zettel-[en uncl Jän-tiven ein drm - ter Loc-ut'. [mehr er?
".__ "Ä
x - ..71
.kk
- ..z-ek*:- .
cr ten-xa * i * ._ z l_
...u-j.
FR
* *v
-)
uns mich, kilo mic-l1, Winzrelatoelc m6in,_.._. sei mein died. um] ich dio betet_
wo 7'777
("ehrt-1gb'. lockt-(klug rie-.dt nt perform-neo 1,10 dz- flumoot., Lei-ltr).
d-llt Lrlaudnls (lc-8 liomnonjeten, erstmalig als bien abgeäruelct.
t

87-er', 'me-Nom! .eo lang-.ram
n unicjäalre.
f K
.Keime-b ai- - :ner Edition-l Vet, pet, .ier .int-ice!- beunivt ärauls'ciio
Erlebt, *Femme-F. define‟
Zurück-Wife)-
lil',
'-[r. ltr-t,
.Er-er?, ...ew-.F w Fang-a.. N '
0d. Quint.
'3. .
. 3 _Ü
Wie-tet
- nv Welt sie-iii diiiit - .am nur'. [)u, Meüenscböeieixübräiebmag' inet-it. vr uns *ia-l1,
[tickt-c 8 .
W f W
.
y
"- Ira *tm
[ingo - 1.37._ x nennt-keit
'r .edut - felt?
r »ii
'c
Niob. ke.
ni. uur. ltr* 0“"
[WF "na Zeit-rr ax? *U Ö
in-gel-otoeir moin, __ 86i mein ied. uncl
.y
mind, W Dieb,
e., ,
,7101. 8e. pm. ,
mer-:N
; ,
Alkaline '1.11. kit.
Ik.

8e). k belebt
x/
Weg! K] uke-nslekcjiedw xu __ Wir LK'Ej .l - lei - no,
:uk-ZW'-
F.“ .
"WW" Ullm- kn tx"-
'MZ-M4
Rück 8,5 -
..tür Juyüel-üalken
-, ' /R
ZR /R _ ,q c UF
[.6'*
77.-
noeü "n-..Fey-
l
ö
-
f
[nF-'x am Zet'fmaF
/K
",_.
[UW "meh, uno
Mc -Wft ".- Zeil-..F
S» "-2-, .-'e'" *-
1|'.
.ke-oi'-
_C 7 quloe- '
"ij o era.- .>_Ö
7 .t 0mm.»
nic-iu bie-id.

u.“ laudr “ck-e722]
Ach, ich anmer Far
' > PP Ruf-*n
x ad
501-! *Lcd
*
if .
*---Sx
9
0
*Lea
\‘chr :u rickhallen
- ** 6' f
q
I
Sehr rex-Fa'. amen
In!" ZUR-71a
x14., fl -
“<7- I 4 -- - _ .
RR]. '8. l. H.

Zu der Mufikbeigabe.

Oskar Fried

„Es ift kein Name vo'n inter-
nationaler Berühmtheith den dies
Heftchen trägt“ fo begann
eine vor wenigen Jahren ver-
öffentlichte kleine Studie über Oskar
Fried*). „Sein Ruf ift heute wohl
kaum über Deutfchland hinausge-
drungenh feine künftlerifchen Taten
kennt nur Berlin. Er ift kein
Vollendeter - oder„ beffer gefagh
keinen deffen Entwickelung einen
gewiffen Ruhepunkt erreicht hätte.
Ienen Punkg von dem aus der
Künftler nur noch auszubauen und
zu vertiefen hätte. Ein Werdender
noch. ift er mit einem gewaltigen
Salze in unfer Mufikleben hinein-
gefprungen und fieht nun da„
frappierend in 'feiner ganzen Er-
fcheinung/ verblüffend durch den
originellen perfönlichen Stempel
feines Wefens/ zur Bewunderung
zwingend durch den genialen Zug
feiner Leiftungen. Nur zwei Iahre
früher und niemand hätte
feinen Namen gewußt. Und inner-
halb diefer zwei Iahre waren
es drei Abendex die genügtenh um
den Träger diefes Namens aus
dem Dunkel vollftändigen Unbe-
kanntfeins in die Reihe der erften
Konzertdirigenten zu fiellen und
ihm einen gerichtete-n Komponiften-

*) Erfehienen in der Sammlung
„Moderne Mufiker" (Verlag .har-
monie„ Berlin).

ruf zu fchaffen. Diefe drei Abende
waren die Uraufführung des „trun:
kenen Liedes“ unter Much die
Wiedergabe von Lifzts „heiliger
Elifabeth" (aufgeführt vom Stern-
fchen Gefangverein unter Friede
Leitung) und das erfte der „Neuen
Konzerte“ mit einer ideal fchönen
Wiedergabe von Mahlers E-Moll-
Sinfonie. Sprachlos fchüttelten
alle Apofiel der Routine ihre
Köpfe. fie. nach deren Überzeugung
der Dirigent dienen muß wie
Jakob um Raheh ehe er fähig ift.
das komplizierte„ moderne Oräyefier
zu beherrfchen. Hier wurde ihnen
einmal ganz gründlich er() 0eu108
demonftriert: wenn fich Wille
und Fähigkeit zu großen Leifiungen
zufammenfinden. wird es fiets ein
glänzendes Refultat geben. Und
felbft wenn das Fehlen der hand-

werksmäßigen Routine fich be-
merkbar machtx fo wird man diefen
Mangel nur als fehr untergeordnet
empfinden."
Faft vier Iahre find vergangen/
feit ich diefe Sätze niederfchrieb
in ehrlicher Begeifterung über ein
Talent„ das meteorengleich auf-
leuchtete und einen glänzenden
Siegeszug erwarten ließ. Manches
hat fich in diefem Zeitraum ver-
ändert - nicht nur an dem
Künftlerh auch am Betrachter. Der
hingebungsvolle Enthufiasmus ift
ein er kritif chen Überlegung gewichen.
die im Getriebe des Konzert-
marktes nicht felten zur Oppofition

Zu der Mufikbeigabe
fiihrte. Einft feffelte und begeifierte
mich die phänomenale Talent-
äußerung eines im Werden Be-
griffenenj der trotz mancher äußeren
Unvollkoinmenheiten fiärkere künft-
lerifrhe Reize ausübte als fo mancher
bravej gediegene Handwerker. Heut
hat Fried bereits jenen Ruhepunkt
der Entwickelung erreicht/ dem er
damals noch zufirebte. Er hat
fich in mühevollerm ernftem Ringen
die Technik feiner Kunfi angeeignetj
hat fich durch eigne Zweifel und
äußere Schwierigkeiten durchge-
kämpfy durchgerungen. Die Per-
fönlichkeit ift gereiftj und ftatt der
früheren Begabungsproben bietet
Fried jetzt abgerundete Meifter-
leifiungen. Von Verfprerhungen
ift er fortgefchritten zu Taten-
aus dem auffehenerregenden Talent
ift eine Individualität geworden.
So hat fich die tvichtigfie Hoff-
nung jenen manchen vorfichtigen
Gemütern verfrüht erfchienenen
Prophezeiung erfüllt. Sie hat
vor allem darin nicht getrogety
daß Fried nicht in den Künften
der Routine befangen bleiben
wiirde.
verderblich geworden. Das ift
das gefährliche Problem des zum
Entwickelungsabfchluß gelangenden
Künftlers: . geht die Perfönlichkeit
unter in dem zu gefialt'enden Stofß
oder bezwingt fie ihn? Das un-
fertige Talent fpielt mit der Ma-
terie. Es erkennt ihre Schwierig-
keitenj ihre Gefahren und Rätfel
nicht. Es mißachtet fie und wirkt
gerade durch diefe Unbefangenheit.
Der reife Künftler erft erkennt
feine Aufgabe nicht in der Vernach-
läffigung„ fondern in der Geftaltung
und Formung des Stoffes. Er
fieht„ daß* er ihn nicht achtlos-
So manchem find fie *
beifeite fchieben/ zum Spielball
willkiirlicher Launen erniedrigen
darf/ - daß er fich durch ihn
vielmehr in langfamer„ mühevollerj
harter Arbeit hindurcharbeiten muß.
Bleibt dann noch eine Perfön-
lichkeit übrig - dann erft erweift
fie fich als echt. Fried hat diefen
Beweis gefiihrtj und er wird ihn
weiter fiihren als eine fertige
Individualitäß die fich ihrer Eigen: *
art bewußt iftj fich in unabläffigem

.Kämpfe immer größere Gebiete
erobert und zu eigen macht.
Bei diefer Anerkennung der
bisherigen Leifiungen Frieds kann
indeffen nicht verfrhwiegen werdenj
daß äußere Unifiände'ihn gedrängt
habenj feine Gaben während der
letzten Jahre vorwiegend nach einer
Richtung zu entfalten: als aus-
ijbender Künfiler. Eine andere
Seite feines Talentes hat wiihrend
diefer ganzen Zeit faft völlig brach
gelegen: feine Komponiftentätig-
keit. Eine bedauerliche. Tatfachej
denn zweifellos wäre Fried be-_
rufen„ auch alsSchaffender manches
Eigenartige zu kunden. Wer fich
iiber die Anfänge und bisherigen
Leiftungen Friede auf kompofito-
rifchem Gebiete informieren willj
mag das erwähnte Heftchen durch-
blättern. An Werken ifi feither
nichts nachzutragen. Erwähnen
aber möchte ichj daß unter denen„
die Fried einfi fördertenj der in
jener Studie verfehentlich nicht
genannte Philipp Scharwenka mit
an erfier Stelle fteht.
Die Beilage bringt ein fchwer-
mütiges Narrenliedchen aus Frieds
einziger Oper: „Die vernarrte
Prinzeß.“ Sie ift ein Jugend-
werk und weift die Fehler
und Vorzüge eines folchen auf,

Zu der Mufikbeigabe
Perfönliche Motive haben den
Tertdichter Otto Julius Bier-
baunt veranlaßt- die Veröffent-
lichung zu verhindern. Das Li-
bretto wurde einem andern Kom-
ponifien übergebenx und die Arbeit
Friede vermodert fruchtlos im Pult.
Vielleicht ifi es nur eine vor-
übergehende Lähmungx die Friedel
Produktionskraft hemmt. Die
äußeren Erfolge feiner Dirigenten-
tätigkeiß die feinen Namen weit»
über Berlin hinaus und nicht nur
in Deutfchland„ fondern auch na-
mentlich in Rußland bekannt ge-
macht habenx mögen ihm dazu
helfenx die ihm zukommende
Stellung als Künfiler auch materiell
zu befefiigen- um dann wieder
Neues zu wagen. Daß diefc
Hoffnung nicht verfehlt fein wird„
lehrtFriedebisheriger-Entwicklungs-
gang. Der fimple Stadtpfeifer-
lehrling- der fich durch die felt-
famfien Metamorphofen hindurch
bis zu einem der meiftgenannten
Dirigenten unferer Tage empor-
gearbeitet haty der zuweilen mit
capriciöfem Eigenfinn alle gang-
baren Wege mied- fich reiner Aben-
teuerluft überließ„ trägt trotz feiner
fcheinbaren Zufriedenheit mit allen
Zufallslaunen doch Elemente einer
Eroberer-Natur in feiner Bruf'n
Er hat auch'etwas von der Rück-
fichtslofigkeit diefer Naturem die
unbeirrbar auf ihr Ziel, losgehen,
fobald fie es mit Beftimmtheit
erkannt haben. Diefer defpotifche
Zug prägt fich auch in Frieds Di-
rektionsweife aus- deren Vorzüge
hauptfächlich in der Fähigkeit- groß-
zügige Gliederungen zu entwerfein
erplofive Steigerungen aufzubaueiy
beruhen. Er erfirebt monumentale
Wirkungen und gehört zu den
211 tregco-Dirigenten. Die Vor:
züge diefes Stiles mit den feinen
Reizen fubtiler Detailarbeit zu ver-
binden„ das ift die Aufgabe- deren
Löfung Fried gegenwärtig be-
fchäftigt. Daß es ihm gelingen
wir-dh auch hier feinen Vorfatz
zu erfüllem laffen feine leßten
Triumphe in Rußland erhoffen-
die er namentlich als Beethoven-
Interpret errang. Die nächfic
Zukunft fchon wird es auch uns
lehrenx wie weit Fried als aus-

übender Künftler den höchfien
Zielen entgegengereift ift- und
vielleicht dauert es dann auch
nicht mehr lange- bis er aus feiner
reproduktiven Tätigkeit neue Jin-
pulfe für die Produktion gewinnt.
Paul Bekker
Redaktion der Mufikbeigabe:
Kurt Flieg'elf
Bei-lim Linkfiraße* 17

üMufik-BeigaL
i4 l. FXMNFK ZW'FMU'I W Faro-WN".
U61* 81W U817.
[Züri-1.' 'oo 'Webb-nun.)
FWjK-.qxn-WL our-bemalt".
Nok'nmlinn. Ä: 6st. Jannik-wann,
We.
(Lesung.
1(0nn5r (lu »rollt rien . o] - ten
piano.
in? - lieb aut-eb cbo 81i] - len 81m - 852" 82i - oo
l7>„
Vra-me-na - (je .iu-ent?

c! key-ya 3 : qq.
J3, jcb ken-nv jbo, o1- wob - vet jo clan) Z'j] - [an K'ok-I'acu-bï¬oÃ¤ - eben,
Ã„ poco Wu.
"0 >01- Mito- Ã¤ak kfc-r - ('10 - 'mk - den nur "i6 fer - m38 Nau e -
(yÃ¤cu WZ!, >
a tempo
ELA'

xa ten-yo _
diejZÃ¤-uer yor - 2e] er oft mit ei- ner ai - ten,
pa terug-a
[cler - rien, Â»rei-i.Â» (Mir-len i)n - nie clio er dir-81 Zee-liebt.
R
dot - e10 bin - lernt 2i;3r -licii 'rei - 850d
'i'ee-tjZeb. klÃ¼t' - lieb-kei - ten
['d. '0.

-den hin uncl
Fiir-.zt idc anno eine 'ol-ke ZÃ¼rn! - ollen, nimmt eW-LjÃ¶ÃŸ noob ei - m-
auZ cler klei - neo Zi] - der - (I0 - 8e,
y
Nee(- fall.
a ten-xy
8te") - eltelt beim.
Ã¤ ten-xa
(d.90.

Zu der Mufikbeigabe.
Hans Hermann
Nicht nach jedermanns Ge-
fchmack ifi ein tolles Karnevalstrei-
benf wohl aber ergötzt fich faft jeder
gern an feinem- nicht aufdringlichen *
Humor- befonders wenn er mit einer
kleinen Dofe Satire gemifcht ifi,
Sog denke ich. wirdx während drau-
ßen der Fafching tobtr fo mancher
feine fiill'e Freude an Hans
H e r m a n n s Lied „Der alte
Herr" haben. Ganz ausgezeichnet if't
'es dem Komponifien gelungenf die
pafiende Mufik zu dem hübfchen
Text von Börries von Miinchhaufen
zu finden; wir hören geradezu die
altväterifchen Komplimente! die der
gar nicht recht in die modernen
Verhältniffe paffende alte Herr an
feine Jugendgeliebte richten die
gleichfalls nur wie ein Überrefi aus
der Vergangenheit anmutet; wir
müfien nnwillkiirlich liicheln- wenn
die Mufik fo ungemein treffend
maltf wie der alte Herr „heim-
ftöckelt". Man beachte übrigens
die Ungezwungenheitf mit der fich
der häufige Taktwechfel vollzieht.
Hans Hermann if't fchon feit
mehr als fünfzehn Jahren eine be-
kannte Perfönlichkeit. Die große
Menge kennt ihn als einen der
fruchtbarfien modernen Liederkom-
vonifien; oft genug findet fie feinen
Namen auf den Konzertprogram-
men. In Berlin- wo er feine zweite
Heimat gefunden hatt hat er auch
durch feine gefelligen Talentef vor
allem durch feine frohe Laune und
feine "tete Hilfsbereitfchaft. wenn es
gilt- einen guten Trunk zu nehmen-
einen großen Freundeskreis gefun-
den. Diefer weißf wie fchwere Zei-
ten der Komponifi hinter fich hat-
und freut fichf daß glückliche Um-
fiände es ihm neuerdings ermög-
lichem frei feiner Kunfi zu leben
und ausgedehnte Reifenf felbf't nach
Afrikaf mit feiner Lebensgefährtin
zu unternehmen. '
Hans Hermann ifi ein Leipzi-
ger Kind. Geboren am 17. Auguft
1870f verlor er früh feinen Vater
und war auch bald darauf ange-
wiefenf fiir feine Mutter mit zu
forgen. Mit fünfzehn Jahren trat er
in eine jener zahllofen fächfifchen
Stadtpfeifereien einf in denen die
Lehrlinge keineswegs auf Rofen ge-

bettet find. Von feinem Lehrherrn
wurde er zum Kontrabafiifien und
"Tubaifien gemacht. Wie oft ifi er
da mit dem di>leibigen Baß über
Land gezogen und hat die Nacht
über zum Tanz aufgefpielt! Als
die vierjährige Lehrzeitf in der er
nach altem Mufikerbrauch neben
unzähligen Püffen und Ohrfeigen
oft mehr zu trinken als zu effen
bekommen hatte. vorüber warf be-
gann für ihn die Wanderzeitf die
ihn in die verfäfiedenfien Orchef'ter
der Schweiz und Deutfchlands auf
mehr oder weniger lange Zeit
führte. Da er aber nicht ein ge-
wöhnlicher Mufiker bleiben wollte
und Schaffenstrieb in fich fühlte.
nahm ert als er in Leipzig engagiert
warf bei dem Thomaskantor Wil-
helm Ruft theoretifchen Unterrichh
einige Zeit lang auch bei dem Dres-
dener Edmund Kretfchmer, dem
Komponifien der einft viel gegebe-
nen „Folkunger" und vieler Mef-
fen.. Er hatte das Gljickf daß

Zu der Mufikbeigabe
Brahms auf ihn aufmerkfam 'ge-
macht wurde. Auf deffen Rat ließ
er das Kontrabaßfpielen und Tu-
bablafen ganz fein und fiedelte 1893
nach Berlin über. um hier bei dem
mit Brahms befreundeten. unge-
mein feinfinnigen und gediegenen
Komponiften .Heinrich von Herzo-
genderg ein gründliches Studium
zu beginnen.
Mit eifernem Fleiß hat Hans
Hermann die Lücken feiner mufika-
lifchen Ausbildung ausgefüllt. Sein
technifches Können. von dem be-
fonders fein auf den dem Namen
Begas (d 0 J ?18) entfprechenden
Noten aufgebautes Streichquartett
0x). 47 beredtes Zeugnis ablegt.
wird allgemein bewundert. ebenfo
wird die Leichtigkeit feiner Produk-
tion und die Frifche und Gefällig-
keit feiner Melodiebildung aner-
kannt. In feiner Harmonik und
feinem ganzen mufikalifchen Fühlen
und Denken ift er durchaus modern.
In rafcher Folge erfchienen von ihm
Stücke für Violine. Violoncello.
Klarinette mit Klavierbegleitung.
eine große Suite für Violine und
Klavier in Sonatenform. Klavier-
ftiieke und vor allem Lieder. deren
Zahl jetzt bereits an die vierhundert
reicht.
Diefe Lieder find es vor allem.
die feinen Namen in alle Welt ge-
tragen haben. Ganz befondere Be-
liebtheit erwarben fich z. B. „Drei
Wanderer" 0]). 5 Nr, 4. ..Wenn
es fchummert auf der Welt" 0!).
31 Nr. 4. das ohne Opuszahl er-
fchienene ..Gib mir dein Hetze".
feine verfchiedenen Kinder- und
Wiegenlieder (von denen eins in
diefer Zeitfchrift im Iahre 4908
zum Abdruck gelangt ift). Neuer-
dings hat er auch mit befonderem
Erfolg fich auf die Balladenkompo-
fition verlegt (..Graf Eberftein".
,.Swcnd Gabelbart". ..Das Regi-
ment Forkade bei Hochkirch". ..Ro-
bespierre" u. f. w.) Auch auf dem
Gebiet der Sinfonie hat er fich ver-
fucht. doch noch nichts veröffent-
licht. Manufkript ift vorläufig
auch fein neues Streichquartett
..Kisweni“. in dem er die in Afrika
unter den Schwarzen zugebrachten
tropifchen Nächte höchfi ftimmungs-
voll fchildern foll.

Seine kleine Oper ..Der Stadt-
* fchreiber“ intereffierte als Verfuch.
ohne indes Verbreitung zu finden.
Seine Vertonung des Wielandfchen
heiteren Siegfpiels „Das Urteil
des Midas“ wurde im Sommer
1905 zur Eröffnung der kurzlebi-
. gen Wolzogen-Oper in Berlin ge-
geben und zwar in einer Weife. die
der Beurteilung des Werkes nichts
weniger als förderlich fein konnte.
Wenn nicht alles täufcht. diirfte
Hans Hermann feiner ganzen Ver-
anlagung nach auf dem Gebiet der
komifchen Oper noch manchen Er-
folg erringen. Vorausfichtlich wird
dies fchon der Fall fein bei dem
fich freilich ftark der Operette
nähernden. noch nicht ganz vollen-
deten „Verfchwender wider Willen"
(Text von Karl Dibbern)z darin be-
befindet fich n. a; ein mit keckem
Schmiß hingeworfener Schlager
„Der blaue Kaffenfchein". dem
fchon jetzt eine riefige Popularität
prophezeit werden kann. Hoffent-
lich erlebt diefes heitere Bühnen-
werk bis zum nächfien Karneval
feine Uraufführung.
Prof. Ni“. Wilh, Altmann
Redaktion der Mufikbeigabe:
.Kurt
Fliegel. Berlin. Linkfiraße 17

Leffing-Gef'ellfchaft für Kunfi und Wiffen-
fchaft. Eingetr. Verein
Wie felten Autoren ihren eigenen
Arbeiten gerecht werden könnenj
haben wir leider fchon oft erfahren
können; aber Ludwig Fulda
am Vorlefer-Pult zu hören und
zu fehenj ift immer ein Genußj
und als ein folcher wurden denn
auch feine diesmaligen Darbietungen
empfunden. Die feltene Beherr-
fchung der Sprachtechnik oder fagen
wir lieber der Sprechtechnik und
der feine Humoh der dabei zum
Ausdruck kamj brachte die Dich-
tungen Fuldas zur vollfien Geltung,
Eine „nachdenkliche“ Gefchichte
„Feuerverficherung" brachte die Zu-
hörer in die behaglichfie Stimmung.
Das ?tee eeraa der Probe auf die
Feuerficherheit in Herzensangelegen-
heiten mit dem gegenfätzlichen
Erfolg legte die Warnung: „fpielt
nicht mit dem Feuer" recht nach-
drücklich klarj aber die Diskretion
der beiden gefährlichen „Brenn-
punkte“ rettete die Situation
und ließ die Zuhörer hoffen/ daß
keine praffelnde Flamme Schröder
und Engelhards Ehegliick in Rauch
und Afche auflöfen werde! In
feinfinnigen Dichtungen „An die
Sonne'ß „Was würde Goethe dazu
fagen“„ „Definition'ß „Das erfte
Mal'ß ufw, bewunderten wir aufs
neue das glänzende Talent des
Dichters für Ausdrucksformen und
Reimj fowie den blühenden Reich-
tum an Bildernj die den Inhalt
fo plafiifch und charakteriftifch wieder-
geben. daß ein tiefer Eindruck zurück-
bleibt. Die allerliebfte Humoreske
„Peterfilie'h mit der Fulda
fchloßj in der ein alleinreifendes
junges Mädchen mit verblüffender
Sicherheit einen fich unwiderftehlich
dünkenden Affeffor und Referve-
leutnant ert absuräum fiihrtj ihn
veranlaßtF die Notleine zu ziehen
und die für folchen Unfug feft-
gefetzte Strafe zu zahlenj weil -
er fie fiir irrfinnig hält„ entfeffelte
durch den meifierhaften Vortrag
Stürme der Heiterkeit.
Vor den neuen Schöpfungen
Mat: Liebermannsj in deffen
Atelier uns Friß Stahl fiihrtej
tritt lebhaft die Frage auf: Welches *
Temperament lebt wohl in dem
Künftlerj das ihn den Weg zu

diefen Zielen geführt hat. Lieber-
mann ifi Berliner vom Scheitel
bis zur Zehe. Ein anderer eminenter
Berliner Maler war Menzelj -
Menzel. von dem es heißt, daß* er
keinen Schüler gehabt habe; aber
vor feinen Werken zeigt es fich.
daß fein eigentlicher Schüler und
Nachfolger Liebermann ift. Nicht
einery der ihm Äußerlichkeiten ab-
geguckt hatj fondern der in feiner
Anfchauung weiter arbeitetej wenn
diefe Anfchauung auch wiederum
von Menzels verfchieden war.
Menzel faßte das B e h a rre n d e
und gab es wieder mit unvergleich-
licher Wahrhaftigkeit in erfchöpfender
I

Leffing-Gefellfchaft
Darfiellung. gleichviel- wa s es
war: ein alter Stiefelf ein Bauwerk.
eine Perfon; in der Wiedergabe
fetzte es gleichfam feine Eriftenz
fort. Denn Menzel war das Kind
einer langfam lebenden und er-
lebenden Zeit. Liebermann vertritt
denfelben Standpunkt; alles ifi von
der Wirklichkeit umriffen und zeigt
den Refpekt vor der Natur- vor
dem Erlebnis; aber er ifi das Kind
einer anderen Zeit und bringt in
fich den Unterfäyied der Genera-
tionen zum Ausdruck. In der
Zeit eines anderen Verkehrs erblickt
Liebermann ein anderes Kunfi-
prinzip, Fiir Menzel ift der Stoff
das Beruhigter' _für Liebermann
das Bewegtg das. was im Moment
fefigehalten werden muß oder vorbei
ift. Wenig niißt ihm deshalb ein
Modellx dem er nur die äußere Form
entnehmen kann/ nichts- was Luftx
Licht„ Seele betrifft: er ergreift
die Bewegungf äußere oder
innere ohne Beihilfe des Objekts;
Menfch oder Baum oder Wolke
wiffen nichts davon„ fie ift in
Wahrheit a b g ef'i o hlenx fchnell
und heimlichx denn die Kunft ift
lang und das Leben kurz, Die
Überfehung einer veränderlichen
Wirklichkeit in das zähe und fpröde
Material erfordert neben dem Talent
das» was der Berliner „eine lange
Pufte“ nennt- d. h. eine intenfive
Arbeitx das Temperamentvolle als
Niederfchlag in dem Unausgeführten„
Fleiß- wie mechanifche Bitreact-
arbeit. Liebermann malt nicht
wie andere draußen eine Studie
und fiihrt fie zu Haufe aus. Er
macht 100 Skizzen von demfelben
Motiv (die Wände feines Ateliers
erzählen davon» bis es i n n e rl i ch
fein eigen geworden ifi und er nun
aus der Fülle der Erinnerungenx
des Befitzes und des Eigenen heraus
Eigenes fchafft. Menzel faßte die
Menge als Einzelheitem Liebermann
dagegen die MaffeF die zufa m-
m e n g e f a ßt er| eine Indivi-
dualität bildet. Um gewiffe Dinge
wirbt er jahrelang; Skizzen aus
Amfierdam. Strandbildeß badende
Kinder *kehren immer wieder in
anderer Beleuchtung- zu anderer
Tagesfiunde- in anderer Bewegung.
Liebermann zeigt fich darin als

Interpret von feines Landsmannes
Theodor Fontanes klugem Wort:
Vor den Erfolg fetzten die
Götter den Fleiß.
Der Vorfiand